Kulturgeschichte der Deutschen

im Mittelalter

von

Franz v. Löher.

Erster Band.

Germanenzeit und Wanderzeit.

München.
Verlag von Carl Mehrlich.
1891.

selbst und von Andern lernte und weiter bildete, dann aus welchen Wurzeln Sitte, Sprache, Religion und Recht emporwuchsen, ferner wie sich Familie, Gemeinde und Staat gestalteten, endlich wodurch das Leben sich geistig vertiefte und sinnlich schmückte. Eine rechte Kulturgeschichte hätte das alles zu geben in einer einzigen breiten Strömung, stets die Grundkräfte in ihrer Richtung und Stärke, stets die verschiedenen Seiten des Schaffens und der Erfolge auf allen jenen Gebieten darlegend. Deutlich müßte werden, wodurch die eigenthümliche, sich vererbende Volksnatur entstand, was sie anders woher annahm und was sie wieder ausschied, welche Störungen und Neubildungen große Ereignisse hervorbrachten.

Dazu würden freilich statt drei Bände ihrer dreißig erforderlich sein. Und wer könnte sie schreiben? Ein Einziger niemals, dazu wäre sein Gesichtskreis zu enge, seine Geistesfülle zu matt, seine Feder zu einseitig. In keiner andern Wissenschaft eröffnen sich ja heutzutage unerwartet so tiefweite Fundgruben zur Vergleichung des von diesem oder jenem Volk oder Zeitalter Geleisteten. Insbesondere würde der Mangel an Fachkenntnissen sich da öfter bemerklich machen: Waldwirthschaft z. B. versteht ja nur der Förster, im Handel schiebt eine Waare die andere bei Seite, Literatur läßt sich ohne gründliche Sprachkenntnisse nicht beurtheilen. Dreißig gescheidte Köpfe müßten zusammen arbeiten, den Stoff unter einander vertheilen, für jede Periode sich zuvor über die Grundzüge verständigen. Allein würde das vielbändige Werk nicht unwiderstehlich zerfallen in ebenso viele Geschichten der Religion, des Staats- und Rechtswesens, der Landwirthschaft, der Gewerbe, und so weiter?

Verzichten wir also einstweilen auf eine deutsche Kulturgeschichte, die nur einigermaßen vollkommen wäre. Ein Menschenleben ist ja viel zu kurz, um alles dazu nothwendige Wissen sich anzueignen. Es möge hier also ein solches Werk im Kleinen versucht werden. Nur gilt es, nicht bloß Thatsachen zu sammeln und nothdürftig zu verbinden, sondern auch einzudringen in ihre Entstehung. Es muß zum Beispiel deutlich werden, warum trotz des reich entwickelten Staates, welchen die Deutschen in der römischen Schule überkamen, sich dennoch das Lehnswesen emporarbeitete, und weßhalb später städtische Verwaltung sich über das ganze Land ausdehnte: von Beiden konnte der Mangel an regelmäßigen und genügenden Steuern nicht allein die Ursache sein.

Drei Gesichtspunkte aber sind vorzüglich im Auge zu behalten für jedes Zeitalter: die Denkungsart, das wissenschaftliche Ergebniß, die Rechtsbedeutung. Wie und wodurch die Denkungsart der Menschen wechselte und wozu sie alsdann führte, das muß im Entstehen, Keimen und Wachsen, sowie in den Erfolgen in heller Klarheit stehen. Was gelehrte Geschichtsforschung herausbrachte, hat allgemeinem Verständniß zugänglich zu werden. Das Recht aber in Staat und Kirche, das Recht unter Nachbarn Genossen und Verwandten, das Recht über unbewegliches wie bewegliches Gut ist gleichsam das Knochengebäude der Kulturgeschichte: an das Recht setzt sich jede Veränderung an, durch das Recht wird sie im Einzelnen am besten bestimmt und erklärt.

Es ist also das tiefeingewurzelte Germanenthum zur Grundlage zu nehmen, und nicht zu übergehen, wie es in den Jahrhunderten der Völkerwanderung zuerst gebrochen wurde. Im Reich der fränkischen Könige wird dann das gesammte Volkswesen vom Christenthum und von der antiken Kultur durchdrungen. Unter den großen deutschen Kaisern reifen die Ideale der Nation. Während der Städteblüthe aber setzt sich das neuere Staatswesen zurecht. Es legt sich demnach die Kulturgeschichte der Deutschen für das Mittelalter in fünf Abschnitten dar, die man Germanenzeit, Wanderzeit, Frankenzeit, große Kaiserzeit, Städtezeit nennen darf.

Wohl mag bei all' den großen und kleinen Thatsachen die Angabe der Quellenstellen vermißt werden, jedoch nur von den wenigen Gelehrten, die das Buch handhaben und in den alten Schriften Bescheid wissen, während für die andern Leser, welche doch die große Menge bilden, die Versicherung genügen dürfte, daß als Thatsache nichts darin steht, was nicht von einem zuverlässigen Geschichtschreiber des betreffenden Zeitalters berichtet worden. All' solche Nachweise für jede Stelle unter Namen, Zahlen und Ziffern vorzubringen und zum Nachschlagen gleichsam aufzugeben, solche Notennoth könnte gar Manchem am Buche den Geschmack von vorn herein etwas verleiden.

München im Juni 1891.

Franz v. Löher.

Inhalt.

Erstes Buch.

Germanenzeit.

Zweites Buch.

Wanderzeit.

Erstes Buch.
Germanenzeit.

Erstes Kapitel.
Landesart.

1. Abgeschlossenheit.

Deutschland ist das Herzland Europas: wer von einem der umliegenden Länder unsers Welttheils zum entgegengesetzten reisen will, muß deutsche Bahnen und Flüsse benützen. Hätte aber zu Cäsars Zeit ein feingebildeter Grieche oder Römer den Entschluß gefaßt, er wolle einmal die blauspiegelnden Baien des Mittelmeeres und seine Blüthengestade verlassen und nach dem kalten grauen Norden reisen, bis er zu den Germanen komme, so hätte den Mann schon ein tapferer Muth beseelen müssen. Denn er hatte große Länderbreiten zu durchmessen, die im Westen halbgebildete Kelten, im Osten halbwilde Scythen bewohnten. Erst hinter diesen Wolken von Völkerschaften dämmerte das Land der Germanen. Die Wege aber, die hinführten, waren voll der größten Mühseligkeit und Gefahr.

Nicht leicht mochte sich Jemand getrauen, über das unwirthliche sturmvolle Schwarze Meer nach den Donauniederungen zu fahren. Diese dehnten sich aus voll Untiefen, Schlammbänke und Strudel, und hatte man durch dieses trübe und unsichere Gewässer sich glücklich hindurch gearbeitet, so gab es auf dem Flusse weiter hinauf unaufhörlich Hindernisse, Inseln und wilde Strömungen, bis der Wasserschwall im eisernen Thore vollends die Schifffahrt hemmte. So gut wie verschlossen war auch der lange Meerweg über die Säulen des

Herkules hinaus, um Spanien herum, durch die Orkane im biskayischen Meer, dann an Galliens und Belgiens Küsten entlang. Was hatte nicht der kühne Seefahrer Pytheas berichtet, der zu Alexanders des Großen Zeit wirklich vordrang bis zu den germanischen Küsten! Da fließe Land und Meer und Luft in einander: wie durch einen Damm sei das All abgeschlossen, und Niemand könne dort noch weiter, weder zu Wasser noch zu Lande. Ein Südländer mochte freilich glauben, die Welt höre auf, wenn er auf unbekannten Gewässern schiffte, wo unter düstern Wolkenbänken sich die niedrige Strandlinie verlor und Gischt und Woge donnernd das Ufer überströmte.

Es blieben also für die Reise nach Norden nur die Landwege übrig. Diese aber führten im Osten durch das unwegsame Berg- und Thalgewinde des Balkan, oder wenn man im geraden Strich von Italien nordwärts wollte, über die gefährlichen Alpenpässe. Gleich riesigen Mauern in unabsehlicher Länge richteten diese Bergzüge sich hintereinander empor, hinauf und hinunter führten überströmte Flußthäler, Steilschluchten, eisiges Schneejoch: nur auf einsamen schmalem Steg mochte das Saumthier hinüberkommen.

Am offensten war noch die Bahn über's Meer zu den sonnigen Ebenen der Provence und aus diesen den Rhone hinauf und dann an einer Seite der Jurawand hin, entweder zur Rechten über die Seen in's Aar- und Rheinthal, oder zur Linken die Saone entlang bis zum Gebirgsthor, das sich zwischen Jura und Vogesen öffnet. Doch auch diese Wege erschienen lang und mühselig: nur der Händler mochte sie ziehen, der sicher darauf rechnete, bei den verschiedenen Völkerschaften, je ferner sie wohnten, um so größeren Gewinn zu machen.

2. Folgen der Weltstellung.

So waren die Germanen in Deutschland ringsum gegen Kulturvölker wie abgedämmt, sie bildeten eine abgeschlossene Welt für sich. Vom slavischen und turanischen Osten konnte ihnen keine höhere Bildung zufließen; denn dort gab es keine Kultur, dort wohnten und wogten über unabsehliche endlose Ebenen hin Völker, die sich nur eben über die ursprüngliche Rohheit erhoben. Ebenso wenig waren für die Stämme zwischen Rhein und Weichsel vom Norden her über's Meer Bildungsstoffe zu erwarten; denn drüben lebten ja nur ihre eigenen

Stammgenossen, und zwar auf noch viel ärmerem und rauherem Gebiete, als Deutschland war. Nur von Süden und Westen her konnten sie von der Kulturströmung angeregt werden, und zwar nur in dünnen Bächlein, die nach und nach der Handelsverkehr eröffnete; denn im Süden und Westen waren die Germanen von Kelten umgeben, und wie weit standen diese selbst an höherer Gesittung zurück hinter den Völkern, welche die hellbesonnten glücklichen Küsten des Mittelmeer's bewohnten!

Diese Weltstellung hatte zwei wichtige Folgen für die Kultur Europas.

Die Germanen konnten die Urquellen ihrer Gesittung nur aus dem eigenen Volke schöpfen. Sie hatten in ihrem Lande, als sie sich ausbreiteten, keine gebildeten Leute vorgefunden, von denen sie hätten lernen können, und sie blieben auch unberührt und unbefruchtet von der Kultur, die im langsamen Vorwärtsschreiten von den Ländern des Nils und des Tigris und Euphrats nach Syrien und Kleinasien, nach Griechenland, Afrika und Italien, endlich nach Spanien und Frankreich hin sich ausgedehnt hatte. Sie brachte ihrem Geiste kein Licht, ihrem Lande keine Schönheit, ihrem Haus- und Staatswesen keine Verbesserung. Germaniens Völker waren und blieben, wie Tacitus sagte, ohne Vermischung mit andern Nationen, ein eigenes und lauteres, nur sich selbst gleiches Geschlecht.

Während nun ihre arischen Stammesverwandten, welche den Süden und Westen Europas bewohnten, frühzeitig von der Kultur der Chamiten und Semiten innerlich ergriffen und langsam umgebildet wurden, kam bei den Germanen das arische Wesen zu reiner Entfaltung. Bei ihnen lebte es sich aus in voller Tiefe und Breite, so in Religion, Recht und Staat, wie in Sinnesart, Sitte und Geistesrichtung. Die Charakterzüge in dem allen erhielten dadurch eine solche Kraft und Zähigkeit, daß, wieviel auch immer an fremdem Kultursalz später hinzukam, alles die immerfort frisch treibenden Stämme und Wurzeln nur ätzen und befruchten, aber nicht mehr ertödten konnte.

Wie ganz anders würde sich heute die gebildete Welt ausnehmen, hätte nicht in den germanischen Wäldern das, was Ehre, Sitte und Recht ist, sein scharfes Gepräge angenommen! Jede Frau, die in die Kirche oder Gesellschaft, jeder Mann, der zur Rathsver-

sammlung oder in's Wirthshaus geht, sie würden Beide andere Gedanken im Kopfe haben.

Eine unglückliche Folge hatte die Abgeschlossenheit der germanischen Welt für die geschichtliche Kunde.

Zweifellos — das wird uns bald klar werden — saßen die Germanen schon eine sehr lange Zeit, zwei Jahrtausend und mehr, in Mitten Europa's, ehe die früheste Kunde über sie in Schriften erscheint. Gleichwie endlose tiefe Waldesnacht legt es sich über die Länder der Germanen, ein weites dunkles Gebiet, vielbevölkert, doch voll räthselhaften, staunenswerthen, ja bedrohlichen Inhalts für die umwohnenden Völker. Ab und zu erscheinen an den Rändern des Waldgebiets blanke, streitlustige Schaaren, sie werden aber in's Innere zurückgeworfen oder verlieren sich abenteuerlustig unter fremde Völker. Niemand berichtet über der Germanen Sitten und Gebräuche, Niemand über das, was sie eigentlich denken und wissen und für's Höchste halten.

Das Stillschweigen der griechischen und römischen Schriftsteller über das große Germanenland dauert auffallend lange. Der Liebenswürdigste von allen, die jemals der Länder und Völker Natur und Geschichte erforschten, der anmuthig lebhafte Herodot konnte trotz eifrigen Fragens nicht klar darüber werden, ob im europäischen Norden sich Meer befinde, während er den atlantischen Ozean wohl kannte. Und zu seiner Zeit lebte man schon im fünften Jahrhundert vor Christus. Herodot's Zeitgenosse Thukydides, der lange Zeit auf seinen Besitzungen in Thrazien lebte und schrieb, — er hatte ja eine Fürstentochter jenes Landes zur Gemahlin, — wußte nur so viel, daß zwischen Balkan und Donau die Geten, jenseits des Stromes aber die Scythen wohnten, ähnlich, sagt er, den Geten an Sitten und Waffen, ein Reitervolk, das mächtigste von allen auf der Erde. Waren das Germanen?

3. Erste Schilderungen.

Der massilische Seefahrer Pytheas, bei welchem wir zum ersten Mal den Namen des Rheins und verwirrte Nachrichten finden, daß östlich von Gallien und jenseits des Stromes Kelten und Scythen wohnten, kam auf seiner abenteuerlichen Seefahrt im Jahr 320 oder

340 vor Christus vom Norden her zu einer Küste, an welcher die Teutonen wohnten, und von ihnen hörte er, daß sie von einer großen Insel, die nur eine Tagreise entfernt liege, bei den Guthonen Bernstein kauften, denn dort werfe das Meer das köstliche Gestein auf den Strand.

Nun vergehen wieder drittehalb Jahrhundert, ohne daß irgend ein Schriftsteller das nordische Volk erwähnt, bloß Polybios spricht vom Goldhandel, der nach dem unbekannten Lande gehe, und auf den Steintafeln der römischen Fasten, die im Rathhaus auf dem Kapitol jetzt in die Wände eingelassen sind, finden wir einmal eine Nachricht, daß nämlich im Jahre 222 vor Christus der Konsul M. Claudius Marcellus über die insubrischen Gallier und Germanen triumphirte. Diese hatten ihren Namen also damals schon bekannt gemacht. Ungefähr um dieselbe Zeit braucht der römische Dichter Ennius ein deutsches Wort, indem er einen Gefolgsmann bezeichnen will, nämlich ambactus, das gothisch andbaths d. h. Diener oder Beamter lautet, wie andbathi Amt und andbathjan dienen oder besorgen bedeutet. Das Wort war über Gallien nach Italien gelangt und gibt Kunde, daß zu jener Zeit germanische Gefolgsführer den Galliern bereits zu schaffen machten.

Jedoch noch einmal hundert Jahre hindurch schweigt alle Ueberlieferung.

Plötzlich aber, als die goldenen Tage der Republik für Rom zu Ende gehen, brechen in ungezählten Schaaren Cimbern und Teutonen hervor. Tödlicher Schrecken befällt die Römerwelt: das waren Krieger, so reckenhaft, so freudig kühn und todverachtend, wie noch keine auf dem Kampfplatz erschienen. Als die Fürchterlichen endlich durch römische Kriegskunst besiegt waren und Tausende von Gefangenen die Gladiatorenhäuser und Sklavenmärkte bevölkerten, da konnte man der Germanen Eigenart in der Nähe betrachten und bewundern mit Scheu und Furcht im Herzen. Im Sklavenaufstand, der unter dem Thrazier Spartacus den Staat aus den Angeln zu heben drohte, athmete blutig aus ihre Freiheits- und Rachelust.

Dreißig Jahre später führte ein germanischer Heerfürst, Ariovist, seine lustigen Reitergeschwader über den Rheinstrom, richtete sich als Herr und Gebieter im schönen Sequanerlande ein und trotzte lachend dem ganzen Gallien. In der That, das ganze Land zitterte vor ihm, und die Gallier erklärten Cäsar: unüberwindlich seien die

Germanen. Cäsar erkannte, daß er dieses Volkes Stärke und Vermessenheit brechen müsse, koste es was es wolle, oder es erschüttere die Römerherrschaft bis zum Grunde. Nach blutigen Schlachten, in welchen nur Verzweiflung den Römern den Sieg gab, und nur unbedachte Tollkühnheit den Germanen den Sieg entriß, baute Cäsar zweimal eine kostbare Schiffbrücke über den Rhein, um den feindlichen Völkerschaften deutlich zu machen, auch der gewaltige Strom schütze sie nicht vor dem rächenden Arme des großen Römervolkes. Vielleicht spielte selbst bei diesem lächelnden Realisten die Eitelkeit mit, sagen zu können, nach Belieben habe er auf germanischem Boden Siegeszeichen errichtet. Wie schwer es ihm aber geworden trotz all' der kalten Tücke und Grausamkeit, die er walten ließ, und wie wenig er die Germanen für besiegt und gebrochen hielt, ließ er deutlich zwischen den Zeilen lesen, als er seinen Landsleuten schilderte, welch harte Krieger sie seien von ungeheurem Wuchs, und wie alle ihre wirthschaftlichen und politischen Einrichtungen nur auf Krieg und Abhärtung hinzielten. Für das innere Leben und Weben aber in diesem Volke, für dessen Recht, Ehre und Religon hatte der größte Römer so wenig Verständniß, daß er von den tief religiösen Germanen sagen konnte: sie verehrten als göttlich nur, was sichtbar ihnen nütze. Für sich selbst aber zog er von ihnen nicht geringen Nutzen. Zu Tausenden wußte er sie unter seine Fahnen zu locken, und ihre Reitergeschwader waren es, denen in den beiden Entscheidungsschlachten bei Alesia und bei Pharsalus Cäsar in erster Linie den Sieg verdankte.

Sein Nachfolger Augustus verwandte des Reiches tüchtigste Kräfte und alle Mittel der höheren Gesittung darauf, die germanischen Völker zu schwächen, zu zersetzen, einzudämmen. Ihr Bestes suchten die Besten der kaiserlichen Familie — Drusus, Tiberius, Germanicus — im Germanenkrieg zu leisten. Ganz Rom richtete seine Augen nach dem Rheine hin. Die Germanen kamen in Mode; die römischen Damen wollten nur blonden Haarschmuck tragen und flüsterten sich in vertrauten Stunden zu, wie göttlich schön und voll frischer Kraftfülle die hochgewachsenen Jünglinge seien, die froh der Abenteuer und der strahlenden Waffen aus Germanien kamen, um in der Kaisergarde zu dienen.

Allein so viel Leute von jenseits des Rheines man jetzt auch in der Nähe sah, so Mancherlei von ihrer Heimath die reisenden

Händler erzählten, unverständlich blieb ihre Denkungsart, ihre sonderbare Ehrliebe, ihr offenes, fröhliches und herzliches Wesen. Noch weniger wurde begriffen, wie man dieses Volk trotz aller Ueberlegenheit der Kultur nicht besiegen und nicht verderben könne, wie sein Heldenmuth sich stets wieder aufrichte und bei schlechter Bewaffnung doch das Größte im Felde leiste. Unheimliche Ahnung regte sich, als komme eine ungeheure finstere Wolke langsam immer näher. Was konnte nicht aus dem weiten Walddunkel im Norden noch Alles hervorbrechen! „Wehe uns!" rief Horaz aus, „Bürgerkrieg verzehrt unsere Kräfte. Ach, bald wird der Barbar siegreich auf Roms Trümmerasche stehn, hoch zu Roß durch die Straßen donnern und der Ahnen Gebein, das wir vor Sturm und Sonne bargen, voll Uebermuth umherwerfen, o des Gräuelanblicks! Einzige Rettung ist nur die Flucht, allgemeine Flucht über's Meer zu seligen Gefilden, die es irgend wo geben soll."

4. Anblick des Landes.

Es würde sich nun vom Lande der Germanen eine irrige Vorstellung bilden, dächte man sich alles bedeckt mit schwer durchdringlichem Urwald, finsteren Sümpfen und feuchten Nebelwolken. Allerdings auf Römer und Griechen mußte das Land einen traurigen, ja widerwärtigen Eindruck machen. Ihr Auge war gewöhnt an Höhen voll Sonnenschein, an liebliche Haine und lachende Triften, belebt von wechselndem Farbenspiel und bunten glänzenden Heerden, an weithin ziehendes Felsgestade, auf dessen röthlichen und bläulichen Flächen der Schein des Meeres sich wiederspiegelte, und Alles das war erfüllt von Licht und Glanz und überwölbt vom blauen strahlenden Aether. In Germanien dagegen herrschte nur eine Farbe, das ewige Grün von Bäumen und Kräutern, und ernste Waldesnacht empfing den Fremdling. Wie viele Wochen und Tage blieben hier die Lüfte grau und schwer, dauerte hier endloser Stromregen und hallender Sturm, daß man ganz vergaß der Himmelsbläue!

Im Süden erschien Alles fest und klar und stand da in heiterer Ruhe; in Germanien war die Natur in ewiger Bewegung, immerfort wogender Wald und ziehendes Gewölke und Windesrauschen. Ein wenig mochte auch bei den Römern, wenn sie das Land gar so

trübselig schildern, das unbehagliche Bewußtsein mitspielen, daß Germanien ihrer Herrschaft für immer verschlossen blieb. Da sie es nicht erobern konnten, trösteten sie sich mit Tacitus Worten: „Wer sollte auch, nicht gerechnet die Gefahr eines grauenvollen und unbekannten Meeres, Asien oder Afrika oder Italien verlassen und Germanien aufsuchen, ein Land von ungestaltem Boden, rauhem Himmel und traurig in Anbau und Anblick, es sei denn sein Vaterland!"

Indessen verrathen doch einige Stellen bei den ersten Berichterstattern, daß nicht alles Wald und Gebirge war. Nach Strabo hatte man zwischen der Donau und dem hercynischen Walde offene Höhen zu durchwandern, und mitten in jenem vielberühmten Walde selbst lag eine Gegend, die viele Einwohner ernähren konnte. Plinius aber ruft aus: „Was ist herrlicher als Germaniens Weiden! Und doch liegt darunter der Sand, nur von ganz dünner Rasendecke überwachsen!"

Wir erfahren weiter, daß es in Germanien zahlreiche Heerden von Pferden, Rindern, Schafen und außerordentlich viele Gänse gab. Diese Hausthiere aber gediehen doch nicht blos in sumpfigen Wäldern. Die große Bevölkerung konnte auch nicht beständig von frischem oder geräuchertem Fleisch mit roher Zukost von Waldfrüchten leben: sie bedurfte Getreide, Gemüse, Obst. Die Germanen tranken auch gerne Bier: sie mußten zahlreiche Aecker mit Gerste bestellen. Sie werden also, wo sie zu Feld und Gehöften offenes Land brauchten, den Wald wohl gelichtet haben. Der Wald ließ sich durch Axt und Feuer wegschaffen, man brauchte die Bäume nur rings um den Stamm abzurinden und dann absterben zu lassen. Germanen griffen ja stets gern und leicht zur Arbeit, sie machte ihnen Freude. Sie wußten nichts vom Erbübel der turanischen Art, von jener Unlust zu folgerichtigem und andauerndem Schaffen, jener noch größern Unlust zum Denken und Nachsinnen, in Folge deren auch Arbeit bei ihnen wenig Ehre bringt.

Wohl aber dehnte sich bei den Germanen noch alter heiliger Urwald in seiner Größe und Herrlichkeit, soweit die Ansiedlungen ihn nicht unterbrachen, und dort, wo Hügelland und Gebirge sich erhob, wogte Waldung ungebrochen die Höhen auf und ab. Dort mochten von den gewaltigen Eichen und Buchen und Eschen die Wurzeln, wo sie einander begegneten, sich auftreiben, daß sie, wie Plinius schildert,

offene Thore bildeten, durch welche ein Mann hoch zu Roß einher reiten konnte.

Aus der Wald- und Laubfülle aber strömten unaufhörlich und unerschöpflich zahllose Bäche und Flüsse hervor, so daß die großen Ströme anschwollen zu breiten, rauschenden Gewässern, und die Römer, die nur ihren schmalen Po und Arno und Tiber kannten, erstaunt die Augen aufrissen vor dieser wogenden Wassergewalt. Kann doch Ammian nicht genug das wunderbare Schauspiel schildern, wie der mächtige Rheinstrom die ganze Länge des Bodensees reißend wie nach der Schnur durchziehe, ohne daß er rechts oder links die Seefläche in Wellen setze.

Dieses unaufhörliche Wald- und Laubgewoge mußte auf Geist und Gemüth der Germanen so tiefe Einwirkung üben, daß zwei Jahrtausende sie nicht wieder auslöschten. Waldfrische, Seelenfrische! In ihren Gemüthern sproßte, wie in gründunkeln Waldestiefen, das Allleben, das Ahnungsvolle, das Hochstrebende. Ihre geistigen Nerven wurden mit unversieglicher Kraft und Freudigkeit erfüllt. Das Wagige und Wogige und Fließende wurde im Charakter einheimisch, wie im Walde das unaufhörliche Zittern und Rauschen der Millionen Blätter am windbewegten Gezweige. Alles was die arische Natur unterscheidet von andern Völkern, das wurde genährt und gekräftigt in der tausendjährigen grünen Waldumgebung. Hätten die Deutschen ohne den Wald wohl jemals daran gedacht, an der Basilika das Portal zu erhöhen und die Thürme emporragen zu lassen? Oder wenn ihre Phantasie wäre eingewohnt gewesen auf lichten Fluren, wo Fels und Baum und Bergzug wandellos feststeht in scharfen Umrissen, möchte sie dann jemals die Sehnsucht angewandelt haben, gothische Dome mit riesigen Hochsäulen und einem Gewölbe zu errichten, dessen Höhe im Halbdunkel doch gar sehr an das grüne Walddach mit seinem laubigen Geäste erinnert?

Zweites Kapitel.
Quellen sicherer Kunde.

1. Berichterstatter.

Ohne Zweifel wurde in Rom zur Kaiserzeit über kein Land, soweit damals der Erdkreis bekannt war, so viel geredet und geräthselt, als über das weite, unbekannte Germanenland. Die Schriftsteller aber hüteten sich, über Völkerschaften sich zu verbreiten, deren Art und Wesen ihnen fremd, drohend und unheilvoll erschien. Da unternahm es Tacitus, nach Cäsar der größte römische Geschichtschreiber, ein ernster Denker, der seinem Zeitalter in Herz und Nieren blickte, ihm das Germanenvolk in seiner ganzen Natur und Wahrheit darzustellen, und es entstand jene Volksschilderung, wie sie im ganzen Alterthum einzig die Germanen gefunden, ein Werk, noch heute bewunderungswürdig in seiner knappen Fülle und scharfen Plastik.

Tacitus schrieb im ersten Jahrhundert nach Christus, als die Germanen eben anfingen, von der Römerwelt Anregung und ein wenig Kultur anzunehmen. Allein — ist des Tacitus Germania auch wirklich wahr? Ist sie nicht ein politisches Sittenbild, in kühnen absichtlichen Umrissen, hoch aufgerichtet zur heilsamen Furcht und Lehre der Zeitgenossen? Doch nein, sie ist Wahrheit. Man braucht nicht gerade auf jedes Wort von Tacitus zu schwören, im Einzelnen laufen Mißverständnisse unter, aber die wesentlichen Züge an diesem Charakterbilde sind wahr, wir haben der Zeugnisse zu viele, und alle stimmen überein. Aus ihrer Menge und Harmonie strömt ein Licht hervor, das weithin rückwärts fällt in die germanischen Wälder und ihr Inneres bis zu den letzten Tiefen wenigstens dämmernd aufhellt.

Zunächst vergleichen wir mit Tacitus, was sein Vorgänger Cäsar erzählt, sodann, was römische und byzantinische Schriftsteller während der Völkerwanderung berichten. Diese athmen zwar sämmtlich nur Haß und Hohn gegen die Barbaren, unter deren Uebermuth und Raubsucht sie arg zu leiden hatten; gleichwohl fiel ihnen Manches in deren Gewohnheiten so eigenthümlich auf, daß sie es nicht lassen konnten, darüber zu schreiben. Unter ihnen legen wir etwas Gewicht auf Strabo, Plinius, Ammian Marcellin, Sidonius Apollinaris,

Cassiodor und Prokop, weniger auf Seneca, Pomponius Mela und Aehnliche. Ihre Nachrichten sind dürftig, voll Widersprüche und bedürfen stets der Sichtung und Vergleichung.

Ganz anders muthet uns an, was unter den germanischen Schwertwanderern selbst höher Gebildete, die ihre Freude hatten an den Sitten und Sagen und Erinnerungen ihres Volkes, davon in ihre Geschichtsbücher aufnahmen, wie Jordanes und Gregor von Tours, die im sechsten Jahrhundert über die Gothen und Franken schrieben, Paulus Diakonus über die Longobarden, Beda Venerabilis über die Angelsachsen im achten Jahrhundert, Einhart über die Franken und vor allen Widukind über die Sachsen zur Zeit Karl des Großen. Zu beachten sind auch die Berichte der christlichen Glaubensboten, jener muthigen und für ihre Zeit gebildeten Männer, die sich weit unter das germanische Volk vorwagten und sein Thun und Treiben unmittelbar anschauten, wenn auch häufig ohne rechtes Verständniß.

2. Volksrechte.

Gediegen aber und in vielfacher Form und Gestalt steht das germanische Erz zu Tage in den Rechtsbüchern, deren wesentlicher Inhalt auf Island, sowie in Schweden und Norwegen noch aus der Zeit vor Annahme des Christenthums herrührt, die für die Germanen in Deutschland und England schon in der Zeit vom fünften bis neunten Jahrhundert aufgeschrieben wurden. Im Süden wie im Norden, im Osten wie im Westen lassen sie aller Orten gleichartige Zustände der Vorzeit erkennen.

Wir haben solche Volksrechte von allen deutschen Stämmen, blos von den Vandalen nicht. Diese aber hatten ohne Zweifel westgothisches Recht. Die ältesten Volksrechte in Deutschland sind die der salischen Franken, der Friesen und der Sachsen, aber auch in den übrigen, vor allen im baierischen, sodann im allemannischen, longobardischen, thüringischen und westgothischen Recht läßt sich, was aus dem Alterthum herstammt, eben so leicht unterscheiden, wie alte knorrige Stämme im Walde unter dem jüngeren Anwuchs.

Die frühesten Aufzeichnungen geschahen gelegentlich. Den ersten Ansatz dazu gab, was dieser oder jener kundige Alte sich aufgeschrieben hatte. Auch später dachte man an nichts weniger, als das gesammelte

Straf- und Vermögensrecht des Stammes in Artikel zu bringen. Es stehen deshalb öfter in diesen Volksgesetzen von bekannten Rechtsbildungen nur Bruchstücke hervor, allein sie führen so sicher zu dem Ganzen, wie nach Anleitung einzelner Gesteinsarten, die anstehen, des Geologen Auge untrüglich die Schichten verfolgt, die unter der Erde hinlaufen.

Die Verordnungen, welche auf Reichs- und Kirchenversammlungen beschlossen und von Königen und Bischöfen verkündigt wurden, fügten unter den Merwingern und Karlingern Vieles hinzu, was zur Erkenntniß uralter Rechtssitten dient, weil sie dieselbe theils bekämpften theils bestätigten.

Zu weiterer Erläuterung dessen, was in jenen Volksrechten oft nur kurz und gleichsam trümmerhaft vorkommt, dienen die mittelalterlichen Rechtsbücher und Rechtssprüchwörter, überhaupt das Ganze eines Rechtsbegriffs mit seinen grundsätzlichen und praktischen Folgerungen, mit denen er im nationalen Recht der Deutschen seine Stelle einnahm. Ueberhaupt ist, um die Zustände in den ältesten Zeiten richtig zu verstehen, es häufig von Nutzen, ihnen den Spiegel des Mittelalters entgegen zu halten.

3. National-Dichtung.

Spricht sich nun im Rechtswesen der praktische Geist und Wille des Volkes aus, so öffnet sich uns seine Seele in den Dichtungen, die herrühren aus einer Zeit, man weiß nicht wie lange schon verflossen, von sangesfrohen Menschen, man weiß nicht, welche oder wie viele es waren, die daran mitgeschaffen.

Deutschland besitzt Helden- und Göttersagen, deren Kern und Charakter aus der ältesten Zeit unverfälscht überliefert ist, wenngleich Form und Beiwerk später vielfach umgebildet worden. Noch in der ganzen ersten Hälfte des Mittelalters war unsers Volkes Denken und Dichten von jenen poetischen Stoffen und Trieben erfüllt, gleichwie von einer Strömung in der Tiefe, aus welcher sich die Geister, bewußt und unbewußt, nähren und erfrischen.

Die Kulturgeschichte aber zieht aus diesen Dichtungen den Gewinn, welchen sie so reichlich durch Schilderungen der Sitten und Trachten, sowie der häuslichen und gesellschaftlichen Bräuche und Einrichtungen ergeben. Denn während die Sänger der Eine dem Andern das

Lied aus dem Munde nahmen, um es noch schöner, eindringlicher, abgerundeter neuen Zuhörern vorzutragen, strebten sie unwillkürlich danach, von deren eigenem Leben und Treiben, deren eigenem Ehr- und Anstandsgefühl das Beste und Wahrste auszuprägen.

Da sind zuerst in ältester Zeit aufgezeichnet das Lied von Hiltiprand und Hadubrand, leider nur ein zu kurzes Bruchstück; das Waltarilied und der Ruodlieb, beide zwar in lateinischer Form, die aber bei jenem vor dem reckenhaften, bei diesem vor dem höfischen Inhalt aus den Fugen geht; das Muspilli oder Lied vom Weltbrande, und einige abgerissene Zaubersprüche und Gebete, die noch den Erd- und Laubgeruch aus deutschem Urwalde an sich tragen. Selbst die Kunstdichtung konnte sich der alten Anschauungs- und Gefühlsweise nicht entschlagen, der Heliand nicht des germanischen Gefolgswesens, der Krist nicht des germanischen Gemüths. Zu diesen Dichtungen, deren schriftliche Denkmale sich noch in Deutschland gefunden, kommen zwei Werke aus anderen Ländern, von denen das eine in Deutschland ganz, das andere wahrscheinlich zum Theile dort entstanden ist.

Jenes ist das herrliche Beowulfslied, das zwar in angelsächsischer Sprache etwa im sechsten Jahrhundert niedergeschrieben, von den Angeln aber schon aus Deutschland mitgebracht wurde und die dortigen Menschen und Sitten der früheren Zeit abspiegelte.

Der andere Sagenkreis ist in den isländischen Eddas gesammelt: die Abfassung der älteren Sammlung geschah um 1100, der andern noch hundert Jahre später.

Von den Heldensagen sind weitaus die schönsten die von Sigurd und Brynhilde und theilweise von der Gudrun. Auf den ersten Blick unterscheiden sie sich von den meisten übrigen. Diese sind hart und trocken wie Haferbrot: in jenen strömt und pulsirt poetisches Blut, fliegen die Lichtstrahlen aus heller reicher Phantasie. Unverkennbar ist das Beste dieser Sagen deutscher Herkunft nach Form und Inhalt und nicht blos des deutschen Ländergebiets wegen, in welchem sie spielen; möge nun der gelehrte Saemund, der längere Zeit in Deutschland verweilt haben soll, oder ein Anderer sie von den Ufern des Rheins oder der Weser geholt haben.

Auch die noch viel werthvolleren Stücke der älteren Edda, die Völuspa und Baldurs Traum, halten nicht den derben und oft gar langweiligen Skaldenton ein. Das Weiche und Gemüthvolle darin wider-

spricht der nordischen Härte, und Natur und Landschaft stimmen ebensowenig zur isländischen, wie die Vorstellung, daß Feuer und Meerfluth der Erde den Untergang bringt, zu isländischem Verderben durch Eis und dunkle Frostnächte. Die öftere Wiederkehr der vertraulichen Frage: „Wißt Ihr, was das bedeutet?“ und das „Gezwungen sprach ich, nun will ich schweigen“ erinnern an den Vortrag in alten norddeutschen Sagen und Märchen. Das Gewaltigste aber in der Valaprophezeihung stimmt ganz mit dem deutschen Liede vom Weltbrand, selbst in dem Worte Muspil, überein.

Die Sagen, die in jenem Urwalde entsprangen, gingen in nachströmender Fülle auf die nächsten Jahrhunderte der Karlinger- und Kaiserzeit über, die Liederkundigen schöpften fleißig daraus, und es gestalteten sich zu schriftlicher Form Dichtungen, wie die Lieder von den Nibelungen, der Gudrun, vom Dietrich von Bern, vom König Rother, vom heiligen Anno, vom Ritter Roland, vom Herzog Ernst.

Der Beowulf, die Nibelungen, die Gudrun und der Liederkreis der Edda von Sigurd sind für die Kunde der Vorzeit am reichhaltigsten. Wie in Erztafeln eingegraben, liegt darin unserer Vorfahren Denken und Schauen und historisches Wissen. Diese alten Gesänge sind wie klangvolle Melodien, die in langgezogenen Weisen aus wogendem Walddunkel hervortönen, so hell, so schaurig und gewaltig, daß wir darin der Helden Siegesjubel und das Brechen des Menschenherzens zu hören glauben.

Zuletzt kommt noch ein fröhliches Kind gesprungen und will auch aus unserer grauen Vorzeit etwas erzählen, es ist das Volksmärchen, und in der That fließen aus seinem lieblichen Munde Weisheitssprüche, welche die Mutter ihren Sprößlingen schon damals einprägte, als noch keine Germanenkunde über die Alpen gedrungen war. Das poetische Kind zieht an der Hand seine ältere Schwester herbei, die Thiersage, die von den vierfüßigen Waldbewohnern allerlei Heimlichkeiten berichtet, unter welchen sich das Getriebe menschlicher Ränke und Leidenschaften verbirgt.

4. Antonins- und Trajanssäule.

Neben den Quellenschriften erfreuen wir uns nun einer schönen Reihe von Kunstwerken, durch welche die Römer die germanische Welt, die ihrem Geiste drängend und drohend gegenüberstand, zu veran-

schaulichen suchten. Auf diese Zeugen für die Kunde unserer Vorzeit wird noch zu wenig Gewicht gelegt. Unsere Kunstgelehrten dürften doch aufhören, alles was nicht griechische oder römische oder afrikanische Gesichtszüge trägt, einfach zu den Galliern zu werfen. Mit den Bewohnern Galliens brauchte man sich in Rom gar wenig zu beschäftigen, Cäsar hatte sie vollständig besiegt und gebeugt, sie gingen leicht auf die Kultur Italiens ein und machten der römischen Herrschaft keine Sorge. Nirgends zeigte sich irgend eine bedeutende Einwirkung, die, vom Lande des Rhone und der Loire ausgegangen, die antike Welt bereichert oder verändert hätte.

Ueberblicken wir aber die Werke römisch-griechischer Kunst, welche sich Germanen zum Ziele nahmen, so ist, so viel auch untergegangen sein mag, ihrer doch eine ziemliche Menge, und fällt dabei sogleich ein Doppeltes in's Auge, nämlich einerseits ein wohlbewußtes Bestreben, die germanische Welt in ihrem Gegensatze zur römisch-griechischen aufzufassen, andererseits eine gewisse feststehende Art und Weise, wie Bildhauer Leute aus den Völkerschaften jenseits des Rheins und der Donau darstellen mußten. Es hatte sich bereits ein Typus für Gesicht und Gestalt, Tracht und Bewaffnung der Germanen ausgebildet, und es wird deßhalb bei den Frauen Schleier und halbentblößter Busen überall so übereinstimmend dargestellt, wie bei den Fürsten das wallende Haar und der befranzte Mantel.

Die Bildwerke selbst finden sich entweder auf öffentlichen Denkmälern, oder sie dienen zum Schmuck von Sarkophagen, oder es sind einzelne Statuen. Von allen drei Arten seien hier Beispiele aufgeführt.

Das Bedeutendste und Lehrreichste ist die große Säule, welche im Mittelpunkte des jetzigen Rom auf dem Colonnaplatze sich erhebt. Kaiser Marcus Aurelius Antoninus, der Philosoph zubenannt, der von 161 bis 181 regierte und sich gern in Betrachtungen über Geschichte und Menschenloos erging, hatte viele Jahre schwer gekämpft, um den Markomannen, Quaden, Hermunduren, Longobarden, Noriskern und anderen mit ihnen verbündeten Völkerschaften suevischen Stammes, die bereits auf Italien losstürmten, Widerstand zu leisten: nur mühsam war es endlich gelungen, sie hinter die Donau zurück zu drängen. Dies war das Hauptwerk des „Weisen auf dem Throne", und wurde verherrlicht durch ein großartiges Säulendenkmal, das man ihm zu Ehren emporthürmte.

Ueber zweihundert Stufen führen im Innern der Säule auf ihre Höhe, und durch beinahe sechszig Fenster wird der gewundene Treppengang erhellt. Außen aber laufen in zwanzig großen Windungen von unten nach oben weiße Marmorgebilde, welche Szenen aus dem germanischen Kriege darstellen, — angefangen vom Auszug aus den römischen Gränzburgen, dem Uebergang über die Schiffsbrücken, der Anrede des Kaisers an seine Truppen, — weiter gehend zur Zerstörung feindlicher Ortschaften, Aufnahme von germanischen Bundesgenossen, Ueberschwemmungsgefahr, Gefangennehmung feindlichen Volkes, — und endigend mit den siegreichen Schlachten und der Huldigung der Ueberwundenen. Ersichtlich war es die Aufgabe der Künstler, Tracht und Waffen, Sitten, Brauch und Benehmen der Germanen getreu wieder zu geben, weßhalb auch Schilderungen aus dem Familienleben, den Raths- und Gerichtsversammlungen, dem Bundschließen und Heerwesen eingeflochten wurden. Diese Antoninssäule ist ein hochaufgerichtetes Bilderprachtwerk aus dem Leben unseres Volkes in seiner ältesten geschichtlichen Zeit, und wir könnten den Römern kaum dankbarer sein, wenn sie ihre Künstler in die germanischen Wälder eigens mit dem Auftrage geschickt hätten, vom Leben und Treiben darin Genrebilder aufzunehmen.

Die Antoninssäule gibt uns einen Prüfstein an die Hand, der beurtheilen läßt, wo andere Kunstdarstellungen germanischen Urbildern folgten und wo nicht. Das Wichtigste in dieser Beziehung bietet uns die Trajanssäule. Ihre Darstellungen schildern den gräßlichen Würgekrieg, durch welchen Kaiser Trajan in den ersten sieben Jahren des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Dazier vernichtete.

Dieses Volk wohnte auf dem Gebiete, welches Theiß und Karpathen, Donau und Pruth umschreiben. Sie waren desselben Stammes wie die Geten. Diese aber, so lehrt Cassiodor, seien gothischer Herkunft gewesen, und der feinhörigste Meister in Allem, was Kunde germanischer Art betrifft, Jakob Grimm, hat in seiner Geschichte der deutschen Sprache mit Eifer und Vorliebe denselben Satz durchgeführt, während andere Forscher ihn entschieden verwerfen.

Wir können uns hier nicht auf eine weitwendige Untersuchung einlassen, wieviel an den Berichten der Alten über die Geten Fabelei war, und ob wirklich jenes Volk schon mehrere Jahrhunderte vor der Völkerwanderung eine Kultur gehabt, die damals hoch über der

germanischen, in der Zeit der Völkerwanderung aber ihr wieder gleich gestanden hätte. Das ethnographische Dunkel, welches auf dem weiten Osten in der Vorzeit lastet, ist noch zu wenig aufgeklärt. Die Dazier aber dürfen wir ihrer ganzen Art und Sitte nach den Germanen zuzählen. An diese erinnert, daß sie an Unsterblichkeit glaubten; daß ihrer Kriegsgottheit Pferde heilig waren; daß sie einen Schatzhort im Flußbette vergruben und den Strom wieder darüber leiteten; daß sie mit Leichtigkeit römische Kultur, wo sie ihnen nützte, annahmen; daß sie mit wilder Todesverachtung kämpften; daß sie mit kriegerischer Kühnheit fort und fort verheerend in's Römergebiet Einfälle machten, bis Kaiser Trajan den entsetzlichen Entschluß faßte, dieses ganze Volk, koste es was es wolle, mörderisch auszurotten. Doch auf dergleichen würde weniger Gewicht zu legen sein, wenn nicht durch die Trajanssäule Grimm's Ansicht ihre offene Bestätigung erhielte.

Ihre Schilderungen stimmen nämlich unverkennbar mit denen der später errichteten Antoninssäule überein. Diese stellt unzweifelhaft uns Germanen vor Augen, schlagend aber ist die Aehnlichkeit der Dazier an der trajanischen Triumphsäule. Gesichtszüge, Körperbildung und Geberden sind ebenso wie Tracht und Bewaffnung im Wesentlichen ganz dieselben. Das geht so weit, daß man nicht bloß den Sahs, das kurze etwas gekrümmte Schwertmesser in den Händen der Dazier an der einen, wie der Germanen an der andern Säule antrifft, sondern auch die Verzierung der dazischen Waffen öfter genau die germanische ist. Selbst das Feldzeichen der Drachenschlange findet sich auf der Antoninssäule, wenn auch häufiger auf der trajanischen. Nur die Tracht der Frauen ist auf letzterer etwas anders, insofern sie weniger mit wallendem Haar und Mantel erscheinen. Wenn aber nur die Trajanssäule gemauerte Festungen vorführt, und zwar öfter, die spätere Antoninsäule dagegen auf Seiten der Germanen niemals, so beweist das nur, wie sorgfältig die Künstler der letzteren unterschieden; denn die Markomannen hatten solche Festungen noch nicht, während der staatskluge König Dezebalus sie von griechischen Baumeistern hatte anlegen lassen. Dagegen wird in der einen wie der andern Kriegsschilderung deutlich gemacht, wo Sarmaten, Mauritanier und Krieger aus andern Völkerschaften, die nicht Dazier oder Germanen waren, auftreten.

Das Hauptvolk also in Dazien erscheint von germanischer Natur, und wir müssen mindestens annehmen, daß Germanen das Land erobert und ihre Art und Sitte zur herrschenden gemacht hatten. Es erschienen germanische Hülfsvölker schon in den Heeren des letzten mazedonischen Königs und des Mithridates.

5. Andere Kunstwerke.

Mit germanischen Szenen war auch Mark Aurel's Triumphbogen geschmückt, von welchem jedoch nur Bruchstücke erhalten und auf dem Kapitol rechts im Hofe aufgestellt sind. Bemerkenswerth sind daran die Häuptlinge, welche knieend zum Kaiser flehen. Auf Konstantin's Triumphbogen neben dem Kolosseum konnte man, so scheint es, nicht genug Germanenbilder anbringen. Wir sehen sie sowohl im innern Bogen, wo die Kämpfe, als auch auf der Bekleidung des Unterbaues der Säulen, wo vorzüglich die Familienszenen zur Betrachtung anreizen. Ergreifend schön ist die Schwermuth des besiegten Germaniens in dem trauernden Weibe ausgedrückt, das den Schlußstein eines römischen Triumphbogens bildete, und sich jetzt ebenfalls auf dem Kapitol befindet. Vielleicht zu demselben Triumphbogen gehörte einst der junge langgelockte Krieger, welchen die Waffen als Germanen und der Mantel, der beide Schultern bloß läßt, als Jüngling kennzeichnen. Auf der Siegessäule des Kaisers Theodosius erblicken wir unter Anderm einen Gothen, welcher die Geberde des Händefaltens wiederholt, wie sie bei Flehenden an der Antoninssäule öfter erscheint.

Sehen wir an diesen für die Oeffentlichkeit der Strassen und Plätze bestimmten Darstellungen das Bestreben vorwiegen, die Germanen recht in ihrer Eigenart zu zeigen, so wurde man der Forderung des Kunstschönen mehr gerecht an den Sarkophagen, die reiche Leute ihren geliebten oder berühmten Todten ausmeißeln ließen. Bekanntlich liebten es die Alten, im Gegensatze zu der stillen Ruhe im Innern des Steinsarges an seinen äußeren Wänden den wilden Kampf und die Leidenschaften des Lebens zu schildern. Es dienten dazu Amazonenkämpfe und Kriegs- und Jagdszenen. Seitdem es aber am Rhein unaufhörlich Unruhen und Gefahren gab, kamen für die Sarkophage Germanenschlachten in Mode, und darf man aus der verhältnißmäßigen Menge der so geschmückten Grabmäler einen Schluß

machen, so ließen die Angehörigen eines Obristen oder Generals, der dabei gewesen, es sich nicht entgehen, an seinem Sarkophage höchst bewegte Bilder aus dem Germanenkrieg zu entfalten.

Der schönste dieser Sarkophage steht unten in einem Seitengemach der kapitolinischen Sammlung, bekannt als „Cimbernschlacht". Des schönen Gliederbaues wegen sind in dem hellweißen Marmor die Germanen meistens nackt gebildet, an der Schmalseite auch Steinschleuderer, unter ihnen ein Riese bloß mit flatterndem Mantel bedeckt, und eines Römers Pferd von dem furchtbaren Wurfe zusammengebrochen. Die Frauen dagegen sind in Schleier und Mäntel mit Fibeln gehüllt. Wenn aber unten der Kampf wüthet und oben im schmalen Fries die rührendsten Familienszenen beigefügt sind, so liegt der Gedanke nahe, daß die schöne Innigkeit germanischen Familienlebens — die Römer selbst hatten ja nur noch so wenig davon — auf sie eben so starken Eindruck machte, als die gewaltige Stärke und Tapferkeit der Krieger.

Die berühmte Rotunde des vatikanischen Museums hat ebenfalls einen Sarkophag, an welchem eine Menge Einzelbilder der Betrachtung werth sind: so das alte Weib, welches, selbst kummervoll, ein weinendes Kind vorbringt, die Gefangenen, die getragenen Frauen, und der gefesselte Knabe nebst der anderen trauernden Frau mit dem Kinde. In der Villa Borghese findet sich in der Vorhalle zum Museum ein Sarkophag, an welchem nackte Germanen mit ganz bekleideten sich mischen; denn im Kampfe trug sich Jeder, wie es ihm bequem war. Die beiden Frauen an den Ecken sind dagegen schön und züchtig bekleidet, beide mit einem Reif um das Lockenhaar, also Fürstinnen, deren Leibrock auf der Erde Falten wirft, während der Mantel auf der Brust mit einer Fibel zusammengehalten wird.

Nicht selten entdeckt man solche Sarkophage, wo man sie nicht erwartet. So z. B. einen an der hintern Gartenmauer in der Villa Ludovisi, an welchem siegreiche Römer dargestellt sind, die Germanen unter den Füssen haben, die Letzteren sämmtlich mit Beinkleidern, das Schwertgehäng über der Schulter, — oder im Campo santo zu Pisa, wo an der Hinterwand, der großen Eingangsthür fast gegenüber, ein Sarkophag mit höchst ausdrucksvollen Gestalten eines wüthenden Reiterkampfes; besonders bemerkenswerth ist der gefangene Fürst, welcher zur Rechten steht.

Bei den meisten Statuen herrscht eine ideale Auffassung, die hier veredelt, dort verhäßlicht ist, wobei wir die Schilderungen an der Antoninssäule, die mit einer großen Derbheit aus dem Leben gegriffen sind, uns stets vergegenwärtigen müssen, um zu erkennen, was der Wirklichkeit entsprach. Wahre Perlen der Kunst finden sich unter den Büsten und Bildsäulen, die Germanen darstellen. Oben an steht die Gruppe des Kriegers in der Villa Ludovisi, der sein Weib erstochen hat und sich selbst den Tod gibt. Wiese nicht schon außer der Gesichtsform beider die Tracht des Weibes, insbesondere sein befranzter Mantel, auf Germanen hin, so müßte es der Ausdruck des tiefen Gemüthes thun, des Seelenschmerzes, der über das edle Bildwerk ausgegossen ist. Sollte wirklich diese Gruppe aus der pergamenischen Schule stammen, so würde sie ein Beweis mehr sein, daß die Galater Krieger, von welchen König Attalus seinen Siegesruhm und die Modelle solcher Kunstwerke erhielt, Germanen gewesen. Ueberaus schön ist der Kopf einer Germanen im Eremitage-Museum zu Petersburg, Gesicht und Schädel bis in's Feinste zum germanischen Typus ausgebildet; jedoch hat der Künstler der Schönheit zu Liebe den Nasenwinkel nur schwach angedeutet.

In der Loggia dei Lanzi zu Florenz steht die herrliche Thusnelda, mit welcher eine ähnliche Statue im Hofe des kapitolinischen Museums, welche die Hände übereinanderschlägt, zu vergleichen. Diese Sammlung besitzt auch die Büste eines Germanen, der nach alter Ueberlieferung Hermann der Cherusker sein soll, und das brittische Museum zeigt unter den London-Marbles einen sogenannten Thumelicus.

Endlich darf man zur Kenntniß des germanischen Alterthums auch benützen, was an mehr oder minder plumpem Bildwerk aus den Zeiten der Kämpfe mit den Römern im Germanenlande selbst übrig geblieben, wie die Grabsteine römischer Offiziere, die am Rhein gefallen, Bildsäulen religiöser Verehrung in den deutschen Museen, die Schnitzereien der elfenbeinernen Buchdeckel, die zum Einband eines Meßbuches im Halberstädter Domschatz dienen, und Aehnliches mehr in den Museen zu München, Nürnberg, Mainz, Berlin und in andern Städten.

6. Altnordische Ueberlieferung.

Bis gegen Ende des Mittelalters blieb die skandinavische Welt in der Kulturentwickelung gewöhnlich ein paar Jahrhunderte hinter

Deutschland zurück. Sie war nur auf der dänischen Halbinsel von der Völkerwanderung berührt, welche die Deutschen mitten in die Strömung der Geschichte hineinriß. Diese Bewegung ging nur leise nach dem Norden hin; denn seine Gegenküste war auf der einen Seite von Slaven bewohnt, auf der andern von Sachsen und Friesen, die selbst hartnäckig an ihren alten Zuständen fest hielten. Nur von den englischen und französischen Küsten hätte nach Schweden und Norwegen Kultur gebracht werden können; allein, die jene Küsten befuhren, waren Wikinger, die bald auf Raub, bald auf Handel ausgingen und um feinere Bildung, die sie nicht verstanden, sich wenig kümmerten.

So beharrte denn der Norden in seiner geistigen und gesellschaftlichen Unbeweglichkeit, und deßhalb geben uns seine Religion und Sitte, sein Staats- und Rechtswesen noch Abschilderungen der alten Germanenzeit, als diese in Deutschland längst ein anderes Gesicht gewonnen hatte. Die zahlreichen Rechtsbücher und die Sagen — insofern letztere als historische Erzählungen zu nehmen, jedoch mit Einmischung roh-phantastischer Gebilde — sind also für Erkenntniß unserer germanischen Vorzeit recht gut zu brauchen, jedoch muß dies mit einiger Vorsicht geschehen. Denn einestheils fand Denken und Dichten im Norden seine Beschränkung an der harten und rauhen Landesnatur; andererseits floß Manches ein von den Ideen und Bräuchen der Finnen und Quänen, welchen man die Kinder zur Erziehung schickte, um in deren geheimes Wissen und Zauberwesen eingeweihet zu werden.

Wichtig für uns ist insbesondere Island. Dort fanden Norweger im neunten Jahrhundert eine Zuflucht, und in ihren Niederlassungen lebte noch Jahrhunderte später das germanische Herkommen in fast ungetrübter Kraft und Reinheit. Durch keine Urbevölkerung behindert konnten die Ansiedler ganz nach ihren angeborenen Ideen, ganz nach ihren inneren Neigungen ihr Staats- und Volkswesen einrichten und ausbilden. Für germanische Rechtssitte gibt es deßhalb wenig anderes, was so anschaulich, so aus dem Leben gegriffen wäre, wie die alten Geschichten, welche in den isländischen Sagen schlicht und trocken berichtet werden.

7. Wissenschaftliche Ausbeute.

In unserer Zeit hat nun die gelehrte Forschung Alles, was möglicher Weise noch aus den germanischen Zeiten unsers Volkes herrührt, möge es in Volkstiefen fortleben oder durch Schriften und Sprichwörter, Orts- und Personennamen bezeugt sein, fleißig zusammengelesen und verarbeitet.

Dabei hat sich die Wissenschaft auch der Sprachen aller arischen Völker, ihrer Götter- und Heldensagen, ihrer Volksmärchen und Lieder, nicht minder jeglicher Reste und Spuren ihrer alten Rechtssitte und Bräuche bemächtigt und ist in beständiger Vergleichung alles dessen begriffen. Ueberraschend wird dabei öfter das Eine durch das Andere aufgehellt.

So zeigen uns die ältesten Vedas deutlich, wie es mit Religion und Gesellschaft und Staatswesen der Inder beschaffen war, als sie noch im Pendschab wohnten. Aus den späteren Vedas und Nationaldichtungen läßt sich ebenso zweifellos erkennen, welche Aenderung mit den Indern vor sich ging, als sie in die üppigen, für die arische Natur gefährlichen Gangesländer auswanderten. Wenn nun in den Anschauungen und Zuständen der Germanen und denen der Inder, so lange diese im Indusgebiet Ackerbau und Viehzucht trieben, vielfache Aehnlichkeiten hervortreten, im Einzelnen wie im Großen und Ganzen, so hält uns das Spiegelbild, das aus den ältesten Vedas hervorblickt, eine Mahnung vor, den Germanen nicht Bräuche und Satzungen anzuhängen, die mit jener einfachen Lebens- und Denkungsart im offnen Widerspruch stehe. Die Germanen hatten ja niemals tropische Gegenden kennen gelernt.

Ein Gegenstück dazu liefert eine Inselgruppe an der afrikanischen Westküste. Wie auf Island im neunten Jahrhundert, so siedelten sich auf den kanarischen Inseln noch viel früher Germanen an, inmitten einer schwächlichen barbarischen Urbevölkerung. Höchst wahrscheinlich waren es Vandalen, möglicher Weise auch andere Versprengte aus gothischem Stamm. Sie lebten dort abgeschnitten von aller Welt und bewahrten unverkennbar die Grundzüge germanischen Wesens, bis sich dasselbe, nach einem Jahrhundert voll heldenmüthiger Kämpfe gegen die spanischen Eroberer, vom sechszehnten Jahrhundert an allmählich verlor, theils in der Menge der spanischen Ansiedler, theils

durch Auswanderung nach der neuen Welt, theils unter den Geißeln der Inquisition. Wir nennen diese frühere Bevölkerung der kanarischen Inseln hier Wandschen; denn so oder Gwandschen, nicht mit dem halbindianischen Wort und Klange „Guanchen" muß das spanische „Guanches" oder, wie Andere schrieben, „Guanxes" ausgesprochen werden, weil dies spanische „gu" unserem „w" und dies spanische „ch" unserem „dsch" entspricht. Wandschen aber, oder mit der spanischen Endung Wandsches war der Name, welchen sie sich selbst beilegten; auf Teneriffa jedoch nannten sie sich Windschen. Weß Stammes sie waren, darüber kann kein Zweifel mehr sein, wenn man ihre Leib- und Schädelbildung, die weiß-röthliche Gesichtsfarbe, ihr glattes blondes oder braunes Haar, ihre Tracht und Gewohnheiten, ihre religiöse Anschauung, ihre Verehrung der Frauen, die Reinheit ihrer Sitten, das Stolze, Freie und Hochgemuthe ihres Charakters, die Löwenkühnheit gegen den Angreifer und den schonenden Edelmuth gegen den Wehrlosen, insbesondere auch ihr Staatswesen und ihre Rechtsbräuche und Kriegsführung mit Allem vergleicht, was wir vom germanischen Wesen wissen. Bei keinem andern Volke, als bei den Germanen, finden sich ja in alledem die ganz gleichen und unverkennbaren Grundzüge. In der That, je mehr die häusliche wie die öffentliche Sitte der kanarischen Germanen sich bloßlegt, desto deutlicher ergiebt sich eine Art Kommentar zu Tacitus Germania. Der Verfasser dieser Kulturgeschichte hat auf den kanarischen Inseln, insbesondere in ihren alten Schriften und Dichtungen sich umgesehen, und wartet sein Werk darüber nur noch auf Druckvollendung.

Hülfsmittel zur Erkenntniß des germanischen Wesens bieten insbesondere zwei Wissenschaften, die von der Vergleichung, welche sie mit ihrem Gegenstande an verschiedenen Orten und für verschiedene Zeiten anstellen, ihren Namen haben. Die vergleichende Sprachkunde läßt erkennen, was an Kulturideen unserm Volke eigenthümlich ist und was den Ariern allen angehört. Ebenso muß die vergleichende Rechtskunde zeigen, was auf deutschem Boden gewachsen ist und wo fremdes Recht einsetzt.

Dabei überließ man es schon seit längerer Zeit nicht mehr dem guten Glück, Grab-, Religions- und Gerichtsstätten, Denksteine und Geräthschaften, sowie Schädel und Gebeine aus dem frühesten Alterthum zu entdecken. Planmäßig wurde danach gesucht, Tausende von

Grab- und sog. Opferstätten aus uralter Zeit wurden rings in Deutschland geöffnet und förderten nicht wenig an Knochen, Waffen, Schmucksachen und Gewandstücken an's Tageslicht. Alles was der Sammelfleiß ergab, wurde sorgfältig erkundet und verglichen, und die Schädel aus den Gräbern entgingen eben so wenig der Messung wie die Hüft- und Beinknochen.

Durch diese rastlosen Arbeiten, an denen Unzählige theilnahmen, wurde nach und nach auch auf ebenso unzähligen Punkten der Schutt von zwei Jahrtausenden weggeräumt, und die germanische Welt blickt darunter hervor, wie sie war in Wirklichkeit.

Versuchen wir nun — von der frühesten Volksthätigkeit nach und nach zu feinerer aufsteigend — ein Gesammtbild germanischer Kultur zu entwerfen, wie sie bestand, als das Christenthum in die Welt trat. Es schildern sich damit zugleich die Zustände in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, jedoch nur insofern, als das Einheimische noch unberührt blieb von der Zuströmung aus der gebildeten alten Welt.

Nun können aber all' die Schrift- und Kunstwerke und Geräthschaften, die aus jener Zeit selbst stammen, gegenüber der Weite und Mannigfaltigkeit des Gebiets, das wir zu durchwandern haben, bloß eine Menge von Einzelheiten ergeben. Um mehr, um ein vollständiges Gesammtbild zu gewinnen, müssen wir weiter vorgreifen auf Geschichtsquellen, die noch in den folgenden vier Jahrhunderten sind verlautbart worden. Nur müssen auch diese wirklich sichere Kunde jener Vorzeit bringen, nämlich Grundsätze, Bräuche, Fertigkeiten erkennen lassen, die schon in den ersten vier Jahrhunderten bestanden und doch entschieden nicht fremder Herkunft waren.

Der Prüfstein dafür, — ob fremd, ob eigen? — liegt in der ungebrochenen germanischen Eigenart selbst und im Verhältniß zum Ganzen. Denn wo all' die Zeugnisse aus den vier ersten und die Belege dazu aus den vier folgenden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung übereinstimmen, wo sie aus der Germanenzeit in wirthschaftlicher Thätigkeit, in Recht und Staat, in Sitte und Religion nicht bloß gleiche Thatsachen, sondern auch gleiche Anschauungen bekunden, da dürfen wir darauf vertrauen, auf festem geschichtlichem Boden zu stehen, und in die graue Vorzeit nicht glänzendere, aber auch nicht dunklere Farben einzumischen, sei es aus späteren Epochen oder aus unserer Einbildung.

Weit und unlösbar ist das Gewirre der Meinungen über die Germanenzeit. Auch der Verfasser dieses Werkes kann irren. Um so mehr scheint ihm geboten, nicht hergebrachte Begriffe und Wörter, sondern stets das Einfache und Natürliche zum Leitfaden zu nehmen.

Drittes Kapitel.

Volksnatur.

1. Stämme und Namen.

Zur Zeit, als die historischen Nachrichten beginnen, finden wir die Germanen am Rhein und in den Voralpen an verschiedenen Stellen im Kampfe mit den Kelten. Das Land bot ihrer wachsenden Volksmenge oder Eroberungslust nicht mehr Aecker und Triften und Schätze genug, da drängten sie nach Südwesten vor, und die Nachbarn mußten immer weiter zurück weichen, auch der Rhein hemmte die Eroberung nicht mehr. Schon war zu Cäsars Zeit das gesammte Keltenvolk durch die germanischen Vorstöße auf's Tiefste erschüttert. Die Kelten der Schweiz flohen aus ihrem Lande, und von zwei Hauptvölkern Galliens war das eine bereits unterjocht und hatte das andere im Kampfe all' seine Häupter, all' seinen Adel und all' seine Reiterei verloren. Längs der ganzen Gränzlinie gab es fast täglich Kämpfe und Scharmützel, und die Gallier hielten es für unmöglich, noch länger ihr Land zu behaupten vor dem Andrang der gewaltigen Völkerfluth.

Das Germanenwort aber entstand bei den Galliern. Kein großes Volk giebt sich selbst eine Bezeichnung von irgend einer Eigenschaft oder Gewohnheit: es nennt sich entweder einfach „Wir das Volk" oder im Gegensatz zu Niedern und Unterjochten spricht es von sich als den Herren und Freien, am gewöhnlichsten führen seine Stämme Eigennamen von Stammvätern. Die Nachbarn sind es, welche einem Volke den Gesammtnamen geben, den sie von irgend etwas an ihm besonders Auffälligen hernehmen. So hießen bei den Galliern die lärmenden Krieger, die von jenseits des Rheines kamen,

die mit dröhnendem Kriegsgesang sich in die Schlacht stürzten und in der Schlacht aufschrieen vor Kampflust und Wuth, „die Schreier", von dem keltischen Worte gairm, das Rufen und Schreien bedeutet. Ursprünglich lag Verächtliches darin, unwillkürlich auch etwas von dem Schrecken, welchen die Gefürchteten einflößten. Als Cäsar zu den Galliern kam, war der Name längst im Gebrauche, er nahm ihn natürlich an, und seit dem wurde er allgemein. Damit stimmt auch, wenn Tacitus sagt: „Das Wort Germanien soll neu sein und vor Kurzem beigelegt: weil die, welche zuerst über den Rhein gingen und die Gallier wegtrieben, jetzt Tungern, damals Germanen genannt worden. So sei der Name für die Nation, nicht bloß für einen Stamm, allmählig aufgekommen, so daß alle zuerst von dem Sieger aus Furcht, dann von ihnen selbst mit dem erfundenen Namen Germanen bezeichnet wurden." Diese Erklärung liegt jedenfalls näher, als jene andere, daß die Germanen auf die Frage, wer sie seien, den Kelten geantwortet hätten: „Wir sind die Spießmänner", um sich als denjenigen Theil ihres Volkes zu bezeichnen, der den Ger oder Spieß auf den Rücken nahm und auszog auf Krieg und Abenteuer.

Andern Ursprung verrathen die Stammesnamen, deren eine Menge uns schon aus der Zeit vor der großen Wanderung überliefert ist. Sie drücken entweder das eigene frohe Selbstgefühl der Krieger aus, die sich Brukterer nennen, die Hellleuchtenden, von borath glänzend, — oder Sigambrer, die Siegtapfern, von Sig und cumbar d. h. tapfer, — Heruler, die Hehren und Herrlichen, — Gothen, die Guten, — Chauken die Hohen, von hauhai, — Wariner, die Wehren, von warjan, — Kimbrer, die Kämpfer, von campho, — Friesen, die Wagenden, von fraisan d. h. wagen, — Franken, die Freien, — Sueven und Schwaben, die frei Schweifenden, von swipan. Oder der Name weist noch auf den Stammvater zurück, wie die Thüringer auf Thor, — die Hermunduren auf Irmin oder Airmin und Thor, — die Teutonen auf Teut. Oder endlich wurde der Name ihnen von den Nachbarn gegeben, wie Cherusker und Suardionen, Schwertleute von chairu und swairo Schwert, — Longobarden, d. h. Langärte von barda Axt, — Burgunder Burgleute, — Sachsen, die Messerträger, von sahs Kurzschwert, — Chatten, Hutträger von hatto, — Ubier die Flußleute, von apa Fluß, — Markomanen Gränzleute, — Bataver die in der bat-au d. h. fetten Au Wohnenden.

Fast alle diese Namen verschwinden wieder, ein deutliches Zeichen, daß sie nur am Zufälligen oder nur an Splittern von Völkerschaften hafteten. Tacitus zählt 45 Namen auf, Ptolomäus 66, und da unter den Völkerschaften des Letztern nicht weniger als 24 fehlen, die Tacitus aufführt, so haben wir beinahe hundert Volksnamen, von denen der größte Theil gänzlich verschollen.

Zweckmäßiger möchte es deshalb sein, statt an diese zufälligen und wechselnden Namen sich an die großen und dauernden Stammesunterschiede zu halten, welche wohl von uralters her begründet waren. Die drei großen Hauptstämme der Germanen in Deutschland sind aber die Sachsen, Norddeutsche, — Sueven oder Schwaben, Süddeutsche, — und Gothen, Ostdeutsche. Das entspricht der Dreiheit, welche Tacitus als Grundtheilung der Germanen voranstellt. „Sie feiern in alten Gesängen den Thuisko, einen erdgebornen Gott, und seinen Sohn Manus als des Stammes Ursprung und Gründer. Dem Manus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die Nächsten am Ozean (die Sachsen) Ingävonen, die mittleren (Schwaben) Hermionen, die Uebrigen (Gothen) Iscävonen genannt wurden.“ Die Völkerschaften zwischen Niederrhein und Elbe waren schon in ältester Zeit sächsischer, die weiter östlich und südlich wohnenden schwäbischer Art, und noch weiter östlich in den Weichselgegenden breiteten sich die Gothen aus.

Die Letzteren sind auch nach Skandinavien hinübergeschifft, haben dort die finnischen Völker mehr und mehr nach dem Norden zu getrieben, und einen vierten Germanenstamm, den skandinavischen, gegründet. Nicht aber umgekehrt konnte aus dem kalten steinigen und deßhalb menschenarmen Norden die unzählbare Menge der Germanen herkommen.

2. Volksmenge.

Kleine Völker entwickeln sich nur dann zu eigener Bedeutung in der Kultur, wenn sie bei aller Anregung, die sie von außen empfangen, doch durch die Natur ihres Landes wie in einer Burg geschirmt und umhegt sind. Sie dürfen nicht von Fremden gestört und zersetzt werden, sondern müssen Zeit und Muße haben, Fähigkeiten und Neigungen, die ihnen eigenthümlich, zu entwickeln. Ist aber eine große Nation über gar zu weite Flächen dünn zerstreuet, so regt sich

selten der Trieb, über die Anfänge der Gesittung, sowie sie einmal geworden und überliefert ist, sich empor zu schwingen. Denn der Kultur wachsen die Schwingen erst, wenn die Menschen sich zusammensiedeln und ihre Geister einander wecken und berühren. Zur höheren Gesittung scheint einmal zu gehören, daß man von jeder Ortschaft wenigstens in der Ferne zwei oder drei andere sieht.

Nun fehlen uns zwar nähere Anhaltspunkte, um Zahl und Dichtigkeit der Germanen zu schätzen: gewiß aber haben wir sie uns nicht vorzustellen, gleichwie die losen Schaaren der Indianer, die durch endlose Wälder und Prairien streifen, oder wie Russen und Magyaren, die auf ihren weiten Ebenen in ihren dürftigen Kleinhütten hocken bleiben. Das alte Deutschland wäre eher einem wohlgefüllten Schlauch jungen gährenden Wein's zu vergleichen, der aus allen Näthen hervordringt.

Als die Cimbern und Teutonen in das Römerreich einbrachen, erfüllten sie nicht bloß durch Ungestüm und Kriegsstärke, sondern auch durch ihre Menge die Welt mit Zittern und Beben. Sie vernichteten zwölf Jahre lang ein Römerheer nach dem andern, und gingen nur deshalb zu Grunde, weil sie in Gallien und Spanien auf langen Wander- und Beutezügen gar zu lotterig und übermüthig geworden. Sie bildeten aber nur einen kleinen Theil der Germanen, hatten auch nicht sämmtlich die Heimath an der Nordseeküste verlassen, denn Tacitus fand ihrer noch in den alten Wohnsitzen, wenn auch nur noch als kleine Völkerschaft im Vergleich zu der Masse und Stärke der Fortgezogenen.

Als die Sequaner germanische Hülfsvölker wünschten, kamen gleich 15,000 Mann über den Rhein, und als diese nach Hause sagen ließen, wie schön und reich das gallische Land, waren bald darauf 120,000 Germanen da.

Auch hörte Cäsar, das Suevenvolk habe hundert Gaue, und aus jedem Gaue rückten alljährlich tausend streitbare Männer zum Kriege aus und würden nächstes Jahr von andern hunderttausend abgelöst, die im Lande geblieben wären, um die Aecker zu bestellen. Tacitus aber berichtet, die Semnonen, die ältesten und edelsten der Sueven, hätten schon für sich allein hundert Gaue besessen, und führt außer ihnen noch 25 andere Suevenstämme an.

„Die Semnonen" sagt Tacitus ferner, „dünken sich, weil sie

eine so große Masse bilden, das Haupt der Sueven. Die Longobarden adelt ihre kleine Zahl: von so vielen und mächtigen Völkerstämmen umringt, sind sie nicht durch Unterwerfung, sondern durch Kämpfen und Wagen gesichert." Gleichwohl war dies verhältnißmäßig kleine Volk stark genug, um Oberitalien zu erobern und ein dauerndes Reich zu gründen.

Von den Sueven schrieb Cäsar auch dies: sie hätten es für den größten Ruhm gehalten, wenn recht weit um sie her das Land unbebaut liege; denn das bezeuge vor aller Welt, daß die große Zahl der Völkerschaften ihrer Stärke nicht widerstehen könne, und wirklich sei auf der einen Seite eine unbekannte Gränze von 600,000 Schritten Breite gewesen, während auf der andern Seite die nach germanischen Begriffen herrliche und blühende Völkerschaft der Ubier wohnte. In einem dünn bevölkerten Lande aber wäre es gar kein besonderer Ruhm gewesen, sich von menschenleerer Gränze umgeben zu wissen.

Noch ein anderes Beispiel. Die stolzen Brukterer, erzählt Tacitus, seien von den Nachbarn aus ihrem Lande vertrieben, aber erst nachdem mehr als 60,000 in einer einzigen Schlacht gefallen.

Rechnet man zu den angegebenen Zahlen von Kämpfern Weiber, Kinder und Greise hinzu, und erwägt, wie viele große Völkerschaften noch außer Cimbern, Sueven und Brukterern angeführt werden, so kann man nicht anders, als auf die Vorstellung der Römer eingehen, Germanien sei dicht bevölkert gewesen.

Nur aus so zahlreicher Bevölkerung läßt sich erklären, daß der lange planmäßige Ausrottungskrieg, welchen die Römer mit aller Ueberlegenheit ihrer Kriegskunst gegen die Germanen führten, diesen so gar wenig anhaben konnte. „Rom hatte" sagt Tacitus mit bitterm Spott, „gestanden 640 Jahre, da hörte man zuerst von cimbrischen Waffen: seitdem werden 210 Jahre gezählt und all' die Zeit her wird Germanien besiegt." Nachdem in der Völkerwanderung die Germanen massenhaft nach allen Seiten ausgeströmt, nachdem sodann ihr Land in den langen Völkerstürmen und gar noch von Hunnen und Slaven die furchtbarste Verheerung erduldet, erscheint es doch niemals menschenarm. Die Sachsen sind so stark geblieben, daß sie für sich allein ein ganzes Menschenalter hindurch allen Machtmitteln Karl des Großen widerstehen konnten.

Erwägt man endlich, wie noch heutzutage Fruchtbarkeit der deutschen Natur wie angeboren scheint, wie sie sogleich auf das Ergiebigste sich bewährt, sobald der deutsche Handwerker in europäischen Städten oder der deutsche Farmer jenseits des Meeres sein Auskommen findet: so bleibt nur der Schluß übrig, daß Germanien zur Römerzeit nichts weniger als ein menschenarmes Land gewesen.

3. Leibesgestalt.

Nur von ihren Feinden wissen wir etwas über Charakter und Benehmen der Germanen, von Feinden, die sich über Jeden dieses Volkes erhaben fühlten durch ihre Bildung und welche dieses Volk doch fürchteten und verwünschten bis in den tiefsten Abgrund. All' diese Feinde aber stimmen überein im Lob germanischer Tugenden. Solche Tüchtigkeit war ja offenbar und unläugbar: in den Schilderungen erkennt man deutlich, wie die ganze alte Welt, als die Germanen auftraten, erschrack und erstaunte über dieses schöne, kühne, jugendfrische Volk, mit dem hohen kraftvollen Wuchs und der stolzen Haltung, mit den hellen treuherzigen Augen, mit dem fröhlichen tollen Muthe.

Die große Menge der Germanen war durchgängig, Weiber wie Männer, über die heute bei uns gewöhnliche Mittelgröße hinaus gewachsen und sehr Viele waren noch größer. Da jetzt Tausende von Germanengräbern geöffnet sind, läßt sich an den Gebeinen darin ein sicherer Maaßstab finden. Sechs Fuß bei den Männern und fünf Fuß bei den Frauen war Durchschnitt, jedoch gab es nicht Wenige, die von sieben Fuß Höhe stolz umher blickten. Cäsar spricht fast jedesmal, wenn er mit Germanen zusammentrifft, von ihrer ungeheuren Größe. Kurzbolde, nicht weniger kühn und tapfer, kamen vor, jedoch seltener. Am längsten waren die Germanen, die in Schleswig-Holstein, in Westfalen, am Rhein, in Schwaben und in den Alpenthälern lebten, gerade wie noch heutzutage.

An den Gebeinen in den Gräbern läßt sich auch entnehmen, wie stark und wohlgebildet die Glieder, wie breit und mächtig die Brust, und wie groß die Muskelkraft gewesen. Der germanische Schädel blieb sich ganz gleich, an der Themse wie am Rhein, an der Seine wie an der Donau. Aller Orten zeigt er den länglich schmalen

Umriß, jedoch mit weit ausgezogenem Hinterhaupt, die senkrechten Schläfen und Wangenplatten, die Stirne hoch und eben, die Nasenwurzel tief eingekerbt. Heutzutage hat sich dieser germanische Schädel in seiner Reinheit am meisten in der südlichen Hälfte Schwedens erhalten.

Diese starken hohen Leiber aber belebte eine gewaltige Seelenkraft. Sie könnten, klagten die Gallier, nicht einmal den wild trotzigen Blick der Germanen und das Feuer ihrer Augen aushalten, wieviel weniger ihre unglaubliche Kraft und Waffengewandheit. Kaiser Konstans, so erzählt Libanius, stellte unter seine Legionssoldaten Germanen ein, gleichwie Thürme: so gewiß, glaubte man, wiege einer von ihnen viele Andere auf. Den Mann, den er durchbohrt hatte, wußte ein Germane am Speere in die Höhe zu heben.

4. Benehmen.

Daß sie aber bei ihrer Größe etwas Derbes und Plumpes gehabt, wird nicht erwähnt. Im Gegentheil bewunderte man ihre schlanke und rasch bewegliche Gestalt, ihr würdevolles Wesen, die weiße Haut, die frische blühende Gesichtsfarbe, und vor allem die strahlenden blauen Augen und das goldgelbe Haar. Wiederholt sagt Prokop, der vielgewanderte Hofmann: „Die Frauen und Töchter der Vandalen seinen von solcher Schönheit der Gesichter gewesen, wie kein Mensch sie jemals gesehen." Ueberhaupt zeichneten sich die Menschen gothischen Stammes durch Ebenmaß und Würde aus, die Allemanen durch Größe und Wucht der Gestalt, die Franken durch unglaubliche Schwung- und Spannkraft, die schönsten aber waren die langgelockten Sachsen und Angeln, und das Sprüchwort vom Lande Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen, ist sicher schon uralt.

Gar anmuthig liest sich, wie Ausonius sein geliebtes Mädchen Bissula den Römerinnen gegenüber stellt. „Geboren ist sie jenseits des frostigen Rheingestades, wo die Donau entspringt. Erziehung hat sie veredelt, doch Germanin blieb sie von Antlitz mit Blauaugen und Blondhaar. O diese Lieblichkeit, das Kosen und Spielen, die Liebe und Lust der Barbarin, wie läßt sie die römischen Puppen hinter sich! — Wiesel — so heißt das feine Kind — ein wenig bäuerisch, ein wenig schrecklich den Ungewöhnten, aber reizvoll dem

Herrn. Wiesel! Unnachahmlich bist Du in Wachs, in irgend einer Farbe, die natürliche Anmuth erreicht kein Gebilde der Kunst. Mennig und Bleiweiß schminket nur andere Mädchen! Diese weiche Zartheit bringt keine Hand hervor. Versuche es nur, Maler, nimm purpurne Rosen und mische sie mit Lilien, aber nur was darin luftiger Schimmer, nur das gleicht ihrem Antlitz. Willst Du wirklich, Maler, malen unser Kind, dann muß Deine Kunst wirken wie attische Bienen."

Auffallen muß auch, wie schön und edel die römischen Künstler durchgängig Germanen und ihre Frauen darstellten. Es war ein anderer Gesichtstypus, als sie in Italien sahen: sie suchten aber seiner edlen Eigenthümlichkeit mächtig zu werden, und wer sich nur einige Zeit unter den marmornen Bildwerken aus der römischen Kaiserzeit umschaute, kennt sehr bald das germanische Gesicht heraus.

Trotz der großen Volksmenge waren aber Leibesbildung und Benehmen bei allen Germanen dieselben. Diese Thatsache sucht Tacitus sich daraus zu erklären, daß sie der Vermischung mit andern Völkern fern geblieben. Dies gleichartige Wesen aber, das man bei einem Volke von so weiter Ausdehnung verbreitet sah, mußte im Alterthum noch mehr, als heutzutage, bei den Deutschen auffallen: denn damals pflegte noch mehr als jetzt in den Ländern rings um das Mittelmeer jedes Gebirgsbecken und jede Thalebene ihre eigenthümlichen Bewohner zu haben, die auf den ersten Blick sich von den Nachbarn unterschieden, wenngleich sie zum selben Volke gehörten.

Auch Geistesgaben waren bei den germanischen Völkern in gleichem Maß und Stil verbreitet. Den Römern erschien natürlich, wer ihre Bildung nicht hatte, als ein Barbar, aber niemals wirft ein römischer Schriftsteller den Verhaßten dummes oder täppisches Benehmen vor. Tacitus sagt zwar einmal von den Chatten, für Germanen besäßen sie viel Verstand und Sorgfalt: er bezieht dies aber auf die Klugheit, mit welcher sie in der Schlacht Ordnung und Gehorsam zu beobachten und Ungestüm anzuhalten verstanden. Mit überraschendem Geschick wußten vielmehr alle Germanen sich die römische Kultur anzueignen.

5. Charakter.

So beseelte auch sie Alle das gleiche Streben und der gleiche Glaube, es könne gar nicht anders sein, als daß jeder Mann

auf sich selbst stehe, sich selbst wehre, und keines Menschen und keines Dinges Gewalt über sich anerkenne, als Allvater im Himmel. Dieser persönliche Heldensinn führte sie zu Trotz und Tapferkeit, bis der letzte Blutstropfen versprüht war, führte sie zu rastlosem Wagen und Jagen, Trinken und Raufen, — führte sie aber auch zu dem stolzen, offenen Wesen, dem Treue und Wahrhaftigkeit natürlich ist.

Wie dachten sich Germanen ihre Seligkeit in jener Welt? Der allwissende Riese Vafthrutnir in der Edda weiß es, was die Einherier, die im frischen Kampf Gefallenen, in der Walhalla thun.

Alle Einherier
In Odins Gehöfte
Schlagen sich jeglichen Tag.
Sie erwarten die Gefallenen,
Und reiten aus der Schlacht,
Einig sitzen sie dann beisammen.

Und der Graubart im Harbardlied, in welchem wahrscheinlich Loki steckt, weiß auf die Frage, was er all die Zeit her gethan, launig nichts Besseres zu erzählen, als:

Ich war bei Fiolvar
Fünf ganze Winter
Auf jener Insel,
Die Allgrün heißt.
Fechten konnten wir da
Und Feinde fällen,
Manches da wagten wir,
Mädchen die küßten wir.

Den Feind zu bekämpfen, so lange noch feindliches Athmen in ihm, das galt als natürliches Recht: verzeihen schien unmännlich. Zwei Sittensprüche im Havamal lauten:

Wo du die Feindschaft weißt,
Da tritt ihr als Feind entgegen
Und gieb deinen Feinden nicht Frieden.

Böses sollst Du
Niemals vergessen,
Doch laß dir das Gute gefallen.

Für Lüge aber und Untreue konnte man keine Strafe hart genug denken. So spricht die Wala:

Einen Saal sah ich stehen
Der Sonne fern
Im Todtenreich.
Nordwärts stehen die Thüren,
Gifttropfen fallen
Hinein durch's Fenster.
Der Saal ist gewunden
Aus Schlangenhäuten.

Da sah ich waten
Durch schlammige Ströme
Meineidige Männer
Und Mordgesellen,
Und die eines Freundes
Geliebte verführten.
Da saugt Nidhoggo
Die Leichen der Todten,
Männer zerfleischt der Wolf.

Im heldenhaften Selbstgefühl liegt der lachende Muth, ein immer quellender Frohsinn, der das ganze Thun und Denken des Mannes durchheitert. Wer Kampf und Leid nicht fürchtet und mit Gefahren spielt, geht aufrechten Hauptes durch die Welt und blickt sie arglos an mit offenem Auge. Aller Orten ist Gutes ausgestreuet, und überall nimmt er es wahr und freuet sich auch an dem Kleinen. Ihm sprießt von selbst die Lust zu Spaß und neckischem Spott, aber auch die Fähigkeit, die dunkle Kehrseite der Dinge, die steten Widersprüche in Natur und Menschenleben zu erkennen und in Scherz und Wehmuth aufzulösen.

Der blanke Heldensinn wurzelte im dunkeln Untergrunde eines tiefen Seelenlebens, das wir Gemüth nennen. Jeder starke Eindruck geht leicht in's Innere und rührt dort Freuden und Kämpfe und Leiden auf, und übervoll ergießt sich das Herz in Liebe für Weib und Kinder und Eltern, in Mitleid für Elend und Unglück, in Sorgen für Schwache und Schutzlose.

Den tiefsten Grund ihrer Seele aber erfüllte bei den Germanen der religiöse Sinn. Dieser bestand nicht in bloßer Ehrfurcht, die sich im schweren Gefühl ihrer Nichtigkeit vor Jehovah und Allah in den

Staub wirft, sondern in freudigem Aufblick zu den Mächten des Lichts und Segens, im Ahnen und Vernehmen der Schönheit und Unermeßlichkeit des Weltalls, im stillen ehrfürchtigen Mitleben im Allleben. Deßhalb war unaufhörlich rege ihr Naturgefühl, das sich beständig in Poesie auflöste, oder sich verlor in Mitempfinden all der vielfachen Triebkraft und Regung rings umher, — deßhalb die stets wache Wißbegierde, die in der großen Dämmerung, welche ewig die Sterblichen umgiebt, sich zurecht zu finden und die geheimen Kräfte zu ergründen strebte.

Innig verwandt mit allem Diesen ist ein großer Vorzug und eine große Schwäche der germanischen Natur.

Der Vorzug besteht in dem innern unversieglichen Reichthum. Das Gemüth steigert sich zu leidenschaftlichster Bewegung, wo Ehre Liebe und Mitgefühl in's Spiel kommen. Jedoch fühlt es sich auch angemuthet und erfrischt von allem, was in Natur und Menschenleben schön und artig. Die Schwäche aber liegt in der innern Haltlosigkeit, in einem gewissen weichen und unklaren und zerfließenden, und bei jeder Erregung wieder ungestüm strömenden Wesen, das sich selbst nicht erfassen und beherrschen kann, sich leicht hierher und dorthin fortreißen läßt. Nichts fällt Männern dieser Art schwerer, als klar und bestimmt Gesetz und Regel auszuprägen, und den still glühenden Eigensinn auszulöschen, damit das große Ganze gedeihe. Nichts ist ihnen natürlicher, als in der Aufregung des Gemüthes Ungeheures sich vorzustellen, bei Gelagen unmäßig zu schwelgen, und in Zornes-hitze sich die größten Opfer aufzulegen um ein reines Nichts, und wiederum um ein Nichts sich von schweren Gedanken niederdrücken zu lassen. Einem solchen Volke konnte kein anderes Schicksal zu Theil werden, als das Höchste zu erkennen und das Gewaltigste anzustreben, jedoch immerdar es nur halb zu erreichen und um den Preis unendlicher Mühen und mancher Verluste.

Viertes Kapitel.

Grundlagen der Kultur.

1. Erste Entwicklung.

Alle Gesittung beginnt mit dem Kampfe gegen die Natur. Der Mensch erkundet und benutzt die Naturkräfte und zwingt sie mit aufmerkendem Verstand, mit geschickten Händen und geduldigem Fleiß, daß sie ihm hergeben, was sein Bedürfniß ist an Nahrung, Kleidung und schützender Wohnung. Jagd und Fischerei sind das Erste, wozu ein Volksstamm greift, sich zu ernähren, die erlegten Thiere müssen auch die Mittel verschaffen zur Deckung der Blöße, und Holz, Baumrinde, Reisig und Erde werden verbunden, um eine Bergestätte gegen Sonne, Regen und Kälte zu gewinnen. Durch ständig gewordene Viehzucht erhebt der Mensch sich schon eine Stufe höher: die Sitten mildern sich, indem eine gewisse Geselligkeit heimisch wird. Sobald ein Volk aber zum Ackerbau übergegangen, beginnt neues Leben.

Ackerbau ist das goldene Thor der Gesittung. Durch ihn ist man überhoben der Sorge für ungehindertes Umherziehen, für Sicherheit auf der Fahrt, für Nahrung und Unterkunft während der Rast. Aufgehört hat die Abhängigkeit von Wind und Wetter, aufgehört die Furcht vor Dürre und Viehsterben. Gerade das Unsichere des Erwerbes macht den Jäger bei anstrengender Arbeit launig und verdroßen, den Nomaden aber bei gemächlicher lau und träge. Man brauchte sehr viel Raum, sehr viel Zeit, um nur das Nöthigste zum Leben zu erraffen. Je ein Stück Vieh oder Wild konnte in Zeiten des Mangels mehr Werth haben, als Zuwachs zur Familie. Alles hatte sich wie mit einem Schlag geändert, sobald der Ackerbau Sicherheit und Nahrung und das köstliche Gefühl eines Heimwesens gewährte, welches die Frauen anfingen behaglich einzurichten. Mit der Ruhe und Stätigkeit, die eingetreten, fing sofort der Trieb zum Bessern, der tief und unzerstörbar im Menschen sitzt, sich zu regen an.

Denn an dauernden Wohnsitz knüpfen sich eine Menge Bedürfnisse an, die in Haus und Feld immerfort wiederkehren. Die Menschen werden von selbst gewahr, wie sie ihr Lager, ihre Nahrung, ihre Kleidung behaglicher machen, wie sie Geräth und Arbeit auf dem

Acker und Anger verbessern können. Sie merken auf, wie die Jahreszeit wechselt, die eine diesem, die andere jenem Thun gemäßer ist, und richten ihre täglichen Geschäfte danach ein. Das Leben bekommt Eintheilung und Regelmäßigkeit, man vergegenwärtigt sich die Vergangenheit und sorgt für die Zukunft. Die Hauptsache aber ist der Segen der Arbeit. Jagd fordert Marschiren, Ueberlisten und Ruhen, Viehzucht fordert Viehfüttern, Wachen und Ruhen: Ackerbau stellt dagegen mit täglicher Deutlichkeit die Verkettung von Ursache und Wirkung vor Augen. Die Nutzpflanze heischt Nachdenken und Schaffen zur Bereitung des Bodens, zum Säen, Pflanzen und Aernten. Es ist ein Wohlgefühl, daß auf die Arbeit sicherer Verdienst folgt. Schon deßhalb wirkt Ackerbau veredelnd.

Dabei eröffnet sich auch die Möglichkeit, noch Anderes zu thun, als sich stets mit dem Boden und was darauf wächst und weidet abzugeben. Der Ackerbau gewährt Vorrath an Zeit wie Vorrath an Lebensmitteln. Die Einen gewinnen Gelegenheit zur Vervollkommnung der Nahrung, Zeuge, Geräthe, Wohnungen, die Andern zur Pflege geistiger Güter: dort entstehen Handwerke und Industrie, hier Dichtung, Kunst und Wissenschaft.

Allein nicht bloß dies, daß die Menschen die Naturkräfte sich dienstbar machen, ist es, was ihr Denken und Thun beflügelt und ihre Zustände bessert: in höherem Grade ist dessen Ursache die Geselligkeit. Feldbau bietet den Boden dafür, weil er wenig Raum bedarf und deßhalb dem Menschen Nachbarschaft möglich, die Nachbarn aber von einander abhängiger macht. Alle feinere Gesittung nimmt ihren Ausgang von Geselligkeit, deren erste Stufe feste Familie, die zweite Verkehr mit Nachbarn, die dritte Ordnung im Stamme und Volke ist. Was im Menschen an Ideen und Anregungen lebt, die über die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse hinausgehen, das Behagen an einander, die Gefühle der Liebe und Ehrfurcht, die Sorge für Kinder und Hülflose, die Lust zu reden und zu dichten, alles das wird lebendiger, sobald die Menschen beständig mit einander verkehren.

Unwillkürlich werden sie inne, was gleichmäßig in Allen lebt und treibt, was gleichmäßig Allen wohlthätig und wohlgefällig ist, — es bildet sich die Sitte, — heilig, d. h. zur Religion wird, was alle verehren, — das Gute, das ein Jeder für sich braucht und erarbeitet, erweckt den Begriff des Eigenthums, — davon geht das bürgerliche

Recht aus, — das Bewußtsein desselben, und der Schutz, welchen es nöthig hat, führt weiter zur Gründung von Gemeindeleben, zum öffentlichen Recht, zur Staatsverfassung.

2. Verschiedene Ansichten.

Waren nun unsere Vorfahren im Beginn der christlichen Zeitrechnung noch schweifende Hirten und ruhlose Jäger? Oder gaben Ackerbau und fester Wohnsitz ihrem Dasein bereits festen Stand? Ueber diese Frage herrschen immer noch verschiedene Ansichten.

Es sind kaum ein paar Menschenalter her, da glaubten noch viele Gebildete, die Germanen seien eine Art umherziehender wilder Indianer gewesen, die von Jagd und wenig Viehzucht, von Wurzeln und Baumfrüchten gelebt, ohne Recht und Eigenthum, mit strähnigem oder struppigem Haar, halb nackt, nur von Wolfs- oder Bärenfellen umhangen. Diese Meinung kam auf, als nach dem Elende des dreißigjährigen Kriegs Adel und Selbstachtung unseres Volkes zu Boden sanken, und sie setzte sich im allgemeinen Glauben fest, als die französische Aufklärung Alles, was aus Deutschland stammte, als roh und lächerlich verspottete.

Erst Justus Möser erschütterte diese Vorstellungen. Vor seinem klaren Auge, das offen für die historischen Gesetze wie für die Wirklichkeit der Dinge, verflüchtigten sich die Nebel, und durch die allseitig eindringende Forschung von Jakob Grimm, Eichhorn und ihren verdienstvollen Schülern entschleierte sich vollends, was Kern und Eigenart, Dichten und Trachten unsers Volks von jeher gewesen.

Damit war die Vorstellung vom germanischen Barbarenthum abgethan. Jedoch alsbald gingen die Meinungen wieder auseinander. Die Einen glaubten, im Wesentlichen hätten die Germanen die Lebensart, die Sitten und Einrichtungen, ja den entwickelten Ackerbau gehabt, wie heuzutage etwa westfälische Bauern.

Andere dagegen meinten, zwar feste Wohnsitze und Gesetze, jedoch nur ganz rohe Anfänge von Haus- und Feldwirthschaft seien vorhanden gewesen.

Beirrt endlich durch den Widerspruch zwischen den Berichten von Cäsar und Tacitus trat zuletzt, und zwar beredt von Neueren vertheidigt, die Ansicht auf: nicht lange vor Cäsar's Zeit seien die Ger-

manen noch auf der Wanderung gewesen, eine Art feldbauender Nomaden, die von einem Lande in's andere gezogen wären. Wo es ihnen gepaßt, hätten sie gerastet, oberflächlich ein paar Aecker bestellt, hauptsächlich aber von Viehzucht und Jagd gelebt. Wenn die Jagd- und Weidegründe erschöpft gewesen, sei man mit Sack und Pack wieder weiter gezogen. So seien die Germanen ohne Ziel und Richtung Jahrhunderte lang umher gezogen, im Ganzen aber von Denen, die hinter ihnen folgten, immer weiter nach Westen gedrängt, und hätten die schwächlichen Reste von Finnen sowie die städtebauenden Kelten vor sich hergetrieben oder unterjocht. Das habe so lange gedauert, bis sie abgeprallt am ehernen Widerstand, welchen das Römerreich jedem weiteren Vordringen entgegen stellte. Da sei die unstäte Lebensweise in's Stocken gerathen, und der Germane habe aus Noth sich eben dürftig auf festem Wohnplatz angesiedelt. Da aber sei eine so rasche Volksvermehrung eingetreten, daß sie zur Auswanderung getrieben. Man habe die alte Wandersitte wieder aufgenommen und so sei die Völkerwanderung allmälig in Zug gekommen.

Diese Schlußreihe verkettet vier Sätze, indem sie vom letzten zu den vorderen geht. Völkerwanderung entstand aus Uebervölkerung, — Uebervölkerung mußte alsbald eintreten, als die Germanen aus Nomaden Ackerbauer geworden, — also mußten sie etwa hundert Jahre vor Cäsar zu festen Sitzen übergegangen sein, — also vorher mußten sie sich auf beständiger Wanderung befunden haben. Ist aber nur einer dieser Sätze wirklich bewiesen?

Es lehrt doch jeder Einblick in Natur und Geschichte unsers Volkes, wie all' seine Einrichtungen kernig und eichenfest, deßhalb auch sehr langsam gewachsen. Diese unverkennbare Eigenart nöthigt unabweislich zur Annahme, daß die Germanen, wenn sie anfangs wirklich nomadisirten, darauf doch sehr lange Zeiträume hindurch müssen ruhig auf festen Sitzen verharrt haben, bis sie zu der Kultur gelangten, die Tacitus seinen Zeitgenossen schilderte. Wer selbst unter Jäger- und Hirtenvölkern verkehrt hat, weiß die Größe des Abstandes zu ermessen.

Wo aber sind denn — so fragen wir — die Beweise, daß die Germanen überhaupt ein Wandervolk gewesen? Daß sie Pytheas an der Ostsee und etwa dreihundert Jahre später Cäsar auch am Rheine antraf, ist noch kein Beweis, daß sie nicht schon längst auch am

Rheine ansäßig, sondern in der Zwischenzeit immer sollen umhergezogen sein. Sie müßten ja, wenn Letzteres richtig wäre, entweder im Kreise umhergewandert sein, so daß Stamm für Stamm immer wieder in die verlassenen Sitze des Vorgängers eingerückt wäre. Oder sie müßten, kommend vom Nordosten oder Südosten, beständig keltische Völkerschaften vor sich her getrieben haben. Diese unaufhörlich drängende Bewegung wäre sicher in Gallien und Italien schwer empfunden, und von Schriftstellern oft erwähnt worden. Oder endlich, das eigentliche Deutschland müßte so gut wie menschenleer gewesen sein: von der Ostsee her nach dem Südwesten, oder vom Schwarzen Meere her nach dem Nordwesten müßte aus dort vorhandener, unerschöpflicher und geheimnißvoller Germanenfülle sich Völkerschaft auf Völkerschaft vorgeschoben, unterwegs einige Jahrzehnte gerastet und dann vor den Nachdrängenden wieder sich weiter verbreitet haben. Das Eine ist so schwer zu glauben wie das Andere.

3. Feste Wohnsitze.

Es sind nun auch Thatsachen verbürgt, die dem allen geradezu widersprechen. Es werden zur Zeit des Tacitus an fünfzig germanische Völkerschaften genannt. Völker aber, die in Wanderung begriffen, strömen, statt sich zu zersetzen, zusammen zu großen Stämmen, wie es den Germanen während der Völkerwanderung geschah. Das sich Abzweigen und Ablösen einer Menge von Völkchen geht nur vor sich, wenn die Masse ruhig in ihren Wohnstätten sich ausbreitet und jeder Zweig nach und nach, je nach Landesnatur Geschichte und Mischung mit anderen Leuten, seine Sonderart entwickelt.

Es war aber Deutschland damals schon, als Cäsar sich an der Gränze umsah, ein so wohlbevölkertes Land, daß es sich trotz seiner fortwährenden Verluste doch an Menschen nicht erschöpfen ließ. Wie aber hätten die zahllosen Tausende Raum gefunden, sich zu nähren, wenn sie hauptsächlich auf Jagdbeute sich hätten angewiesen gesehn? Die drei Millionen nordamerikanischer Wilden brauchten ein ungeheueres Landgebiet, und seitdem die Weißen sich dort ansiedelten, ist noch auf keinem Punkte, — trotzdem daß sich die jungen Leute in Amerika so rasch zur Ehe entschließen, wie bei uns zum Spaziergang, und

trotzdem daß die Blockhütten von Kindern wimmeln, — nur entfernt etwas wie Uebervölkerung eingetreten.

Der Annahme des öfteren Wechsels von Grund und Boden steht auch scharf die Thatsache entgegen, daß der juristische Begriff des unbeweglichen Gutes das ganze germanische Rechtswesen durchherrscht, — ihr widerspricht das Heimathsgefühl, das tief in der Seele des Germanen wurzelt, — widerspricht die Gewohnheit althergebrachter Volks- und Festversammlungen zu regelmäßiger Zeit, — widerspricht endlich die Thatsache, daß es den Germanen, wo sie bei den Galliern anklopften, vor Allem zu thun war um fruchtbare Ländereien. All' dergleichen entsteht und entwickelt sich erst in sehr langen Zeiträumen ruhigen Beharrens auf der Vorfahren Grund und Boden. Wie auch wäre sonst jener hohe Grad von Selbstbewußtsein und innerer Sicherheit zu erklären, mit welchem die Germanen den Römern gegenüber traten, jener stolze Wille, dem ungeheuren Reich, dessen Macht die Welt erfüllte, zu trotzen nicht nur, nein, es anzugreifen und auszubeuten?

Wir hören aber auch in den ältesten Berichten schon von Ortschaften der Germanen. Tacitus weiß sogar, daß, als die Cimbern aus ihrer Heimath fortgezogen, man noch ein paar Hundert Jahre später die Stellen erkannt habe, wo ihre Ortschaften gestanden. Wandervölker aber pflegen überhaupt keine andauernden Wohnsitze zu bauen. Es würde auch, wären die Germanen viehzüchtende Nomaden gewesen, später das Hüten und Warten des Viehes keineswegs in Mißachtung gestanden haben, wie bei den Germanen wirklich der Fall war.

Doch wie? Ist es denn wirklich begründet, daß Völker, die sich einmal Jahrhunderte hindurch in Jagd- und Viehzucht eingewöhnten, allmälig zu Ackerbau und festen Sitzen übergehen? Das wird einmal so angenommen, obwohl, was wir den Naturvölkern, z. B. an Indianern und Kirgisen, täglich absehen, jene Annahme durchaus nicht bestätigt. Ihre Stämme zersetzen sich, wo ihnen die Kultur auf den Leib rückt, die Trümmer ziehen hierhin und dorthin, allein sie verkümmern eher und sterben aus, als daß sie seßhafte verständige Feldbauern würden. Als der Verfasser auf seiner amerikanischen Reise wilde und halbwilde Indianer beobachtete, mußte er sich sagen, man könne die Holztaube an die Wohnung der Menschen und das wilde Roß an den Sattel gewöhnen, nimmer aber Geier an den Hühnerstall und Gemsen oder Antilopen an die Schafweide.

Alle Völker mochten bei ihrem Beginn ihre Nahrung suchen, wo in Wald und Flur Eßbares wuchs oder Wild sich fangen ließ. Keineswegs aber brauchten sie lange Zeiten hindurch dabei zu beharren. Vielmehr, wo Beobachtung des Keimens Sprossens und Gedeihens in der Natur regsam, wo Sinnesart für ruhigen Anbau des Bodens vorhanden war, und wo des Landes Fruchtbarkeit dieser Neigung entgegen kam, da lernte sich Säen und Pflanzen von selbst und konnte Feldbau sich bald weiter bilden.

4. Prüfung von Cäsar's Bericht.

Woher ist nun überhaupt die Meinung entstanden, die Germanen seien zu Cäsar's Zeiten noch ein Wandervolk gewesen? Grund dazu geben nur zwei Stellen in dessen Denkwürdigkeiten und vielleicht ein unbewußter Rest der früheren Vorstellung von der kriegerischen Rauhheit und Unstätigkeit der Germanen. Gerade was Cäsar berichtet, sollte, wenn unbefangen gelesen, stutzig machen. Es ist doch gar zu deutlich, wie er in germanischen Dingen trotz seines Feldherrnblicks oft nicht scharf genug gesehen hat und Wahres und Richtiges mischt mit Unverstandenem. Auch im Stil und wohldurchdachten Gewebe der Erzählung sind die Germanen-Stellen die schwächsten in seinem Werke.

Im vierten Buche berichtet er: die Sueven hätten kein Landeigenthum, sie baueten stets nur ein Jahr lang eine Gegend an, dann wanderten sie weiter. Jedoch aus jedem ihrer hundert Gauen zögen jährlich tausend Mann in den Krieg, während die Andern zu Hause Brod schafften für sich und die Ausgezogenen. Kämen Letztere über's Jahr zurück, dann nähmen jene Andern die Waffen auf und marschirten aus, und die Heimgekehrten müßten wieder ein Jahr lang das Land bauen und das Vieh verpflegen. Sie machten sich überhaupt wenig aus Ackerbau und lebten hauptsächlich von Milch und Vieh und Jagdbeute. — In seinem sechsten Buche wiederholt Cäsar, wovon die Germanen sich nährten, und wie Keiner seinen eigenen Acker habe, sondern die Obrigkeiten und Fürsten nach ihrem Gutdünken die Felder unter die Völkerschaften und die Sippen der Leute, die zusammen gezogen, vertheilten und Jedermann nöthigten, das Jahr darauf von seinem Anbau wieder abzustehen. Denn, so sagten sie, Niemand solle auf seiner Stätte einwurzeln und es sich bequem

machen und vielleicht habsüchtig die Schwächeren unterdrücken, sondern es solle Abhärtung und Kriegslust und allgemeine Gleichheit bestehen bleiben. — Gleich darauf aber berichtet derselbe Schriftsteller: in Friedenszeiten hätten die Germanen keine gemeinsamen Obrigkeiten, sondern nur Schiedsrichter gehabt.

Dennoch hätten diese Schiedsrichter so große Gewalt beseßen, daß sie Jedermann zwingen konnten, welches Feld er bebauen sollte und welches nicht? Welch' eine längst fest geordnete Verfassung mußte aber ein Staat besitzen, in welchem höchste politische Erkenntniß Landeigenthum unmöglich machte, ein Staat, aus welchem regelmäßig die Hälfte der Wehrmänner in den Krieg zog und die andere Hälfte für sie die Arbeit zu Hause verrichtete! Und wie ausgedehnt muß das Land gewesen sein, daß die Anbauer jedes Jahr wechseln konnten, ohne im Kreise umher zu ziehen und wieder auf die alten Plätze zu kommen! Wozu endlich all' die Noth und Fürsorge, damit ja Keiner feste Sitze gewinne, wenn Ackerbau so spärlich, so unnöthig war? Es wäre doch gar zu thöricht gewesen, die Blockhäuser — man wohnte ja nicht in Schäferhütten oder leicht beweglichen Zelten — jedes Jahr an dem einen Orte abzubrechen, mit Sack und Pack und Viehheerden von dannen zu ziehen, und an einem andern Orte sich wieder anzubauen. Oder blieben etwa die festen Häuser stehen, und jedes Jahr rückten neue Ankömmlinge ein in die Wohnungen der eben Weggezogenen? Und dies lästige und zeitraubende Ziehen in der Runde umher sollte bei einem Volke stattgefunden haben, das vom ersten Augenblicke an, wo seine Lebensart und sein Charakter deutlicher in's Licht treten, all' die Jahrhunderte hindurch recht eigentlich als ein Volk von Grundeigenthümern erscheint?

Soviel ist wohl klar, daß man eine solche Erzählung, bei deren Abfassen vielleicht etwas militärische Eitelkeit mitspielte, nicht zum Eckstein eines historischen Systems machen kann. Wollen wir Cäsar noch so gerne Glauben schenken, so läßt sich seine Schilderung doch nur von Gränzbezirken verstehen, in welchen kein Landeigenthum einwurzeln sollte, oder auch von Stücken der gemeinen Mark, die Allen gehörte.

Fünftes Kapitel.

Deutschland Urheimath.

1. Entstehung des Glaubens an Herwanderung aus Asien.

Doch wir dürfen vielleicht noch einen Schritt weiter gehen. Giebt es keinen Beweis dafür, daß zu Römerzeiten die Masse der Germanen noch auf der Wanderung gewesen, will zu solcher Annahme eine ganze Reihe von Beobachtungen nicht recht stimmen, — warum sollen denn unsere Vorfahren überhaupt erst aus weit entlegenen Ländern hergekommen, — ja, warum sollen überhaupt die europäischen Völker ehemals aus Asien eingewandert sein? Ehe daher eine solche Thatsache, wie die Herwanderung der Europäer aus Mittelasien, die für alle kulturgeschichtliche Betrachtung von durchgreifender Bedeutung ist, in den Vordergrund der Weltgeschichte gestellt werden kann, sollte doch gar Vieles mächtig, übereinstimmend, unabweislich darauf hinweisen.

Diese Beweise — wo sind sie?

Tiefes Schweigen herrscht in der Geschichte. Tiefes Schweigen herrscht auch in den uralten Götter- und Heldensagen. Nur eine ganz vereinzelte skandinavische Sage von Odin und seinen zwölf Priestergöttern, die offenbar in später Zeit entstanden, weist leise auf Asien zurück. Sonst führt kein Bericht, keine Andeutung darauf, daß die Europäer sollten vom indischen Kaukasus gekommen sein.

Wie ist nun diese Lehre aufgekommen? Wodurch hat sie so festen und allgemeinen Glauben gefunden?

Wir können es uns nur daraus erklären, daß biblische Vorstellungen tiefschattend sich in Wissen und Phantasie der gebildeten Völker einsenkten. In Asien lag das Paradies, entstand der babylonische Thurmbau, dort hatte es also Ursitze und Ursprache der Völker gegeben, von dorther kommend hatten sie in alle Welt sich zerstreut.

Als nun zu Anfang dieses Jahrhunderts lebhafter erörtert wurde, wie viel Germanisches im Persischen enthalten sei, veröffentlichte Adelung im Jahre 1806 seine Ansicht: die Heimath der Germanen, da sie ja aus Asien herstammten, könne man auch verlegen in das an Persien und Tibet angränzende Mittelasien, und dürfe wohl daher

die Verwandtschaft der Sprachen rühren. Zwei Jahre später erschien des geistvollen Friedrich Schlegel Buch über die „Sprache und Weisheit der Inder". Darin erklärte er tiefsinnig das Sanskrit als die Ursprache, in welcher sich alle Wörter und Satzbildungen der europäischen Sprachstämme versammelt fänden, und gleich wie die Sprachen, so wiesen auch die Grundanschauungen auf die indische Urheimath zurück. Die europäischen Völker seien ursprünglich nichts als indische Kolonien, meist von Priestern wie Moses herüber geführt. Diese Ideen fanden sofort allgemeinen Anklang und wurden so rasch beliebt, als hätte man sehnsüchtig auf so etwas gewartet. Die Deutschen, deren Vaterland damals von französischer Frechheit zerfleischt wurde, flüchteten aus der Gegenwart Schmach und Leiden in das ferne Indien, ach in die freie selige Kindesheimat und ihre wunderbaren Völkergeheimnisse.

So erhielt diese Lehre einen fast geheiligten Glauben, obwohl ihr Nichts zu Grunde lag, als ein hebräischer Mythus, dem in der Wissenschaft kaum irgend ein Werth beizumessen, und die Sprachverwandtschaft.

Man darf also wohl, ohne vermessen zu erscheinen, Gründe und Thatsachen prüfen, die diesem Glauben entgegenstehn, wenngleich es hoffnungslos, ihn schon jetzt allgemein erschüttern zu können.

Soviel ist einmal gewiß, die Erinnerungen unsers Volkes weisen auf ein sehr hohes Alterthum hin. Wir treffen auf Ueberlieferungen noch aus jenen Zeiten, als die letzten geologischen Veränderungen unsers Erdbodens vor sich gingen. Nichts wurzelt nämlich so fest, als uralte Sagen eines Volkes: in diesen spiegelt sich öfter leibhaft, öfter nur schattenhaft, sein Land, seine erste Geschichte, seine Sitte, Denk- und Gefühlsweise. Nun findet sich in den älteren Sagen der Germanen höchst nachdrucksam ausgeführt der Kampf mit schrecklichen krokodilartigen Geschöpfen, den Drachen, die in Höhlen und Sumpfwaldungen hausen. In den Feldzeichen der Sueben Quaden Markomannen und Dazier, an den Vordersteven der Wikingschiffe erscheint keine Figur häufiger, als das Drachenbild. Läßt sich ein trefflicheres Gemälde der Urzeit ersinnen, als im Beowulfsliede erhalten ist, da wo der Held an die von Ungeheuern belebte Ausmündung des großen Flusses kommt? Was aber kann zu diesen Sagen und Heerzeichen Anlaß gegeben haben? Doch nur dunkle Ueberlieferungen von

urweltlichen Thieren, die mit Schlangenleib, Schuppenpanzer, Dunstrachen, Klauen und Schweif den untergegangenen Sauriern angehörten, deren Fußtapfen wir noch im Gestein abgedrückt finden. Wo aber lagen jene sumpfigen verwachsenen Urwälder, in denen die Letzten dieser riesenhaften Amphibien sich zurückgezogen? Lagen sie in den Niederungen, die zuletzt vom Meere verlassen wurden, wie Norddeutschland sowie die angränzenden slavischen Gegenden und unteren Donaulande sie enthalten, oder fanden die Kämpfe mit den Drachen auf asiatischen Gebirgen und Hochebenen statt?

2. Sprachliche Bedenken.

Nun ist gerade der sprachliche Beweis dafür, daß die Germanen von Indien hergekommen, nicht bloß hinfällig geworden, sondern ist zum Gegenbeweis geworden.

Als nämlich Bopp und andere Meister tiefgründend vergleichende Sprachforschung begannen, erkannten sie alsbald, daß das Sanskrit keine Ursprache sei, sondern nur eine gleichbürtige Schwester der europäischen Sprachen und der altpersischen. Es besitzt keineswegs ihren gesammten Schatz an Wörtern und Bildungen. Wenn das Sanskrit aber reicher daran ist, und wenn es mit dem Vorherrschen seines A-Lauts älter und kindlicher erscheint, als die europäischen Sprachen, in welchen jeder Urlaut bereits in verschiedene Vokale zergangen ist, so können diese Thatsachen auch davon herrühren, daß Zend- und Indervolk von den übrigen arischen Stämmen schon in einer Zeit sich trennten und fortzogen, wo sie alle noch an der gemeinsamen Ursprache und ihren kindlichen und flüssigen Lauten und Formen festhielten.

Je gründlicher und umfassender die Vergleichung der Sprachen wurde, desto mehr tauchten Zweifel auf. Höchst auffällig war es, daß den europäischen Sprachen die Ausdrücke fehlten für Löwe, Tiger, Schakal, Kameel und Elephant. Es ist kaum denkbar, daß diese hervorragenden Thiergestalten Asiens bis auf die letzte Spur aus der Sprache verschwunden wären, wenn sie darin einmal — und das wäre ja doch in einer asiatischen Urheimat der Fall gewesen — ihre Stelle eingenommen hätten. Aehnlich, so scheint es, verhält es sich mit mehreren charakteristischen Pflanzenformen, die wohl im Zend und Sanskrit, nicht aber in den europäischen Sprachen vorkommen. Um-

gekehrt fehlen Wörter, wie Lein, Auster, Pflug, Egge, deren Stamm den europäischen Sprachen gemeinsam, im Zend und Sanskrit, können also nicht aus diesen herstammen.

Seit man dies eingesehen, verlor der Glaube an die asiatische Herkunft die Geltung, welche ihm merkwürdig rasch und allgemein zu Theil geworden. Während Lassen, J. Grimm, Max Müller, Schleicher, Dieffenbach noch daran festhielten, waren es gerade wieder Sprachforscher, welche den Ursitz der Arier nach Europa verlegten. Der Engländer Latham war, etwa fünfzig Jahre nach Schlegel's Auftreten, der Erste, welcher sich gegen den Satz von der Herkunft aus Asien erklärte: er glaubte den Ursitz der Arier im kleinrussischen Podolien und Volhynien zwischen dem oberen Lauf des Dnjestr und Dnjepr zu finden. Benfey bezeichnete Südrußland als solchen. Friedrich Müller erklärte den Südosten Europas dafür, in welchen die Arier vom armenischen Hochgebirge in unvordenklicher Zeit eingewandert seien. Der Geograph Peschel behauptete, die größte Wahrscheinlichkeit spreche für beide Abhänge des europäischen Kaukasus. Andere Sprachforscher geben wieder anderen Gegenden den Vorzug, Reinisch den äquatorialen Seen Afrikas, Spiegel dem südlichen Europa, Cuno Mitteleuropa, und Geiger, der feinsinnige Sprachgelehrte, spricht seine Ueberzeugung aus: „die Urheimat der Indogermanen ist in Deutschland, vielleicht insbesondere im mittleren und westlichen, zu suchen.“

3. Hinweise auf deutschen Ursitz.

Es gründet sich Geiger unter Anderm darauf, daß vorzugsweise Deutschland die Bäume eigen sind, welche in sämmtlichen arischen Sprachen vorkommen: Birke, Buche, Eiche, Föhre, Fichte, Weide, Esche, Hasel; — daß Bildung und Wandlung ihrer Namen, — daß insbesondere die Stelle, von welcher die Buche bei ihrer Weiterwanderung ersichtlich ausging, auf Deutschland zurückweisen; — daß der erste Anbau von Gerste und Roggen, die ursprünglich das Hauptgetreide der Arier, nur in einem norddeutschen Lande zu suchen; — daß der Wortvorrath, welcher den arischen Sprachen für Schnee und Eis, für Winter und Frühling, nicht aber für Sommer und Herbst gemeinsam, auf ein kaltes Klima als erste Heimat deutet; — daß die Armuth der arischen Sprachen an gemeinsamen Insektennamen ein

zwar gemäßigtes, aber doch frostiges Klima als die Urheimath, erscheinen läßt; — daß endlich nur die Namen für solche Thiere gemeinsam waren, welche in Deutschland am gewöhnlichsten sind, wie Rind, Schaf, Schwein, Pferd, Hund, ferner Bär, Wolf, Maus, Dachs, Fuchs, Biber, Fischotter, ferner Wurm, Schlange, Aal, ferner Geier, Rabe, Staar, Wildgans, Ente. Damit stimmt ganz überein, daß Namen von hervorragenden Thieren und Pflanzen Asiens in Mitteleuropa nicht vorkommen. Auch Tacitus war der Ansicht, für Winter, Frühling und Sommer hätten die Germanen Begriff und Wörter, „vom Herbste seien ihnen Namen sowohl als Güter unbekannt", was der gleichen Dreizahl der Jahreszeiten im Sanskrit entspricht.

Mächtiger aber, als der sprachliche Hinweis, welchen Thier- und Pflanzennamen an die Hand geben, dürfte ein anderer sein. Die Eigenschaften, durch welche die neun Stämme der Arier sich von den übrigen Völkern unterscheiden, sind der hochgewachsene, kraftvolle und doch schlanke und geschmeidige Körper, in welchem etwas Helles und Lichtes wiederscheint in der weiß-röthlichen Hautfarbe, im blauen Auge und blonden Haar, sind ferner das empfindliche Rechts- und Ehrgefühl, der Wagemuth und die Abenteuerlust, sind ferner Frauenachtung, tiefes Naturgefühl, Herzensfröhlichkeit verbunden mit ordnendem Verstand. Wo alle diese Eigenschaften am schönsten, am kraftvollsten, am dauerhaftesten auftreten, wo ein gemäßigtes, etwas feuchtes und nicht lichtgrelles Klima ihrem Gedeihen offenbar am zuträglichsten war, da allein muß die Urheimat gewesen sein, und jede Entfernung von ihr muß ein Abarten bekunden, das um so stärker, je größer der Abstand im Raume und im Klima von jener Urheimath.

Trifft nun das Alles in Bezug auf das Herzland unseres Welttheils zu? In der That, es gibt keine Stelle der Erde, von welcher es im gleichen Grade gelten könnte. Das bestätigen Thatsachen der Geschichte wie der Geographie.

Nur auf eine dieser Thatsachen sei hier näher hingewiesen. Die Arier haben von jeher dem Grundsatze gehuldigt, daß rechte Ehe nur zwischen je einem Mann und je einem Weibe bestehe. In heißen und üppigen Ländern und bei einem rohsinnlichen Volke wäre eine solche Ehesitte wohl nicht entstanden; wohl aber paßte sie ganz zu einem Lande, wo die Ernährung von Frau und Kind Fleiß und Umsicht verlangte, und zu einem höher veranlagten Volke, welchem es

einleuchtete, daß etwas wie seelische Einheit zwischen Mann und Weib bestehen müsse und daß diese nur in der Monogamie andauern könne. Wo aber fand sich Beides, — die Eigenschaft des Landes und die geistige Natur, — so vorherrschend, als in der europäischen Mitte, und bei welchem Volke war von jeher solche Ehe sittlicher und schöner, als bei den Deutschen?

4. Entstehung der Verschiedenheit arischer Völker.

Nehmen wir also die europäische Mitte zum Ausgangspunkte der arischen Völker, so erklärt sich ihre Lagerung und Verschiedenheit einfach und natürlich.

Es ist nämlich Europa unter den Welttheilen der gesundeste, bestgegliedertste und vielgestaltigste, in welchen des belebende Meer von allen Seiten hinein ragt. So klein Europa, — denn Asien gegenüber erscheint es beinahe wie eine große Halbinsel desselben, — so auffällig ist es zusammengesetzt aus lauter verschiedenartigen Ländern, deren jedes seinen eigenen bestimmten Charakter hat. Hier, nicht in den großen einförmigen Landgebieten Asiens, konnten sich die Völker mannigfaltig arten und gestalten, jedes eigenthümlich gemäß seiner Landesnatur.

Aber Europa streckt sich auch so zwischen die anderen Welttheile hinein, daß es sie alle möglichst nahe hat, je nach ihrer natürlichen Bedeutung. „Europa mußte der Kulturgarten und der Regulator für die ganze Welt werden, das Nähr- und Zeughaus solcher Völker, die nach und nach alle übrigen Länder befahren, besetzen, beherrschen sollten.“ Gerade eine solche centrale Stellung nimmt Deutschland und seine unmittelbare Nachbarschaft in Europa ein, es ist dabei vermöge seines gemäßigten Klimas und des überall hin verbreiteten fruchtbaren Bodens und Waldreichthums in all seinen Theilen wohnlich und gesund, deßhalb auch von jeher dicht bevölkert. Dabei ist es beinahe auf allen Seiten offen, deßhalb leicht zugänglich, aber auch leicht ausgänglich. Ein solches Land war daher wie dazu gemacht, daß hier eine vorzügliche Menschenrasse erwuchs und sich von hier aus nach verschiedenen Seiten vertheilte.

In der Weise aber, wie sich weiter und weiter die arischen Völker rings um die europäische Mitte gruppiren, wird ein allmäliges,

erst leises, dann stärkeres Abarten von ihrer ursprünglichen, ächten Stammesnatur bemerklich. Je entlegener von Deutschland und Skandinavien Arier wohnen, desto mehr verdunkelt sich bei ihnen Haut und Haar und Auge, desto gedrungener wird der Körper, desto starrer und düsterer Sinn und Denken. Je weiter von Deutschland entfernt, um so matter wird auch Dasjenige, was gerade Arier so sehr kennzeichnet, das Ehr- und Rechtsgefühl, und der helle Krystallkern ihrer religiösen Anschauung trübt sich mehr und mehr, bis zu Schrecken und Grauen vor einer fürchterlichen Macht, die nur auf Unheil und Böses sinnt. Geradezu verderblich wirkt, wie wir an den Indern sehen, tropisches Klima auf die leibliche nnd geistige Natur der Arier.

Die Erklärung liegt in zwei Ursachen. Je weiter von der europäischen Mitte sich Arier entfernten, desto mehr Hindernisse setzte die Landesnatur einer kräftigen Entfaltung gerade arischer Eigenthümlichkeit entgegen, während diese Landesnatur zugleich das Werden einer neuen Eigenart begünstigte. Die andere Ursache lag in der Vermischung mit fremden Völkern. Rings um die Ursitze der Arier war deren Druck und Drang auf schwächere Völker am stärksten, dort wurden diese weggetrieben oder vertilgt. Je entfernter von jenem Ursitze, desto mehr erlahmte der Stoß, bis weiter und weiter die arische Wellung sich allmählig verlor.

Zugleich kennzeichnet sich, indem wir die Abstände vom Herzen Europas messen, die größere oder geringere Verwandschaft, welche zwischen den arischen Völkern besteht.

Die Illyrier, Griechen, Iranier und Inder zeigen in ihrer Sprache mehr Verwandtschaft zu einander, als zu den übrigen Stämmen. Diese Vier wanderten und saßen also eine Zeit lang vereinigt.

Dann machten die beiden Letzten ihre Weiterwanderung gemeinsam, bis sie im fernen Osten sich trennten, und zuletzt die am weitesten vorgedrungenen Inder im Gangesland sich in Farbe und Körpergestalt, in Phantasie und politischer und religiöser Denkungsart am weitesten von der arischen Stammesnatur entfernten.

Die Griechen hatten den Vortheil des herrlichen vielgestaltigen Landes, in welches von allen Seiten das Meer hinein buchtet und spiegelt, und den noch größeren Vortheil, daß sie den semitischen Kulturvölkern am nächsten wohnten, am frühesten von ihnen Bildungszuflüsse aufnahmen.

An Gesammtbildung standen daher die Griechen schon in ältester Zeit hoch über den Germanen, während diese nicht bloß an Erhabenheit der religiösen Ideen, — denn die griechischen Götter sind nichts als schöne Menschen, wenn auch machtvoll und unsterblich, — sondern auch an sittlicher Stärke und Wahrhaftigkeit, wie an körperlicher Kraft und Größe den Griechen überlegen blieben. Dies war jedenfalls der Fall in den Zeiten der Völkerwanderung, vielleicht war es auch schon früher mit der ideal schönen Leibesgestalt bei den Hellenen nicht mehr so vorzüglich bestellt. Wir wissen, wie Aesop, Thersites und Sokrates aussahen, und wenn wir die Büste von manchem im Alterthum berühmten Griechen schärfer betrachten, so können wir uns kaum verhehlen, daß an dem geistvollen Haupte unmöglich ein schlanker Heldenleib gesessen hat.

Die Illyrier, zu welchen die Mazedonier wie die Albanesen zu rechnen, blieben in ihrem Berglande am meisten unentwickelt sitzen, am wenigsten berührt von der Kultur der anderen Stämme.

Die Germanen aber lebten, wie es scheint, noch lange Zeit verwachsen auf der einen Seite mit Kelten, auf der andern mit Slaven und Letten, bis Jene sich nach Gallien und über die Alpen vorschoben, diese im Osten des Welttheils ausbreiteten.

Die Italer im schönen Lande des Appennins entwickelten sich ähnlich, wie die Griechen, jedoch langsamer und dürftiger, — später wurden die Gallier von der neuen griechischen, dann von der römischen Kultur, die das Rhoneland hinaufzog, befruchtet, — zuletzt die Germanen, von denen ihrerseits Stammesgenossen nach Skandinavien, soviel ihrer das arme Land ernähren konnte, hinein siedelten und dort, wo sie am längsten ungemischt blieben, die germanische Eigenart auch am reinsten festhielten.

Wenn aber Auswanderungen von Germanen erst kurz vor der römischen Cäsarenzeit stattfanden und dieses Volk bis dahin all' seine Kultur sich selber schaffen mußte, so trug dazu eine Thatsache bei, von deren Macht und Weitwirkung man sich kaum mehr eine richtige Vorstellung machen kann. Es ist nämlich wohl unzweifelhaft, daß dort, wo jetzt die Nordsee sich ausbreitet, in vorgeschichtlicher Zeit fast nur Land mit Busch und Wiese zu sehen war. Wie bevölkerte Landschaften unter Meerwogen für immer verschwinden können, das lehrten noch im Mittelalter furchtbare Sturmfluthen, die großen „Mannes-

tränken", die in einem Jahrzehnt von 1277 bis 1287 Südersee und Dollart schufen. Davon sind noch Zeugen die Beschaffenheit der Dünen, die zerrissenen Küsten, das Abbröckeln der Inseln, und vor allem der große Wechsel in der Tiefe und Höhe des Meeresgrundes.

5. Räthsel bei einer Herwanderung vom Südosten.

Stellt man sich dagegen auf die asiatische Seite und blickt man von hier nach dem kleinsten Welttheile hin, so erscheint in der angeblichen Massenwanderung von Asien nach Europa doch gar zu viel etwas wunderlich.

Glückliche Sterne mußten die sieben Völker führen, daß sie aus dem weiten Asien alle ihren Weg nach Europa fanden, daß nicht eines oder das andere unterwegs stecken blieb, daß sie vielmehr alle sich zuletzt gerade in jener Weltgegend versammelten, die für ihr geistiges und körperliches Gedeihen wie für ihre weltgeschichtliche Zukunft die beste auf der ganzen Erde war.

Jedoch, wenn sie in Mittelasien wohnten, warum zogen sie nicht nach Kleinasien, Syrien, Aegypten? Der Weg dorthin lag näher und war längst nicht so beschwerlich, als nach der entfernten und kälteren Mitte Europas.

Sollten aber wirklich sieben Stämme in die weite Welt gezogen und zwei in der Heimath sitzen geblieben sein? Und gerade die Zwei, die am meisten entartet sind, Iranier und Hindus? Natürlicher wäre es doch gewesen, wenn die Zwei, durch irgend eine unbekannte Ursache genöthigt, von den Sieben abgestoßen wären, und daß sie gerade deßhalb, weil sie auf langer Wanderung durch allerlei Völker sich durchschlagen mußten, so viel von deren Kultur und Sitten, aber auch von deren religiösen Anschauungen in sich aufnahmen.

Arische Natur ist nämlich wie ein Schwamm, der alles auffaugt, was von mystischen und erhabenen Ideen sie berührt. Das Zendvolk konnte sich den düstern Anschauungen der Turanier vom bösen und guten Weltgeist nicht verschließen. Bei den Indern, als sie die Gangesländer in Besitz nahmen, trat Despotie und Opferdienst überwältigend auf. Bei Beiden reckte sich das religiöse und philosophische Erbe der Arier aus zu phantastischen Gestalten. Bei den europäischen Ariern merken wir gar wenig von alledem.

Wie aber hätten, wären diese vom Südosten Asiens nach Europa gewandert, sie durch das vorliegende Gebiet der Semiten und Chamiten hindurch kommen können, ohne daß bei ihnen von deren fortgeschrittener Kultur, von Ziegelbau, Erzguß und anderer Kunstfertigkeit etwas hängen blieb? Denn die Annahme, Jene wären damals noch ebenso weit in Gesittung zurück gewesen, wie die Arier, will doch nicht passen zu den ältesten Nachrichten, die uns die Aegypter, Hebräer und Phönizier als ein paar Weglängen voraus darstellen. Noch weniger würde es mit aller historischen Beobachtung stimmen, wenn die Arier, was sie etwa von fremder Kultur angenommen, im Laufe der Zeit wieder hätten fallen lassen, um zurückzusinken in die Rohheit.

Ein anderer Hinweis liegt in der Sprache. Diese ist das eigenartigste Erzeugniß eines Volkes und gleichwohl hat es kein weicheres, nachgiebigeres, flüchtigeres Besitzthum. Ueberaus leicht nimmt die Sprache fremden Eindruck, fremdes Beimengsel auf. Denn die Dinge und Begriffe sind den Menschen die Hauptsache, das Wort ist nur der Begleiter, welcher den Namen verkündet: werden die Sachen gemeinsam, nimmt man auch gern und dankbar den Namen an. Nun sind aber die europäischen Sprachen rein von semitischer, wie von turanischer Beimischung und bekunden dadurch, daß sie ruhig und ungestört auf ihrem eigenen Boden sich entfalteten und ausbreiteten.

Es entsteht also eine Wegfrage. Sind wirklich die sieben Ariervölker vom fernen Osten hergekommen, so sind sie einen Weg gezogen, der sie mit den Semiten nicht in Berührung brachte. Wo aber liegt die Bahn, auf welcher sie sämmtlich bei ihnen vorbeikamen?

Da erhebt sich sofort die Schwierigkeit, wo nun eigentlich der Ursitz zu denken, von welchem sie ausgingen? Irgendwo, so lautet die Antwort, an den westlichen Abhängen von Hochasien. Zuweit nördlich etwa bis in die Dschungarei, von wo die Wanderung in geradem Strich nach Europa frei stand, darf man die Urheimath nicht hinauf rücken: sonst hätten die Inder und Iranier schwerlich in ihre jetzige kommen können. Man hat also die Hochebene Pamir unter dem Bolordagh ausgesucht als trefflich gelegen, weil von dort die Abziehenden in das Thalgebiet des Oxus und Jaxartes hinunter konnten. Dieses aber führte sie in die Wüstenei, die sich vor dem Aralsee und an seinen beiden Seiten ausbreitete, und noch schwerer als die Sieben sich dort durchgefunden hätten, wären die zwei Andern von der Pamir-

Hochebene über das unwegsame Schneegebirg in's Land des Indus gekommen. Wäre aber überhaupt eine kahle und kalte Hochebene so geeignet gewesen, daß Völkermassen dort wachsen und gedeihen konnten? Mußte das nicht vielmehr ein großes weites Land sein, und ringsum wenigstens einigermaßen abgeschlossen, etwa wie das Gebiet zwischen den Gebirgsketten Sibiriens und Ostindiens? Wo aber lag ein solches Land in Mittelasien?

Verlegt man nun den Ursitz etwas südlicher an die freundlichen Abhänge des Hindukusch, so führt zwar von dort das Kabulthal ganz schön nach Indien hinein, die Westwanderer dagegen hätten nur die Wahl gehabt, entweder den Murghab oder Herirud oder den Hilmend hinab zu ziehen. Alle drei Flüsse aber hätten sie wieder bis vor eine Wüste geführt, wo sie genöthigt wurden, entweder um das Südende des kaspischen Meeres herum zu ziehen oder den persischen Meerbusen entlang zu wandern. Da beidemal der Weg sie unter Völker semitischer Bildung geleitet hätte, so blieb den Anhängern der asiatischen Herkunft nichts übrig, als die Auswanderer noch weiter nördlich den Oxus hinunter zu schicken, an dessen Mündung angelangt, sie dann sich durch die todten Steppen zwischen Aral- und Kaspisee durchzuschlagen hatten, um den Semitenländern glücklich vorbei und in's südliche Rußland zu gelangen.

Endlich das letzte Räthsel, das sich bei der Behauptung erhebt, die Europäer wären vom Osten her eingewandert. Es ist den Menschen natürlicher, dem Aufgange der Sonne entgegen zu ziehen, als dem Niedergange zu. Die Wanderung der Völker ging beständig vom Westen nach dem Osten hin: so der Angriff der hellfarbigen Völker „vom Meere" auf Aegypten, von welchem die Inschrift zu Karnak redet, — der Zug von Völkern aus Mitteleuropa, möge man sie Gallier oder Germanen nennen, nach Mazedonien, Thrazien und bis in das Innere der kleinasiatischen Halbinsel, — die Wanderungen der Gothen von der Ostsee nach den Ufern des Schwarzen Meeres, — die Eroberungszüge der Griechen und Römer, welche das Morgenland in ihre Gewalt brachten, — das leise Vordringen französischer Bildung gegen Deutschland, und das viel stärkere der Deutschen gegen den slavischen Osten, — endlich die zweihundert Jahre lang dauernden Kreuzzüge. Alles, was wir dagegen von Völkerwanderungen wissen, die in der Richtung von Osten nach Westen erfolgten, beschränkt sich,

da die vereinzelt nach Amerika Auswandernden dabei nicht mit zu-rechnen, auf die Versuche der Perser gegen Griechenland und auf den Hunnenstoß; denn die Züge der Germanen, Araber, Mongolen waren ein Ausschwärmen nach jeder offenen Seite hin. Sollte jenem natürlichen und historischen Gesetze entgegen gerade die erste große Völkerwanderung von Osten nach Westen erfolgt sein? Die Geschichte schweigt davon.

6. Andeutungen uralter Anwesenheit in Deutschland.

Erwägt man nun die Kette der Vermuthungen, welche gegen die asiatische Herkunft und für die mitteleuropäische Heimath sprechen, und hält mit diesem Ergebniß zusammen, was nahezu als Beweis gelten darf: so ist zwar über das, was im Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten geschehen ist, noch immer keine untrügliche Gewißheit vorhanden, wohl aber ergiebt sich für die Annahme, daß unsers Welttheils Herzmitte selbst Ursitz und Ausgangspunkt der arischen Völker gewesen, eine viel größere Wahrscheinlichkeit als für die Richtigkeit des Glaubens, sie seien vom Südosten Asiens hergekommen. Jene größere Wahrscheinlichkeit könnte nur vor neuen unumstößlichen Beweisen verschwinden, wie sie erst noch aufzusuchen.

Doch wie es sich auch damit verhalten mag, an dem Einen läßt sich nach Durchforschung von so viel tausend Gräbern nicht mehr zweifeln, daß die Anwesenheit der Germanen auf deutschem Boden in weite dunkle Zeiträume zurückreicht, viel weiter, als man gewöhnlich glaubt.

Man kann mit ziemlicher Sicherheit erkunden, um wie viele Jahrhunderte das eine Grab früher oder später entstand, als das andere; man kann auch ungefähr den Zeitraum messen, in welchem mit Stein und Metall, Glas und Bernstein, Holz und Gewandstücken in der Erde eine Veränderung vor sich geht; es giebt auch Anzeichen, wie lange diese und jene Volksschicht gewisse Arten der Bestattung und Bewaffnung festhält, und wie lange noch, was einer viel frühern Zeit angehört, zerstreut hier und da in einer späteren wieder erscheint. Damit stellen wir die Erfahrungen zusammen, wie lange es braucht, ehe ein Volk von einer Kulturstufe zur andern übergeht, ja welchen großen Zeitraum es selbst auf bloßen Uebergangsstufen zu verweilen pflegt.

Gestützt auf solche Merkmale und Berechnungen läßt sich der Schluß nicht abweisen, daß die Germanen schon ein paar Jahrtausende in Deutschland wohnten, ehe sie mit Römern in Berührung traten.

Der kundigste Pfadfinder auf diesem Gebiete, Lindenschmit, sagt unter Anderm in der Vorrede zu seinem Handbuch der deutschen Alterthumskunde: „Wie aber die Veränderung jener alten Zustände mit der Bewältigung des Heidenthums sich nur in einer so langsam durchdringenden Umbildung vollziehen konnte, daß die Wurzeln des alten Götterglaubens heute noch erkennbare Ausschläge zeigen, so verbürgt diese Lebensdauer unseres ganzen Volkswesens auch ein ebenso langsames Keimen und Sprossen, einen Anwuchs aus einer unermeßbaren Vorzeit her. Sie deutet auf den Hintergrund einer Vorgeschichte von großartigster zeitlicher Ausdehnung, und eine lang dauernde Erhebung von der niedersten Stufe primitiver Zustände".

Man darf nur unbefangen hinein schauen in die Verkettung der Dinge und Thatsachen, um Hindeutungen darauf zu finden, daß die Germanen seit undenklichen Zeiten in Deutschland gewohnt. Nur Einiges sei hier angeführt.

Zahllose Gräber und Höhlen sind in unserm Welttheil durchsucht, wir sind im Besitze von Schädeln und Gerippen aus der ältesten und jüngsten Steinzeit, deren Inhaber einst das Mammuth und das Rennthier in Mitteleuropa jagten. All' diese Schädel und Skelette sind von Gelehrten in verschiedenen Ländern sorgsam gemessen und verglichen, und das Ergebniß ist dies, daß wir keineswegs mit Bestimmtheit sagen können, es seien auf niedere Rassen höhere gefolgt. Vielmehr finden sich schon für die älteste Zeit die Merkmale, die, nach Kollmann's Erklärung, „auf einen, nach allen Seiten gut entwickelten Menschenschlag deuten, der nicht aus zwei verschiedenen Rassen bestand", und die ältesten europäischen Schädel ähneln denen aus den Reihengräbern der Allemannen und Franken.

Nun vergegenwärtigen wir uns die Dolmen, jene seltsamen Denk- und Grabmale aus rohen ungeheuern Steinblöcken, die wir in ganz Norddeutschland, Jütland, auf den dänischen Inseln und in Südschweden, in England, Schottland, Irland, ferner in der Normandie und Bretagne und von da in geradem Strich bis zum Mittelmeer, ferner an den spanischen und portugiesischen Küsten, endlich an den Küsten Nordafrika's und des Schwarzen Meeres finden. Diese

Steinblöcke können, wie weiter unten näher dargelegt wird, nur von germanischen Seevölkern aufgerichtet sein. Hinter diesen grauen Steinbauten, die uns anstarren wie ein Werk vorgeschichtlicher Riesen, dämmert eine weite unermeßbare Zeit frühesten Alterthums. Aber auch damals schon, als die zahlreichen Dolmen und Hünengräber erbauet wurden, pflegten die Germanen schon des Ackerbaues und der Viehzucht, wie die Geräthe zum Getreidemahlen und die Knochen von Hausthieren bezeugen, die sich auch in den ältesten dieser Grabmale finden.

Endlich sei noch an zwei kleine glänzende Handelsartikel erinnert, an Flußperlen und Bernstein, die, wie ebenfalls weiter unten ausgeführt wird, schon in so früher Zeit, und zwar mit ihren germanischen Namen, in alle Länder gingen, daß wir genöthigt sind, selbst für den Handelsverkehr der Germanen, ehe sie mit den Römern zusammen trafen, sehr weite Zeiträume anzunehmen.

7. Spuren von Kelten, Slaven und Turaniern.

Wir können also die Reiselust, welche den Deutschen einmal im Blute steckt, nicht von Eindrücken herleiten, welche eine tausendjährige Wanderschaft in unsern Voreltern zurückgelassen. Wanderlust und Wagemuth gehörte nun einmal von jeher ebenso zur vielgestaltigen Natur der Germanen, als das vorsichtige, breite, ruhig seßhafte Wesen.

Da aber wird sich die große weite Keltenfreundschaft erheben und mit Entschiedenheit erklären: einerlei, woher die Germanen gekommen, Einwanderer sind sie doch gewesen, ihr Gebiet gehörte einst den Kelten, Beweis sind die Tausende von geöffneten Gräbern, aus denen keltische Kurzköpfe hervorgekommen, Beweis die große Anzahl von keltischen Namen der Örtlichkeiten in ganz Deutschland.

Der schwärmenden Keltenforschung ist von Lindenschmit in seiner deutschen Alterthumskunde etwas derbe der Text gelesen und wohl nicht unverdient. Gleichwohl möchte sie, was Gräberinhalt und Namenableitung betrifft, Recht behalten, nur zu anderem Ergebniß, als welches ihre Jünger uns anpreisen, indem sie die angebliche keltische Kulturblüthe nicht hoch genug stellen können. Es verhält sich wirklich so: soweit jetzt alte Gräber aus den Zeiten vor und nach der Völkerwanderung auf deutschem Gebiete geöffnet sind, fanden sich noch längst

nicht die Hälfte Langschädel darin, die größere Hälfte ist kurzschädlig. Die Zählungen aber, welche an Schulkindern angestellt wurden, ergaben auch keine Mehrheit von Blondköpfen in Deutschland, und zwar nahm die Schwarzhaarigkeit mehr und mehr nach unserem Südwesten hin zu. Auf unserer Ostseite aber ergreift slavische Forschung mehr und mehr deutsches Land als ihr ehemaliges Volksgebiet, und weiset darauf hin, bis wie weit die slavischen Ortsnamen in Deutschland hinein sich finden, und wie viel Blondköpfe mit wenn nicht schön blauen, doch wenigstens grauen Augen bei den Slaven sich darstellen.

Die Thatsachen sind richtig, und es sei noch eine andere beigefügt. Gleichwie in alten Familien durch einen unerklärlichen Vorgang plötzlich in einem jungen Sproß Gestalt und Gesichtszüge irgend eines Urahnen auftreten, so blickt uns hier und da mitten in Deutschland ein unverkennbar halb mongolisches Gesicht an, und könnten wir in diesem oder jenem Thalwinkel, so lange die Leute nicht reden, beinahe wähnen, unter den Rundgesichtern Irlands oder der Bretagne zu sein.

Wie ist das Alles zu erklären? Woher kommen insbesondere die Ortsnamen keltischer und slavischer Herkunft nach Deutschland? Der Schluß liegt nahe: es wohnten dort Kelten oder Slaven, und die deutschen Eroberer mußten die einheimischen Namen der Flüsse, Berge und Seen, wie der Ortschaften annehmen, wenn sie darüber mit dem Volke, unter welchem sie sich niederließen, reden wollten. Vielleicht aber gibt es noch eine andere Erklärung. Strabo, der unter Augustus lebte, schien es so, als wenn Kelten und Germanen in Gestalt, Sitte und Lebensweise fast gänzlich übereinstimmten, und Holtzmann legte schon vor vierzig Jahren seine Gründe vor, warum Kelten und Germanen ein und dasselbe Volk gewesen. Gewiß ist, daß sie vor unvordenklichen Zeiten eins gewesen.

Als nämlich damals von der Mitte unseres Welttheils nach dem Westen, Süden und Osten arische Stämme sich nach und nach vorschoben, loslösten und fortzogen, blieb in der Mitte noch lange Zeit die Hauptmasse sitzen, welche im Wesentlichen eine und dieselbe Sprache umschloß. Erst nach und nach bildete sich in einigen Gegenden etwas wie keltische, in andern wie slavische, wieder in anderen wie germanische Eigenart und Sprache, die sich immermehr verdichtete, bis endlich im Osten Slaven, im Südwesten Kelten entschiedener

hervortraten, während dazwischen in Deutschland nun die Germanen um so kräftiger ihre Sondernatur ausprägten und hervorkehrten.

Mit Slaven dauerte die Gemeinschaft länger, als mit den Kelten, wie das die viel größere Menge von Ausdrücken nachweist, welche für Gegenstände des Ackerbaues, der Viehzucht, des Mineralreichs Slaven und Germanen gemeinsam.

Wie diese Unter- und Abscheidung vor sich ging, entzieht sich jetzt unserer Einsicht: vielleicht wirkten mit den zwei Ursachen, auf welche bereits hingedeutet wurde, noch eine dritte zusammen. Die eine war die stärkere oder geringere Mischung mit einer anderen Rasse. Die zweite Ursache war die Eigenthümlichkeit der Landesnatur. Die dritte aber lag in der größeren Kraft des Körpers und Charakters, die in einigen Geschlechtern und Stämmen entstand, begünstigt durch fruchtbare Auen, kräftigende Luft, frohe Ereignisse, und andere glückliche und unbekannte Einrichtungen. Diese Stärkeren vermehrten und verbreiteten sich rascher, indem sie schwächere Nachbaren unterjochten und, wenn Kampf und Krieg entstand, deren beste Männer todtschlugen, die Andern zu ihren Knechten machten, die schönsten Weiber aber zu sich nahmen, und auf solche Weise dem Lande in immer weiteren Kreisen von ihrem Wesen mittheilten.

Wie und wodurch aber zuerst Völker höherer Natur inmitten andersgearteter entstanden, ist uns in seinen letzten Gründen ebenso verhüllt, wie daß in einer Familie schöne talentvolle Kinder emporwachsen und minder begabte. Für Mitteleuropa deutet nicht wenig darauf hin, daß sich hier die Arier erst entwickelten, als bereits finnische Völkerschaften von schwächlicher und dunklerer Art sich über den Welttheil, jedoch dünn zerstreut, verbreitet hatten. Diese wurden verdrängt, als unter den Ariern sich eigenartige Völkerschaften hervorbildeten, von einander abzweigten und sich vorschoben. In Deutschlands Mitte blieben die Germanen sitzen, die später ebensowohl Kelten als Slaven theils verdrängten, theils sich unterwarfen.

Die Durchforschung und statistische Zusammenstellung und Vergleichung des Befundes, welchen alte Gräber und der Lebenden Beobachtung liefern, noch längst nicht abgeschlossen. Dürfen wir nach den jetzigen Ergebnissen Schlüsse machen, so lassen sich vielleicht drei Zonen feststellen.

In der nördlichen, welche von der Rheinmündung durch Norddeutschland hin bis zur Elbe reicht, wohnten am meisten Menschen

mit germanischer Bildung, nämlich Leute mit Langschädeln, blondem Haar, blauen Augen, weißröthlicher Hautfarbe und leicht erregten Gesichtszügen. Je weiter nach dem Süden, je stärker mischt sich diese germanische Eigenart mit einer anderen, die mehr kurzschädlig, schwärzlicher und etwas starr im Gesichte. Diese zweite Zone, möchte das französische Land bis zur Loire, das deutsche Land bis zur Alpenlinie und Oberitalien umfassen. Zur dritten Zone würden dann die südlicheren Gegenden Europas gehören, in welchen die Reste germanischer Eigenart mehr und mehr sich verlieren.

Selbstverständlich ist die Mischung in einigen Gegenden stärker, in andern schwächer gewesen, je nachdem Einwanderung und der Rest keltischer oder germanischer oder slavischer Art stärker oder schwächer war. Auch in ganz Deutschland ist jetzt kein einziger Landstrich mehr, dessen Bewohner bloß den reinen germanischen Charakter im körperlichen wie im geistigen Wesen aufweisen können.

Unter seinen Merkmalen darf man mehr, als gewöhnlich geschieht, auf den seelenvollen und rasch wechselnden Ausdruck im Antlitz Gewicht legen. Nicht bloß inneres Vernehmen und Empfinden geht bei Leuten germanischer Art viel leichter und häufiger vor sich, sondern zeigt sich auch blitzschnell in den Augen und Gesichtszügen. Der Verfasser dieses Werkes sagte bereits in dem Buche über „Rußlands Werden und Wollen": Im Ganzen genommen empfängt man überall denselben Eindruck, wenn man die deutsche Ostgränze überschreitet, sei es in südöstlicher oder nordöstlicher Richtung. Die Bevölkerung erscheint ein paar Töne schwärzlicher, nicht bloß weil sie im Aeußern etwas unsauberer oder lumpiger ist, sondern auch die Gesichter sind minder hell belebt. Auf westlicher Reise macht sich die Zunahme des Dunkelen und Starren erst bemerklich, wenn man ganz in die Nähe der Pyrenäen kommt, im Süden erst im neapolitanischen Gebirge, — in England und Dänemark nirgends, in Skandinavien bei den Lappen." Auf seinen Reisen hat der Verfasser bei Arabern, Berbern und Spaniern, Magyaren und Finnen, Hindus und Chinesen, stets dieselbe Bemerkung gemacht. Je eintöniger das geistige Innere, um so starrer die Gesichtszüge, bis sie zuletzt die eherne Unbeweglichkeit des Negers und des Wilden annehmen. Auffallend aber erschien die gleiche Thatsache in ihrer Abstufung bei Indianern, Mulatten, Mestizen, Zambos, spanischen, dann französischen Kreolen und Amerikanern überhaupt.

Sechstes Kapitel.

Wohnung und Nahrung.

1. Erste Häuser.

Wie immer es sich nun verhalten mag mit dem frühesten Ansiedeln, soviel ist gewiß, daß in jenen Urzeiten, als Inder, Iranier, Griechen, Illyrier, Italer, Kelten, Germanen, Slaven und Letten noch ein einziges Volk mit einer einzigen Sprache bildeten, sie bereits ebenso wohl Ackerbau als Jagd und Viehzucht betrieben. In seinen Vorlesungen sagt Max Müller: „Sie kannten die Kunst des Pflügens, des Straßen- und Schiffsbaues, des Webens und Mähens, des Häuserbaues; sie hatten Kenntniß der Zahlen wenigstens bis hundert. Sie hatten ferner die wichtigsten Thiere, die Kuh, das Pferd, das Schaf, den Hund gezähmt; sie waren mit den nützlichsten Metallen bekannt und mit Eisenbeilen zu friedlichen und kriegerischen Zwecken bewaffnet. Sie erkannten die Banden des Bluts und der Ehe an; sie folgten ihren Führern und Königen, und der Unterschied zwischen Recht und Unrecht war durch Gesetz und Brauch festgestellt. Ihrem Geiste war die Idee eines obersten Wesens eingeprägt, und sie riefen es mit verschiedenen Namen an.“ Das war also schon damals, als die Arier sich noch nicht in Stämme zertheilt hatten. Die Hervorbildung einer besondern Stammesart erforderte bis zu dem Punkte, wo diese bewußt und selbständig gegen die andern auftrat, lange Zeiträume. Wieviel weiter mußten also die Germanen in der Kultur fortgeschritten sein, als sie alle die Eigenthümlichkeiten ausgeprägt hatten, durch welche sie von Kelten und Slaven sich unterschieden und absonderten!

Was nun im Beginn der römischen Kaiserzeit die Ansiedelungen betrifft, so ist uns vom deutschen Wohnhaus nichts berichtet, als daß Plinius seine Höhe und lange Haltbarkeit, und die Rohr- (vielmehr Stroh-) Bedachung erwähnt. Unwillkürlich denkt man dabei an westfälische Bauernhäuser, gleich wie Einem die mit rothen, blauen und gelben Strichen bemalten hellweißen Wände süddeutscher Bauernhäuser vor Augen stehen, wenn man bei Tacitus liest: „Einige Stellen überstreichen sie sorgfältiger mit einer Erde, die so rein und glänzend ist,

daß sie wie Malerei und farbige Striche aussieht." Wenn derselbe Schriftsteller aber hervorhebt, daß „die Germanen nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel brauchten, und ihr ganzes Baumaterial unförmig und nicht zur Schönheit oder Ergötzung sei," so dürfen wir dabei nicht 'außer Acht lassen, wie sehr ein vornehmer Römer an glattes Mauerwerk gewöhnt war.

„Sie graben," setzt Tacitus hinzu, „sich auch gewöhnlich unterirdische Höhlen und laden obendarauf viel Dünger, zur Zuflucht des Winters und zum Behälter von Früchten, indem sie die Strenge des Frostes durch solche Anlagen mildern. Und kommt vielleicht ein Feind, so plündert er nur was offen daliegt: von dem Verborgenen aber und Vergrabenen weiß er nichts, oder es entgeht gerade dadurch, daß man erst danach suchen muß," weil nämlich unterdessen Hülfe aus der Nachbarschaft gekommen ist. Diese Gemächer unter dem Boden, deren Wände ohne Zweifel mit Pfählen und Holz verschlagen waren und deren Decken aus Brettern und Reisig mit Ueberschüttung von Dung, Rasen und Erde bestand, eigneten sich vortrefflich zur kühlen Aufbewahrung von Milch, Butter und Käse. Sie waren bei den Franken noch allgemein in Uebung. Man nannte sie Screona, welches Wort in der Champagne, wo sie noch hin und wieder vorkommen und zu Spinnstuben dienen, écraigne ausgesprochen wird. Wir können aber aus diesen Erdstuben ebenso auf geordnete Fürsorge für Vorrath und Wärme im Winter schließen, wie aus einer andern Stelle des Tacitus, — „die Kinder von Herrschaft und Gesinde verkehren zwischen demselben Vieh und auf demselben Boden" — wahrscheinlich wird, daß das Vieh, jedoch selbstverständlich abgetheilt, unter einem Dache mit den Menschen lebte, wie in westfälischen Bauernhäusern noch jetzt üblich ist.

Die nächste Geschichtsquelle nach Tacitus, aus welcher wir etwas über die frühesten häuslichen Einrichtungen in Deutschland schöpfen können, fängt erst drittehalb Jahrhundert später zu fließen an. Es ist die westgothische Bibelübersetzung. Vergleicht man Wort für Wort mit den heiligen Schriften, so läßt sich unterscheiden, wo ihr Verfasser, Bischof Wulfila (Wölflein) germanische Wörter braucht, wo er neue selbst bildet aus germanischen Wurzeln, und wo er griechische oder römische herüber nimmt. Im ersten Falle gab es das Ding bei den Germanen, weil das Wort dafür da war; im zweiten fand Wulfila

zu der Sache oder Sitte, welche das herzustellende Wort bezeichnete, etwas Aehnliches in der Heimath oder konnte wenigstens durch eine Zusammensetzung aus gothischen Wörtern den Begriff geben; im dritten Falle wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er das fremde Wort mitnahm, jedoch es sofort seinem Gothischen möglichst anbildete, z. B. aus πλατεῖα (Straße) machte er Platza und aus capillare (nach römischer Art das Haupt scheeren) kapillon.

Nun heißt bei Wulfila Bauen timbrjan (Zimmern), und auch in der Psalmstelle von dem Verwerfen des Bausteins, welcher der Eckstein wird, übersetzt er die Bauleute mit „Zimmerer." Die Stadt ist nur eine gezimmerte Baurgs (Burg). Es war also Holzbau bei ihm zu Hause die Regel. Die Unterlage auf welcher die Wände stehen, erscheint als grundavadjus (Grundwall) und baurgsvadjus (Burgwall), woraus nicht zu erkennen, ob es eine Grundmauer war, oder Holzblöcke, die der Länge nach gelegt und verfestigt worden. Das Erstere ist wahrscheinlich, da ja der Eckstein, vaihsastains, vorkommt, und wenig Geschick und Erfindung dazu gehört, Steine zu einer Mauer zusammen zu legen und mit Lehm zu verbinden. Das Dach, welches das Haus (Hus) überragt, wird das Hrots genannt, das Russige oder Rauchige, das ist das raucherfüllte Dunkel, welches bei Mangel von Kaminen das Oberste im Hause anfüllte. Die Thür, (Daur), wird auch durch die Haurds (Hort und Hürde) ersetzt, das heißt, durch bewegliches Flechtwerk. Da aber das gothische Haus noch keine eigentlichen Fenster kannte, so bildete Wulfila dafür das hübsche Augadauro, das heißt Augenthür, durch welche die Blicke in's Freie spaziren.

Belehrend sind auch andere Ausdrücke, die sich auf das Wohnen beziehen. Dieses heißt bauan und Bauains heißt Wohnung, also mit dem Bauen ist Feldbauen verbunden, gleichwie wir den Landmann Bauer nennen. Daher ist der Arbeiter, der vaurstva, stets als Feldarbeiter aufgefaßt. Das Wohnen wird aber auch als mit Leben verwandt genommen: Hlija, eigentlich Hlifja, heißt Hütte, wie hleibjan leben. Daß manche Hütte anfangs mit Fellen oder Leder bedeckt gewesen, daran erinnert noch Hleithra, welches Leder und Hütte heißt, und ufarletthrjan d. h. überbauen. Die Hütte heißt endlich auch Razn, wörtlich Geröhr, weil sie aus Rohrgeflecht bestand, und davon heißt der Nachbar Garazna, die Nachbarin Garazno. Diesen

kleinen Hütten gegenüber bedeutet Gards, nämlich das Umgürtete, zugleich Haus und Geschlecht, gleichwie wir noch jetzt sagen Haus Hohenzollern, Haus Wittelsbach.

2. Fortschritte im Hausbau.

Ueber solche Anfänge war man im Beginn unserer Zeitrechnung längst hinausgekommen.

Die große Menge armer, insbesondere unfreier Leute mochte bei den Gothen noch in Hütten aus Rohrgeflecht wohnen, die mit Rinde oder Fellen bedeckt waren: der freie Mann aber hatte seinen Gards, einen umzäunten Hof, in welchem er für jeden Ingardis oder Hausgenossen als ein ächter Hauswalter (Gardawaldands) einstand. Sein Wohnhaus aber kannte bereits Balken und Giebel, Ansts und Gibla, Säule und Sauls, Ecke, Zwischenwand und Vorhang, Faurhah, Baihsta, Mithgardawadjus. Der Heerd (Hauri) mit dem Kohlenhaufen (Haurja) hatte seinen festen Platz. Für den Winter war auch ein Ofen da (Auhns). Die Hütte (Hethjo) ist zu einer Kammer im Hause geworden, und bei Vornehmeren die obere Kammer, die Ubizwa, zu einem auf Stufen erhöhten Saal. Vor dem Wohnhause aber breitete sich der Vorhof, Faurgard, und Hofraum, Rohsns, in welchem der Stall, Garda, und die Scheuer, Bansts, und wahrscheinlich noch andere kleine Häuser für die Wirthschaft sich befanden.

So das gothische Haus. Wie das niedersächsische beschaffen, ist uns nicht berichtet worden. Jedoch die einfache Zweckmäßigkeit in den alten Einrichtungen der Niedersachsen und die felsenhafte Unabänderlichkeit, welche diesem Stamme in Sitten und Gebräuchen innewohnt, machen es wahrscheinlich, daß das norddeutsche Bauernhaus, wenn auch kleiner und unansehnlicher, doch in seiner Grundform sich ebenso darstellte, wie noch heutzutage. Die vier Grundmauern waren wohl damals schon von Steinen zusammengelegt, der übrige Bau aber mehr Holzbau, und bei den Aermeren die Wände von Flechtwerk mit Lehm angeworfen, der Fußboden überall gestampfter Lehm.

Wie dagegen in Süddeutschland die Häuser beschaffen, erkennt man noch aus dem baierischen Volksgesetz. Es war ein großes viereckiges Blockhaus, über den Wänden auf Sparren hoch hinauf das Dach, der First getragen von der großen hölzernen Mittelsäule, der

Firstsäule. Die inneren Abtheilungen waren markirt durch Winkelsäulen, die Holzwände draußen zusammengehalten von den Spangenhölzern, das ganze Innere bis hinauf zum Dach ein einziger Raum, sodaß, wie es schon im allemannischen Gesetze heißt, das Kind das Dach beschreien konnte.

Jedoch hatte dieser Raum seine festen Eintheilungen. Mittelpunkt war der Heerd, in welchem auf Steinpflaster das Feuer brannte. Ein Gestelle nebenan nahm die Geschirre auf. Hinter dem Heerd und daneben gab es Kammern und Abschläge zur Nachtruhe der Hausleute und zur Aufbewahrung von allerlei Vorrath. Am Heerde waren die Ehrensitze für Hausherrn und Hausfrau. In kleineren Häusern standen Schemel, in größeren Bänke um den Heerd für alte Verwandte, Kinder und Gesinde, — ein jedes hatte seinen bestimmten Platz — je weiter vom Hausherrn entfernt, um so geringer die Ehre.

Vor dem Heerde, gegenüber den Kammern und Verschlägen, war das Vorhaus, Deele, Flur oder Saal genannt. Dieser Raum erweiterte sich in vornehmen Häusern zur festlichen Halle, an deren getäfelten Wänden Bänke entlang liefen und kleine Tische in der Reihe standen, dazwischen Hochsitze, die für den Hausherrn und besonders geehrte Gäste mit weichen Fellen geziert waren. Wo Fürsten wohnten, erhob sich die Festhalle auf Stiegen als ein besonderer Bau, dem luftige Vorlauben von Holz angefügt waren.

Auch diese Festhallen empfingen ihr Licht nur durch Luken, die gegen Wind und Wetter mit hölzernen Klappen geschlossen wurden. Jede Wohnung hatte eine solche Luke oben im Dachgiebel, welche auch zum Durchlassen des Rauches diente. In besseren Häusern hat man wahrscheinlich die Licht- und Luftlöcher am Heerdplatz und im Saal mit Marienglas (Fraueneis) bedeckt, einem Gipskrystall, der sich in dünne durchscheinende Tafeln scheiden läßt, die fast wie Perlmutter glänzen, oder, wo es solches Marienglas nicht gab, behalf man sich mit Blasen oder Rindsmagenhäuten.

Die Thüren, deren jedes größere Haus wenigstens zwei besaß, wurden mit hölzernen Riegeln, Nachts aber durch Vorlegebalken verschlossen.

Das norddeutsche Haus mochte Alles, was zur Wirthschaft gehörte, umfassen, nur Heu- und Strohschober und ein offener Werkschoppen fanden sich nebenan. Das süddeutsche litt mehr kleine Neben-

gebäude, Scheunen und Stallungen nebst Küchenhaus, Backhaus, Badstube und dem Park oder Barg, d. h. dem verschlossenen Kornhaus. Auch wird in süddeutschen Volksrechten erwähnt, daß vor dem Hause das Dach, welches wie in Norddeutschland sich bis tief hinab zog, weit überhing und von einer kleinen Säule gestützt war, so daß darunter ein bedeckter, aber offener Raum entstand, gerade wie man noch jetzt sehr häufig findet. Bei vornehmen und fürstlichen Herren war das Wohnhaus von größeren und kleineren Wirthschaftsgebäuden umgeben, unter denen die Frauenwohnung, die Schlafhäuser, die verschiedenen Gesindehäuser ebenso wie die große Festhalle sich auszeichneten.

Gemeinschaftlich war im Norden und Süden und Osten der Zaun, welcher die ganze Hofstätte umschloß. Im baierischen Volksrecht werden verschiedene Arten des Zaunes aufgeführt und genau unterschieden, ob Pfahl-, Bretter- oder Flechtwerk ihn mehr oder minder fest machte.

3. Einzelhöfe.

So wesentlich nun für alle Volksentwicklung Ackerbau und feste Wohnsitze waren, hinderlich blieb den Germanen immer ihre Unlust, in Ortschaften und Städten zusammen zu wohnen.

Es ist nämlich wohl kaum ein Zweifel mehr gestattet, daß die ursprüngliche Ansiedlung in Einzelhöfen geschah. Jeder Mann hatte sein Feld und seinen Wald und Anger um sich her. Das entsprach ganz der germanischen Eigenart, zu wohnen in frohem Selbstgenügen, angewiesen bloß auf eigene Kraft und Lust und Laune, ungestört von der Nachbarn Gefallen und Dreinreden.

Noch immer finden sich bei den Kernstämmen der Westfalen und Friesen, Schwaben und Baiern, in großer Menge uralte Einzelhöfe, die stets auf den angenehmsten und fruchtbarsten Stellen liegen, wo eine Quelle sprudelt, oder wo sich eine hübsche Aussicht bietet, oder wo man des anstoßenden Waldes Rauschen hört. Die ganze Oertlichkeit, der Lauf der Bäche, die Lage der Aecker, der Gränzzug des Waldes, die Nähe riesiger Buchen- und Eichenstümpfe und alles, was man über die Geschichte der Gegend erkundet, weiset darauf hin, daß der Hof von uraltersher so vereinzelt gelegen hat. Auch die große Menge der Dörfer und Weiler in ganz Deutschland, deren Benennung

auf einem Personennamen beruhte, zeigt an, daß an jenem Orte ursprünglich nur eine Familie wohnte.

Nur Völkerschaften, die sich bis an und über den Rhein vorgeschoben, hatten von den Galliern hier und da Städte überkommen und sich zu einem kleinen Theil an Zusammenleben darin gewöhnt. Im ganzen übrigen Germanien mochte es an besonders wohlgelegenen, besonders fruchtbaren Stellen Ansammlungen von Gehöften geben, jedoch auch dort standen sie zerstreut, niemals eng an einander geschlossen. Den Germanen waren einmal die Städte verhaßt, gleich als fehlte es ihnen hinter Mauer und Wall an freier Luft. Sie pflegten sie, wenn sie in ein Städteland eindrangen, gern zu zerstören als „Bollwerke der Unterdrückung". Noch in später Zeit, als die Allemannen schöne Städte in Gallien aufgebrochen hatten, mochten sie doch lieber rings umher im offenen Lande wohnen; denn „vor Städten", so drückt sich Ammian aus, „hatten sie ein Grauen, wie vor Löchern, die mit Netzen umstellt." Die deutsche Sprache schuf auch keinen andern Namen für eine Stadt, als daß es eben eine besondere „Stätte" sei, wo nämlich Mehrere bei einander wohnten.

Nicht wenig anziehend ist es, wie sich der Bibelübersetzer Wulfila gegenüber den griechischen Wörtern für Ansiedelungen verhielt. Thaurf, das jetzt Dorf lautet, bedeutet bei ihm nur noch das angebaute Feld. Die Stadt übersetzt er regelmäßig mit Burg, Baurgs. Das griechische Wort für Dorf, κώμη, kann er im Gothischen nicht wieder geben, weil es bei ihm keine eigentlichen Dörfer, also auch keinen Namen dafür gab. Er übersetzt also Dorf mit Haimes, unserem Heim, Daheim: das sind die Höfe, mögen sie ganz einzeln oder mehrere beisammen liegen. Die zugehörige heimathliche Flur heißt Haimothli, der Anwesende Anahaims, der Abwesende Afhaims. Dorfstadt, κωμόπολις, weiß Wulfila nicht anders auszudrücken, als Höfe und Burgen, Haimom jah Baurjim. Wo er dagegen einen geweiheten Wohnort ausdrücken will, verwendet er dafür das Wort Veihs.

Wie haben wir uns nun den Hof, gothisch Gards, in jener ältesten Zeit vorzustellen? Im Wesentlichen in der Weise, wie sie noch heutzutage sich in Norwegen oder Island finden, Länder, die germanische Sitte am treuesten bewahrten.

Eine rings umschlossene Stätte, die zu Wohnung oder Anbau dient, heißt dort ein Gaard: es ist dasselbe Wort, das im Deutschen

Garten, im Englischen ward, im Lateinischen hortus lautet. Der Wall oder Zaun, welcher die Stätte vom übrigen Lande abschließt, ist der tun. Vorzugsweise der Gaard mit Hofgebäude heißt so, und sein Eigenthümer Odelsbonde oder Odelsmänd, Adelsbauer oder Adelsmann, das ist ein Mann, der zu rechtem Eigenthum — til odel og eiga — das Anwesen erhielt. Rings um den Hof liegt die Mark. Diese umfaßt zwei Arten. Ackerfeld und umhegte Wiese, die vom Hofe aus bewirthschaftet werden, heißen Hjemmark oder Indmark, Binnenmark, — Anger und Wald und Wildniß, die zur Viehtrift, Jagd und Holzung dienen, heißen die Udmark, Außenmark, von welcher der Anger für Viehweide insbesondere noch den Namen Heia, Heide, führt. Die Binnenmark wie die Außenmark sind Zubehör des Hofes, die erstere aber ist Eigenthum, die andere steht im Gesammtbesitze der nächsten Nachbaren: an jener hat der Bauer alles Recht allein, an dieser nur ein Mitrecht; beide haben „den Himmel zum Dach", aber nur der Acker hat den Zaun „zur Wand".

Im Gaard sitzen nicht selten ein paar blutsverwandte Familien zusammen, entweder wohnen sie in dem gemeinschaftlich ererbten großen Hause, oder jede hat ihr eigen Haus mit dem Zubehör von kleinen Wirthschaftsgebäuden auf der Hofstätte: der Gaard aber gehört ihnen gemeinschaftlich. Die jetzigen Austauschämter, Udskiftnings, theilen einer jeden solchen Familie ihren bestimmten Antheil an Hof und Mark zu: die Abgetheilten bleiben aber gewöhnlich im alten Tun wohnen. Will Einer seinen Antheil verkaufen, so können die Uebrigen auch nach heutigem Recht noch drei Jahre lang ihr Odelsrecht, d. h. Erb- und Rückforderungsrecht, gegen Erlegung des Kaufpreises ausüben, und zwar unter gewissen Vortheilen.

Auf der Binnenmark wohnt der Hausmann, Husmänd, und der Platzmann, Plaßmänd, die beide kein Adelsrecht haben, weil keinen eigenen Grund und Boden; jener gehört zum Hause, dieser zum Gute (Platze) eines Andern. Beide besitzen ein kleines Haus und bebauen ein Stück Land, — dem Plaßmänd aber gehört es nur auf Lebenszeit und er zahlt dafür außer dem ersten Hauptgelde eine jährliche Rente, während der Husmänd sein Besitzthum erblich hat, jedoch zum Entgelt regelmäßig auf dem Hofe und dessen Mark Aushülfe leisten muß.

Diese Wohnweise, die sich über ein Gebiet zerstreute, hatte Tacitus im Sinne, als er berichtete: Die Ländereien seien je nach Anzahl

der Anbauer auf einmal von der Gesammtheit in Besitz genommen, d. h. die Ansiedler, die als Verwandte oder Freunde zusammen gehörten, vertheilten sich, als die Niederlassung erfolgte, gleich über das ganze Gebiet, und dann wurde je nach Würdigung der Familien vereinbart, was diese viel und jene weniger bedurfte, je nachdem die eine mehr Leute und Anhang hatte, als die andere.

In dem etwas einsamen Leben auf Einzelhöfen verstärkte sich der unabhängige Geist, die persönliche Tapferkeit, und bei den Blutsverwandten, die ihre Höfe stets in der Nähe wußten oder gar von einem einzigen Hofzaun umschlossen waren, festigte sich auch das Bewußtsein ihrer unzerreißlichen Einheit. Es gab keine Bedürfnisse und keine Bande, die beständige Rücksicht auf Nachbaren geboten. Allein schwer litt darunter die Lust zum Fortschreiten und Bessern der Zustände. Der Einsame bleibt gern in seinem gewohnten Wesen und denkt nicht daran, sich zu ändern. Weckende Anregung, Beispiel und Tadel durch Andere sind nöthig, damit der Wille und das Verständniß erwache, wie man seine Sachen besser einrichte.

Wohl lag einiger Ersatz in den häufigen Versammlungen der Bluts- und Volksgenossen, bei denen es nicht fehlte an Rath und Prüfung. Allein diese Versammlungen gingen gewöhnlich auseinander, wenn ihr nächster Zweck erfüllt war, und es trat wieder das Behagen ein an der alten stillen Gewöhnung.

4. Feld und Garten.

Binnenmark und Außenmark, Ackerbau und Viehzucht, griffen nun bei der Wirthschaft in einander, und die Jagd fügte erwünschte Zuthat und Ergötzung zu der gewohnten Arbeit, die in Wies und Wald und Acker zum Haushalte nöthig war.

„Jährlich wechseln sie mit dem Saatlande und es bleibt Ackerland übrig. Denn nicht wetteifert ihr Fleiß mit der Fruchtbarkeit und dem weiten Umfang des Bodens, daß sie Obstpflanzungen machen, Wiesen einhegen, und Gärten bewässern sollten. Bloß Feldsaat verlangen sie von ihrem Lande. Daher theilen sie auch das Jahr selbst nicht in so viele Besonderheiten, Winter und Frühling und Sommer haben Bedeutung und Benennung, vom Herbst kennen sie den Namen so wenig als die Früchte."

Diese Schilderung des Tacitus, die natürlich im Gegensatz zu verstehen zu dem entwickelten Land- und Gartenbau in Italien, wie so schön Virgil ihn malt, läßt uns ziemlich deutlich erkennen, wie es um den Ackerbau stand. Von regelmäßiger Fruchtfolge und Dreifelderwirthschaft, von künstlicher Bewässerung und Düngung ist keine Rede. Allein der Bauer weiß bereits, wie viel besser sein Acker trägt, wenn er ihn nicht jedes Jahr besäet, sondern abwechselnd ihn brach liegen läßt, d. h. in aufgepflügten Schollen, damit er aus Luft und Regen neue Fruchtbarkeit anziehe. Die Ubier holten in einer Gegend die Erde sogar aus einer Tiefe von drei Fuß und schütteten sie hoch und locker auf, weil sie dann zehn Jahre lang wie Dünger wirkte.

Hafer und Gerste waren das Hauptgetreide, das Korn, gothisch Kaurn, weniger Roggen, Hirse und Waizen. Gerste hatte man nöthig zu Bier und Grütze. Das deutsche Wort Malz, von derselben Wurzel wie Schmelzen, deutet auf das Alterthum des Bierbrauens. Brod entstand aus geröstetem Brei. Der Hafer gedieh auch auf schlechtem Boden und lieferte Haferbrod und Hafermuß den Aermeren, denen auch Rübenkost öfter genügen mußte. Die Hülsenfrüchte, Erbsen, Bonen und Linsen, sind ohne Zweifel ebenfalls schon vor der Berührung mit den Römern im Anbau gewesen, ebenso von Nutzpflanzen der beliebte Flachs, nicht aber Hanf.

Wir können freilich, ob gewisse Nähr- und Nutzpflanzen, sowie bestimmte Hausthiere und Werkzeuge, damals schon bei den Germanen hergebracht waren, nur aus der Ableitung der Namen schließen. Wo sich nämlich dafür kein im Stamme gleiches Wort im Lateinischen, Griechischen, Keltischen und Slavischen findet, da war die Sache bei den Germanen einheimisch; wo im Sanskrit die Wurzel vorhanden, war allen Ariern Wort und Sache gemeinsam; wo aber das Wort deutlich aus der Sprache eines andern Volkes entlehnt ist, wird, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, auch, was das Wort benennt, Pflanze oder Thier oder Zeug, dorther gekommen sein. Beispielsweise seien von Nutzpflanzen angeführt Hanf, Kümmel, Senf, Koriander, Porr·, Gurke. Dahin gehört auch die Zwiebel: die Germanen, obgleich Liebhaber von allerlei Wurzkraut, kannten die Zwiebel nicht. Als der Kaiser Mark Aurel mit den übelriechenden Juden zu thun bekam, rief er aus: „O Markomannen, o Quaden, o Sarmaten! Jetzt habe ich doch noch roheres Volk, als Ihr seid, gefunden."

Bei den Westgothen finden wir den Acker, Akrs, welchen man düngt mit Mist, Maihstus, und mit dem Hoha, dem Erdhöher, pflügt, unterschieden von der Haide, Haithi, welche bloß Gras und Heu, Havi, bringt. Die Ausdrücke für Saame, Fraiv (Frucht?), und Säen, saian, Aehre, Ahs, und raufen, raupjan, Ernte, Asans, und mit der Sichel, Giltha, schneiden, sneithan, die Frucht, Akran, lesen, lisan, in Scheunen, Banstins, und der Ochse dreschend, Auhsus thriskandans, auf dem Gedresch, Gathrask d. i. der Tenne — alle diese Ausdrücke zeigen deutlich, wie der gewöhnliche Feldbau schon entwickelt war.

Ebenso begegnen uns als Zeugniß dessen in den ältesten Theilen der Volksgesetze die Namen Pracha für Brachliegendes nach einmaligem Pflügen, für den Pflug mit Haupt und Zagel (Sterz) und seiner Wirkung, der Burah oder Furche, für die Egida oder Egge, Segansa oder Sense, Sihila oder Sichel, die Karpa oder Garbe, die Mita, das ist der hohe bedeckte Haufen von Korn im Stroh, den Scopar oder Schober, die Sciura oder Scheune, Tenni und Deel, Tenne und Diele, den Spihiri oder Kornhus, Speicher, die Wiffa oder den warnenden Strohwisch im Felde.

Obstgärten gab es nicht; jedoch ließ sich an Holzäpfeln und Holzbirnen, wie sie im Walde wuchsen, leicht die Erfahrung machen, wieviel besser das Obst wurde, wenn man den Baum einigermaßen pflegte und die wilden Schößlinge ausschnitt. Die Menge solcher Ortsnamen, wie Aplerbeck und Affoldern, deutet darauf, wie beliebt dieses Obst gewesen. Anderes als Aepfel und Birnen, scheint es noch nicht gegeben zu haben, vielleicht noch Pflaumen, da Sleha im slavischen Ausdruck, sliva, die Pflaume ist, was darauf hindeutet, daß aus der Schlehe durch Veredelung eine Pflaume wurde.

Die westgothische Sprache des Wulfila kannte auch die Hornkirsche, Bainabagms Beinbaum, und das Propfen, intrisgan und trusgjan.

Die Natur lockt durch angenehmen Duft und Geruch an, wo sie etwas Schmackhaftes und Nährendes darbietet. Sollte es nicht auch mit der Weintraube ähnlich gegangen sein? Repa hieß Schlinggewächs, und Weinreben waren im deutschen Urwalde gewiß nicht seltener, als im amerikanischen, dessen prachtvollen Schmuck sie bilden. Es lag aber ebenso nahe, aus den Trauben den Saft auszudrücken, und wenn er einmal in einem Geschirr stehen blieb, zu bemerken, wie

er gährte und klar und kräftig wurde. Hätten die Germanen die Weinrebe von Gallien oder Italien oder Griechenland bekommen, würden sie wohl nicht ihr einheimisches Wort dafür gebraucht haben.

An glänzende Obst- und Weingärten, wie auf römischen Villen, war natürlich in Germanien nicht zu denken: wohl aber mochte bei keinem bessern Hofe der Küchengarten fehlen, — im Gothischen Aurtigards, das Außenumgürtete genannt, — in welchem Kraut und Rüben gediehen und der unentbehrliche Lauch sammt Rettig und Moorrüben. Plinius weiß sogar von Spargel aus Deutschland zu berichten. Auffallend ist, daß in französischer und italienischer Sprache der deutsche Name für Hausgarten — jardin und gardino — hängen blieb und nicht der lateinische — hortus — sich festgesetzt hatte.

5. Stall und Weide.

Neben dem Ackerbau lieferte Viehzucht die Hauptmittel für Nahrung und Kleidung. Die Feuchtigkeit der Luft und Waldung, die zahllosen Quellen und Bäche, die sich aus den Wäldern ergossen, nährten die üppige Grasweide. Deutschland war das heerdenreichste der Länder. In Vieh bestand vorzüglich die bewegliche Habe. „Die Menge freut sie“, sagt Tacitus, „und dies ist ihr einziges und liebstes Gut.“ Wie in der ältesten Zeit bei den Römern zählte Vieh für Geld, und Tribute konnten nur in Vieh, Häuten, Getreide und Sklaven entrichtet werden. Faihu, Vieh, bedeutet deßhalb im Gothischen einfach Vermögen, ein Schuldner heißt Faihuskula, ein Geldgieriger Faihufriks, und das Wort reichhaltig wird deßhalb von Wulfila durch Filufaihus übersetzt.

Sehr wichtige Thiere für die Haushaltung waren Schweine und Gänse, zahllos ihre Heerden. Ihr Fleisch wurde gesotten und gebraten, gepöckelt und geräuchert. Schinken, Würste, Zungen hingen im Rauche. Das baierische Gesetz strafte den Zeitvertreib loser Buben, die großen Schweineheerden durch geschickte Steinwürfe auseinander zu sprengen. Auch die Ente fehlte nicht und war ihre, ebenso wie der Gans, Stammmutter eine wilde, welche allmählig gezähmt und an's Haus gewöhnt war.

Das Rindvieh hatte nicht die mächtigen Hörner wie in Italien, war überhaupt unansehnlicher, belebte aber massenhaft die Triften und

gab reichlich Milch. Diese heißt im Gothischen Miluks, dagegen Milith Honig. Ohne Zweifel suchte man, wie noch jetzt unsere Bauermädchen thun, schon damals Kühe und Rinder zu ziehen und an sich zu gewöhnen, daß ein jedes der Stimme folgte, als wenn es Verstand hätte. Das Buttermachen lernte sich leicht, wenn die Milch in einem Gefäße getragen oder gefahren, also geschüttelt wurde. Käse und andere Speisen aus Milch deutete diese selbst an, sobald man sie zufällig stehen ließ oder auf verschiedene Art behandelte. Plinius hat sich erzählen lassen: man habe zwar die reinste Butter bereitet, aber nur die Wohlhabenden hätten sie genossen, und sich dadurch vom gemeinen Volke unterschieden, — dieses hätte also sein bischen Milch gleich verzehren müssen.

Schöne Rosse waren die herrlichste Augenweide für Mann und Weib. Wer eines Andern Roß an Schweif oder Mähne kürzte, mußte ein ebenso gutes stellen oder schwere Buße zahlen. Schon die älteste Sprache war reich an verschiedenen Ausdrücken für der Pferde große Mannigfaltigkeit an Alter, Geschlecht und Gebrauchsart. Ebenso unterschied die Sprache genau Alter und Geschlecht bei Rindvieh, Schweinen und Schafen. Selten aber werden Ziegen genannt.

Eine gewöhnliche Heerde bestand nach den Volksgesetzen bei Pferden in zwölf Stücken und einem Hengst, bei Rindvieh aus zwölf Kühen und einem Stier, bei Schweinen aus sechs Säuen und einem Eber. Dies war das gewöhnliche Maß bei den Hofbesitzern: eine Vollheerde aber, wie sie auf großen Gütern bestanden, zählte das Doppelte und Dreifache an Stückzahl.

Allgemeiner Liebling war der Hund, dieser fehlte nirgends als der treue „Hofwart“. Wahrscheinlich gehörte der Hund zu den allerfrühesten Hausthieren der Menschen. Man schließt dieses daraus, daß unter den Knochenhaufen, die sich unter den Küchenabfällen der ersten Bewohner unsers Welttheils fanden, stets gerade die knorpeligen und anderen Knochen fehlen, welche der Hund liebt. Das von Natur zuthuliche Thier zeigte sich dem Menschen anhänglich, weil bei diesem immer etwas Nahrung abfiel. Als man den Hund in die Hütte nahm, gab sich seine Wachsamkeit zu erkennen, und es lag nahe, ihn zum Schutze der Heerde gegen Raubwild zu brauchen. Ob aber die Waldkatze in Deutschland schon vor der Römerzeit gezähmt war, ist fraglich.

Eine Hühnergemeinde wurde nach germanischen Gesetzen schon aus einem Hahn und zwei Hühnern gebildet. Die Namen für Hahn und Huhn sind den Germanen eigenthümlich, von denen jedoch die Finnen den Kana annahmen. Die Taube, gothisch Dubo, hatte sich ebenfalls eingefunden, und auch Schwäne, Störche, Kraniche wurden zum Hausgeflügel gerechnet.

Den Ariern ist vor andern Völkern eigen Mitgefühl, wie für das Naturleben überhaupt, so auch für das Thierleben, ja ein gewisses Verständniß der Thierseele: daraus floß eine freundliche und verständige Wartung des Viehes. In Wald und auf dem Anger der Außenmark wie auf den abgeärnteten Feldern fand es seine Weide. Jedes Stück hatte seinen Namen, jede Heerde hatte ihr besonders geschätztes Leitthier, und die Hirten auf den großen Gütern führten ein Horn mit verschiedenem Schall, je nachdem sie Schweine oder Kühe in Obhut hatten. Rosse waren das Besitzthum, das nächst Waffen und Stoßvögeln am meisten geliebt wurde. Der Namen für Pferde — wie Strahl, Falk, Goldmähne, Rabe — gab es unzählige.

Das Vieh, welches auf die öffentliche Weide ging, war der Regel nach gezeichnet. Auf Island mußten die Zeichen schon acht Wochen vor Sommers Anfang angebracht sein, und wer die Marke änderte, mußte es bei der Gemeindeversammlung anmelden. Die Härte des Winters aber mußte frühzeitig zur Stallwirthschaft anleiten, wie denn auch das Wort „Futter“ schon in der alten Sprache die Viehnahrung im Hause von der menschlichen unterscheidet.

Der Germane hatte deßhalb auch eine glückliche Hand für die Wartung der Bienen, welches emsige Thierchen in seiner Natur und Gewohnheit wohl will beobachtet und gepflegt sein. Honig brauchte man zum Meth, und wenn im Wald auch wilde Bienennester in Menge sich finden ließen, war es doch noch bequemer, nahe bei dem Hause die gewisse Anzahl Bienenstöcke zu haben, denen in Linden und Haidekraut vollauf süße Nahrung blühete.

6. Jagd und Fischfang.

Eine Hauptrolle spielte im Leben der Germanen die Jagd. Gäbe sich das auch nicht in den Berichten der Römer so deutlich zu erkennen, so würde schon darauf hinweisen die eigenthümliche Vorliebe,

ja die Achtung, in welcher alles, was zur Jagd gehört, noch jetzt bei den meisten Deutschen steht. Soweit Germanen sich in Europa angesiedelt, soweit, und auch gerade nur soweit, geht die Jagdleidenschaft, die Neigung, sie nach Gesetz und Regel zu betreiben, der Abscheu, wenn das Wild nicht waidgemäß erlegt wird. Man kann dreist den höheren oder geringeren Grad dieses Hangs zum Maßstab nehmen, ob sich mehr oder minder germanisches Blut in einer Gegend findet. Bei andern Völkern, bei Russen und Spaniern, Magyaren und Türken, ja selbst bei den regelrechten Büffeljägern auf amerikanischen Prairien bleibt die Jagd ein rohes Geschäft: bei den Germanen erhob sie sich zu edler Kunst, deren Uebung durch Gesang und Klang und fröhliches Gelage belebt wird. Von der Jagd wurden am liebsten Vergleiche für das Leben und Treiben hergenommen. Vom gerupften Habicht und von Klauen Beschneiden hörte man ebenso häufig, als von Fallen legen und in die Grube fallen.

Diese Eigenart konnte nur in einem unberechenbar langen Waldleben so tief einwurzeln. Der grüne Wald umwogte Höfe und Felder, frischer köstlicher Waldduft drang wie lustiger Waldvögelschlag bis in das Innerste des Hauses. Man gehe noch heute auf den Thüringer oder Böhmer Wald oder in den Harz und sehe, wie der ärmste Siedler eine Menge Singvögel pflegt, wie er sich unsägliche Mühe giebt, den schönsten und mannigfaltigsten Finkenschlag hervorzubringen und darin ein paar Dutzend verschiedener Arten zählt, wie er aber auch im Stande ist, für einen guten Doppelschläger ein Kalb oder Schwein hinzugeben. Das ist ein Stückchen Waldleben, wie es sich in den Menschen hinein siedelt.

Herrlich aber, wunderbar muß nach den Schilderungen der Römer der deutsche Wald gewesen sein. Nur wer die Pracht und drängende Ueppigkeit und das Baum- und Ranken- und Wurzeln-Gewirre im Urwalde Nordamerikas gesehen, macht sich eine richtige Vorstellung von deutschen Wäldern in der Vorzeit. Diese Wälder hatten einen Wildreichthum, wie er nur durch gescheidte Pflege der Jagd, insbesondere durch Hegung und Schonung zu rechter Jahreszeit, auf ähnlicher Höhe erhalten wurde, und wie man ihn sonst nur auf Erdstellen antrifft, welche die Kultur noch nicht in Besitz genommen.

Das Jagdwesen aber muß schon in ältester Zeit so entwickelt gewesen sein, wie es uns in den Volksgesetzen entgegen tritt. Von

den Römern konnte es ja nicht erlernt werden, sie waren jagdarm, und es wäre wunderlich, wenn die Germanen erst während der Völkerwanderung ihr Jagdwesen ausgebildet hätten. Was noch jetzt auf der Jagd Herkommen ist, z. B. daß der Hirsch Dem gehört, der ihn anschießt, der Hase aber dem Fänger, galt schon in den ältesten Zeiten. Die leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd und die Menge ihrer Regeln konnten um so eher sich in einer Zeit festsetzen, als man noch mehr mit der Natur zusammen lebte und durch Wanderung und bürgerliche Geschäfte noch wenig in Anspruch genommen wurde. Damals richtete sich Verstand und Nachdenken und Ehrgeiz vornehmlich darauf, der Thiere des Waldes mächtig zu werden.

Diese waren der Bär und der Wolf, die Vieh und Menschen schädlich waren, der Ur und der Wisent, Hirsch und Elch, Eber und Wildsau, Luchs und Wildkatze, Gemse und Steinbock. Zu diesem Hochwild kam die Menge des Kleinwildes wie Rehe, Hasen und Füchse, Dachse, Ottern und Biber. Zahllos waren die mancherlei Arten des Wildgeflügels: Geier und Adler, Spiel- und Auerhahn, Schwäne, Enten und Gänse, Wachteln und Rebhühner.

Man kannte das Einfangen der Waldthiere durch Fallgruben, Schlingen, Fußangeln und legte auch den gespannten Bogen mit dem Pfeil zum Selbstschusse. Die Hauptjagd aber geschah mit Hunden und Bogen und Spieß, aber auch mit dem Lasso, wie uns der herrliche Westerhofener Mosaik-Fußboden zeigt. Ein guter Jagdhund kostete mehr, als das beste Pferd. Die Volksrechte führen sorgfältig die verschiedenen abgerichteten Hunde auf: da gab es Leithunde, Brachen oder Treib- und Laufhunde, Spürhunde, Hetzhunde, Dachs- und Biberhunde, Wind- oder Habichtshunde zum Fangen des laufenden Hasen, Schäferhunde gegen die Wölfe, Büffelhunde, Sau- und Bärenfänger. Man hatte auch Hirsche abgerichtet, deren Brunftschrei den Gegner herbei rief, und Hirschkühe, welche den Hirsch zur Stelle lockten, wo der Jäger verborgen lag. Von Falken zur Jagd auf das Wildgeflügel werden genannt der Gänsehabicht, der Entenhabicht, der Sperber. Gar anschaulich liest sich bei den Nibelungen die Schilderung von Siegfried's Jagd, der zweifelsohne eine Ueberlieferung aus der ältesten Zeit zu Grunde liegt.

Gleichwie die Jagd, diente der Fischfang zum Erwerb und Vergnügen.

Die Flüsse und Seen waren besetzt mit einer Unzahl von Salmen und Lachsen und anderen leckeren Fischen, die eine heutzutage kaum denkbare Größe erreichten. Mit Haken und Ochsengespannen wurden einzelne schwere Stücke, wenn gefangen, aus dem Flusse gezogen. An den Seeküsten trieben sich Störe und Häringe und andere Wanderfische in ungezählten Schaaren.

Nicht leicht ging Jemand auf einen der vielen Seen, die es damals noch aller Orten gab, ohne mit Angel, Leine und Fischmesser bewaffnet zu sein. Reußen, Netze, Gabeln, Haken und Harpunen von großer und kleiner Art waren für den Fang ausgedacht. Aus der reichen Mannigfaltigkeit der Fischgeräthe, deren in den Volksrechten gedacht wird, ersieht man eine Kunst, von welcher die heutige Fischerei wahrscheinlich noch Manches lernen könnte. Da die Seen, Flüsse und Bäche zwar an ihren Ufern größere Schilf- und Sumpfbreiten, aber auch stärkere Zuflüsse aus den Waldungen und deßhalb beständig größere Wasserfülle hatten, als heutzutage, so nahm der Fische und Krebse Menge niemals ab, und Fischspeise erschien ebenso häufig, als Wild, auf der Tafel des Hof- wie des Gutsbesitzers. Der Bequemlichkeit wegen hatte man, wie wir aus den Wörtern bei Wulfila lernen, auch schon Teiche zum Schwimmen, Svumsl, auf welchen der Fischer, Fiskja, sein Schiff, Skip, mit dem großen und kleinen Netz, Nati und Nota, zum Fischen bereit hielt.

Siebentes Kapitel.

Tracht.

1. Männertracht.

In ältester Zeit liebten die Germanen wohl Alle langgelocktes Haar, wie die Sachsen und die Merovinger. Zur Zeit aber, als sie den Kampf gegen die Römerwelt eröffneten, hatte ziemlich allgemein die Sitte Platz gegriffen, daß Männer den Nacken vom Haar entblößt trugen, das Haar aber aus der Stirn zurück gestrichen, und um den Kopf nicht länger als bis zu den Ohrenspitzen. Das blieb das ganze

Mittelalter hindurch der Brauch. Knaben, die noch nicht mündig, hatten ihr Haar noch langlockig und fließend. Der Unfreie dagegen war ein ganz „Gescheerter", noch heute in Baiern ein Spottname des gemeinen Menschen: kein Unfreier durfte anders, als geschoren einhergehen.

Auch der Bart erscheint auf allen Bildwerken der Germanen wohl gepflegt, nicht zu lang und natürlich gelockt. Fast niemals fehlt der Lippenbart, je nach Liebhaberei wurde er in verschiedene Formen gezogen.

Im Kriege wurde das Haupthaar auch wohl auf dem Scheitel in einen Schopf zusammen gebunden, und der Bart spitz zugeschnitten. Namentlich Sueven scheinen diese Tracht geliebt zu haben.

Zur Kleidung der Männer gehörten regelmäßig vier Stücke: Schuhe, Beinkleid, Leibrock, Mantel, und die Art und Weise, wie sie getragen wurden, sehen wir deutlich auf römischen Bildwerken.

Das Schuhzeug bestand in einem länglichen Stück von hartem Leder unter dem Plattfuß, das nach oben hin zusammen geschlagen und mit Riemen, welche durch Randlöcher gingen, festgeschnürt wurde. Bei den Aermeren saß an dem Schuhleder auswärts noch das Thierhaar. Vornehmere trugen auch Pelzstiefel bis an die Knöchel, und Schuhwerk mit langen Riemen, die kreuzweis über oder ringweis um die Schenkel gewickelt wurden.

Schamgefühl ließ niemals das Beinkleid weg. Auf den älteren Bildwerken geht es herab bis zum Fußknöchl, wo es häufig festgebunden erscheint. Wo das Beinkleid nur bis zu den Knien reichte und diese nackt blieben, fehlten wohl niemals Beinlinge von der Art, wie sie noch jetzt im baierischen Gebirge Jäger und Holzfäller tragen. Der Leibrock aber hörte schon oberhalb der Knie auf und wurde mit einem Gürtel eng um die Hüften gezogen, ließ aber mit Ausnahme der oberen Hälfte häufig die Arme unbedeckt.

Das Ehrenstück der Kleidung aber war der Mantel. Dieser bestand aus zwei großen, lang in Falten herab hängenden Stücken, die auf der linken Seite oben durch eine längere oder kürzere Naht verbunden, und auf der rechten Schulter so, daß diese und der Arm frei blieb, durch eine Spange oder Fibel zusammen gehalten wurden. Bei Erwachsenen waren die Stücke unten gewöhnlich etwas spitz abgerundet. Knaben trugen den Mantel meistens wie einen Jagdüber-

wurf, nur oben auf beiden Schultern zusammen genäht und in der Mitte mit einer Oeffnung zum Kopfdurchstecken.

Auch Hüte und Mützen, letztere von der Form, die man phrygische nennt, waren bei den meisten Stämmen im Gebrauch, bei einigen gehörten sie nothwendig zum Anzug, bei andern scheinen sie nur zum Schutze gegen Sonne und Unwetter gedient zu haben.

Unter den gothischen Ausdrücken für die Kleidungsstücke, — das Gaskohs, Geschuhe mit Skaudareips, Schuhriemen, den Leibrock, Paida, der mit dem Gürtel, Gairda, eng um die Hüften gezogen wurde, und den Mantel, Vasti, dem Hauptkleid, an welchem der untere Rand, Skauts (Schooß?), seinen eigenen Namen hat, — ist der Hakul zu erwähnen, der, wie es scheint, eine besondere Art Mantel war, da Odin, der unsichtbare Wanderer, Hakulberend, der Manteltragende, genannt wird, ein Wort, das noch jetzt unter den westfälischen Bauern als Spottname gebräuchlich.

In der Schlacht wurden öfter, um sich freier zu bewegen, nicht bloß der Mantel, sondern auch der Leibrock abgeworfen, der Mantel auch wohl um den einen Arm geschlungen, der den Schild hielt, noch besseren Schutzes wegen.

Zur Tracht des Mannes gehörte aber auch die blanke Waffe: sie war seine Wehr, sein Schmuck und sein Stolz. Das Schwert hing zur rechten Seite an einem festen Gürtel, dem Wehrgehäng, das um die Hüfte lief, oder auch über die Schulter herabhängend getragen wurde. In der Rechten einen Speer oder ein langes Schwert oder eine Streitart oder wenigstens einen langen, weißgeschälten und wohlgeglätteten Stab, — so schritten die Männer einher bei jeder irgendwie feierlichen Gelegenheit. Der Mönch von St. Gallen schildert den Stab eines Vornehmen als „von einem geraden Baumast mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff aus Gold oder Silber von schöner erhabener Arbeit."

2. Frauentracht.

Der Frauen Vorzug vor den Mädchen bestand in einem wallenden Schleiertuch von Leinwand, das bald um den Nacken, bald über den Kopf, bald nur um eine Schulter geworfen herunter hängend, aber auch wie eine Schleppe über den Arm getragen wurde. Dies

war der Frauenmantel. Schon Strabo erwähnt der Mäntel von cimbrischen Frauen aus feiner Leinwand, die mit Spangen und Gürtel geschmückt waren. Niemals aber verhüllten Germaninnen das Angesicht. Dieses spiegelte die Scham wie die Aufrichtigkeit der Seele. Orientalinnen, welche tief verschleiert gehen, wird gerade deshalb leicht Unwahrheit zur Gewöhnung.

Außer dem Schuhwerk gab es dann noch zwei weibliche Kleidungsstücke, den langen faltigen Leibrock, der so tief herabging, daß die Füße kaum darunter hervorschauten, und über den Leibrock ein kurzes Oberkleid, das den oberen Theil des Busens, die Arme, oft auch einen Theil der Schulter frei ließ, und auf der Achsel mit einer Spange befestigt, mit einem Gürtel aber um die Hüfte gezogen wurde. Am Gürtel trugen die Hausfrauen ein Gehänge mit den Schlüsseln.

Das Haar trugen Frauen und Mädchen durchgängig frei herabwallend, von der Stirn etwas nach den Schläfen gestrichen. In natürlichen Locken fiel die schöne Haarfülle auf die Achseln nieder. Langes, weiches, goldglänzendes Haar wurde hoch gepriesen. Die römischen Damen mochten vor Neid vergehen, wenn die Hauptleute, die vom Rhein und von der Donau zurückkamen, von der Pracht und Anmuth germanischer Mädchen erzählten. In Folge ihres verfeinerten und genußverzehrten Daseins war bei den Römerinnen der natürliche Hauptschmuck spärlich geworden, und sie suchten den Mangel durch zahllose Löckchen und Ringeln, die sie um den Kopf zogen, zu verdecken.

Tacitus schildert die Kleidung der Germanen wie folgt: „Zur Bedeckung dient Allen ein Mantel, der mit einer Spange oder, wenn sie fehlt, mit einem Dorn geheftet wird. Im Uebrigen unbedeckt, bringen sie ganze Tage am Heerde und am Feuer zu. Die Reichsten unterscheiden sich durch ein Kleid, nicht durch ein flatterndes, wie bei Sarmaten und Parthern, sondern das anschließt und die einzelnen Glieder ausdrückt. Sie tragen auch Häute wilder Thiere, die in der Nähe des Meer-Ufers schlechtweg, ausgesuchter die Entfernteren, die keinen Putz durch Handel haben. Die Wildthiere wählen sie aus und deren abgezogenes Fell sprenkeln sie mit Flecken und Pelzwerk von Thieren, welche der äußere Ozean und ein unbekanntes Meer erzeugt. Die Weiber haben keine andere Tracht als die Männer, außer daß sie häufiger sich in leinene Gewänder hüllen, die sie mit Purpur leb-

hafter machen, und einen Theil der oberen Kleidung dehnen sie nicht zu Aermeln aus, nackt an Armen und Schultern, und auch der obere Theil des Busens steht offen."

Diese Beschreibung beweist noch mehr, als andere Stellen, daß Tacitus niemals bei germanischen Volks- und Familienfesten zu Gaste war, daß er nur durch Hörensagen bei römischen Kaufleuten und Offizieren, sowie bei germanischen Gefangenen und Reisläufern seine Nachrichten sammelte. Soviel aber geht aus seiner Schilderung hervor, daß die Frauen Leinen, die Männer Pelzwerk liebten, und daß die Frauenkleidung mit der griechischen große Aehnlichkeit hatte.

Diese Aehnlichkeit fällt besonders auch auf den Bildwerken auf, wie sie an der Antoninssäule, und als Statuen von germanischen Frauen in Museen sich finden. Die Tracht ist theilweise noch bei den Kleinrussen und in den Gebieten der untern Donau verbreitet, und war vielleicht, da sie ebenso bequem als kleidsam, schon in den ältesten Zeiten bei arischen Völkern gebräuchlich.

3. Sorgfalt.

Nicht von Leuten, die man für niedrig hält, nimmt die Mode an in Tracht und Sitte, sondern nur von einem Volke, das wenigstens heimlich geachtet wird. Den Römern gefielen Beinkleid und Schuhwerk der Germanen, ihre Frauen aber fanden etwas Ausgezeichnetes im blonden und rothen Haar, das über die Alpen kam und ihnen zum Kopfputz diente. Selbst Kaiser Caracalla trug eine Perücke von blondem Haar der Germanen, die ihrer Tracht gemäß gelockt war, weil er glaubte, ihnen dadurch zu gefallen. Mit dem Haar erhielten die Römer zugleich die Haarsalbe der Germanen, die darin etwas Ausgezeichnetes zu bereiten verstanden. Sie verfertigten sie nach dem Berichte von Plinius und Martial aus Talg und feingeschlemmter Asche. Zur besten Waare gehörte zartes Ziegenfett und die reine Asche aus Buchenholz, dessen festgefügte Faser gleichmäßig verbrennt. Sie hatten deren zwei Arten, eine flüssige, die man zu Hause verbrauchte, und eine feste, die sich besser auf die Reise mitnehmen ließ.

Ein nothwendiges Stück des Leibgeräths war dem Germanen auch der Kamm, der wohl in früher Zeit schon so eingerichtet war, daß man ihn beständig leicht bei sich führen konnte. Man trug ihn

in einer Scheide von Holz oder Leder oder Knochen, die öfter hübsch verziert wurde. Bei jedem öffentlichen Auftreten, auch wenn es zur Schlacht ging, pflegten Germanen ihr Haar zu salben und zu glätten. Auch gab es soviel Eitelkeit unter ihnen, daß Mancher sich selbst mit Laugen das Haar röthete, wenn es ihm frühzeitig ergraute, oder wenn er das Unglück hatte, dunkles Haar zu bekommen. Denn ein Schwarzhaariger hatte die Vermuthung gegen sich, er sei kein rechter Germane, sondern als Sklave oder Bastard von Fremden hergekommen. Ein Volk aber, das gewohnt ist, mit soviel Sorgfalt sein Haar zu pflegen, das diesen natürlichen Schmuck sauber und zierlich erhält, darf man seiner ganzen Sittigung nach nicht entfernt mehr zu jenen halbwilden Brittaniern rechnen, bei denen, wie Cäsar und Plinius erwähnen, sich die Männer zur Schlacht, und die Frauen zu Festen scheußlich mit blauem Waid den Leib bemalten. Bei Indianern bemerkte Verfasser niemals, daß sie ihr Haar besonders pflegten oder scheitelten. Nur Völker, die längst hoch über der Indianerstufe standen, tragen das Haar nicht mehr struppig oder in Strähnen.

Auch gingen Germanen nicht baarfuß: das verbot im Winter schon die Bodenkälte. Das bei ihnen gebrauchte Schuhwerk vereinigte soviel Zierliches und Bequemes, daß viele Römer es von ihnen annahmen. Wie mochten auch deren Offiziere staunen, wenn sie an hellen Frosttagen an den Rhein oder an den Bodensee kamen und sahen, wie das Volk lustig auf blankem Eise dahin flog! Die Germanen hatten sich für den Eislauf Schlittschuhe ausgedacht, die zwar nur aus glatten Knochen bestanden, für Geübte aber den Dienst nicht versagten.

Wo aber bleiben denn die Wolfs- und Bärenfelle, die um zottige und nackte Riesengestalten schlotterten, und die zähnestarrenden Rachen von Ebern und Hirschen, welche den Kopfputz bildeten? Ist das Alles nur Einbildung von Dichtern und Künstlern? Ja, das ist es. Kein Geschichtschreiber erwähnt dergleichen, und die Antoninssäule zeigt uns ein ebenso wohlgekleidetes, als wohlgesittetes Volk. Sie stellt die Germanen in Krieg und Frieden bei ihren Verrichtungen bis in das Kleinste dar, sie läßt nicht die Thierhäupter auf den Köpfen der römischen Bannerträger aus, allein von einer rohen Tracht der Germanen ist keine Spur zu finden. Auch was Cäsar, Tacitus und Pomponius Mela erwähnen, daß sie theilweise nackt gegangen,

ist zu beschränken auf Kinder, auf die Sommerzeit, und auf heiße Stunden in der Schlacht oder Arbeit: auch dann ließ ein Germane nur den Oberkörper nackt sehen.

In dem Harbardslied der Edda, in welchem Thonar als einer der Aermsten verkleidet auftritt, höhnt ihn der Fährmann:

Man sieht Dir's nicht an,
Daß drei Höfe Du hast!
Barfüßig bist Du
Und trägst Bettelgewand,
Nicht einmal Hosen hast Du an.

Thonar aber fürchtet sich, durch den Sund zu waten, um sein Hemd nicht naß zu machen.

4. Schmuckliebe.

Wer sich höchster Bildung erfreut, hält darauf, daß seine Kleidung sauber, gefällig und bequem, dabei von feinen Stoffen sei: alle Andern lieben auch besondere Schmuckstücke. Die Germanen waren große Freunde davon, und ihre Sänger und Erzähler schilderten nichts lieber, als schöne reichgeschmückte Frauen und Helden in strahlender Waffenrüstung. Die Vornehmeren hielten etwas auf äußeren Glanz, und wer ein rechter Held sein wollte, mußte stattlich auftreten, ein paar wohlgekleidete Knechte hinter sich.

Unter den Schmuckstücken nahmen die Ringe die erste Stelle ein. Es gab ihrer in größter Menge und Verschiedenheit, Ringe um den Hals, um Ober- und Unterarm, um das Handgelenk, sogar um die Fußknöchel, für die Frauen auch Fingerringe. Sie waren von Gold oder Silber oder Kupfer oder Bronze, meist runde Reife, öfter platt und schlicht, öfter geflochten oder verziert oder in Spiralen. In Gold- und Silberringen trug man sein Baarvermögen: Goldringe im Werth von ein paar hundert Mark sind in den Gräbern noch jetzt keine Seltenheit. Fürsten und Gefolgführer zeigten bei Festen und Siegen ihren Adel durch Austheilen von Goldringen, und mancher glückliche Held oder Sänger ging da einher den ganzen Arm voll Ringe, die kostbarsten bog er später wohl um seinen Schwertknauf oder die Handhabe seines Spießes. Da man Ringe in Menge brauchte, hatte nach

der Sage Schmidt Volund (Wieland) in seiner Werkstätte nicht weniger als siebenhundert hängen, „an den Bast gereiht."

Die Frauen liebten besonders Hals- und Brustgeschmeide, um den Hals Bänder und Ketten aus werthvollem Metall oder Bernstein, mit allerlei anhängenden Plättchen und Geschnür, wozu später auch Münzen kamen, und auf der Brust leuchtende Steine. Als in der Thrymskvida die schöne Freyja den unverschämten Antrag des Riesen hört,

Wüthend ward Freyja
Und schnaubte vor Zorn,
Unter ihr bebte
Der ganze Saal,
Es klirrte der große
Schmuck der Brisinge.

Thorr oder Donar läßt, um den vom Riesen gestohlenen Hammer wieder zu erbeuten, sich bewegen, sich wie Freyja zu verkleiden,

Da gürteten Thorr sie
Mit dem Brautgewand
Und gaben ihm um
Den Schmuck der Brisinge.
Da ließ er an sich
Erklirren die Schlüssel,
Und Weibergewand
Umwallte das Knie,
Auf der Brust aber glänzten
Ihm große Steine.

Auch Frauen aus niederem Stande trachteten danach, einen Halsschmuck von allerlei farbigen Thonkügelchen oder hellen Zähnchen zu bekommen.

Ein Geräth, an welchem besonders gerne Glanz entfaltet wurde, waren die Spangen, mit welchen die Mäntel zusammen gehalten wurden. Auf dieses Schmuckstück, das schon in der frühesten Zeit in großer Mannigfaltigkeit erscheint, verwendete man gerne Mühe und Kosten.

Verbrämung der Kleidung mit feinem Pelzwerk wurde besonders geliebt. Bei Tacitus lesen wir auch, wie man in Germanien sich Putzstücke durch den Handel verschaffte, wie die Männer die Wildhäute wohl auswählten und mit buntem Pelzbesatz auszierten, wie die

Frauen ihre leinenen Gewänder mit rothen Streifen. Das feine Pelzwerk, das von unbekannten Meeren kam, war wohl Zobel, Otter und anderes Rauchwerk, wie wir es jetzt aus Rußland beziehen. Auch bei den alten Kanariern bewunderten die Spanier, wie weich sie die Felle zu gerben und so zierlich zu steppen verstanden.

Bei vornehmen Germanen waren Mantel und Leibrock unten am Rande mit längeren oder kürzeren Franzen verziert.

Vergleichen wir aber die germanische Tracht mit den Schilderungen und Abbildungen, wie sie uns aus der Gothen- und Karolingerzeit und aus dem frühen Mittelalter geboten werden, so ist leicht zu erkennen, wie das Wesentlichste der Tracht sich beständig gleich geblieben. Bloß der Hut hat im Mittelalter größere Bedeutung erhalten. Manche Gewohnheit aus der Germanenzeit sitzt noch heutzutage fest. Worin sonst läge denn der Grund, daß der Offizier mitten im tiefsten Frieden, sobald er sich öffentlich zeigt, niemals ohne Waffe geht, und daß bei Hoffesten jede Dame mehr oder weniger offenen Busen zu zeigen hat?

Achtes Kapitel.

Betriebsamkeit.

1. Stoffe und Geräthe.

Fortschritte in der Kultur sind bedingt durch Fortschritte im Arbeitsgeräth. Je leichter und sicherer dies zu handhaben, um so eher wird bewältigt, geformt und benutzt, was die Natur den Menschen darbietet.

Nun muß ein Land entweder das verschiedene Geräth und seine Verbesserung selbst erfinden, oder es nimmt dasselbe von seinen Nachbarn an. Das gemeine Werkzeug giebt sich zwar ebenso, wie der einfache und leicht herstellbare Stoff, von selbst an die Hand: leicht führen Zufall und etwas Nachdenken darauf. Anders verhält es sich mit Stoff und Werkgeräth, welche das Erzeugniß von mehreren in ein-

ander greifenden Arbeiten sind: die Bekanntschaft mit ihnen pflanzt sich fort von Volk zu Volk, nachdem die Erfindung dort geschehen ist, wo besonders günstige Umstände zusammen trafen. Vielleicht nützen einander die Völker weniger durch Mittheilung von Ideen und Kenntnissen, als durch Mittheilung von besserem Arbeitsgeräth.

Allein es braucht eine unendliche Zeit, bis ein vorzüglicheres Werkzeug allgemein in einem Lande Eingang findet. Man kann sich z. B. schwerlich etwas vorstellen, das für seinen Zweck schöner, handlicher und sicherer wäre, als die Axt der Nordamerikaner: gleichwohl will sie den Europäern immer noch nicht zusagen. Noch viel größere Zeiträume sind erforderlich, damit ein Volk aus eigenem Antrieb von einer Verbesserung seines Werkzeugs übergehe zur andren.

Ein Stein oder Knochen mit schneidender Schärfe oder bohrender Spitze mochte sich aller Orten darbieten und zum Zerschneiden oder Durchlöchern benützt und leicht verbessert werden. Wieviel Stufen aber mußte das Beil durchmachen! Die erste Schlagwaffe, zu welcher der Mensch griff, war ein kurzer, dicker Stock; — dieser wurde zum Kolben, als man in der Hand fühlte, wie viel mehr Wucht er habe, wenn ein Ende schwerer sei; — darauf erkannte man, daß ein daran befestigter Stein die Schlagkraft noch mehr erhöhe; — nun führte fortgesetzte Beobachtung zur Einsicht, wie der Stein spalte und sprenge, wenn er oben dick und unten schmal sei; — nach und nach schärfte sich ein so geformter Stein zum Beile; — endlich gehörte wieder eine lange Reihe von Wahrnehmungen dazu, bis man darauf verfiel, das dicke Ende des Beiles zu durchbohren und eine Handhabe hineinzustecken. Das Durchbohren aber lernte man auch nicht sogleich: man hat Steinbeile gefunden, die angebohrt sind mit einem Steine, und wieder andere, in welche ein härteres spitzes Werkzeug eindrang. Eine ähnliche absatzweise Vervollkommnung machten Hammer und Hacke durch.

Die erste Wurfwaffe war der Stein. Geraume Zeit dachte kein Mensch daran, die schmetternde Gewalt der Steine zu ersetzen, zumal es ihrer aller Orten gab. Jedoch wurde, wahrscheinlich durch Zufall, gelernt, wie der Stein noch weiter fliege, wenn man ihn erst in einem Riemen schwinge und dann fortschleudere. Ebenso zufällig warf einmal Jemand mit einem spitzen Stock und sah, daß dieser mit dem scharfen Ende in einer Baumrinde haftete: da war der Spieß

entdeckt, und er erhielt eine künstliche Spitze durch Zuschärfen oder im Feuer Härten oder endlich durch Anheften einer Spitze von Stein oder Knochen.

Als der Spieß fertig war und in der Hand gewogen wurde, gab sich auch seine Stoßkraft zu erkennen, die durch Verlängerung zu einer Lanze noch stärker und sicherer wurde. Ebenso mochte ein zurückschnellender Ast im Walde auf den Gedanken bringen, daß man ihn abschnitt, die Enden durch eine Schnur verband, die Schnur anzog und einen Bogen erhielt, von dessen Sehne sich ein kurzer Spieß, d. h. ein Pfeil, in die Weite abschnellen ließ.

So wurde noch viel andere Geräthschaft allmählig eingerichtet für Haus und Feld, Jagd und Krieg. Holz, Steine, Knochen, Horn, Baumbast, Weide, Thierhaut und gedrehter Schafdarm gaben den Stoff her. Insbesondere zeigte sich die Thierhaut als höchst werthvoll. Um den Leib gefügt, bedeckte sie die Blöße, noch mit Haar und Wolle versehen gab sie Wärme, zerschnitten das beste Riemenwerk, um den Fuß gebogen Schuhe, und zu Baumrinde und Bretterwerk zugelegt besserte sie das Dach der Wohnung. Wie durch Abschaben des Haares, durch Fetten und emsig Hin- und Herbiegen die Haut fügsam zu machen, das ließ sich leicht absehen, und wo ein Stück längere Zeit im Wasser gelegen und man entdeckte, wie das Haar von selbst abging und das Fell weich geworden, waren auch die Anfänge der Gerberei gegeben. Der Thierzotte sah man an, wie sie sich von selbst zusammen dreht, dies nachzuahmen, lag nahe und dann war, die Spindel zu erfinden, nicht mehr schwierig, und mit einigem Nachdenken kamen die Menschen dazu, eine ganze Menge dicker Wollfäden zu drehen, sie neben einander zu legen, und durch quer laufende Fäden fest miteinander zu verbinden: da war der erste wärmende dauerhafte Gewandstoff errungen. Unendlicher Zeitraum aber gehörte dazu, bis man durch fortgesetzte Erfahrungen belehrt wurde, von den Stengeln der Nessel, des Flachses und Hanfes die Fasern abzuziehen und sich daraus Gewänder zu verfertigen.

Als man solchen Gewinnes sich erfreute, war auch ohne Zweifel das nothwendigste Ackergeräth schon erfunden. Ein Knabe, der einen Ast mit Zweigen hinter sich her schleppte, gab die Idee zu Pflug und Egge, und die Wahrnehmung, daß man, den Arm auf eine Holzscheibe gestützt, mit fortbewegt werde, ließ auf Herrichtung erst des

Karrens, dann des zweirädrigen, endlich des vierrädrigen Wagens verfallen.

Zur Zeit als die Germanen feindlich mit den Römern zusammentrafen, waren sie bereits im Besitz von handlichen Waffen und Werkzeugen aus Horn, Knochen und Stein. Jede harte Gesteinsart wurde dazu benützt: Feuersteine, Serpentin, Hornstein, Hornblende, Sienit, Granit, Kiesel, Grauwacke, Thonschiefer. Sie waren ferner im Besitz von Woll- und Leinenstoffen, von wohlzubereitetem Pelz- und Lederwerk, von Trinkgeräth und von eingerichteten Heerwagen: daran ist kein Zweifel möglich. Aber führten sie auch Erz und Eisen mit sich? Diese Frage will besonders untersucht sein.

2. Metallgebrauch.

Mit welch unglaublichem Geschick die Wilden in kürzester Zeit und mit den allereinfachsten Werkzeugen sich Waffen und Geräthe verfertigen, wie handlich diese Sachen ausfallen, zu wie mannigfachen, oft gar nicht erwarteten Zwecken sie trefflich dienen, — das muß man selbst angesehen haben, um es begreiflich zu finden, wie ein Volk von Kraft und Geistesgaben eine ziemliche Kultur erreichen und behaglich sein Leben einrichten konnte, ohne jemals Eisen und anderes Metall zu kennen.

Nichts desto weniger bleibt Metall der unvergleichliche, durch nichts Anderes zu ersetzende Stoff zum Schneiden und Bohren, Binden und Klammern, Stoßen und Schlagen. Im ersten Gebrauch des Metalls liegt für Haus und Feld und Jagd ein Fortschritt, wie vom Knaben zum Manne. Kannten und benützten also die Germanen, die mit Marius und Cäsar kämpften, das Metall?

Sein Gebrauch mußte sich am ersten an den Waffen kundgeben. Diese sind das am meisten geschätzte Geräth, und Metall ist für sie der vorzüglichste Stoff.

Im ersten Jahrhundert nach Christus kannten und brauchten die Germanen Eisen, hatten aber dessen wenig. Tacitus berichtet: „Nicht einmal an Eisen ist Ueberfluß, wie die Art ihrer Waffen zeigt. Wenige gebrauchen Schwerter oder größere Lanzen. Spieße, oder nach ihrer eigenen Benennung Framen, führen sie, mit schmalem und kurzem Eisen, aber so scharf und handlich, daß sie mit derselben Waffe,

je nach Erforderniß, bald aus der Nähe, bald aus der Ferne kämpfen. Auch der Reiter ist mit Schild und Frame zufrieden: das Fußvolk schleudert auch Wurfspieße, jeder mehrere, und sie schwingen sie in's Unendliche, unbedeckt oder im leichten Kriegsmantel. Nirgends Prunk in Ausstattung: bloß die Schilde unterscheiden sie durch die ausgesuchtesten Farben. Wenige haben Panzer, kaum der Eine oder Andere einen Helm oder eine Sturmhaube." Gerade so kämpften die kanarischen Germanen, die auch nur wenig Eisen hatten, dafür aber ihre Spieße von Holz, daran Spitzen in Feuer gehärtet waren, zum Entsetzen der Spanier zu brauchen wußten.

War nun Eisen damals erst durch Gallier und Römer zu den Germanen gekommen? Darüber herrscht Schweigen bei den ersten Berichterstattern. In der Rede an seine Soldaten führt Cäsar alle Thatsachen an, die sie ermuthigen konnten, mit Germanen in die Schlacht zu gehen, läßt aber kein Wort fallen, daß dieser Feind nur schwächliche und plumpe Waffen führe. War es Eitelkeit, welche den Römern zu sagen verbot, die Gefürchteten kämpften bloß mit hölzernen Spießen und steinernen Schlachtbeilen? Oder hatten Diese, wie von kimbrischen Reiterschaaren erzählt wird, die rohe Bewaffnung ihres Landes bereits sämmtlich vertauscht gegen die Waffen von erschlagenen Galliern und Römern? Das Eine wie das Andere will nicht recht einleuchten.

Es erzählt aber Cäsar, daß die Germanen ihre Trinkhörner, da wo der Rand die Lippen berührte, mit Silber auslegten. Die aber Silber benützten, werden auch wohl minder kostbares, jedoch viel nützlicheres Metall gekannt haben. Das Wort für Erz und Eisen findet sich im Sanskrit, ayas, Eisen, — im Gothischen eisarneins, eisern, — im Lateinischen aes, Erz. Also war das Metall, wie schon erwähnt, den arischen Völkern bereits bekannt, als sie noch nicht von einander fortgezogen waren. In Hügelgräbern, die allem Anscheine aus der Zeit vor Christus herrühren, fanden sich neben Waffen aus Stein und Knochen auch Messer, Speer- und Pfeilspitzen aus Eisen. Die Namen aber, wie Isenbrand, Isengrim, Isenold, Isenbirga, Isenburg, Isendrut und andere, wie sie für Männer und Weiber vorkommen, erst in der Zeit der Kämpfe mit den Römern entstehen zu lassen, möchte ebenso bedenklich sein, als sie alle, statt von Eisen, von Eis abzuleiten. Durchaus germanisch sind auch bei Wulfila die

Wörter für andere Metalle: Gulth Gold, goltheins golden, Figgragulth Ring, ferner Silubr Silber, Svibls, Schwefel.

Wir können also sicher annehmen, daß Eisen längst vor der Bekanntschaft mit den Römern in Deutschland bekannt gewesen. Seine Bearbeitung muß jedoch erst ganz in den Anfängen gestanden haben. Wir besitzen ein Wahrzeichen dafür in der Töpferei, die seit den ältesten Zeiten aller Orten betrieben wurde, ohne Zweifel eine der frühesten und leichtesten Erfindungen. Denn, backte der erfinderische Geist der Kinder sich Spielsachen aus lehmiger Erde, so mußten Erwachsene wohl darauf verfallen, sich daraus Geschirr zu bereiten, Teller, Näpfe und Töpfe. Die irdenen Gefäße finden sich in den germanischen Gräbern durch alle Zeiten hin, zeigen stets dieselben Formen, stets den gleichen rohen Geschmack, immer sind sie ohne Drehscheibe und ohne Brennofen hergestellt. Nicht einmal der Thon war durch Schlämmen gereinigt und biegsam gemacht, und bei dem Brennen verzogen sich die Formen der Gefäße. Erst als und wo die Römer einen Theil von Deutschland in Besitz nahmen, geriethen Urnen und Vasen von feiner Arbeit in die Gräber. Wo man aber in einem so einfachen Gewerbe, wie die Töpferei ist, nicht weiter gekommen, da wird auch das Metallschmieden noch in der Kindheit gewesen sein.

Dazu kommen zwei andere Wahrnehmungen. Schmuck und Waffen aus Eisen trifft man viel häufiger in hohen Grabhügeln eben jener Gränzlande längs des Rheins und der Donau, als im übrigen Deutschland, also in Gegenden, wo der Handel leichter und lebhafter war. Solche Gräber aber, die sich aus grauem Alterthum bis auf unsere Zeit erhielten, liegen vereinzelt und waren von Anfang an sorgfältig und dauerhaft gearbeitet. Sie waren also nicht Grabstätten für das Volk insgemein, sondern Herrengräber, die reicheren Leuten angehörten. Diesen standen die Mittel zu Gebote, sich im Wege des Handels Schmuck und Waffen aus Metall zu verschaffen.

Man darf sich daher wohl vorstellen, daß bereits vor der christlichen Zeitrechnung in Deutschland, wer nur irgend etwas Vermögen hatte, Waffen von Metall führte; — daß nur die Aermeren sich noch mit Streitaxt und Speer- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Serpentin und Granit behalfen, oder mit Hand- und Wurfspießen, deren Spitzen im Feuer gerundet und gehärtet waren; — daß endlich feine Erz-

und Eisenwaffen aus der Fremde eingeführt wurden und nur die roh gearbeiteten aus Deutschland stammten.

Es wird aber immer gewagt bleiben, bei jedem einzelnen Geräth und Waffenstück zu sagen, ob es altgermanisch sei, oder aus der Zeit während oder gleich nach der Völkerwanderung herstamme? Denn der Grundcharakter in all diesen Stücken dauert fort bis in die fränkische Zeit. Die Germanen waren zu stolz und eigenartig, auch zu langsam im Entschluß, als daß sie sämmtlich sofort das Altgewohnte hätten fahren lassen. Nur soviel ist gewiß, daß altgermanisch sein kann, was entweder von Stein, oder von Eisen oder von Thon ist, theilweise auch gearbeitetes Gold und Silber. Das Rohe in der Form entscheidet nicht; denn auch das rohe Waffen-, Schmuck- und Hausgeräth blieb bei der großen Masse, insbesondere den Aermeren, noch lange Zeit in Uebung, als Reiche und Vornehme sich längst feinerer und besserer Sachen bedienten. Angelsachsen brauchten die schwere Streitaxt noch in der Schlacht bei Hastings, und die Armbrust erhielt sich neben dem Feuergewehr noch bis in den dreißigjährigen Krieg hinein.

3. Häusliches Handwerk.

An gewerbliche Entwicklung ließ sich noch nicht denken in einer Zeit, wo die gesammte erwerbende Thätigkeit sich außer auf Krieg, Hausbau und Kleidung, nur erst richtete auf die Pflege von Vieh und Feld und Garten, sowie auf Jagd und Fischfang. Man betrachte bei uns den Handwerker in kleinen Städten, wie er einen großen Theil seines Haushaltes bestreitet aus seinem Garten, von etwas Feldbau und Kuh und Schwein im Stalle. Einen vollen Mann dünkt er sich erst, wenn er ein Häuschen und ein Stückchen von Gottes Erdboden sein eigen nennt. Sein Handwerk dagegen bleibt einen Tag wie den andern kümmerlich, nur vom einfachsten und nöthigsten Geräth unterstützt: von Fortschritt keine Rede. Erst an belebten Orten, wo Leute wohnen, die gute Waaren zu schätzen wissen und zur bestimmten Zeit baar bezahlen, erst da erhält das Handwerk Mittel, sich von der Bodennahrung loszulösen und selbst sich einen goldenen Boden zu schaffen. Erst da richtet sich das Denken erfinderisch auf Vervollkommnung der Waaren und auf Verbesserung der Werkzeuge. Nicht

mehr das alltäglich Nächstnothwendige an Nahrung, Zeug und Geräth zu schaffen, ist dann allein das Ziel des Handwerkers, sondern auch was zum Schmuck und Behagen des Lebens dient.

Wie wenig aber bot sich dazu Raum und Anregung in einem Lande, wo die Masse des Volks vertheilt wohnte auf Einzelhöfen, mochten diese näher beisammen oder entfernter von einander liegen! Da schaffte jedes Haus sich selbst, was es brauchte.

Der Mann schmiedete seine Sensen und Sicheln selbst auf steinernem Ambos, und wollte er Waffen haben zu Krieg und Fehde, so flocht er sich seinen Schild von Weidenruthen, härtete die Spitze eines hölzernen Spießes im Feuer, suchte sich im Walde elastisches Holz für seinen Bogen und schärfte und hämmerte einen Knochen zur Pfeilspitze. Hatte er kein eisern Beil sich verschaffen können, so band er einen Keil von Stein mit festem Bast an die Handhabe. Wollte er auch ein Loch durch den Stein höhlen, so hieb und schliff er sich von einem harten Stein einen Meißel zurecht, und mit diesem und mit Sand und Wasser bohrte und rieb und stieß er geduldig und ausdauernd, bis er seinen Zweck erreicht hatte. Nur wo die Kraft der Bewohner eines Hauses nicht hinreichte, z. B. bei dem Hausrichten, kamen die Nachbarn zu helfen. So unternehmen noch heutzutage die Köhler, Jäger, Bauern, wenn sie weit von Städten, noch mehr, wenn sie einsam wohnen, aus Noth und Neigung, an Dach und Wänden ihres Hauses zu bessern und allerlei Geräthe sich zu verfertigen, und verstehen sie einmal, auf solche Weise sich selbst zu helfen, so sind sie gewöhnlich stolz darauf.

Fort und fort aber ging das häusliche Gewerbe, das in Frauenhänden lag. Die Handmühle mußte das Mehl zum Backen, eine Stelle am Heerde das Malz zum Brauen, hier ein Topf den Essig, dort ein anderer den Meth, wieder ein anderes Gefäß den Obstwein (gothisch Leithus, das ist Gährung) liefern. Plinius hebt auch hervor, wie die Frauen aus Mehl, Milch und Eiern Feinbäckerei betrieben, und wie sie vortreffliche Leinwand verfertigten, die sie jedem andern Kleidungsstoff vorzögen. Das Linnen (gothisch Lein) war so angenehm kühl, und ließ sich auch leicht waschen und sauber halten. Aber auch aus Schaf- und Ziegenwolle zu spinnen und zu weben, wurde ohne Zweifel schon damals in ganz Deutschland ebenso gut, wie im Norden, verstanden. Das gemeine Wollenzeug, das Wadmal,

war ja im Winter so nöthig, wie im Sommer die Leinwand. Beiderlei Zeuge wurden im Hause auch gefärbt. Leicht geschah nun, daß Kunstfleiß zu Teppichen überging, die theils aus Woll- theils aus Leinstoffen bestanden und, wenn gefärbt, sich nach Bauerngeschmack gewiß hell und bunt genug darstellten.

Schafften dergestalt die die Frauen, daß Getränk und Gewand im Hause war, so hatten die Männer Schuhzeug und Geräth herzustellen. Im Havamal der Edda wird der Rath gegeben:

> Schuhe nicht sollst Du noch Schäfte machen
> Für Andere, als für dich.
> Sitzt der Schuh nicht, ist krumm der Schaft,
> Wünscht man dir alles Uebel.

Wie sehr aber die Hausarbeit schon im Beginn unserer Zeitrechnung fortgeschritten war, sehen wir an den ächt germanischen Bezeichnungen der Geräthschaften, für welche es bei den Westgothen bereits den Gesammtnamen Sarva gab. Da finden sich Sessel, Stuhl, Tisch und Platte: Sitls, Stols, Mes und Binds, — Gefäß, Becher, Krug: Kas, Stikls, Aurkeis, — Leuchte, Lukarn — Nadel und Oehr, Nethla und Thaikrs, — Seil, Sack, Säckel: Sail Sakans, Sikls, — Körbe aus Weiden und aus Schnüren, Tainjo und Snorjo, — der Schäffel, Mila, — und auch schon der Spiegel oder Gucker, Skuggva. Statt der Lagerstätte, Liggrs, mit Häuten und Wadmal kannte man bereits das Bett, Badi, mit den Wangenkissen, Vaggari, und allerlei Lappen und Tüchern, Lofa und Plats.

4. Gewerbe.

Einige Handwerke aber wurden zweifellos in jener frühesten Zeit schon gewerbsmäßig betrieben.

Die irdenen Gefäße, die uns die eröffneten Gräber überlieferten, sind häufig so gleichmäßig gearbeitet, wie sie nur aus der Werkstätte gelernter Töpfer hervor gehen konnten. Bei Wulfila erscheint bereits der Kalja oder Töpfer, der in seinem Thon, aber auch der Walker oder Vullareis, der in Wolle oder Vulla, der Zimmerer, Timrja oder Aquizi, der mit der Art in Bauholz, und der Aisasmid, der in Eisen arbeitet. Auch war wohl das Gerben und Zubereiten der Vieh- und Wild-

häute eine Aufgabe, welche der gemeine freie Mann auf seinem Hofe nicht gut ausrichten konnte. Für diese Art von Geschäften gab es höchst wahrscheinlich Leute aus niederem Stande, die sich eigens damit befaßten und mit den übrigen Bedingungen des Lebens und der Freiheit sich, so gut es gehen wollte, abfanden.

Dasselbe war der Fall mit den Salzbrennern. Denn das Salzbereiten, indem man die Sole auf brennende Scheiter goß, konnte nur am Orte der Salzquellen geschehen, oder am Meer, wenn man statt Sole Seewasser nahm oder das Salz vom Meertang ablösete. Diese Salzbrenner verführten dann auch das Salz im Lande umher, was für Jedermann vortheilhafter war, als wenn man überall hin die Sole hätte bringen wollen, um deren Quellen oft blutige Kriege geführt wurden. Im Salzberg bei Hallstadt wurden noch jüngst Salzgruben in einer Tiefe von fast fünfhundert Fuß entdeckt mit Scherben und Kohlen, Ueberresten von Fellen, Leder und Wadmal aus Schafwolle, Bindfaden und Matten aus Pflanzenfasern, aber auch — zum Beweis hohen Alterthums — mit Keilen, Pickeln und Bohrern aus Stein.

Die Kunst aber des Waffenschmiedens war auch unter freien und vornehmen Männern weit verbreitet, und wer sie im vorzüglichen Grade besaß, wurde hoch belobt. Ergötzlich lauten die Sagen von den Zwergen, den emsigen Waldschmieden, vom großen Wieland dem Schmidt, und all' den halbgöttlichen Wesen, die sich auf seine Kunst verlegten. Auf jedem Wikinger Schiff stand ein offener Amboß mit Hammer und Zange, damit jeder Eine seine Waffen dort schaffe. Denn Schmieden war nicht Knechtesarbeit. Immerhin erforderte Metallschmelzen und Schmieden ganz andere Kenntnisse und Vorrichtungen, als ein offenes Heerdfeuer und ein starker Arm darbot. Daß aber eiserne Schwerter und Schlachtbeile, eiserne Lanzen und Pfeilspitzen auch frühzeitig aus germanischen Schmieden hervorgingen, ist unzweifelhaft bei der Rohheit der Bearbeitung, deren Zeichen so viele in Gräbern gefundene Stücke an sich tragen.

Einen Unterschied von dieser Art Gewerben machte der Großgrundbesitz. Schon in der Gesetzgebung Karls des Großen ist eine reichliche Entfaltung des Handwerks auf des Königs Gütern dargelegt. Gewiß war dies damals weiter entwickelt, als siebenhundert Jahre früher; allein, sollte es im Wesentlichen anders gewesen sein? Bei

Fürsten und Vornehmen erbte der große Landbesitz von altersher fort, und eine Neuerung, welche die wirthschaftlichen Verhältnisse von Grund aus hätte verändern sollen, ist nicht denkbar. Auf großen Gütern machte sich vielmehr die Theilung der Arbeit ganz von selbst. Viehzucht und Ackerbau erforderten eine Arbeit, die für alle Theilnehmer ziemlich gleichartig und leicht zu erlernen war. Die Hut und Pflege des Weideviehs, das Abrichten der Hunde und Falken, das Verfertigen der Netze und Schlingen, und all' die andern Künste bei Jagd und Fischfang verlangten schon besonders Unterricht und Uebung. Wieviel mehr war beides Schwertfegern und Schild- und Harnischmachern nöthig, oder Geschmeidmachern, die Schmuckstücke und schön verzierte Hüft- und Trinkhörner schufen! Auch die Bereitung der Zeuge, insbesondere der dicken Wollstoffe, der Loden, verlangte von Webern, Walkern und Gerbern ein eigenes Wissen. Der Bau und die Einrichtung und Ausstattung der Häuser stellte allmählig immer größere Aufgaben den Maurern und Zimmerleuten, Schreinern und Drechslern. Die Herrichtung der Kleidung und Geschirre machte, sobald man Besseres wollte, besondere Schuster, Schneider, Sattler unentbehrlich. Auch das Verlangen nach besserer Kost rief ein eigentliches Handwerk von Bäckern, Köchen und Metzgern hervor. So gliederte sich allmählig eine Anzahl von Handwerkern aus, deren Betrieb jedoch niemals die Hauptsache, die Landwirthschaft, einengte. Vielmehr mußten zu Aernte- und Jagdzügen alle Hände auf Befehl bereit sein.

Neuntes Kapitel.

Handel und Schifffahrt.

1. Offener Waarenverkehr.

Von einem Handelsverkehr der Germanen ist gar wenig berichtet. Cäsar erzählt: in den gallischen Gränzlanden sei zwar der Handel lebhaft gewesen, jedoch hätten die andern Germanen keine besondere Lust gezeigt, fremde Waare zu kaufen; hauptsächlich um Kriegsbeute

abzuholen, hätten Kaufleute Zutritt gehabt; Wein aber, weil sein Genuß verweichliche, habe gar nicht in's Land dürfen. Der große römische Feldherr, dem die kriegerische Tüchtigkeit der Germanen, wie es scheint, noch etwas mehr als Achtung einflößte, legt seine Schilderung ersichtlich darauf an, zu zeigen, wie all' ihre Einrichtungen den Zweck hatten, unter den Waffen Erstaunliches zu leisten. Was zu dieser Vorstellung paßte, fand leicht bei Cäsar Glauben, und es scheint beinahe, irgend ein Ueberrheiner habe ihm die Jagdgeschichte vom Verbot des Weines aufgebunden. Denn setzte ein solches Einfuhrverbot nicht eine hohe politische Bildung voraus? Wo gab es ein Mittel, auf der weiten offenen Gränze die Einfuhr zu überwachen? Wer endlich wollte dem freien Mann verwehren, Wein zu trinken, soviel ihm schmeckte?

Tacitus, der ausdrücklich vom Weintrinken der Germanen spricht, erwähnt in seinen Annalen:

Hermundurische Kaufleute, also aus Thüringen, kämen in Handelsgeschäften nach Augsburg, und in Marbod's böhmischer Residenz hätten römische Kaufleute ihren Sitz gehabt. Auch in Schlesien wurde eine Graburne mit der Inschrift, D. Mart. Ossa III Oll. Liba, gefunden, die nur einem römischen Kaufmann angehören konnte.

Man kannte also bei den Germanen bereits einen Handelsstand, eine Klasse von Leuten, die aus dem Kaufen, Verführen und Verkaufen von Waaren ein Gewerbe machten. Geld und Gut zu erwerben, war ja der Germane allezeit beflissen, und Geld und Gut verschaffte auch in den ältesten Zeiten schon Macht und Unabhängigkeit.

Auch durften unternehmende Kaufleute es dreist wagen, tiefer in's Land einzudringen, sie fanden angesehene Gönner und Beschützer; denn, so berichtet Cäsar: „Gäste zu kränken, halten sie für Unrecht; die aus was immer für einer Ursache zu ihnen kommen, schützen sie gegen Beleidigung und achten sie für unantastbar, ihnen steht jedes Haus offen und werden Lebensmittel mitgetheilt." Im skandinavischen Norden war es Herkommen, daß Reisende Frieden hatten, wenn sie auf ihrem Wege Rast machten, den Spieß in die Erde steckten, den Schild an den Baum hingen und sich auf den Sattel setzten, den sie dem Pferde abgenommen. Es ist uns nicht berichtet, ob dasselbe Recht in der ältesten Zeit auch auf deutschem Boden Geltung hatte, wir dürfen aber wohl Aehnliches annehmen. Gewiß trieben sich auch

Wegelagerer umher, denen es großes Vergnügen machte, Reisenden ihre Habe abzujagen: das galt ja auch für einen ehrlichen Erwerb. Gegen solche Räuber aber schützte das Gastrecht, welches fahrende Kaufleute von einem Häuptling zum andern fanden; denn wer ihre Gäste kränkte, hatte es mit ihnen selbst zu thun.

In Plinius Zeit lebte noch ein römischer Ritter, der von Ungarn aus bis an die Ostsee gereiset war, die dortige Gegend durchwandert und eine außerordentliche Menge Bernstein zusammen und nach Rom gebracht hatte, darunter Stücke von dreizehn Pfund Gewicht. Es war nämlich Julianus, der Intendant der Fechterspiele, welcher dem Kaiser Nero etwas unerhört Glänzendes vor Augen stellen wollte, auf den Gedanken verfallen, dazu den kostbaren Bernstein zu benutzen, und hatte den Ritter nach der Heimath dieses köstlichen Harzsteines geschickt. In der That belohnte sich die Sendung so gut, daß Julian in die Netze, welche zur Abhaltung der wilden Thiere vor die kaiserliche Loge gezogen wurden, soviel Bernsteinstückchen konnte einknüpfen lassen, daß das Gewebe schimmerte und glänzte wie von durchsichtigem Edelgestein.

Es war also doch möglich für den römischen Kaufmann, durch die verschiedenen Völkerschaften durchzukommen bis zur Ostsee und mit beladenen Saumthieren wieder ganz Deutschland bis zu seiner Südgränze zu durchziehen. Solche Sicherheit des fremden Kaufmanns, solche Achtung des Eigenthums sind ein redendes Zeugniß von bürgerlicher wie von sittlicher Bildung, die im Lande herrschte.

Kellen und Siebe zum Seigen des Weines mit römischen Fabrikstempeln haben sich in Gräbern in den Ostseelanden gefunden: es ging also Weinhandel bis dorthin. Plinius berichtet auch, es würden Gänse aus dem belgischen Moriner Lande, das am Kanal sich hinzog, nach Rom getrieben, und feines Gemüse vom Rhein werde in Rom verzehrt. Wenn man aber mit Gänseheerden mehrere Wochen lang auf friedlicher Reise sein konnte, wenn man mit so leicht verderblicher Waare, wie Gemüse, die lange Fahrt über die Alpen wagen durfte, so mußten die Germanen schon geraume Zeit hindurch an den Segen offenen und sicheren Handelsverkehrs gewöhnt gewesen sein. Nur dadurch läßt sich erklären, daß die Kirsche, welche Lukullus von den asiatischen Ufern des Schwarzen Meeres nach Italien brachte, hundert Jahre später schon am Niederrhein angesiedelt war.

Es mußte auch bereits allbekannte Straßen für den Handel geben. Lassen doch die Göttersagen am Himmel und auf der Erde Straßen erscheinen, und Heimdall, den Gott des häuslichen Heerdes, auch als Wächter des Straßenfriedens auftreten. Im altnordischen Recht war festgesetzt, daß die offene Straße so breit sein müsse, als ein Spieß, wenn ein Mann zu Roß ihn auf die Erde setzt, Länge hat bis eine Spanne über des Reiters Daumen.

Es wird aber der Handel von einem Bedürfniß erzeugt, das ihn aus engen in immer weitere Gebiete zieht. In den ältesten Zeiten ging es damit sehr langsam: was jetzt in einem Jahrzehnte geschieht, das vollzog sich damals vielleicht in einem Jahrhundert. Wenn also Jordanes im sechsten Jahrhundert nach Christus erzählt, daß feines Pelzwerk von der Ostsee durch zahllose Völker hindurch bis zu den Griechen gelangten, so weiset auch das hin auf altgewohnten Handelsverkehr. Schweden, so reich an Metall, ist bekanntlich arm an Salz, es bezog im Mittelalter fast all' sein Salz aus Deutschland. Sollten den ersten Germanen, die nach Skandinavien übersiedelten, nicht schon bald die Salzhändler gefolgt sein? Wer dieses Gewürz einmal gewohnt ist, setzt alles daran, es sich zu verschaffen.

Doch wir haben noch bestimmtere Zeugnisse, daß Handel in sehr früher Zeit von und nach Germanien ging.

2. Bernstein und Flußperlen.

Da Pytheas zur Zeit Alexanders des Großen zur See das Land des Bernsteins aufsuchte, so mußte diese Waare sowie ihre Herkunft damals am Mittelmeere schon allbekannt sein. Das goldige Baumharz aus einer früheren Erdperiode, welches aus der Tiefe der Ostsee die Woge an den Strand wirft, hieß bei den Germanen nicht bloß Glas, das heißt Glänzendes, woraus die Römer glesum oder glessum machten, sondern auch, weil es gleichwie von innerlichem Feuer braunte, und wenn man es ansteckte wie ein Licht, hieß es auch Bernstein, das heißt Brennstein, oder Saccari, das heißt Feuer. Nun finden wir Bernstein, wie Buttmann im Mythologus nachgewiesen, nicht bloß bei den Griechen Homers, sondern auch bei den alten Hebräern, Skythen und Aegyptern, und diese letzteren Drei hatten, wie Exodus und Plinius bezeugen, ihren Ausdruck dafür vom germanischen Worte

abgeleitet. Die Skythen nannten Bernstein Sacrium, die Aegypter Sacal, die Hebräer Schechelet. Wenn nun aus Deutschland Sache und Name schon in jenen frühen Zeiten bis zum Nil gelangten, so müssen Diejenigen, welche ihm diesen Namen gaben, damals schon da gewohnt haben, wo sich Bernstein fand, und ihn damals schon als vielgesuchten Artikel in Handel gebracht haben.

Aehnlich verhält es sich mit Flußperlen. Die Perle heißt im Althochdeutschen Marigrioz und im Angelsächsischen Meregreot, das ist Meergrut oder Meerkies, denn grut bedeutet eine Ansammlung Körner und mari, meri, meer, moor stehendes Gewässer. Ganz denselben Namen für die Perle — μαργαρῖτις, spätere Form μαργαρίς mit dem bezeichnenden Ton auf der letzten Silbe, lateinisch margarita — hatten aber schon Griechen und Römer, und erst, als von dort her das Wort zurückkehrte, erhielten unsere Mädchenperlen den Gretchennamen. Plinius wußte, daß der Name margarita von den Barbaren „erfunden" worden. Wie aber kam das germanische Wort nach Griechenland und nach Italien? Entweder war es in Urzeiten allen arischen Stämmen gemeinsam, oder es kam mit den Perlen selbst von den Germanen her. Da das Erste kaum denkbar, darf man wohl der Vermuthung Raum geben, daß das germanische Wort im Wege des Handels aus Deutschland gekommen, wo es ja, wie noch heutzutage in Oberfranken, Sachsen und Böhmen, perlenführende Bäche gab, in deren Muscheln sich leicht die feinglänzenden Körner bemerkbar machten. Beachtung verdient auch, daß die Germanen, wie der Inhalt ihrer Gräber zeigt, sehr es liebten, dergleichen Meergrut, nämlich kleine farbige Kies-, Thon- und Bernsteinstückchen, zu Hals- und Armschmuck an einem Faden aufzureihen. Perlen, die wohl auch darunter waren, sind längst in der Erde vermodert. Nun gehörte eine geraume Zeit dazu, bis auf Handelswegen sich ein Wort über das Gebiet der griechischen und lateinischen Sprache verbreitete, und, wie in μαργηλίς, μαργέλλιον und margaris geschehen, abschleifen und ändern konnte, einerlei, ob, wie wahrscheinlich, die Römer das Perlenwort von den Griechen, oder Diese von Jenen annahmen.

Wie es scheint, ist das germanische Wort schon bis zum Ganges gekommen, ehe Perlen aus Meerestiefen gefischt wurden; möglicher Weise stammt es aus Indien. Schon der anderthalb Jahrhunderte nach Plinius lebende Athenäus hebt in seinem Gastmahl der Gelehrten

die indische Herkunft der Perlen hervor. In der That findet sich im Sanskrit unter mehreren Wörtern, welche Perlen bedeuten, — das gewöhnliche Wort dafür ist mukta, hindostanisch moti, — auch als Nebenwort margari. Dieses aber würde sich nur ableiten lassen von mandg oder mardg, was jedoch bloß Reinigen, Abreiben, Glätten bedeutet, mit einem Suffix arí: eben deshalb könnte das Wort nicht ursprünglich im Sanskrit gebildet, sondern aus einer andern Sprache entlehnt sein.

Räthselhaft ist die Herkunft des Nephrits, eines grünlichen oder weißgrünlichen harten und sehr zähen Gesteins, das, soweit man jetzt mit Sicherheit weiß, nur am Kuen-Luen und in schlechterer Eigenschaft in Neuseeland gebrochen wird, von welchem sich aber Stücke in Gräbern und Pfahlbauten in Deutschland, der Bretagne und Irland in Form von Meißeln und kleinen Beilen, am Bodensee aber eine Menge Splitter, gefunden haben. Will man nicht annehmen, diese Nephritwerkzeuge seien mit den Ariern, als sie aus Asien nach Europa zogen, und „Taschen schon erfunden waren", mitgewandert, so werden sie wohl durch Handel von Hand zu Hand, ebenso wie nach Troja, wo Schliemann sie fand, auch nach der Mitte Europas gekommen sein. Doch vielleicht lassen sich Nephrite noch im Alpengerölle entdecken.

3. Bronzegeräth.

Eine andere Thatsache von viel größerer Bedeutung ließe ein halbes Schlaglicht fallen auf Handelsbewegung und Sittigung des ganzen Deutschlands.

Schon in den ältesten Gräbern finden sich nämlich öfter Bronzesachen, als da sind Fibeln, Spangen, Armringe, — Messer, Spitzen für Speere, Schwerter lang und kurz, Plattenharnische, — Kessel, Kannen, Schüsseln, Eimer, Handwägelchen und dergleichen mehr. Dieses Bronzegeräth ist in gleichmäßiger Art durch ganz Deutschland verbreitet bis zur untern Donau hin und bis in Skandinavien hinein, soweit Germanen wohnten. Eisen dagegen läßt sich, wie bereits bemerkt worden, in den ältesten Gräbern, in denen Stein-, Horn- und Knochengeräthe vorwiegen, nur höchst selten antreffen: die Bronzesachen schließen sich nachbarlich an die Steinsachen an. Erst in den späteren Grabmälern, aus denen die kleinen häuslichen Geräthe aus

Stein, etwas später auch die großen Steinwaffen allmählig verschwinden, stellt sich anfangs spärlich, und je weiter man in unserer jetzigen Zeitrechnung kommt, desto reichlicher das Eisen ein. Das war nun den Alterthumsforschern im Norden genug, um ein ganzes System darauf zu bauen. Erst hätte, so erklärten sie, der Stein regiert für Waffen, Schmuck und Hausgeräth, darauf die Bronze, und endlich sei diese durch das Eisen verdrängt: daraus ergäben sich mit unumstößlicher Gewißheit für die Urzeit drei große geschichtliche Perioden, Steinalter — Bronzealter — Eisenalter.

Vor der Menge des bronzenen Geschirrs durfte kein Bedenken aufkommen. Man fragte nicht, ob das Eisen nicht vielleicht in jenen feuchten Gräbern durch die Länge der Zeit verrostet und vergangen ist, so daß sich für unsere Augen zwar, nicht aber in der Geschichte die Bronze an den Stein legte. Man untersuchte auch nicht, auf welcher Höhe sich bereits Handel und Industrie befinden mußten, um das viele Zinn aus Brittanien oder Gallien zu holen, Kupfererz dazu zu graben, und kunstreiche Gießereien anzulegen. Zinn und Kupfer lassen sich, ebenso wie Blei und Silber, schon durch Erhitzen des metallhaltigen Gesteins gewinnen, lassen sich leicht mit einander verschmelzen, leicht bei glühender Masse in jede Form gießen, — das erschien als das allein Entscheidende. Allein, gleichwie gediegenes Zinn und Kupfer sich in Deutschland selten findet, so kommen hier auch Zinnerze viel weniger vor, als Eisenerze, und ist auch das Ausschmelzen des Eisens keineswegs so schwierig und umfänglich, als das des Zinns. Im Innern Afrika's trafen neuere Reisende auf Volksstämme, die mit Herstellung von Eisen wohl bekannt waren, jedoch Zinn und Kupfer gar nicht kannten.

Noch gewichtigere Zweifel hätte die nähere Betrachtung der Form der Bronzesachen hervorrufen sollen. Sie sind gar nicht selten wirklich schön, zeigen soviel Feines und Liebenswürdiges in den Verzierungen, die Ausführung, z. B. auch die emailartige Verzierung von Schwertknäufen, verräth so große Fertigkeit, daß man sie häufig für kleine Kunstwerke erklären muß. Wie aber ließe sich eine so hohe Ausbildung im Kunstgewerbe, als zur Herstellung dieser Erzgüsse nöthig, damals schon bei Germanen denken! Auch die irdenen Gefäße, die man aus ihren Grabmälern in Unzahl hervor holte, zeigen gleich-

mäßig Verzierungen: diese aber sind in einer Weise roh und stillos, daß mit dem Bronzeschmuck gar kein Vergleich möglich ist.

Nun erscheint aber der Stil, in welchem diese Bronze geformt und geziert ist, streng als derselbe etwas alterthümliche Stil, in welchem die große Menge von Geräthe geformt ist, das jüngst auf dem trojanischen Gefilde, im Peloponnes, in Cypern, und zuletzt auch in Mittelitalien ausgegraben worden. Schon allein die außerordentliche Anzahl von Werken der Kunst und Industrie, die bloß auf Cypern aus Grabmälern hervorgeholt wurden, eröffnete einen Blick in die dunkeln Tiefen ältester Kultur- und Kunstgeschichte. Es wurde dadurch klar: erstens, daß nach Cypern je mit seinen Beherrschern im frühen Alterthum erst eine phönizische, dann eine assyrische, zuletzt eine äpyptische Kunst übersiedelte; zweitens, daß neben dieser eine alterthümlich griechische, dann eine edelschöne rein griechische, darauf eine römisch griechische Kunst erblühete; drittens, daß aus der Verschmelzung aller dieser Elemente auch eine eigenthümlich cyprische Kunst schon in den ältesten Zeiten sich entwickelte und fortdauerte bis zum Ende der Römerzeit. Ganz in ähnlicher Weise wurde aus Asien und Afrika nach Italien und Griechenland eine Kunst übergesiedelt, die sich im Wesentlichen nach denselben Gesetzen entwickelte, wie auf Cypern. Man nannte sie in Italien von ihrer ersten Heimath die etruskische, in Griechenland führte sie wahrscheinlich nach den Hauptorten, wo diese Art Kunstfertigkeit betrieben wurde, verschiedene Namen. Wer einmal mit ihr, wie der Verfasser auf seiner cyprischen Reise, vertraut geworden, erkennt jedes Stück, das zu diesem Kreise gehört, auf der Stelle.

Die Werkstätten aber der etruskischen und griechischen Meister müssen fabrikmäßig und deshalb billig gearbeitet haben, sonst wäre die außerordentliche Menge ihres häuslichen Schmuck- und Waffengeräths, das über die ganze Hälfte Europa's sich verbreitete, nicht erklärlich.

Aus der Thatsache nun, daß diese etruskischen Bronzesachen sich so häufig in altgermanischen Gräbern finden, ergeben sich zwei andere Thatsachen:

Erstens, der Handelsverkehr der Italiener und Gallier, der Griechen und Phönizier mit den Germanen muß schon im hohen Alterthum regelmäßig, unaufhörlich und lebhaft bestanden haben.

Sonst hätte er eine solche Menge von Haus-, Schmuck- und Waffengeräth in Bronze nicht nach Deutschland und Skandinavien führen können.

Zweitens, die Germanen aber, welche an diesen hübschen Sachen Gefallen fanden, müssen einiger Bildung sich erfreut haben. Wäre ihr Geschmack roh wie der eines Halbwilden gewesen, so hätten unzweifelhaft die Werkmeister des Südens sich diesem Geschmack anbequemt und für die Germanen leicht herstellbares Geräth von schlichten derben Formen geschaffen. Wenn Tacitus erzählt, sie erniedrigten silberne Gefäße zum gemeinen Gebrauch, so hat dabei wohl germanischer Uebermuth mitgespielt.

Mit den Bronzewaaren nahmen sie höchst wahrscheinlich auch hübsche Zeugstoffe an. Gewiß aber wird bei der Verrechnung mit den Handelsleuten Keiner gewesen sein, der nur bis Fünf zählen konnte, da die Sprache der Germanen bis tausend die Zahlwörter hatte.

4. Ausfuhr.

Womit aber bestritten die Germanen, da Geld und Edelmetall in ihrem Lande spärlich, solche Einfuhr?

Sie hatten wenigstens einen kostbaren und gangbaren Artikel, der im gesammten Gebiet des gebildeten Alterthums außerordentlich gesucht und geschätzt war, den Bernstein. In Rom hatten die verschiedenen Arten dieses Meergoldes ihre Preisliste; am höchsten wurden die durchsichtig röthlichen Stücke bezahlt, wenn sie ganz gleichmäßig und ungeflammt waren. Bernstein gab das köstlichste Räucherwerk der Welt, in Pannonien trugen ihn die Bauernweiber als Mittel gegen Krankheit am Halse, in Italien verschrieben ihn die Aerzte als Medizin, und im ganzen Morgenlande war der glatte, harte und doch für den Tastsinn so angenehme Stoff beliebt. Auch in Deutschland selbst wurde ein lebhafter Handel mit Bernstein getrieben, denn Kugeln und Kügelchen aus Bernstein und kleine zierliche Nachbildungen von Waffen aus diesem „Glasum" finden sich allerorten in den Gräbern.

Einen ähnlichen kostbaren Artikel, der aus Deutschland kam, machten wahrscheinlich die Flußperlen aus, deren Ausfuhr schon im Schwunge war, ehe weißglänzendere Perlen aus Meerestiefen nach Europa kamen.

Nach Bernstein und Perlen bestand die werthvollste Handelswaare aus Deutschland wohl in Kriegsgefangenen und Solchen, die ihre Freiheit verspielt hatten. Germanische Sklaven und Fechter waren berühmt auf allen Märkten, da Niemand stärker und kräftiger, Niemand ehrlicher und fröhlicher.

Ein Artikel, von welchem erst die letzten Jahre uns zeigten, wie er eine große Bedeutung für den Handel gewinnen könne, war Menschenhaar. Gleichwie unsere Frauenwelt aus gekauftem Haar, das aus Rußland und Rumänien eingeführt wurde, sich Lockenthürme auf's Haupt setzte, mochte keine römische Dame mehr in Gesellschaft gehen ohne den Schmuck von germanischem Blondhaar.

Feines Pelzwerk war auch in Italien und Griechenland beliebt, nicht bloß in Gallien und den eigentlichen Alpenländern. Die dichten Waldungen Deutschlands aber steckten voll von Jagdthieren, von denen gutes Pelzwerk zu gewinnen, als da waren Zobel, Biber und Otter, Edelmarder, Fuchs und Eichhörnchen. Seehunds-, Bären-, Stier- und Wolfsfelle konnten zum Schutz gegen die Kälte im Gebirge dienen.

Leicht nach der Gränze zu befördern war lebendes Vieh, das vor den Treibern sich selbst fortbewegte. Es wird bei dem Viehreichthum der Germanen einerseits, bei dem Werthe andrerseits, den es nirgends verlor, vielfach im Handel das Geld vertreten haben. Die Gänse wurden, wie ebenfalls schon erwähnt ist, aus Belgien bis nach Rom getrieben. Gut geschulte Pferde hatten in Italien wie in Gallien hohen Preis.

Endlich die Erzeugnisse der Heerden waren mannigfaltig und konnten in jedem Lande diensam sein, als da waren Häute und Borsten, Talg und Speck, geräuchertes Fleisch verschiedener Art, insbesondere Butter und Käse. Für die beiden letzteren gab es selbstverständlich damals einheimische Namen, Butter und Käse spielten ja eine große Rolle im germanischen Haushalt. Daß aber ihre deutschen Namen durch römische verdrängt worden, läßt sich nur dadurch erklären, daß diese Waare so gewöhnlich und so massenhaft von den römischen Händlern genommen wurde. Sodann ergab die Gans noch einen sehr gesuchten Artikel, die weichen Flaumfedern. Diese Daunen waren so beliebt, daß sich römische Offiziere, die an den deutschen Gränzen befehligten, gern ein Stück Geld daraus machten und dienstwidrig ihre Soldaten zum Einsammeln brauchten.

5. Allerlei Geld.

Tacitus berichtete von den Germanen: „Die uns Nächstwohnenden legen des Handelsverkehrs wegen Werth auf Geld und Silber: die im Innern bedienen sich noch der einfacheren und älteren Weise des Waarentauschens. Altes und lange bekanntes Geld, Serraten und Bigaten, sind ihnen recht. Auch suchen sie Silber mehr als Gold, nicht aus besonderer Vorliebe, sondern weil ihnen vielerlei Silbergeld besser paßt zu ihrem Allerlei- und Kleinhandel." Man trieb also nicht bloß in den Gränzlanden, sondern auch im Innern Deutschlands Handel, und wenn dieser Verkehr auch großentheils bei der ältesten Art zu kaufen und zu verkaufen, nämlich bei einfachem Tauschhandel, stehen blieb, so hatte doch bereits Edelmetall einen Werth gleichmäßig für Jedermann und waren kleine Silbermünzen fast aller Orten im Umlaufe. In sehr alten Gräbern im Norden fanden sich in Menge römische Münzen schon aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Noch mehr, die sg. Regenbogenschüsselchen, kleine Münzen aus einer Gold- und Silbermischung, die man nicht bloß in Süddeutschland, sondern auch in Hessen und Böhmen gefunden, sind höchst wahrscheinlich längst, ehe römische Kriegsheere am Rheine erschienen, diesseits der Alpen geprägt worden. Nach der großen Anzahl der Bruchstücke von goldenen und silbernen Ringen zu schließen, die sich in Gräbern finden, hatte man es überall in der Gewohnheit, Stücke davon abzuhauen und als Geld herzugeben. In Skandinavien bedeutete deshalb Ring (Baug) auch Bußgeld.

Der rasche Hebel also des Handels, dieses mächtigen Kulturförderers, das Geld, war schon vorhanden, wenngleich noch keineswegs in solcher Menge, daß bei großen Einkäufen nicht Vieh, Schmucksachen, Gewand und Waffen hätten des Geldes Stelle vertreten müssen.

Das gemeine Wollgewand, das Wadmal, ging im Norden, eben weil es Jeder brauchte, ellenweise für baares Geld, und von den Viehhäuptern, dem Capitale, schreibt sich noch jetzt unser Wort her für Hauptgeld.

Was nun die Art und Weise angeht, wie Handel damals unter Germanen betrieben wurde, so mochte er in den Gränzlanden vielfach Meß- und Markthandel sein, und über diese hinaus zu Zeiten auch Karawanenhandel. Wenn nämlich die Landschaften friedlich,

und große Geschäfte zu machen waren, zogen wahrscheinlich lange Ketten von Saumrossen nach Germanien hinein, eben solche kamen aus dessen Innerem an die Gränze.

Im Uebrigen gingen die Handelsartikel von einer Hand zur andern, bis sie die entlegensten Gegenden erreichten, gerade wie noch jetzt Zeug und Schmucksachen, die bei Mogador an der marokkanischen Küste gelandet werden, quer durch den afrikanischen Welttheil von einem Negerstamm zum andern und von Hand zu Hand wandern, bis sie an der Ostküste wieder hervor kommen.

Daß jedoch die Germanen sich bloß von römischen und gallischen Händlern hätten die Waare bringen lassen und gewartet hätten, was Diese dafür an Geld oder in Tausch forderten, ist kaum zu vermuthen. Noch heutzutage ist Handels- und Wandertrieb bei dem gemeinen Mann in unserm Volke regsamer und kühner, als irgendwo anders. Während der russische Hausirer zwar sehr weit, jedoch nur soweit wandert, als er seine Sprache hört, wagt sich der deutsche so häufig über seine Sprachgränze hinaus, daß der Weltreisende in allen Gegenden der Erde auf keines Landes Hausirer häufiger stößt, als auf Deutsche. Berichtet wird auch in der That, nicht bloß, daß Thüringer Kaufleute nach Augsburg kamen, sondern auch, daß Germanen ihren Bernstein selbst nach Ungarn brachten: das wird aber wohl nicht die einzige Waare gewesen sein, mit welcher sie selbstthätig in den Welthandel eingriffen.

Die Hauptstrasse, welche der Handel einhielt, ging den Rhone hinauf und vertheilte sich von da nach den Rhein- und Donaulanden. Auf schwierigeren Wegen kletterten die Säumer über die Alpen, die im Mittelalter bekanntesten Pässe wurden auch im Alterthum schon begangen. Die Hauptorte dieser Handelsstraßen, von denen aus Nebenstraßen sich abzweigten, lassen sich meistens noch nachweisen. So ging eine Hauptstraße von Aquilega über Laibach, Cilli, Oedenburg bis Carnuntum an der Donau und von da zur Ostsee. Jedoch auch vom Schwarzen Meer zogen Straßen den Dnjepr und die Donau hinauf und die Elbe und Oder und Weichsel hinab. Altgriechische Münzen sind wiederholt in den Ostseelanden gefunden worden.

Die griechischen, römischen, gallischen Händler unterhielten längs der Donau- und Rheinlinie stehende Niederlagen von Waaren. Diese lagen in der Nähe von besonders reich bevölkerten Gegenden, an

Flußübergängen, an Landestellen großer Seen, an Kreuzungen bedeutender Straßengänge, und fanden ihren Schutz entweder hinter Stadtmauern oder durch Pfalbauten in Seen und Sümpfen oder durch Umwallung auf Berghöhen. Da wurden Faktoreien angelegt verbunden mit größeren oder kleineren Werkstätten, und es entwickelte sich an diesen Punkten ein mannigfaltiges Leben und Treiben. Händler kamen aus Germanien, brachten ihres Landes Erzeugnisse, beluden ihre Saumrosse mit Bronzegeräth und anderer ausländischer Waare und zogen wieder in's Innere. So dürfen wir schließen nach den Funden von gehäuften Waaren und Werkzeugen, namentlich in Ungarn, an Orten, wo keine Gräber Anlaß gaben, dergleichen in die Erde zu bergen.

6. Schifffahrt.

Wurden aber nicht auch die Fluß- und Seewege benützt? — Daß die Germanen ihre großen vollströmenden Flüsse auf und ab fuhren, konnte bei einem so unternehmungslustigen Volke kaum anders sein. Der erste beste Baumstamm, der mit einem Vöglein auf den Aesten das Gewässer hinunter trieb, mußte sie lehren, ein Floß zu machen. Schon in der Ursprache der Arier begegnet uns als Stammwort für das Fahrzeug, das auf dem Wasser geht, — Naue, Nachen navis, im Sanskrit nava, — und unsere ältesten Sprachdenkmäler enthalten so reichlich und so bestimmt die Ausdrücke für Schiff, Barke, Floß, Flotte, für Kiel, Bord, Mast, für Steuer, Segel, Rae, Leine, Ruder, im Sanskrit aritra, — daß schon daraus erhellt, wie die Germanen, welche an Küsten und Flüssen wohnten, bereits in früher Zeit mit Schifffahrt vertraut gewesen. Deshalb erscheint auch das Schiff in den germanischen Sagen als ein geliebtes, gleichsam belebtes Wesen, das wie ein Vogel mit Haupt, Hals und Schnabel und mit seinen Schwingen über die Fluthen zieht. Gern wird in jenen Sagen das Schiff auch mit dem Pferde verglichen, und heißt Wellenroß, Meerroß, Segelroß, auch Meerdrache. Nicht der Kelten, wohl aber der Germanen Art war es, daß sie Wagelust und Sehnsucht nach dem Unbekannten zu fernen Küsten und Meeren trieb.

Als die phönizischen Schiffe an den nordischen Küsten anlangten, stellte sich den Bewohnern die damalige höchste Kunst des Seewesens

vor Augen, ein lockendes Beispiel. Später konnten die Römer an den Mündungen des Rheins und der Maas mit Leichtigkeit Kriegsflotten ausrüsten, und als sie in die deutschen Flüsse hinein und weiter hinauf fuhren, geschah das sicher nicht auf Gerathewohl, sondern ihre Schiffe wurden von see- und flußkundigen Lotsen geleitet. Chauken, Bataver, Brukterer, Ubier verstanden sich auf ihren Flüssen zu tummeln, und boten sogar den Römern Schiffskämpfe an.

Plinius wußte von Germanen, die in ausgehöhlten Baumstämmen auf Seeraub ausfuhren, und von diesen Fahrzeugen waren einige so geräumig und lenkbar, daß sie an dreißig Mann trugen. Tacitus aber erzählt, wie die Chauken auf leichten Schiffen plündernd an den gallischen Küsten streiften, und berichtet von einer förmlichen Seemacht der Suionen. Die Gestalt ihrer Schiffe hatte das Eigenthümliche, daß an beiden Enden sich ein Schnabelbord vorstreckte, damit man stets bereit zum Anlaufen sei, wie auch das Schiff treibe. Sie brauchten nur Ruder, nicht Segel, und die Ruder waren auch nicht an den Seiten nach der Reihe eingehängt. Das Steuer stand lose, und wie noch jetzt auf einigen Flüssen geschieht, wurde bald an dieser, bald an jener Seite gerudert und gesteuert. Offenbar waren diese Fahrzeuge darauf eingerichtet, zwischen klippenreichen Schären und Vorgebirgen zu laufen, wie zwischen niedrigen Inseln und Dünen, die bald hier bald dort auftauchten.

Im dritten Jahrhundert nach Christus machten sich die gothischen Seeräuber den Ländern rings am Schwarzen Meere, die sächsischen den Nordseeküsten fühlbar. Kühn und gewandt trieben sie ihre leichten Schiffe über die Gewässer und landeten und plünderten nach Herzenslust. Die Gothen, die gleich tausend Schiffe, so wird berichtet, auf dem Meere hatten, fuhren sogar in den Bosporus hinein und durch die Dardanellenstrasse in's mittelländische Meer hinaus. Die sächsischen Seefahrer aber, gegen welche die Kaiser Diokletian und Maximian einen Befehlshaber des Küstenschutzes aufstellten, wußten schon damals an den Küsten Englands und der Normandie und Bretagne gut Bescheid, und redeten gewiß nach Rückkehr in die Heimath oft davon, wie sich das Land wohl erobern und behaupten lasse.

Wir können also nicht daran zweifeln, daß schon in frühen Zeiten die Germanen, welche an Strömen wohnten, diese mit Flößen und Nachen befuhren, die Meeranwohnenden aber Schiffe ausrüsteten,

in denen sie auf Abenteuer und Raub ausfuhren. Seeraub aber ist bekanntlich der Vater des Seehandels.

Abbildungen von Schiffen aus jener frühen Zeit sind, außer dem, was davon die Antoninsäule zeigt, nicht vorhanden.

Das ursprüngliche Muster zu den Schiffen, von denen Plinius berichtet, ist der Einbaum, welchen noch heutzutage die Fischer auf den baierischen Seen benutzen. Auch im Innern Deutschlands, z. B. im Pegnitzthale bei Bamberg und in einem Moor bei Landshut, hat man Fahrzeuge nach Art der Einbäume ausgegraben. Sicherlich stammt dies rohe, unhandliche, für seinen Zweck jedoch dienliche Fahrzeug schon aus Urzeiten her, und daß ein Dutzend Menschen darin fährt, ist nichts Seltenes. Welche Riesenbäume muß aber der deutsche Wald beherbergt haben, wenn sich Einbäume daraus beschaffen ließen, die für dreißig Mann mit Waffen, Proviant und Beute Raum gaben! Der Stamm zum Einbaum aber wird mit der Axt ab-, aus- und zurecht gehauen.

Zehntes Kapitel.

Verehrung des göttlichen Wesens.

1. Spärliche Berichte.

Von Allem, was Germanen dachten und übten, blieb den Römern am unverständlichsten ihr Religionswesen. Cäsar freuete sich, wie es scheint, in ihnen Leute seiner Denkungsart zu sehen. „Die Germanen“, sagt er, „sind ganz anders gewöhnt, als die Gallier. Denn sie haben weder Druiden, die den religiösen Dingen vorständen, noch kümmern sie sich um Opfer. Für Götter rechnen sie bloß Diejenigen, die sie sehen und deren Macht ihnen hilft: die Sonne, den Vulkan und den Mond; von den Uebrigen mochten sie nicht einmal durch Hörensagen wissen.“ Tacitus, der mit soviel Klarheit und Verständniß über den Dienst der Astarte-Venus in Cypern berichtete, der doch offenbar auch bei Germanen in Rom oder an ihrer Landesgränze seine Studien machte, brachte über ihre Religion nichts heraus,

als allerlei ganz verworrene Notizen. „Unter den Göttern verehren sie am meisten den Merkur: ihm an gewissen Tagen Menschenopfer darzubringen, halten sie für Recht. Den Herkules und Mars versöhnen sie durch ihnen geweihte Thiere. Uebrigens halten sie dafür, bei der Erhabenheit der Himmlischen habe man Götter nicht in Mauern einzuschließen, noch unter irgend einer menschlichen Gestalt abzubilden. Haine und Wälder weihen sie, und mit Götternamen benennen sie jenes geheimnißvolle Wesen, das sie bloß im ehrfurchtsvollen Gemüthe wahrnehmen."

Von der Sueven Religion, und zwar nur von diesem einen Volke hat Tacitus allerlei gehört, das gar seltsam klingt und zu jener schlichten und erhabenen Anschauung des göttlichen Wesens gar nicht passen will. „Der eine Theil der Sueven", heißt es, „opfert auch der Isis: woher Anlaß und Ursprung des ausländischen Gottesdienstes, habe ich wenig in Erfahrung gebracht: nur zeugt das Sinnbild selbst, wie ein Schnellsegler gestaltet, von eingeführter Religion." Dieser Isisdienst erschien also auch Tacitus so fremdartig, daß er meint, er sei eingeführt. Also Germanen sollten ihre Religion aus der Fremde geholt haben? — Von dem ältesten Stamm der Sueven wird erzählt, sie hätten einen uralt heiligen Hain, Niemand dürfe eintreten, als gefesselt, und sei er zufällig hingefallen, so hätte er nicht wieder aufstehen dürfen, sondern wäre am Boden hinaus gewälzt. Das ist doch gar zu lächerlich. — Endlich hat Tacitus noch von der Hertha, der Mutter Erde, vernommen, die auf einer Insel im Ozean wohne, deren Völkerschaften allen Krieg aufgäben, wenn die Göttin, freilich unsichtbar unter einer Decke auf einem heiligen Wagen von Kühen gezogen durch's Land fahre. Nach der Rückkehr werde Wagen und Decke und die unsichtbare Göttin selbst in einem verborgenen See gereinigt. Hier kann Tacitus sich selbst nicht enthalten, beizusetzen: man braucht es aber nicht zu glauben.

Das sind nun unsere ersten Berichte. Sie tragen — das ganz Allgemeine ausgenommen — die Spur der Unzuverlässigkeit an der Stirne. Allein auffallend wenig ist auch alles Andere, was von späteren Geschichtschreibern, die über die Religion der Germanen etwas wissen konnten, berichtet wird. Sammeln wir aus ihnen sämmtliche zerstreuete Notizen, so bleiben sie äußerst spärlich, wankend und unklar.

Und doch drangen die Kriegsheere der Römer bis zur Elbe,

ihre Händler bis zur Ostsee vor. Hätten sie in den germanischen Wäldern Tempel und Götterbildnisse und priesterliche Handlungen bemerkt, gewiß würden wir etwas darüber erfahren haben.

In den langen Zeiten der Völkerwanderung hatten Ammian, Marcellin, Zosimus, Sidonius Apollinaris, Prokop, Cassiodor und andere römische und byzantinische Schriftsteller das ganze Thun und Treiben germanischer Völkerschaften vor Augen, konnten ihnen aber wenig von liturgischen Dingen absehen, von denen sie selbst den Kopf voll hatten.

Die Geschichtschreiber aber, die aus den Germanen selbst hervorgingen, Jordanis, Gregor von Tours, Fredegar, Paul der Diakon, Beda, Einhard, der St. Galler Mönch, Widukind, Nithart, Thietmar — diese Alle hätten, als sie Christen geworden, doch wohl ein Interesse daran gehabt, uns Götterlehre und Opferbrauch ihrer Vorfahren zu schildern. Sie knüpften ja sonst so gern an die Sagen ihres Volkes an. Daß aber auch sie beinahe vollständig von dessen Religion schwiegen, daß auch die Berichte über die sächsischen Feldzüge Karls des Großen kaum Andeutungen geben, daß selbst die christlichen Glaubensboten, die voll heiligen Eifers sich weit unter die germanischen Völkerschaften vorwagten, nichts von Göttertempeln und Götterbildnissen zu erzählen hatten, — alles das beweist eben, daß es bei den Völkerschaften in Deutschland in den ältesten Zeiten um kirchliche und geistliche Dinge ungemein schlicht und dürftig bestellt war. Es gab eben nicht viel darüber zu berichten.

Nun ist in unsern Tagen Mode geworden, Vorstellungen, die sich uns jetzt von Kindesbeinen an über Opferdienst und Priesterthum einprägen, auf die Germanen zu übertragen. Jakob Grimm in seinem edlen Sinn suchte nach einer heiligenden Grundlage für das germanische Volkswesen. Nach seinem Vorgang wurde emsig, was nur entfernt dazu zu stimmen schien, zu einer bunten Mosaik vereinigt. Arges ist darin von Simrock in seiner Mythologie, Aergeres von seinen Nachfolgern in allerlei Einzelforschungen geleistet. Was für eine Phantasie gehört doch dazu, wenn einer der Vorgeschrittensten Folgendes schreiben kann? Es liege der Grund aller blutigen Opfer schon darin, daß die Götter ihres eigenen Geblüts zu ihrer Existenz bedürften. „Denn je blutreicher ihr göttlicher Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahls gemacht werden kann, um so ewiger wird ihre Gottheit,

und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurücksinkende Menschheit zu entsühnen, zu erlösen, zu verjüngen." Wären die Germanen belastet gewesen vom Morgen bis zum Abend mit soviel Opferbrauch und heiliger Scheu und Rücksichtnahme vor zahllosen Göttern und Dämonen, wie heutzutage Mancher es sich vorstellt, gewiß wären sie niemals als das heldenhafte, waglustige und herzfröhliche Volk aufgetreten, als welches sie doch in allen Quellengeschichten erscheinen.

Bei unbefangener Erwägung der ältesten Zeugnisse, und bei Vergleichung derselben mit dem gesammten Zustande der Germanen kurz vor und nach der Völkerwanderung, weicht das Phantasiebild aus allen Fugen.

Man gehe die sämmtlichen Volksrechte und Verordnungen der fränkischen, longobardischen und westgothischen Könige durch: sie enthalten so gut wie Nichts über die alte Religion und ihre Bräuche. Unzweifelhaft wäre viel davon Redens gewesen, wäre es überhaupt der Rede werth gewesen.

Nun nehme man gerade die Gesetze, die gegen heidnischen Brauch und Glauben erlassen wurden, eines nach dem andern vor, das Dekret König Childeberts von 554, — das Inhaltsverzeichniß abergläubischer und heidnischer Bräuche, den sogenannten Indiculus, der zwei Jahrhunderte später erschien und alles heidnisch Religiöse aufführt, — das Kapitular über die sächsischen Länder von 789, — die ganze Sammlung der Kapitularien Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen, insbesondere das sechste Buch, — endlich den Wormser Beichtspiegel, — überall kehren darin dieselben Dinge wieder, aber überall ist es abergläubisches Kleinwesen, wie es großentheils noch heutzutage verstohlen geübt wird.

Was bedeutet dies Schweigen, das in den Quellenschriften herrscht? Es erkannte doch Jedermann, der mit Germanen zu thun hatte, auf der Stelle, daß sie ein religiöses Volk seien, durchdrungen von tiefer Ehrfurcht vor dem göttlichen Wesen. Jenes Schweigen sagt uns in beredter Weise, daß Religion bei Germanen in Gesinnung und Ideen lebte, äußerlich aber sich wenig von ihr sehen ließ.

Muß nicht schon dies Eine auffallen, daß in Deutschland, wo sich später die Ortsnamen so häufig von Kirchen und Münstern, Pfaffen und Bischöfen, Heiligen und Engeln herleiten, in der ältesten

Zeit sich höchst spärlich ein Erisburg. ein Thuneresberg, ein Wodaneshusen finden läßt? Und doch gaben die Germanen dem Menschen, der das göttliche Wesen soll in der Seele tragen, so gern einen Personennamen, der an Götter erinnerte.

2. Art der Religion.

Die Religion der Germanen war eben eine vorzugsweise geistige Religion ohne festgeformte Gestalten und ohne stehende Glaubenssätze. Gewisse Vorstellungen und Namen der göttlichen Mächte, gewisse Ueberlieferungen, wie ihr Walten sich vor Alters kundgegeben und noch täglich sich offenbare, waren gemeinsam bei den Angehörigen einer Völkerschaft. Ewige Dämmerung aber umhüllte die erhabenen Wesen, die selig waltenden, wie die feindlich dämonischen. Ihre riesigen Gestalten fahren daher in nebelhaften Umrissen, hier wird etwas von ihnen sichtbar, dort verflüchtigen sie sich wieder, — wer möchte sie zu schildern wagen!

Mit ihnen verknüpfen sich nationale Sagen und Heiligthümer, und wer über dergleichen gespottet hätte, wäre als Frecher nnd Frevler von den Andern zurückgestoßen. Wie aber sonst jeder Eine göttliches Wesen auffasse und verehre, das war Sache seines eigenen Wissens und Gewissens. Denn da tiefstes Gefühl und Streben bei den Germanen dahin ging, daß jeder Mann wahrhaft für und auf sich selbst stehen müsse, so erschien ihnen nichts natürlicher, als daß Niemand in das innere Heiligthum eines Andern hineingreifen dürfe. Lag doch für sie in dem Worte und Begriffe Mensch dieses, daß er der Denkende sei, denn das Stammwort man heißt denken und manisch heißt denkend.

Alles Wesentliche der Religion aber kam bei ihnen über Ahnungen, über geistiges Schauen, Empfinden und Tasten, über Erhebung oder Versenkung des Gemüthes nicht hinaus. Ihr inniges, jedoch etwas schwermüthiges Naturgefühl vereinigte sich dabei mit unversieglicher Neigung zum Sinnen und Grübeln. Von dumpfer Naturreligion waren sie ausgegangen, jedoch nicht darin befangen geblieben. Mitten in den dunklen Tiefen des Weltalls, von denen der Mensch jede Stunde sich umgeben fühlt, die bei jedem Gedanken daran sich immer weiter in's Ungeheure, in's Unfaßliche ausdehnen, wurde die

Idee des Unendlichen und Unermeßlichen geweckt, die jedes Menschen Geiste eingeboren ist und sich von selbst entwickelt, sobald er freier und selbstbewußter über die natürlichen Dinge sich erhebt. Das Gesetzmäßige, das Wirken zu höherem Zweck, das aller Orten wie aus Nacht und Schleier in der Natur hervorblickt, leitete die Germanen zur Ahnung einer letzten Ursache aller Dinge, einer höchsten Allmacht, Weisheit, Allgüte, die Alles schuf und ordnete.

Wenn aber das Gefühl der Schwäche und Bedürftigkeit des eigenen Wesens ihnen die tiefe Ehrfurcht eingab vor der göttlichen Macht, von welcher Leben und Gedeihen abhängig, so keimte auch ein kindliches Vertrauen zu ihr aus dem Sehen und Empfinden der Schönheit und Segensfülle, die rings verbreitet ist, und aus der Erfahrung, wie in schwerer Noth und Gefahr verborgene Kräfte in Geist und Armen erwachen, und nach schweren Stunden voller Angst und Kämpfen wieder Glück und seliger Frieden lächelt.

Und hatte Einer der inneren Nothwendigkeit gehorcht und gestritten für die Seinen und für Nachbarn und Schwertgenossen, damit Familie und Volk bestehe und Recht und Wahrheit oben bleibe, dann wurde es ihm leicht und himmlisch im Gemüthe und er fühlte sich verwandt den Hehren da oben. Und dabei blühete in ihm die fröhliche Ahnung auf, daß auch sein geistiges Ich, wenn ungefesselt von irdischen Dingen, zu seliger Fortdauer emporsteigen werde.

Hatte er dagegen feig und niederträchtig gehandelt, so fühlte er sich unwillkürlich belastet und gebunden, hinabgezogen zu unheimlichen Mächten, die in Nacht und Grauen wohnen, bis er durch freien Entschluß, nicht achtend Noth und Schande, seine Schuld sühnte und das Herz reinigte. Ja, Heldenmuth und Drang, Herzenstreue zu beweisen, konnte dazu führen, daß Einer für Andere sich opferte, indem er freiwillig Tod und Fluch auf sein Haupt nahm.

Bei dem stets wachen Naturgefühl, aber bei dem leicht berührten Empfinden und Vernehmen von Jeglichem, was zwischen Himmel und Erde vorging, fühlte man sich aller Orten leise angefaßt vom Weben und Wirken geheimen Lebens in der Schöpfung. Nahebei lauerten Unholde im Dunkel, aus dem sie plötzlich hervorstürzten. Aber auch die göttlichen Wesen stehen zum Menschen nicht fremd und gleichgültig, immerfort sind sie ihm nahe mit Rath und Hülfe. Wie man sich der unsichtbaren Kräfte bemeistern, Heil herbeiziehen, Unheil abwenden

könne, dahin ging stets ein ehrfürchtig Sehnen und Sorgen, das sich in allerlei heimlichen und öffentlichen Handlungen und Meinungen ausprägte.

3. Göttersagen.

In den isländischen Eddas treten Reihen von himmlischen und teuflischen Gestalten auf, mit all ihren Namen, Kämpfen, hehren und lustigen Geschichten. Es wurde bereits oben (im Paragraph von der nordischen Ueberlieferung) erinnert, wie Vieles darin höchst wahrscheinlich deutscher Herkunft ist. Doch auch ganz abgesehen davon, dürfen wir zweifellos die einfachen Grundzüge der nordischen Götterlehre als etwas Allgermanisches annehmen. Sollten denn Sprache und Recht und Heldensage, sollte selbst die Art und Form der Poesie bei allen Germanen im Wesentlichen übereinstimmen, und nicht auch dasjenige, was einem Volke am heiligsten und ehrwürdigsten, was recht eigentlich seine nationale Ueberlieferung, sein Volksgewissen bildet? So zerstückt und verdunkelt uns auch die Reste vom religiösen Glauben unserer deutschen Vorfahren überkommen sind, diese Reste stimmen in Brauch und Aberglauben unseres Volkes, in seinen Spielen und Festen noch jetzt mit jenen altnordischen Vorstellungen zusammen.

Nur dürfen wir nicht vergessen, wann, wo und von wem die isländischen Göttersagen aufgezeichnet wurden. Das Sammeln und Aufzeichnen geschah, als das Christenthum längst eingeführt, und mit ihm jene Scheu gebrochen war, die vordem an die Sagenüberlieferung nicht zu rühren wagte und sie deshalb immerdar rein und lauter erhielt. Island aber war nicht Deutschland. Wo hatte die arme, von Meer und Sturm umrauschte, von nacktstarrendem Felsgestein und langdauernden Eismassen bedeckte Insel so herrlichen Wald, so üppige Flur, soviel fröhliches Thier- und Menschenleben, wie Deutschland auch schon in römischer Zeit! Im fernen stillen Norden drang fremde Kultur nur spärlich ein und vermochte keine Bewegung in den Geistern zu entzünden. Dort hatte man in der langen, trüben Winterzeit Muße, die einfache Ursage auszuspinnen und auszugliedern zu einer Menge von Götterbildern und riesigen Ungeheuren und dann einen Zusammenhang darin zu suchen und zu knüpfen. Die Männer aber, die daran gingen, die Sagen aufzuschreiben, waren Gelehrte, die als

Gelehrte arbeiteten, das heißt redigirten. Sie ließen christliche Vorstellungen auf sich einwirken und andere poetische Bilder und Geschichten, die noch vom Alterthum her in ihrer Zeit umliefen. Vor Allem wollten sie aus den alten Ueberlieferungen ein Ganzes machen, brachten also vieles Einzelne künstlich in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen, und wo ein Zwiespalt zu lösen war, da geschah es nicht selten mit der ungelenken Phantasie des Eilandes, die Hochherrliches und Grauenvolles mit Kindischem, ja Unfläthigem mischte. Dem gewaltigen Donnergott spannte man zwei Ziegenböcke vor seinen Wagen, und der lieblichen Freya gar zwei Katzen. Nicht bloß, daß gar häufig der Spott zwischen den Versen der Edda lächelt, er tritt auch derbe genug auf in der Satyre des Lokasenna und in dem groben Geschimpfe des Harbardslieds. Man glaubte ja nicht mehr an die alte Götter- und Riesenwelt. Von ihrem düstern Glanze wäre damals Vieles schon verblichen gewesen, selbst dann, wenn das Christenthum Islands Küsten noch nicht berührt hätte. Horcht man aber bei dem Lesen der Edda auf die verschleierten Ideen, die aus dem Ganzen immer wieder anklingen, so kann darüber kein Zweifel stattfinden, daß das Volk, welches dies Götterepos geschaffen, ausging von dunklen Vorstellungen über das Kämpfen und Ringen zwischen segensvollen Lichtwesen und finstern Unheilsmächten. Jene haben sich aus der düstern Wirrniß empor gerungen und walten hold und wohlthätig in hehrer Klarheit. Diese sind nicht zerstört und vernichtet, sie sind nur niedergedrängt in die dunkeln ungeheuren Abgründe, aus welchen sie immerfort streben, wieder emporzusteigen und die Lichtwesen zu verschlingen, gleichwie Wolken und nächtliche Schatten rasch an der Himmelsbläue emporsteigen. Wenn die Seligen bei irgend einer Versuchung sich nur ein wenig zu den Unholden hinneigen, so daß sie von ihrer Licht- und Frohnatur etwas verlieren, dann werden sie schuldvoll und ihres Wesens nicht mehr heil und sicher: die finstern Unheilsmächte gewinnen wieder Gewalt, und von Neuem beginnt ein ungeheures Ringen und Streiten, immer schärfer bricht eisiger Tod, immer tiefer Finsterniß herein. Aber das ist nur eine Dämmerung: die Lichtwesen können nicht mehr ganz ausgelöscht werden, weil sie unsterblicher Natur sind. In andern verklärten Gestalten werden sie rein und selig sich wieder erheben und leuchten über einer verjüngten schönen Welt.

So hatten sich aus Ahnungen und Ideen, welche wie verdunkelte

Erinnerungen in der Menschenseele schlummern, — die aber geweckt werden durch den Anblick der Kämpfe von Nacht und Licht, von lichtem Frühlingsglanz und erstarrendem Frost und Dunkel des Winters, noch mehr durch das Erleben von angstvollen Stürmen und seligem Frieden in der eigenen Brust, — jene Vorstellungen entwickelt, und als sie einmal keimten und auflebten, wurden sie durch Nachdenken immer deutlicher, und nahmen im Laufe der Zeit Form und Bild an, welche durch die allzeit rege, halbbewußte Volksdichtung sich mit jedem Menschenalter anschaulicher gestalteten, soweit germanischer Phantasie überhaupt plastisches Vermögen innewohnt.

Mehr entwickelt war die Heldensage. Der Anblick zahlreicher blühender Stämme und Völkerschaften, die kampffreudig sich selbst so hoch und herrlich hielten, führte dazu, daß die Einen und Andern ihren Ursprung von Helden ableiteten, die sich übernatürlicher Kräfte erfreuten.

Dürfen wir schließen nach Resten im Volksaberglauben, soweit sie ein uraltes heidnisch knorriges Ansehen tragen, so erging sich auch fleißiger, als im hohen Norden, das geistige Leben unserer deutschen Vorfahren im Tiefausgründen und Ausmalen von allerlei geheimen Zauber, der in Stein und Pflanze und Gethier, in unheimlich tiefem Gewässer und in leuchtenden Gestirnen, in seltsamen Zeichen und Sprüchen stecken sollte. Die Erde mit ihren Keimen und Sprossen, das Luftmeer mit den Himmelszeichen darüber, das Feuer, das allwärts im Raume aus verborgenen Abgründen hervorbricht, und der lebentödtende Eishauch, der tückisch gleichsam aus einer Welt hinter dem Horizonte herströmt, alles das erschien unseren Vorfahren wie eine Welt voll Wunder und Geheimnisse, von denen nur die gewaltige Sehnsucht der Seele, die unaufhörlich eindringende Verstandesschärfe etwas erfassen mochte.

4. Allvater.

Ursprünglich waren es Himmel und Erde, die beiden Hauptmassen und Gegensätze in der Natur, welche sich in der Vorstellung als zwei lebendige Mächte gegenübertraten, — dort die alllichte Himmelsmacht, hier die dunkle allwärts gebreitete Erde. Aus glanzerfüllter Aetherhöhe dringt Licht und Wärme in die Erde, und dankbar und sehnend drängt sich diese mit sprossendem Gewächs und

Gethier und Menschenkind dem Himmel entgegen. Wenn aber der Sonne Licht- und Wärmestrahlen schwächer werden, wenn die dunkeln Tage kommen, dann weht und wogt und strömt es im Wald und Wolkenheer, dann steigt aus Untiefen der grimmige, eisige Tod herauf.

Aus solchem Gegensatz keimte zuerst die Ahnung von Wodan und Helia, und klärte sich dann weiter und weiter ab zu den göttlichen Gestalten, wie sie uns im Glauben der Deutschen entgegentreten. Ahnung von holden und unholden Mächten war der erste Eindruck bei Anblick der wohlthätigen und der zerstörendeu Naturgewalten, — das Zweite war die Beobachtung des unaufhörlichen Kampfes zwischen Beiden, — das Dritte das Empfinden der Kämpfe in der eigenen Brust, das allmählige Sichklarwerden darüber, damit verbunden das Bewußtsein von Schuld und Sühne, — daran aber schloß sich sofort die Ueberzeugung vom Allgütigen, Allweisen, Allschaffenden.

Kampf aber und rastlose Bewegung, ewiger Wechsel zwischen Licht und Dunkel, zwischen Ruhe und ungestümen Wogen und Drängen, — das zeigte den Germanen die Natur und Landschaft. Demgemäß bildete sich die Vorstellung der übermenschlichen Gewalten. Weitab lag die lichte stätige Aetherbläue, die in Griechenland fern und nahe lächelt in unsäglicher Heiterkeit. Griechische Göttergestalten verklärten sich zu heiterer fester Gestalt, die germanischen blieben in dunkeln, fließenden, gewaltigen Umrissen.

Die Bewohner von Deutschland hielten, wie es scheint, unter den Germanen am längsten fest an der Idee des einen ungetheilten Wesens, das sie Wodan, das ist Quell und Inbegriff alles Guten nannten. Im Longobardischen heißt er Gwodan, im Fränkischen Godan, und gerade wie Uodil oder Uodal, das heißt Gutsadel, (ôd oder uod = Gut) im nordischen Othal wird, war Wodan dort Odin. Für das Wort Gott, gothisch Guth, gab es so wenig, wie für Wodan, eine Mehrheit, — nur für Götzen braucht Wulfila die Mehrheit Guda, — während bei den andern arischen Stämmen der Ausdruck für den göttlichen Lichtgeist, — im Sanskrit Dêvas, lithauisch Dewas, griechisch θεός, lateinisch deus, — sofort Mehrheiten zuließ.

Der Urgeist und Allgeist aber, der Jegliches erschaffen hat und Jegliches durchdringt, der das Weltall und die Völker mit milder Weisheit leitet, der Muth und Tapferkeit giebt, gleichwie Geist und Schönheit und die Kraft der Rede und der Waffen, — der Allgute,

von welchem Segen im Hause, und Fruchtbarkeit des Feldes kommt, der edle Menschen nach ihrem Tode emporzieht, daß sie bei ihm wohnen in wandellos heiterem Ewigsein — das ist Wodan, der Allvater. Wodan weht und leuchtet in der weithellen, alles durchdringenden Luft und strahlt in der Sonne, die nächtliche Tiefen erhellt, Wodan fährt einher auf brausendem Roß in jagenden Wolken und Windes- und Wellensturme, Wodan giebt sich in der Menschenseele zu erkennen bei edler Regung und hellem Ideenblitz: Wodan ist so sehr Alles, was die andern Götter einzeln sind, daß man deutlich erkennt, sie wurden erst später von der dichtenden Volksseele vom göttlichen Urwesen abgegliedert.

Zwei Offenbarungen giebt es in Wodan, die so energisch und häufig, daß sie wie stehende Gestalten Jedermann beständig vor Augen. Die eine Offenbarung spricht aus der Natur, die andere erfüllt Geist und Willen des Germanen in der Richtung, welche ihm das Höchste und das Liebste ist.

Donner und Blitz ergreifen mit eigenthümlicher Gewalt. Donars oder Thors Hammer fliegt und kehrt zurück, — Donar schmettert im Frühling in die starrenden Frostriesen, daß sie bersten und die Quellen herausspringen, — er zerspaltet die starrenden Bergriesen, daß die Wege sich öffnen für den Verkehr der Menschen. Weil von Gewitter und Regen die Fruchtbarkeit kommt, ist Donar auch der Gott der Ehen und der bürgerlichen Gesellschaft.

Saxnot aber ist der Schwertgenosse, der den kämpfenden Mann umwaltet, in des Helden Brust das Frohherzige und Allkühne, das ihn treibt zu Kampf und Krieg, das ihm Mark und Sehnen mit Feuer und Stahl erfüllt und Sieg und Ruhm verleiht. An des Kriegsgottes Namen hat sich auch, wiederum eigenthümlich, der Name gehängt, der für das göttliche Wesen in den andern arischen Sprachen vorkommt. Er heißt auch Ziu, nordisch Thy (im Genitiv Thys), welches Wort wahrscheinlich gleicher Wurzel ist mit Div und Deva. Bei den Sachsen hieß der dem Ziu geweihte Tag der Ziustag, auch der Eritag, weil heru das Schwert, was an Ἄρης, den griechischen Kriegsgott, erinnert.

Wodan, Donar und Saxnot waren die drei Hauptgottheiten der alten Deutschen, Wodan der denkende, alles haltende ordnende Geist, die beiden andern seine Gewalten, die er aussendet zum Handeln.

Die Dreiheit fiel Cäsar wie Tacitus auf, und darmit stimmen auch die Namen der drei aufeinander folgenden Wochentage — Ziustag (Dienstag), Wodanstag (englisch Wednesday) und Donnerstag, sowie die Abschwörungsformel, welche die Sachsen sprechen mußten, als man sie zum Christenthum bekehrte: „Ich widersage allen Teufels Werken und Worten, Thunaer, Wodan und Saxnot und all den Unholden, die ihre Genossen sind."

5. Göttliche und zauberhafte Wesen.

Nicht Donar und Saxnot haben ihr wirkliches Gegenbild, sie sind ja nur Ausstrahlungen Wodans, weshalb die Dichtung sie seine Söhne nennt. Wodan aber, der lichterfüllte Himmel, umfaßt in ewig dauernder Liebe sein Weib, die liebliche, duldende, nährende Erde, die unter verschiedenen Namen als Helia (Holle), Nerthus, Freya verehrt wurde. Sie ist die Mutter alles Lebens, die in ihrem Schooße die zahlreichen Fruchtkeime hegt, und sie dem weckenden und gestaltenden Lichte entgegenbringt. Zu ihr, der geheimnißvollen Göttin der Unterwelt, sinkt alles Leben wieder hinab, nur der unsterbliche Geist, der ja selber ein Lichttheil ist, schwingt sich auf zu Wodans seligen Höhen.

Wie aber auf dieser Welt bei allem, was da ist und geschieht, niemals ein ärgerlicher Gegensatz, eine Kehr- und Spottseite fehlt, so setzte auch die Göttersage dem lichten und schaffenden und erhaltenden Wesen ein Grundwesen entgegen, das zum Verneinen, Höhnen und Zerstören neigt. Mit ihm hat sich die Vorstellung unserer Vorfahren vielfach beschäftigt, wie wir schließen müssen aus all den Sagen und Gebräuchen, von denen etwas noch bis in unsere Zeit nachschleicht. Den deutschen Namen jenes teuflischen Wesens wissen wir nicht mehr, seiner Gestalt hängt gewöhnlich etwas Widriges und Spöttisches an: der Charakter aber ist der, daß er seine Lust hat an Trug und Arglist, an Unheil und Zerstörung, und daß er in schadenfroher Laune sich freut seiner Schlauheit, weil er klüger sein will, als alle Andern. Am letzten Ende aber erweist sich immer, daß er nur ein dummer Teufel ist: all sein Ankämpfen kann dem erhabenen Weltallsherrn nichts anhaben, und die Siege, die der Unhold im Kleinen erringt, dienen zuletzt doch immer dazu, daß sich die ewigen erhaltenden Weltallsgesetze erfüllen.

Im nordischen Götterepos, in welchem Logi, der Gott der Lüge und des Unheils viel machtvoller auftritt, ist er ein Glied in der Genossenschaft der Götter.

Es konnte aber nicht fehlen, daß sich nach und nach verschiedene Seiten, Thätigkeiten oder Ausstrahlungen des Himmelsvaters, der Erdenmutter, des Teufels sich von ihnen aus- und abgliederten und zu selbständigen Wesen ausformten. In Sprache und Vorstellung liegt bei unserm Volke die Neigung, sich Begriffe persönlich zu machen, wie Frau Minne, der Herr Winter, Freund Hain. Manche Gestalten von Göttern und gottähnlichen Helden sind auch dadurch entstanden, daß eine Völkerschaft dasjenige, was in ihrem innern Wollen und Sehnen oder in ihres Landes Charakter besonders mächtig und eigenthümlich hervortrat, sich anschaulicher zu machen strebte. Die Göttergestalten bildeten sich ebenso verschieden, wie auf natürlichem Wege die Mundarten. Der Volksgeist dichtet erst in Tönen und Gefühlen, dann in Ideen und verschwommenen Umrissen, endlich in klarer werdenden Götter- und Heldenbildern. Benachbarte Völkerschaften, welche dieselben Götter verehrten, kamen gern an gewissen Festtagen auf einer allbekannten Stätte zusammen, an welche sich ein heiliges Andenken knüpfte.

Sehen wir aber gänzlich ab von den isländischen Sagen, so giebt es über die Götterwelt unserer Vorfahren nur wenige und abgerissene Ueberlieferungen. Statt scharf sich abzeichnender Gestalten und Eigenschaften haben wir überall das Wogige, Zerfließende und und Ineinanderübergehende, das allem deutschen geistigen Schaffen anhängt. So die Gebilde von Fro oder Freyr, dem Beschützer der Ehe, von Heimdal, dem Gründer des Volkswesens, von Foseti, dem Wahrer des Landrechts, und von Bragi, der die flammende Rede eingiebt. Das große weibliche Gottwesen gab sich zu erkennen als Frouwa oder Freyja, des häuslichen Heerdes Göttin, — als Hellia Holda Berchta, die aus der Unterwelt aufsteigen und mit Menschen, Geistern und Werken wieder zu ihr hinabsinken, — als Ostara, des Frühlings Göttin, — Volla, die Göttin der Fülle.

Zahllos endlich ist die Menge der Hünen oder Riesen und der Wichte oder Elben. Jene sind die rohen ungeschlachten Naturkräfte welche den Menschen soviel zu schaffen machen, so häufig seines Werkes und seiner Mühen spotten. Diese stecken überall umher, in jeder dunkeln

Hausecke, wie überall im Felsgeklüft, im blinkenden Waldborn wie im wogenden Kornfeld, und sind den Menschen, so lange sie nicht geärgert werden, freundlich gesinnt. In Bildung dieser Kleingeister und ihrer Heimlichkeit bei allem, was sich da regt und treibt auf und in der Erde, im Wasser und Feuer und in der Luft, hat sich das Feingefühl für das Naturleben öfter in lieblichster wie in grauenhafter Dichtung ausgesprochen.

Eilftes Kapitel.

Religiöser Brauch.

1. Gegensatz zur übrigen Welt.

Es giebt Völker, die in hervorragender Weise Neigung und Geschick haben, religiöse Vorstellungen und Gebräuche zu entwickeln und äußerlich auszuprägen. Bei ihnen bemächtigen sich gewöhnlich geistgewaltige Männer dieser Angelegenheiten, unterrichten ihre Söhne und Jünger, und es bildet sich ein Priesterstand, der die Glaubenssätze vom Wesen und Wirken der Götter weiter formt und, wie man ihnen dienen soll, bestimmt. Aus diesem Priesterstand gehen dann hervor die Lehrer des Volkes, die Erzieher seiner Fürsten, die geheimen Lenker seines Staatswesens. In ihrem Kreise sammeln sich die nationalen Ueberlieferungen und jede höhere Kunst und Wissenschaft, und damit verbunden bilden und schärfen sich fort und fort neue Dogmen und in der Rangordnung der Priesterschaft neue Stufen.

So war es bei Chaldäern, Aegyptern, Phöniziern, Juden und Arabern. Die geistige Natur eines diesen Völkern Angehörigen ist so beschaffen, daß er die starre Nothwendigkeit im Weltall und dessen Druck auf Vernunft und Gemüth viel schwerer empfindet, als der Arier, der überall den Widerschein des Göttlichen sieht in Leben und Schönheit und freiem Spiel der Kräfte. Jenen Völkern zeigte ihre Landschaft nur grellen Gegensatz zwischen bewässerten und begrünten

Auen, wo ihnen ein Paradies lächelte, und dem todten Schweigen und Starren in Wüstenöde. Der Gegensatz des schöpferischen guten und des zerstörenden bösen Prinzips senkte sich wuchtig in all ihr Denken und Schauen. Dies Wesen aber der Hamiten und Semiten hat mächtig eingewirkt auf ihre Nachbarn im Nordwesten, auf Griechen, Römer, und Gallier, noch stärker nach Südosten hin auf Perser und Inder. Nur die Germanen wurden nicht davon berührt, sie waren geschirmt durch ihre Entlegenheit und ihre Wälder und Berge. Im Verhältniß zu jenen Andern, die sich ewig mit Opfern und Heiligthümern müheten, erschienen sie als bloß weltlich gesinnte Leute. Ja, man hätte das Volk, das in seinem tiefsten Wesen von Ehrfurcht vor dem Göttlichen und vom Glauben an Unsterblichkeit belebt und durchdrungen war, im Vergleiche mit all jenen Völkern ein irreligiöses nennen müssen; denn die Germanen hatten weder Tempel, noch Priester, noch liturgische Satzungen.

Des Germanen religiöses Gefühl war ein wesentlich innerliches. Es war ihm weder Bedürfniß noch Gewohnheit, in bestimmten gottesdienstlichen Gebäuden und zu bestimmten Zeiten äußere religiöse Handlungen zu verrichten, sondern wenn sein übervolles Gemüth oder der Ernst des Augenblicks ihn drängte, da flehte er zu den göttlichen Wesen, wo er ging und stand. Er flehte zu ihnen und weihte sich ihnen im ahnungsvollen Grauen des Morgens, im mittäglichen Allschweigen der besonnten Flur, in feierlicher Abendstille, — oder wenn ihn das heilige Rauschen des Waldes oder die stürzende Fluth und des Wasserfalls Schäumen oder ernste, hochragende Felsen zur Andacht stimmten, — oder wo sein Haus, sein Geschlecht, sein Volk sich feierlich versammelte, oder wenn der Heerbann, alles mit sich fortreißend, in die Schlacht stürmte. Was wir von den früheren Bewohnern der kanarischen Inseln erfahren, daß sie die lichten Höhen bestiegen, daß sie dort ihre Hände falteten und über's Haupt empor hoben oder sie zum Himmel ausstreckten, oder daß man bei Bestürzung, Trauer und Reue die Blicke zur Erde schlug, bei Dank- und Hoffnungsgefühl das froh belebte Antlitz emporhob, — diese natürlichen Geberden, in welchen halb unbewußt religiöses Ergriffensein sich kund gab, waren allen Germanen eben so gemeinsam, wie allen Semiten die Gewohnheit, sich vor des Allerhöchsten unermeßlicher Allgewalt niederzuwerfen, daß das Haupt den Boden schlug.

Wenn aber bei wichtigen Ereignissen des Hauses, — bei Geburtsfesten und Namengebung, bei Eheschließung, bei Gutsübertragung an den Sohn, bei Bestattung eines Familienglieds, — die Hausbewohner sich mit Verwandten und Nachbarn versammelten, — oder wenn man je nach dem Wechsel der Jahreszeiten das Erstemal auszog zu Feld und Wald zu gemeinsamen Arbeiten, oder den letzten Aerntewagen hereinholte, — oder wenn das gesammte Volk nach altem Herkommen sich schaarte zur Naturfeier am Sonnwendtage, oder zur Erinnerungsfeier der nationalen Gedächtnißtage und bei den Hügeln edler Todten, oder zu des Landes Ordnung und Gericht, zu Berathungen und Verbindungen der Stämme, zur Heerfahrt gegen den Feind, — bei solchen Gelegenheiten suchte das innere Verlangen, der Gottheit Theilnahme, Schutz und Weihe zu erflehen, noch stärkeren Ausdruck. Nicht um förmlich die Familie oder das Volk zu heiligen, nahm man feierliche Handlungen vor, sondern das lebendige religiöse Gefühl machte sich ganz von selbst um so mächtiger geltend, je gehobener die gemeinsame Stimmung war durch die Menge und Erregung der Versammelten, durch die Wichtigkeit dessen, was vor ihnen geschah, und durch die Ungewißheit des Ausganges, die Allen vorschwebte. Da vereinigte man sich zu feierlichen Umzügen, auf den Höhen wurden Feuer angezündet, alte Hymnen und Heldendichtungen vorgetragen, Gesänge und Jubelruf angestimmt, und Kampfspiele, Reihentänze und Gelage beschlossen den Tag, wie das weiter unten näher auszuführen.

2. Vom sogenannten Opferbrauch.

Kamen bei solcher Feier auch Opfer vor? Gewiß gab es Opfer, soweit sie nämlich im ehrfürchtigen Weihen und Darbringen und damit verbundenem Verzehren von Thieren und Früchten des Feldes bestanden. Nennt man es Opfer, wenn der Bauer noch heutzutage im stillen Gefühl des Dankes gegen den Segenspender bei Aernten etwas Obst an den Bäumen oder ein paar Aehren im Felde läßt, so übten auch die Germanen in solcher Weise manchen Opferbrauch. Sie setzten vor ihre Hausthür oder an geheiligte Stellen Blumen oder junge grüne Bäume, auch von Speis und Trank etwas aus für die Thiere in Wald und Feld, vor Allem theilten sie Armen und Bedürftigen

mit. Der Gedanke aber, der Gottheit zu gefallen dadurch, daß man Erschaffenes vernichtet, wäre nach der Geistesart der Germanen Thorheit gewesen. Versteht man also Opfer im Sinne der Semiten, überhaupt der alten Welt, so war den Germanen Wort wie Sache fremd. Das Wort kommt in die deutsche Sprache erst durch die christliche Kirche. Insofern offerre ein Darbringen von Lebendigem oder Unlebendigem bedeutet, indem man es vernichtet, Blut umher sprützt, durch Feuer das Geweihte verzehren, die Erde das Ausgegossene trinken läßt, nöthigt keine einzige Stelle in den alten Gesetzen und Schriften der Germanen dazu, gerade solche Art von Opfern bei ihnen anzunehmen.

Wäre dergleichen üblich gewesen, gewiß, es lebte heute noch in Gebräuchen unseres Landvolkes fort; denn von religiösem Glauben und Aberglauben der Germanen klingt und sproßt noch überall etwas nach. Hätten diese sämmtliche Bitt- und Sühn- und Dankopfer gehabt, so würde in ihrer Sprache sich eine ganze Reihe Namen für Opfergebräuche und Opfergeräthe finden. Die Sprache schweigt aber davon, vergebens werden im althochdeutschen Wort neihunga Opfer, wie sie bei Juden und Römern üblich, in zepar oder Geziefer die Opferthiere, im „Gebütt“ das Brandopfer von Herz, Lunge und Leber, was den Göttern gehören sollte, gesucht. Wulfila kam in Verlegenheit, als er das jüdische Opferwesen ausdrücken sollte in gothischer Sprache. Er fand in dieser das Wort blotan, welches jede Art von religiöser Verehrung ausdrückt, und dessen Wurzel ebensowohl dient für Blume, Blosma, als für Blut, Bloth. Ein Blotman hieß in Schweden, wer besonders eifrig seinen Gott verehrte. Gebet und Flehen zu Gott übersetzte er mit Usblotheins, Gottesverehrung mit Blotinassus, und Gottesverehrer mit Guthblostreis. Für Altar aber konnte er, da die Gothen keinen Altar kannten, nur das Wort Biuds, das heißt Platte oder Tisch, benutzen. Für die verschiedenen Arten der jüdischen Opfer fehlten ihm die Wörter gänzlich. Der Opfer-Handlung im Allgemeinen entsprach noch etwa das blotan, für Räucheropfer aber nahm er das griechische Aroma an, Brandopfer übersetzte er mit Allbrunst, das ist heiliger Brand, und um Opfer überhaupt auszudrücken, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er dafür Sauths, das heißt Sud, anwendete. Nicht an einen Fleischsiedekessel dachte er dabei, denn dieser hätte doch zu sehr an Zube-

reiten von Fleisch zum Essen erinnert, selbst vorausgesetzt, daß seine Gothen bei ihren Festen das Fleisch lieber gesotten als gebraten verspeist hätten, sondern, was dem Bischof vorschwebte, war der Sud, welchen die wahrsagenden Weiber seines Volkes unter religiösen Sprüchen bereiteten, um je nach dem Wellen und Wogen der im Kessel treibenden gemeinen oder edlen Flüssigkeit zu weissagen.

So auffallend arm sich aber das Germanische an Ausdrücken für liturgische Gebräuche zeigt, so äußerst selten ist von Opfern, welche Menschen verrichten, in den Götter- und Heldensagen die Rede. Die ganze Hälfte der älteren Edda besteht in Dichtungen von mehr oder minder religiöser Art: Opferhandlungen aber von Menschen werden niemals darin erwähnt, es sei denn, man wolle folgende Stellen, die in Odins berühmten Runenlied gleich hinter einander folgen, von Opfern im Sinne des alten Testamentes verstehen. Die eine Stelle lautet:

Weißt du, wie man (Runen) beten soll?
Weißt du, wie man (Runen) opfern soll?

Das ist wohl so zu deuten, daß Gebet und Weihespruch in Runen aufgeschrieben sind, und das Opfern darin besteht, daß Stäbchen oder Täfelchen mit den Runen in den Fluß geworfen oder in die Luft verstreuet werden. Dann heißt es gleich, offenbar nur von Geschenken unter Menschen, etwas hausbacken:

Besser ist, um nichts bitten,
Als zuviel opfern;
Immer erwartst du Vergeltung der Gabe;
Besser nichts gesendet,
Als zuviel verschwendet.

Die Meinung aber der Germanen bei ihren mit Religion verknüpften Schmäusen und Gelagen wird uns durch einen schönen Gebrauch deutlicher, durch das Minnetrinken. Man trank Thors oder Wodans Minne oder eines anderen göttlichen Wesens, indem man bei dem Trinken voll Ehrfurcht ihrer gedachte. So trank man auch eines abwesenden oder verstorbenen Freundes Minne, wobei, wenn Mehrere beisammen waren, ein Spruch, ein Zuwinken und Anstoßen mit den Bechern vorher ging. Minnon, Lieben, ist ja eines Stammes mit minan und man, d. h. denken: man trinkt des Freundes

Minne, indem man auf sein Bild und Wesen die Kraft der Seele und der Gedanken richtet. Geradeso dachte man ehrfürchtig Gottes, indem man die Hände zu dem Mahl ausstreckte, das von dem ihm heiligen Thier, von Wodan's Pferd oder Nerthu's Eber oder Freya's Hirsch oder der Erdenmutter geduldigen Rindern, bereitet war. Geradeso ißt man noch heutzutage Namenstagskuchen, Fastenbrezeln, Osterschinken, Martinsgänse zu Ehren eines Lebenden oder Gedachten.

Wenn nun ein Römer, in welchem nur die Vorstellung von dem lebte, was bei seinem Volke Opfer hieß, von öffentlichen Festtafeln der Germanen und deren religiöser Weihe hörte und dann Einem von ihnen auseinandersetzte, was der Opferbegriff sei, und fragte, ob sie den Brauch ebenfalls hätten, so antwortete der Germane wohl: „Ja, wir opfern auch“, setzte aber lächelnd hinzu, „jedoch nur, was gut schmeckt.“

Wie in der That die eigentliche Opferhandlung höchst einfach darin bestand, daß man Speise und Trank einem göttlichen Wesen darbrachte und sodann — frohe oder ernste Gedanken auf dasselbe gerichtet — die Speise und den Trank zu sich nahm, erhellt noch deutlich aus der Frage in dem Wormser Beichtspiegel zu Ausgang des zehnten Jahrhunderts: „Bist du, um zu beten, an einen andern Ort gegangen, als zur Kirche, nämlich zu Felsen oder Quellen oder Scheidewegen, hast du dort ein Licht angezündet, Brod hingebracht und dort gegessen?“ Geradeso hieß es im Gesetz über der Sachsen Glauben: „Wer zu Quellen oder Bäumen oder Hainen ein Gelübde gethan, oder etwas nach heidnischer Weise dargebracht und zu Ehren der Götter gegessen hat, soll, wenn es ein Vollfreier ist, 60, wenn ein Friling, 30, wenn ein Unfreier, 15 Schilling büßen. Wenn sie nichts besitzen, wovon sie sofort zahlen, sollen sie der Kirche zum Dienst gegeben werden, bis diese Schillinge gezahlt sind.“ Die Strafgesetze wissen von heidnischen Gebräuchen nichts zu verfolgen, als das Zusammentreffen von drei Dingen, nämlich: zu altheiliger Stätte gehen, auf ihr Licht oder Feuer anmachen, und etwas dort essen oder trinken. Wenn die einzige Ausnahmestelle, die im Wormser Beichspiegel vorkommt, davon spricht, daß man den Schicksalsschwestern etwas zur Speise hinstellte, so war das ein ähnlicher Aberglaube, wie wenn noch in später Zeit den Hausgeistern etwas

in eine Ecke gesetzt wurde, nicht zu heidnischer Opferverrichtung, sondern zu wirklicher Labung.

Ein Opfer aber kannten die Germanen, ein hohes und herrliches, das Sühnopfer des eigenen Lebens durch hochherzigen Entschluß. Dem gottgläubigen und sinnenden Menschen liegt es nahe, Unheil als Unrechts Folge aufzufassen, und wenn das unselige Wesen nicht von der Schwelle weichen will, zu denken, daß eine große Schuld begangen und zu sühnen sei. Dann aber kann wohl in großmüthigen Seelen der Gedanke keimen, die Schuld auf das eigene Haupt zu nehmen und sich zu opfern, damit die Geliebten wieder glücklich werden. Von solchen Sühnopfern, die freiwillig in den Tod gingen, um ihr Volk zu retten, sind uns einige Beispiele überliefert.

In der nordischen Heimskringlasage heißt es sogar, in offener Volksversammlung sei in einer Zeit, als schwere Noth und Mißwachs das Land bedrückte, beschlossen, der Edelste des Volkes, der König selbst, solle das Unheil und den Tod auf sein Haupt nehmen.

Weil verwandt mit solcher Sinnesart der Germanen, ist auch, obgleich nichts Näheres darüber berichtet wird, anzunehmen, daß der Eine und Andere, niedergedrückt vom Bewußtsein eines Frevels, freiwillig eine schwere Arbeit oder einen Verlust auf sich nahm, um des Schuldgefühls ledig zu werden.

3. Fabeleien von Menschenopfern.

Nun sind auch den Germanen die gräßlichsten Opfer, Menschenopfer, zugeschrieben. Sonderbar, sie, bei denen vor allen andern Völkern eine reine und geistige Religion blühete, sie sollten geglaubt haben, es sei dem göttlichen Wesen wohlgefällig, wenn ihm das edelste Geschöpf zwischen Himmel und Erde geschlachtet werde? Und das wäre sogar bei wiederkehrenden Festen geschehen? Und zwar bei einem Volke, das keine ständige Priesterschaft kannte, bei welchem also jedesmal Leute, die nicht durch Amt und Uebung berufen waren, sich hätten zu dem blutigen Werke erst entschließen müssen?

Wären die Germanen wirklich von so furchtbarem Wahn verblendet gewesen, so müßte doch ihr gesammtes Religionswesen ein anderes Gesicht tragen. Sehen wir uns zunächst auf ihren sogenannten Opferstätten um, die zahlreich festgestellt sind, da müßten sich neben

der Menge von Thierschädeln doch auch ein paar Schädel und Gebeine von Menschen finden. Soviel man aber danach gesucht und gegraben hat, sie wollten und wollen sich nirgends wie erwartet zeigen. Doch an einem Orte fand sich etwas, das ist der Lochenstein, der — gegen dreitausend Fuß — im westlichen Süddeutschland eine ähnliche Stelle einnimmt wie der Brocken im Harze. Während man in Norddeutschland sagt: „Ich wollte, daß du auf dem Blocksberg säßest!", heißt es hier: „Ich wollte, daß du auf der Lochen wärest!", und die Hexen tanzten und buhlten mit den Teufeln auf der einen wie der andern Berghöhe. Neben dem sg. Opferstein auf der Lochen lag unter der Rasendecke, wie O. Fraas jüngst nach sorgfältigen Erhebungen festgestellt hat, bei zahllosen Knochen eine solche Menge von rohen Steinwerkzeugen der ältesten Zeit, sowie von fein gearbeiteten Eisen- und Bronzesachen aus der Römerzeit, daß man die Jahrhunderte, während welcher hier Feste gefeiert wurden, auf einige vor und ebenso viele nach Christus berechnen muß. Es fanden sich da Mehlsteine zum Kornzerreiben, um Meel und Schrot für Brodbacken zu gewinnen, zu Tausenden Scherben von Töpfen, aus denen man einst Meth und Bier getrunken, und endlich die Knochen der Thiere, die gebraten und verspeist wurden. Von den Letzteren gehörten 40 Prozent Ochsen, Kühen und Kälbern an, 26 Schafen und Ziegen, 17 Schweinen, nur 8 Pferden, 4 Hirschen, 3 Hunden, und in die noch übrigen 2 Prozent theilten sich Auerochs, Elch, Biber, Reh, Schwan und — Mensch. Ein menschliches Schenkelbein war von Hieben zerhauen und ein Menschenschädel arg mitgenommen. Darf man nun wohl von diesem ganz verschwindend kleinen Antheil des Menschengebeins einen Beweis hernehmen, daß seine Besitzer einst geopfert wurden? Liegt denn nicht die Vermuthung viel näher, daß in den fünf oder sieben Jahrhunderten auf dieser Stätte, wo große Volkszusammenkünfte waren, ein paar Menschen bei einer Rauferei erschlagen oder wegen argen Frevels auf der Stelle bestraft sind?

Wir durchgehen nun die zahlreichen Bildwerke, die sich um die Antonins- und Trajanssäule winden. Hätte es bei den Germanen Menschenopfer gegeben, so würden wir hier ihre Schilderung ebenso sicher antreffen, wie die aufgespießten Feindesköpfe auf germanischen Verschanzungen, die Peinigung der Gefangenen mit Feuer und Eisen durch die Weiber, die Selbstvergiftung der überwundenen Häuptlinge.

Allein weder an der einen noch an der andern Siegessäule läßt sich das Geringste entdecken, das auf Menschenopfer hindeutet.

Wir wenden uns endlich zu den schriftlichen Quellen, die über die Germanenzeit Kunde geben. Es kommen hier vorzugsweise drei Arten in Betracht: die Sagen, die Volksrechte und Gesetze, und die Lebensbeschreibungen der Glaubensboten.

In den Liedern und Sagen der älteren Edda, sowie im Beowulfs- und Waltarilied, im Ruodlieb und in den Bruchstücken der Muspilli und der Lieder von Hiltiprand und Hadubrand liegt von sittlichem und religiösem Brauch und Glauben nicht wenig ausgebreitet vor uns. Trifft man aber nur auf eine einzige Andeutung von Menschenopfern darin? Auf keine einzige.

Wo bei einem Volke ein so gräulicher Gottesdienst Wurzel geschlagen, da wird dadurch — es kann ja nicht anders sein — das ganze öffentliche Leben verdüstert und verzerrt. Wir müßten also auch in Recht und Sitte und Verfassung der Germanen noch vielfach auf die Spuren des blutigen Opferdienstes stoßen. Allein diese Spuren fehlen gänzlich, so reichlich auch die Aufzeichnungen sind, die wir von den alten Volksrechten besitzen.

Mindestens müßte doch in den Gesetzen der Merwinger und Karlinger, die auf's Strengste den alten heidnischen Wahn und Brauch verfolgen, vor allem andern deutlich und ausdrücklich von Menschenopfern die Rede sein. Sie schweigen davon.

Jedenfalls würden, wenn solche Gräuel vorgekommen wären, die Glaubensboten, die zahlreich sich unter die heidnischen Germanen wagten, die blutige Feier selbst geschildert und ihres Sieges über den entsetzlichen Wahn sich gerühmt haben. Allein auch davon lesen wir nicht das Mindeste in den Lebensbeschreibungen dieser Missionäre, so sehr die Verfasser auch dem Glauben an Wunder und Seltsamkeiten sich zuneigen.

Bei solchem Stande der Dinge ist doch die Anforderung nicht abzuweisen, daß man das Wenige in den ältesten Gesetzen und Berichten, das sich allenfalls von Menschenopfern könnte verstehen lassen, wohl darauf prüfen muß, ob es nicht mit viel mehr Fug und Recht auch anders zu erklären?

Wie aber? Wenn wir alle diese Stellen durchlesen, muß es da nicht auffallen, daß — ausgenommen die einzige Angabe des

Tacitus, es kämen bei den Germanen auch Menschenopfer vor, die ganz allgemein gehalten ist und auf gleicher Höhe steht mit seiner fabelhaften Erzählung vom Isisdienst und von der odysseischen Gründung der Asciburg, — daß mit dieser einzigen werthlosen Ausnahme alle die Stellen immer nur von Sachsen und Friesen handeln und nicht auch von andern Stämmen auf deutschem Boden? Warum sollen nur Sachsen und Friesen solche Unheilssöhne gewesen sein? Wohl waren sie ihrer Härte und Wildheit wegen verschrien, allein, da bei allen deutschen Stämmen in Denkungsart, Recht und Einrichtungen entschieden Uebereinstimmung herrscht, so wäre es geradezu unmöglich, daß eine so furchtbare Ausartung des menschlichen Gefühls, wie Menschenopfer, blos auf Sachsen und Friesen wäre beschränkt geblieben.

Doch prüfen wir nun, weil die Sache für die richtige Auffassung des Bildungsstandes der Germanen von einschneidender Bedeutung ist, die Stellen selbst, die angeblich von Menschenopfern bei Sachsen und Friesen handeln. Es sind zehn. Freiherr v. Richthofen, der an Menschenofer glaubt, hat sie sorgfältig in seinen vortrefflichen Werken über das alte Sachsenrecht gesammelt. Prüfen wir die Berichte alle zehn nach der Reihe.

Der Hauptartikel findet sich in dem Kapitular, welches Karl der Große im Jahr 877 für die sächsischen Lande erließ. Darin werden die heidnischen Bräuche mit Strafe belegt. Diese sind nämlich das Gelübde, das zu heiligen Bäumen oder Hainen oder Quellen gemacht wurde, — das Verspeisen von etwas zu Ehren eines göttlichen Wesens — das Wahrsagen und Zaubern, — der Vampyrglaube, — das Leichenverbrennen, — und da heißt es denn auch im neunten Artikel: „Wer einen Menschen dem Teufel geopfert (sacrificaverit) und als Opferthier (in hostiam) nach Heidenbrauch den Dämonen dargebracht hat (obtulerit), soll mit dem Tode bestraft werden.“ Hier könnte von Menschenopfern die Rede sein, wenn anderweit feststände, daß sie bei den Sachsen im Schwange gewesen. Da aber dies nicht der Fall, da das Gesetz nicht lautet „geopfert und getödtet hat“, so dürfen wir den Zusatz von „den Dämonen darbringen“ nur dahin auslegen, daß er deutlicher machen soll, was unter dem sacrificare zu verstehen, nämlich das förmliche Verwünschen und Uebergeben an Dämone mit feierlichen Worten nach Heidenart.

Die Härte der Strafe aber darf nicht auffallen; denn Todesstrafe soll nach dem achten Artikel schon erleiden, wer sich aus Furcht vor der Taufe versteckt, und nach dem siebenten Artikel auch, wer eine Leiche verbrennt und die Knochen in Asche verwandelt.

Das andere Gesetz ist aus dem Friesenrecht. Als im achten Jahrhundert die alten Volksgesetze der Friesen aufgeschrieben wurden, fand sich auch ein Zettel von Ulemar, einem früheren angesehenen Rechtsverständigen, und auf diesem Zettel lautet der Satz, welcher jetzt den Schluß des Friesenrechts bildet, noch recht altgermanisch: „Wer ein Heilighaus (fanum) erbrochen und darin etwas von Heiligthümern weggenommen hat, wird an's Meer geführt und auf dem Sande, welchen die Fluth zu unterwässern pflegt, werden ihm die Ohren geschlitzt und er entmannt und den Göttern geopfert, deren Tempel er geschändet hat.“ Offenbar spricht dies Gesetz von keinem Menschenopfer, sondern von einer Strafe für Frevel am Heiligthum.

Das Opfern (immolare) bestand, wie aus dem gleich anzuführenden Berichte Wulfram's zu ersehen, darin, daß der Frevler in's Wasser geworfen wurde. Wenn man ihn aber erst auf die fürchterlichste Weise schändete, so zeigt das nur, welchen Abscheu sein arges Verbrechen erregte.

Ganz dasselbe, was dieses alte Gesetz aus der Heidenzeit besagt, nämlich die Bestrafung wegen Verbrechens am Heiligthum, kehrt in drei andern Berichten wieder.

Vom Bischof Wulfram von Sens, der unter den Friesen als Bekehrer gewirkt und 645 im französischen Kloster Fontanelle gestorben, hat ein Klosterbruder nicht lange darauf eine Lebensbeschreibung verfaßt. Darin wird erzählt, wie Wulfram einmal gesehen, wie ein Knabe zum Galgen geführt wurde und wie ein andermal Jünglinge, welche das Loos getroffen, ergriffen und in's Meer geworfen wurden: beidemal braucht der Erzähler den Ausdruck, sie wären den Dämonen geopfert. Daß aber hier bloß Rache für Frevel an Heiligthümern geübt wurde, geht sowohl aus dem eben hergesetzten Artikel des Friesenrechts, und aus den herkömmlichen Verbrechensstrafen — Galgen oder Ertränken — hervor, als aus einer Stelle in der von Alkuin herrührenden Lebensbeschreibung Willibrord's, die ebenfalls Menschenopfer beweisen soll. Der Missionär hat nämlich um das Jahr 700 auf Helgoland Rinder schlachten lassen, die auf einer

heiligen Stätte weideten, und eine dort springende Quelle, aus welcher man nur in stiller Ehrfurcht trinken durfte, zu einer öffentlichen redereichen Taufe benutzt. Gaukönig Radbot ist ergrimmt darüber und läßt drei Tage hinter einander dreimal das Loos werfen, um diejenigen zu erfahren und mit dem Tode zu bestrafen, welche Haupturheber des Frevels gewesen.

Ferner sagt Rudolph von Fulda in seiner Beschreibung der Translation der Reliquien des heiligen Alexander: die Sachsen hätten besonders Merkur verehrt, und ihm an gewissen Tagen Menschenopfer dargebracht. Das ist wörtlich aus dem Tacitus genommen, kann also für sich selbst nichts beweisen.

Zwei andere Stellen, die eine in Lebuin's, die andere in Luidgar's Lebensbeschreibung, deren jede erst im neunten Jahrhundert oder noch später geschrieben wurde, werden ebenfalls zum Beweise von Menschenopfern angeführt: sie sprechen aber nur von Gelübden und Opfern überhaupt, von Menschentödten ist darin nicht die Rede. Denn von der großen Versammlung der Sachsen 770 zu Marklo an der Weser heißt es: „sie hätten ihren Göttern Gelübde und Opfer gebracht", und von Herzog Widukind, daß er zwölf Jahre später die Friesen dazu brachte, „vom Christenglauben abzufallen und den Göttern nach der Weise des früheren Wahns zu opfern".

Von einem grausamen Herkommen bei sächsischen Seeräubern, die an den gallischen Küsten heerten und raubten, hatte zu Ende des fünften Jahrhunderts der Bischof von Clermont, Sidonius Apollinaris, gehört und berichtete darüber in seinem blühenden Stile Folgendes. Ehe die Sachsen die Anker zur Heimath lichteten, wurde über jeden zehenten Mann der zusammen geraubten Menschen die gleiche Todesmarter verhängt. „Ueber diese Schaar der Todgeweihten verstreuen sie des Todes Unrecht durch des Looses Recht: unter solchen Gelübden wählen sie, zahlen sie mit Schlachtopfern. Und durch solchen heiligen Brauch weniger gereinigt, als durch Heiligthümerschändung befleckt, halten die unheilvollen Mörder es für etwas Religiöses, von ihrer Menschenbeute lieber Qualen, als Verkaufswerth, zu erpressen." Offenbar ist hier nicht von Menschenopfern die Rede, sondern von einer gräulichen Art und Weise, die Zukunft zu erforschen, ob nämlich auf Heil zur Heimfahrt zu hoffen?

Aehnlich wird man auch die einzige Stelle verstehen müssen, die

bestimmt von Menschenopfern redet. Pabst Gregor schreibt nämlich im Jahre 732 an Bonifacius: dieser habe ihm gesagt, „es sei unter Anderm in jenen Ländern von Bedeutung, daß Einige von den Gläubigen zum Opfern den Heiden ihre Sklaven verkauften.“ Sollten nun wirklich die neuen Christen einen so schändlichen Brauch, wenn sie ihm selber nicht mehr fröhnten, bei ihren Nachbarn begünstigt haben? Und warum kaufte man denn Fremde, da der eigenen Leibeigenen aller Orten genug waren? Wenn des Missionärs Zuträger nicht ihn oder er nicht selber sich getäuscht, so lief wohl die Sache darauf hinaus, daß selten einmal ein fremder Sklave gekauft wurde, um aus seinem Benehmen in Todesnoth eine Weissagung zu ziehen. Denn von solchem Aberglauben waren die Germanen allerdings tief umnachtet. Gleichwie bei den Römern ekelhaft in der geschlachteten Thiere Eingeweiden gewühlt wurde, um aus deren Verschlingungen in das Wirrsal der Zukunft hinein zu blicken, so diente germanischen Weibern dazu das Ringeln und Quirlen von frischem Menschenblut im siedenden Kessel. Auch bei den Cimbern schon erschienen diese fürchterlichen Frauen, welche das Blut der Gefangenen in ihre Kessel laufen ließen.

Das sind nun alle Stellen in Quellenschriften, die bezeugen sollen, daß es bei den alten Sachsen und Friesen, — und diese waren wie gesagt berüchtigt ihrer eisernen Herzen wegen, — Menschenopfer gegeben. Ganz ähnlich ergiebt bei den andern und noch dazu äußerst wenigen Nachrichten, die von Menschenopfern bei Germanen außerhalb Deutschlands etwas enthalten, die Untersuchung sofort, daß entweder von Kriegsgefangenen die Rede, die aus Rache, oder weil man sie nicht länger ernähren konnte, erschlagen wurden, — oder von Verbrechern, die ihre Strafe erlitten, — oder von Solchen, die freiwillig den Tod als Sühnopfer auf sich nahmen. Was wird nicht Alles noch heutzutage im Volke von Hexen, Wärwölfen und Vampyren erzählt, oder von Christenkinder schlachtenden Juden, oder von Hexenmeistern, die um ihren Zauber zu vollbringen, des Blutes oder Fingers von einem unschuldigen Kinde bedürfen! Soll man also Prokop, der beständig sich auf der Anekdotenjagd befindet, zustimmen, wenn er für Menschenopfer ausgiebt, als christliche Franken in Italien gefangene Feindeskinder tödteten und in den Fluß warfen, als des Krieges Erstlinge? Wenn aber Dietmar von Merseburg bloß aus Hörensagen

von einer dänischen Opferfeier erzählt, die vor einem Jahrhundert alle 9 Jahre auf Seeland stattgefunden hätte, und bei welcher je 99 Menschen, Pferde, Hunde, Habichte oder Hähne geschlachtet seien, und wenn Adam von Bremen dasselbe Mordfest alsdann nach Upsala verlegt, so kann man solche Nachrichten, welche der Erzähler selbst als bedenklich bezeichnet, wohl auf sich beruhen lassen.

Kamen aber wirklich im skandinavischen Norden, wo die Sitte härter und Menschenblut von jeher werthloser war, Ausartungen vor, so sollte man sich wohl hüten, sie ohne scharfe Untersuchung auf Deutschland zu übertragen. Dabei darf man nicht außer Acht lassen, daß in nordischen Sagen Manches als Thatsache hingestellt wird, was den Dichtern als Ideal vorschwebte oder als gewaltiges Schreckensbild ihren Vortrag beleben sollte.

Der Erwähnung werth ist auch, was von einer Art religiöser Selbstopferung bei den kanarischen Germanen berichtet ist. In Zeiten, wo schwere Landesnoth nicht weichen wollte, kam es vor, daß ein Mann sich von schroffer Felshöhe hinunter stürzte in den freiwilligen Tod, damit seinen Heldenmuth die Gottheit annehme zur Sühne für das Volk. Von blutigen Menschenopfern konnte dagegen, so scharf auch die Diener der spanischen Inquisition nach Andeutungen davon forschten, nicht das Geringste aufgespürt werden. Opfer brachte man gewöhnlich nur von Milch und Butter, wahrscheinlich wurden darin die nährenden Keime alles Lebenden erblickt. Götterbilder kannten die Wandschen nicht. An feierlichen Tagen aber, wie bei Sonnenwende und Mondwechsel, über deren Eintritt sorgfältig Rechnung geführt wurde, versammelte sich alles Volk auf den geweiheten Plätzen, wo Steinthürme oder hohe Felssäulen standen und huldigte dem göttlichen Wesen durch festliche Umzüge, Gesänge, Kampfspiele und Tänze.

4. Heiligthümer.

In Waldestiefen an Stellen, wo uralte Bäume in Lufthöhen leis ihre Wipfel regten und durch geheimnißvolle Stille ein Schauer der Ehrfurcht wehete, kamen die Germanen gern zusammen, um Gott zu verehren. Noch lange Zeit im Mittelalter wollte das Gedenken an die uralten heiligen Haine nicht verschwinden; ihnen wurde, wie es scheint, vorzugsweise der Name loh gegeben. Solche Plätze voll

hehrer Schönheit gab es auch am Seeufer, wo man die wogende Wassergewalt überschauete, oder am Bergesabhang, wo der frische Quell hervorsprang, oder wo erhabene Felsen emporstiegen. An diesen heiligen Stätten hafteten Sagen und Erinnerungen, und dorthin zogen von weit und breit die Umwohnenden an gewissen Tagen des Jahres. Dort sah man auch Banner und andere Heerzeichen, welche Thierbilder waren, aufgestellt, und an den Bäumen angenagelt Adler und Habichte und die Häupter von Pferden, Ebern und Bären, gleichwie noch jetzt der Bauer dergleichen über seiner Scheunenthür befestigt. Oder es war in einen Baum ein Speer zum Andenken Wodan's eingetrieben, oder ein Schwert, das an Ziu, oder ein Hammer, der an Thor erinnerte, aufgehängt. Vielleicht stand dort auch etwas in Holz oder Stein, was wie ein rohes Menschenbild aussah, an welches sich aber uralte heilige Ueberlieferung knüpfte, oder man erblickte an einem Baume oder Felsen Schnitzereien oder bildliche Umrisse, an welchen sich ein bäuerliches Genie versucht hatte, um etwas wie Wodan's Roß oder Thor mit dem Hammer oder heilige Zeichen darzustellen.

Solche Stätten standen in hoher Verehrung. Es wurde bereits die Lebensbeschreibung des heiligen Willibrord, des Friesenapostels, erwähnt, wo von einer solchen Stätte die Rede, die Fositesland hieß und auf der Insel Helgoland lag. Niemand durfte die Rinder, welche dort weideten, angreifen, und wer aus der Quelle, die dort sprudelte, trinken wollte, mußte sich ihr nur schweigend nahen.

Die regelmäßige Stätte aber der Gottesverehrnng war der gemeine Dinghof, die Gerichtsstätte, — sei es für das Ortsgericht, das jede Dorfschaft in der Nähe hatte, oder für das Landesgericht, zu welchem viele Ortschaften in der Runde gehörten. Auf diesen Stätten stand gewöhnlich etwas Hochragendes, ein mächtiger Baum oder ein gewaltiger Steinblock, den man aufgerichtet hatte, oder welcher sich von Natur dort vorfand, oder man schichtete aus Steinen eine Art Thurm empor.

Die Stätte des Ortsgerichts, die häufig von einer Mauer oder einem Steinkreise oder einem fortlaufenden Flecht- oder Zaunwerk umzogen war, hieß der Friedhof, weil dort der Dingfrieden galt, wo Niemand ein Messer ziehen durfte und der flüchtende Verbrecher Schutz fand, bis seine Sache ausgemacht war. Auch aus Norwegen

und Island sind zahlreich Beispiele berichtet, daß die Stätten religiöser Verehrung zusammen fielen mit den Gerichts- und Friedensstätten. Weil aber die christlichen Glaubensboten sich beeiferten, gerade auf den heiligen Stätten der Germanen ihre Kirchlein zu erbauen, so finden wir auch noch in späterer Zeit den Gerichtsbaum häufig auf Kirchhöfen stehen, und ging auf die letzteren der Name Friedhof über.

Der Baum aber, eine Linde oder Eiche, hieß auch der Blutsbaum, nicht etwa vom Bluten der Opferthiere, sondern weil blotan das Wort war für religiöse Verehrung. Ein solcher heiliger Baum war die Irminsul der Sachsen, die wahrscheinlich zu Paderborn auch auf der uralten Stätte des Gaugerichts sich erhob. Achtzig Jahre nach ihrer Zerstörung berichtete noch der Mönch Rudolph von Fulda: „sie sei ein Baumstamm gewesen von gewaltiger Größe, hochaufragend unter freiem Himmel; die heidnischen Sachsen hätten sie als die Allsäule, gleichsam die Allestragende verehrt.“ In des Verfassers Buche über den Kampf der Jesuiten und Bürger um Paderborn hieß es von der Irminsäule: „Eine schlichte Holzsäule, hochragend bis in die ziehenden Wolken hinein, umflossen von den stillen Schauern des Urwaldes, dies war den Sachsen das einfache Sinnbild der das Welttall tragenden Gottesgewalt, genügend zur religiösen Erbauung für kindliche Gemüther, die offen waren für die heilige allwaltende Gottesnähe.“ So stand auch bei Geismar eine besonders verehrte heilige Eiche, die nur Bonifacius zu fällen wagte, um das Holz zum Bau seiner Peterskirche zu verwenden.

Der Blutsteine, Hühnensteine, Hinkelsteine, Spindelsteine, Opfersteine, Gellensteine, Trudensteine oder wie sonst das Volk sie nennt, stehen noch eine Menge in Deutschland umher und überall haftet daran die Sage, daß es bei ihnen nicht recht geheuer sei. In neuerer Zeit hat man die fabelhaftesten Dinge von diesen Steinen verbreitet und Blutpfannen, Priester- und Richtersitze in den Vertiefungen und Rinnen gefunden, die sich auf die natürlichste Weise durch die Thätigkeit des Wassers und durch Verwitterung erklären. Zu einigen dieser Steine zogen noch in später Zeit die Leute hinaus, grüßten die Jahreszeit und trieben allerlei Kurzweil.

Felsgestein, Bäume, Quellen — diese drei sind es auch, welche auf den Kirchenversammlungen im sechsten, siebenten, achten Jahr-

hundert zu Nantes, Arles, Tours, Toledo und Rouen regelmäßig als Heiligthümer der Germanen aufgezählt werden, bei denen sie Holzfackeln und Lichter ansteckten, etwas aßen und tranken, und Gelübde machten. Ganz besonders sind es die hohen einzelnen Steine, die nach den Beschlüssen jener Versammlungen ausgegraben und zerstört werden sollen. So heißt es auch in den Satzungen des Concils zu Aachen 789: „In Bezug auf Bäume, Felsgesteine und Quellen, wo thörichte Leute Lichterspiele und allerlei Ehrbezeugungen machen, wird durchaus anempfohlen, daß dieser schändliche und gottverdammte Brauch, wo immer man ihn antrifft, ausgerottet und zerstört werde."

Weil man gegen rauhes Wetter Schutz bedurfte, standen auf den Gerichtsstätten öfter auch Schutzdächer. So zeigte das alte Wappen von Rothenburg ob der Tauber zwischen den zwei Burgen ein Dach auf Pfosten, unter welchem das kaiserliche Landgericht gehalten wurde. Auf Island bauete man zu demselben Zwecke Holzhäuser, Dinghöfe, in deren Hintergrund man ebenfalls aufstellte, was das Volk als Heiligthümer verehrte. Wohl mochte auch mancher große Grundbesitzer Hallen oder Scheunen errichten, in denen sich bei festlichen Gelegenheiten Verwandte und Nachbarn versammelten. Neuere Forscher nennen diese Holzhütten Tempel, und die dort sich zu Gericht und Schmaus Versammelnden eine Tempelgemeinde.

Außerdem gab es vielfach kleine Hütten, in welchen man Gegenstände religiöser Verehrung verwahrte sammt Geräthschaften, wie das Volk sie bei großen Festen brauchte, Heerzeichen, Schwertstäbe der Volksbeamten, Stangen und Wagen für das Umherführen der Heiligthümer, Kessel und Becher, Tische und Bänke. Bei der kurz zuvor hergesetzten Stelle aus dem alten Friesenrecht über das Erbrechen der Fana könnte man an religiöse Gebäude und Tempelschätze denken, aber ein Bußregister aus derselben Zeit, der sogenannte Indiculus sagt, daß die Fana kleine Hütten, casulae, seien, und gerade solche Heilighütten und Bethäuschen erscheinen jedesmal auf der Antoninsäule, wo in der Zerstörung des Heiligsten, was die Ortschaften besaßen, die schreckliche Verheerung des Landes angedeutet wird. Der heilige Liudgar fand solcher Fana mehrere auf der kleinen Insel Helgoland, und in Willehad's Lebensbeschreibung wird erzählt, daß des Glaubensboten Schüler im friesischen Drentegau „die nach Heidensitte ringsumher errichteten Fana" leichter Hand zerstören

konnten. Solche Heiligenhäuschen fanden sich auch noch bei den alten Kanariern.

Gern trugen auch die Germanen Mantelspitzen und Arm- und Halsringe und andere Schmuckstücke mit Nachbildungen von Thor's Hammer, Wodan's Pferdeköpfen, Ziu's Schwert, oder von einem Raben- oder Eberkopf, einem Pflug oder Schiffe, Dinge, die an die waltenden Götter erinnerten. Als solche Zeichen der Religion läßt noch Manches sich erkennen; denn Symbole dieser Art kehren in feststehenden Formen, groß und klein, vielfach wieder.

Da aber die Germanen keine Tempel, keine Götterbilder, keine förmlichen Opfer hatten, so brauchten sie auch keine Priester. Es gab keine Geschäfte für sie. Wie jeder Vater der Richter und Priester seines Hauses war, weil er dessen Vorstand und Verwalter war, so lag auch dem Schultheiß oder Graf einer Gerichts- oder anderen Volksversammlung das priesterliche Amt ob, die Festzüge zu sammeln, die Hymnen und Gebete anzustimmen, und jeden andern religiösen Brauch zu ordnen. Wer in der Versammlung priesterliche Handlungen verrichtete, heißt einfach e-wart oder a-saga Rechtssager oder Rechtswart, denn ewa bedeutet das gesammte Recht und Gesetz, und ganz richtig hieß, wer in des Volkes Recht und Herkommen gut Bescheid wußte, in der lateinischen Uebersetzung prudens homo, das heißt der wissende Mann. In den Berichten über der alten Kanarier Gericht und Gottesdienst wird ausdrücklich hervorgehoben, daß der bürgerliche Richter auch das Priesteramt hatte.

Erinnert sei aber auch an Folgendes. Wir besitzen wenigstens von einem arischen Volke bezeugte Urkunden über seine älteste Religion: das sind die Inder, so lange sie im Indusgebiete in ihren schlichten Zuständen verharrten. Sie verehrten nur das eine hehre göttliche Wesen, den Indra, der sich als Surja im gewaltigen alllichten Sonnengestirn und auf dem freundlichen heimischen Heerd als Agni offenbarte. Sie kannten keine Tempel, keine Götterbilder, keine Priester, keine Opfer, keine Witwenverbrennung. Nur ein Trankopfer war im Gebrauch, das in Pflanzensaft — Soma — und Milch bestand. Auch die alten Iranier hatten kein anderes Opfer, als das Trankopfer, — Haoma — das sie auf den lichten Höhen dem Sonnengeiste darbrachten.

5. Allerlei Glaube.

Es ist eine wohl zu beachtende Eigenschaft unsers Volkes, daß es mit Zähigkeit ohne Gleichen seine ältesten religiösen Anschauungen festhält. Alles und Jedes, was der Art vor eilfhundert Jahren in den Gesetzen vorkommt, die damals den heidnischen Brauch vernichten sollten, findet sich auch jetzt noch in den Abgründen des Volksglaubens wieder. Nur Weniges, wie die Sitte, auf den Grabhügeln geehrter Todten ihre Minne zu feiern, hat sich ganz verloren.

Während aber die Religionen des Alterthums sämmtlich ihre schwere Last von Aberglauben mit sich schleppten, konnten die Germanen nicht davon verschont bleiben. Im Gegentheil, je reiner und erhabener ihre religiösen Ideen sich emporschwangen, je weniger sie von eigentlichen Glaubenssatzungen sich beengen ließen, um so ungebundener schweifte ihr Geist in's Endlose, Phantastische, Traumhafte. In der Menschen Natur ruht ja wie eine unausrottbare Nothwendigkeit das Bedürfniß, irgend etwas Religiöses zu glauben.

Drei Eigenschaften wirkten bei den Germanen zusammen, um ihren Glauben an das Geheimnißvolle weit und tief und kräftig zu machen, ihr ehrfürchtiger Sinn, das feine Naturgefühl, und ihr heldenhaftes Denken und Trachten.

Vom Wirken und Weben göttlicher Mächte wußten sie aller Orten sich umgeben, das Eingreifen derselben in die menschlichen Dinge schien ihnen selbstverständlich. Ihr Feingefühl für das Leben und Sprossen und leise Verändern in der Natur tastete und suchte unwillkürlich nach geheimen Kräften. Faßte aber den Germanen ein heftiges Verlangen, so trug er es gewöhnlich lange Zeit still und verborgen in sich, bis die Sache sein ganzes Wesen mit so leidenschaftlichem Sehnen ergriff, daß er nicht anders dachte, als er müsse die Natur zwingen und den Bann brechen, der die geheimen Kräfte fessele: die Uebermenschlichen müßten vor der drängenden Gewalt und Inbrunst seines Flehens und Bohrens ihm zu Willen sein.

Der Glaube an Zauberkräfte hat von Anfang an unser ganzes Volkswesen üppig umwuchert, hat seine Dichtung, sein häusliches, selbst sein öffentliches Leben mitbestimmt, und hat noch längst nicht ganz seine Macht verloren.

Die Richtungen, in welchen sich hauptsächlich Zauberei erging,

sind Segnen, Verwünschen, Beschwören, Weissagen. In den Willen, der dabei thätig wird, legt sich die ganze Kraft der Seele so heiß und ungestüm, als sollte sie darüber selbst urgewaltig ausströmen und das Erwünschte zu Stande bringen.

Der Segen wirkt in die Zukunft hin, daß das Neugebauete feststehe, daß Kind und Saat und Vieh gedeihe, daß That und Gelöbniß erwünschte Erfolge haben, daß die Waffen treffen und ihr Träger stark und unverwundbar sei, — oder der Segen besänftigt den Brand, den Sturm, das Unwetter, heilt Wunden und Siechthum, und löst fremden Zauber und die Leidenschaft in der Seele.

Die Verwünschung drängt und treibt Den, welcher davon betroffen wird, in's Unglück hinein, schlägt seines Geistes und Leibes Kräfte mit Ohnmacht, unterhölt ihm Wirken und Werden, und kann ihn selbst in fremde, ja in Thiergestalten verwandeln. Wie grimmig und gründlich man verwünschen konnte, davon ein Beispiel aus der Edda. Als ihr Bruder ihr des geliebten Helgi Tod ankündigt, ruft ihm Sigrun zu:

Dich sollen alle
Die Eide schneiden,
Die du dem Helgi geschworen hast!
Bei des Leiptr
Leuchtenden Fluthen
Und bei dem uralten
Unnarsteine.
Nicht laufe das Schiff,
Das unter dir schwimmt,
Wenn günstiger Wind
Auch hinter ihm weht.
Nicht renne das Roß,
Das unter dir rennt,
Wenn du vor den Feinden
Dich retten möchtest!
Nicht schneide das Schwert,
Welches du schwingst,
Wenn nicht es dir selber
Schwirrt um das Haupt!
Dann wäre an dir
Gerächt Helgi's Tod,
Wenn du ein Wolf wärst
Im Walde draußen,

Gutes entbehrend
Und aller Freude,
Nicht andere Speise
Sollst du haben als Leichen.

Die Beschwörung aber dringt in's Innere der Natur, löst die Fesseln, zwingt die Elemente, und sprengt den Verschluß der Gräber und Abgründe, daß die Todten aus ihren Grüften, die Unholde aus ihren Klüften hervor müssen, dem Beschwörer Offenbarung zu geben und was er heischt zu erfüllen. So findet sich auf einer alten Pergamenthandschrift, die zur Bibliothek des Merseburger Domkapitels gehört, ein Zauberspruch, mit welchem der Kriegsgefangene seine Fesseln zu lösen trachtete, dem Knie und Gelenke mit Weiden gebunden sind. Er lautet:

Eiris sazun idisi,
Sazun hera duoder,
Suma hapt heptidun,
Suma heri lezidun,
Suma clubodun
Urnbi cuoniowidi:
Insprinc haptbandun!
Invar vigandun!

Einst saßen Idisi,
Saßen hier und dort,
Einige hefteten Haft,
Einige hemmten das Heer,
Einige wanden
Um Knie die Weiden:
Entspring den Haftbanden!
Entfahr den Feinden!

Dem Weissagen endlich liegt die Anschauung zu Grunde, alles in der Welt vollziehe sich gemäß ewiger Gesetzmäßigkeit. Was da geschehe, habe seine schattenhafte Vorgeschichte, und das Kleinste sei im Größten und das Größte im Kleinsten vorgebildet, und wer die Gabe dazu besitze, könne zum Voraus erkennen, was da komme.

Die beiden Zaubermittel aber, die stets verbunden wirken, sind das Wort und das Zeichen. Das Wort spricht aller Dinge Wesenheit aus, es hat sie gebildet, und kann sie auch ändern. Es erregt die verborgenen Wunderkräfte in Kraut und Frucht, Gestein und Gebein und allem was da kriecht und fliegt. Das Zeichen aber giebt diesen Kräften figürlich Weg und Richtung an, wie sie wirken und sich gestalten sollen. Uralte feierliche Sprüche also, hergesagt oder gesungen oder gemurmelt in gewissen Ton- und Satzweisen, sind das Zauberwort. Das Zauberzeichen aber besteht in Geberden, im Setzen eines Stäbchens, Knüpfen eines Knotens und dergleichen, am ersten findet es sich im siedendenden Kessel. Denn im Kessel zerstört

das Feuer die Naturgebilde, sie fließen in einander, und das hineingesprochene Wort fügt und kräftigt sie zu dem Bilde, das in der Seele des Zauberers lebt. Dabei muß er aber sorgfältig beobachten, was am Himmel und auf der Erde vor sich geht; denn ohne Wahrnehmung des rechten Orts, der rechten Zeit, der rechten Zahl ist der Zauber unkräftig.

Gehen wir nun die Gesetze durch, welche in der fränkischen Zeit Brauch und Glaube der germanischen Heidenzeit vertilgen sollten, so finden wir darin vielerlei Thatsachen im bunten Gemenge.

Zaubergesänge spielen überall eine große Rolle. Glieder von Holz werden an heiligen Orten aufgehängt, gleichwie noch jetzt Bauern an der Bildsäule der Muttergottes oder eines Heiligen vom kranken Arm oder Bein oder Herzen eine kleine Nachbildung aus Wachs aufhängen mit dem stillen Gebete um Heilung. Irgend ein Gegenstand, der einem göttlichen Wesen geweiht ist, wird durch die Felder getragen, damit die Frucht gesegnet werde. Um die Ortschaften werden, um das Gebiet zu weihen, mit dem Pfluge Furchen gezogen, ohne Zweifel schon ehemals unter lautem Gesang, Jubelgeschrei und Anruf göttlicher Wesen.

Das Verwünschen tritt als förmliches den Unheilsgöttern Weihen und Uebergeben auf, und noch heutzutage hört man oft genug: „der Teufel soll dich holen!" Unheil aber wird Jemand heimlich angethan, indem man, sein Leben und Wirken verwünschend, es hineinwebt und knotet in eine wunderliche Verschlingung von Fäden und Bändern. Drei Nornen oder Schicksalsschwestern treten auf und zwingen Weiber, ihnen nächtlich durch die Lüfte zu folgen, reitend auf allerlei Thieren. Die Schicksalsschwestern können auch schon bei der Geburt ein Kind verwünschen, daß es Wärwolf werde. Von einem wilden thierischen Drange, wie von einer dämonischen Gewalt ergriffen trieben sich nämlich Männer mit zerrissenen Kleidern und Schuhen im Eillauf umher, bis sie ausgetobt zusammen stürzten: das waren die Wärwölfe. Von Hexen und Hexenmeistern aber ging der Glaube, sie verschlängen Menschen, und man werde ihrer nicht ledig, als bis sie das Feuer verzehre, und wem sie es angethan, der müsse, um zu gesunden, von ihrem Fleische essen.

Um Sturm und Wetter oder Ungeziefer abzuwenden oder herbeizuziehen, gab es geheime Künste und Leute, die sich vorzüglich

darauf verstanden, gleich wie noch hie und da auf dem Lande Wettermacher Glauben finden. Krähe und Kuckuk waren die Wettervögel. Auch das Nothfeuer, das durch heftiges unablässiges Aneinanderreiben von Hölzern hervorgerufen wurde, hatte, wie es scheint, mit Beschwörung von Elementen zu thun. Eine große Rolle spielte der Mond, das ewig sich ändernde große Dämmerlicht am nächtlichen Himmel, das auf träumerische Menschen so unwiderstehlichen Reiz ausübt, bald von ziehenden Wolken verhüllt, bald mit unsäglich süßem Frieden die Seele erfüllend. Wenn der Mond lieblich strahlte, kam all das gutmüthige kleine Geistergesindel hervor, das vor der scharfen Sonne sich versteckte in Fels- und Baumgeklüft. Wenn des Mondes Licht erlosch und Finsterniß die Welt umfing, dann war die Zeit, wo die bösen Geister besondere Macht hatten. Gern warteten die Leute auf den Neumond, ehe sie zu einer wichtigen Handlung, wie Hausbau und Heirath, sich anschickten. Durch Anrufen und Hülfegeschrei, so glaubte man, ließen sich des Mondes Kräfte herabziehen, auf daß ein Werk gelinge. Und Hexen gab es, die mit des Mondes Hilfe sich Gewalt über eines Menschen Herz und Willen verschafften.

In Blüthe stand besonders der Glaube, daß man in die verhüllte Zukunft hineinsehen könne. Man meinte, daß sie nicht bloß in Träumen und plötzlicher Eingebung sich erschließe, sondern auch den Sinnen der sprach- und willenlosen Thiere, welche der Natur näher stehen, als der Vernunftbegabte, und in den scheinbar willkürlichen Formen und Gestalten von allem, was da fließt und rinnt und weht, sich ankündige. In diesem Weltall ist alles ja so fein und wunderbar in einander verschlungen. Unsere Vorfahren achteten daher darauf, ob die Rosse bei einer Ausfahrt von selbst anzogen oder nicht voran wollten, ob sie freudig schnaubten und wieherten oder die Köpfe hängen ließen. Wo man die erste Schwalbe sah, oder den Kuckuck rufen hörte, oder wo die Pferde stehen blieben und weideten, da schien die Stelle, welche für eine Ansiedlung gesucht wurde, angezeigt. Manchem Jäger und Bauern bedeutet es noch heute Unglück, wenn ein aufgescheuchter dunkler Nachtvogel oder ein altes Weib in trüber Schwächlichkeit ihm den Weg kreuzt, und Glück dagegen, wenn kampfliche Thiere, Habicht, Bär, Wolf und Eber, begegnen. Man achtet selbst darauf, wo und in welcher Form der Dünger von Vögeln, Pferden und Rindern niederfiel. Weiten Spielraum gestattete der

Phantasie das Rinnen und Rauschen des Wassers im Flusse wie im Kessel über dem Feuer, das Ziehen des Rauches und der Wolken, die Formen, in welchen bei dem Brotbacken der Teig oder bei Metallschmelzen das Erz sich gestaltete. Wußte man gar keinen Rath, so wurden die Loose geworfen, oder es stellten sich Zwei zum Kampfe um die Entscheidung. Des Siegers Sache mußte ja die beste sein; denn ihm hatte Allvater Stärke, Muth und Glück verliehen.

Zwölftes Kapitel.

Recht und Sitte.

1. Untrennbarkeit.

Nächst den religiösen Ideen giebt es keine andere, die so tief greifen und festwurzeln, als die Ansichten von dem, was recht und sittlich. Beides wird von der Religion wesentlich mit bestimmt, jedoch wirken dabei auch andere Kräfte ebenso mächtig, nämlich die Landesnatur, die tägliche Beschäftigung, die Volkserlebnisse, sowie Vorstellungen von dem, was schön und gefällig und begehrenswerth. Das Stärkere ist das Recht, das was sein soll und muß, damit das öffentliche Wesen bestehe. Das Recht ist ein einfacher zwingender Begriff: das Sittliche gliedert sich dreifach, in Gutes, Edles, Anständiges. Das Gute ist werthvoll wie das Recht, jedoch nicht ihm gleich, weil die Nöthigung, daß es da sei, nicht so zwingend ist. Das sittlich Schöne oder Edle entspringt aus dem stillen Begehren, was und wie die Nation gern sein möchte. Das Anständige ist das Schwächste und dieser Begriff bildete sich erst allmählig, weil, was anständig, Vielen zugleich bequem und gefällig sein muß.

Bei keinem Volke fließen diese Begriffe so ineinander, als bei den Germanen, bei keinem sind Recht und Sitte so ineinander verwachsen, so sehr, daß man ebenso wohl von Sittenrecht als von Rechtssitte sprechen kann. Was den Meisten gut und löblich erscheint, das führt zu Lebensarten, Versuchen und Formen, es zu fördern und festzuhalten. Diese Einrichtungen werden allmählich zu Herkommen und guter Ge-

wohnheit, und im selben Maße, als die Gesittung fortschreitet, sondert sich ebenso wie die Religion auch das Recht, das der Staat erzwingt, vom Sittlichen, was die Gesellschaft wünscht.

Bei den Germanen war dies Alles — das Recht, das Edle, das Gute und Anständige — wie aus einem Guß, gleichsam ein lebendiges Ganzes, das breit aus der Volksseele hervorwuchs: deshalb war es stark und unausrottbar. Wie man in Westfalen von der Eiche sagt: zweihundert Jahre wächst sie, zweihundert Jahre steht sie, zweihundert Jahre vergeht sie, — dasselbe läßt sich bei unserem Volke von jeder Idee und Einrichtung sagen, die zum Gebiet von Recht und Sitte gehört. Nur unmerklich, nur ganz leise und langsam ändern sie sich, und zwar geschieht das gewöhnlich viel mächtiger durch historische Einwirkungen von außen her, als durch Umbildung, die von innen heraus erfolgt. Die Eiche deutscher Rechtssitte steht und grünt und wächst langsam fort, und läßt nur hier und da ein Ast- oder Rindenstück verdorren und abfallen: ein gewaltiger Sturm allein kann ihre Aeste brechen und Laub und Zweige abschlagen, daß sie neu zu treiben anfängt.

Mit keinem Worte hat Tacitus das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Wesen der Deutschen besser getroffen, als da er sagte: „bei ihnen gelten gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze.“ Noch heutzutage ist die Sitte, die sanfte Schwester, bei uns mächtiger, als das Recht, der starke Bruder. Ehrgefühl und Zweikampf spotten des Gesetzes, und würde Jemand es wagen, obgleich kein Gesetzartikel es verbietet, öffentlich mit einer Slöckefried (Beischläferin) zu erscheinen, würde man ihn aus jeder guten Gesellschaft ausstoßen.

2. Grundzüge.

Versuchen wir es, die logische Verkettung der Grundbegriffe anzudeuten, mit deren schärferer Prägung und Weiterbildung wir uns in diesem Werke noch öfter zu beschäftigen haben. Nichts Anderes führt so in die klare Tiefe der Denk- und Gefühlsweise der Germanen und deßhalb auch in das Innere ihres Staats- und Rechtswesens hinein.

Die Wurzel, aus welcher der ganze Stamm mit seinem Geäste hervorwächst, ist das Selbst- und Ehrgefühl des Mannes, der auf sich

und Gott vertraut, der den Dingen und den Menschen gerade in's Gesicht sieht, dessen Handeln und Reden sich nicht künstlich verhüllen kann.

I. Das Nächste, das aus diesem frohen selbstherrlichen Bewußtsein entsprießt, ist der immer drängende Trieb, sich voll auszuleben, ungehindert durch fremden Willen, — es ist das Freiheitsgefühl, dieses aber übermächtig. „Stürmender," schrieb Tacitus, „als asiatische Despotengewalt, ist Germaniens Freiheit, selbst Cäsars Gewaltdrohung wurde vor ihr zum Gespötte."

II. Wo der freie Mann öffentlich auftritt, da vertraut er zunächst auf sich selbst. Deshalb sind die Waffen ihm sein Liebstes, nie geht er ohne sie aus, und sie werden ihm in's Grab gelegt.

III. Der Freie aber will auch da, wo er wohnt und waltet, unbelästigt sein, da will er ganz seine Ruhe, seinen Frieden, da sollen Weib und Kinder und Gesinde ihr wonniges Daheim haben, — deßhalb stand das Hausrecht in höchster Achtung und Unantastbarkeit, und kein Mann konnte sich anders denken, als wer ungeladen in sein Haus trete, taste verachtungsvoll des Hausherrn eigene Person an.

Im Schutze dieses Hausrechts aber stehen Alle, die ihm angehören, Leute und Sachen, Verwandte und Gäste: sie alle nehmen am Hausfrieden Theil.

IV. Wer aber ist frei? Nur wer sich selbst wehren und nähren kann. Also Wehrhaftigkeit — das ist erste Bedingung. Wem diese vornehmste Eigenschaft abgeht, der muß von einem Andern sich wehren lassen, ihm aber auch folgen und angehören, als da sind Kinder, Greise und Weiber, Kranke und Schwache.

Dauernd sich selber nähren kann aber nur, wer eigenen Grund und Boden hat. Kinder und Rosse, Gold und Waffen können verloren gehen; Grund und Boden bleibt und giebt Nahrung und giebt festen Stand. Also frei ist nur der Grundeigenthümer, und wer auf eines Andern Lande wohnt, kann nicht in voller Freiheitsehre stehn.

V. Jede Kränkung an Ehre und Freiheit, jede Beleidigung, jede Verletzung an Leib und Habe, — einerlei, ob der Angriff gegen einen Schutzbefohlenen, oder gegen ihn selbst gerichtet, — drängt dem freien Mann die Waffen in die Hand, drängt ihn zum Kampf so lange, bis der Frevel gesühnt ist.

Unbeschränkt waltet dies Fehderecht: wer darf dem freien

Manne in den Arm fallen? Nur dann, wenn er freiwillig seine Nachbarn und Landesgenossen zu Schiedsrichtern aufruft, mögen sie in seiner Sache ein Urtheil fällen. Wollen sie außerdem etwas von ihm, was er weigert, nun, so mögen sie ihres eigenen Fehderechts sich gegen ihn bedienen.

VI. Wohl aber geht der freie Mann mit Nachbarn und Volksgenossen eine Einigung ein, daß sie zusammenhalten wollen, damit was für sie Alle gut und heilsam, gefördert werde. Das aber ist der Friede, ein vielumfassender, innerlich aber wieder nicht scharf gefaßter Begriff. Friede ist die Herrschaft dessen, was an einem Orte Recht und Herkommen, bei Abwesenheit alles Störenden, was nicht dahin gehört. So giebt es einen Hausfrieden, Burgfrieden, Markfrieden, Ding- oder Gerichtsfrieden, Heerfrieden, und der Pflug, der zu Acker geht, und der Hirt, der zum Anger zieht, sollen ihren Frieden haben.

Andere besondere Einigungen darüber, was gelten und geschehen soll, ergeben sich von selbst, wenn Landesnoth eintritt. Diese friedliche Verbürgung dauert so lange, bis ein Mann sich durch Wort oder Handlung selbst zum Feind der Andern erklärt oder diese ihm den Frieden aufsagen.

Zu besserer Handhabung des nach ihrem freien Willen also Geordneten erküren die Männer Vorsteher und Heerführer, mit denen sie öffentlich und gemeinsam verhandeln, was geschehen soll, und denen sie Mittel gewähren und Vollmacht ertheilen, wie der Beschluß auszuführen.

VII. Bei einem Volke aber, bei welchem das Eigenthum hauptsächlich in Land und dem darauf gehenden Vieh und darauf stehenden Haus und Hof beruhete, ging alle Entwicklung nur in langsamer Bauerngewöhnung vor sich, und was einmal als Recht und Pflicht der Landeigenthümer anerkannt war, das legte sich auf ihren Grundbesitz als Lust und Last, und ging mit Grund und Boden von selbst auf ihre Erben über. Das gesammte öffentliche wie bürgerliche Recht erhielt einen Hang zur Erblichkeit.

3. Weib und Sitte.

Zwei Dinge aber giebt es, welche von vornherein Willkür bändigen: Blutsbande und Weibes Adel. Hier hört der freie Mann die mächtige Stimme der Natur und ist ihr gehorsam.

Der Germane fühlte sich innerlich verbunden und verpflichtet denen, in welchen das gleiche Blut floß von Eltern und Ahnen her. Das Blut erschien ihm als Sitz der Seele, weil es stockt oder in Wallung geräth, je nachdem sie selbst Schrecken oder Antrieb empfindet, und wenn das Blut ausströmt oder stille steht, das Leben erlischt. Unter Blutsverwandten ergab sich deshalb eine natürliche Gemeinschaft, die sie alle gleichwie eines Leibes Glieder kämpfen und genießen ließ. Ihnen allen gehört deßhalb der nährende Boden, der von den Ahnen herrührt, der jeweilige Besitzer ist nur Verwalter. Er muß deshalb unglückliche Blutsfreunde aufnehmen, und stirbt er, so ist der ihm dem Blute nach Nächststehende von selbst sein Erbe.

Gleichwie nun die Familienbande sehr wesentlich den sonst so unbändigen Freiheitssinn dämpften und milderten, so war auch die Bestimmung, welche das Grundvermögen in sich trug, — nämlich zu Dienst und Dasein der Familie, — Anlaß und Ursache, daß der Eigenthumsbegriff im deutschen Recht ein anderer wurde, als im römischen. Da er vom Gesammteigenthum ausging, so fehlte ihm von vornherein der Charakter des Ausschließlichen, und es ließen sich so vielerlei Rechte am Grundeigenthum, dauernde und vorübergehende, denken und errichten, so vielerlei Brauch und Nutzen es überhaupt Verschiedenen gewähren konnte. Auf der Grundlage dieser drei wesentlichsten Begriffe, der Freiheit, der Sitte und des Grundeigenthums, hat sich das gesammte deutsche Rechtswesen der früheren Zeit ächt national gestaltet.

In des Weibes Wesen aber vernimmt der Germane ein mächtigeres Gefühlsleben, einen feineren Geist, eine edlere Seele, als sie dem Manne eigen. Er ahnt und erfährt es, daß dem Weibe ein schönerer Takt für Geist und Sitte und Ehre innewohnt, daß ihr religiöses Gefühl wärmer und tiefer, ihr Mitleid gegen Kranke und Hülflose lebhafter, ihr Haß gegen Frevel und Niedertracht unversöhnlicher ist. Deshalb achtet er das Weib, obgleich es kein Schwert führt und unter seines Armes Schutze steht, höher als sich selbst. Gern horcht er auf Weibes Wunsch und Rath und übergiebt ihm des Hauses Leitung, die Erziehung der Kinder, die Herrschaft über das Gesinde. Das tiefe volle Gemüth in seinen Seligkeiten, seinen Kämpfen und seinem Weh — nirgends giebt es sich voller und leidenschaftlicher aus, als in Weibes Liebe. Das Mädchen wird das

Ideal des Jünglings, das Weib dem Manne Mittelpunkt seines Hauses und Heiligthum seines Herzens.

Daraus folgte auch, daß die Frauen in der germanischen Welt eine andere Stellung einnahmen, und daß sie auf ihres Volkes Leben und Geschichte einen viel größeren Einfluß ausübten, als ihnen bei andern Nationen eingeräumt wurde. Nicht um die Tage weichlicher oder üppiger oder stürmischer zu machen, verwandten germanische Frauen diesen Einfluß, sondern er wirkte wahrhaft sittlichend. Zunächst zeigte sich das in Erziehung der Kinder, wie im Sänftigen des Mannes, wenn sein Zorn aufloderte, im Anspornen, wo sein Wille erlahmte. Die Frauen wohnten aber auch den öffentlichen Festen und Kampfspielen bei; sie erwogen in ihrem Herzen die Volksbeschlüsse, und hielten nicht zurück mit ihrer Meinung; sie fanden ihre Stelle hinter der Schlachtlinie, um die Kämpfer anzufeuern und die Verwundeten aufzunehmen. Sie bewegten sich in der Gesellschaft wie sonst im öffentlichen Leben in voller Ehre und Freiheit. Deshalb verbreitete sich von ihnen aus eine erwärmende und begeisternde Strömung durch die Gemüther der Männer. Die Germanen wußten wohl, wieviel von seiner besten Tüchtigkeit ein ausgezeichneter Mann seiner Mutter verdanke. Edler Frauen Achtung zu verdienen, ein Zeichen ihrer Huld zu empfangen, war ihnen Antrieb zu ritterlichen Thaten.

„Im Andenken lebt es, wie öfter Schlachtenreihen, die schon im Weichen und Wanken waren, von den Frauen wieder hergestellt wurden, durch inständiges Flehen und Darbieten ihrer eigenen Brust und Hinweisen auf die nahe Gefangenschaft, die sie als ganz unerträglich für ihre Weiber fürchten, so sehr, daß starke Völkerschaften zur Treue sich verpflichtet fühlen, die unter den Geiseln auch edle Jungfrauen hergeben mußten. Ja, sie meinen, in ihnen sei etwas Heiliges und Vorahnendes, und ihre Rathschläge werden nicht verschmäht, und ihre Antworten wohl gewürdigt."

Diese Stelle im Tacitus läßt deutlich erkennen, wie die Germanen dafür hielten, das Weib sei feiner und edler von Sinn und Seele, als der Mann, und vor ihrem reineren Wesen, das durch die Leidenschaften und Kämpfe der Männer nicht getrübt werde, kläre sich das Verhüllte und löseten sich dunkle Wirrnisse. Wo sich in einem Weibe ein hoher weitsichtiger Geist ankündigte, neigten sich ihm huldigend alle Männer.

Man darf wohl behaupten, daß noch heutzutage nirgendwo Mutter und Geliebte so tiefen nachhaltigen Einfluß auf die Männer ausüben, als bei den Völkern, die von Germanen abstammen. Je reiner diese Abstammung, je mächtiger ist die Einwirkung des Weibes auf das ganze Werden und Wollen des Mannes. Deshalb ist auch die germanische Heldensage erfüllt von Liebreiz und Anmuth der Frauen, wie von ihrer Liebesleidenschaft und Herrsch- und Eifersucht, von ihrem Ränkespiel und ihrer unversöhnlichen Rachgier. Durch keines andern Volkes nationale Dichtung schreiten so hehre Frauen voll sittlichen Adels, voll Seelenstärke, und auch voll Grimm und Wuth. Unsere Sagen stellen Ideale der süßesten und reinsten Weiblichkeit auf, und dicht daneben Unholdinnen mit Leidenschaften wie aus der Hölle entstammt. Und finden wir nicht in der Geschichte der Völkerwanderung, in deren Aufregung und Stürmen die Germanen ihr Inneres in nackter Blöße zeigten, die Urbilder jener Weiber der Heldensage?

4. Treue.

Das Wort und Wesen, welches bei den Germanen am allermeisten das Verhältniß des Einen zum Andern regelte, hieß Treue. Der Mann ist treu, wie seinem Gelübde gegen sich selbst, so seinem Worte gegen Andere, — er übt Herzenstreue gegen Weib und Kind, gegen Eltern, Geschwister und Verwandte, gegen Freunde und Gesellschafter, — er hält die gelobte Treue seinem Gefolgsherrn und König, seinen Nachbarn und Volksgenossen, — er fühlt sich auch zur Treue verbunden seinen Dienstleuten, Hörigen und allen seinen Mundmannen oder Schutzleuten. Diese Alle sind aber auch ihm Treue schuldig. Treue bis in den Tod ist Heldenehre für den Herrn wie für den Diener.

Der Begriff der Treue ist an sich unerschöpflich. Sie ist eine Tugend und hat keinen festbegränzten Inhalt, es entwickelt sich daraus eine Unsumme von klaren Rechten und Pflichten und von zarten Rücksichten, das Sittliche und das Rechtliche spielen ineinander. So selten Vertrag und Gesetz genau vorschreiben können, was der Treue zu thun und zu lassen hat, so häufig spricht dabei das Gemüth mit und was der Augenblick fordert und eingiebt. Fast ebensoviel, als auf die That, kommt auf die Gesinnung an. Wer Jemand Treue schuldig,

soll ihm Beistand leisten und seinen Schaden wenden, — so lautet gewöhnlich die Formel, wenn ein Treuverhältniß errichtet wird. Allein verstanden wird darunter auch, daß Jeder gegenseitig sein Bestes thue, damit die Absicht, in welcher die Verbindung eingegangen ist, erreicht werde, — daß jeder Theil trachte, dem andern hülfreich und förderlich zu sein, — daß insbesondere volle Wahrhaftigkeit zwischen Beiden herrsche. Man braucht nur auf römische Abbildungen von Treuehandlungen der Germanen zu blicken, um zu empfinden, wie auch der Feind von dieser seelenvollen Aufrichtigkeit ergriffen wurde.

Nun war Treue ganz am Platze für die Innigkeit von Familien- und Freundschaftsverbindungen. Durch Treue wurde dem Germanen die Familie und Verwandtschaft zum Hort seines Daseins, und ergab sich ihm daraus eine unversiegliche Fülle von Freuden und Mitleiden. Bei keinem Volke des Alterthums, auch im Patriarchenzelte nicht, waltete jemals das familienhafte Gefühl so zart und zugleich so machtvoll.

Der Bund der Freundschaft suchte seinen stärksten Ausdruck in der Errichtung von Blutsbrüderschaft. Die Freunde traten zusammen, ritzten einander in der flachen Hand, daß Blut floß, ließen das Blut in ein Grübchen am Boden rinnen und rührten es in einander. Dann reichten sie sich die Hand und gelobten sich Brüderschaft, wie ein leiblicher Bruder sie dem andern schuldig. Das ineinander rinnende Blut und seine Vermischung mit der Erde sollte ein Zeichen sein, als wären sie vom selben Boden entsprossen und gleichen Bluts. Noch ausdrucksvoller wurde die Form, wenn man Rasenstreifen ausstach, sie wie ein Dach auf Spieße steckte, und darunter trat, das Blut ineinander fließen zu lassen und sich den Bruderschwur zu leisten. Wie leicht nimmt man es heutzutage mit Anbieten und Vollführen von Brüderschaft!

Hatte sich eine Genossenschaft zum Kriegsgang, ein Gefolge, gebildet, so gelobten sich Führer und Folger Treue. Darin lag die Verpflichtung, von einander nicht zu weichen trotz aller Gefahr und Abenteuer. Wir werden später sehen, wie im Lehnswesen und in der Huldigungsfeier der Treuebegriff auf die Gestaltung des Staatswesens einwirkte. Noch jetzt ist er ja überall lebendig. Das Erste, was man vom Dienstboten fordert, ist Treue, ein ehrlicher Soldat

verläßt seinen Hauptmann nicht in Noth und Tod, und wenn unsere Buben Räuber und Häscher spielen, haben sie vor allem im Kopfe, der Treue Glanz einander zu bewähren.

5. Deutsche Zucht.

Das Recht lernt sich aus Artikeln, Sitte durch Erziehung, für Beides aber muß Lehre und Beispiel mit eigener Uebung beständig zusammen gehen. Beschreibt man alles, was die Sitte verlangt, in zahllosen Sätzen, so bleibt immer noch viel zu beschreiben übrig, worauf in bestimmten Fällen nur das richtige Gefühl hindeutet.

Die Germanen legten daher ganz besonderes Gewicht auf die Zucht d. h. auf gute Erziehung. Es leitete sie dabei bewußt oder unklar das Einsehen, daß ihre harte wildkräftige Natur, die bald zum trägen Hindämmern, bald zu stürmischen Kämpfen neigte, ganz besonders der Zähmung und der Schulung bedürfe; daß aber ihr Rechtswesen unbestimmt und ihre Staatsgewalten schwächlich seien; daß also eine strenge und unabläßige Zucht von Kindesbeinen an nöthig werde.

Wenn aber der Jude vorzugsweise einen Mann Gottes, der Grieche einen edlen Mann, der Römer einen Staatsmann aus sich zu bilden bemüht war, so schwebte dem Germanen die Ausbildung eines ritterlichen Mannes vor. Sein Ideal kam dem griechischen am nächsten, war aber in sittlicher Beziehung reiner und gehaltvoller. Germanische Zucht strebte, sich des ganzen Menschen zu bemächtigen, alle guten Eigenschaften und Neigungen zu heben, den harten Stoff zu schleifen, und was unedel auszumerzen. Gute Zucht zu halten bei Kindern und Leuten, das stand im ganzen deutschen Mittelalter unter der Männer und Frauen Pflichten obenan, und über das Ergebniß sang Walter von der Vogelweide:

„Und das ist meiner Reisen Frucht,
Daß mir gefällt die deutsche Zucht,“

und an einer andern Stelle:

„Recht wohlgezogen ist deutscher Mann,
Als Engel recht sind die Frauen gethan.“

Solche Zucht begann nun im Elternhause: täglich und stündlich übten sie Vater und Mutter und ältere Geschwister, insbesondere war der Oheim von Mutters Seite der Nächste dazu von allen Verwandten. Gern und frühzeitig gab man die Kinder in befreundete Familien, damit sie dort gute Sitte lernten und die Söhne das Waffenwerk, die Töchter den Haushalt. Die Kinder von fürstlichen Eltern wurden „ausgethan“ auch in geringere Häuser, wenn treffliche und treue Menschen sie bewohnten. Sich selbst traueten die Eltern nicht genug ruhigen und gerechten Sinn zu, um die theuern Sprößlinge streng und gut zu erziehen.

So heißt es gleich zu Anfang des Gudrunliedes vom hehren vielgewaltigen König:

> Von seinen Vettern einer, er wurde Wate genannt,
> Der hatte von dem Degen zu Lehen Burg und Land,
> Der zog als Anverwandten den König unverdrossen,
> Er lehrte jede Tugend, ließ nie aus seiner Hut den Königssprossen.

Die Zucht des Jünglings war strenge, den Römern erschien sie als Sklavendienst, und nicht eher wurde einer freigesprochen, als bis er sein Meisterstück gemacht, entweder einen gewaltigen Bär oder Eber allein erlegt oder, noch erwünschter, einen Feind auf dem Schlachtfelde erschlagen hatte. Ueber dem Erschlagenen schnitten die Chattenjünglinge sich das Haar, das sie bis dahin langwallend gleichwie Knaben trugen.

Wer nun keine Zucht hatte, wurde als „Wilder“ angeschaut. Der aber Sitte und Brauch kannte und sie doch verletzte, hieß ein „Narr“, und wenn er gröblich frevelte, ein „dummer Narr.“ Wer aber „wohlgezogen“ war, so daß seine Zucht nicht wie erborgt oder bloß der Gäste wegen eine Zeit lang glänzte, sondern dauerhaft den ganzen Menschen durchdrang, der erhielt dadurch jene Sicherheit und stählerne Willensstärke, welche die Römer an den Germanen ebenso bewunderten als fürchteten. Sehr schön drückt dies wieder unser Walter von der Vogelweide aus:

> Wer schlägt den Löwen?
> Wer überwindet Jenen und Diesen?
> Das thut Jener, der sich selber zwinget
> Und all' seine Glieder in Hute bringet,

Aus der Wildheit in steter Zucht sie hab.
Geliehene Zucht und Scham vor Gästen
Mögen wohl eine Weile erglesten (erglänzen),
Doch geht's mit dem Scheine bald auf und ab.

6. Vier Erziehungskapitel.

Was gehörte nun Alles zur Zucht der Jungen bei den Germanen, und nicht minder auch im Mittelalter? Zuerst die sittliche Erziehung, — wahrhaft und heldenhaft sein, Leid und Mühen, Gefahr und Tod für Nichts achten, um Ehre seinem Geschlechte zu machen und vor sich selber zu bestehen. Feigheit, Lüge und Niedertracht war der ärgste Vorwurf. Kämpfen im hellen Sonnenlicht wie ein Eber oder Stier, so lange Knochen und Sehnen zusammenhielten, und seinen Feind zerschmettern und erniedrigen, bis der heiße Rachedurst gekühlt worden, — das war löblich und ehrenvoll. Ihn aber angreifen im Dunkel der Nacht, oder auch, wenn der unheilvolle Schlag gefallen, den Todschlag verhehlen und die Leiche verscharren, o pfui, das war ja gemein, das war das Werk eines Nidings, eines schändlichen Mordwolfs.

Im Gudrunliede, als bei wüthender Schlacht dunkler Abend tief und tiefer sank,

Da rief der König Herwig gewaltig: „Das ist Mord!
Zurück vom Kampf, Ihr Helden! das Tageslicht ist fort!
Wir schlagen unsere Feinde zusammt dem Freund daneben,
Geht das so fort bis morgen, so find' ich nicht den dritten Mann am Leben.
Die grimmen Kämpfer ließen ungern von der Schlacht,
Mit müden Armen schieden sie sich für diese Nacht.
Doch blieben ihre Heere noch nah genug beisammen,
Daß Jeder Helm' und Schilde der Andern leuchten
Sah im Schein der Flammen.

Als an einer anderen Stelle des Feindes Burg durch glücklichen Ueberfall erobert und Ostwin's Schwester Gudrun wieder gewonnen ist, da drängt ihr königlicher Gebieter zur eiligen Abfahrt.

Bewahre Gott, sprach Ostwin, die Eile thut nicht noth,
Und hätt' ich tausend Schwestern, ich laß sie lieber todt,
Als daß ich meine Stärke in Feindes Land verhehle
Und meinem grimmen Feinde das, was er im Sturm genommen, heimlich stehle.

In der Waltarisage sind die ritterlichen Herren, welche sich den langen Tag wüthend bekämpft haben, in der Nacht sorgsam bemüht, für einander zu wachen, daß dem Gegner kein Leid geschehe, damit er heil und lustig bei Anbruch des Morgens wieder das Schwert gegen den Beschützer schwingen könne. Solche leuchtende Heldenbilder wurden den jungen Leuten täglich vor Augen gestellt.

Das nächste Ziel war, einzuprägen Ehrfurcht gegen das göttliche Wesen, tiefe Hochachtung gegen die Frauen, Ehrerbietung gegen das Alter, aufopfernde Milde und Freigebigkeit gegen Dienst- und Gefolgsleute, Gastfreiheit gegen Fremde, Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende. Gepriesen wurde z. B. das Benehmen des Gepidenkönigs Turisind. Ihm hatte Alboin, des Longobardenkönigs Sohn, den Turismund, seinen Aeltesten erschlagen: weil der Sieger aber des Besiegten Waffen nicht heimbrachte, hieß ihn sein Vater sie holen gehen. Es war ein ehrlicher Kampf gewesen, deshalb fürchtete der junge Alboin sich nicht, mit zwanzig Gesellen zum Gepidenkönig zu gehn und Thurismund's Waffen zu erbitten. Freundlich wurde er aufgenommen und durfte sich setzen neben dem König auf des Erschlagenen Ehrensitz. Bei dem Gelage aber seufzte Turisind und sagte: „Lieb ist mir dieser Sitz, aber den zu sehen, der ihn einnimmt, das ist mir hart." Da fing sein zweiter Sohn über die Longobarden zu spotten an und sagte: sie trügen weiße Tücher um die Beine, wie weißbeinige Stuten. Gleich erwiederte ein Longobarde: „Geh' Du nur auf's Asfeld, da siehst Du noch an Deines Bruders Gebein, wie die Stuten ausschlagen." Wüthend über den Hohn sprangen die Gepiden auf, auch die Longobarden schlugen an's Schwert, und es wäre um ihr und Alboin's Leben geschehen, hätte sich der König nicht dazwischen geworfen, indem er ausrief: „Heilig ist das Gastrecht. Wollt Ihr mir die Gäste im eigenen Haus erschlagen?" Mühsam dämpfte er die Streitlust und das Gelage wurde fröhlich fortgesetzt, bis der König des Sohnes Waffen nahm und sie Alboin übergab und ihn ehrenvoll entließ.

Vor allem wurde Gewicht darauf gelegt, daß man ein keuscher und bescheidener Mann werde, der immerdar sich selbst zu bescheiden wisse, d. h. sich stets in der Gewalt habe, so in der Rede wie bei dem Gelage und im Sturm der Leidenschaft. Frühzeitig mußte ein junger Mensch trachten, ein gesetztes Wesen anzunehmen. Darauf

vertrauend, konnte Karl der Große von allen Heranwachsenden, die älter als zwölf Jahre, den Treueid verlangen.

Mit dieser sittlichen Erziehung ging Hand in Hand die praktische, die Lehre und Uebung in den Waffen, im Schlag und Wurf der Keule und Axt, des Spießes und des Schwertmessers, im weiten Sprung und Schwung, im langen Athem, in voller Herrschaft über den Körper und höchster Behendigkeit der Glieder, — sodann im Warten und Lenken der Pferde, im Abrichten der Hunde und Falken, Unterscheiden der Wildfährten, Anlegen der Wolfsgruben, — endlich im Feldbestellen und in der Pflege der Hausthiere. Ein rechter Mann mußte in der Noth seine Waffen zu schmieden, sein Roß anzuschirren, sein Haus aufzurichten verstehen. Nur unausgesetzte Uebung konnte zu den kriegerischen Leistungen befähigen, über welche andere Völker staunten. Daß aber diese Uebung schon im Knabenalter begann, beweisen die Kinderwaffen, die sich noch in Gräbern finden.

Mädchen und Frauen dagegen lag es ob, zu beschaffen, was die Hausgenossen an Nahrung, Gewand und Wäsche, von Arznei und Salbe, und bei Verwundungen an Verband und Pflege bedurften. Aber die Mädchen lernten auch Runen lesen und ritzen, ferner Sticken, Räthsel formen und die alten Sagen im Gedächtniß behalten. Mußten das Letztere auch Knaben und Jünglinge sich wohl angelegen sein lassen, so trat für diese noch die Anforderung hinzu, sich im Harfenspiel und Heldensang zu üben, damit sie dereinst es wagen könnten, in der Männer Gesellschaft sich hören zu lassen.

Sodann gehörte zur Erziehung, daß der junge Mensch den geistigen Hort seines Volkes in sein Dichten und Trachten aufnehme. Dieser Hort bestand in den Sagen von Göttern und Helden, in den geschichtlichen Ueberlieferungen, in dem Recht und seiner Uebung. Das lernte sich durch Theilnahme an den Volksfesten, Zuhören bei den öffentlichen Gerichtsversammlungen, Einprägen der Rechtssprüchwörter und Sinnsprüche, Fragen und Lernen bei Wissenden. Da man wenig oder gar keine Bücher und Schriften besaß, mußte um so mehr das Gedächtniß aufnehmen, eine Kraft, die bekanntlich durch tägliches Ueben zu unglaublicher Stärke anwächst.

Endlich gab die höfische Zucht die Vollendung. Diese begriff in sich, was wir jetzt Anstand nennen, und dürfen wir nach den mittelalterlichen Anstandsbüchern, — z. B. Tomhauser's Hofzucht oder

der Tischzucht im Rossauer Kodex, — den Schluß rückwärts machen, wie es nämlich in der frühesten Zeit damit bestellt gewesen, so wurde Tracht und Benehmen bei Ausgang, Grüßen und Besuchen, bei Tisch und Gelage, bei Versammlungen und Festen bis zum Kleinsten wie zum Gröbsten geordnet. Es scheint dies in der That Noth gethan zu haben bei einem Volke, das in Geschmack und Gewandtheit, was schönes und artiges Benehmen betrifft, von Natur sich beinahe ebenso scheu und verlegen erweist, wie sein sittlicher Sinn rein und liebenswürdig ist.

Dreizehntes Kapitel.

Familienbestand.

1. Kreis der Sippe.

Auffällig traten uns bisher in germanischer Anschauung gewisse starke Grundzüge, aber auch schon eine Menge von eigenartigen Einzeldingen, entgegen, die fortdauern bis zur Gegenwart, wenn auch vielfach gebrochen und anders gefärbt. Das ist selbst der Fall bei Religion und Aberglauben, und doch ist auf keinem andern Kulturgebiet eine so ernste Umgestaltung vor sich gegangen, wie auf dem religiösen. Wie viel mehr müssen wir also im häuslichen und geselligen Leben Fortdauer jener Sitte und Denkart erwarten, die bei allen Germanen ebenso angeboren und unverwüstlich erscheint, wie das bewegliche leuchtende Auge, das jede Gemüthsregung wiederspiegelnde Angesicht, der kräftige Körperbau, das etwas Unklare und Verfließende in Gedanken, Reden und Handlungen! Wenn wir z. B. in den alten Sagen lesen, wie die Helden sich Tags über weidlich herum hauen und Nachts abwechselnd für einander Wache stehen, würden unsere Studenten und Offiziere, die sich zum Zweikampf gefordert, es anders machen? Findet sich von der unheimlichen Spielwuth, welche Trotz bietet jedem Abenteuer, wie auch die Würfel fallen, nicht noch heutzutage etwas, soweit Germanen sich verbreitet haben?

Jeder tiefere Einblick in die Germanenzeit läßt uns öfter zum Verwundern erkennen, wie viel davon noch fortlebt. Gewiß aber erhellt sich uns dabei ein Stück Volksleben im Mittelalter. Es kommt daher darauf an, den Charakter des germanischen Alterthums in seinen Schöpfungen und Eigenschaften so scharf und deutlich, als es nur möglich ist, hervorzuheben. Die Ideen und Wünsche, von denen damals unsere Voreltern bei ihrem Thun und Denken ausgingen, müssen uns so hell und vertraut werden, daß wir auf der Stelle erkennen, wo später fremde Einflüsse Statt finden, die sie ändern und verdunkeln.

Nun war unter Allem, was Menschen und Völker zusammenfügt, bei den Germanen nichts stärker und bestimmender, nichts dauerhafter, als Blutsverwandtschaft. Denn, wie schon gesagt, glaubten sie, im Blute lebe die Seele, im Blute theile sie sich mit in all' ihren geistigen und sittlichen Eigenschaften. Daher vererbt der verdienstvolle Vater seine eigene Tüchtigkeit auf den Sohn, und ist dieser schlecht gerathen, so lautet das Sprüchwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Baum." Daher stehen sich alle Blutsverwandte innerlich nahe wie Brüder und Schwestern. Sie bilden zusammen ein einziges Geschlecht, das man sich vorstellte gleichwie ein einziges vielverzweigtes Gewächs.

Soweit ein paar Tröpfchen verwandten Blutes sich verfolgen ließen, soweit rechnete man die Schaar der Blutsfreunde. In frühester Zeit dachte man nicht daran, die Grade der Verwandtschaft abzugränzen. Erst die späteren Rechtsbücher unternahmen das: das ripuarische Gesetz wollte Rechte und Pflichten bis zum fünften, das salische bis zum sechsten Grade gestatten, der Sachsenspiegel aber hält die alte Satzung fest, daß Blutsfreundschaft im siebenten Gliede endige.

Gleichwie aber die Ausdrücke für die Verwandtschaftsgrade von körperlichen hergenommen sind, — so Geschlecht, Glied, Enkel, Hauptmagen, Kniemagen, Base, Busen und Brusterben, — so sucht auch der Sachsenspiegel das Verhältniß der Grade anschaulich zu machen, indem er die Verwandten nach Gliedern des Leibes vertheilt: „In dem Haupte ist beschieden, Mann und Weib zu stehen, die ehelich und ächtlich zusammen kommen sind. In des Halses Glied die Kinder, die ohne Zweiung von Vater und Mutter geboren sind. Ist da Zweiung an, die mögen an einem Gliede nicht bestehen und schricken an ein ander Glied. Nehmen auch zwei Brüder zwei Schwestern

und der dritte Bruder ein fremdes Weib, ihre Kinder sind doch gleich nahe, ihrer Jedes des Andern Erbe zu nehmen, wenn sie ebenbürtig sind. Ungezweiter Brüder Kinder die stehen an dem Gliede, wo Schultern und Arme zusammen kommen: also thun die Schwesternkinder. Dies ist die erste Sippezahl, die man zu Magen rechnet: Brüderkinder und Schwesternkinder. In dem Ellenbogen steht die andere. In dem Gliede der Hand die dritte. Im ersten Gliede des mittelsten Fingers die vierte. In dem andern Gliede die fünfte. In dem dritten die sechste. In dem siebenten steht ein Glied, darum endet die Sippe, und heißen Nagelmagen. Die zwischen dem Nagel und Haupte sich zu der Sippe stoßen mögen an gleicher Statt, die nehmen das Erbe gleich: der sich näher zu der Sippe stoßen mag, der nimmt das Erbe zuvorn."

2. Charakter der Blutsfreundschaft.

Was nun in diesem weiten Kreise einem Gliede an Wohl und Wehe widerfuhr, das freuete und ärgerte all' die andern Glieder. Wie die Familie das Ansehen, in welchem ihr Name stand, ihren Angehörigen mittheilte, so wuchs der Familie im Ganzen zu, was der Einzelne sich an Macht und Ehre erwarb. Dies Geschlechts- oder Familiengefühl lebte nicht bloß im Herzen, sondern es gestaltete sich auch zu festem Recht und ergab in mancher Beziehung die Unterlage des Staatswesens.

Läßt sich von Jagd-, Hirten- und Städtevölkern reden, so kann man die Germanen ein Familienvolk nennen.

Die Familie erscheint als eine von Natur gesetzte und genietete Genossenschaft, deren Wesen für die Mitglieder nach innen Friede und Freude bedeutet, nach außen aber Vertheidigung gemeinsamer Ehren, Güter und Rechte. Die wehrfähigen Männer waren die Schwertmagen, die Weiber hießen die Spill- oder Kunkelmagen.

In ältester Zeit kam auch nachbarlicher Zusammenhang hinzu, da die Ausbreitung der Kinder auf eigenen Höfen rings um ihren Stammhof erfolgte und die erste Niederlassung in der Völkerwanderung geschlechterartig geschah, Blutsverwandte also in der Regel ihre Sitze nahe bei einander hatten. Sie waren Markgenossen und — Nachbarn, ein Wort, mit dessen Anrede sich noch heutzutage etwas von besonderer Ehre und Freundschaft verbindet.

Das Wort Sippe (gothisch Sibja, hochdeutsch Sibba, angelsächsisch Sib) ist eben nur das Wort für Frieden und Freundschaft, die ganze Freundschaft — das ist die Gesammtheit der Blutsverwandten. Das Haus, zu welchem Jemand gehört, ist sein Daheim auf der Erde, dem Germanen ein wonniger Begriff. Die Familie, aus welcher er entsprossen ist, bleibt seine Zuflucht all' sein Lebelang. Im Innern des Hauses aber wie in der Familie soll ewiger ungetrübter Friede herrschen. Was sich darin Frohes begiebt, daran nehmen alle Mitglieder freudigen Antheil, die traurigen Ereignisse tragen sie alle miteinander, Einer des Andern Trost und Hülfe. Nichts erschien gräulicher, nichts unnatürlicher, als wilder Streit im geweiheten Frieden der Sippe. Als die Völuspa schreckliche Zeichen anführt, an welchen das Nahen des Weltendes zu erkennen, ruft sie aus:

Brüder bekämpfen einander
Und werden sich zu Mördern,
Verschwisterte werden
Die Verwandtschaft brechen;
Hart geht es her in der Welt.
Beilalter, Schwertalter,
Schilde sind zerspalten,
Windalter, Wolfalter,
Bis die Welt vergeht.

In ihrer Gesammtheit haben deßhalb Blutsverwandte die Ehre wie das angestammte Vermögen der Familie zu wahren. Sie treten bei allen wichtigen Vorgängen zum Familienrath zusammen: vor diesem geschehen Verlöbnisse, durch ihn erfolgen Aufnahmen in die Familie, und Beschlüsse, welche ihren Grundbesitz ändern. Gegen Unwürdige verwandelt sich der Familienrath in ein Familiengericht, das sie züchtigt und büßen läßt, und wenn sie unverbesserlich, ausstößt aus der Familie Recht, Ehre und Frieden.

Gegen Jedermann, der nicht zur Familie gehört, bilden ihre Mitglieder eine natürliche Gesammtbürgschaft, die dasteht wie eine starke Burg, Maegburh heißt sie im Beowulfslied. Gleichwie die Blutsverwandten in der Schlacht ihren Keil bilden, in welchem Vater und Brüder und Vettern einander drängen, aneifern und vorwärts schieben, so stehen die Blutsfreunde auch in der Fehde und vor Gericht zusammen, und diese Hülfe ist nicht bloß ihr Recht, son-

dern auch ihre Pflicht. Deshalb müssen sie einander als Eideshelfer beistehn, die Kampfhülfe leisten und die Leichenhülfe. Des Erschlagenen Blut aber lastet auf der Seele seiner Magen, bis die Blutrache erfüllt ist. Deßhalb müssen sie auch für das Thun eines ihrer Genossen die Buße aufbringen, wie sie selbst auch von der Buße, die ihm zu Theil wird, alle ihren Antheil mit empfangen. Forderung und Schuld des Wehrgeldes für den Erschlagenen wird als Familienvermögen angesehen, und es bestehen feste Gesetze, nach welchen es unter die Blutsfreunde getheilt wird.

Ihre Genossenschaft nimmt also im öffentlichen Wesen ursprünglich fast eine Stellung ein, wie etwa heutzutage die Gemeinde, ohne deshalb jedesmal die politische Gemeinde zu sein. Eine große Familie, deren Mitglieder beisammen wohnten, stellte für sich allein eine Gemeinde vor, das war aber Ausnahme, Regel dagegen, daß mehrere kleine Familien sich zu einer Gemeinde zusammen schloßen. Wäre die Sippe durchgängig die Grundlage der politischen Gemeinde gewesen, so würden wir in den Volksrechten auch breite Spuren davon sehen, nämlich, daß dem wirthschaftlichen oder politischen Volksbeamten Ehrfurcht und Gehorsam gebührte, gleichwie einem Familienhaupte; daß der Gemeindefrieden so fest und heilig gewesen wäre, wie der Sippefrieden; daß das Erbrecht der Gemeindebürger sich mit dem der Familienglieder gedeckt hätte. Wir finden aber von alledem nichts, nur im westgothischen Recht und in einer Verordnung des Merwinger Königs Chilperich eine Andeutung des Erbrechts von Nachbaren, während Fehderecht und Vollbürgerrecht aller Orten waltete.

3. Aufnahme und Austritt.

Oeffentlich und förmlich vor allem Volke mußte es daher geschehen, wenn ein Blutsfremder in eine Familie eintreten oder ein Blutsfreund aus derselben ausscheiden sollte. Die Einführung einer Braut in ihres Vermählten Wohnung geschah durch einen öffentlichen Aufzug. Wollte Jemand ein fremdes Kind in seine Familie aufnehmen, so mußte nach dem Gulathingslag sein mündiger Sohn im eigenen und in der unmündigen Geschwister Namen, oder wenn er keine Kinder hatte, der nächste blutsverwandte Erbe die Einwilligung kundgeben auf offener Gerichtsstätte. Dabei hatte Jener zu erklären:

„Ich nehme dieses Kind auf in meine Verwandtschaft zu dem Vermögen, das ich ihm überliefere, und zu Geld und Gabe und zu Gemeinschaft und Besitz, zu Buße, Sühne, und zu allem Recht, als ob seine Mutter meine eheliche Frau gewesen wäre."

Selbst ob das Kind der eigenen Frau oder Tochter oder Nichte in die Familie sollte eintreten, hing von der Entscheidung ihres Hauptes ab. Durch das Leben der alten Zeit geht ein herber Zug, welcher das Krüppelhafte lieber bei seinem Eintritt in die Welt zurückstößt, als daß es sich und den Seinen das Leben verkümmern soll. Mißgeburt wurde sogleich aus der Welt geschafft. Die Isländer hielten so sehr auf die alte Sitte, daß sie bei Annahme des Christenthums sich zweierlei Freiheit ausbedingten, zur Kinderaussetzung und zum Pferdefleischessen.

Die Aufnahme der Kinder zur Pflege und Erziehung geschah mit einer gewissen Feierlichkeit. Das Neugeborene wurde vor dem Vater, oder wer seine Stelle vertrat, auf den Boden gelegt. Erklärte er das Kind anzunehmen, so wurde es aufgehoben und dem Vater in die Arme gethan. Er begoß das Kind mit Wasser und begrüßte es nun mit dem Namen, welchen er sich ausgedacht hatte. In angesehenen Familien wurde dazu ein Verwandter oder geehrter Gast geladen, der das Kind mit Wasser besprengte und ihm den Namen beilegte. Dazu gab er ihm ein werthvolles Geschenk, einen Ring oder eine Waffe, auch wohl ein leibeigen Kind, welches dann mit dem Herrenkind aufgezogen wurde als sein Spiel- und Lerngesell, und ihm gewöhnlich anhänglich blieb bis in den Tod.

Schüttelte aber der Vater, vor welchem das Neugeborene niedergelegt war, das Haupt, so wurde das unglückliche Wesen fortgebracht und im Wald unter einem Baum oder auf's Wasser in einem hölzernen Gefäße ausgesetzt auf Leben oder Sterben. Hatte das Kind jedoch nur ein Tröpflein Milch oder Honig gekostet, die heilige Speise der Kinder, so mußte man es aufziehen; denn alsdann war es bereits in den Kreis der lebenden Menschen eingetreten.

Es ist uns aus dem Leben des großen Christenlehrers Liudgar eine anschauliche Erzählung überliefert. Im Hause seiner Mutter Liefburg führte die Großmutter das Regiment, eine Frau von alter Härte und Sitte, die nichts vom Christenthum wissen wollte. Diese war längst erbittert, daß ihre Tochter nur Mädchen gebar und keinen

Sohn und Erben, und als wieder ein Mädchen erschien, gab sie es sofort den Knechten mit dem Befehl: „Auf der Stelle ertränkt es!" Ein Knecht warf das Kind in eine Bütte voll Wasser, es griff aber das kleine Wesen mit beiden Händchen an den Rand und hielt sich tapfer fest. Da erbarmte es den Mann, und während er noch zuschauete, kam zufällig eine Nachbarin herbei, ergriff das Kind und eilte nach ihrem Hause. Hier warf sie die Thür hinter sich zu und strich ihm eilends etwas Honig in den Mund. Schon kamen die Knechte, ihr das Kind zu entreißen, sie aber rief ihnen zu: „Es hat Honig gegessen, seht, es leckt noch die Zunge danach." Da durften sie es nicht mehr tödten, und die Frau behielt das Kind heimlich in ihrem Hause, bis jene Grimmige gestorben war und die Mutter es wieder zu sich nehmen durfte. —

Wollte nun Jemand sich scheiden von seiner Familie, so konnte auch das nur vor allem Volke und dem bestellten Richter geschehen. Nach fränkischem Recht hatte er in der Landsgemeinde vor Aller Augen vorzutreten und sein Vorhaben kund zu machen, und zu allgemeinem Verständniß und Gedächtniß mußte er vier Erlenstäbe nehmen, sie über seinem Haupte zerbrechen und die Stücke niederwerfen auf die Gerichtsstätte, indem er ausrief: „Ich scheide mich von meines Geschlechtes Gut und Erbe, Fehde, Eideshülfe und allem Anhang". Dann war er frei wie der Vogel in der Luft und mochte erproben, wie er sein Leben führte und seines Rechtes Herr bleibe.

4. Mundschaft.

Die Familie aber nährt und wehrt diejenigen ihrer Angehörigen, die nicht selbst dazu im Stande. Das sind Unmündige und Verstandlose, Frauen und solche Greise, welche das Schwert nicht mehr führen können. Diese stehen unter Mundschaft, d. h. unter dem Schutze einer wehrhaften Manneshand; denn Mund, manus, war im Altdeutschen das Wort für Hand; daher das Sprüchwort „Morgenstund hat Gold im Mund!", d. h. in der Hand.

Dem nächsten wehrhaften Blutsverwandten fällt dieses Amt zu, also dem Vater über seine Kinder, dem Mann über die Frau, oder wenn er gestorben, dem wehrhaften Sohn über Mutter und Geschwister, oder dem Oheim von des Vaters Seite über Neffen und Nichten.

Die Mundschaft ist Pflicht wie Recht und Ehre, und geht soweit, daß selbst die Kinder, die eine entführte Frau von ihrem Geliebten hat, noch ihrem früheren rechten Mundwalt angehören sollen.

Hier treffen wir wieder auf etwas Dämmeriges und Fließendes in Gefühl und Rechtsanschauung der Germanen, das gleichwohl dem natürlichen Wesen näher stand, als die klare Begriffsschärfe der Römer. Bei Diesen gab es nur Freiheit oder Unfreiheit. Freiheit besaß, wer Vollbürger war: sie litt aber keine Minderung und keine Trübung. Einen Unfreien konnte sich der Römer nur vorstellen als im Eigenthum eines Herrn, gleich als wäre der Mensch nur eine Sache. Es standen deshalb Frauen, Kinder, Sklaven ganz gleichmäßig unter der hausherrlichen Gewalt des römischen Familienvaters, und aus dieser war kein Herauskommen, als durch förmlichen Verkauf, der wiederholt mußte vorgenommen und bekräftigt werden, damit es aller Welt deutlich sei, Niemand habe mehr Anspruch an den Freigelassenen. Der Germane dagegen konnte nicht anders, als in Demjenigen, der seiner Gewalt unterworfen war, noch die edle Menschennatur achten. Er fühlte sich weder gebunden noch beengt durch das mathematische Denken, welches den Römern nicht erlaubte, ihre Rechtsbegriffe mit den Folgerungen daraus anders, als streng logisch, aufzufassen. Gleichwie bei Germanen die Sitte es mit sich brachte, daß ein bejahrter Mann, der Haus und Hof nicht mehr vollkräftig vorstehen konnte, sich auf seinen Altentheil und unter Schutz und Wehr seines mündigen Sohnes begab, so hörte für die Söhne die väterliche Gewalt von selber auf, wenn sie eigenen Haushalt gründeten oder ein selbständiges Amt übernahmen.

Unrecht aber und Gewaltthat, die an Personen unter Mundschaft verübt worden, war eine Herausforderung des Vormunds, er hatte dafür Rache und Buße zu nehmen. Umgekehrt mußte er für ihr Gut und Erbe selbst eintreten und vor Gericht wie in der Fehde sie verantworten. „Wenn", sagt das Longobardenrecht König Rothar's, „ein Mädchen oder eine Witwe ohne der Angehörigen Wissen zu einem Gemahle geht, so muß Dieser dafür Buße zahlen, daß er sich ihrer Person bemächtigt hat, und außerdem die Fehde abkaufen. Und stirbt sie zufällig früher, ehe sie rechtmäßig unter seine Mundschaft gekommen, so geht ihr Vermögen an ihren rechten Mundwalt zurück."

Frauen bedurften stets der Mundschaft: entweder übte sie der Vater oder der Gemahl, oder für Witwen der älteste Sohn oder sonstige nächste Blutfreund ihres verstorbenen Mannes.

Männer erschienen unwehrhaft und deßhalb unmündig sowohl dann, wenn sie schwache Greise geworden, als da sie dem Knabenalter noch nicht entwachsen waren.

Wollte Jemand unter seine Mundschaft einen Wunschsohn oder eine Wunschtochter, d. h. ein fremdes Kind eintreten lassen, so nahm er es vor Verwandten und Nachbarn förmlich unter seinen Mantel oder setzte es auf seinen Schooß oder ließ es in seine Schuhe eintreten. Das war das Zeichen, daß er fortan für das Kind eintrete und dasselbe nicht mehr „in seinen eigenen Schuhen stehe".

In Zeiten schwerer Noth verdachte man es dem bedrängten Vater nicht, wenn er ein oder das andere Kind verkaufte, um der Familie Leben zu retten. Wie der Mann für die Seinigen täglich bereit war, kämpfend sein Leben einzusetzen, mußten auch die Kinder sich opfern. Ueberhaupt aber war man geneigt, schwächliche kleine Wesen, die ihren Verstand noch nicht hatten, oder sich nicht wehren konnten, wenig zu achten: „der arme Wurm" wurde nicht für voll angesehen.

5. Selbstständigkeit.

Wenn aber Jemand zu seinen Tagen gekommen, das heißt das fünfzehnte Lebensjahr zurückgelegt oder nach einigen Gesetzen auch nur erreicht hatte, so konnte er verlangen, daß ihm sein Mundwalt Waffen in die Hand gebe.

Die Wehrhaftmachung war ein wichtiger Abschnitt im Leben, öffentlich wurde sie vorgenommen und durch ein Familienfest beschlossen. „Waffen führen", berichtete Tacitus, „darf der Sitte nach Niemand eher, als bis die Gemeinde ihn als tüchtig erprobt hat. Dann schmückt in der Volksversammlung selbst der Vorstände einer oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Spieß. Dies ist bei ihnen die Toga, dies der Jugend erste Ehre; vordem gelten sie als ein Theil des Hauses, jetzt des Gemeinwesens".

Wie die Wehrhaftmachung bei den Gwandschen auf Kanaria vor sich ging, ist uns genau berichtet. Wenn dort ein Jüngling sich

stark genug fühlte, Waffen zu tragen und Heeresdienst zu leisten, so ließ er seine Haare lang bis auf die Schultern wachsen, und so trat er vor den Vorsteher, der als Richter die Prozesse zu schlichten und zugleich als Festordner bei den religiösen Feierlichkeiten zu walten hatte. Zu Diesem sagte er: „Ich bin der Sohn des und des Mannes und begehre, daß man mich wehrhaft mache". Dann kam der Richter in des jungen Mannes Ortschaft, berief die dort ansässigen freien Männer zur Versammlung, stellte ihnen den Jüngling und sein Begehren vor und sprach: „Ihr Alle, die Ihr mich hört, ich fordere Euch auf, bei der höchsten Gottheit mir die Wahrheit zu sagen und zu rügen, ob Ihr gesehen habt, daß Dieser, der vor Euch steht, der Sohn deß und deß, in eine Hürde gekommen und Ziegen gemolken und geschlachtet und sich mit seinen Händen eine Mahlzeit bereitet hat, oder daß er Vieh gestohlen, oder daß er in Friedenszeiten geraubt, oder daß er sich treulos und gemein bewiesen hat, sei es durch Worte oder Werke, insbesondere gegen Frauen?" Wenn auf jede dieser Fragen mit Nein geantwortet wurde, so trat der Richter zu dem jungen Mann, und schnitt ihm rings um das Haupt das Haar weg, so daß es ihm nur bis unter die Ohren hing. Dann gab er ihm in die Hand einen Spieß, den man die Magoth, d. h. die Macht nannte, und erklärte ihn für einen Wehrmann. Trat aber irgend Jemand auf zur Rüge und bezeugte, daß Jener einer gemeinen Handlung sich schuldig gemacht, so wurde ihm das Haupt geschoren und er fortan nicht besser angesehen, als Einer, der zu den Leibeigenen gehörte, die man Gescheerte nannte, weil sie ihr Haar nur kurz tragen durften.

Es war aber die Wehrhaftmachung erst ein Zeichen halber Volljährigkeit. Diese trat ein, wenn der Sohn selbstständig seine Haushaltung anfing oder bei einem Andern einen Dienst oder, was bei einem jungen Manne wohl selten vorkam, ein öffentliches Amt übernahm. Dann aber bedurfte es auch keiner förmlichen Erklärung des Vaters mehr, daß er den Sohn aus der Mundschaft entlasse: die Thatsache der Selbstständigkeit war entscheidend. Der Sohn stand ja nicht, wie bei den Römern, gleich einem Sklaven in der väterlichen Gewalt, so daß es Förmlichkeit über Förmlichkeiten bedurfte, bis er wirklich als derselben entledigt galt. Wohl aber mochte auch bei den Germanen der Wille der Eltern und die öffentliche Sitte junge Leute

zurückhalten, den Schritt zur vollen Selbstständigkeit vor der Zeit zu thun. Hatte aber Jemand das Mannesalter mit wenigstens ein und zwanzig Jahren erreicht, so durfte Niemand ihn mehr hindern, sich „eigenen Heerd und Topf" zu setzen.

Umgekehrt hörten Recht und Würde der Volljährigkeit von selbst wieder auf, wenn eines Greises zitternde Hand die schwere Streitaxt nicht mehr schwingen konnte. Dann fiel er von selbst unter die Mundschaft seines wehrhaften ältesten Sohnes oder nächsten Blutfreundes. Dasselbe geschah, wenn sein Körper gelähmt oder sein Verstand irre wurde. So stark und allgemein war die Anschauung, daß nur ein vollkräftiger Mann seinem Hof und Haushalt vorstehen könne, daß die Alten, wenn Greisenschwäche sie anfaßte, noch bei Lebzeiten von der Sitte genöthigt wurden, dem wehrhaften Sohn ihr Gut abzutreten und auf die Leibzucht zu ziehen. Wollten sie nicht daran, so mußten sie gewiß schon damals hören, was man in Westfalen geizigen Alten, die nicht abtreten wollten, zusang: „Kruep unner, kruep unner, de Welt ist dy gram" (Kriech' unter, kriech' unter, die Welt ist dir zuwider). Die Gautreksage berichtet von einem hohen Steilfels, die Stammklippe genannt, der in einsamer Gegend in Westgothland gestanden; von seiner Höhe hätten sich die Alten, nachdem sie ihren letzten Willen verkündet, fröhlich in den Tod gestürzt. Dergleichen mag wohl hier und da vorgekommen sein. Auch auf den kanarischen Inseln war es beliebte Weise, sich durch den Sprung von Felshöhen den Tod zu geben, um Schmach und Elend zu entgehen.

Nächst der Knechtschaft aber war den Männern der Schlachten und der Meerwogen nichts verhaßter, als der „Strohtod" auf dem Lager des Siechthums, „wo man wie ein Hund im Rauch der Stube erstickte."

Vierzehntes Kapitel.

Ehe.

---

1. Verbindungen zwischen Mann und Weib.

Keine Unfreie durfte sich ohne Genehmigung des Herrn verheirathen. Dieser vermählte sie nach seiner Wahl und Willkür, gleich

wie er sie verkaufen und verschenken konnte. In der ältesten Zeit scheint der Vater oder, wenn keiner da war, der Mundwalt ein ähnliches Zwangsrecht über die Tochter, Schwester oder Nichte gehabt und der Mann sich die Frau gleich wie eine Leibeigene gekauft zu haben. Natürlich konnte nun Einer, wenn es ihm anstand, auch mehr als eine Frau sich kaufen. Die Gekaufte hatte ja keine Rechte ihm gegenüber.

Aus dieser Rechtsanschauung haben sich aber die Germanen frühzeitig empor gearbeitet: eine innere Ahnung sagte ihnen, was menschenwürdiger, edler, für Haus und Kinder und Geselligkeit vortheilhafter sei. Zu der Zeit, als die Germanen in die Geschichte eintraten, war es bei fast allen Stämmen bereits Grundsatz und Regel geworden, daß zur Vermählung die Zustimmung der Frau gehöre, wie daß eine rechte Ehe nur zwischen einem Manne und einem Weibe bestehe.

Nur dadurch erhielt die Frau die Stellung der gleichwerthen und dauernden Lebensgenossin des Mannes, der vollberechtigten Hausfrau gegenüber Kindern und Gesinde, Verwandten und Nachbarn. Diese wichtigste Verbindung im Leben hieß vorzugsweise Ehe, Ewa, ein Wort, welches ursprünglich jede sittliche dauernde Verbindung bedeutete. Gerade so hat sich der Ausdruck „Hochzeit", der ehemals für jeden hochfestlichen Tag gebraucht wurde, zurückgezogen auf den bedeutungsvollsten Tag im Leben des Einzelnen und die vier Hauptfeste der Kirche. Tacitus rühmt von den Germanen: „Fast allein unter den Barbaren sind sie mit einem Weibe zufrieden, sehr Wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust sondern ihrer hohen Stellung wegen mehrere Ehebündnisse eingehen." Diese Wenigen waren die Fürsten: in ihrem Stande finden sich in Deutschland bis zum Ende der Merwingerzeit, bei den nordischen Germanen noch später, Beispiele, daß ein fürstlicher Herr zwei Frauen hatte, die Beide als rechtmäßig galten. Verstand und sittliches Gefühl hatten diese Freiheit auf zwingende politische Rücksichten beschränkt, ebenso wie das Recht, die Frau zu verkaufen, nur in Fällen äußerster Noth, und das Recht, sie zu verschenken und zu vermachen, nur hier und da noch zu ihrem eigenen Besten vorkam.

Dagegen nahm man keinen Anstand daran, wenn ein vermögender Mann sich eine Beischläferin zulegte. Da rechte Ehe nur

zwischen Ebenbürtigen sein konnte, so war dies die erlaubte Weise einer Art von ehelicher Verbindung zwischen einem Freien und einer Magd, die er gern hatte. Die Eingehung dieses Verhältnisses war formlos, jedoch mußte es ein dauerndes sein. Wer nach übermüthiger Lust und Laune seine Beischläferinnen hätte wechseln wollen, wäre von Verwandten und Nachbarn hart zurecht gewiesen. Die Nebenfrau — auch Kebsin, Friedel, Gelle genannt — hatte nicht entfernt Rechte und Stellung einer Ehefrau, ihre Kinder beerbten bloß die Mutter, nur durch deren Verwandte wurden sie, wo es Noth that, öffentlich vertreten. Jedoch hatte das Kebsweib, wenn eine rechtmäßige Gattin im Hause war, ihre eigene Wohnung, und ihren Kindern konnte der Vater vor der Gerichtsversammlung Antheil an seinem Erbe gewähren.

Verhaßt war aber den Germanen das Gewerbe loser Dirnen. Durch schwere Strafen suchten die Westgothen es auszurotten, und die vandalischen Herren zwangen, als sie nach Karthago kamen, anfangs die unsittlichen Schönen dort, sich zu verheirathen, um bald darauf selbst in deren Netze zu fallen.

Nach einer Richtung hin war die alte Unfreiheit der Frauen bestehen geblieben. Nicht durften sie sich selbst zur Ehe geben, sondern die Familie mußte das thun. Der nächste männliche Verwandte, sei es der Vater oder der Bruder oder der Oheim von väterlicher Seite, mußte förmlich das Mädchen aus seiner eigenen Familie heraus und in die des Bräutigams hinüber heben. Wollte die Braut ohne Verlober sich selbst dem Bräutigam geben, so verlor sie allen Anspruch auf Schutz und Erbe ihrer Familie und wurde nicht viel besser angesehen als wie eine familienlose fahrende Frau. Noch Ulrich von Lichtenstein, ein Ritter des dreizehnten Jahrhunderts, sagte in seinem Frauendienst:

> Ein Mädchen, das keine Eltern hat,
> Befolge seiner Freunde Rath.
> Will es sich selbst dem Manne geben,
> So mag es wohl mit Schanden leben.

2. Eheschließung.

Diese ging nun unter vielerlei Förmlichkeiten vor sich; denn sie war ein Vertrag, bei welchem es sich um Ehre und Vermögen

von zwei Familien und darum handelte, daß der junge Mann eine gute Hauswirthin und das Mädchen eine gute Lebensstellung erhielt. Ob die Zwei wohl zusammenpaßten nach Herkunft, Vermögen, Alter, Leistungsfähigkeit und gegenseitiger Achtung, — darauf kam es an bei Eheverabredungen, und nur nebenbei fragte es sich auch, ob Zuneigung bestehe. Vor allem fragte man nach dem Stande. Der arme Freie konnte zwar ebenbürtig sich zur Tochter des reichen Manns stellen: bei der wichtigen Stellung aber, welche die Frau im Hause und in der Verwandtschaft einnahm, wurde allgemein erwartet, daß der Jüngling sich ein Mädchen seines Standes erkor, das ihm Ehre und Ansehen, gleichwie Vermögen und Hülfe in's Haus brachte, und jeder Verwandte von der einen wie der andern Seite hatte dabei ein Wort mitzureden.

Was bei andern Völkern nur für vornehme Geschlechter galt, war bei den Germanen für alle freien Männer Herkommen. Durch die Töchter, welche man zur Ehe gab und nahm, verbündeten sich die Familien auf das Innigste mit einander, und es kam hierdurch in den innern Zusammenhang von Stamm und Gemeinde eine Eigenthümlichkeit, die in gleich starker Weise in andern Ländern fehlte. Deshalb spielte bei Eheverabredungen zwischen den Höfen der Bauern wie der Häuptlinge allerlei Politik in der Mark und Umgegend ihre Rolle, und gerade deshalb fehlte auch nicht die Ausgleichung durch eine Uebung, die — nach den häufigen Verboten in den Volksgesetzen zu schließen — nicht gerade selten war, der Mädchenraub oder die Entführung der Geliebten. Wenn die Alten planten und Stand und Vermögen und Vor- und Nachtheile der Familie erwogen, gab den Jungen Leidenschaft und Wagelust wohl den Gedanken ein, durch kühnen Schritt sich den Verwandten-Ketten zu entziehen. Die Volksrechte aber straften den Entführer mit Tod und Verbannung, und erklärten die Kinder der Entführten für unehelich, einerlei, ob die Entführung mit Beider Willen geschehen. Denn sie war und blieb ein frecher Einbruch in das Recht von zwei Familien, eine Schandthat, die nach der Germanen Gefühl wider das heiligste Gesetz verstieß, das einzige, welches bei ihnen allgemein gültig war. Indessen werden sich auch damals schon viele Eltern schließlich doch haben versöhnen lassen, um ihre Kinder nicht ganz unglücklich zu machen.

Ging aber Alles nach der Ordnung, so kam, wer eine Tochter

zur Frau wollte, mit recht vielen Gesellen geritten oder gegangen zum Hause ihres Vaters oder sonstigen Mundwalts. An der Spitze des Werbezugs stand der Fürsprecher oder Werbesmann, welcher das Wort führte. Wurde die Werbung nicht von vorn herein zurückgewiesen, ging es an's Vereinbaren des Preises, um welchen die Mundschaft über das Mädchen dem jungen Manne sollte abgetreten werden. Dieser Preis konnte in allerlei Gut bestehen, Gold und Silber, Leibeigenen und Pferden, Rindern und Gewandstücken. An diesem Werthe hatten außer dem Mundwalt auch die andern Verwandten des Mädchens von der Schwertseite ihren Antheil, weil ihnen allen die Mundschaft zustand. So wurde die Frau gekauft und ein Rest dieses uralten Brauchs ist noch unser Sprüchwort: sich eine Frau kaufen.

War nun die Werbung gut von Statten gegangen, so folgte die feierliche Verlobung. Verwandte und Nachbarn wurden geladen, und waren sie beisammen, so schlossen sie einen Ring, d. h. einen Kreis um das Brautpaar, das in der Mitte stand. Auf des Mundwalts förmliche Fragen erklärten Braut und Bräutigam, daß sie sich zu Mann und Weib nähmen. Dann übergab der Mundwalt die Braut, indem er dem Bräutigam eine Waffe, gewöhnlich ein Schwert, und ein Gewandstück überreichte. Darauf legten sich die Brautleute auf ein Lager, eine Decke oder ein Betttuch wurde über sie gebreitet, sie gaben sich einen Kuß und standen wieder auf, und damit waren sie Mann und Frau. Die Verwandten und Freunde aber brachten ihre Geschenke, die Niemand gering bemaß und Jedermann beurtheilte. Denn die Germanen legten großen Werth auf Andenken der Zuneigung und der bedeutungsvollen Stunden im rasch verrauschenden Dasein. Schlossen Aermere den Ehebund, so verlangte die Sitte, daß die Befreundeten Alle den Anfängern etwas gaben, der eine dies, der andere das, was man in den Haushalt brauchen konnte.

Nun folgte an einem andern Tage, spätestens über Jahr und Tag, und gewöhnlich in der Herbstzeit, der festliche Einzug der Braut (Brût, d. h. die Hohe, Hervorleuchtende) in ihr neues Haus, das Brautgeleite oder der Brautlauf genannt. Die Brüder und Vettern und Nachbarn kamen im Elternhaus der Braut zusammen, und wenn sich Alles geordnet hatte, zog sie voran im wallenden Haar, in Mitten ihrer Jugendgespielinnen. Gefahren oder getragen folgten Spindel und Rocken und allerlei Hausgeräth, Speckseiten und Schinken, Flachs und

Gewänder, Rosse, Kühe und anderes Vieh, und was sonst die junge Frau ihrem Manne zubrachte. Unter fröhlichem Jauchzen und Gelächter und Absingen uralter Brautlieder bewegte sich unter Führung des bestimmten Festordners der Brautzug durch Feld und Wald und Ortschaft bis zum Hause des Mannes, der ihn auf seiner Hofstätte bewillkommnete und der jungen Frau die Schlüssel überreichte, oder, wo es noch keine Schlüssel gab, vielleicht einen Riegel oder ein anderes allgemein verständliches Zeichen ihrer Hausgewalt. Unter Scherz und Jubel wurde der Tag zugebracht und gekrönt mit lustigem Gelage: das hieß den Brautlauf trinken, wobei der Götter Minne nicht vergessen wurde.

Die nächsten Anverwandten blieben des Nachts im Haus oder in der Nachbarschaft und versammelten sich am andern Morgen, ließen die kräftigende Suppe in die bräutliche Kammer bringen und empfingen das junge Paar, wenn es erschien, mit ihren Glückwünschen. Die Frau hatte jetzt ihr Haar zurückgebunden, denn nur die Mädchen trugen es fliegend. Jetzt übergab der Bräutigam seinem lieben Weib die Morgengabe, werthvollen Schmuck oder ein Roß oder ein Stück Land, und darin lag die öffentliche Erklärung, daß er sie als reine Magd befunden und ihres Leibes Sprossen nur ihm angehörten.

3. Familienleben.

Weil das Weib zarter ist von Leib, stärker im Dulden, wankelmüthiger im Willen, dabei abhängiger vom Naturleben, als der Mann, so kam es bei Völkern auf niederer Stufe nicht zu seinem vollen Recht und Adel.

Die Griechen ahnten Beides wohl: da aber ihre Haussitte sich niemals völlig von den Einflüssen Asiens befreien konnte, so wußten sie es nicht anders zu machen, als das Frauenvolk in zwei Theile zu scheiden. Der eine Theil war zur Verschleierung und Hausstille verdammt: das waren die Ehefrauen, deren Bestimmung sich darauf beschränkte, dem Manne Vermögen und eheliche Kinder zu bringen und sein Hauswesen zu führen. Der andere Theil des weiblichen Geschlechts nahm Stellung außer der Ehe: dies waren Mädchen, welche durch Geist und Schönheit und unabhängigen Sinn glänzten und der Kunst, Litteratur und freien Liebe sich ergaben. So sehr das

öffentliche Leben dem Griechen Hauptsache war, gleichsam die helle Blüthe auf dem dunkeln Untergrunde der Haussitte, so wenig konnte er der Hetären entrathen.

Die Römer hatten vom weiblichen Geschlecht eine etwas würdigere Ansicht. Die Mutter des Hauses durfte Anspruch machen auf öffentliche Ehre und Hochachtung, wie auf Theilnahme an Bildung und Geschick ihres Volkes, und zu Ende der Republik nahmen die vornehmeren Frauen eine ähnliche Stellung ein, wie noch heutzutage in Italien. Gleichwohl blieb bei den Römern der Grundsatz bestehen, daß das Weib als Frau wie als Tochter im Grunde unfrei und ohne eigene Rechte sei.

Auch bei den Germanen steht das Weib all' sein Lebelang unter Mundschaft; denn es ist nicht wehrhaft und hat kein Erbe am Grundbesitz, weil es ihn nicht mit dem Schwerte beschirmen kann. Im Uebrigen aber ist die Schwester dem Bruder, die Frau dem Manne ebenbürtige Lebensgenossin. Im Haushalt, in der Kindererziehung, in der häuslichen Pflege ihrer Angehörigen haben sie ihren nächsten Beruf, im Familienrath ihre geltende Stimme.

Mit rührenden Zügen blickt uns aus alten Sagen und Gesetzen das Familienleben an, dieses aber beruht auf Liebe, und Liebe ist das Leben des Weibes. Die germanische Frau nimmt wie die Griechin ihrem Mann oder Sohn die Waffen ab, wenn er wieder eintritt in's trauliche Daheim seines Hauses, aber sie bewehrt ihn auch bei dem Auszuge mit Schild und Helm, giebt ihm den Speer in die Hand und spiegelt sich in seinem Waffenschmuck. Denn er ist ihr Stolz und ihre Ehre, weil ihm ihr tiefstes Herz gehört.

Der Germane verkehrte viel seltener als Römer und Grieche, ja als Punier und Aegypter in der Oeffentlichkeit: sie gab ihm gar wenig zu thun, denn um sein Staatswesen war es immerdar schlicht und dürftig bestellt. Am eigenen Heerde aber erblühete ihm der ganze Reichthum, die Freude und Seligkeit des Gemüthslebens, und es war nur eine richtige Erkenntniß ihrer Eigenart, wenn die Germanen nicht in die Gemeinde, sondern in die Familie den Mittelpunkt des Daseins verlegten. Dies war von zwiefacher Folge, einer Folge für die Volksdauer und einer andern für die Sittigung.

Wo das Familienleben nach außen fest und gediegen, im Innern lauter und lebensvoll, da gleicht es in der That einer unzerstörbaren

Burg, in deren Schutz und Wärme das Volk sich stets wieder erneuert. Mag dieses noch so arg in Krieg und Noth zusammenschwinden, mögen noch so mächtig fremde Sitten und Sprachen sich eindrängen, — im Schooße des Hauses wachsen immer wieder genug Buben und Mädchen auf voll nationalen Sinnes, keimt und stärkt sich immer wieder des Volkes Sitte und Sage. Hierin liegt das Geheimniß, weßhalb unser Volk, trotz wiederholter Verheerung, Bedrängniß und Auswanderung, wie sie kein anderes Land jemals erduldet hat, sich jedesmal in kurzer Zeit wieder erholte und in seinem nationalen Wesen, ohne zu große Einbuße zu erleiden, stets wieder aufblühete.

Das eheliche Leben, das man bei Germanen erst in voller Reife des Alters einging, kann nicht besser als mit Tacitus' Worten geschildert werden. „Die Frauen leben in geschirmter Züchtigkeit, nicht durch lockende Schauspiele, nicht durch lustige Gastmale verführt. Briefliche Heimlichkeiten kennt der Mann so wenig als das Weib. Aeußerst selten kommen bei so zahlreichem Volke Ehebrüche vor. Sogar noch besser ist es dort bestellt, wo nur Jungfrauen heirathen, und des Weibes Hoffnung und Gelübde nur einmal Statt findet. So empfangen sie Einen Mann wie Einen Leib und Ein Leben, daß kein Gedanke weiter, keine fernere Begierde entstehe, daß sie nicht sowohl den Gatten als die Ehe lieben."

Mit den letzten Worten — die Ehe lieben — traf der denkende Römer das Wesen des Verhältnisses. Die Ehe legte jedem germanischen Weibe herkömmlich bestimmte Pflichten auf: der Mann war Herr und Haupt im Hause, sie seine Hauswirthin, sein Rath und Beistand. Ein schlechtes Weib konnte der Mann züchtigen: hatte er eine edle Frau mißhandelt, so traf ihn Rüge, Feindschaft und Verachtung der Blutsfreunde und Nachbarn.

4. Frauenehre.

Wo Frauen oder Jungfrauen öffentlich erschienen, da standen sie unter dem Schilde allgemeiner Achtung. „Weil ein Weib," heißt es im baierischen Volksgesetz, „sich mit Waffen nicht wehren kann, so soll sie doppelt Wehrgeld empfangen. Will sie aber kämpfen in ihres Herzens Kühnheit wie ein Mann, so wird ihr Wehrgeld nicht doppelt sein, sondern was ihren Brüdern zukommt, das soll auch sie

erhalten.“ Derselbe ritterliche Zug, daß man vor allen die Zarten und Wehrlosen schirmen müsse, zeigte sich wie im Treuehalten, wenn Weiber Geiseln waren, so hier in der Verdoppelung der Buße für Vergehen an Frauen.

Ein ähnliches Gefühl bestimmte die uralte Gruppenfolge bei öffentlichen Aufzügen. Vorn gehen die Frauen und Kinder, dann folgen die verheiratheten Männer, welche Jene im Auge haben, daß ihnen kein Leid widerfahre. Hinter den Familienvätern aber kommen die ehelosen jungen Männer, welche in der vollen Blüthe ihrer Kraft sind und deren Dasein weniger das Glück und Wehe schwächerer Personen bedingt. Diese müssen zuerst sich opfern, wenn in Fehdezeiten ein Ueberfall heranstürmt.

Zu eines Volkes Charakterzügen gehört, welche Schimpfworte es unerträglich findet. Den Germanen galt als größter Vorwurf Feigheit und Falschheit. Im Volksrecht der Franken wird das Schimpfwort „Füchschen“ mit 3 Schillingen gebüßt, — „Hase“ schon mit 6, — „Du Arger“, „Du Fälscher“, oder „Du geheimer Angeber“, oder „Du hast Deinen Schild weggeworfen und bist geflohen“, — Schimpfworte dieser Art kosteten 15 Schillinge. Ebenso stark war die Buße, wenn ein Weib ein anderes „Hure“ schalt: daß ein Mann solch’ ein Schimpfwort ausstoße, wurde, so scheint es, nicht vorausgesetzt. Hatte Jemand um ein Mädchen angehalten und zog sich nachher zurück, mußte er 62 Schillinge büßen, vorausgesetzt, daß ein Eheversprechen vor seinen und der Jungfrau Verwandten gegeben war. Hatte sie sich heimlich verlobt und kam zu Schaden, durfte sie nicht davon reden.

Wer wider ihren Willen einem freien Weibe Hand oder Finger strich, zahlte nach salischem Gesetz 15 Schillinge, griff er ihr an den Unterarm 30, an den Oberarm 35, an die Brust 45. Wer bei den alten Kanariern einer Frau auf offener Straße begegnete, durfte sie nicht anreden, ihr nicht einmal gerade in’s Auge sehen, sondern mußte stille stehn bleiben, bis sie vorbeigegangen, und warten ob sie ihn grüßte. Trat Jemand Einem freventlich in den Weg, so lautete bei den salischen Franken die Strafe auf 15 Schillinge, wenn diese Beleidigung einem freien Mann angethan war, dagegen auf dreimal soviel, wenn sie einem freien Weibe gegolten. Verstieg sich aber ein Bube zur gewaltsamen Schändung eines Weibes, so erschien keine

Strafe hart genug, um den öffentlichen Abscheu auszudrücken. In einigen Gegenden wurde noch im Mittelalter der Verbrecher lebendig begraben, in andern wurde er gefesselt zu Boden geworfen und ein spitzer Pfahl von trockenem Eichenholz ihm auf die Brust gesetzt, dann trat die Beleidigte hinzu und that darauf die ersten drei Schläge und der Nachrichter die übrigen, bis ihm der Pfahl durch's Herz getrieben war. Eines aber mußte vorher geschehen sein. Man mußte Hülfegeschrei der Ueberwältigten gehört, oder sie mußte mit fliegendem Haar und im zerrissenen Gewande dem Ersten, dem sie begegnete, die Schandtthat geklagt haben. Hatte sie still geschwiegen, so galt später keine Anklage mehr, eben um das weibliche Gefühl zu schonen.

5. Auflösung der Ehe.

Ein Bündniß, das nach so viel Verhandlungen, mit soviel Förmlichkeiten und Festlichkeit verknüpft wurde, galt von vornherein als dauernd auf Leben und Sterben, durch nichts trennbar, als durch Tod und schwere Noth.

Zwar stand dem Manne immer frei, die Frau wegzuschicken, wenn sie ihm keine Kinder brachte, oder ein arges Verbrechen beging, oder durch ekles Siechthum widerwärtig wurde. Allein zuvor mußte er sich nicht nur mit ihren, sondern auch mit seinen Verwandten auseinander setzen, die wohl überlegten, ob nicht aus der öffentlichen Scheidung der Familie noch größere Schande erwüchse. Wollte er gegen ihren Willen handeln, so konnte er ihnen allen nur gleich den Absagebrief schreiben. In den Volksrechten treten als Gründe, welche den Mann zur Scheidung berechtigten, allgemein und deutlich nur zwei hervor: Mordversuch, so daß er seines Lebens nicht mehr sicher war, und Ehebruch. Da der Germane solche Dinge mit einem gewissen schweren Ernst behandelte, so erschien Ehebruch nicht bloß als Frevel gegen heilige Pflicht, sondern auch als Betrug und Schädigung des Mannes in seinem Recht auf Kinder des eigenen Blutes. „Der Ehebrecherin Bestrafung erfolgt sogleich und ist den Ehemännern überlassen. Mit abgeschnittenem Haar, entblößt vor den Verwandten wird die Verbrecherin vom Manne aus dem Hause gejagt und durch das ganze Dorf gepeitscht. Denn für befleckte Keuschheit giebt es keine Verzeihung: nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichthum verschafft

ihr einen Gatten. Denn Niemand lacht dort über Laster, und Verführen und Verführtwerden wird nicht der Welt Lauf genannt." Der beleidigte Ehemann konnte die Schuldige und ihren Buhlen auf der Stelle tödten: nur durfte es nicht heimlich geschehen, sondern er mußte Grund und That den Anwohnenden sogleich offenbar machen. Bei den Sachsen wurde die Elende auch wohl genöthigt, ihrem Leben durch den Strick ein Ende zu machen, und über ihrem Grabe der Verführer aufgehängt.

Nicht stand gleiches Scheidungsrecht der Frau zu. War das eheliche Unvermögen auf des Mannes Seite, so konnte sie ihn bitten, unter seinen Verwandten Jemand auszusuchen, der dazu half, daß für Haus und Namen ein Erbe da sei. Mißbrauchte der Mann sein eheliches Züchtigungsrecht, so konnte die Mißhandelte flehend zu ihren Verwandten flüchten, welche dann schon Mittel und Wege fanden, den Argen ihre Rache fühlen zu lassen.

Starb der Mann, so verblieb die Witwe in seinem Hause und seiner Verwandtschaft, einerlei ob die Ehe mit Kindern gesegnet war oder nicht. Die Witwe stand nun unter der Mundschaft des blutsnächsten wehrhaften Verwandten ihres Mannes. Wiederheirathen derselben kam selten vor: es war kein Unrecht, man hielt es aber für unpassend. Bei den Franken mußte das Verlöbniß einer Wittwe sogar auf der öffentlichen Gerichtsversammlung verkündigt werden, damit man erfahre, ob Jemand Einspruch thue.

Fünfzehntes Kapitel.

Stände.

1. Vollfreie und Geburtsfreie.

Der vollfreie Mann konnte nur Den als seines Gleichen ansehen, der wie er selbst von Niemand in der Welt abhängig. Ein solcher Mann war aber nur, wer seinen eigenen Grundbesitz hatte, der ihm festen Stand gab für Haus und Hof, Raum für Vieh und Saaten und unbehinderten Verkehr, nebst ergiebiger Nahrung für Kind und Kegel.

Soweit sein Grund und Boden ging, so weit ging des freien Mannes Gewehre, und soweit gebot er im vollsten Selbst- und Freiheitsgefühl als Hausherr über alle Personen, die im Umkreis dieser Gewehre sich befanden, und über alle Sachen, die auf diesem Boden lagen oder standen. Jedermann konnte er verbieten, ihn zu betreten, oder nach Belieben, wenn er einen Fremden durchließ, Zoll von ihm nehmen. Jede Sache, die seinen Grund und Boden berührte, konnte er ebenso antasten, wie das flüchtige Wild, das darüber hin wechselte.

Nur solche Männer führten ein Vollwort unter ihren Nachbaren und Volksgenossen, und soviele ihres Gleichen ein Stamm zählte, so viel Vollfreie oder Edelfreie gab es darin.

Diese Hochschätzung des Grundbesitzes reicht bei unsern Vorfahren bis in die Urzeit zurück. Als Inder und Perser, Griechen, Italer, Kelten, Germanen und Slaven sich noch nicht verzweigt hatten, sondern noch einen einzigen Stamm bildeten, nannten sie sich Arja, Arier, d. h. Herren und Vornehme im Gegensatz zu niederem Volk. Das Wort bedeutet ebenso Grundbesitz als Erbe. Nur die Grundbesitzer waren die Ehrenvollen, deshalb wurde das gothische arjan und althochdeutsche aran auch das Wort für Bearbeitung des Bodens.

Es mochten daher jüngere Söhne, die keinen freien Hof ererbt, oder Solche, die ihr Erbgut durch Unglück verloren hatten, immerhin sich ihrer edlen Abkunft rühmen, durften aber sich nimmermehr jenen freien Hofbesitzern zur Seite stellen. Sie waren ja nicht gutsfreie, sondern blos geburtsfreie Männer. Wollten sie nicht ein Amt oder einen Dienst gegen Entgelt sich bei Reicheren gefallen lassen, oder warten, bis sie mit der Erbtochter ein freies Gut erheiratheten, oder bis irgend ein Hofgut frei wurde, das sie gegen Pacht und Abgaben zum Anbau übernahmen: so blieb ihnen nichts übrig, als mit andern Genossen auf Raub und Wagniß in fremde Lande zu gehen.

Ohne Zweifel traten schon in ältester Zeit, wo das Land bevölkert wurde, Söhne und Töchter von Freien auf größeren Höfen als Gesinde ein. Jene suchten einen Dienst als Vögte und Aufseher, Jäger, Thürsteher, Saaldiener, Schenken- und Speisewärter, Diese als Aufseherinnen im Hause oder im Hofe, Kammerfrauen, Schankmädchen. Gab es solche Stellen nicht, so vermietheten sie sich einfach als Knechte und Mägde und mußten auch zu solchem Dienst sich verstehen, der

als besonders niedrig galt, wie für Männer das Schweine- und Hunde-Füttern, für Mägde das Kornmahlen auf der Handmühle. Ohne Zweifel bestimmte das Herkommen den Lohn, die Umzugstage, die Fälle, wo der Herr den Dienstboten außer der Zeit wegschicken konnte, und was der Dienstbote, auch in kranken Tagen, verlangen durfte.

2. Hörige und Leibeigene.

Den beiden Klassen der Freien gegenüber standen die Unfreien, jedoch machte auch unter Diesen die Thatsache, ob Einer erblich einen nährenden Grund und Boden hatte oder nicht, einen großen Unterschied. Sobald ein Unfreier Hof und Acker erhielt, die ihm und seinen Kindern bleiben sollten, wenn auch in Abhängigkeit von einem Andern, hob sich der Mann in der öffentlichen Werthschätzung. Demgemäß gab es zwei Klassen von Unfreien, Hörige und Leibeigene.

Die Hörigen, meist Liten oder Laten genannt, besaßen ihr eigenes Ackergut, vererbten es auch auf Kinder und Enkel, allein der Grund und Boden gehörte einem Herrn, dessen Schutz und Schirm sie genossen, dem sie aber Felddienste leisten oder Abgaben an Getreide, Vieh oder Gewand entrichten mußten.

Leute dieser Art konnten von Geburt frei sein: weil sie aber Schutzes oder Vortheils willen, als Verwandte oder Aermere, auf eines andern Mannes Grund und Boden sich angesiedelt, hatten sie und ihre Nachkommen keinen Stand unter den freien Männern. Die als Söhne und Töchter von Vollfreien unter die Hörigen getreten, hob ihre Herkunft noch lange Zeit über Solche empor, deren Voreltern schon im Stande der Hörigkeit geboren waren, und gab es ohne Zweifel schon in der ältesten Zeit Abstufung und Mannigfaltigkeit unter den Land- und Schutzhörigen. Nicht Wenige mochten Nachkommen von Jenen sein, die einst bei der Landeseroberung ihre Vollfreiheit verloren hatten. Im Sachsenspiegel findet sich noch eine Erinnerung daran. „Da der Sachsen nicht so Viele waren, daß sie den Acker bauen mochten, als sie die thüringischen Herren schlugen und vertrieben, da ließen sie die Bauern sitzen ungeschlagen und bestätigten ihnen den Acker zu also gethanem Rechte, als ihn noch die Laten haben. Davon kamen die Laten."

Als Volksgenossen wurden auch diese Hörigen betrachtet. Sie zogen mit in den Krieg, konnten in den Gerichtsversammlungen, wenn auch unter Zustimmung und Beistand ihres Grundherrn, als Kläger und Beklagte auftreten, hatten jedoch an den politischen Rechten der Vollfreien keinen Antheil. Ihr Wehrgeld betrug in der Regel nur die Hälfte dessen, was Diesen zukam. Im Uebrigen überließ man ihnen selbst, wie sie mit ihrem Grundherrn sich setzten und stellten und unter seinem Vorsitz ihre besondern Angelegenheiten schlichteten.

Nicht bloß viel tiefer, sondern überhaupt anders gewerthet wurden die wirklichen Leibeigenen, die auf oder bei dem Herrenhofe die Leutekammern oder ihr eigenes Häuschen bewohnten und als Gesinde Haus- und Feld- und Handwerksdienste verrichteten. Sie gehörten gleichwie Rinder und Rosse zum Eigenthum, konnten wie diese belastet und von ihrem Herrn verschenkt, verkauft und verpfändet werden, durften nur mit seiner Bewilligung Ehen schließen, und des Herrn Wort bestimmte, was aus ihren Kindern werden sollte. Auch ihr Leben wie ihr Vermögen stand in des Herrn Hand. Wo ihrer in den ältesten nordischen Sagen gedacht wird, da werden sie nicht als schlank und schön, helläugig und wahrhaftig geschildert, sondern als plump und häßlich und arglistig.

Gleichwohl paßt auf diese Leute keineswegs der Begriff von Sklaven in der römischen oder orientalischen Welt. Der Germane konnte nicht anders, als den Menschen noch im Niedriggeborenen achten. Einige Stellen des Tacitus machen das Verhältniß klar: „Herrenkinder unterscheidet keine feinere Erziehung von leibeigenen, sie verkehren zwischen demselben Vieh, auf demselben Boden, bis Alter den Freigebornen absondert, Tapferkeit ihn kenntlich macht. . . . Daß ein Knecht geschlagen oder durch Fesseln und harte Arbeit gezüchtigt wird, ist selten: wohl tödten sie ihn, nicht der Zucht halber oder aus Strenge, sondern im Ungestüm und Zorn, wie einen Feind, nur daß es straflos ist. . . . . Die im Würfelspiel Knechte geworden verhandeln sie, um sich zugleich der Schande ihres Gewinnes zu entledigen." Auch den niedrigsten Knecht schützte noch die öffentliche Sitte vor unverschuldeter Mißhandlung. Wie die Wölsungasage erzählt, war einst ein Herrensohn Sigi mit einem Knecht auf die Jagd gegangen. Dieser traf und schoß mehr Wild als Jener: darüber kam es zum Wortwechsel, und im Zorne erschlug Sigi den Knecht,

und weil er sich schämte, so vergrub er die Leiche unter einem Schneehaufen und sagte, als er zu Hause kam, der Andere sei im Walde von ihm abgekommen, er wisse nicht wo er geblieben. Allein die Sache kam aus, der junge Wölsung wurde einer niederträchtigen That beschuldigt und aus des Landes Frieden ausgestoßen.

In Leibeigenschaft fiel, wer im Krieg sich fangen ließ. Daß er das gelitten und sich nicht gewehrt hatte bis zum letzten Blutstropfen, war genug, um ihn mit Verachtung zu beladen. Man trauete ihm nicht und suchte ihn bei erster Gelegenheit für gutes Geld los zu werden. Allein bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen Stämmen und Völkerschaften gab es stets Kriegsgefangene, auch Weiber und Kinder wurden in die Gefangenschaft fortgeschleppt. Was sich nicht verkaufen ließ, mußte als Gesinde dienen und froh sein, wenn seine Kinder allmählich mit Haus und Acker ausgestattet wurden. Die zweite Ursache der Leibeigenschaft waren Schulden und bittere Noth, welche zwangen, Brot und Schutz gegen Hingabe jeglicher Freiheit zu erkaufen. Wer sich aber, ohne durch ein entsetzliches Verhängniß genöthigt zu sein, in die Knechtschaft begab, wurde als ein Mensch von niedrigster Gesinnung verachtet.

Freilassung machte bloß herrenfrei, stellte die Leibeigenen aber noch keineswegs unter die Volksfreien, der Flecken ihrer Geburt hing noch lange ihnen und ihren Kindern nach. Von den Leibeigenen wurde die größere Menge wahrscheinlich schon in früherer Zeit unter den Hörigen angesiedelt, der Rest bildete diesen gegenüber nur eine kleine Zahl. In Rußland gehörten noch vor kaum einem Menschenalter, ehe die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, von mehr als fünfzig Millionen Leibeigener nur etwa anderthalb Millionen zum Hausgesinde. Kaum so groß mag bei den Germanen das Zahlenverhältniß der Leibeigenen zu den Hörigen gewesen sein. Jene fanden sich nur auf den reicheren Herrenhöfen, höchstens hatte hier und da ein Gemeinfreier durch einen leibeigenen Knecht sein botmäßiges Gesinde verstärkt. Der Liten gab es dagegen viel mehr. Auch der Gemeinfreie, wenn sein Gut nicht gering war, hatte ihrer wohl zwei oder drei auf seinem Grund und Boden wohnen, ähnlich wie in Westfalen Kötter und Häuslinge auf den Gütern wohlhabender Bauern ansäßig sind. Ganze Ortschaften voll Höriger konnten nur auf dem ausgedehnten Grundbesitz fürstlicher Herren Raum finden.

3. Vornehme und Fürstliche.

Diese vierfache Scheidung in Vollfreie, Geburtsfreie, Hörige, Leibeigene fand sich durchgehends bei allen germanischen Stämmen. Sie entsprach der Natur der Dinge. Es gab Freie und Unfreie mit Gut, Freie und Unfreie ohne Gut.

Wo aber bleibt der Adelsstand? Die meisten Geschichtsbücher sind voll davon, als hätten die Germanen einen großen Adelsstand gehabt, der im Besitze besonderer Vorrechte gewesen. Mit der Schärfe aber des Freiheitsbegriffs, der kein Mehr oder Minder zuließ, will jene Annahme nimmermehr stimmen. In Wahrheit liegt auch nur eine unrichtige Auffassung der Wörter Etheling oder Edeling zu Grunde. Die Wurzel adal oder uothal bedeutet Gut und Geschlecht, das Grunderbe und zugleich die darauf angesessene Familie. Wer eigenen Hof besaß, der mit keiner Dienstbarkeit oder Abgabe an einen Andern belastet war, der hieß bei den Sachsen, Thüringern und Longobarden Edling, bei den Letzteren auch Arimann, und führte bei den Franken und Allemannen vorzugsweise den Stammnamen, gleichsam als der wahre Franke, der wahre Allemanne. Die Geburtsfreien ohne Erbgut konnten nur als Frilinge ihre Stelle zwischen den freien Hofbesitzern und den Hörigen einnehmen. Ueberall lassen die Volksrechte in den Artikeln, welche Wehrgeld und Bußen je nach dem Stande abstufen, die vier Klassen erkennen. So nannten sich die gemeinfreien Hofbesitzer in Norwegen Adelsbauern, in Friesland edle wohlgeborene Friesen, in Island ebenso, und auf Grancanaria rühmten sie sich vor den Spaniern, daß ihr Volk zehntausend Edle besitze.

So wenig sich aber aus unsern Quellenschriften eine Entstehung und Wirksamkeit eines geschlossenen Adelsstandes mit bestimmten Vorrechten nachweisen läßt, ebenso schweigen sie auch über einen Untergang desselben.

Wohl aber gab es in jedem germanischen Stamme einige wenige altberühmte Geschlechter, die ein vorzügliches Ansehen genossen, weil sie von Alters her ausgedehnten Land- und Waldbesitz mit zahlreichen Hörigen und Viehheerden, großen Anhang von Verwandten und Freunden, und stattliche Wohnungen voll schöner Waffen und Schmuckgeräthe besaßen, — in deren Hallen es hoch herging bei Festzeiten, wenn die Schaar mächtiger Verwandten herbei strömte, die Um-

wohnenden sich an Gut und Ehren ihres vielreichen Nachbars erfreuten, und Gäste von nah und fern willkommen waren. Solche Herren pflegten auch ihre eigene kleine Leibwache zu halten, Hauskerle, wie man im Norden sie nannte. Meist war dies ständige bewaffnete Gefolge aus ihren hörigen Mannen zusammengesetzt, jedoch gern ließen sich auch Söhne von Freien einstellen. Es war natürlich, daß aus solchen Geschlechtern die Gefolgsführer hervorgingen, und daß aus ihnen die Volksgenossen Könige, Heerführer und Richter wählten, wenn eine jener Familien den dazu tüchtigen Mann aufstellte und Dieser sich nicht verhaßt gemacht hatte. Bei allem Vorzuge bildeten aber diese vornehmen Familien noch keinen geschlossenen Adelsstand. Auch der gemeine Freie konnte ihnen gleich werden durch Erwerb von Reichthum, Ruhm und Geltung im Volke. Der Weg dazu war insbesondere der eines geschickten und tapfern Gefolgshäuptlings.

Auch fürstliche Geschlechter gab es, die ihren Stammbaum an sagenhafte Volkshelden, ja an Wodan selbst anknüpften. So erlauchte Herkunft und uralter Ruhm stand in höchstem Ansehen, das zu mißgönnen als baares Unrecht erschienen wäre. Aber geschämt hätten sich auch die Volksgenossen, wäre das Haupt eines solchen Geschlechts nicht wohlthätig und freigebig gewesen wie milder Göttersegen und leuchtendes Sonnengold.

Das baierische Volksrecht zählt fünf solcher fürstlichen Geschlechter auf und gesteht ihnen höheres Wehrgeld zu. In den gothischen Reichen macht sich ihre Anwesenheit in der Auflehnung gegen die Gebote des königlichen Geschlechts bemerklich. Wahrscheinlich gab es auch bei den übrigen Germanen ein paar solcher fürstlichen Geschlechter, an welche sich nicht blos das Andenken knüpfte, daß sie die ältesten im Lande, sondern daß sie auch in grauer Vorzeit Kronen getragen. Wahrscheinlich hatten sie einst, als der Stamm sich noch nicht geeinigt hatte, die Ehre von Herzogen und kleinen Königen.

4. Standesgefühl.

Diese vielvermögenden Geschlechter mochten ihre Familienverbindungen unter einander hegen: gegenüber aber der Masse der Gemeinfreien verschwanden ihre Ansprüche wie Wellen im Volksmeer. War doch die Bildung und Tracht ziemlich überall dieselbe. Eine Scheidung

wie heutzutage zwischen Vornehmen und Gebildeten auf der einen, und gemeinen und ungebildeten Leuten auf der andern Seite besteht, kannte man noch nicht. Die gleiche Bildung und Sitte, die gleiche Beschäftigung, die gleiche Liebhaberei und Leidenschaft sänftigte deshalb auch bedeutend den Unterschied zwischen Freien und Hörigen, und zwischen Diesen und Leibeigenen.

Um so strenger und straffer bestand dieser Unterschied im Recht und Rechtsbewußtsein. Das hing innig zusammen mit Geist und Geschlossenheit der Sippe. Gleichwie die Verwandtschaft Ehre und Ansehen gab, hielt sie auch die Angehörigen in festen Banden und litt nicht, daß sie mit Minderwerthen, die nicht gleich hoch an Vermögen, Ehre und Freiheit standen, sich vergesellschafteten. Jedes Mitglied fühlte sich innerlich verpflichtet, nicht das Geringste vorzunehmen, was die Familie niedriger in Glanz und Ansehen stellen konnte. Verfehlte es sich darin, so hagelte es Vorwürfe. Der Ahnen werth zu sein, das wurde den jungen Leuten beständig eingeschärft, das Denken an die Ahnen wurde zur zweiten Natur. Damit verband sich die Vorstellung, daß, wer sich nicht durch eine ehrliebende Familie gehoben fühle, wer immerfort eines Andern Gebot gehorchen müsse, wen die Noth zwinge zu täglicher Knechtsarbeit, leichter zu kleinlicher Gesinnung und Niedertracht herab sinke. So setzten sich die Begriffe des besseren und ärgeren Blutes fest und beherrschten die Köpfe.

Nur der freie Mann durfte den Schmuck vom wallenden Haar sich gönnen, der Unfreie mußte der Gescheerte bleiben. Nur die Freien waren einander ebenbürtig zur Ehe, und der Abscheu gegen eine nicht ebenbürtige Ehe war so groß, daß, wenn ein freies Weib einen Hörigen oder gar Leibeigenen zum Gatten nahm, bei Sachsen und Longobarden, Westgothen und Burgundern Beide konnten mit dem Tode bestraft werden. Wählte aber ein freier Mann eine unfreie Magd zur Ehe, so mußte er auch ihre Knechtschaft auf sich nehmen, was das Mittelalter mit dem Sprüchwort ausdrückte: „Trittst Du mein Huhn, wirst Du mein Hahn." Nur Ebenbürtige konnten einander zum Zweikampf fordern, wider einander vollgültig Zeugniß ablegen, oder über einander zu Gericht sitzen. Ja der Unfreie wurde selbst an ihrer Tafel nicht von den Freien geduldet.

Kurz, in so vielen andern Dingen ruhig verständig und geneigt, der Handweisung der Natur zu folgen, vermochten sich die Germanen

in Sachen der Ebenbürtigkeit nicht über höchst beschränkte Ansichten zu erheben. Kein Gefühl hat sich all die Zeiten hindurch so lebendig erhalten, und man darf auch hier wieder bemerken, daß je weniger in einem Lande die Nachkommen der Germanen mit andern Volksarten sich gemischt haben, sie um so mehr in Schrullen und Lächerlichkeiten des Standesgefühles befangen blieben. Bei allen Völkern legen die Vornehmen mit größtem Rechte Werth auf bessere Herkunft, auf feinere Bildung und Gesellschaft, auf bedeutendes Vermögen, allein daß in der abendlichen Gaststube auf den Dörfern die Vollbauern sich von den minder begüterten scheiden, und daß in kleinen Städten es soviele besondere Tische giebt, als Berufsstände im Ort, diese Eigenart findet sich nur in Deutschland, Skandinavien, Holland und dem germanischen Belgien. Und wo in der Welt halten noch Leute an der Thorheit fest, schon in der Briefaufschrift zu vermerken, ob der Empfänger Hoch- oder Hochwohl- oder bloß Wohlgeborener ist?

Wahrhaft verderblich aber äußerte sich das Standesgefühl in der Verachtung dessen, was zu den Geschäften der Knechte und Leibeigenen gehörte. Eine ganze Reihe von Arbeiten wurde für einen Bessergeborenen schimpflich, bloß weil Niedergeborene sie zu verrichten pflegten. Dasselbe schmutzig blutige Hantieren, das bei erlegtem Wild für höchst anständig galt, war bei Nichtwild verächtlich. Eine ergötzliche Geschichte lesen wir in einer isländischen Sage. Zwei Jugendfreunde, Thord und Biörn waren entzweiet, weil Thord dem Andern sein Mädchen genommen. Hin und her ging die Stachelrede, und die Verwandten hatten zu thun, daß die Beiden Frieden hielten. Nun hörte Thord: in Biörns Stalle sei ein Kalb von der Kuh gefallen, was sein Knecht nicht habe aufheben wollen, weil das Mägdearbeit sei; da habe Biörn selbst das Neugeborene in die Krippe hineingehoben. Flugs machte Thord auf den Kälbererheber ein Spottgedicht, welches so sehr Biörn's Ehre angriff, daß es zu Streit und Gericht kam. Thord wollte nun den alten Freund begütigen, und zahlte eine Geldbuße, und des Gerichtes Spruch ging dahin, wer jetzt von Beiden wieder zu schmähen anfange, den könne der Beleidigte ungebüßt erschlagen. Biörn aber dichtete einen Schandvers: Thord's Mutter sei mit ihm schwanger geworden, als sie einen stummen Fisch gegessen.

Bei solchen Sitten konnte es nicht fehlen, daß hin und wieder sich der Begriff des sittlich Schlechten verwirrte, indem sich der Begriff

des Gemeinen unterschob. Dieses sonderbare Kastenbewußtsein hat der schönen Geselligkeit wie dem wirthschaftlichen Fortschritte der Deutschen manche Fessel angelegt, und viel fehlt noch heutzutage, bis in allen Ständen dies gilt, daß jede ehrliche Arbeit gut sei bei edlen Zielen.

Sechszehntes Kapitel.

Straf- und Vermögensrecht.

1. Das Recht in der deutschen Kulturgeschichte.

Leicht bilden sich die Ideen dessen, was gut und edel: damit sie aber in Recht und Gericht sich umsetzen, muß lange Zeit der tägliche Verkehr der Menschen unter einander erproben und betonen, was wünschenswerth und ausführbar. So entstehen und formen sich allmählig Rechtsgeschäfte, Rechtsbegriffe, gerichtliche Handlungen.

Noch zu allen Zeiten und Orten hat sich erwiesen, wie das Recht und seine Einrichtungen für das Volksleben dasselbe sind, was für den Körper das Knochengebäude. Solche Stellung hat des Rechtswesen auch in der Kulturgeschichte einzunehmen. Färbung und Feinheit der gesammten Kultur eines Volkes, die Richtung, welche die Ausbildung seines Staatswesens nehmen muß, aber auch seine nationale Zukunft giebt sich nächst der Religion am ersten zu erkennen in der Art und Weise, wie es sein Rechtswesen entwickelt. Es genügt aber nicht, für jede Epoche über die Rechtszustände ganz im Allgemeinen zu reden, und allerlei Merkwürdiges daraus vorzubringen, — man braucht noch weniger jedes Rechtsinstitut juristisch zu zergliedern, — wohl aber muß man eingehen auf das Wesentliche und Eigenthümliche eines jeden Zeitalters im Staatsrecht, Strafrecht, bürgerlichen Recht. Ohne dies schwebt die Kulturgeschichte eines Volkes in der Luft. Es wäre gerade so, als wollte man ein Haus beschreiben und schilderte blos Fenster und Thüren und Gänge nebst Schmuck und Einrichtung der Gemächer, ließe aber Mauern, Dach und Tragbalken außer Acht.

Wo in einem Lande das Recht und seine Einrichtungen sich nur roh und ärmlich auswachsen, da bringt das Volk nur Geringes hinzu zum großen allgemeinen Kulturschatze. Je feiner und schärfer und doch um so elastischer, je vielästiger und sprossender und doch um so eigenartiger das Rechtswesen, um so dauerhafter ist der Bestand eines Volkes, um so größer sein Werth in der Weltgeschichte. Neigung, die einschlagenden Verhältnisse zu schaffen und zu ordnen, ist aller Orten vorhanden, jedoch das Talent dafür sehr verschieden vertheilt. Hervorragend zeigten sie sich bei Indern, Juden, Römern, Germanen. Bei keinem Volke aber war das gesammte Wirken und Wesen so vom Recht durchtränkt und durchwachsen, als bei den Deutschen, und deshalb hat auch kein anderes Volk nur entfernt so viel Rechtssprüchwörter sich zu Marksteinen gesetzt für jeden Tages Lust und Last. Deshalb ist das Rechtswesen von viel mächtigerer, tiefgreifender Bedeutung gerade für die deutsche Kulturgeschichte, als gewöhnlich angenommen wird, und wir müssen seinen Charakter und Einfluß also um so mehr zu würdigen suchen.

Ist es unsere Aufgabe, in der fort und fort gehenden Strömung der deutschen Geschichte zu erkennen, in welchem Zeitpunkt und an welcher Stelle neue Kulturideen einsetzen und wie weit sie abändernd und umbildend sich verbreiten, so giebt uns dafür in der Regel ein Merkzeichen die Veränderung, welche im öffentlichen und privaten Recht vor sich geht.

2. Germanische Rechtsbildung.

Nun geht es uns aber mit dem Rechtswesen der Germanen ähnlich wie mit ihrer Religion. Das Recht entzieht sich dem Blick, es herbergt bloß im Volksbewußtsein, hat sein Leben sozusagen in Geist und Gemüth, und besitzt gar zu wenig äußerliche Anstalten, an welchen sein Walten und sein innerer Bau zu erkennen.

Die römischen Geschichtschreiber wissen deshalb nur Spärliches darüber zu berichten. Sie finden nicht, daß bei den Germanen regelmäßige Gerichte gehalten werden, nicht, daß ständige Beamte einzig dafür vorhanden, noch weniger, daß es Gesetzbücher giebt.

„Sie setzten“, sagt Pomponius Mela, „das Recht in die Stärke, so daß sie nicht einmal des offenen Raubs sich schämten.“

Cäsar meinte: vom Knabenalter an würden die Deutschen nicht an Dienst und Zucht gewöhnt und thäten immer nur gerade das, was Jeder selbst wolle. Ihre Völkerschaften hätten in Friedenszeiten keine gemeinsame Obrigkeit: sondern die Vorsteher einer Gegend oder eines Bezirkes sagten ihren Leuten, was recht sei, und minderten die Streitigkeiten.

Hübsch lautet die Varusgeschichte von Florus und Vellejus: der kaiserliche Statthalter in Germanien habe sich ausgedacht, die Barbaren könnten nur durch römisches Recht gesänftigt werden. Sie aber, bei der ärgsten Wildheit doch höchst schlaue und ränkevolle Leute, hätten ihm nun eine Reihe erdichteter Prozesse vorgespielt, bald mit einander Händel angefangen, bald ihm Dank gesagt, daß nun so schön durch Rechtsprüche geschlichtet werde, was sie bisher durch die Waffen entschieden hätten. Dadurch hätten sie ihn so sicher gemacht, als säße er wie ein Prätor auf dem römischen Forum. Nach seiner Vernichtung aber seien sie mit besonders grimmigem Haß über die Advokaten hergefallen.

Auch Tacitus machte sich ein trübes Bild von germanischer Rechtspflege. In den Volksversammlungen, sagt er, wo man über öffentliche Angelegenheiten berathen, sei es auch erlaubt gewesen, anzuklagen und ein Todesurtheil zu fordern. Verräther, Feiglinge und Geschändete habe man getödtet, für geringere Verbrechen aber hätten die Ueberführten durch eine Anzahl Pferde oder Zuchtvieh gebüßt, wovon ein Theil dem König oder der Gemeinde, ein Theil dem, der gerächt wurde, oder seinen Erben anheim gefallen. Feindschaften des Vaters oder der Verwandten hätte Jedermann ebenso übernehmen müssen, als die Freundschaften: jedoch hätten sie nicht unsühnbar gedauert. Auch der Todschlag sei durch eine Anzahl Rinder und Schafe gebüßt, und die ganze Familie habe die Sühne in Empfang genommen.

Soviel dürfen wir also mit Gewißheit diesen römischen Berichten entnehmen, daß unsere Vorfahren zu jener Zeit noch weit entfernt waren von der Rechtspflege gebildeter Völker.

Erst einige Jahrhundert später fließt uns über Recht und Gericht bei den Germanen eine reichliche Quelle entgegen, die ziemlich rein und lauter: das sind die Volksgesetze und Verordnungen, die in den neuen Staaten nach der Völkerwanderung aufgeschrieben worden. Die Grundzüge des Rechts, welche darin niedergelegt sind, dauern unver-

fälscht das ganze Mittelalter hindurch. Die Linien werden krauser und zierlicher, sie bekommen zahllose Ranken und Ausläufer: das Gepräge aber bleibt dasselbe. Denn die Rechtsbildung ging bei Germanen sehr langsam vor sich. Lange Zeit und Uebung gehörte dazu, bis die eingewurzelte Stärke des Selbstgefühls und Eigenwillens sich fügte und etwas als allgemeines Gesetz festgestellt wurde. Dann aber hing sich ein gewisses unklares und unbeholfenes Wesen daran. Das Volk scheuete sich, das Recht in feste und unabänderliche Artikel zu bringen, als fürchtete man, es werde dabei trocken und todt werden. Es blieb immer bloß Herkommen und Gewohnheit, die flüssiger und biegsamer, als geschriebene Sätze.

Allein noch schärfer zeigte sich der Gegensatz gegen die Rechtsbildung unserer Tage. Diese geht darauf aus, gleiches Recht für Alle zu schaffen, mehr und mehr Stände und Berufskreise, ja Staaten und Völker mit gleichem unwandelbarem Recht und Gesetz zu umfangen. Germanisches Recht hatte umgekehrt beständige Neigung, aus dem Allgemeinen in's Besondere zu gehen, für jedes Land und Ländchen, jeden Stand, jede Gemeinde und Genossenschaft ein Sonderrecht zu bilden. Sobald ein neuer Lebenskreis groß oder klein entstand, wuchs auch sein eigenthümliches Recht mit ihm empor. Und dabei strebte beständig das Sonderrecht danach, sich frei vom gemeinen Recht und über dasselbe empor zu schwingen. Ohne Zweifel, auch hierin bekundete sich eine unerschöpfliche Frische und Lebendigkeit des rechtsbildenden Vermögens, jedoch nicht minder Eigensinn und Eigenmacht.

In den ältesten Rechtszuständen unsers Volkes können wir daher nicht mehr zu finden erwarten, als erste Anfänge, um Eigensinn und Eigenmacht zum Besten Aller zu binden.

3. Schuld und Strafe.

Nach heutigen Begriffen war die Anzahl der Verbrecher, welche vom Staate, das ist der geordneten Gesammtheit des Volkes, gestraft wurden, sehr gering. Wohl hatten die Germanen ein lebhaftes Bewußtsein von dem, was recht sei; sie faßten das Gute, das Friedens- und Segensreiche, als göttlicher Mächte Walten und Wirken auf; es

empörte sie jede Niederträchtigkeit, — allein sie konnten sich nicht losmachen von der Vorstellung, daß der Mann auf und für sich selbst stehe.

Friede sollte, wie in der Sippe, herrschen unter Nachbarn, in der Gemeinde, im Gau, — das schwebte ihnen vor als ein Ideal, nach welchem jeder Redliche sich zu richten trachtete. Friedensbruch zu verhüten und, war der Frevel geschehen, ihn zu sühnen und alles wieder in's Gleiche zu bringen, das hielten die Meisten für ihre heilige Pflicht. Der Einzelne aber, an welchem Arges verübt war, mußte selbst wissen, was er zu thun hatte: ihm vorzugreifen, das wäre ja wie ein Eingriff in die Achtung erschienen, die man dem freien Manne schuldig war, als unzeitiges Mitleid und Aufdringen fremder Hülfe.

Erst wenn eine That geschah, die Jedermann als Hohn und Beleidigung seiner selbst empfand, erhob sich die ganze Gemeinde, das ganze Volk wider den Verbrecher. Das geschah wider Denjenigen, der verderblich gegen Alle als offener Feind und Verräther auftrat, der hartnäckig ihren Willen und ihre Macht verhöhnte, der vor dem Landesfeinde das Heerzeichen im Stiche ließ, der in der Tödtung des Volkeshauptes den ganzen Stamm kränkte, oder an dessen Heiligthümern frevelte, oder sich umhertrieb als gemeingefährlicher Dieb, insbesondere als Vieh- oder Getreidedieb, oder als ein Mörder und Räuber, welcher sein Opfer heimlich verbarg. Kamen so ruchlose Thaten in der öffentlichen Versammlung zur Rede, so wurde Rath gehalten, Zeugniß abgehört, und wenn der allgemeine Zuruf Rache forderte, so brach man auf und erschlug den Frevler, oder zerstörte ihm Haus und Hof, wenn er flüchtig geworden. Auch über Diejenigen, die gar zu feige und niederträchtig gehandelt, fiel der allgemeine Grimm her und tilgte sie von der Erde. Dazu gehörten auch, die Tacitus am Körper geschändet nennt, wahrscheinlich Solche, die sich in Fehde und Zweikampf, statt sich auf den Tod zu wehren, am Körper zeichnen oder Verstümmelungen gefallen ließen. Mit solchen machte man, wenn sie bei neuem Frevel ergriffen wurden, kurzen Prozeß.

Im Uebrigen war es, wie gesagt, Sache des Beleidigten, an dem Frevler seine Rache zu suchen und zu nehmen. Mit guten Waffen und Freunden und Helfern wurde er bedrängt, bis man durch Todschlag, Raub und Brand sich an ihm erholt hatte oder er sich zur Genugthuung erbot. Denn durch seine Unthat hatte der Frevler sich friedlos gemacht gegen den Gekränkten und dessen Sippe,

bei schreiender Missethat friedlos gegen Alle, welche sie gegen ihn in Harnisch brachte, so daß Jeder ihn straflos erschlagen mochte, wie den Wolf im Walde. In der That glich sein Leben alsdann einem Wolfsleben. Im wilden Walde mußte er sich verbergen und elend seine Nahrung suchen, stets in Gefahr, daß ein Feind ihn entdecke und eine Hetzjagd anstelle.

Was aber zur Genugthuung gehörte, war dann Sache der Einzelnen. Als in der Nielssage der Sohnesmörder dem Vater Buße bietet, antwortet Dieser: er wolle seine Söhne nicht im Beutel tragen. Da legt Jener sein Haupt ihm freiwillig in den Schooß, zum Zeichen, daß er ihm auch seinen Leib übergebe, und nun sagt der Alte: „Ich will diesen Kopf nicht abschlagen lassen; die Ohren passen am besten da, wo sie gewachsen sind". Solches Verzeihen mochte wohl selten sein. Gewöhnlich kaufte sich der Schuldige durch Erlegung eines Vermögenswerthes aus Gewalt und Gefahren los, und erwarb sich dadurch wieder Sicherheit für Person, Leute und Güter. Diese Genugthuung wurde zur Strafe; denn in ihrer Entrichtung lag ein demüthigendes Bekenntniß der Schuld und Schwäche, und sie verursachte dem Schuldigen eine solche Lücke in seinem Vermögen, daß durch Zahlung von ein paar Todschlagsbußen der reichste Mann arm wurde. Armuth aber war schwere Strafe in einer Zeit, wo die zarteren Empfindungen weit der Wille überwog, sich wohl und mächtig zu fühlen.

4. Erbrecht.

Gleichwie die Waldbäume von dem gemeinsamen Boden, auf welchem sie wachsen, ihre Nahrung ziehen, so hatten auch die Mitglieder der Sippe ein Recht, auf dem Grundbesitz des Geschlechtes ihr Daheim und ihren Unterhalt zu finden, und dieses Naturrecht konnte ihnen Niemand nehmen oder mindern, auch Vater und Bruder nicht. Das Haupt der Familie ist stets nur Verwalter ihres Grundvermögens, Austheiler der Früchte desselben, Nährer und Wehrer aller darauf befindlichen Unmündigen: Eigenthümer aber im jetzigen Sinne wird der Hausherr nur dann, wenn seine ganze Sippe ausgestorben ist bis auf ihn selbst. Die Volksgesetze erklärten sogar: wenn ein kinderloser Mann sein Erbe veräußert habe, so werde der Vertrag durch nachgeborne Kinder von selbst nichtig.

Diese Ansicht vom Recht der Familie ging so weit, daß alles Vermögen, das zu dem ererbten Hauptstock hinzukam, sofort sich in der Familie verfestete, wenn es nicht ausdrücklich und förmlich davon ausgeschlossen wurde. Nur über seine beweglichen Sachen konnte Jedermann frei verfügen, diese waren seine Habe, fahrende Habe, — dagegen mit Eigen verband sich sofort der Begriff des Erbe, nämlich daß es als Erbe gewonnen war und als Erbe dauerte.

Die Blutsfreunde hielten daher sämmtlich Wache, daß Acker und Wiese, Wald und Anger, Haus und Hof, Hörige und Leibeigene, Jagd- und Gemeinderechte, Mühlen, Bergrechte, Wasserlauf und Fischerei, kurz alles, was von den Vorfahren her oder durch gemeinsamen Erwerb oder mit stillschweigendem Zulassen der Einzelnen in eine Familie gekommen, nicht zersplittert wurde. Wer ohne Zustimmung seiner Blutsfreunde solches Vermögen veräußerte, setzte sich mit ihnen in Feindschaft und Fehde, weil er das Vermögen schmälerte, das ihnen mit gehörte, von Rechtswegen.

Das Erbrecht war daher bei den Germanen ein bloßer Ausfluß des Familienrechts. Der nächste Blutsfreund tritt, sobald ihm durch den Tod seines Vorgängers Platz gemacht wird, sofort aus eigenem Rechte in das Vermögen ein, und weil er bereits im Mitbesitze desselben war, so bedarf es auch keines Erbschaftsantrittes, das ist einer förmlichen Erklärung, er wolle der Erbe sein. „Der Todte erbit den Lebendigen", sagt das Sprüchwort, das Wort erbit im thätigen Sinn genommen, d. h. macht zum Erben.

Testamente gab es daher im deutschen Rechte nur in sehr beschränktem Maße, bloß auf bewegliche Sachen konnte sich die Vergabung auf dem Todbette erstrecken. Und auch dafür zogen Recht und Sitte enge Gränzen. Jenes ertheilte dem Vieh und Feldgeräth die Eigenschaft des Zubehörs, das von Haus und Hof nicht getrennt werden durfte: diese verlangte, daß man seinem Blut, d. h. den dem Blute nach nächsten Erben, ohne Noth nichts vom Vermögen entziehe.

Eines aber forderte das Recht gebieterisch: der Grunderbe mußte ein Wehrhafter sein. Weiber hatten deßhalb kein Erbe und Eigen, und auch später, als es ihnen ausnahmsweise gestattet wurde, fiel ihr Grundbesitz sofort unter die Wehre ihres Mundwaltes.

Hatte Jemand keinen wehrhaften Sohn oder Enkel, so erbten einer seiner Brüder oder deren wehrhafte Söhne, — gab es auch

solche nicht, so „verstarb“ das Vermögen immer weiter an die Blutsverwandten in aufsteigender Linie.

Durch solches Erbrecht war in der Hauptsache Besitz und Wechsel des Vermögens geregelt. Ohne Zweifel erhielt dadurch das Leben des Volkes und der Bestand der Familien etwas ruhig Stätiges, eine Fortdauer gesichert für Jahrhunderte: allein Nachtheil war auch dabei. Es blieb doch gar zu beschränkt einer der mächtigsten Antriebe zum Denken und Arbeiten, das ist die Begierde nach Erwerb. Das Hauptvermögen war aller Orten in festen Händen, was blieb dem Thätigkeitstriebe übrig, als sich zu richten auf bewegliche Schätze, auf Fehde, Krieg und Abenteuer, auf Befriedigung edler und unedler Leidenschaft? Das rothe Gold schimmert unheilvoll auf dem Grunde unserer ältesten Sagen, seinetwegen verfeinden sich die Familienglieder, dann wüthen sie unter einander, und grimme Leidenschaft der Eifersucht und Rache fordert schreckliche Opfer.

5. Sachenrecht.

Wo in jedem Mann ein starkes Bewußtsein lebte, daß er am letzten Ende selbst sein Richter und sein Schirmer sei, da mußte das sich auch im Rechtswesen ausdrücken. Jedes Verhältniß eines Menschen zu einer Sache, welches über diese unmittelbar irgend eine Herrschaft enthielt, wurde als Gewehre aufgefaßt. Gewehre war das Inhaben einer Sache oder die Ausübung eines Rechts daran, die zu vertheidigen gegen Jedermann, gleichviel ob als Besitz in eigenem oder fremdem Namen, ob mit Recht oder Unrecht, ob die Herrschaft über die Sache vollständig oder nur in einer begränzten Richtung geübt wird. Nicht das Juristische, nämlich Anerkennung und Schutz durch den Staat oder das Eigenthum und seine Folge, tritt in jenem Begriff der Gewehre zunächst hervor, sondern das persönliche Wesen, nämlich Wille und Kraft einer bestimmten Person, der Sache Besitz oder Gebrauch für sich zu behaupten und zu wehren gegen Jedermann. Wer die Gewehre hat, „hat die Sache hinter sich“, d. h. steht mit dem Schwerte davor.

Wird diese Gewehre von den Nachbarn anerkannt, so tritt zu der eigenen Macht über die Sache noch die Zustimmung und Hülfe der Gemeinde hinzu, und das gute Bewußtsein und der Vortheil des

Besitzes steigern sich. Solche Gewehre, welche man mit Zustimmung der Gemeinde hat und für welche man im Falle des Angriffs auf deren Zeugniß und Hülfe rechnen kann, wird als die eigentliche Gewehre ausgezeichnet. Diese aber ist überall vorhanden, wo sie dem Herkommen gemäß ist: zur Thatsache tritt damit das Recht hinzu. Ob zum Beispiel der älteste oder jüngste Sohn den Hof erben soll, beruht nicht auf natürlichem Recht, sondern auf bloßem Herkommen.

Um sich aber die Rechtsanerkennung durch die Gemeinde zu sichern und Beweis und Schutz dafür zu erhalten, geschieht die Erwerbung der Gewehre, sofern sie, wie bei Erbfolge, nicht schon im Wissen der Gemeinde ist, in deren Versammlung. Nöthig war es nicht, so wenig wie keine Fehdesühne gerade vor der Gemeinde zu erfolgen brauchte. Beides aber war üblich des größeren Vortheils willen. Auf Ansuchen nahm das Gemeindegericht ohne Zweifel schon in den ältesten Zeiten vor, was später Friedewirken hieß. Der Vorsteher der Versammlung nämlich, der zugleich Richter, verkündigte laut und förmlich, daß der Uebergang des Gutes aus des Einen in des Andern Gewehre ordentlicher Weise und ohne Widerspruch geschehen sei. Der erworbene Besitz stand alsdann unter dem Schutze der Nachbarn.

Die Uebertragung aber zerfiel, weil die Germanen die Gewehre mehr handhaft und persönlich, als nach dem Rechtsbegriff von Eigenthum auffaßten, nothwendig in zwei verschiedene Handlungen. Der Uebertragende mußte erstens zu Gunsten des Andern auf die Sache förmlich verzichten, gleichsam seinen Willen aus ihr herausziehen: dies war die Salung oder Auflassung. Dann mußte zweitens der Erwerber förmlich und öffentlich die Sache in seine Gewehre nehmen, gleichsam seinen Herrschaftswillen hinein legen: das war die Einweisung, Investitur. Diese Besitzergreifung erfolgte entweder auf dem Grundstücke selbst, indem der neue Erwerber vor Zeugen eine Besitzhandlung vornahm, oder man ließ einen Theil für das Ganze gelten und der Erwerber ergriff bildlich mit einem Zweige davon den Wald, mit einer Aehre den Acker, mit einem Rasenstück die Wiese. Hatte der Besitz eines Gutes ohne Widerspruch drei Tage — unter Bewirthung der Zeugen und Gäste auf der Gewehre — oder gar Jahr und Tag gedauert, so durfte der Erwerber sich der Anerkennung aller Nachbarn versichert halten.

Jedoch nur bei unbeweglichem Gut und dem, was als Zubehör desselben bekannt ist, können die Nachbarn, d. h. die Gemeinde, wissen, wer mit Recht im Besitze. Für bewegliche Sachen giebt es dagegen nur eine körperliche, nicht eine rechtliche Gewehre. Bei ihnen giebt der Besitz auch das Recht zum Besitze, und zwar auf so lange, bis das klare Gegentheil dargethan ist. Deßhalb wird z. B. im longobardischen Rechte gesagt: wenn eine Sache aus dem Verwahr eines Andern gestohlen wird, so hat nicht der Eigenthümer, sondern der Verwahrer die Bußforderung gegen den Dieb.

Ein Angriff auf die Gewehre wird mit den Waffen, und wenn er in der Volksversammlung geschieht, mit dem Eide zurückgewiesen, daß man die Sache besitze durch Erbgang oder Erzeugung oder Uebertragung oder Erwerb bei Herrenlosigkeit. Ist eine Sache wider Willen aus der Gewehre gekommen, so setzt man sich eigenmächtig wieder in Besitz. Wird dann wegen gewaltsamer Entwehrung geklagt, so braucht der, welcher seine Sache angriff, wo er sie antraf, nur sein Recht zur Sache darzuthun. Ist dieses Recht klar, so war auch die Besitzergreifung gerechtfertigt, ebenso wie Schimpfworte nicht gesühnt zu werden brauchen, wenn erwiesen, daß der Vorwurf begründet.

6. Forderungsrecht.

Bei jedem handels- und gewerbthätigem Volke entwickeln sich eine Menge von Rechtsgeschäften, wie Kauf, Leihe, Verdingung, Pacht, Miethe, Uebertragung, Auftrag, Verwahrung, Bürgschaft. Daraus entsteht auf der einen Seite Forderung, auf der andern Seite Verpflichtung, daß etwas gegeben oder gethan oder geduldet werden müsse. Bei den Germanen, wo der gesammte Verkehr sich auf fester Grundlage von Treue und Wahrhaftigkeit bewegte, wo jede Verpflichtung und Uebertragung zum Charakter des Dauernden und Erblichen hinneigte, gab es wenig Rechtsgeschäfte obiger Art, und konnte sich das Forderungsrecht, die Köstlichkeit der Juristen, nur in rohen Formen gestalten.

Auch hier war die Anschauung vorwiegend, daß Forderungsrecht ein Vermögen gewähre, das handhaft könne ergriffen und vertheidigt werden. Nicht als des Gläubigers Herrschaft über des Schuldners Willensthätigkeit wird die Forderung aufgefaßt, sondern sie geht un-

mittelbar auf die Sache selbst, die geleistet werden soll. Deshalb vertheilt sich das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner in zwei Begriffe: als Forderung ist die Leistung bereits ein Vermögenstheil des Gläubigers, der im Vermögen des Schuldners steckt, — als Schuld ist sie ein fremder Vermögenstheil, der noch vom eigenen nicht ausgesondert ist. Insofern läßt sich sagen, das deutsche Forderungsrecht trage mehr einen dinglichen, als einen persönlichen Charakter.

Dies zeigt sich in den Formen der Rechtsgeschäfte. Kauf, Tausch, Erbtheilung, Schenkung, Verpfändung und ähnliche Verträge werden nach germanischer Anschauung erst durch körperliche Besitzübertragung rechtsbeständig. Bis dahin ist eigentlich nichts vorhanden, als der gegenseitige Wille, ein Rechtsgeschäft zu vollziehen. Auch die ausdrückliche Erklärung, selbst die darüber aufgenommene Urkunde bezeugen nichts weiter, als daß dieser Wille vorhanden gewesen.

Bei Uebertragung von geliehenen, anvertraueten, verpfändeten Summen oder Sachen wird nach den Volksgesetzen dem zur Rückforderung Berechtigten eine Marke oder Urkunde gegeben zum Zeugniß, daß sein Vermögenstheil in dem Vermögen eines Andern sich befinde. Bei der Rückgabe mußte Marke oder Schein zurück, oder, wenn verloren, ein Lösungsschein gegeben werden. Für jede Art von Schuld aber, welche in irgend einer andern Weise begründet werden sollte, trat die allgemeine Form des Gelöbnisses ein, wodurch der Schuldner stillschweigend sein Vermögen für die Erfüllung seiner Verbindlichkeit verpfändete.

Der Gläubiger konnte mit dem in der Schuld des Andern bestehenden Vermögen frei schalten und es beliebig weiter übertragen. Hinwieder geltend machen konnte man die Forderung auch nur gegen das Vermögen des Schuldners, nicht gegen seine Person. „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren" — dieses Sprüchwort drückt noch jene Auffassung aus.

Am auffälligsten giebt sie im Recht freier Pfändung sich kund. Nicht bloß pfändete man Personen und Viehstücke, die sich auf der eigenen Gewehre treffen ließen, sondern man griff auch selbst aus dem Vermögen des Andern heraus, was er schuldete, indem ihm entweder die Sache selbst, oder, was sie werth, in andern Dingen eigenmächtig genommen wurde. Das Genommene, wodurch man „zu seinem

Eigenen" griff, hieß Pfand, Nama, Raub, — auch wenn es mit Hülfe des Gerichts genommen wurde, hieß es nur „gerichtlicher Raub". Die Weigerung, das Schuldige herzugeben, galt eben als Verhöhnung der Schwäche des Gläubigers.

Siebenzehntes Kapitel.

Gerichtswesen.

1. Charakter.

Mit dem Gerichtswesen war es bei den Germanen noch dürftig bestellt. Es verhielt sich damit im Wesentlichen nicht anders, als wenn heutzutage Mitglieder einer freien Genossenschaft ihre Streitigkeiten vor die regelmäßige oder vor eine eigens zu diesem Zweck berufene Versammlung bringen. Die Genossenschaft nöthigt sie nicht dazu: es geschieht aber, weil ihnen an Urtheil und Achtung ihrer Genossen gelegen ist: insbesondere thut der Gekränkte den Schritt, weil er auf Beistand hoffen darf.

Stehende richterliche Behörden gab es nicht, sondern bei der öffentlichen Versammlung, wo man über Anlage von Brücken und Vorrathshäusern, Ausrottung von Wölfen und Bären, Markstreitigkeiten und dergleichen verhandelte, dort war es — nach Tacitus Ausdruck — „erlaubt, anzuklagen und Todesurtheil zu fordern", auch bei Streit um Gut und Geld Urtheil und Hülfe der Genossen anzurufen. Gingen sie darauf ein, so bildeten sie sofort den Gerichtshof.

Nöthig aber, um Rechtsansprüche in Vollzug zu setzen, war die ordentliche Volksversammlung keineswegs. Wenn auf den Waffenruf die Benachbarten herbeiliefen, so konnten sie über einen Frevler, der auf der That ergriffen war, auf der Stelle Gericht halten. Wollte aber der Gekränkte auf rasche Selbsthülfe verzichten, und seines Volkes Herkommen entscheiden lassen, so konnte er über den Stand seiner Sache jeder Zeit durch einige herbeigerufene Genossen Zeugniß aufnehmen. Jede solche Vornahme war eine Gerichtsverhandlung, und mußten dabei mehrere Zeugen gegenwärtig sein, damit alles möglichst

zur allgemeinen Kunde gelange. Man konnte auch jeder Zeit aus ebenbürtigen Genossen ein Gericht zusammen treten lassen, vor welchem die Sache zum Austrag kommen sollte. Diese behandelten sie nach dem Rechtsbewußtsein, das in ihnen lebte: ebenso sprach das Volksgericht nur das aus, was als Recht und Herkommen des ganzen Stammes bekannt war.

Man kann den germanischen Prozeß auch als einen Krieg vor Gericht bezeichnen, in welchem sich die Parteien statt mit Waffen mit der Macht und Zahl ihrer Eide, Zeugen und Eideshelfer bekämpfen und schließlich die Rechtmäßigkeit ihrer Sache auf den Ausfall eines Gottesurtheils stellen. Nicht die Staatsgewalt ordnet und bestimmt das Verfahren und prüft Gründe und Beweise der Behauptungen, damit Recht im Lande bestehe und das Verbrechen bestraft werde, sondern die Parteien kommen hauptsächlich deshalb vor Gericht, damit ihre Genossen sich überzeugen und aussprechen, wer Recht habe.

Wurde nun ein Fall in die öffentliche Versammlung gebracht, so bestimmte diese ohne Zweifel schon damals einige Männer, die als klug und erfahren galten, insbesondere Solche, die Recht und Herkommen wohl inne hatten und als Rechtsweise und Rechtssager in Ansehen standen. Diese mußten die Thatsachen anhören und prüfen und dann als Schöffen daraus das Recht schaffen, d. h. erforschen, was nach altem Herkommen geschehen müsse, um die Sache wieder zurecht zu richten. Während die Schöffen sich zusammen setzten, schlossen die Uebrigen um sie einen Ring, um herum stehend, d. h. als Umstand, zu hören, was vorging. Gewiß geschahen alsdann schon in ältester Zeit zur Eröffnung des Gerichts oder Dings die herkömmlichen lauten Fragen: ob es Ort und Zeit, das Ding zu hegen? ob Dingfrieden angesagt werde? Erschallte darauf von der Versammlung oder von einem dazu Bestimmten ein lautes Ja, so gebot der zum Vorsitz Erwählte, der vorzugsweise den Namen Richter erhielt, Dingfrieden, d. h. er gebot Stille und Ruhe, die Niemand stören durfte, ohne die ganze Versammlung zu beleidigen und ihre Rache dafür auf sich zu nehmen.

2. Verhandlung.

Darauf trat der Kläger mit seinen Zeugen in den Ring, trug seine Sache vor und führte seine Beistände herbei. Des Klägers

Schuldigkeit war es, nicht des Gerichtes, den Verklagten und die Zeugen auf die öffentliche Wahlstatt zu Ring und Ding zu laden, d. h. mit Ansage von Ort und Zeit vor das Gericht zu fordern. Wollte der Verklagte nicht, so hatte er die Vermuthung gegen sich, daß er sich nicht verantworten könne. Weigerten sich die Zeugen zu kommen, so erklärten sie sich als Feinde der Wahrheit und des Vorladers und mußten Diesem dafür genug thun. Deshalb sorgte jede Partei, daß die Vorladung förmlich und vor andern Zeugen geschah. Auch der Verklagte hatte seine Zeugen und sonstigen Beweismittel mitzubringen, das Gericht konnte sich darum nicht kümmern.

Wie aber der Beweis der Thatsache dem Gerichte gegeben werde, das war in Willen und Kraft der Parteien gestellt. Die Schöffen waren eigentlich selbst mehr Zeugen, als Richter über Schuld und Unschuld. Der Kläger trat mit seiner Beschuldigung oder Forderung auf: diese bloße Behauptung schon konnte der Verklagte als Angriff auf seine Ehre aufnehmen, er durfte sich dagegen durch seinen Eid oder seinen Degen vertheidigen, indem er das Gewicht seiner Persönlichkeit der des Klagenden gegenüber stellte. Der Eid war das erste und letzte Beweismittel. Die Männer schwuren auf ihr Schwert, Frauen legten bei dem Eide die Hand auf die Brust. Dabei standen zum Einen oder Andern seine Eideshelfer, die ihre Hand auf seine Waffe oder seinen Armring legten und schwuren, daß sein Eid rein und nicht main sei, d. h. die von ihm behauptete Thatsache wahr sei. Nicht eine bloße Meinung oder Ueberzeugung sprachen die Eideshelfer aus, sondern eine Thatsache, für deren Richtigkeit sie mit Wort und Waffe einstanden. Wie sie die Ueberzeugung von der Richtigkeit der Sache sich verschafft hatten, das ging Niemand etwas an. Auch die Zeugen waren nicht bloße Beweismittel, sondern Urteiler über die Wahrheit oder Unwahrheit der Thatsache, wie z. B. ein Todschlag oder eine Wunde beschaffen, ob ein Erbrecht, ein Besitzstand, ein Vertrag vorhanden sei. Auch die Zeugen traten für ihre Behauptung nöthigenfalls mit den Waffen ein. Denn immer noch konnte der Eine den Andern zum Zweikampf fordern, zum Beweise, ob die eigene oder des Andern Behauptung wahr sei.

Durch Zweikampf konnte man den Eid des Gegners, den Ausspruch der Zeugen, die Richtigkeit einer Urkunde oder eines Gränzsteines, ja den Wahrspruch der Gerichtsversammlung selbst anfechten.

In einen ähnlichem Sinne gilt noch jetzt Zweikampf, dieser letzte Rest des germanischen Gerichtswesens. Der Ausfall wurde als Zeugniß der göttlichen Mächte angesehen, die dem Einen Recht und Glück verliehen, dem Andern Auges Schärfe und Armes Raschheit gelähmt hatten.

Hatte aber eine unwehrhafte Person Niemand, der sich für ihre Unschuld erhob, so wurde diese durch andere Gottesurtheile erprobt. Sie mußte über glühende Kohlen schreiten oder aus siedendem Wasserkessel einen Ring holen und dergleichen. Blieb sie unverletzt, so hatte die geheimnißvolle Macht, die in den Naturkräften waltet, ihre Unschuld bezeugt.

Bemerkenswerth ist ein Gottesurtheil, das bei kanarischen Germanen sich zutrug. Um das Jahr 1370 war der portugiesische Admiral Martin Ruiz von Avendanjo durch Sturm bis zu den kanarischen Inseln verschlagen und auf Lanzarote an's Land gestiegen. Die Wandschen, zu jener Zeit noch selten beunruhigt von Europäern, nahmen ihn liebreich auf und brachten Fleisch, Milch und Käse, um seine Leute zu erquicken. Den Admiral aber führten sie in das Haus ihres Königs Zonzamas, daß er es sich wohl sein lasse. Der portugiesische Herr blieb dort geraume Zeit; denn die schöne Königin Fayna gefiel ihm zu sehr und er ihr. Aus ihrem heimlichen Liebesbunde entsproß, wie es heißt, eine Tochter Iko, die viel weißer und schöner wurde, als die andern Mädchen. Als sie erwachsen war, vermählte sich Iko mit Wanaram, dem Bruder des regierenden Königs. Als Dieser nach des Bruders Tode den königlichen Schmuck anlegte, entstand wilde Parteiung unter den Wandschen. Die Einen hielten zu ihm und seinem Sohne Wadarfia, als dem rechtmäßigen Thronerben, die Andern aber riefen: Iko sei nicht vom fürstlichen Blute des Landes, eines Fremden Tochter sei sie und nicht des Königs Zonzamas. Die Sache kam endlich zum Entscheid in offener Volksversammlung, und dieser lautete dahin, man wolle das Gottesurtheil anrufen. Die Königin solle mit drei ihrer Dienerinnen in Zonzamas' Hause in einem Gemache verschlossen und dieses ganz von Rauch erfüllt werden: ersticke sie daran, so sei sie eine Fremde, überlebe sie es, sei ihre königliche Abstammung dargethan. Also geschah es. Die drei Mädchen, die für ihre Gebieterin in den Tod gehen wollten, fanden sich, man verschloß alle Vier in dem Gemache, und dann wurde ihnen

wieder und wieder eingefeuert. Es hatte sich aber vorher eine Alte an Iko herangemacht und ihr heimlich einen Schwamm voll Wasser zugesteckt. Diesen nahm, wenn neue Rauchwolken heranwirbelten, die Schlaue an den Mund und sog den Athem heraus. Als man nun das Gemach aufschloß, lagen die drei armen Mädchen todt am Boden, Iko aber trat lebend hervor und wurde empfangen mit Freudengeschrei und großen Ehren, ihr Sohn Wadarsia aber als Kronerbe anerkannt.

Eigenthümlich war im alten Rechtsbrauch das Verfahren auf handhafter That. Der Frevler, der bei der Ausübung oder sofort danach auf der Flucht ergriffen und beschrien wurde, galt für halb überführt. Er konnte mit Eid oder Waffen die Anklage nicht mehr über den Haufen werfen. Der Gefangene war ja bereits in der Hand des Beleidigten, das Gottesurtheil hatte schon entschieden. Der von ihm Angegriffene hätte ihn erschlagen können: stellte er ihn aber vor eine Gerichtsversammlung gefangen und gebunden wie einen leibeigenen Knecht, so geschah es nur, damit seine Genossen ihm durch ihr Urtheil halfen und er selbst vor Klage und Rache der Freundschaft des Frevlers bewahrt blieb. Deßhalb mußte er auch das Gerüfte, den Waffen- oder Hülferuf, erheben, damit die That öffentlich kundbar werde und die Nachbarschaft zur Ergreifung des Friedbrechers Beistand leiste.

3. Urtheil.

Wenn aber im gewöhnlichen Rechtsverfahren der vor die Versammlung Geladene sich nicht stellte, so konnte sie in der Sache nichts machen. Es wartete der Kläger bis Sonnenuntergang und ließ sich die gehörige Vorladung und das Nichterscheinen des Verklagten bezeugen. Die Stärke seiner Forderung an denselben war nun gewachsen, weil im Ausbleiben des Verklagten entweder Trotz oder Furcht lag: ein Urtheil aber konnte gegen einen Abwesenden erst stattfinden nach langen Zögerungen, nach vielen Förmlichkeiten und vergeblichen Ladungen, nach sonnenklaren Beweisen seiner Schuld.

Erschien der Verklagte, so kam es entweder zu gütlicher Einigung, deren Artikel durch die öffentliche Verlautbarung eine größere Kräftigung erhielten, oder die Genossen gaben förmlich ihr Urtheil

ab, was in der Sache recht und herkömmlich sei. Bei Angriff auf Person und Gut eines Mannes oder eines Solchen, über welchen er Mundwalt, war durch Herkommen allmählig festgesetzt, was je nach Art und Härte der Beleidigung oder Beschädigung als Buße erlegt werden mußte. Dieses Sühnegeld hieß bei Leibesverletzung Wehrgeld, und war sorgfältig abgestuft je nach Stand und Geschlecht. Die Vergleichsumme, welche in dem einen Falle festgesetzt war, wurde maßgebend für den nächsten gleichen Fall, und so bildete sich durch Gewohnheit und Herkommen eine allgemeine und feststehende Ansicht, was in einem bestimmten Falle als Sühngeld geleistet werden müsse. Bußregister dieser Art, welche sich angesehene Dingmänner und Richter anlegten, gaben die ersten Ansätze zu den späteren Volksgesetzen. Andere Rechtsgebräuche, die sich allmählich durch Gewohnheit fortgesetzt hatten, wurden dann den Sühngeldsartikeln zugesetzt, z. B. wie man Jemand vor die Gerichtsversammlung laden müsse, wie man bei einer gestohlenen Sache den Dieb ermittele, wie man sich Zahlung einer gelobten Schuld verschaffe.

Außer dem Wehrgelde mußte der Schuldige der Gerichtsversammlung ein Ansehnliches für ihre Mühewaltung zahlen, durch welche er Frieden von dem Beleidigten, und Frieden von allen Genossen desselben erhielt, welche dem Gekränkten hätten beistehen können. Dies war das Friedensgeld, Fredum.

Das Urtheil aber hat nicht deshalb Geltung, weil es förmlich von einer Gerichtsversammlung gefällt worden, sondern nur, weil es wesenhaft im gemeinen Volksrecht begründet ist. Kläger wie Beklagter, aber auch Jedermann aus dem Umstande, kann das Urtheil schelten, d. h. erklären, es sei nicht dem Rechte gemäß. Dann aber muß er sofort selber darthun, was aus den Thatsachen und was aus dem Herkommen für ein Urtheil erfolgen müßte. Ueberzeugt er die Versammlung, so nimmt sie ein besseres Urtheil an. Gelingt ihm die Sache nicht, so muß er der Versammlung, insbesondere Dem, der den Spruch gefunden und gethan hat, für den Schimpf büßen. Er kann aber auch an's Schwert schlagen und erklären, er wolle mit den Waffen für die Richtigkeit seiner Behauptung einstehen. Hatten nun, wie gewöhnlich der Fall, die angesehenen Männer in der Versammlung das Urtheil gesprochen, und hatten die Uebrigen laut zugestimmt, so ließ sich solch' ein Spruch schwerlich mehr umwerfen: der Wider=

sacher wäre ja viel zu unvermögend gewesen gegen all' die Uebrigen.

Die schwächste Seite des Gerichtsverfahrens war die Urtheilsvollziehung. Das Gericht erklärte nur, was Rechtens sei, und überließ es der Partei, das zur Ausführung zu bringen. Gesichert war also der Vollzug des Wahrspruchs nur dann, wenn der Verletzte den Frevler bereits in seiner Hand hatte, oder wenn der Verurtheilte sofort hinlängliche Bürgschaft stellte. War dies nicht geschehen, so mußte der Gekränkte es sich angelegen sein lassen, ein förmliches Gelöbniß vom Schuldner zu erhalten, und konnte, wenn keine Zahlung erfolgte, die Dinggenossen ersuchen, mit ihm zum Hause des Verpflichteten zu gehen und ihm soviel an Werth abzupfänden, als die Schuld betrug. Jedoch selbst später, als z. B. das Gesetz der ripuarischen Franken längst dies Alles bereits förmlich geordnet hatte, heißt es noch darin: Im Fall ein Schuldner siebenmal vergebens vor Gericht geladen ist, wird er für jede Ladung fünfzehn Schillinge schuldig, wenn der Kläger mit drei Dingmännern beschwört, daß die Ladung in rechter Form geschehen. Erst zum siebentenmal wird der Schuldner vor das Gericht geladen unter der Verwarnung, daß man die Gerichtsstrafen von ihm beitreiben werde. Wird alsdann vom Kläger mit sieben Dingmannen beschworen, daß auch diese Ladung erfolgt sei: so geht der Richter zum Hause des Schuldigen und pfändet ihn um so viel, als die Summe der Strafen für die verhöhnte Vorladung und die Kosten beträgt. Steht aber der Geladene mit gezogenem Schwert vor seinem Hause und stellt er sein Schwert an die Thür oder deren Pfosten, so muß der Richter unverrichteter Sache wieder abziehn: er kann bloß Bürgen vom Schuldigen fordern, daß er sich vor dem Könige stellen werde zum Kampfe gegen seinen Gegner.

4. Schwäche der Gerichtsgewalt.

Wie roh nun auch ein Staatswesen mag zugeschnitten sein, wesentlichen Kern besitzt es, sobald das Gericht gerecht, rasch, unausweichlich ist. Wie wenig aber war davon bei den Germanen vorhanden, wenn wir ihr Gerichtswesen überblicken!

Sie hatten sich noch nicht zur Anschauung erhoben, die Gemeinde oder das Volk an sich habe die Befugniß, eines Genossen Leib und

Gut anzutasten. Sie sahen darin nichts, als die Gewalt Vieler über Einen. Wer sich nicht zum Feinde Aller erklärt, sondern bloß des Einen Person oder Gut angreift, wird auch nur als des Einen Feind angesehen, und das Gefühl der Mannesselbstständigkeit ist in Allen zugleich so lebhaft, daß sie Keinem vorschreiben, was ihm zukomme, wenn er sie nicht selber darum befragt.

Im Wesentlichen fehlt ebenso der Begriff eines ständigen unzwingbaren Rechts für Alle, als der zwingenden Staatsgewalt für Jeden. Der Staat war ja noch gar sehr ein luftiger Begriff. Es fehlt daher, und das ist das Entscheidende, der strenge und klare Begriff des Verbrechens, das ist einer That, welche, ganz abgesehen von der Verletzung des Einzelnen, bestraft wird, weil sie ein Frevel gegen das Staatsgesetz. Es fehlt nicht minder der strenge und klare Begriff des Eigenthums, das ist der Herrschaft über Sachen und Rechte, soweit sie lediglich darin begründet und geschützt ist, daß der Staat sie anerkennt.

Daher greift das Gericht bei den Germanen nicht von Amtswegen ein. Wo kein Kläger, ist kein Richter. Gewaltthat an Jemand wird ebenso als seine Privatsache angesehen, als wenn er eine Geldforderung an den Angreifer hätte. Wird geklagt, so giebt es keinen Zwang, den Beklagten an's Gericht zu bringen, und eine Verurtheilung des Abwesenden ist schwer zu erreichen.

Stellt sich der Beklagte, so erkennt die Gerichtsversammlung bei Thaten, die wir Verbrechen nennen, nicht auf Strafe, sondern auf Genugthuung für den Verletzten und auf Gerichtskosten. Die Genugthuung aber besteht nur in einem Vermögenswerth, das Gericht kann weder den Leib noch die Freiheit des Verurtheilten antasten. Will der für schuldig Befundene sich dem Ausspruch nicht unterwerfen, so hat man keine andere Waffe gegen ihn, als Aufkündigung des Friedens, d. h. seine Landsgenossen erklären, sie würden sich, was ihm auch geschehe, nicht mehr um ihn kümmern, er sei für sie eben nicht mehr vorhanden.

Handelt es sich um Gut und Schuld, so ist das Verhältniß nicht anders. Das Gericht erklärt, was Jemand von Rechtswegen gebührt, und dann kommt es darauf an, ob es ihm freiwillig geleistet wird, oder ob er Willen und Kraft hat, sich in den Besitz oder die Gewehre der Sache zu setzen und darin zu behaupten. Daher ist das

Pfändungsrecht, das ist die Freiheit, selbst nach seinem Eigen zu greifen, fast unbeschränkt.

Ein Gericht aber, das nicht von selbst einschreiten, nicht strafen, nicht Gehorsam erzwingen kann, ist keine selbstherrliche Staatsgewalt: es ist bloß Hülfe und Vermittlung, welche nach Ordnung des Herkommens den Parteien ihre Genossen leisten. Diese Hülfe besteht im Wesentlichen nur darin, daß sie aussprechen, was in einer Sache Rechtens ist. Weil dieser Ausspruch, so förmlich und öffentlich er auch gegeben wird, doch an sich bloß eine Meinung oder Ansicht ist, so kann Jedermann das Urtheil schelten und ein besseres begründen.

5. Ergänzung.

Wird jedoch die Gerichtsversammlung nicht angerufen oder ihrem Ausspruche nicht Folge geleistet, so ist das Fehderecht im Gange. Dieses war nothwendige Folge der Gerichtsschwäche.

Vom Fehdewesen ist noch das ganze Mittelalter mit seinen Sitten und Bräuchen, seiner geistigen und bürgerlichen, selbst kirchlichen Entwicklung breit durchwachsen. Es wurzelte und stand wie ein gewaltiger, knorriger Stamm im germanischen Alterthum, und nöthig waren Axtschläge von zehn Jahrhunderten, um endlich diesen Urwaldriesen zu fällen, und noch immer ragen kleine Nachsprossen aus der alten Wurzel gestrüppartig in unsere klar und friedlich geordnete Gegenwart hinein. Es muß uns daher daran liegen, mit diesem historischen Unwesen gleich im Anfange der deutschen Kulturgeschichte gut bekannt zu werden. Kaum eine andere Einrichtung der alten Germanen wird uns so tiefen Einblick in Sinn und Sein derselben gestatten: Deshalb mögen wir auch auf Einzelheiten des Fehdewesens hier so genau eingehen, als es irgend die Quellenschriften mit Fug gestatten.

Selbsthülfe war das Ursprüngliche. Wem Unrecht widerfuhr, konnte sofort sich Genugthuung verschaffen, bloß mit eigener Hand oder mit Hülfe seiner Verwandten und Freunde; denn der Beleidiger hatte sich ihm gegenüber durch die That friedlos gemacht. Des gemeinen Bestens wegen suchten Nachbarn und Gemeinden die Streitenden mit einander zu vertragen. Insbesondere, wenn eine Fehde sich weiter spann und Land und Leute in Unruhe und Verwirrung

setzte, so riethen und trieben die Umwohnenden, daß die Sache beigelegt oder vor die Volksversammlung gebracht wurde.

Geschah eine Gewaltthat, welche alle Welt empörte, oder welche an einem mächtigen Manne begangen wurde, so warf sich der Frevler gewöhnlich sofort in die Flucht. Denn im ersten Falle wußte er jede Hand wider sich erhoben, im zweiten mußte ihm, ehe er sich wieder blicken ließ, durch Vermittlung Anderer wieder Frieden geschafft werden mit dem Beleidigten. Blieb er aber und trotzte, so war er im ersten Falle der Rache eines Jeden, im zweiten des Beleidigten preisgegeben und mußte erwarten, ob Dieser öffentlich gegen ihn auftrat und was die Folge davon sein werde.

Ohne Zweifel kamen auch Fälle vor, wo sich einer Privatsache wegen alle Dingmänner in zwei feindliche Haufen spalteten, oder wo die Parteien vor Gericht mit ihren Waffen und ihren Anhängern um das Urtheil kämpften. Aus Furcht vor seinem mächtigen Feinde mochte auch wohl Einer seine Kränkung nicht vor Gericht bringen; denn die Andern hätten ihm vielleicht nur in der Stille Rath und Hülfe gegeben.

Bei alledem braucht man sich die Zustände der Germanen noch nicht als unaufhörlichen Krieg Aller gegen Alle vorzustellen, wo der Stärkere den Schwächeren straflos beraubte oder todschlug. An sich stand zwar Jedermanns eigenem Urtheil frei, was er für Recht hielt. Ob er aber mit seinem Willen und Thun durchdrang und nicht selbst darüber Leib und Gut verlor, das hing davon ab, ob er zahlreich genug Freunde und Helfer fand, und Diese fand er nicht, wenn auch nur die große Mehrheit seiner Genossen über sein Thun oder seinen Ausspruch ihr Verdammungsurtheil aussprach. Jeder hatte Kriegsrecht gegen den Andern, aber eine ungerechte Fehde brachte regelmäßig zu Schaden und Schande. In der Wirklichkeit stand also bei aller Unbehülflichkeit der Staatsgewalt doch dem Denken und Trachten der Einzelnen zügelnd und hemmend entgegen die Sitte, das Rechtsgefühl und der Wille der Gesammtheit. Die Stärke und Lebendigkeit der sittlichen Kräfte in den Einzelnen mußte die Mängel der Staatseinrichtungen ersetzen.

Achtzehntes Kapitel.

Fehdebrauch.

1. Rechtsgang oder Feindschaft.

Es stand also in der Wahl des Gekränkten, ob und wie er sich selbst Genugthung verschaffe. Der Beleidigte konnte ihn nicht nöthigen, für das herkömmliche Sühngeld sich die Fehde abkaufen zu lassen; denn das einfache Rechts- und Ehrgefühl mußte sich wider ein Herkommen erklären, wonach jeder straflos hätte Verbrechen begehen können, wenn er reich genug war, die Taxe dafür zu bezahlen. Ebensowenig gab es von Staatswegen eine Nöthigung für den Beleidigten, seine Sache vor Gericht zu bringen. Denn wer eines Mannes Person oder Ehre, Sachen oder Leute angriff, der höhnte ihn als einen Schwächling, und wie er diesen Schimpf büßen sollte, dafür hatte der Gekränkte allein zu sorgen. Dieser brauchte auch nicht früher abzulassen, als bis er sich an seinem Feinde und dessen Leuten und Gütern genugsam erholt hatte.

Klagte dagegen der Gekränkte gleich anfangs, der Beleidiger aber erschien nicht, und es gelang gleichwohl dem Kläger, seine Genossen zu überzeugen, wie sehr ihm Unrecht geschehen sei, — oder trotzte der Erschienene und Verurtheilte hartnäckig dem Gerichtsspruch, so mochte er sich vielleicht eine Zeitlang der Angriffe der gekränkten Sippe erwehren, nie aber auf die Länge des allgemeinem Unwillens, der sich rings umher wider ihn erhob. Alle seine Genossen sagten sich nach und nach förmlich von ihm los und halfen seinem Gegner mit Rath und That. Er hatte sich ja selbst von ihnen geschieden dadurch, daß er übermüthig an den Tag legte, er kümmere sich nicht darum, was sie über ihn dächten oder wider ihn thäten. Wer fortan ihm half, setzte sich in Kriegszustand mit allen Uebrigen.

Es mochte wohl vorkommen, daß die Friedlossetzung des Frevlers, wenn seine Unthat offenkundig, also die ganze Gemeinde Zeuge war, in öffentlicher Versammlung erklärt wurde. Jedoch geben die Volksgesetze weder Andeutung noch Beweis, daß der Fehde eine Klage auf Friedlosigkeit hätte vorhergehen, noch weniger, daß nach dieser

öffentlichen Kriegserklärung Jedermann dem Beleidigten wider den Friedbrecher hätte helfen müssen.

Gleichwohl erhellt, wieviel jeder Partei daran gelegen war, in ihrer Sache den Ausspruch der Gerichtsversammlung für sich zu haben. Nicht leicht verschmähte es ein Beleidigter, seinen Feind erst vor Gericht zu laden: der öffentliche feierliche Ausspruch seiner Genossen, daß er im Recht sei, war für den Gegner ebenso peinlich und demüthigend, als er nun auch zu befürchten hatte, die Sache könne für ihn übel ausgehen. Nicht leicht trotzte der Verurtheilte dem Spruch. Denn war ihm eine Buße oder Zahlung einer Schuld oder Herausgabe einer Sache auferlegt, und wollte er nicht das Erforderliche leisten, so konnte der Kläger um so freier auf Mittel und Wege sinnen, die Schuld durch List oder Gewalt beizutreiben. Die Fehde gegen den Verurtheilten fand wenig Gegner und desto mehr Gönner. Wer ihm half, setzte sich ja stillschweigend in Kriegszustand mit allen, deren öffentliches Urtheil er verhöhnte, indem er sich nicht darum kümmerte.

Der Zweck der Klage war daher einerseits, den Gegner durch ein Urtel zu demüthigen und zur Genugthung, Zahlung oder Herausgabe zu nöthigen; andererseits hatte der Kläger im Auge, erst die öffentliche Meinung für sich und später Hülfe gegen den Andern zu gewinnen. Das Gericht ist deshalb nicht blos ein Versöhnungsmittel, sondern es übt auch einen moralischen Zwang aus. Noch jetzt wirkt das Urtheil einer freien Genossenschaft höchst empfindlich: es wirkt durch tausend unsichtbare Mittel und Beziehungen. Namentlich bei Germanen wurde ja der sittliche Zwang leicht zu einem handhaften, indem sie gleich nach den Waffen griffen, Demjenigen, der im Rechte war, zu helfen.

War dagegen bei gerechter Nothwehr Jemand gelähmt oder erschlagen, so blieb sicher die Klage aus. Der Dieb, der dem Eigenthümer seine Sache entriß, der bei offenbarer Schuld säumige Zahler, welchen der Gläubiger gewaltsam pfändete, Diese hüteten sich wohl zu klagen. Es ist ein eigenthümliches Wahrzeichen, daß bei allen Handlungen, welche ein Germane in Verfolgung jenes Rechtes vornahm, z. B. bei Ladungen, Mahnungen, Gelöbnissen, eine Menge Zeugen zugegen sein mußte. Darin lag eben der Zwang für das Ehrgefühl, und bei keinem Volke war wohl das Ehrgefühl tiefer und empfindlicher, als bei den Germanen.

2. Fehdehäupter.

Fehde zu erheben hatte Jeder das Recht, der sein eigener Herr war. Auch der kleine Freisasse konnte, wenn seine Nachbarn ihm beistanden, ein gefährlicher Feind werden für den durch Land und Leute Mächtigen.

Die Geburtsfreien, welche auf eines Andern Grund und Boden saßen, hatten ihr Waffenrecht nicht verloren. In der Ausübung aber waren sie durch ihre thatsächlichen Verhältnisse etwas beschränkt. Weil sie kein Erbgut hatten, wovon sie selbst die schweren Bußen zahlen konnten, so kam es darauf an, ob ihr Grundherr mit ihnen gemeinschaftliche Sache machte. Weigerte er sich dessen, und wollten sie dennoch auf ihrer Fehde beharren, so mußten sie ihren Grundbesitz, den sie von ihm hatten, aufgeben. Dann fanden sie für sich allein schwerlich Helfer bei der Fehde; denn auf Diese wäre die Buße, welche etwa in der Fehde verwirkt wurde, mit gefallen. Wer sie aber selbst befehden wollte, konnte nur ihre Person und ihre Eigenleute, nicht aber ihr Gut angreifen, wenn er es nicht mit ihrem Grundherrn zu thun haben wollte. In der Regel aber stand Dieser, wenn sie eine gerechte Sache hatten, ihnen bei, weil sie zunächst unter seinem Schutz lebten und die Weigerung, sie zu schirmen, sich schlecht mit seiner Ehre und Mannhaftigkeit vertragen hätte.

Hörige aber, die von Geburt unfrei und an einen Hof gefesselt waren, konnten einerseits ohne Willen ihres Herrn keine Fehde beginnen, andererseits mußte Dieser entweder für ihr Thun eintreten oder sie preisgeben. Aber es griff auch jeder Andere in ihnen ihren Herrn an. Handelte der Lite im Auftrage des Letzteren, so wurde er nur als dessen Werkzeug betrachtet, und der Herr mußte jedenfalls die Fehde tragen. Wollte der Grundherr sich aber von dem Verdachte der Urheberschaft losschwören, so mußte er zugleich den Liten von seinem Grund und Boden verjagen; dann fiel auf diesen allein die Rache.

Volle Freiheit zur Fehde hatten also nur die Freisassen. Gänzlich mangelte sie aber Denen, welche nicht selbst Wehrgeld empfingen, also Unmündigen, Frauen und Leibeigenen. Hatten Diese Streit unter einander, so war das Gericht ihres Herrn immer nahe, unausweichlich und nachdrücklich. Bei Streit mit Auswärtigen mußte er sie vertreten,

sie konnten gegen keinen freien Mann kämpfen, gegen keinen Freien zeugen. Was sie verbrachen, hatte ihr Herr und Mundwalt gerade so gut zu entgelten, als wenn es sein Roß oder Stier gethan. Er mußte den Schaden zahlen und außerdem den Unfreien zur Bestrafung herausgeben oder ihn loskaufen. Wollte er das nicht, so nahm er ihre That als die seinige auf sein Fehderecht.

3. Fehdegenossen.

Bei Angriff oder Vertheidigung brauchte Jeder zunächst die Hülfe seiner Haussöhne und Eigenleute und solcher Männer, deren Dienst er für Geld und Geldeswerth gemiethet hatte. In wichtigeren Sachen kamen die Verwandten hinzu, und griff die Fehde weiter, so schlossen sich auch Nachbarn und Freunde an, welche aus Gunst oder um der Gerechtigkeit willen helfen wollten.

Die Hülfe der Verwandten fehlte niemals, wo eine That wie Erschlagen oder Lähmen eines Familiengliedes, Entehren oder Beschimpfen einer Frau oder Tochter, Berauben eines Todten aus der Familie, oder sonst ein öffentlicher Schimpf, welcher dem ganzen Geschlecht angethan war, um Rache schrie. Durch die bloße Thatsache war unmittelbar die ganze Familie verletzt, jedes Glied traf Verlust an Ehre und Stärke. Nicht anders verhielt es sich bei Entziehung oder Verwüstung des Familienguts; denn auch hier war das Geschlecht gefährdet, weil es ohne Grundvermögen weder Ansehen noch Bestand in der Gemeinde hatte. Endlich war dasselbe der Fall, wo es sich um Zahlung einer bedeutenden Schuld handelte, welche, wie die Todschlagsbuße, der gesammten Familie gehörte.

Indessen waren die Verwandten nicht sofort in jede Fehde verwickelt, die ein Blutsfreund muthwillig begann. Auch sie hatten Wahlfreiheit, ob sie eine Streitsache als eine ernste und gerechte mit ihren Kräften unterstützen, oder ob sie ihr fern bleiben wollten. Jedoch erschien einerseits die Sippe als eine so eng verbundene Schutz- und Trutzgenossenschaft, daß aller Orten für niederträchtig galt, seine Verwandten im Stich zu lassen. Andererseits übte die Gesammtheit der Familie und insbesondere das Ansehen der Familienhäupter eine scharfe Zucht über sämmtliche Mitglieder aus und verhinderte dadurch bei Einzelnen Handlungen, die den Uebrigen Unrath schufen.

Verpflichtet zur Tragung wie zur Eröffnung der Fehde war die Familie nur, wenn ein Todtschlag geschehen war. Dann konnte jeder Blutsfreund des Thäters unmittelbar von der beleidigten Sippschaft angegriffen werden. Für diesen Fall erklärten auch die Volksrechte die unbedingte Haftbarkeit der ganzen Familie für das Wehrgeld. Allein auch in andern Fällen konnten Vater, Brüder und Elternbrüder insofern der Fehde nicht ausweichen, als auf ihr Vermögen der in Fehde Befangene das nächste Erbrecht hatte; denn dieses Vermögen konnte in Anspruch genommen werden, wenn sie nicht vorzogen, ihn durch Bußzahlung zu lösen.

Wo nun in Fehdesachen die Familie eintrat, da entschied nicht die agnatische, sondern die kognatische Verbindung. Alle Geschlechtsvettern, gleichviel ob von mütterlicher oder väterlicher Seite, wurden in Anspruch genommen. Insbesondere mußte der Mutter Bruder, wie seine Schwester im Nothfalle gegen ihren Gatten, so ihre Kinder gegen Jedermann vertheidigen.

Ohne Zweifel traten schon in ältester Zeit einzelne Männer und ganze Familien mit einander in ähnliche dauernde Schutz- und Trutzgenossenschaften, wie sie später als Erbeinigungen und Eidgenossenschaften Statt fanden. Wer um sich her Freunde und Anhänger wußte, die verpflichtet waren, ihm zu seinem Recht zu verhelfen, trat sicherer und ansehnlicher auf, als der vereinzelte Freimann, der sich erst Hülfe suchen mußte.

Wie häufig aber Genossenschaften fehdeten, ist ersichtlich aus der Menge Stellen in den Volksgesetzen, die Belagerung und Hauseinbruch, Raub und Brand, Entführung und Todschlag für den Fall besonders auszeichnen, wo der Frevel durch die vereinigte Gewalt Mehrerer verübt worden.

4. Ursachen.

Fehde fand Statt in allen Dingen, wo sich Jemand gekränkt fühlte. Schon im Anbieten der Fehde lag Kränkung. Darauf wird in der Edda angespielt im Wechselgespräch zwischen Thor und dem höhnenden Harbard.

Harbard: Ich war in dem Heere,
Das hierher sich rüstet
Mit wehenden Fahnen,
Die Speere zu röthen.

Thor: Deſſ' willſt dir nun gedenken,
Daß du auszogſt, uns Fehde zu bieten.

Harbard: Ich will dir das büßen
Mit einem Goldring,
Wie die Schiedsrichter pflegen,
Wenn ſie uns verſöhnen.

Keineswegs war die Fehde auf gewaltthätigen Angriff auf Leib und Gut beſchränkt. Die Ausübung des freien Pfändungsrechts ſowie Beſitzſtreitigkeiten führten ebenſo zu Gebrauch und Abwehr von Privatgewalt, als irgend eine andere Gewaltthat an Perſon und Vermögen. Ob darin ein Friedensbruch lag, der zu büßen war, ergab ſich erſt, wenn die Sache vor Gericht gebracht wurde.

Am häufigſten wird Fehde erwähnt als Rache für Mord und Todſchlag oder Raub eines Familiengliedes.

Noch gewiſſer entbrannte ſie, wenn die Ehre einer Frau oder Tochter aus der Familie angetaſtet, ein Weib z. B. eine Ehebrecherin, eine Mannstolle, eine Zauberin geſcholten wurde. Die Geſchichtsſchreiber wie die Volksgeſetze führen eine Menge Fälle an, die beweiſen, wie höchſt empfindlich das Ehrgefühl der Familie in dieſer Beziehung. Schon der Verſuch, eine Frau zu verführen, gab ihrer Familie das Racherecht gegen den Frevler, ebenſo Ehebruch, Entführung, Verheirathung an einen Andern als den Verlobten, ja ſchon die Vermählung gegen der Eltern Willen. Das Longobardenrecht erwähnt als Frevel, daß einer Frau, die im offenen Fluſſe badete, die Kleider genommen wurden.

Lähmung oder Verwundung berechtigte ebenſo wie jede ſchimpfliche Behandlung durch Wort oder That, wenn die Beleidigung nicht auf der Stelle geſühnt wurde, zur Fehde.

Streitigkeiten um Gut und Erbe führten um ſo häufiger zu ausgedehnten Fehden, als die gewaltſame Vertreibung eines unrechtmäßigen Beſitzers vom Volke nicht geahndet wurde.

Der böſe Schuldner wurde nicht anders angeſehen, als wie ein Dieb an des Gläubigers Eigenthum. Deshalb war es ſchon ein Schimpf, ein böſer Schuldner zu heißen, und Angriff wegen Schulden auf Perſon und Vermögen kam ebenſo häufig vor, als es die Urſache von Fehden war.

Genugthuung zu erlangen war der Grund, weshalb Fehde erhoben wurde. Die Genugthuung aber war eine zweifache, erstens für den erlittenen Schaden, zweitens für den erlittenen Schimpf.

Wenn daher der Beleidiger den Vermögensverlust sich erbot auszugleichen, so war damit die Sache nicht abgethan: er mußte noch etwas Besonderes leisten, damit der Beleidigte sich genug gethan erklärte wegen des ihm zugefügten Schimpfs, mit andern Worten nicht bloß der Schaden war zu ersetzen, sondern auch die Fehde abzukaufen. Ein Schimpf lag ja nach germanischem Ehr- und Rechtsgefühl in jeder Art von Verletzung. Auch die Weigerung, eine schuldige Sache herauszugeben oder eine rechtmäßige Forderung zu bezahlen, war eine Verhöhnung des Gläubigers. Es lag darin die Behauptung, entweder er verlange etwas Unrechtes, oder er sei zu schwach und feige, sein Recht zu erzwingen: beides griff an die Ehre.

5. Ziel und Mittel.

Wie groß diese zwiefache Genugthuung sein müsse, das zu beurtheilen stand zunächst bei dem Beleidigten. Er mußte am besten wissen, wie tief ein Schimpf ihn kränkte, und wie groß sein Vermögensverlust.

Indessen hatten verlorene Sachen einen Werth, der sich berechnen ließ, und die Gemeinheit der That wie die Größe der Beleidigung bestimmten sich vorzugsweise nach dem öffentlichen Urtheil. Wenn es daher möglich war, daß durch Herkommen nach und nach feste Bußsätze eingeführt wurden, so mußten sie sich möglichst genau dem beleidigten Gefühl und dem Schaden anpassen und konnten also zuletzt nichts anders werden, als jene seltsamen Verzeichnisse in den Volksrechten, in denen jedes Schimpfwort, jede beleidigende oder gefährliche Handlung genau abgemessen und abgeschätzt ist. Wo aber ein Schaden zugefügt ist, da wird in den Bußsätzen von dessen Ersatz wohl unterschieden die Sachbuße und die Fehdebuße. Beide müssen nebst dem Fredum, dem Gerichtsgelde, gezahlt werden.

Fremd dagegen war den Germanen das strenge Wiedervergeltungsrecht, fremd eine peinlich abgemessene Blutrache. Der Ehr- und Freiheitssinn dieses Volkes ertrug kein Gesetz, das ihm vorgeschrieben hätte, wie und wie weit ein Schimpf gerächt werden

solle. Den Eltern, Söhnen, Oheimen und Vettern des Erschlagenen lag zwar die Rache ob; sie waren, wenn sie nicht als schlechte Männer angesehen werden wollten, verpflichtet, mit all ihrer Macht den Frevler zu befehden. Nicht aber hieß es: Blut um Blut, und: soviel hier gefallen sind, soviel müssen drüben fallen, — sondern auch bei der Rache herrschte Freiheit: wenn der Feind überwunden und sein Trotz gebrochen war, trat Frieden ein.

Bei schweren Beleidigungen und langgenährter gegenseitiger Erbitterung ging daher die Fehde darauf aus, die Gluth der Erbitterung im Blute des Feindes zu kühlen oder ihn an Leib und Gut so elend zu machen als nur möglich. Auf verschmitzte Rache, die in Fehden vorkam, deuten die Gesetze über die schmählichen und seltsamen Verwundungen, welche den Feind vor aller Augen dauernd beschimpfen und seinen Mannwerth ihm rauben sollten, z. B. das Entmannen, welches ohne Zweifel eine Rache für Verführung oder Nothzucht.

In der Regel aber war das Ziel der Fehde nur, den Feind zu einer Genugthuung zu zwingen, welche hinreichte, den Schaden zu ersetzen und zugleich aller Welt zu zeigen, daß die Ehre fleckenrein sei und der Beleidiger gedemüthigt. Dieses Ziel zu erreichen war das Mittel, entweder sich des Gegners Person, seiner Leute und Güter durch Ueberfall, Angriff und Kampf zu bemächtigen, oder ihn durch Brand und Vermögensverwüstung zu zwingen, sich zur Genugthuung zu stellen, oder endlich den Betrag der gesetzlichen Komposition oder der Forderung zusammen zu rauben. Letzteres mußte insbesondere seit jener Zeit gewöhnlich werden, als durch Herkommen und Gesetze für jeden Fall der Kränkung eine besondere Komposition feststand.

Wehrte sich der Befehdete, so wurde er im Kampfe erschlagen: ergab er sich, so wäre es ehrlos gewesen, ihn zu tödten. Der Gefangene wurde mitgenommen und eingeschlossen, bis er durch Geld oder Bürgen sich löste oder Freundeshand ihn mit Gewalt befreite.

Mord, Raub und Brand, die drei Drohungen in den späteren Absagebriefen, waren daher schon zur Germanenzeit die Fehdemittel.

Absage und Sühne.

Der Händelsüchtige fand also Gelegenheit genug, andere Leute zu befehden. Hätte er freilich bei geringen Kränkungen gleich seine

Verwandten und Freunde zur Fehde entbieten wollen, so wäre er ausgelacht. Er half sich dann selbst kurzer Hand zu seinem vermeintlichen Recht: dabei kam es leicht von kleiner zu großer Gewaltthat, und so führten in früherer wie in späterer Zeit unbedeutende Vorfälle oft zu großer Fehde.

Ob nun ein Ansagen der Fehde und sonstige Formen bei derselben gebräuchlich waren, ist zwar in unsern Quellen nicht deutlich angegeben, gleichwohl aber wahrscheinlich. Im Kriege gilt der Vortheil. Gleich wie aber heutzutage jedes Volk, ehe es angreift, erst seine Kriegserklärung erläßt, um die Gerechtigkeit seiner Sache aller Welt kund zu thun, so war auch wohl von jeher bei den meisten Fehden Absage üblich. Das plötzliche heimliche Ueberfallen eines Feindes, der sich gar nicht vorsehen konnte, galt ohne Zweifel bei den Germanen für ehrlos, und schadete dem tückischen Manne in der Meinung und Hülfe seiner Genossen. Der angeborene Stolz und Trotz wollte und achtete nur den offenen Feind. Wir dürfen daher die Absageform des Mittelalters wie so viele andere Rechtsgebräuche schon aus uralter Zeit herleiten.

Kam es aber bei irgend einem Anlaß im Eifer oder Zorn zu Todschlag oder gewaltsamen Angriff und Raub, so war die Fehde durch die That erklärt.

Dasselbe war der Fall, wenn ein Beleidiger oder Schuldner vor Gericht geladen war und es verschmähte, zu erscheinen oder dem Urtheil zu genügen.

Wollte Jemand sonst einen alten Handel durch die Waffen entscheiden oder eine Forderung mit Gewalt geltend machen, wollte er eine gütliche Unterhandlung abbrechen und statt ihrer zum Schwerte greifen, so sandte er an seinen Gegner die Absage.

Daß die Blutsfreunde ihm dabei halfen, wußte der Gegner; wollte aber ein Anderer mitfehden, so rief er dem Gegner sein „Wahr Dich!“ zu, damit Dieser wisse, wofür er ihn zu halten.

War die Rache gesättigt, oder des Unglückes und der Gewaltthat genug geschehen, und fühlten beide Parteien sich todeswund und zerschlagen, — oder legten sich die Nachbarn oder die ganze Volksversammlung ernstlich in's Mittel, damit das Feuer nicht noch weiter um sich greife, — dann kam die bessere Einsicht und man machte Frieden. Entweder geschah die Aussöhnung durch kurzen Handfrieden,

— oder es wurden von beiden Seiten Unparteiische ernannt, die einen Austrag machten, — oder in der Volksversammlung wurde erörtert und verkündigt, was ein Jeder zur Sühne und Genugthuung zu leisten habe. War die Sache in dieser Weise vertragen, so gab man sich den Handschlag, und fehlte nicht das Gelage zum Dank für die Friedensstifter.

Nach langwierigen Fehden zwischen verfeindeten Geschlechtern wurde, wenn Blut genug vergossen war, der Friede öfter durch Vermählungen gefestigt. Und auch dann brach der mühsam gedämpfte Grimm gar leicht wieder aus. Im Beowulfsliede wird gesagt:

> Der Herr der Dänen
> Ward seines Reiches Herrscher und er rechnet
> Es für Gewinn, daß mit dem Weibe er
> Geschlichtet eine mörderische Fehde.
> Doch oft ruht nach des Volkes Fall der Mordspeer
> Nur kurze Weile, wenn die Braut auch gut ist.

Die Walkyre räth in der Edda dem Sigurd;

> Das rath ich dir zehntens,
> Daß niemals Du traust
> Den Verwandten des Feindes,
> Dem du den Bruder getödtet
> Oder den Vater gefällt hast.
> Ein Wolf steckt in dem jungen Sohne,
> Obgleich er mit Gold ist versöhnt.

Neunzehntes Kapitel.

Politische Verfassung.

1. Gemeindebildung.

Ueber die politische Verfassung der Germanen besitzt in Europa jedes Kulturvolk eine Reihe Theorien: in Deutschland gerathen sie so zahllos und, indem ein Hauptsatz an die Spitze gestellt und ausgeführt wird, auch so breit und folgerichtig, wie philosophische Systeme.

Hier vorzüglich gilt es, was oben bemerkt wurde, nämlich im bunten Gedränge den sichersten Pfad zu suchen, welcher sich öffnet, wenn man sich stets nur die allereinfachsten Verhältnisse vorstellt, natürlich so weit sie mit Charakter und Geschichte der Germanen übereinstimmen, und insoferne die wenigen Berichte aus der ältesten Zeit, die gerade hier besonders unklar, nicht widersprechen. Wenn ein Verhältniß, eine Einrichtung, die ein Schriftsteller in germanische Zeiten verlegt, irgendwie künstlich erscheinen, wenn sie nicht in die ganze spätere Entwicklung wie von selbst hineinpassen, wenn sie insbesondere den öffentlichen Zuständen, wie wir sie später bei Sachsen und Friesen und Skandinaven finden, widersprechen, — dann dürfen wir uns getrost von vornherein so lange abweisend verhalten, bis wir durch zwingende Gründe eines Bessern belehrt werden.

Zwischen Hofbesitzern, die Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei betrieben, ergab sich nothwendig hier und dort eine Strecke von Grund und Boden, welche sie gemeinschaftlich benutzten. Das war der Wald, der Wild und Brenn- und Bauholz, das Moor, welches Torf lieferte, der Anger, auf welchem Vieh weidete, die Haide, welche zum Plaggen- und Bültenhieb diente. Zum Unterschied von der Binnen- und Außenmark, soweit diese zu jedem Hofe als Alleineigenthum gehörte, hieß jene Grundfläche die gemeine Mark. Das Wort Mark bezeichnete das Gemerkte oder das Begränzte, das gegen Ausmärker, die nicht dazu gehörten, geschlossen war. Die Märker aber gestatteten einander, weil es ihnen allen bequem und nützlich war, auch auf den offenen Ländereien, wohin Pflug und Sense ging, Gang und Trieb und Weide vor der Saat und nach der Ernte.

Um nun die Benützung der Grundfläche, die ihnen gemeinsam zustand, zu ordnen, und Frevel von den Marken fern zu halten, oder wenn sie begangen waren, zu strafen, hielten ohne Zweifel schon in der ältesten Zeit die Markgenossen ihre regelmäßigen Versammlungen, das Markding, in welchem sie auch Markvögte oder Markrichter wählten, die in der Versammlung den Vorsitz führten und in der Zwischenzeit von einer zur andern über den Markfrieden und über Ausführung der Beschlüsse zu wachen hatten.

Außer solchen wirthschaftlichen Ursachen, welche zur Gemeindebildung Anlaß gaben, mögen auch andere mitgewirkt haben. Gewiß waren ihr sehr förderlich der Zusammenhalt der Verwandten, die

zugleich Nachbaren geworden, — oder der Gefolgsleute, die mitsammen eine Oertlichkeit in Besitz nahmen, — oder die Eintheilung eines wandernden Volksheeres in Hundertschaften, die bei der Niederlassung ihre Verbindung nicht aufgaben.

Wenn nun die Gegend, welche die Nachbaren bewohnten, rings um sie her lebhafter bebauet und besiedelt wurde, so dehnte sich die Markgemeinde auf mehr und mehr Familien aus, und gab es in den Versammlungen fort und fort Neues zu regeln, als da waren Gränzstreitigkeiten, — Vorkehrungen gegen reißende Flüsse, Weg- und Brückenbau, — Anzahl des Viehes, das Einer auf die Gemeinweide schicken durfte, des Bau- und Brennholzes, das er aus dem Gemeinwalde nehmen durfte, allerlei Jagd-, Trieb- und Durchgangsrechte, — Maßregeln gegen die Viehdiebe. Das baierische Gesetz, welches öffentliche Brunnen von privaten wohl unterscheidet, benennt Landstraßen, Feldwege, Fußsteige und nimmt, gleichwie die Gränzsteine, auch die aufgesteckten Strohwische in Schutz, welche vom Betreten eines Grundstückes abhalten sollten. Der Vorsteher der Markgenossen bekam ganz von selbst mehr und mehr zu thun. Ihm zunächst lag es ob, wenn es galt, ein Aufgebot der wehrhaften Mannschaft zu machen, Frevler aus der Mark zu weisen, Nachbarn zu vertragen, die um die Gränze ihres Rechtes stritten. Das Vorsteheramt, ursprünglich ein wirthschaftliches, wurde allmählig auch ein politisches und richterliches Amt.

An den Vorstand der Gemeinde, der später auch den Namen Schultheiß erhielt, wandte man sich, um bei Streitigkeiten über Geld und bewegliche Habe einen Ausspruch, wer im Rechte sei, und vielleicht auch Hülfe zu gewinnen, und als solche Aufforderungen öfter an ihn gelangten, bestellte er zuletzt, um seine eigene freie Zeit zu haben die Parteien auf bestimmte Tage, an denen er sich ihnen widmen wolle. Die Zeitfrist aber regelte sich am einfachsten nach dem Mondwechsel, der für alle untrüglich vor sich ging: wann Neumond oder Vollmond war, konnte Jedermann am Himmel absehen. So konnte es leicht ein Herkommen werden, daß der Schultheiß sein Ding, d. h. seinen Gerichtstag, „über vierzehn Nächte auslegte“, wo das große Nachtgestirn entweder am dunkelsten oder am vollsten war.

Nun ging in späteren Zeiten aus der Gemeinde auch eine Ausscheidung vor sich, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem sich die Markgemeinde verbreitert hatte. Weil nämlich in einer Land-

schaft Anbau und Verkehr zunahmen, so fingen die nächsten Nachbarn, die solche Flur- und Waldangelegenheiten zu ordnen hatten, die andere Leute nichts angingen, an, sich bloß unter einander zu versammeln und als engere Markgenossen zu schalten und zu walten. So bildeten sich kleinere Markgemeinden innerhalb der großen Gemeinde, die nun mehr und mehr rein politische und richterliche Haltung annahm.

2. Gauverbände.

Wenngleich der deutsche Boden nicht wie Italien und Griechenland aus Reihen von Fluß- und Gebirgsbecken zusammengesetzt ist, so ziehen doch durch das Land gewisse mehr oder minder merkliche Linien, welche es in Landschaften zertheilen. So giebt es große Thalungen, die von mächtigen, und Landbreiten, die von niedrigen Höhenzügen umgeben sind. Es giebt weitgedehnte Gebirgsabhänge oder Rundebenen, die sich von einem Mittelpunkte aus überschauen lassen. Es finden sich Hügellande, oder große See- und Flußauen, die sich mit besonderem Charakter herausheben. Oefter genügt schon ein weiter Umkreis von Waldungen, von Haiden oder Sümpfen, um die eingeschlossenen fruchtbaren Ebenen als eigenartiges Gefilde erscheinen zu lassen.

Solche Landschaften stellten sich eine jede als ein besonderes Ganzes dar, dessen Bewohner sich zu einander hingezogen, aber auch auf einander angewiesen fühlten, wenn irgend etwas eintrat, das sie Alle anging, z. B. Streitigkeiten zwischen Markgenossenschaften, Abbruch und Neusiedlung in Wald und Haide, auf den Gränzen feindliche Angriffe von Banden, die sich räuberisch umhertrieben, wiederkehrende Ueberschwemmung, die gehemmt werden mußte. Bei solchen Ereignissen regten einige angesehene Männer andere Bewohner der Landschaft an, es müßten Alle miteinander zusammenkommen, zu berathen, was gemeinsam geschehen müsse. Dabei ergab es sich als zweckmäßig, daß man einander auf bestimmte Frist wieder bestellte, um das Weitere zu beschließen.

Traf es sich, und das kam wohl häufig vor, daß in der Landschaft hier und dort Leute angesessen waren, die mit einander blutsverwandt, so mochten sie bei Familienfesten auch öffentliche Angelegen-

heiten bereden, die ihre Ortschaften und Höfe gleichmäßig angingen, und alsdann die Mitbewohner der Landschaft auffordern zu gemeinsamer Zusammenkunft. Gewiß aber war es äußerst selten der Fall, daß eine einzige Sippe eine ganze Landschaft angefüllt hätte: weder klare Nachrichten aus früherer, noch weniger aus späterer Zeit lassen darauf schließen.

Ort und Zeit nun zu solchen politischen und allgemein wirthschaftlichen Beredungen ergaben sich von selbst bei den öffentlichen Zusammenkünften, wenn die großen Natur- und Gottesfeste gefeiert wurden. Das geschah zu regelmäßig wiederkehrenden Tagen, an denen im machtvollen Tagesgestirn, von welchem sich Licht und Wärme ergoß, die Wandlungen vor sich gingen, welche die Jahreszeiten bestimmen. Da versammelte sich das umwohnende Volk zur Landgemeinde an altgewohnten Stätten, die sich entweder bei dem ältesten Haupthofe befanden, oder die man erkoren hatte ihrer ausgezeichneten Lage wegen, oder weil sich vor Alters irgend etwas Bedeutendes da zugetragen hatte.

Theilzunehmen an den Berathungen hatte nur der vollfreie wehrhafte Mann, der eigenen Hof und Hausstand vertrat, das Recht. Auch der persönlich Freie, der zwar auf eines Andern Grund und Boden, jedoch dauernd mit nicht ganz geringem eigenem Vermögen und mit leichten Lasten angesessen war, mochte zuhören und seine Meinung vernehmen lassen. Dies Beides — persönliche Freiheit und ein größerer Gutsbesitz, der für eine gewisse Zeitdauer gefestigt war, — ist in der germanischen Welt stets gefordert worden, um mitzutagen, wo es sich um öffentliche Angelegenheiten nicht bloß der Gemeinde, sondern der Landschaft handelte. Dieser Grundsatz ist bis auf die neuere Zeit so unverbrüchlich festgehalten, daß z. B. auf dem livländischen Landtage, der als der letzte auf europäischem Festlande das alterthümliche Gepräge bewahrte, Sitz und Stimme hatte, der ein Rittergut — einerlei ob als Pächter oder als Eigenthümer — besaß und von Geburt ein freier Mann war.

Nun stand auch die politische Bildung der Germanen keineswegs so niedrig, daß sie nicht eingesehen, ihre Landschaft bedürfe beständig eines Hauptes, um die regelmäßigen Versammlungen zu leiten, die Ausführung der Beschlüsse zu überwachen, in unvorhergesehenen Fällen das Nächstnothwendige vorzukehren. Zu solchem Ehrenamte erwählten

die Gaugenossen den Mann, welcher der Angesehenste unter ihnen war, entweder weil er Besitzer des ältesten oder reichsten Hofes, oder weil man seiner Kraft und Weisheit am meisten vertrauete.

Sobald aber eine Landschaft ihre regelmäßigen Versammlungen und Häupter und Beschlüsse oder Gesetze gewann, damit die gemeinsamen Angelegenheiten einen guten Gang nahmen und festhielten, war sie als ein politisches Ganzes begründet und gefestigt. Der gebräuchlichste Name dafür war Gau, d. h. das Land, mit dem Griechischen γῆ verwandt, gothisch gavi, althochdeutsch gowi, gouwi, mittelhochdeutsch gouwe, gou. Der Gau erhielt seinen Sondernamen entweder nach Flüssen, wie der Rhein- und Main- und Thurgau, oder nach den frühesten Städten, wie Worms- und Speiergau, oder nach einer Völkerschaft, wie der Hessengau. Statt des Wortes Gau kommt auch Bant oder Eiba oder einfach Feld vor; Beispiele sind Brabant und Osterbant, Wettereiba und Winegartheiba, Eichsfeld und Grabfeld, — sämmtlich Namen, welche einen größeren Bezirk mit eigenthümlicher Landes- und Volksart bezeichnen.

3. Stämme und Völkerschaften.

Wenn Jemand über seines Gaues Gränzen hinaus kam, da wohnten auf der einen Seite vielleicht Leute von seiner Sprache, Sitte und Religion, auf der andern Seite hatten sie eine andere Art, was sich ihm am ersten durch die Verschiedenheit der Mundart bemerklich machte. Zu Jenen fühlte er sich hingezogen, gegen Diese erwachte ein Gefühl der Neugierde, des Fremdseins, ja der kriegerischen Gesinnung. Feindseligkeit auf der einen, innere Zuneigung auf der andern Seite wurde belebt durch den Handelsverkehr, der von einem Gau zum andern ging, und durch das junge Volk, das in seiner Umgegend Gelegenheit zu Kriegs- und Beutefahrten suchte. Auch mochte es im Dunkel der frühesten Geschichte wohl kaum einen Germanenstamm geben, dessen Angehörigen nicht geschichtliche Erinnerungen, vielleicht auch ein religiöses Heiligthum gemeinsam gewesen.

Wo aber ein Stamm sich soweit ausdehnte, wie die Sueven oder Sachsen oder Gothen, da zerfiel er in Völkerschaften je nach Verschiedenheit der Mundarten oder der Landstriche oder der histori-

schen Ereignisse. Wenn auch das Bewußtsein, daß die Völkerschaften stammverwandt, nicht so leicht verloren ging, so legte es doch eine jede darauf an, ihre Selbstherrlichkeit wie ihre Eigenthümlichkeit zu behaupten.

Wohl aber behielt jede Völkerschaft oder jeder kleinere Stamm im Auge, wieviel Gaue zu ihnen gehörten und wie stark sie seien an Kriegern. Denn durch des ganzen Volkes Macht und Ansehen fand jede Landschaft die eigene erhöht. Politische Gestaltung aber gewann das Bewußtsein, daß man zusammen gehöre, nur in Kriegszeiten. Dann kamen die Grafen und Schultheißen zusammen und beriethen sich mit einander, und wenn es einer großen Gefahr oder Unternehmung galt, so wurde durch all' die Gaue eine allgemeine Volksversammlung entboten.

Wurde auf dieser Krieg beschlossen, so erkor man einen Heerführer, welcher den Namen Herzog oder König erhielt: der letztere Name deutete auf Abstammung von einem hervorragenden Geschlechte hin, der andere bezeichnete wahrscheinlich das Amt. Konnte man über den Heerführer nicht einig werden, so loseten, wie von den Sachsen berichtet wird, die Gauvorsteher unter einander, und auf welchen das Loos fiel, dem folgte man als Herzog. Ihren Erkorenen hoben die Krieger auf den Schild und trugen ihn unter jubelndem Zuruf und Waffengeklirr durch das Heer, daß Alle ihn schaueten und grüßten. Fortan trug er einen prächtigen mit Franzen verzierten Mantel um die Schultern, und auf dem Haupte entweder einen weithin kennbaren Hut und Schmuck oder eine Krone. Die Krone zu tragen, stand auch den Fürstinnen zu.

Am Herzog oder König hatte der Stamm oder die Völkerschaft ein Haupt und war dadurch, wie durch die gemeinsamen Unternehmungen, die Gesetz und Regel für Alle mit sich brachten, eine Art von Staat geworden. Dieses politische Gebilde bestand nun vielleicht mehrere Menschenalter hindurch, vielleicht noch länger. Jedoch war stets die Verbindung der Gaue eine äußerst lose, nur auf einen bestimmten Zweck gerichtet. Hörte dieses Ziel zuletzt ganz zu wirken auf, so lösete sich Alles nach und nach wieder auf, die Gaue erschienen wieder in vollem Selbstgenügen, und wenig Anderes blieb übrig, als die erneuete und verstärkte Gewöhnung an einander, die Erinnerung an das gemeinsam Vollbrachte, und insbesondere der Herzogs- oder

Königsname, der gewöhnlich an dem damit geschmückten Hause hängen blieb.

4. Volksversammlungen.

Um die Natur des germanischen Staatswesens und welche Art von Förderung oder Lähmung des kulturgeschichtlichen Fortschritts ihm beiwohnte, noch besser zu erkennen, müssen wir den Charakter der politischen Versammlungen und Aemter näher betrachten.

Tacitus schildert eine Volksversammlung wie folgt: „Ueber minder wichtige Sachen halten die Häuptlinge Rath, über die wichtigeren Alle: nur muß auch das, worüber das Volk zu entscheiden hat, erst von den Häuptlingen verhandelt werden. Aus der Freiheit entstand die schlechte Gewohnheit, daß sie nicht auf einmal, nicht wie auf Befehl sich einstellen, sondern es geht auch ein zweiter, auch dritter Tag durch das Säumen der Zusammenkommenden verloren. Wenn es dem Haufen gefällt, so setzen sie sich, und zwar in Waffen. Stille wird durch die Priester, die dann auch Zwangsrecht haben, geboten. Darauf wird der König oder der Häuptling, je nachdem Jeder Alter, je nachdem Adel, je nachdem Kriegsruhm, je nachdem Wohlredenheit besitzt, angehört, mehr kraft seines Ansehens zu überreden, als der Macht zu befehlen. Mißfällt ein Vorschlag, so wird er durch Murren verworfen: gefällt er, so schlagen sie die Framen zusammen. Das ist die ehrenvollste Beistimmung, mit Waffenklang zu loben.“

Wir haben uns also die Gauversammlung keineswegs als ein Parlament zu denken, noch weniger als einen Gerichtshof unserer Zeit. Unter Gottes freiem Himmel gehalten, wo Wind und Wolken vorüber zogen, war Freiheit die Seele der Volkseinung.

Die Stätte der Versammlung lag gewöhnlich da, wo man weit in's Land hinaus blicken konnte. Dort erhob sich ein alter weitschattiger Baum oder standen einige Linden oder Eichen beisammen. In der Regel gab es dort auch ein paar Steinsitze in der Reihe, auf welcher die Beamten und Vornehmsten sich konnten niederlassen.

Zu diesem Platze zogen, wenn der Tag kam, zu Roß und Wagen oder zu Fuße die Mannen. Die Einen brachten Frauen und Töchter und Knechte mit, die Andern nicht. Niemals fehlten die Knaben, welche dem Jünglingsalter entgegen wuchsen; denn frühzeitig mußten sie lernen, was Recht und Brauch im Lande. Einige Hof-

besitzer kamen zu früh, andere zu spät, manche gar nicht. Es war ja ein Recht und keine Pflicht, hier mitzutagen, undenkbar Zwang für den freien Mann. Nahebei, wo ein hübsches Plätzchen lockte, wurden Zelte aufgeschlagen oder Laubhütten errichtet. Ohne Zweifel stellten auch Händler sich ein, die nahebei ihre Waaren auslegten, und Männer und Frauen kamen herbei, um eine gute Waffe oder Schmuckgeräth zu erhandeln.

War Tag und Stunde der Versammlung da, so traten die vollfreien Männer, den Speer in der Hand, zusammen. Mit hellem Zuruf begrüßten sie ihren Schultheiß oder Grafen oder Herzog oder einen andern besonders angesehenen und volksbeliebten Herrn, der mit seinem Gefolge erschien. Erst besprachen sich diese bedeutenderen Männer über eine Sache, während die Uebrigen umher standen oder lagerten, wie es ihnen beliebte. Waren Jene einig, so wurde verkündigt, was ihnen das Beste dünke. Jeder konnte vortreten und noch besseren Rath geben und begründen. Sprach er gut und überzeugend, d. h. führte er aus, was die Meisten mehr oder minder klar im Sinne trugen, dann schlugen sie jubelnd und Heil rufend die Waffen zusammen.

Die Gegenstände, über welche man verhandelte, waren vierfacher Art.

Das Erste betraf die politischen Angelegenheiten, die Verhältnisse zu den Nachbargauen, Krieg und Frieden und Bündnisse, Wahl und Huldigung der Vorsteher.

Dann ging die Berathung über zu wirthschaftlichen Angelegenheiten, zu Landesbesserungen, oder zu Polizeigesetzen, die im Gaue gelten sollten.

Gab es eine landesverderbliche Fehde, welche die Verständigeren und Friedliebenden beizulegen suchten, indem sie zwischen den Parteien umhergingen und Diesem und Jenem versöhnend zusprachen, so verwandelte sich die Versammlung in ein Gericht. Dasselbe geschah, wenn Jemand vortrat und Klage erhob. Dann nahmen die Schöffen, die man ein für allemal zu diesem Amt erkoren hatte, ihre Sitze ein, Kläger und Beklagte traten vor, und ringsumher reihete sich der Umstand. Ueber eines Mannes Leib und Leben, Ehre und Freiheit konnte nur in solcher Versammlung des ganzen Gaues Urtheil gesprochen werden.

Waren diese drei Arten von wichtigeren Sachen erledigt, so kam die Reihe an die Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Es wurden Privatangelegenheiten verlautbart, damit alle Welt wisse, wie es sich damit verhalte, und Widerspruch entweder sofort sich kund gebe oder für immer zum Stillschweigen verwiesen werde. Das geschah bei Uebergang von Gütern, bei Austritt aus Familienbanden oder Eintritt in neue, bei Verlobung, endlich bei Wehrhaftmachung. Aermere pflegten solche Angelegenheiten in der Gemeinde abzumachen vor dem Schultheiß, den sie in Begleitung ihrer Nachbaren als Zeugen an seinem Gerichtstage aufsuchten. Vornehmere brachten die Sache in die große Versammlung.

Bei ernsten Fragen, welche das ganze Land angingen, dauerte es leicht mehr als einen Tag, bis man einig wurde oder bis Diejenigen, welche mit ihrem Widerspruch nicht durchdringen konnten, unmuthig nach Hause gingen.

In der Zwischenzeit der Verhandlungen gab es schöne Zeit zu Sühne-, Kauf- und Minnetrinken, und waren die öffentlichen Angelegenheiten abgethan, so folgten Kampfspiele, Tänze und Gelage, wie weiter unten noch auszuführen.

Von einer solchen Versammlung mußte aller Beginn und alle Entscheidung in öffentlichen Dingen ausgehen. Sie bestand nicht aus Abgeordneten, sondern aus dem Volke der Freien. Ob die Anwesenden die Stimme von Jemand, der zu kommen verhindert war, durch seinen Beauftragten hören wollten, stand lediglich bei ihnen. Ob die Minderheit dem Beschluß der Mehrheit sich fügen wollte, hing von ihrem freien Willen ab. Wollte sie nicht, so mußten die Uebrigen die Ausführung ihres Beschlusses allein auf sich nehmen: Jene thaten einfach nicht mit. Zwangsmittel gab es nicht, es sei denn die Ankündigung der Fehde.

Man sieht also, die Germanen wollten nicht das Staatswesen, damit es blühe und gedeihe, sondern sie verneinten es soviel als möglich, und ließen davon nur zu, was geradezu unentbehrlich war. Ihre erste Frage war nicht: welche staatliche Einrichtungen müssen da sein?, sondern: welche sind unnöthig?

Die Gauversammlung hatte die ganze Fülle von Staatshoheit, um einen Ausdruck der Gegenwart zu brauchen: aber die politischen Einrichtungen waren noch weit entfernt, so kunstvoll und mächtig in

einander zu greifen, daß Niemand dem Staatswillen sich entziehen, Niemand sich über das Gesetz erheben konnte. Die Staatsidee war vorhanden, aber noch flügellahm.

Bei derlei öffentlichen Einrichtungen blieb allerdings die Freiheit frisch und klar, wie Quellwasser im Gebirge, allein dies kräftige helle Wasser benetzte keine Fruchthaine und keine anmuthigen Gärten. Der alte Urwald rauschte fort und fort, und die Menschen, welche darin wohnten, änderten sich ebenso wenig wie der Urwald. Sie blieben, was und wie sie schon seit Jahrtausenden gewesen.

5. Oeffentliche Aemter und Würden.

Lag aber in einem so lockern Staatswesen nicht eine gefährliche Lockung für den Ehrgeiz? Was hinderte reiche und kühne Leute, sich einen Anhang zu sammeln, mit dessen Hülfe sie die Schwächeren unterdrückten? Gewiß kam dergleichen vor: daß es nicht öfter geschah, davon lag der Grund nicht bloß in der Stärke des Rechtsgefühls, das in Allen lebte, sondern auch in der Amtsnatur des Schultheißen, Grafen, Herzogs oder Königs.

Eine Herrschergewalt, wie bei Griechen und Römern oder gar im Orient üblich, gab es bei Germanen nicht. Ihre Fürsten und Häupter waren Führer, nicht Beherrscher ihrer Landsleute. Treue war man schuldig, nicht Gehorsam eines Knechtes. Wohl war es Regel, daß sie die öffentlichen Angelegenheiten zuerst unter einander besprachen, und daß geschah, was sie vorschlugen. Bei alledem blieben sie doch nur Vorsitzende der beschließenden Volksversammlung und Ausführer der Beschlüsse derselben. Jeder freie Mann konnte seine Stimme im Rath erheben, Jeder selbst ein Urtheil finden: rechtlicher Weise durfte Niemand ihn zwingen, sich der Meinung eines Andern und wäre es der König selber, zu unterwerfen.

Die Germanen konnten daher, wo sie überhaupt eine obrigkeitliche Gewalt anerkannten, sie auch ganz und ungetheilt lassen. Die niedern wie die obern Häupter im Volke hatten stets Heerbann, Gerichtsbann und Verwaltung des öffentlichen Guts. Wie der Hausvater volle Gewalt besaß auf seiner Hofstätte, so vereinigten auch die Vorsteher und Fürsten die militärische, kriegerische und sonstige staatliche Gewalt.

Ihr Amt war eine große Würde, aber auch eine Bürde. Es zu einer Quelle des Einkommens zu machen — schon der Gedanke hätte jeden rechtlichen Sinn beleidigt. Die Schultheißen, Grafen, Herzoge, Könige hatten durchaus keine Steuern und Abgaben, keine Dienste und Frohnden aufzuerlegen, das konnte nur durch den Beschluß der Volksversammlung, d. h. durch den geeinigten Willen der Freisassen geschehen. Jene hatten nur zu gebieten und zu wachen, daß die Leistungen, welche zum allgemeinen Besten beschlossen waren, entrichtet wurden. Sie selbst hatten außer kleinen Gerichtssporteln und außer der Ehre von ihrem Amte nichts, als was der gute Wille ihnen als freies Geschenk, als eine Huldigung darbrachte, Wild, Vieh, Getreide, Holzfuhren und freundliche Gastlichkeit für Herrn und Gefolge.

Man setzte daher voraus, daß Niemand eines Amtes begehre, der nicht Vermögen genug besitze, um die damit verbundenen Ausgaben zu bestreiten. Zu Grafen, Herzogen, Königen wählte man nur ein Haupt aus den ältesten und reichsten Geschlechtern des Landes, zu Schultheißen und Markvögten nur Männer, deren Wohlstand gefestigt war. Das schloß nicht aus, daß nicht ein Mann aus der Klasse der Gemeinfreien sich durch Verstand und Glück und glänzende Kriegsthaten emporschwingen, zahlreiches Gefolge anziehen und Gut und Geldschatz gewinnen konnte. In Nothzeiten erkor man solche erprobte Männer zu Fürsten.

Die Nothwendigkeit, des Amtes Last größtentheils dem eigenen Vermögen aufzubürden, trug nicht wenig bei, um das Amt in einer Familie erblich zu machen. So lange das erwählte Volksoberhaupt seines Amtes mit Würde und Erfolg waltete, dachte man nicht daran, den Mann zu entsetzen. Und wenn er einen Sohn und Erben hatte, der sich ebenfalls tüchtig bewährte, so war Alles geneigt, anzunehmen, des Vaters gute Art und Zucht sei auf ihn übergegangen, und man fahre am besten dabei, wenn ebenso, wie der große Grundbesitz, auch Amt und Würde auf ihn übergehe, da er sich von Jugend auf dazu geschickt und vorbereitet habe. Allein die Eigenschaft als Erbe gab nur ein Anrecht, zur Bekräftigung gehörte noch die laute öffentliche Anerkennung, die bei der ersten Volksversammlung nach dem Hintritt des Vorgängers im Amte zu erfolgen hatte. Gegenwärtig, wo das Erbrecht des Kronprinzen Thronfolge entscheidet, ist von der zweiten

Bedingung derselben, der öffentlichen Anerkennung, noch die Gewohnheit der Huldigung übrig geblieben.

Grundform also jeder Art von germanischem Staatswesen war der Freistaat mit erblichem Vorstand, dem jedoch die Anerkennung versagt wurde, wenn er untüchtig war. Die Erblichkeit setzte mitten in das demokratische Getriebe einen festen Stand von Dauer und Vornehmheit.

Namentlich das Königthum umschwebte ein Glanz von erlauchter Würde, der weit über die Gaue hin wiederschien. In seinem König sah das Volk mehr, als seinen Vertreter, Führer, Beschützer, — das waren ja Herzoge, Grafen und Schultheißen auch. Der König sollte sein der Edelste des Volkes, das sich in ihm spiegelte mit seinem Recht und seiner Sitte, seinem Besitz und Reichthum. Ehre mußte der König dem Lande bringen, nicht bloß Vortheil. Deßhalb umleuchtete die Krone auch mit höchster Ehre des Königs eigenes Geschlecht.

Es lag aber noch ein anderes Ideal im Königthum, eine Bestimmung, welche auf die ungewisse Zukunft gerichtet war. Die Germanen hatten wohl eine dunkle Ahnung davon, wie ein gewisser Zug des schwer Beweglichen und Unabänderlichen in ihrem öffentlichen Wesen lag. Niemand durfte es wagen, etwas vorzubringen wider Recht und Herkommen: der König allein durfte brechen mit uralter Sitte und Gewöhnung und von seinem Volke etwas Neues und Unerhörtes verlangen, indem er zeigte, daß die Noth es erheische, oder daß wenigstens Heil und Ehre dabei.

In dieser doppelten Eigenschaft, ein Ehrenschild der Gegenwart und ein Heileröffner für die Zukunft zu sein, beruhete die Macht des Königthums, dem auch persönlich viel erlaubt wurde. Darin lag auch die Gewähr, daß es, einmal errichtet, sofort auch erblich wurde. Die herzogliche Gewalt näherte sich in beiden Bestimmungen der königlichen, und hatte deshalb ebenfalls einen vorwiegenden Hang zur Erblichkeit. Bei dem Amte der Grafen war derselbe nicht so stark, noch weniger bei dem der Schultheißen. Die praktische Thätigkeitsprobe führte für Beide öfter den Wechsel herbei. In manchen Gegenden aber wußten sich die Gauvorsteher, insbesondere in Norden, wo die Landschaften durch unwegsames Gebirge hart von einander getrennt waren, wußten sich die Jarls zu kleinen Gaukönigen empor zu arbeiten.

6. Mangel an politischem Verstand.

Diese Natur der öffentlichen Aemter hat größeren Einfluß, als es auf den ersten Blick scheinen will, auf die Kulturgeschichte der Deutschen ausgeübt.

Weil Wahl und Erbgang der Vorstände sich in ruhig einförmigem Geleise vollzog, so gab es weniger politische Erregung, als bei andern Völkern, wo gerade das ehrgeizige Streben nach Thron- und Fürstenstellen zu Aufruhr und Umwälzung führte. Dagegen erhielt bei den Germanen die oberste Macht auch selten die Mittel, die gesammten Volkskräfte zu erfassen, zu großen Leistungen anzutreiben, sie in nationalem Stolz kriegerisch nach außen abzuschließen. Der Puls des öffentlichen Lebens ging immerdar schwach und gleichmäßig: man hatte immer Zeit, sich in zahllosen politischen Kleinbildungen zu versuchen, man hatte immer Muße zu gemüthlichem und religiösem Innerleben. Die Folge war, daß die stillen Kulturzuflüsse von außen, so gering sie waren oder so mächtig sie wurden, bei den Deutschen unaufhörlich leise einsickerten, und daß dieses Volk, von politischen Kämpfen und Arbeiten fast niemals angegriffen, sich die volle Stärke und Frische für die geistige Ringbahn bewahrte.

Da es aber in politischen wie in religiösen Dingen wenig oder nichts zu thun gab, und die reichlich vorhandene Kraft sowie Ehrgeiz und Ruhmliebe ein Feld der Thätigkeit suchten, so entwickelte sich eine allgemeine Rauflust. Zweikämpfe am Hofe der Fürsten, nichtsnutzige Fehden im Gau, Kriege mit benachbarten Völkerschaften waren an der Tagesordnung. Die drängende Thatkraft verlangte sich zu äußern, und verzehrte sich im einförmigen Hin- und Herkämpfen ohne große Ziele und ohne bleibenden Erfolg.

Weil nun so Vieles darauf angelegt war, Eigensinn in Geist und Gemüth groß zu ziehen, und im Grunde nichts ihn dämpfte, als Zucht im Haus und Gefolge, — da die Germanen wahrscheinlich Jahrtausende in ihren einfachen Zuständen verharrten, — so erreichte dieser Eigensinn eine unbesiegliche Stärke. Bei jedem öffentlichen Anlaß gab es gleich verschiedene Ansichten, dann verfocht Jeder heftig seine Meinung und verbiß sich gewöhnlich so sehr darin, daß sich ihm der Blick für das allgemeine Beste völlig verdunkelte. Zahllos treten die Beispiele davon auf in den Berichten aus der Zeit der Völker-

wanderung, und noch heutzutage kann es vorkommen, daß auf deutschen Land- und Reichstagen sich Parteien um eine politische oder kirchliche Idee mit größter Heftigkeit und Entzweiung bekämpfen, während der Feind an den Gränzen steht.

Natürlich machte in der Mark- und Landgemeinde der Zusammenhalt der Sippen sich fühlbar. Wenn ein angesehenes und weit verbreitetes Geschlecht etwas durchsetzen wollte, wurde es den Uebrigen schwer, dagegen aufzukommen. Dasselbe ereignete sich, wo ein glücklicher Gefolgshäuptling trotzig und verwegen auftrat. Aerger noch wurde es, wenn mächtige Geschlechter oder Häuptlinge einander feindlich bekämpften. Dann gerieth das gesammte Staatswesen in Noth und Verwirrung, es blieb hülflos und elend, bis Jene entweder ihre Zwiste ausgekämpft hatten oder die große Mehrheit der Landesgenossen sich erhob und sie mit Gewalt nöthigte, guten Rath anzunehmen.

Selbst in den wichtigsten Fragen war das Volk selten von einem einzigen Willen beseelt, noch seltener nach einem einzigen Plan geschult und gerichtet. Gewöhnlich entzweiete sich eine Mehrheit und eine Minderheit und eine jede folgte ihrem Eigenwillen. Wiederholt riß sich in der Völkerwanderung der größere Volkstheil von seinen alten Wohnstätten los und der kleinere blieb sitzen.

Aergere Gefahren traten ein, wenn ein mächtiger Angriff von außen erfolgte. Weil Germanen nicht gewohnt waren, sich zu großen Gewaltsmassen zusammen zu schließen und nach Kommando sich zu bewegen, so erhob sich in der Regel, wenn der Feind eindrang, nur eine Landschaft nach der andern, kämpfte wüthend, vergoß ihr Blut und wurde besiegt. Nur wenn ein genialer und kühner Führer auftrat, gelang es, den größten Theil der Stammesgenossen in Harnisch und unter einheitlichen Befehl zu bringen. Auch dann mußte er stets befürchten, daß irgend ein Zwiespalt oder Unmuth sich erhob und Alles wieder auseinander lief.

7. Untreue in Politik.

Man kann diese Untugenden nur aus einem angebornen Mangel an Staatssinn erklären. Damit hängt die häßliche Erscheinung zusammen, daß das Volk der Treue das unzuverlässigste war in politischen Dingen.

Bekannt ist, wie der Dichter Ovid, als er im fernen Tomi in der Verbannung saß, ausrief: Wer ihm Nachricht bringe, die treulose Germania beuge ihr Haupt kummervoll zu den Füßen des römischen Feldherrn, der solle seines Hauses liebster Gast sein. Ein ähnliches Klagelied wurde damals öfter in Rom angestimmt. Ein Feldherr nach dem andern berichtete aus den Feldlagern am Rhein und an der Donau von Siegen und festem Friedensvertrag, und noch hatte der Senat das öffentliche Dankfest nicht beschlossen, als man schon wieder von furchtbaren Einbrüchen der Germanen hörte. In der That aber hatten die Römer wenig Grund, zu lärmen und zu schreien über die germanische Arglist, wenn sie, die Meister im politischen Betrug, sich darin geschlagen sahen. Gegen einen so ruchlosen und ränkevollen Feind hielt sich der Germane durch keine Versprechen für verpflichtet. Was ihm durch rechtlosen Zwang abgenöthigt und auferlegt war, das band ihn nicht innerlich, das warf er ab, wie eine abscheuliche Last, sobald er sich wieder aufrichten konnte.

Gerade so wie die Römer die Germanen ein treuloses Volk schalten, ereiferten sich die Geschichtschreiber Karls des Großen über das „treulose und bundbrüchige Sachsenvolk“. Allein, konnte den Sachsen der christliche „Schlächter“, der Verderber ihrer Freiheit und ihres Wohlstandes, in anderm Lichte erscheinen, als der römische Legionenführer?

Bei alledem lag doch bei den Germanen die politische Untreue noch tiefer: sie kannten eben keine politische Sittlichkeit. Seiner Familie, seinem Freunde, seinem König und Gefolgsherrn hielt sich der Germane innerlich gebunden, er hatte Treue gelobt von Angesicht zu Angesicht. Der Staat aber kam ihm vor wie ein bloßes Ideending, wie Dunst und Nebel. Ihm erschien ein Volk nur wie ein tausendköpfiges Durcheinander, nicht als etwas Persönliches, das ihn innerlich fesseln konnte. Lachend brach er die Treue, die er einem Staat oder Volke gelobt hatte, und glaubte deshalb noch kein „schlechter Kerl“ zu sein.

Treulosikeit gegen das eigene Volk war nichts Seltenes. War der Landesfeind arglistig, so wurde es ihm nicht schwer, einen Theil des Volkes durch Zureden und Verheißungen an sich zu ziehen. Gleich politischen Kindern ließen sich Germanen bethören: man brauchte ihnen des Feindes Sache nur von einem erhabenen Gesichtspunkte

darzustellen, als handele es sich um des eigenen Volkes edlere Zukunft, ja um der Menschheit höchste Güter. Der Germane war nur zu leicht empfänglich für fremde schöne Ideen, nur zu hochherzig, um sich nicht rasch dafür zu begeistern. Darum fand der Fremde leicht Gehör, und hatte er es einmal gefunden, so stand alsbald der Parteihader in Blüthe, und der angeborene Eigensinn, der sich auf sein Besserwissen steifte, ließ eher das größte Unglück über Land und Leute kommen, ehe er sein Unrecht einsah. Von Cäsar bis auf Napoleon hat kein Volk öfter und unseliger durch Parteinahme für Fremde gelitten, als die Bewohner des deutschen Bodens.

Zwanzigstes Kapitel.

Kriegswesen.

1. Waffen.

Die kriegerische Leistung fordert Alles heraus, was ein Volk an sittlicher Kraft, an praktischem Verstand, an Gut und Geräthe besitzt. Was aber Waffen und Kampfweise der Germanen betrifft, so ist das als sicher anzunehmen, was auf der Antoninsäule geschildert oder was von den Sachsen berichtet worden.

Für den Angriff spielten die Wurfsteine noch immer eine wichtige Rolle. Sie waren eine Waffe, die am billigsten zu beschaffen, fast aller Orten vorhanden, und bei größerer Uebung für Wirkung in die Ferne vortrefflich war. Insbesondere Aermere und Unfreie suchten etwas zu leisten im weithinsausenden zerschmetternden Steinwurf. Man nahm rundliche Steine, wie sie gerade sich fanden, brauchte aber auch solche, die sich Jeder in die Hand abgerundet hatte. Nicht wenig verstärkt wurde die Flug- und Stoßkraft der Steingeschosse durch künstliche Schleudern.

Eine fast ebenso natürliche Waffe war der Kolben, der vom härtesten Holze gemacht nnd im Feuer noch gedörrt und gehärtet wurde. Einigen paßte dieser Knochenbrecher besser, wenn er rundlich war, Andere liebten ihn mit vier scharfen Kanten und noch einer

Spitze oben an. Der Kolben war in der Hand eines Starken eine furchtbare Waffe, und die Germanen wußten ihn bald gerade aus, bald zur Seite, bald in hohem Bogen sicher zu schleudern. Sie war ihnen so eigenthümlich, daß man sie bei Nachbarvölkern die Teutona hieß.

Verwandt damit war die Streitaxt, die beliebte Waffe des Fußvolks. Diese zeigt auf den Abbildungen aus der römischen Kaiserzeit noch eine Form, welcher man es ansieht, daß das Steinbeil oder seine Nachahmung in Erz noch das Gewöhnliche wie das Ursprüngliche. Der Schaft ist kurz und leicht gekrümmt, das Beil selbst halbmondförmig. Es kamen aber auch Streithämmer vor, das eine Ende viereckig, das andere keilförmig zugespitzt, gerade wie später die Ritter sie trugen. Hammer und Axt dienten zu Wurf und Schlag, und hingen wahrscheinlich, damit sie der Hand nicht entglitten, an einem kurzen Riemen.

Die gefürchtetste und weit verbreitete Waffe war die Frame, ein nicht langer Spieß mit kurzem schmalem Eisen, das häufig auch Widerhaken hatte. Wo Eisen fehlte, benutzte man eine Spitze von Stein oder Knochen oder auch von zähem harten Holz, das im Feuer gehärtet war. Jeder Mann trug ein paar solche Spieße in der Hand, schwang sie, wie Tacitus sagt, in ungeheure Weite, oder kämpfte damit in der Nähe, indem er durch rasches Hin- und Herwirbeln die fremde Waffe abwehrte und dazwischen schnell die eigenen Stöße austheilte. Lange Lanzen dagegen führten nur die Reiter und die vordersten Glieder des Fußvolkes.

Auch der Bogen war leicht hergestellt. Bei allen Stämmen finden sich Ausdrücke für Pfeil und Köcher. Es waren Langbogen, die aus zähem Eibenholz geschnitzt wurden, vier bis sieben Fuß lang, die Sehne aus gedrehtem Darm oder Leder; zu Pfeilspitzen brauchte man Feuerstein oder Knochen oder Bronze.

Spieß und Bogen erscheinen auf den römischen Denkmünzen unter den Waffen der Germanen als die wichtigsten. Welch' eine furchtbare Wirkung in der Schlacht mit Steinen, Kolben, Streitärten und Framen zu erzielen, sollten noch die Spanier auf den kanarischen Inseln zu ihrer Verzweiflung erfahren.

Selten waren dagegen bei Germanen die Schwerter, und auch die Stämme, welche vorzugsweise sie führten, kannten nur ein gutes Schwert, das einem großen zweischneidigen Messer ähnelte, oben

etwas abgebogen, jedoch meist mit gerader Spitze. Diese Schwerter aber waren nicht bloß im Gebrauch bei Sachsen, Cheruskern und Suardonen, deren Namen von Schwertführen hergeleitet wird, sondern in ganz Deutschland und darüber hinaus wohl bekannt, wie die Schilderungen auf der Antonins- und Trajanssäule beweisen. Erst in und nach der Völkerwanderung kam das Schwert in allgemeinen Gebrauch, und noch im Volksrecht der ripuarischen Franken wurde ein Schwert mit Scheide so hoch geschätzt, daß es sieben Kühen im Werthe gleich stand, während Schild und Lanze nur zwei Kühe galten.

Eigenthümlich ist all' diesen Waffen, daß jede zu jeder Art von Wehr und Angriff dienen mußte. Der Mann machte sich seine Waffe zurecht, wie sie ihm am besten in die Hand paßte, zu Wurf und Stoß und Schlag und Abwehr. Es gab deshalb nicht bloß Wurfspeere und Wurfbeile, sondern selbst Langbogen, die an beiden Enden zum Stoßen zugespitzt waren. Dieselbe Waffe hieß darum auch bald Schwert bald Barte bald Frame. Selbst der Schildbuckel wurde wohl zum Stoßen gebraucht. Es deutet dies darauf hin, daß der Krieger noch seine Waffen sich selbst verfertigte, und möglichst viel aus jeder zu machen suchte.

Unter den Schutzwaffen war der Schild die vornehmste. Der Schild ist des Mannes Leibburg: wer den Schild wegwirft oder sich entreißen läßt, ist wie ein Wehrloser, der keine Achtung fordern kann. Auf dem Schilde wird der todte Held aus der Schlacht getragen, auf dem Schilde jubelnd der erkorene Herzog in die Höhe gehoben.

Es gab zwei Arten Schilde, die eine groß und sechseckig, die andere kleiner und rund, jene hauptsächlich vom Fußvolk, diese gewöhnlich von den Reitern geführt. Der sechseckige Schild dehnte sich in der Mitte am breitesten und lief nach den Enden schmäler zu. Er war so groß, daß er im Schwimmen Hülfe bot, wenn man sich halb darauf legte. Gewöhnlich war der Schild aus Holz, meist Lindenholz, gemacht, die Außenseite häufig mit Leder überzogen. Der Handgriff auf der Innenseite bestand aus Lederstreifen. Viele flochten sich auch diese Leibesdeckung aus Weiden und mischten schlanke Tannenwurzeln ein, die noch zäher Hieb und Stich widerstanden. Die äußere Fläche war mit einer hellen Farbe bestrichen, so daß sie weithin sichtbar, und an dem Farbenschein sich die Volksgenossen schon von Weitem erkannten.

Außer dem Schilde gab es der Regel nach bei den Germanen noch keine Schutzwaffe. Der gemeine Mann trug auf dem Haupte gewöhnlich nichts, als sein dichtes starkes Haar. Den Römern fiel dieser Haarwulst so sehr auf, daß sie mit ihm den Speer krönten, an welchen sie auf ihren Denkmünzen die germanischen Waffen und Feldzeichen hingen. Statt des römischen Panzerhemdes erscheint dann in der Regel nur Leibrock und Mantel. Jedoch gab es auch Hüte und nicht bloß für die Fürsten. Wer eine Kopfbedeckung vorzog, mochte sie tragen, wie er wollte. Auf Abbildungen erscheinen zwei Formen, die eine als phrygische Mütze, die Spitze oder der Knopf darauf etwas nach vorn gewendet, die andere als ein eigentlicher Hut mit und ohne Krempe. Ohne Zweifel war der Schutz, welchen die Hüte gewährten, auch öfter verstärkt durch Bänder von Eisen und anderem Stoffe, welche um den Rand und über die Rundung liefen.

2. Kampfweise.

In der Einrichtung ihres Kriegswesens bekundeten die Germanen viele Selbsterkenntniß. Sie wählten gerade das, was ihrer Natur am meisten angemessen war, oder man könnte auch sagen, sie ließen sich gehen in Demjenigen, wozu ihre Sinnes- und Gemüthsart am meisten hinneigte.

Die Stärke des Mannes wie des Heeres lag im Kampfe zu Fuß. Die Reiterei hielt und schweifte an den Flügeln der Schlachtordnung, und suchte, wo sie am besten angreife: das Siegesvertrauen aber ruhete im Fußvolk, welches die große Masse bildete. Kam es zu hartem Kampfe und wurde der Sieg zweifelhaft, dann sprangen auch die Fürsten und Führer von den Pferden und drangen zu Fuße auf den Feind ein. Das war noch Brauch bis zur Hohenstaufenzeit. Denn zu Fuße nur fühlte der Mann sich ganz auf sich selbst gestellt, auf seine eigene Kraft und Klugheit, nicht abhängig von den Bewegungen und Zufällen des Pferdes.

Wohl aber kannten und liebten die Germanen Reiterei. In großen Schaaren tritt sie auf bei allen Stämmen. Die Pferde standen hinter der edlen Rasse aus römischen Marställen zurück, Cäsar fand sie sogar klein und häßlich, jedoch rühmt er sie als sehr ausdauernd und brauchbar. Hufeisen kannte man noch nicht, eben so

wenig Sporen und Steigbügel, nur ein ganz leichter Sattel wurde aufgelegt. Um so geübter war der Reiter, sich in einem einzigen Satze auf das Pferd zu schwingen, seine Waffe in der Hand. Auch in Rom wurden Pferde aus Germanien hoch geschätzt, und man bewunderte, wie trefflich sie abgerichtet waren, wie sie auf ihren Namen hörten, wie sie jedem leisen Schenkeldruck folgten und auf der Jagd und im heißen Treffen plötzlich regungslos standen, wenn der Reiter zu Boden sprang, und wieder dahinflogen, sobald er sich wieder in den Sattel schwang.

Um der Reiterei raschen Erfolg und mehr Sicherheit zu geben, hatten die Germanen eine eigenthümliche Mischung von Fuß- und Reitervolk erfunden. Cäsar, wo er von seinem Kampf mit Ariovist erzählt, berichtet: „Der Reiter waren sechstausend, eben so viele an Zahl höchst behende und tapfere Leute zu Fuß, die all' die Reiter sich einzeln ihres Heils wegen aus der ganzen Masse auserlesen hatten. Mit diesen verkehrten sie in den Schlachten, auf diese zogen sich die Reiter zurück; diese eilten herbei, wo es härter zu thun gab; war einer schwer verwundet vom Pferde gesunken, umstanden sie ihn; mußte man weiter vorgehen oder rascher sich zurückziehen, so hatten diese Leute durch Uebung eine solche Schnelligkeit erlangt, daß sie an den Mähnen des Pferdes hängend liefen wie diese."

Für die Eintheilung des Heeres ergab sich am natürlichsten die Hundertzahl, jede Hundertschaft hatte ihren Hauptmann, den Hunno. In der Hundertschaft standen die Verwandten dicht bei einander zu Ansporn und Hülfe.

In jeder Schlacht aber bildete das Heer nicht eine einzige und im Großen wohlgelenkte Masse, sondern jede Völkerschaft stand und kämpfte als ein Heer für sich. „Völkerschaftsweise stellten sie sich auf," erzählt Cäsar, „in gleichen Zwischenräumen Haruden, Markomannen, Triboken, Vangionen, Nemeter, Sedusier, Sueven."

Eine jede Völkerschaft hatte ihre Heerzeichen, um welche sie sich sammelte. Die stärksten und edelsten Männer trugen sie auf hohen Stangen, standen in den vorderen Reihen, und warfen sie oder stürzten sich mit ihnen in den Feind. Hinter ihnen her drangen dann die Tapfern, um die Heerzeichen zu retten. Diese aber waren zweierlei, entweder, und zwar in der Mehrzahl, kurze viereckige Banner von allerlei Stoff, aber in hellen leuchtenden Farben, oder es waren Thier-

bilder, insbesondere Drachen, Adler, Schlangen und der Lindwurm, der furchtbare Drache, welchen einst die Ahnen in den finstern Sumpfwäldern bekämpft hatten.

Ging es nun zur Schlacht, so schmückten sich die Krieger und salbten ihr Haar wie zu einem hohen Feste, weil sie höchste Ehre an diesem Tag zu gewinnen dachten. Willkommen war den Meisten der Tod in der Schlacht, wenn die Glieder im Schwung, die Seele strahlend vor Kampflust. Kein seligeres Ende, als vom Schlachtgefild hinauf zu fahren und über die Wolkenbänke in die offene Walhalla hinein.

Das Treffen begann in der Regel mit prasselndem Steinregen. Dazwischen flogen die Pfeile und Wurfspieße. Dabei erschallte das Kriegsgeschrei und schreiend, pfeifend, dröhnend trieb und schob sich eilends der furchtbare Schlachtkeil daher; denn alles drängte zum Nahekampf, der Germanen Wonne und Stärke.

Die Schlachtordnung aber war keilförmig. Ganz vorn standen die Stärksten und Kühnsten, und dahinter wurde der Keil immer breiter, und die Hintermänner drängten auf die Vordern, die ganze Wucht des Keils trieb nach vorn, daß des Feindes Haufen zerspalten und zersprengt wurde, und niedergeschlagen, was zur Seite stand oder unter die Füsse kam. Eine Nachhut wurde nicht aufgespart, das ganze Heer stürzte sich in den Kampf.

Unwiderstehlich machte diese Kampfweise den Angriff der Germanen. Der Eberkopf, so hieß der Keil, warf die feindliche Aufstellung auseinander, wo immer er darauf stieß. Wie aber, wenn der Stoß nicht gleich des Feindes beste Kraft zerstörte, wenn die feststehenden römischen Speerwerfer mit sicher treffenden Geschossen dem Schlachtkeil den Kopf fortrissen? Dann zeigte sich die Gefahr der Kampfweise. Und trafen gar die Germanen auf einen klugen Feind, der es verstand, mit beweglicher Schlachtlinie ihren Keil gefahrlos aufzunehmen, dann ihn von allen Seiten zu umschließen und in seine Flanken einzubrechen, so ging ihnen leicht der Sieg und damit auch leicht alles verloren.

Denn einmal zertrümmert, ließ sich die Keilordnung, überhaupt eine feste Schlachtordnung nicht so leicht wieder herstellen. Schwerfällig, unbehülflich konnte die Keilmasse sich nicht wenden, nicht drehen, nicht umkehren. Prallte der Keil wirkungslos ab oder wurde ſer

zersplittert, so blieb nur übrig, sich in einzelnen Schaaren zusammen zu stellen und diese ringsum mit Schilden zu bewehren. Aber die kleinen Schildburgen hatten dann keinen festen Stand mehr, und waren bald umringt und zerschlagen.

Nicht wenig mochte auch zur Auflösung der Schlachtordnung die schöne Treue beitragen, mit welcher Germanen selbst in der Hitze des Kampfes ihre Verwundeten und Gefallenen nicht liegen ließen, sondern sie umstanden und aus dem Treffen bringen wollten.

Das Aergste aber war, daß keine Einheit im Großen und keine dauernde Leitung herrschte. Der Eigenwilligkeit des Einzelnen wie der Völkerschaften blieb gar zu viel überlassen. Konnten doch die Könige und Herzoge, statt als Feldherren die Schlacht zu lenken, es selbst kaum erwarten, bis sie sich in's dichteste Gemenge stürzten, um der Ehre wie der Kampflust genug zu thun.

Wie oft haben das schwere Ungeschick des Schlachtkeils und der Mangel eines durchherrschenden Befehls und Gehorsams den Germanen Unheil, ja völlige Vernichtung ihres Heeres eingetragen! Gleichwohl vermochte kein Unglück sie zu belehren. Wohl nahmen sie von gebildeteren Völkern die Waffen an, nicht aber die Heerordnung. Gerade hierin zeigten sie geringe Kulturfähigkeit. Schwer beweglich in ihrer alten nationalen Kampfweise blieben die Deutschen ihr theilweise noch getreu bis in's Mittelalter.

3. Feldzugsführung.

Die große Schwäche, die im Vorherrschen der Eigenwilligkeit lag, gab sich besonders hemmend in Ausstattung und Durchführung des Feldzuges überhaupt zu erkennen.

Wie schon erwähnt worden, brachen meist nur einzelne Stämme zum Kampfe auf: die andern blieben sitzen, bis auch ihnen die Noth auf den Leib rückte. Es mußte die Erbitterung schon heiß und allgemein sein, daß nur von einem Stamme alle Völkerschaften sich zum Kriege entschlossen. Und wie viel fehlte dann noch, daß die gesammte Volkskraft zur rechten Zeit in Wehr und Waffen stand, am bestimmten Tage auf dem Sammelplatz erschien, und auf dem Marsche ruhig dem Oberbefehl folgte! Da wollte jeder Herzog, jeder Zug seine

eigene Meinung haben, und über dem Hadern und Erörtern ging oft der günstige Augenblick vorüber.

Es geschah deshalb selten, daß Germanen, so sehr sie auch Vorschreiten und Angreifen liebten, dem Feind schon über ihre Gränze entgegen kamen. Gewöhnlich ließen sie sich in ihrem Lande aufsuchen, und mußten Strecken lang zurückweichen, bis der ganze Heerbann sich gesammelt hatte. Wohl aber wußten sie dabei dem feindlichen Andrängen Hemmung und Aufenthalt zu schaffen, indem sie die Pässe, die über die Höhenzüge führten, verschanzten und besetzten oder Furten durch die Flüsse vertheidigten. Schlimmsten Falls zogen sie sich zurück, wo unzugängliches Waldgebirge Schutz bot.

Zurückweichen, um den Feind hinter sich her zu ziehen, bis man ihn am bequemen Platze hatte, — diese Kriegslist wurde häufig angewandt. Glückte es, das feindliche Heer in sumpfige Waldestiefen zu locken oder auf unwegsamen Berghang, so war es in der Regel geliefert. Dann hatten die losen Schaaren leichtes Spiel, den Gegner zu umschwärmen und sich in seine Flanken einzubohren. Blitzschnell erschienen sie, wo sie am wenigsten vermuthet wurden, und stürmten heran mit schrecklichem Geschrei und schmetternden Steinwürfen. Einen und den andern Tag mochte der Feind die zahllosen Angriffe bald hier bald dort aushalten: in den folgenden Tagen wurde er sicherlich aufgerieben, wenn es ihm nicht gelang, bei Zeiten offene Gegend zu erreichen.

Wohl erfahren erschienen die Germanen auch in der Kunst, sich Schutzburgen zu errichten. Als Cäsar dem Ariovist gegenübertrat, wagte er nicht, dessen Lager anzugreifen. Ohne Zweifel war es von einer Reihe Wagen umzogen, welche, die Deichsel nach auswärts gekehrt, unter einander durch Baumwurzeln und Flechtwerk verbunden waren. Noch heut zu Tage wissen die holländischen Bauern in Südafrika, wenn sie in unbekannte Gegenden unter Wilde ziehen, sich durch solche Wagenburgen trefflichen Schutz zu gewinnen.

Um gegen den Einbruch feindlicher Nachbaren gesichert zu sein, wurden hier und da auch wohl lange Gränzwälle aufgeführt.

Auf schwerzugänglichen Berghöhen aber errichteten, wenn Feinde in ihr Land eindrangen, die Germanen kleine Festungen, in denen sie ihre Frauen und Kinder und Schätze bargen. Diese festen Plätze bestanden aus einem Lager von Zelten und Hütten, das umzogen war von einer Reihe von Steinblöcken, die mauerähnlich, jedoch ohne

Mörtel, über einander lagen, oder von Erdwällen und künstlich von Steinen und Holzblöcken aufgebauten Schutzwänden, auf deren Höhe sich Verschanzungen von Flechtwerk und Pfahlreihen hinzogen. In waldreichen Gegenden lieferten besonders Holzblöcke ein willkommenes Material, aus welchem sich schon durch bloßes Aufschichten undurchdringliche Schutzwände herstellen ließen.

4. Heerbann und Gefolge.

Wurde ein Krieg in der Gau- oder Stammesversammlung beschlossen, oder drang ein Feind in's Land ein, so griffen alle freien Männer zur Waffe, der ganze Heerbann rückte aus. Der Leibeigene, der seines Wesens Hort und Richtung nicht von sich selbst empfing, mußte von seinem Herrn sich beschützen lassen, oder sollte er sich bewehren, von seinem Herrn dazu Befehl erhalten. Als Knechte, Fuhr- und Hülfsleute zogen daher auch solche Unfreie mit in's Feld. Hörige dagegen, deren Gebundenheit hauptsächlich im Besitz von fremdem Grund und Boden bestand, mochten frei ihr Waffenrecht gebrauchen.

Weigerte sich ein Leibeigener oder Höriger, mit seinem Herrn in's Feld zu ziehen, so konnte er Jenen erschlagen, Diesen von Haus und Hof vertreiben: Niemand nahm sich des Feiglings an. Wollte aber ein freier Mann, wenn bei Landesgefahr das Volk sich erhob, nicht mitthun, so konnte ihn zwar Niemand zwingen, allein er hatte als ein Niederträchtiger, oder als ein Verräther, Beschimpfung und Feindschaft von den Uebrigen zu befahren.

Stand der Heerbann vor dem Feinde, so waltete selbstverständlich strenge Zucht. Dem König oder Herzog gebührte Ehrerbietung und Gehorsam, jedoch hatte er weder allein zu befehlen, noch Gewalt über Leben und Tod. Diese Gewalt lag nur im Genossengericht, und was im Felde geschehen sollte, das bestimmte der Beschluß der Rathsversammlung, in welcher freilich der Anführer das erste und letzte Wort hatte. Auch während der Schlacht führte er mehr durch Beispiel und Antrieb an, als durch Befehl. Waltete der Oberste kühn und tapfer und allgegenwärtig vor der Schlachtreihe, daß Alle ihn schaueten, so beherrschte er das Heer, das ihn bewunderte, mehr durch die hinreißende Macht seiner Persönlichkeit, als durch seines Amtes Gewalt.

Mit dieser demokratischen Grundordnung vertrug sich indessen wohl oder übel ein altes Herkommen von entgegengesetzter Richtung. Mitten im Volksheere kämpften die Gefolgsschaften. Sie wurzelten in Thatenlust, im Gefühl der Treue, im Bedürfniß nach Zucht. Ein König, Herzog, Graf und sonst ein Vielvermögender hatte um sich her ein ständiges Gefolge von auserlesenen jungen Männern, die ihm eidlich zu Treue sich verbunden hatten. Im Frieden waren sie seine Ehre, im Kriege seine Leibwache. Wenn ihr Oberster um den Sieg kämpfte, so kämpften sie für ihren Obersten, und fiel er im Treffen, so mußten sie ihn rächen, so lange noch einer übrig war. Von ihm erhielten sie Roß und Waffen und andere Ausstattung, zogen mit ihm zu Jagd, Spiel und Gelage, und theilten mit ihm die Kriegsbeute. Das Gefolge hatte seine geschlossene Ordnung: rühmlich war es, darin die Rangstufen zu ersteigen und Geschenke zu empfangen an Armringen, Pelzen und Waffen, mit denen der Hauptmann Tapferkeit und Treue belohnte.

Herrschte aber im Lande langer Frieden, so verwandelte sich das Gefolge in eine Freischaar, die fortzog auf Krieg und Beute. Ein zahlreiches wohlgeübtes Gefolge machte seinem Herrn einen Namen weit und breit, und solche Häupter wurden mit Gesandten und Geschenken beschickt, daß sie kommen sollten und Zuzug leisten, und öfter wehrte schon das Gerücht, sie würden kommen, den Krieg ab. Für das Stammland, von welchem die Freischaaren ausgingen, blieben sie gewöhnlich ohne jede politische Bedeutung. Ein Volk, mit welchem ihr Stamm in Frieden lebte, anzugreifen, hätten sie nicht wagen dürfen.

Jeder freie Mann mochte sich solch ein ständiges Gefolge werben, wenn er reich oder schlau genug war, es zu erhalten, und am rechten Ort und zu rechter Zeit freigebig genug, die Leute durch Geschenke und gute Ausstattung an sich zu fesseln. Dies war der Weg, auf welchem Ehrgeiz und Klugheit die Staffel der höchsten Macht und Ehre erklimmen konnte. Denn ein Gefolgsführer von großem Anhang, bedeckt mit Ruhm und Beute, war der Mann, auf welchen sich Aller Augen richteten, wenn die Noth einen erprobten Kriegsführer forderte, und die erlauchten Geschlechter im Lande kein würdigeres Haupt aufwiesen, auf welches sich so viel Ansehen und Vertrauen vereinigte.

Zwischen Gefolgschaft und Heerbann gab es noch eine andere

Kriegsschaar, die von Beiden zugleich Einrichtung entlehnte. Cäsar berichtet: „Man habe in den Volksversammlungen auch große Beutezüge außerhalb Landes besprochen, und habe dann einer der Häuptlingen gesagt, er wolle sich an die Spitze stellen, und wer ihm folgen wolle, solle sich erklären, dann seien Die, welchen die Sache und der Mann gefielen, aufgestanden, hätten Zuzug versprochen und seien von der Volksmenge belobt. Die alsdann nicht Heerfolge geleistet hätten, habe man Ueberläufern und Verräthern gleich geachtet und niemals wieder ihnen nur den geringsten Glauben geschenkt."

Dieses Kriegs-, Gefolgschafts- und Freischaarenwesen war für die Kultur nicht ohne Folgen. Es unterhielt im Volke die kriegerische Frische und belebte die Waffenübung, — allein es begünstigte auch die Fehden und gab Anlaß zu vielfachen Kriegshändeln. Geist und Sinn der Germanen richteten sich allzusehr auf das Waffenwerk, und sie machten nicht entfernt die Fortschritte in der Kultur, zu welchen ihre Begabung sie wohl befähigt hätte. Wenn wir von Montenegrinern und Tscherkessen hören, denkt man da nicht unwillkührlich, ihr Kriegs- und Raubleben habe sie auf der Kulturstufe der Germanen festgehalten?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Haus und auf dem Anger.

1. Haushalt.

Die Schlüsselgewalt bezeichnete das Amt der Hauswirthin, sie war der ordnende und waltende Geist im Hause. Der Mann schaffte herein, wovon sein Hauswesen bestand, und wehrte nach Außen, daß es Frieden habe. Die Frau aber wahrte und schaffte im Innern des Hauses für eines jeden Angehörigen Gedeihen und Wohlsein.

Fremde wundern sich wohl, daß die Deutschen die Sonne weiblich auffassen: uns scheint das natürlich für die allhin Licht und Wärme Strahlende. So schön und segensvoll dachten sich unsere Vorfahren die Hausfrau, als die allhin Wohlthätige, die allwärts

Einschauende und Sorgende, die Friedeweberin, wie sie im Beowulfsliede heißt. Für Frowa, Frau, d. h. die Herrin über das Herz des Mannes und über Kinder und Gesinde, stellte sich in den von Germanen eroberten Ländern das Wort Domina oder Dame ein; allein die schöne Beziehung auf das Haus blieb nur im deutschen Worte „Hausfrau", das auch die Engländer selten anwenden.

Die Pflege und die Zucht der Kinder war der Hausfrau vornehmste Pflicht, niemals gab sie im zarten Alter die Mutter an einen fremden Busen. Die Hausfrau regierte auch das häusliche Gesinde und wieß ihm seine Arbeit an. Die Knechte besorgten Schweine und Schafe, der Mann sah nach den Pferden, den Mädchen lag das Warten und Melken der Kühe ob, und nicht minder die Milchkammer und die Bereitung von Butter und Käse. Schwere Arbeit war auch das Mahlen des Getreides auf den Handmühlen, bei welcher Mägde oder Leibeigene ächzten.

Als der gewaltige Helgi der Edda sich vor seinen Feinden in Magdkleider versteckte und zu mahlen ging, da rief Einer, der ihn erkannte:

Das ist nicht Knechtes Art,
Was bei den Mühlen dort steht,
Die Steine bersten ja,
Der Kasten zerspringt.

Die Frau aber schaffte, damit das Haus noch vor Winter versehen sei mit Speise und anderem Vorrath. Dazu gehörte die Bestellung des Wurzgartens, der das Gemüse lieferte, das Sammeln und Zurichten der Waldbeeren und Fruchtsäfte, der Arzneikräuter und Färbstoffe, das Räuchern und Einpöckeln des Fleisches von Schweinen, Gänsen und Edelwild, das Brauen des Biers, das jedes Haus sich bestrebte, stark und wohlschmeckend zu machen, die Bereitung des Meths, des Obstweins, und das Mischen des Traubenweins mit verschiedenem Würzkraut.

Noch mehr Kenntnisse und Geschicklichkeit verlangte die Küche mit ihren Breien, Braten und Brühen. Nach mannigfachen Andeutungen bei Schriftstellern und in Dichtungen und Volksgesetzen zu schließen, ließen die germanischen Frauen schon in früher Zeit es sich angelegen sein, ihre Küche nicht so roh und einfach zu beschicken. Jedes Wild und jede Art Fisch forderte seine eigene Art Zubereitung, der

Spießbraten war die Hauptsache, und fettes Bärenfleisch besonders beliebt. Das Mehl, insbesondere von Hafer und Gerste, sodann Erbsen und Bohnen wurden in leicht verdaulicher Breiform aufgetischt. Die Kunst des Backens war zu verschiedenen Arten Brodes ausgebildet, auch fehlten nicht die Ringel und Kuchen in allerlei Formen.

Außer Spinnen und Weben in Flachs und Wolle und dem Färben des Zeuges mußte eine Hausfrau sich auch verstehen auf Schneidern, Nähen und Steppen. Die Frau schnitt die Stoffe zu den Gewändern zu, die Töchter und Mägde näheten und besetzten sie mit Streifen und Borden und dem beliebten Pelzwerk. Eine besondere Gunst war es, einem werthen Manne ein Kleidungsstück zu verehren, welches die Frau mit eigener Hand gesponnen und gewebt und genähet hatte: selten fehlten daran ein paar Runen, einen Denk- oder Segensspruch auszudrücken, mit welchen die Stickerin das Gewand schmückte und weihete.

Die aber Zeug und Kleidung beschafften, hatten auch zu sorgen, daß diese rein und sauber sich darstellten. Zu bestimmter Zeit gab es eine Art Waschfest, zu welchem man an einen klaren Bach oder an das Ufer eines Flusses hinzog. Der gröberen Wäsche hatten die Mägde obzuliegen, die Frauen und Töchter behielten sich die feinere vor, als da waren Schleier und Kopftücher und die Festgewande.

Zu den Pflichten der Frauen gehörte auch das Bereiten des Lagers und des Bades, und nicht wenig zeigte sich ihre Gunst darin, das eine wie das andere den Gästen des Hauses weich und erquicklich zu machen. Oefter ein Bad zu nehmen, war allgemeine Sitte und um so nöthiger, als man mit dem Unterzeug nicht so häufig, wie jetzt geschieht, wechselte. Jedes bedeutendere Haus hatte seine Badestube, und in der guten Jahreszeit gehörte das Baden im Freien zur Ergötzung wie zur Gesundheit. Die Geschlechter badeten nicht getrennt; denn alles Natürliche nahm man eben natürlich ohne Arges sich dabei zu denken: um so schärfer verbat das Recht und Sitte alles Unlautere in Wort und Handlung.

2. Männerwerk.

Wie Tacitus berichtet, wäre die Tagesordnung bei den Germanen folgende gewesen: sie hätten lange geschlafen, gewöhnlich

bis in den Tag hinein. Nach dem Aufstehen wäre sogleich ein Bad genommen, und zwar ein warmes, da es bei ihnen meist winterlich. Nach dem Bade hätten sie gespeist, wobei Jeder einzeln an seinem eigenen Tische gesessen. Darauf wären sie ihren Geschäften nachgegangen, und nicht minder oft zu Gelagen, immer die Waffen in der Hand. Tag und Nacht durchzuzechen, sei keine Schande gewesen.

Der Tag hatte zwei Hauptmahlzeiten. Wulfila kennt nur das Frühstück, Undaurnimats, und das Abendessen, Nachtamats. Eine gute und nach jeder Beziehung vortheilhafte Sitte, welche die Deutschen leider aufgegeben haben. Dagegen lag wenig an der Gewohnheit, die noch bis in's späte Mittelalter hinein in Deutschland herrschte, daß die Vornehmen jeder allein für sich oder nur mit einem oder andern Standesgenossen speiseten. Was der Grund zu dieser Sitte gewesen, die für Haus und Küche eben so mühselig als kostspielig, wird nicht berichtet. Wahrscheinlich war es der Wunsch, in vollem Selbstgenügen bei der Tafel durch keines Andern Wort oder Blick irgendwie belästigt zu sein.

Im Uebrigen wird, was Tacitus von den so häufigen Gelagen erzählt, wohl nur von einzelnen überlustigen oder übermüthigen Herren, insbesondere von Gefolgsführern zu verstehen sein, ähnlich wie noch ein anderer Bericht lautet: „Sobald sie keine Kriege anfangen, bringen sie viele Zeit mit Jagden, mehr aber mit Müßiggehen zu, fröhnen dem Schlaf und der Tafel. Wer am tapfersten und am meisten kriegerisch, treibt nichts. Die Sorge für Haus und Hof und Aecker ist den Frauen und den Greisen und jedem Schwächling in der Familie überlassen: sie selbst schlaffen hin. Seltsamer Widerspruch der Natur, daß dieselben Leute so sehr die Trägheit lieben und doch die Ruhe hassen.“

Wahr ist's, daß in keinem andern Lande die Männer so viele Zeit im Wirthshaus zubringen, als bei den Deutschen Gewohnheit. Sie sind aber auch ein Arbeitsvolk. Wie hätten im Alterthum Volk und Familie bestehen wollen, wenn die Männer insgemein sich dem Müßiggang ergeben hätten? Läßt es sich denken, daß sie erbarmungslos die harte Feldarbeit den armen Frauen und Greisen aufbürdeten? Und wie hätte Deutschland so viele und so gute Erzeugnisse der Landwirthschaft in den Handel liefern können, wenn diese selbst so erbärmlich betrieben wurde! In skandinavischen Landschaften war die Frau

sogar durch das Gesetz von harter Feldarbeit ausgeschlossen, und in ganz Deutschland galt noch lange Zeit das Viehhüten, eben weil es ein Dienst halb im Müßiggehen und Hindämmern war, für die am meisten verächtliche Arbeit, die man nur Leibeigenen oder Kindern oder Mägden überließ. Die drei schräg zusammenstehenden Sterne mitten im Sternbild Orion hießen die drei Mäher, weil die Männer bei der Arbeit des Mähens in der Linie, wie jene drei Sterne, schräg hinter einander stehen. Unser Landvolk aber, das sonst so fest hält an uralter Sitte, liebt ebenso das Frühaufstehen, als die Männer gewohnt sind, die schwere Arbeit auf dem Acker selbst zu verrichten.

Es gab aber, außer dem Pflügen, Säen, Kornschneiden, Einfahren, Dreschen, Gräbenziehen und Zaunflechten auf dem Acker noch vielerlei Werk zu thun, das nur von Männern zu beschaffen war. Dazu gehörte — außer dem Zimmern von Tischen und Bänken und anderem Hausgeräth — das Fällen und Anfahren, Zerklaftern und Behauen des Brenn- und Bauholzes, und das Aufrichten des Wohnhauses oder der Nebengebäude. Da der Handwerkmeister noch selten zu haben, mußte des Hofbesitzers eigene Hand sich an's Werk legen.

Dem geliebten Waidwerk lag man ob, nicht bloß aus Lust, sondern auch, um Fleisch, Häute und Pelzwerk und allerlei Arzneistoffe zu erwerben. Die Frauen nahmen wohl nur dann Theil an der Waidmannslust, wenn es ein großes Jagdfest gab. Dann ritten sie, wie uns einige Beispiele überliefert sind, mit in den grünen Wald, sorgten an der Feuerstätte für das Wildpret, das in Kesseln und Pfannen briet, und ließen die Tafeln bereiten unter schattigen Bäumen.

3. Geselligkeit.

Nächst den Bewohnern der Südseeinseln, als sie vor Annäherung der Europäer in glücklicher Kindeseinfalt dahin lebten, gab es kein geselligeres Volk, als Gallier und Germanen. Bei Jenen entsprang die Geselligkeit mehr aus politischen, bei Diesen mehr aus sittlichen Gründen. Die Gallier wollten sich vor einander sehen lassen und bei ihrem Thun Lob und Anregung empfangen, die Germanen fühlten ein inneres Bedürfniß, bei Freud und Leid sich mitzutheilen, durch Anderer Mitgefühl die Freude zu erhöhen und das Leid zu sänftigen.

Zunächst war es der Kreis der Verwandten und Nachbaren,

die bei frohen und trüben Ereignissen, wenn solche in einem Hause vorfielen, sich einstellten. Wenn Verlobung oder Hochzeit oder Begräbniß war, wenn ein Jüngling wehrhaft gemacht wurde oder zur ersten Kriegsfahrt auszog, wenn man aus der Fehde heimkehrte, -- oder wenn zu einer Wohnung die Balken aufgerichtet wurden, wenn der Tag des Einschlachtens kam oder sonst eine große Arbeit mahnte, — oder auch ein Jahresfest der Familie, — dann erschienen geladen und ungeladen die Geschwister, Vettern und Basen, die Freunde und Umwohnenden, um an Fröhlichkeit wie an Trauer und Arbeit Theil zu nehmen. Am Jahrestag der Leichenfeier versammelten sie sich bei dem Todtenhügel und gedachten der Thaten und Tugenden der zum Allvater Heimgegangenen. Wahrscheinlich ging man schon in frühester Zeit an Geburtstagen Glück wünschen, und kam im Jahreswechsel ein Ehrentag der Familie, wurde er nicht vergessen.

Gab es nun Freunde im Hause von nah oder fern, so verlangte die Sitte, ihnen das Beste aufzutischen, was Küche und Vorrathskammer vermochten, und zu herzlicher Aussprache mit ihnen zusammen zu sitzen. Daraus entwickelte sich dann gewöhnlich ein fröhliches Gelage. Die Deutschen waren schon zur Römerzeit als die besten Trinker bekannt und sind es noch heute: diese Eigenschaft blieb ihnen treu durch alle Noth und Wandlung der Zeiten. Ihre Natur ist einmal so geartet. Der Verfasser dieses Buches hat während seiner Völkerschau auf Reisen beobachtet, wie der Indianer in nordamerikanischen Wäldern viel trinkt, sei es Wasser oder Whisky, dagegen der Beduine in trockenen Wüsten außerordentlich wenig. Die Ursache kann nur darin liegen, daß das Leben in Waldungen ein inneres Feuchtigkeitsbedürfniß nährt und gründet, dem man fortan nur mit kräftigen Mitteln abhelfen kann. Eine andere Ursache, welche den ewigen Durst bei den Germanen und ihren Nachkommen erklärt, liegt darin, daß bei ihnen, deren Wesen zum Ernst und Grübeln neigt, sich regelmäßig wieder ein Drang einstellt, wo sie mittheilsam, herzlich und freudig erregt sind, und dann aus Erfahrung wissen, wie bei Gesellschaft und gutem Getränke die Herzen sich öffnen und die Fröhlichkeit zur Höhe steigt.

Drei Gewohnheiten, welche die Germanen bei jedem Gelage übten, leben auch heute noch, wenngleich etwas verändert fort: Minnetrinken, Sangesfreude, Würfellust.

Wenn gute Freunde mit warmem Gefühl und Denken der Eine in des Andern Seele hinab tauchte, während man unter gegenseitiger Anregung das wohlthuende Getränk einströmen ließ, — das war Minnetrinken, und davon ist ein Nachklang erhalten im Vortrinken und tönenden Anstoßen der Deutschen, im fröhlichen Skoltrinken der Schweden, in dem feierlichen Ersuchen der Engländer, mit Jemand ein Glas Wein zu leeren.

Rundgesang und Wechselrede würzen auch uns das Mahl, und es ist Sitte, in kurzem schön gesetzten Vortrag dabei zu preisen, was von Anwesenden Rühmenswerthes geschah und man ihnen anwünscht. Bei unsern Vorfahren ging auch die Harfe am Tische umher, damit man singe und sage, was Jedem den Busen schwelle. Da hörte man Heldenlob und Todtenklage, und es fehlte nicht an kecken Angriffen und antwortenden scharfen Trutzliedern, was die allgemeine Fröhlichkeit nur erhöhete. Dies Leben wird im Beowulfslied geschildert:

> An jedem Tag der laute Jubel drang
> In's Freie von dem Saal: der Harfe Ton
> Erscholl da mit dem hellen Sang des Dichters.
> Er, der von Alters her der Menschen Ursprung
> Erzählen konnte, sagte, wie der Schöpfer
> Die Erde schuf, die glänzend schöne Flur,
> Vom Strom umgürtet, wie er siegesfreudig
> Der Sonne und des Mondes Licht als Leuchte
> Den Erdbewohnern setzte, wie er zierte
> Der Felder Schoß mit laubgeschmückten Zweigen
> Und allem, was da athmet, Leben gab.
> In Lust und Freude lebten so die Helden.

Wenn das Harfenspiel erklang, erschienen auch die Frauen in der Halle, zu lauschen und den Meister dankbar zu grüßen. Sonst aber wohnten sie nur des Gelages Anfang bei, wo sie umher gingen und das Trinkhorn, indem sie selbst daran nippten, den Gästen anboten.

> Zuweilen ging den ganzen Saal entlang
> Die hehre Frau, der Völker Friedensschutz,
> Die Jünglinge ermunternd. Oft gab sie
> Den Kriegern Ringesschmuck, bevor sie ging
> Zum Sitze. Dann trug vor edle Krieger,
> Die Ritter an der Spitze, den Becher auch
> Zuweilen Königs Tochter, die im Saale
> Ich Freaware nennen hörte, als sie
> Den Helden lichte Schätze spendete.

Kunst und Gabe der Frauen war es insbesondere, Räthsel aufzugeben und zu lösen, d. h. in einer Frage und Antwort tiefste Weisheit zu sammeln und einen Vers zu dichten auf Menschenschicksal und Lebenswirrniß. Gewiß aber flüchteten sie aus dem Saale, sobald die Würfel anfingen zu rollen, eine Gewohnheit, zu welcher die Germanen nur zu sehr hineigten.

Denn, gleichwie auf Abenteuer zu gehen, fühlten sie auch, wenn sie gesellig beisammen, eine unbezwingliche Lust, das Glück zu versuchen, in die dunkeln Loose hinein zu greifen und sie zu schütteln, daß sie fallen mußten. Dabei ergriff den Mann öfter eine unheimliche Gewalt, die ihn nicht mehr losließ, bis er die letzte Habe, ja die eigene Freiheit auf den Wurf setzte.

Bei solchen Anlässen ging es auch öfter wild und stürmisch im Saale her. Nur ein scharfes Wort, das die Ehre angriff, und Aexte und Schwerter wurden von der Wand gerissen, und man sah im Saale rothes Blut und blanke Hiebe. Dergleichen ist sicher nicht selten gewesen, da im Liede vom Beowulf gerühmt wird:

„Er lebte nach Recht und nicht erschlug
Er bei dem Gelage die Heerdgenossen."

4. Gastrecht.

So weit Germanen in Kultur gegen Römer und Griechen, auch gegen Syrier und Aegypter zurück standen, soviel hatten sie in sittlich-sozialer Gewöhnung ihnen voraus; das bekundete sich nicht nur in politischer Freiheit, sondern auch in Behandlung, wie der Frauen, Hauskinder, Unfreien, so auch der Fremden. In solchem Adel des Charakters lag die Bürgschaft der sieghaften Dauer und Entwicklung dieses Volkes.

Im Alterthum war der Fremde aller Orten rechtlos gewesen, bis das römische Reich die eroberten Länder zusammenschweißte und der gebildeten Welt die außerordentliche Wohlthat eines gemeinsamen Völkerrechts brachte, welches die Kaiseradler beschirmten. Auch bei den Germanen war Beraubung und Todschlag eines Fremden straflos; denn er selbst gehörte nicht zur Landgemeinde und ihrem Gericht, kein Blutsfreund forderte für ihn Genugthuung. Wer auf seinem Grund und Boden einen Fremden ergriff, mochte ihn halten als seinen

Leibeigenen. So sprach das strenge Recht: nur ließ es die allgemeine Gesittung selten zur Handhabung kommen.

Den Römern fiel nicht wenig auf, wie ausgedehnt die Germanen Gastrecht übten und wie heilig es ihnen war. Wer aus irgend einem Anlaß, berichtete Cäsar, zu ihnen komme, dem ständen alle Häuser offen: man gebe ihm Unterhalt und Niemand dürfe ihn kränken. Und wie pries erst Tacitus germanische Gastlichkeit! „Kein anderes Volk giebt sich verschwenderischer Gelagen und Gastereien hin. Irgend einem Menschen das Haus verweigern, gilt für Frevel: nach Vermögen empfängt Jeder mit rasch besetzter Tafel. Ist alles verzehrt, so gehen, der eben noch Wirth war, als Anweiser eines Gasthauses, und der Gefährte zum nächsten Hause ohne Einladung, und ohne Weiteres werden sie mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen. Ob Jemand ein Bekannter oder Unbekannter, darin macht Niemand im Gastrecht Unterschied. Wenn Einer bei dem Scheiden etwas wünscht, ist Gewährung Sitte, und eben so leicht bittet man gegenseitig. Ueber Geschenke freuen sie sich, aber das Geben rechnen sie nicht an und durch das Empfangen halten sie sich nicht für gebunden. Liebreich ist unter Gastfreunden die Lebensart."

Ein paar Jahrhunderte später finden wir die Sitte zum förmlichen Gesetz gemacht. Das burgundische Volksrecht und karolingische Kapitularien schreiben ausdrücklich vor: dem Fremden solle Niemand Dach und Hütte verweigern. Und wahrscheinlich aus ältester Zeit schon stammt das Herkommen, das wir in mittelalterlichen Weisthümern finden: der Reisende dürfe für sein müdes Pferd einen Fuß breit Korn am Wege schneiden, — oder er dürfe drei Aepfel, drei Trauben und einen Handschuh voll Nüsse pflücken, — oder: er dürfe sich Fischzeug fordern und, was er fange, auf der Stelle am Feuer sich bereiten, — nur, so wird überall hinzugesetzt, solle er weder Korn noch Speise mitnehmen.

Wer aber, der nicht selber Hausgenosse war, vor ein Haus kam und Einlaß begehrte, mußte draußen warten, bis er eingeladen wurde, einzutreten. War es ein lieber Gast, bei dessen Ankunft, wie es im Saemundsliede heißt, „die Hunde sich freueten und das Haus von selbst sich öffnete," so kam der Hausherr vor die Thür, um ihn zu bewillkommnen, und es erschien auch die Hausfrau, ihn mit einem Kusse zu begrüßen und an der Hand ins Haus zu führen. Von dem

Augenblicke an, wo der Gast unter das Dach eintrat, war seine Person unantastbar und „hätte er selbst des Hausherrn Bruder erschlagen.“ Er stand unter dem Schutze des Hausrechts, dessen Verletzung des Hausherrn Persönlichkeit bitter gekränkt hätte. Der Gast aber war auch in den Frieden der ganzen Landgemeinde aufgenommen, zu welcher sein Gastfreund gehört.

Die nordischen Sagen beschrieben genau, wie dem eintretenden Gaste erst der Willkommtrunk kredenzt, dann ihm frische Kleidung gereicht und er zur Wärme am Heerd geführt wurde; wie dann das Gastmahl folgte, bei welchem der Gast je nach seinem Werth und Range den Hochsitz des Hausherrn theilte oder niedrigeren Platz erhielt; wie bei dem Mahle dann die gewöhnlichen Fragen kamen, aus welchem Lande der Fremde, wie sein und seines Geschlechtes Namen, woher er komme und wohin er fahre. Mehr als drei Tage, wenn keine Einladung auf längere Zeit erfolgte, sich bewirthen zu lassen, war nicht anständig. „Drei Tage Gast, Jedermann zur Last“, hieß es im Sprüchwort. Dem scheidenden Gaste aber gebührte das Geleite bis zum Hofzaun oder noch ein Stück Weges weiter, und war man einander lieb geworden, so wurden Gastgeschenke ausgewechselt, als da waren Ringe, Zierplatten, Spangen, Gürtel, Messer.

Diese Sitten galten auch in Deutschland, wo dem Gaste gewöhnlich auch nach seinem Eintritte in's Haus ein warmes Bad bereitet wurde. Der Empfang der Burgunder auf Rüdiger's Burg wird im Nibelungenliede reizend geschildert. Noch heutzutage ist bei den Deutschen und Skandinaven am meisten ächte Gastlichkeit zu Hause, und sind bei keinem andern Volke Einladungen zum guten Trunk und Tafeln so verbreitet unter allen Ständen.

Wenn wir aber nach den Ursachen eines so ausgedehnten uralten Gastrechts fragen, so lag die erste wohl in dem gutherzigen und geselligen Wesen der Germanen. „Das Herz blutet dem, der jedesmal um Brod bitten muß“, heißt ein nordischer Sittenspruch. Es war ein edler Ehrgeiz, dem Fremden wohlzuthun, und dem eigenen Namen Ruhm in der Ferne zu bereiten. Das eigene Glück wollte sich im Behagen des Fremden spiegeln, und dabei mochte man auch gerne allerlei Kunde aus der Ferne hören. Das Alles aber würde nicht hinreichen zur Erklärung, weßhalb das Gastrecht zu einem so allgemeinen Gesetze wurde. Der Hauptgrund lag in dem innigen unauf-

hörlichen Zusammenhange der Blutsfreunde. Sie gingen immer zu Gaste bei einander, und wo sie eintraten, hatten sie ein Recht auf Herberge, Frieden, Schutz und Hülfe wider Jedermann. Die Uebung dieser Pflicht dehnte sich auf Befreundete und Nachbarn aus. Man war gewöhnt, häufig Gäste zu haben, und versagte deshalb auch dem Fremden nicht leicht die Aufnahme. Wer nur über den dritten Tag in einem Hause nächtigte, galt schon nicht mehr als Gast, sondern als zum Haus gehörig. „Die erste Nacht fremd, die zweite Gast, die dritte Hausgenosse" — sagte deshalb ein altes Sprüchwort in England.

5. Jahreseintheilung.

Die Fremden sagen: bei uns Deutschen gebe es unaufhörlich Feste, jedes wichtigere Ereigniß in Stadt und Land bringe Anstoß dazu, die kleinsten Städte hätten ihre Reihe von Bällen, und der Festlichkeiten bei Zusammenkünften von Schützen, Sängern, Turnern, von Gelehrten und Gewerbsgenossen sei eine Unzahl. Freuen wir uns, daß es so ist, und denken dabei, daß es unsere Voreltern gerade so machten.

Nur in Einem besteht ein Unterschied. Wir feiern den größten Theil unserer Feste bei verschlossenen Thüren, und nur wenige noch auf freiem Anger oder im grünen Wald: bei den Germanen war es gerade umgekehrt. Sie hatten solche Freude an der Natur, am Blick über's weite Feld, in die ziehenden Wolken, daß es sie nimmer zwischen den engen vier Wänden litt und sie jeden Anlaß ergriffen, auf offenem Plan beisammen zu sein. Wenn das ganze Dorf, die ganze Gemeinde, der ganze Gau sich versammelt sah, dann erst war man recht vergnügt und meinte, alles in der Welt müsse gelingen vor dem geeinigten Wollen. Freilich kannte man damals noch keine weiträumigen Säle, wie sie jetzt die Baukunst herstellt, und war auch das ganze Geschlecht um so viel kräftiger und an Wind und Wetter mehr gewöhnt, als heutzutage.

Die Verhandlungen und Feste im Freien richteten sich nach dem Naturwechsel im Jahre. Die beiden Hauptfeste waren die der Sonnenwende, im dunkelsten Winter, wo der Tag am kürzesten, und im hellsten Sommer, wo die Sonne am höchsten stand: das erste hieß das Julfest, das andere vorzugsweise das Sonnwendfest. Winter

und Sommer blieben die zwei Haupttheile des Jahres: dieses begann mit Eintritt der winterlichen Zeit, gleichwie auch der Tag vom Beginn der Nacht an gerechnet wurde, weshalb man Gericht und Fehde nicht über Tage, sondern über Nächte ansagte, z. B. über vierzehn Nächte noch im späten Mittelalter.

Am Julfest im Dezember gab sich die Freude kund, daß die Sonne nach langem Niedersteigen und Kraftabnehmen wieder ihren Emporgang beginne. Da schoß der Jubel auf Schlittschuhen über das blinkende Eis, in Schlitten über das lichte Schneefeld, und die Geselligkeit fand ihren Abschluß am wärmenden Heerde. Im Juni kam das Freudenfest über die allwärts grünende lachende Herrlichkeit der Natur unter der allichten Aetherbläue. Wonnige Nächte wurden alsdann gefeiert bei Gelagen und Minnetrinken und am hellen Morgen hielt man Umzug durch die schwellenden Kornfelder und ringsum die nährende Flur der Heimath. Man dankte der göttlichen Macht für alle Gaben und flehete zu ihr, daß nicht Frost und Dürre, nicht Hagelschlag und Insektenfraß die blühenden Saaten verderbe.

Noch zwei andere Feste fielen in die gute Jahreszeit, das eine zum Anfang, das andere zum Ausgang, markirt durch die Tag- und Nachtgleiche im März und im September. Jenes war das Frühlingsfest, wenn mildere Lüfte weheten, der Schnee zerging, und Gefolge oder Heerbann sich rüsteten zum Aufbruch. Zum Herbstfest bereitete man sich, wenn die Aernte eingebracht und die Feldarbeit gethan war, und die kriegerischen Mannen zurückkehrten. Im Frühling erhob sich das Gebet zu den Göttern, Saat und Heerden zu segnen, im Herbste hielt man ein großes Dankfest, und da im Spätherbst das treibende Leben in Feld und Wald aufhört, der Vögel Lied ausklingt und die Natur sich wie zum Sterben einhüllt, so war dies auch die Zeit der Todtenfeste.

Jede Gemeinde feierte auf ihrer Flur die vier Jahresfeste: an die drei aber, welche zur guten Jahreszeit Statt fanden, schloß sich die Gauversammlung und mit ihr das große Volksgericht. Weil dieses regelmäßig zu bestimmter Zeit wiederkehrte, also nicht zu demselben geladen oder entboten wurde, so hießen die Drei die ungebotenen Gerichte.

Das Julfest aber, zu dessen Zeit Frost und Schnee keine tagelangen Versammlungen im Freien duldeten, zu feiern, blieb den

Familien überlassen. Es war das rechte Familienfest, wo die Verwandten nahe zusammenrückten und wetteiferten in Liebes- und Ehrenbezeugungen. Für die Gemeinden ergab sich noch eine Reihe kleinerer Feste, so wenn der Pflug zum erstenmal in's Feld ging, wenn die ersten Mäher auszogen, wenn die Heerden zum erstenmal auf den offenen Anger getrieben wurden oder von den Weiden und Alpen zur Winterbehausung zurückkehrten.

Die regelmäßige Wiederkehr solcher festen Tage brachte in das Jahr Eintheilung, in das tägliche Leben Abschnitte. Mehr, als es auf den ersten Blick scheinen will, trug das zur Gesittung bei. Die festen Tage gaben dem Thun und Treiben einen gewissen Anhalt und damit auch etwas mehr Inhalt: wie leer und flüchtig spielt sich dagegen das Leben des Wilden, des Nomaden ab! Bei Annäherung eines Festes stellte sich frohe Erwartung ein, wenigstens einige Erregung; das Fest selbst weckte Ehrfurcht vor der göttlichen Macht, Gedanken an Allleben, Bewußtsein des Zusammengehörens mit Sippe, Gemeinde und Gaugenossen; der öfter sich wiederholende frohherzige Verkehr mit ihnen führte zu nützlichen Mittheilungen aller Art.

Jedoch feierten nicht alle Germanen dasselbe Fest gerade am selben Tage. Nur im Allgemeinen richtete man sich nach der Jahreszeit, insbesondere nach den beiden Sonnenwenden und Tag- und Nachtgleichen: im Einzelnen bestimmte Herkommen und Natur und Klima der Landschaft den Zeitpunkt der Feste.

Im Uebrigen wurde das Jahr nach dem Mondwechsel eingetheilt.

> Neumond und Vollmond
> Schufen die himmlischen Mächte
> Zur Berechnung der Zeiten —

heißt es in der älteren Edda.

Das allsichtbare große Nachtgestirn markirte durch Zu- und Abnahme Woche auf Woche, und jedesmal vier Wochen, in welchen der Mond seinen Wechsel durchlief, um von Neuem zu beginnen, ergaben einen „Mond" oder Monat.

6. Oeffentliche Festfeier.

Kam nun der Vorabend eines Festes, so wurden die Häuser gesäubert und mit frischem Grün und Blumen geschmückt, bei Reichen

auch mit ausgehängten Teppichen. Die Geräthe stellte man in die Ecke, alle Arbeit ruhete, und festliche Stimmung zog ein in die Wohnungen und in die Gemüther. Bei Eintritt der Dämmerung fing Volk an sich einzustellen auf den Malstätten und unter den Linden, wo regelmäßig die Raths- und Gerichtsversammlungen Statt hatten. Scheiter wurden zusammen getragen und hier und auf benachbarten Höhen flammten mächtige Feuer empor, um welche man sich lagerte, sang und trank. Wenn die Flammen nicht mehr hoch flackerten, reichte von den rüstigsten Burschen Jeder seinem Mädchen die Hand, Paar für Paar nahm einen Anlauf und setzte in kraftvollem Sprunge über das Feuer. Jubel und Gelächter schallte weit durch die Nacht.

Am Morgen aber, wenn der lichte Tag Wald und Flur umfing, erschien Alt und Jung und ordnete sich zum friedlichen Aufzug. Alles war in seinem besten Gewande, das junge Volk wahrscheinlich mit Blumen und Bändern geschmückt. In den Händen trug man grünende Baumzweige, gewählt je nach Jahreszeit und altem Herkommen, bei dem Frühlingsfeste z. B. Weidenzweige mit ihren weißwolligen Blüthen (Kätzchen), bei dem Sommerfeste Birken. Festordner war der Ehewart, d. h. der Graf oder Schultheiß, welcher des bürgerlichen wie religiösen Rechts — Beides floß ja in einander — zu warten hatte. Die Heiligthümer und Banner wurden auf Stangen voran getragen, oder auf Wagen gefahren, hinter diesen kamen gruppenweise Kinder, Mädchen, Frauen, Männer, Jünglinge, und den Schluß machten die bekränzten fetten Ochsen, Rosse, Rinder und Schafe, die an diesem oder einem andern Tag zum öffentlichen Schmause bestimmt worden.

So wallte der Zug durch die Fluren unter Absingen allbekannter Lieder, und an gewissen Stellen oder Kreuzwegen hielt der Ehewart oder sonst ein angesehener Mann, der das Amt übernommen, eine feierliche Anrede an die Versammelten und sprach unter Anrufen der göttlichen Mächte Segen über Fluren und Volk und Heerden. Für diese Sprüche und Lieder waren geweihete Formeln von uralter Zeit hergebracht.

Nach solcher Feier, die je nach Herkommen und Zeitumständen sich mehr oder weniger religiös gestaltete, versammelten sich die Männer zu Rath und Gericht. Was davon am ersten Tage nicht abgemacht wurde, verschob man auf den nächsten.

Unterdessen hatten Frauen und Knechte das Mahl gerüstet. Familien und Gemeinden, oder Freunde und Genossen thaten sich zusammen zu gemeinschaftlichen Gelagen. Die Schlachtthiere wurden zubereitet, an den Feuern dampften die Kessel und Braten, und jede Familie brachte herbei, was die Frauen vorsorglich gebacken hatten. Denn zu jedem Feste gab es besondere Gebäcke, in deren Form und Gestalt man aus Mehlteig (conspersa farina) Heiligthümer oder Lieblingsthiere der Götter nachmachte, Pferde und Eber und Hähne, Gehörne, Sonnen und Halbmonde, oder auch menschliche Gebilde. Auch seine besondern Festthiere hatte vielleicht der Tag, Gänse oder Hähne, oder Schweine, Geisen und Hämmel. Bei dem Gelage aber fehlte es nicht an Rundgesang und Harfenspiel und feierlichen Vorträgen geübter Sänger.

Während die Aelteren sich daran erfreueten, traten die Jüngeren zusammen zu Wettkämpfen. Sie erprobten die Kraft und Gelenkigkeit der Glieder im Ringen und Wettlaufen und indem sie über drei oder mehr Rosse, die neben einander gestellt wurden, wegsprangen in einem einzigen Satze. Speerwerfen, Stein- und Pfeilschießen, und Wettrennen zu Fuß und zu Pferde gab ferner Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Denn Ehrtrieb glühete in jeder Brust, und wo wäre ihm besser gehuldigt, als vor dem Angesicht so vieler Festgenossen! Am liebsten aber schauete man auf die gefährlichen Waffenspiele. Einzelne stellten sich gegenüber zu Stein- und Lanzenwurf und wußten mit blitzschneller Wendung den Geschossen auszuweichen. Nackte Jünglinge tanzten zwischen aufgestellten Spießen und Schwertern, und indem sie verwegen die Glieder hierhin und dorthin warfen, vermieden sie schmiegsam und behende die Spitzen und Schärfen.

Bei kleineren Festen, an denen nur eine Gemeinde oder ihre Nachbaren theilnahmen, gab es auch Ballspiele oder Hahnenschlagen oder Gansreißen und ähnliche Spiele, wie sie das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts gebräuchlich waren. Selten fehlte es dabei an Mummereien durch Einwickeln in Stroh und Thierhäute, Gesichterbemalen und allerlei Ausstaffirung. Die Phantasie hatte ihre Lust daran, sich die seltsamsten Gestalten und Aufzüge leibhaft vorzustellen. Aber auch Unholde und gespenstische Wesen, die man sich dachte durch die Heimlichkeiten des Naturlebens schleichen und streifen, mußten in Puppen und rohen Abbildern her-

halten, die unter Lust und Lachen gepeinigt und gejagt, begraben und verbrannt wurden.

Näherte sich der Abend, so dachte das junge Volk an's Tanzen. Man tanzte den Ringelreihen, indem alle sich anfaßten und wie der Wirbelwind im Kreise umherflogen. Oder es stellten sich Reihen gegenüber, die sich nähernd und weichend vor- und rückwärts tanzten. Zwischendurch aber folgten die Tänze, in welchen sich die Paare dreheten. Nach den kanarischen Inseln hatten die Germanen den Walzer mitgebracht, den die Spanier von ihnen annahmen und den kanarischen Tanz benannten. Den Takt zu den Tänzen klatschte man mit den Händen und sang dazu. Dazwischen ließ sich der Schwögelpfeifer (gothisch Sviglja) und das Tuthorn (gothisch Thuthaurn) hören. Wie von öffentlichen Aufzügen und Wettkämpfen waren die Germanen auch große Freunde von solchen Tänzen, indem sie dem geheimen Reize sich hingaben, der in rascher taktmäßiger Bewegung liegt.

Selten oder nie aber verging eine öffentliche Festfeier, ohne daß es zu Herausforderungen und zu blutigem Raufen und Schlagen kam. Der Rauflust wurde durch die Gewohnheit, Waffen stets zur Hand zu haben, nicht wenig Vorschub geleistet. Liebten es doch Einige, schwere Bronzeringe am Arme zu tragen, die mehr zum festen Zuschlagen dienten, als zur Zierde. Wie aber hätten die Männer der Lust widerstehen können, einander mit anzüglichen Reden und Spottversen zu schrauben und zu reizen! Dann fiel hier und da ein unglückliches Wort, das an die Ehre griff, Wuthgeschrei erschallte, die Sippen und Freundschaften rotteten sich zusammen, vergebens suchten die Alten und Vorsteher zu wehren, denn schon zuckten die Spieße und Aexte in der Hand, und der Festplatz verwandelte sich in ein Schlachtfeld.

So etwa, wie hier geschildert, haben wir uns die öffentlichen Feste der Germanen vorzustellen. Dazu berechtigen uns Andeutungen in Schriften, sowie die Erfahrung, daß dergleichen Gewohnheiten, die nachweisbar schon in frühester Zeit in Island und Skandinavien vorkamen und das ganze Mittelalter hindurch und selbst auf den kanarischen Inseln sich erhielten, uraltes Herkommen zu Grunde liegt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.
Sprache und Schrift.

1. Reichthum der Sprache.

Eines Volkes geistige Kraft und Anlage gibt sich am feinsten zu erkennen in seiner Sprache. Wir denken natürlich nicht daran, einen Vergleich der Germanen mit den Kindsvölkern im Innern Afrika's oder auf den Südseeinseln anzustellen, wohl aber mit dem uralten weit verbreiteten Kulturvolk der Chinesen. Wie höchst dürftig erweist sich deren Sprache, — wie trocken ist sie, wie starr und unfruchtbar, wenn sie unsere Ideen ausdrücken soll. Fünftehalbhundert einsilbige Laute, aus jedem durch vierfache Betonung vier Wörter gemacht, — das ist der ganze Reichthum. Der Chinese muß sich dadurch helfen, daß jedes Wort je nach seiner verschiedenen Stellung in der Rede einen verschiedenen Begriff erhält. So lauten die beiden ersten Bitten im Vaterunser in chinesischer Uebersetzung wörtlich: „Unser Vater Himmel in, wünsche Deinem Namen Respekt, wünsche Deiner Seele Reich Vorsehung komme.“ Nur der Gelehrte versteht, was eigentlich darunter gemeint ist.

Was ist der Grund dieser Starrheit und Armuth ihrer Sprache? Doch gewiß nur, daß die geistige Natur der Chinesen über eine gewisse Stufe von selbst nicht empor kann, daß sie festgeklammert liegt in unsichtbaren Fesseln. Denn die Sprache fängt zwar an mit dem Empfinden, entwickelt sich aber erst durch das Denken. Ihre Ausbildung hält ganz gleichen Schritt mit der Erweiterung des Gedankenkreises, mit dem Wachsen der Schwingen, auf denen sich Geist und Phantasie über den kleinen Horizont der täglichen Geschäfte erhebt. Die chinesische Sprache ist und bleibt das Erzeugniß eines ganz klaren, aber ganz kleinen Verstandes.

Wie stark und stämmig dagegen, dabei biegsam und flüssig die Germanensprache, wie reich und unerschöpflich an eigenen Mitteln, das gab zum erstenmal sich kund, als Bischof Wulfila um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus es unternahm, Psalmen und Evangelien in's Gothische zu übersetzen. Man sieht, es wurde ihm anfangs wohl ein wenig schwer, das bloß Begriffsmäßige sofort scharf

wieder zu geben und seine Satzfolge stets logisch zu verketten: allein der schwierige Versuch gelang auf das Schönste. Die heimische Sprache gab dem edlen Bischof, als er sie meisterte, fast Alles an Wort- und Satzbildungen, was er nur brauchte, um im Gothischen die Ideenwelt der Juden und Griechen wiederzugeben. Kaum hier und dort hatte er Anleihen aus dem Griechischen nöthig. Wie zart und schön aber, ebenso dem weichen Gefühl sich anschmiegend als klirrend vom stolzen Schwertschlag, tönt die Germanensprache im Beowulf, im Heliand! Der diese evangelische Dichtung verfaßte, und der jenen Heldengesang ausdichtete, beide verstanden zweifellos Latein: selten aber merkt man ihrer Sprache an, daß sie dem Lateinlehrer zu Füßen gesessen.

Germanen seien nur sich selbst gleich, hob Tacitus hervor: der beste Beweis war die ungemischte Reinheit ihrer Sprache, gegen welche sich das heutige Deutsch ausnimmt, wie bunte Mosaik neben einer glatten Granittafel. Jene Reinheit bekundet in untrüglicher Weise, daß dieses Volk fremden Einflüssen noch nicht unterworfen gewesen, daß sein Inneres gleichsam noch thaufrisch war, als die Zeit kam, wo es die Kultur der alten Welt und das Christenthum in sich aufnehmen sollte.

2. Sprachliche Eigenart.

Aus des Menschen tiefstem Sinnen und Empfinden heraus schafft und waltet der Sprachgeist. Gleichwie der Germane in seiner großen Aufrichtigkeit stets auf das Wesentliche losging, und darüber leicht die schöne Form vernachlässigte, derartig gerieth auch seine Sprache.

Sie legt überall den Ton darauf, was der Redende will. Also im Wort fällt der Ton auf den Stamm und nicht auf die Endung, im Satze fällt der Ton auf das Schlagwort, welches die Hauptsache ausspricht, und dieses Schlagwort beherrscht den Satz. Der sinnliche Wohllaut der Wörter und das verständige Gewebe der Sätze leiden darunter: die Endungen der Wörter schwinden hin, das bedeutungsvollste Wort läßt die Uebrigen in Schatten treten. Allein an Kraft gewinnt die Sprache, auch an Ausdruck des Seelenvollen und Leidenschaftlichen, nicht minder an geistiger Musik und edler Schönheit.

Man nennt diese Eigenschaft, durch welche die Germanensprache von ihren arischen Schwestern so eigenthümlich sich unterscheidet, den

logischen Akzent. Aus ihm wachsen, so nothwendig und natürlich wie aus dem Stamm die Aeste hervor wachsen, drei andere Eigenschaften, welche nur die Germanensprache besitzt: das Anlauten oder Alliteriren, das Lautverschieben, das Ablauten.

Weil seine Sprache immerfort gleichsam auf ihr Ziel losstürzt, weil er recht kräftig und deutlich sein will, sucht und häuft der Redende unwillkürlich ähnliche Wörter, welche ungefähr dieselbe Natur, in etwa denselben Sinn und deshalb auch gleichklingenden Anlaut haben, wie: frank und frei, los und ledig, hoch und heilig, Gift und Galle, Erb und Eigen, Haut und Haar, Hals und Hand, Ruh und Rast, Bausch und Bogen, in Nacht und Nebel, Wind und Wetter, mit Stumpf und Stiel, über Stock und Stein. Sobald die Sprache die Neigung zum Anlauten einmal entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß dasselbe jetzt auch Gegensätze zusammen band, wie dick und dünn, Kind und Kegel, Lust und Leid.

Man hat die Entstehung dieser Anlaut-Gewohnheit hergeleitet aus dem Aushorchen und Bilden von Wörtern, die mit demselben Buchstaben anfingen, bei dem Befragen des Runenräthsels. Das wäre möglich gewesen, wenn das ganze Volk von Morgen bis Abend Runenzauber getrieben hätte: niemals konnte die verschwindend kleine Anzahl der Leute, welche sich damit abgaben, eine so mächtige Einwirkung auf die gesammte Volkssprache ausüben.

Dasselbe Gesetz, welches das Alliteriren, ließ auch den Wechsel der Konsonanten und der Vokale entstehen. Weil auf das Wort oder die Silbe, welche vorzugsweise Sinn und Bedeutung tragen, der Ton gelegt wird, so ändert und modelt sich das Wort im Munde, je nachdem in scharfer Erregung der hohe feine Ton, in Zorn und Freude der offene klangvolle, in Trauer der dumpfe Ton sich einstellt.

So werden durch Lautverschiebung die weichen Laute b d g zu den scharfen p t k und diese werden wieder zu den sanft gehauchten f th ch, — ein regelmäßiger Wechsel, welcher der Sprache eine ungemeine Natürlichkeit verleiht.

Noch stärker wirkt das Ablauten, das Vokalwechseln in der Stammsilbe, welches eine ganze „Tonleiter der Vokale" durchläuft, wie in: nehmen nimm nahm genommen, liegen lag gelegen, binden band gebunden, und ähnlich Binde Band Bund, trinken trank getrunken und Trank und trunken, finden fand gefunden und Finder

Fund, Werken und Wirken, — nicht aber in Wörtern wie Aergern Hassen Lieben Grämen.

Nimmt man zu dieser vierfachen Eigenart, welche das Seelische und Sinnliche in der Sprache verstärkt, die leichte Zusammenfügung der Wortstämme und deren Aenderung durch Zusatz von Vor- und Endsilben, so darf man die germanische Sprache wohl einer reich besaiteten Harfe vergleichen, welche den rechten Ton giebt für die feine Empfindung und den zarten Hauch der Seele, wie für lachenden Witz und Spott, für schmetternden Zornesgrimm und donnernden Schlachtruf. An Biegsamkeit und zierlicher Mannigfaltigkeit der Endsilben blieb freilich das Germanische weit hinter dem Griechischen zurück. Neben dieses durfte sich auch das Gothische nicht stellen, obwohl es noch eigene Formen für alle Kasus, ein selbstständiges Passivum und den Dual hatte. Feinhörig aber, leicht beweglich, und vor allem deutlich und nachdrücklich blieb das Germanische eben so gut wie die schönste aller Sprachen.

3. Mundarten.

Aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ist von germanischen Sprachen uns nichts zuverlässig überliefert, als die Bruchstücke der westgothischen Uebersetzung der Bibel und des Skeireins, einer Erläuterung des Johannesevangeliums. Alles Andere sind nur Orts- und Personennamen, einzelne Wörter in den Volksrechten und königlichen Verordnungen zur Zeit der Merwinger und Karlinger, entzifferte Runen-Inschriften, und sehr Vereinzeltes, was hier und da bei Poeten und Geschichtschreibern vorkommt. So klagt ein Dichter:

> Jnter „Hails!“ gothicum, „Skajja matjan jah drinkan!“
> Non audit quisquam dignos educere versus,
> Calliope madido trepidat se jungere Baccho,
> Ne pedibus non stet ebria musa suis.

d. h. „Wenn die Gothen schreien: „Heil! Schaff' Essen und Trinken!“, wie kann da ein Mensch anständige Verse bilden! Kalliope zittert, sich zum triefenden Bacchus zu gesellen, weil die Muse fürchtet, sie würde im Rausch nicht mehr auf den eigenen Füßen stehn.“ Gleichwohl können wir erkennen, daß die Germanen keine Nationalsprache, sondern

nur Stammessprachen hatten, und daß auch diese wieder in Besonderheiten zerfielen.

Es konnte das nicht anders sein. In den frühesten Zeiten überwiegt in der Sprache der Naturlaut, der sich halb unbewußt im Munde des Volkes bildet, rundet, verändert. Wie das zugeht, darauf hat ein angeborener Charakter ebenso viel Einfluß, als die Landesnatur. In einer großen Familie hat jeder Sproß seinen angebornen Charakter, und ein großes Volk ist nur eine Familie von vielen Kindern. Warum von Geburt an dem einen Kinde diese, dem andern jene Anlage in Geist und Gemüth zu Theil wird, gehört zu den Geheimnissen, die sich noch der Ergründung entziehen. Gewiß aber ist, daß die Umgebung von Kindesbeinen an, insbesondere Klima und Landschaft, sehr wesentlich darauf einwirken. Das germanische Gebiet aber, insbesondere Deutschland, umschließt in seiner weiten Abdachung vom Hochgebirg bis zur Meeresküste die verschiedenartigsten Landschaften. Da giebt es neben Hochebene Niederungen, neben herrlichen Flußthälern Gegenden voll von Mittelgebirg, neben langen oder kreisförmigen Höhenzügen bewässerte Auen, neben Gebieten von fruchtbarem schwerem Boden ausgedehnte sandige oder steinige oder magere Flächen.

So reckte sich der Germanenstamm nicht blos in vier großen Sprachästen aus, sondern jeder Ast zweigte sich wieder in zahlreiche Mundarten, die alle sich neben einander in ebenso schroffer Eigenthümlichkeit behaupteten, wie noch in späteren Zeiten es das Friesische neben dem Sächsischen that.

Den Stammbaum dieser Mundarten kann man sich vielleicht in folgender Gestalt vorstellen.

Wir sehen hier, wie der germanische Grundstamm sich in zwei große Aeste theilt, den nordischen, der sich in die skandinavischen Sprachen abzweigt, und den deutschen. Aus Letzterem gehen drei Zweige hervor, der norddeutsche oder grundsächsische, der süddeutsche oder suevische, und der ostdeutsche oder gothische. Während dieser abstirbt, treiben die beiden andern neue Sprossen, und entsteht aus einer Verzweigung des norddeutschen mit dem süddeutschen noch ein neuer Sproß, der fränkische.

Erst wenn ein Volk sich über die natürlichen Unterlagen seines Bestehens erhebt und sein Geistesleben sich loslöst von diesen Banden, erst dann fangen die Mundarten an ihre Alleinherrschaft zu verlieren, und kann sich eine Nationalsprache, eine gemeinsame Verkehrs- und Schriftsprache bilden, und sobald sie vorhanden, hebt sich die Gesammtbildung. Die Ursache kann ein mächtiger geistiger Antrieb sein, der irgendwo im Volke entsteht und seine Gesammtheit ergreift, oder ein Anstoß von außen, durch welchen die einzelnen Volkstheile in lebhafte Bewegung und Berührung gerathen. Das Letztere war den deutschen Stämmen bestimmt.

Sie lagen noch wie unter einem undurchdringlichen stählernen Netze, mit welchem die Mundarten sie übersponnen hatten, gefangen. Deshalb war es noch weit hin bis zu der Zeit, in welcher sie ihren großen Bildungsgang antreten sollten, und es ist die Frage, ob ohne derben Anstoß von außen das hindernde stählerne Netz zerrissen und durchbrochen wäre.

4. Schriftzeichen.

Ein schriftloses Volk ist ein geistig armes Volk; denn das Wissen ist Erfahrung, ist Geschichte, und geht durch schriftliche Ueberlieferung unvergleichlich besser und rascher auf große Kreise und folgende Zeiten über, als von Mund zu Mund.

Die Germanen hatten Schriftzeichen, Runen genannt. Ueber ihre Herkunft und Bedeutung aber wird, nachdem viel Wunderbares schon ersonnen ist, noch immer gegrübelt. Wenden wir den Erfahrungssatz, daß das Einfache, Natürliche und Verständliche gewöhnlich der Wirklichkeit der Dinge näher liegt, als das Seltsame und Geheimnißvolle, auch auf Runen an, so giebt sich etwa Folgendes an die Hand.

Wir kennen drei Gattungen Runen, die deutsche, angelsächsische, skandinavische, näher und können auf eine gothische schließen. Ihre Anzahl war sechszehn, für diese finden sich übereinstimmend die Namen: jedoch ließ sich die Ziffer leicht vermehren, wenn z. B. der Schreiber durch Zusatzpunkte aus k ein g, aus t ein d, aus b ein p machte.

Man nannte das Runenalphabet von den ersten sieben Zeichen, wenn man nämlich ihre Namen zusammen setzt, das Futhork, gerade wie man aus den Namen der drei ersten Buchstaben im Griechischen das Wort Alphabeta, in der lateinischen und den neueren Sprachen Abece zusammensetzt.

Was besagt nun der Name Rune? Gewiß nicht Geheimniß oder zauberkräftiges Zeichen, das konnte es nicht sein, denn die Runen waren kein Geheimniß, ihre Kenntniß war selbst unter Bauern, Schiffern und Frauen verbreitet. Es wäre doch sonderbar gewesen, hätte man Frauennamen, wie Burgrun, Fridurun, Goldrun, Gudrun, Odrun, Sigrun, Wartrun, Wolfrun oder Runfrit und Runhild, oder den Namen der nährenden Götterziege Heidrun aus dem Wort Geheimniß oder Zauberzeichen gebildet. Auch heißt im Gothischen Rune Berathschlagung und Rathschluß, davon abgeleitet auch Geheimniß, wie Birunains Anschlag und Hinterlist. Das Wort runan muß vielmehr Denken oder Sinnen bedeuten, und rune das, was aus dem Denken und Sinnen entsteht, der Gedanke und der Spruch. Deshalb diente das Wort zu Personennamen, ähnlich wie thankjan denken, hugu Geist, frod klug, und ragin Rath. Die Alaruna, Aleruna, oder, wie Jornandes schreibt, Alioruna, ist eine alles wissende, eine weise Frau, deren letztes Andenken sich in das Alräunchen oder das Wurzelmännchen aus der stockigen Mandragorawurzel verkriecht.

Die Rune selbst war ein Lautzeichen und führte ihren Namen von einem allbekannten Worte, dessen Anfangsbuchstabe eben dieser Laut war. Der Name war zufällig entstanden und konnte sich auch ändern, wie denn das Zeichen für j, im Deutschen jer oder Jahr genannt, im Altnordischen das Zeichen für a wurde, weil hier dieselbe Zeitfrist ar lautete.

Die erste Entstehung des Runenalphabets hat viel Räthselhaftes. Man nimmt gewöhnlich an, daß die ursprüngliche Schrift sich in Bildern ausdrückte und nach und nach die Bildzeichen für die gebräuchlichsten Wörter zu abgekürzten Laut- oder Silbenzeichen ge-

worden. So sei die Keilschrift der Babylonier und Assyrier bereits eine sehr entwickelte Silbenschrift gewesen: aus dieser hätten die praktischen Phönizier die einfachsten und bestimmtesten Zeichen genommen, um nicht bloß Laute, sondern Vokale und Konsonanten zu bezeichnen. So sei ein phönizisches Alphabet entstanden, aus diesem das griechische, und dieses sei zu den Germanen übergegangen. Wäre das richtig, so wäre sicher auch die Folgereihe der Buchstaben und damit ihr Name Alphabet statt der abweichenden Reihenfolge und ihres Gesammtnamens mit übernommen. Anderntheils ist es auffallend, weßhalb es nicht bei den Germanen eben so viel verschiedene Schriftarten gab, als Mundarten: ihre Gleichheit könnte darauf hinweisen, daß das erste Runenalphabet von außen her nach Deutschland kam und hier als etwas Fremdes seine Gestalt behielt, als es von Stamm zu Stamm weiter gegeben wurde. Vielleicht aber waren die vornehmsten Zeichen schon erfunden und im allgemeinen Gebrauch, als die europäischen Arier noch näher beisammen saßen und insbesondere die Germanen noch nicht in mundartlich verschiedene Stämme aus einander gegangen waren. Später, als die römische Kultur und mit ihr die lateinische Schrift vom Südwesten her in Deutschland eindrang, erfuhren mehrere Runen eine Umbildung, die sie verwandten lateinischen Buchstaben ähnlicher machte.

Mochten nun die Runen phönizisch-griechischer Herkunft oder gemeinsamen arischen Ursprungs sein, so wäre es doch gewiß ein seltsames Zurücksinken in der Kultur gewesen, wenn die Germanen die Lautzeichen zu Begriffzeichen von Thier, Mensch und Sachen verengert hätten. Sie selbst aber hätten geistig stumpf und dumpf sein müssen, wenn sie im Besitz von Zeichen, die doch immerhin Laute und nicht bloß Dinge ausdrückten, nicht auf Zusammensetzen der Laute zu Worten, d. h. auf Schreiben und Lesen, verfallen wären. Hätten nicht mindestens ihre Händler, die mit Bernstein, Pelz und Vieh zu den Griechen und Galliern kamen und dort auf die Schriftsprache aufmerksam wurden, die Kunde davon in die Heimath müssen zurück bringen?

Die Runen waren also keine Wort-, sondern eine wirkliche Buchstabenschrift, die in Metall oder Horn oder Stein eingegraben wurde; am meisten aber ritzte man sie ein auf vierkantige wohlgeglättete Stäbe und auf Täfelchen von Buchenholz; das Täfelchen hieß im

Gothischen Spilda, das Gespaltene; denn Buchenholz läßt sich leicht spalten und ist ebenso eindrucksfähig, als fest und dauerhaft. Schreiben hieß daher ritzen, wie noch jetzt das englische write; Geschriebenes hieß Buch, d. h. ein Stab oder Täfelchen von Buchenholz; Schrift hieß auch Runstab und Buchstab, d. h. Runenstab und Buchenstab, weil dieser Stab zum Eintragen von Schrift diente. Der Name für's Ganze theilte sich auch dem Einzelnen, dem Buchstaben, mit.

5. Gebrauch der Runen.

Noch aus dem vorigen Jahrhundert her besteht eine gewisse Neigung, das germanische Alterthum mit einem düster glänzenden religiösen Firniß zu überziehen. Weil man vom Runenzauber hörte, lag sofort die ganze Runenkunde tief in geheimnißvollen Wolken. Wie aber stand es wirklich mit dem Gebrauch der Runen bei den Germanen?

Daß die Runen nicht bloß zu religiösen Sprüchen und feierlicher Weissagung dienten, sondern zum gemeinen Schriftgebrauch, — daß sie auch nicht eine geheimnißvolle Kunde weniger weisen Männer und Frauen bildeten, — dies erhellt schon daraus, daß so alltägliche Begriffe und Worte, wie Buch, Buchstabe, Lesen und das englische write, sich vom Gebrauch der Runen herleiteten. Das ließe sich doch kaum denken, wären sie ein Geheimniß im Besitze von Wenigen gewesen. Und warum denn sollten diese Wenigen die Runenkunde mit religiösem Dunkel umhüllen? Es war ja gar kein Grund dazu. Und wären sie darauf eingeschworen, sie hätten die Verbreitung der Runenkenntniß nicht hindern können. In Menge sind noch Runen-Inschriften auf Trinkhörnern, Fibeln und Spangen, Schilden und Schwertern, sowie auf Aexten, Steuerrudern und auf Felsplatten an öffentlichen Straßen erhalten, die auch keineswegs immer von religiösem Sinne zeugen. Im Rigamal der Edda werden die Runen Zeit- und Zukunftsrunen genannt, d. h. sowohl für den täglichen Gebrauch, als für die Weissagung dienend. Der Hofbesitzer aber machte sich aus Runen seine Hausmarke und bezeichnete damit als mit einem Erkennungszeichen sein Ackergeräth wie sein Vieh. Hätte in den Runen irgend etwas Religiöses oder auch nur Feierliches gelegen, würde man sie nicht zu so gemeinem Gebrauch erniedrigt haben.

Wulfila aber hätte für die christliche frohe Botschaft sicher kein Runenalphabet benutzt, um das seinige zu bilden, hätte er dafür nicht allgemeines Verständniß gefunden, oder wären die Runen heilige Zeichen für verabscheuete heidnische Sprüche und Bräuche gewesen. Sein Alphabet aber wurde alsbald auch zu Vertrags-Urkunden gebraucht. Die gothischen Wörter — Mal für Schrift, meljan schreiben, anameljan aufschreiben, ufmeljan unterschreiben — sind höchst wahrscheinlich schon vor Wulfila im Gebrauch gewesen.

Tacitus erklärt zwar, bei den Germanen „habe der Mann so wenig als das Weib briefliche Heimlichkeiten gekannt", allein trotzdem mag es wohl vorgekommen sein, daß eine Frau ihrem Freunde heimlich ein Buchtäfelchen zustreckte. Es seien aus der älteren Edda, die so viel mit Runen zu thun hat, hier ein paar Beispiele angeführt.

Als König Atli mit seinen Mannen berieth, wie man den gefürchteten Brüdern seiner Gemahlin Gudrun den Garaus mache, lauschte Diese verstohlen, und als sie hörte, man wolle Jene mit tückischer Freundlichkeit einladen herzukommen, zog sie einen der Ladeboten, Vingi, in's Vertrauen und gab ihm in Runen geschrieben an ihre Brüder die Warnung mit, sie sollten Andere für sich schicken. Jedoch Vingi betrog sie und fälschte unterwegs auf geschickte Weise die Runen. Als nun Atli's Boten von den Frauen der Brüder als werthe Gäste bedient wurden und die Methhörner fleißig kreiseten, da sprach mit ihnen die Eine, die Kostbera hieß und ein sehr kluges Weib war, und schöpfte Verdacht. Als man zu Bette ging, überlas sie nochmal das Runentäfelchen.

Kundig war Kostbera,
Sie verstand die Kunst der Runen,
Sie las die Buchstaben bei hellem Lichte,
Sie mußte die Zunge
Drücken an jeden Gaumen,
Sie waren so verwirrt,
Daß es schwer war zu lesen.

Im Eifer nämlich, die richtige Rune heraus zu bringen, stemmte Kostbera buchstabirend die Zunge bald an den untern, bald an den obern Gaumen. Als sie nun in der Nacht auch einen bösen Traum hatte, sagte sie am Morgen zum Gemahl:

Ich las die Runen,
Die deine Schwester ritzte:
Die Frau hat Dir nicht
Zu der Reise gerathen
Eins wundert mich sehr,
Nicht kann ich begreifen,
Was der Klugen geschah,
Daß sie so wild sollte ritzen.

Wie hier im Lied von Atli die Runen zu brieflichen Nachrichten dienen, wird im zweiten Lied von Helgi Dieser, der von Bärenfangen und Adlerschießen erzählend andeutet, er habe mit Männern gekämpft, als klug gerühmt, „weil er den Kampfbericht in Valrunen sage.“

Weil man aber in Runen höheres Wissen aufschrieb, so bedeuteten Runen, d. h. alte Schriften, auch das Wissen selbst. Als der vielkundige Alwiß, der alle neun Welten befahren und jedes Wesen kennen gelernt hat, dem Thor Alles sagen kann, was Dieser wissen will, nämlich wie Erde und Himmel, Mond und Sonne, Wolken und Wind, Luft und Meer, Feuer und Wald, Nacht und Saat und Bier in allen Welten bei Menschen, Zwergen, Riesen und Göttern heißen, da sagt Thor zuletzt:

In einer Brust
Fand ich noch niemals
Mehr alte Runen.

Ebenso sagt Odin, als er zu Wafthrudnir fährt: es verlange ihn zu streiten

Ueber alte Runen
Mit dem allwissenden Riesen.

Hier aber geht die Weisheit tiefer: der Riese weiß, woher Erde und Himmel, Mond und Tag und Winter kommen, welches das Ende der Dinge sein wird. Er kennt die ganze nordische Götterlehre und darf sich rühmen:

Von den Runen der Riesen
Und aller Götter
Kann ich sagen genug,
Weil gekommen ich bin
Durch alle die Welten.
Durch neun Welten kam ich
Bis Niflheim nieder,
Dahin kommen die Menschen zur Hel.

Das Runenwissen gehörte deshalb auch zur Bildung eines vornehmen Mannes. Als der Gott Heimdall unter den Namen Rigr durch die Lande fährt, und das Leben und Treiben von jedem Stande beschrieben wird, heißt es von dem Einen der beiden Jarlssöhne:

> Doch Konr der Junge
> Verstand sich auf Runen,
> Zeit- und Zauberrunen.
> Er stritt mit Rigr
> Dem Jarl in Runen,
> Viel Künste übte er
> Und konnte es besser.
> Da erwarb er sich auch
> Den Namen „Rigr"
> Und „Kenner der Runen".

So mochte auch mancher alte Richter und weise Schöffe sich aufschreiben, wie hoch sich für gewisse Fälle regelmäßig die Sühne- und Bußgelder beliefen, und mancher Hausvater hatte ebensowohl, wie die weise Frau ihren Zauberstab, von welchem sie die Beschwörung ablas, seinen Buchenstab, auf welchem der Festkalender wie die Arzneimittel für Menschen und Vieh eingetragen standen; ihre Holzstäbe und Täfelchen sind freilich längst vermodert.

In der That läßt es sich kaum anders denken, als daß die langen Register der Wehrgelder und andern Bußen, die bei all den germanischen Stämmen so gleichmäßig genau und so wohl abgestuft sich zeigten, bereits aufgeschrieben waren, ehe das Christenthum zu ihnen kam. Warum hätte man denn bloß das Gedächtniß damit belasten und sie nicht auch der Schrift anvertrauen sollen? Wahrscheinlich merkten sich auch erfahrene Schöffen kurz einen wichtigen Rechtsspruch an für die künftige Entscheidung schwieriger ähnlicher Fälle. In solcher Art haben wir die Anfänge zu den Volksgesetzen, den sog. leges barbarorum, der folgenden Periode zu suchen.

Statt der Urkunden schrieb man sich bei wichtigen Rechtsgeschäften auf Täfelchen oder Stäbchen die Namen der Zeugen und Eidgenossen auf, und hängt damit der so frühe und häufige Gebrauch der Notizzettel (notitiae) zusammen, die nicht selten den Anfang der ältesten Kodizes über Gütererwerb der Klöster und Stifter bilden. Wenn wir aber auf Denksteinen Nachrichten lesen in Runenschrift,

die ganz in der Art von Sätzen in Jahrbüchern verfaßt sind, liegt da nicht die Vermuthung nahe, daß auch Stäbe und Tafeln voll Runenschrift verwahrt wurden, weil sie eben den Zweck von Jahrbüchern erfüllten? Auf Luisenlund bei Schleswig steht z. B. ein Denkstein, dessen Runen Folgendes besagen: „Thurlf errichtete diesen Stein, der Heimdegen Suin's für Erik seinen Waffenbruder, welcher todt war, als Männer saßen um Haithalen (Schleswig belagerten); aber der war Steuermann, Mann gar gut". In Skandinavien, wo germanische Sprache und Sitte sich in alter Reinheit viel länger, als in Deutschland, erhielt, und das Volk viel später und langsamer zum Christenthum sich bekehren ließ, blieben auch die Runen das Mittelalter hindurch und noch darüber hinaus im Gebrauch neben der lateinischen und gothischen Schrift. Das Runenalphabet war hier so wenig abgestorben und vergessen, daß es sich vielmehr umbildete und von den älteren vierundzwanzig Buchstaben zu einer jüngeren Schrift von sechszehn überging.

Zu Stockholm zeigt man im Nationalmuseum einen großen Runenstein, der, auf allen Seiten voll beschrieben, eine lange Geschichte darbietet, ein Beweis, daß man Runen nicht bloß zu kurzen Sprüchen brauchte. Daselbst sind auch mehrere Buchenholz-Täfelchen voll Runen aufgehängt, die durch Riemen am obern oder am untern Ende oder in der Mitte verbunden sind. Die Sammlung der nordischen Alterthümer verwahrt Runenschriften aus dem siebzehnten Jahrhundert, theils eingeritzt auf länglichen Kästen von Buchenholz, theils geschrieben auf breite Buchenstäbe, die aus Dalekarlien stammen und zu Merktafeln der Gemeindemitglieder dienten. Selbst zu religiösen Betrachtungen fanden die Runen noch Anwendung, wie ein Pergamentbüchlein „Maria's Klagen" aus dem vierzehnten Jahrhundert bekundet, welches die Reichsbibliothek verwahrt.

Anziehender noch, als diese Stockholmer Stücke, ist auf der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen die Handschrift des schonen'schen Landrechts in Runen. Nach seiner altdänischen Sprache zu schließen, wurde dieses Rechtsbuch im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert geschrieben. Das Museum nordischer Alterthümer besitzt auch Stühle aus Buchenholz aus dem sechszehnten Jahrhundert, an denen die Lehnen mit Runenschrift bedeckt sind.

Gerade so wie hier das alte Landrecht von Schonen muß es

bei allen germanischen Stämmen Runentafeln gegeben haben, auf welchen die Buß- und Wehrgeldslisten, die wichtigsten Rechts- und Preissätze und manches Andere aufgezeichnet standen. Ohne das ließe sich die genaue Uebereinstimmung in den Volksgesetzen, die Bestimmtheit der Sätze und Begriffsworte darin, die Reste und Erinnerungen an die heidnische Vorzeit, die bei dem späteren Auf- und Abschreiben in Latein ersichtlich verwischt und unterdrückt wurden, nicht wohl erklären.

Eine Art Urkunden, die bei den Germanen, wie es scheint, im häufigen Gebrauche war, kündigt sich auch in Deutschland noch im Mittelalter an durch Uebersetzung von Holz und Runen auf Pergament mit Lateinschrift. Es ist dies das Spalt- oder Kerbholz oder der Zerter. Wenn bei Verträgen zwei oder noch mehr Theilnehmer Rechte und Verpflichtungen gegen einander übernahmen, wie bei Darlehen, Tausch, Pacht und Belehnung, so konnte man leicht auf den Einfall kommen, statt auf zwei und mehr Stäbe oder Täfelchen die Schrift einzuritzen, dies nur einmal zu thun, das Holz aber zu zerschneiden und die Stücke zu bezeichnen und zu vertheilen, damit der Eine wie der Andere eine Urkunde, d. h. ein Zeugniß, in Händen habe, die, wenn sie die Stücke wieder zu einander paßten, das abgeschlossene Rechtsgeschäft zeigten. Seit dem zehnten Jahrhundert fing man an, das Gleiche statt in Holz in Pergament zu thun, erst nur hier und da, im späteren Mittelalter aber, als die Privaturkunden sich mehrten, immer häufiger.

6. Runenzauber.

Wer hat nicht schon von Kartenlegen gehört? Aus den Kartenbildern, wie sie zusammen treffen, bildet „die weise Frau“, indem sie die Karten aufhebt, einen Spruch. Das ist noch ein Rest der einen Art des Runenzaubers, der im Weissagen und Auffinden von etwas Verborgenem bestand.

Tacitus berichtet: „Sie hauen einen Zweig vom fruchttragenden Baume und zerstückeln ihn in Reiser, und diese, durch gewisse Merkmale unterschieden, streuen sie über ein weißes Gewand, wie sie gerade fallen und liegen. Dann hebt bei öffentlicher Berathung der Priester der Gemeinde, bei Privatsachen der Hausvater selbst, nachdem er zu

den Göttern gebetet, mit gen Himmel gerichtetem Blick dreimal einzelne auf, und nachdem er sie aufgehoben, deutet er sie nach den vorher eingeprägten Merkmalen." Die Merkmale waren die Runen. Entweder wurden zu den Anlauten der drei Buchstaben drei Worte gebildet, oder die Namen der Buchstaben ergaben drei Worte, welche zu einem Satze verknüpft wurden, der die Weissagung enthielt.

Jedenfalls kam es dabei auf die rasche Geschicklichkeit Dessen an, der die Runen aufhob, wie er sie lesen und zu einem Spruch des Schicksals verbinden wollte. Es wurde daher eine Kunst daraus, die wir uns folgender Gestalt vorstellen. Der Zauberkundige griff aus den ausgestreueten Stäbchen eins heraus, und sang sofort zu dem Anlaut oder Wort einen Satz, in welchem ein anderes passendes Wort mit demselben Anlaut oder ein Stabreim vorkam, d. h. er machte einen Vers darauf, welcher den Sinn brachte, der ihm vorschwebte. Es gab Frauen, welche in dieser Kunst geübt und deshalb gesucht waren. Diese waren eben die Allrunen, welche, um sich ein Ansehen zu geben, einher gingen würdig in wallenden Gewändern und mit fliegendem Haar, auf der Brust eine große Spange und um den Leib den blitzenden Gürtel.

Aus einem angelsächsischen Gedicht über die Runennamen, welches die Weise andeutet, mögen zwei Strophen Platz finden, vom ersten und sechszehnten Buchstaben:

Feoh byth frofur	Geld ist Trost
fira gehwylcum,	Für jeden Menschen,
sceal theah manna gehwyle	Soll doch jeder Mann
miclum hyt doelan,	Reichlich es austheilen,
gif he wile for drithne	Wenn er will vor dem Herrn
domes hleotan.	Urtheil empfangen.
Sigel se-manum	Sonne den Seeleuten
symble byth on hihte,	Ist immer in Hoffnung,
thonn hi hine feriath	Wenn sie fahren
ofer fisces beth,	Ueber Fisches Bad,
oth hibrim hengest	Oder Meeresroß
bringeth to lande.	Sie bringt zu Lande.

Eine zweite Art Runenzauber lag im Anwünschen und Verwünschen, indem man nach Anleitung von Runen einen kräftigen Spruch dichtete. Es wurden ein paar passende Runen aufgeschrieben

und ein Vers darauf gemacht. Die Zauberkraft aber lag nicht im Schreiben der Runen, sondern erst im energischen Wollen und Aussprechen dessen, was sie bedeuten sollten. Erst dadurch wurde die Rune lebendig, — im Grunde eine Spielerei. So wird im Skirnisför der Edda einer Jungfrau gedroht, der böse Riese, der Thurs, so heißt nämlich die Rune Th, werde sie verderben, wenn der Fluch gesprochen werde:

Ein Thurs ritz ich Dir
Und drei Runenstäbe,
Angst, Unmuth und Ungeduld.
So lösche ich's aus
Wie ich's einritzte,
Wenn es nöthig mir dünkt.

Es kam auch gar nicht mehr darauf an, daß man den Runensegen oder Runenfluch selbst erdachte und einritzte, sondern, wenn der Zauberspruch einmal zu Stande gekommen war, dann that er seine Wirkung schon, wenn man zu seiner Zeit die Buchstaben des Spruches machte, sei es mit dem Griffel oder auch unsichtbar mit dem Finger, oder wenn man sie auch nur aufgeschrieben bei sich trug; denn es waren, wie im Sigridisumal zu lesen, die „Runen der Wahrheit“ bereits aller Orten im Weltall aufgeschrieben, auf dem Schild vor der strahlenden Sonne, auf der Bärin Tatze, des Adlers Fängen, der Brücke Pfeilern, auf der Spitze des Speeres und des Rosses Brust, und der Menschen Schutzmalen (Amuletten), und walteten besonders auch im guten Bier. Das erfährt Alles Sigurd, als er durch die Waberlohe in die Schildburg eingedrungen ist und der Walkyre Sigrdrifa Zauberschlaf gebrochen hat. Da offenbart sie ihm Siegrunen, daß er sie am Schwertgriff, Schildrand und Wehrgehänge einritze, — Bierrunen, die auf das Trinkhorn, den Rücken der Hand und auf den Nagel zu schreiben, — Schutzrunen, welche der Gebärenden helfen, wenn sie in die hohle Hand gezeichnet und dann ihre Glieder umspannt wurden, — Sturmrunen, einzubrennen am Steven, auf das Steuerruder und die andern Ruder, — Zweigrunen für das Untersuchen und Erkennen der Wunden, diese Runen aber mußte man auf eines Baumes Rinde oder Knospe machen, wo die Zweige nach Osten stehen, — Rechtsrunen, mit denen man sich umwindet und umwebt bei jeder Gerichtsversammlung, um der Rache zu entgehen.

So kam auch die Gewohnheit auf, einen Herzenswunsch in Runen in ein Kleinod einzugraben oder in ein Gewand einzusticken und dem Geliebten als Amulet mitzugeben, damit er geweihet und gefeit sei auf allen Wegen. Bei Freilaubersheim im Rheingau fand sich in einem Grabe eine Metallspange, deren Inschrift auf der Rückseite aus der Germanenzeit stammt. Die Runen lauten: Boso wraet runa: lindi thekit ausna gos thu, das heißt: Boso schrieb die Rune: von Gnade der Götter bedeckt wandele Du! Eine andere Gewandnadel von vergoldetem Erz, die jedoch nur im Bruchstück zu Osthofen bei Worms gefunden wurde, trägt die Inschrift: go fura dind ofuled, welche zu ergänzen: gode fura din dingo fulled, d. h. mit gutem Ding sei deine Fahrt erfüllt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Kunst und Wissen.

1. Volksbildung.

Unsere Jugend lernt sehr viel und vielerlei in den Schulen, und wir wüßten kaum, wie man jetzt noch der Schulbildung entrathen könnte. Die Germanen hatten keine Schulen, aber entbehrten sie deshalb der Bildung?

Man sehe sich in schullosen Ländern um, und vergleiche z. B. die östlichen Gegenden des russischen Reichs mit Zuständen auf Island. In dem einen Lande lernt die Jugend nichts, als ein paar Gebetsformeln und das Allernöthigste vom allerdürftigsten Haushalt und Feldbau, in Island dagegen kann jeder Bube von neun Jahren lesen. Er lernt aber noch mehr. Wenn man ihn herruft, aufzusagen, so weiß er gewöhnlich die Hauptstücke irgend einer Sage, die ihm aufgegeben wird, ohne Stocken vorzutragen. Ersucht man ältere Leute um eine Volkssage, so fließt sie bei dem Einen wie dem Andern sofort daher in breitem Redestrom, und man merkt kaum Verschiedenheiten. Denn in den langen dunkeln Tagen, wo auf Island die Familie mit Gesinde und Angehörigen ohne Licht unthätig beisammen

fitzt, wo draußen furchtbare Schneemassen allen Verkehr abschneiden, da besteht die Lieblingsunterhaltung der Leute darin, daß sie die alten vielgeliebten Sagen immer wieder erzählen und erzählen hören. Erstaunlich ist dabei die weite Fassungskraft ihres Gedächtnisses und seine Schärfe im Festhalten: die Ursache ist nur in langer und unaufhörlicher Uebung zu suchen, die eine Fähigkeit erzeugt hat, welche sich von Vater auf Sohn forterbt.

Wenn nun bei den armen Isländern, die in unseren Tagen unter der erdrückenden Last ihres frostverzehrten elenden Lebens förmlich verkommen, die Sage eine solche Rolle spielt, in wie viel höherem Grade dürfen wir das voraussetzen bei den Germanen auf ihren grünen Auen, in ihren rauschenden Wäldern! Welch ein Reichthum an Wissen und Ahnen breitete sich ihnen aus in dieser weiten Sagenwelt! Uebt sie doch heutzutage noch eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Leidenschaftlich mußte damals das junge Volk sich anstrengen im Hersagen und Sinnen und Denken, bis es das Sagengold sein Eigen nannte. Was aber konnte es geben, das mehr den Ehrgeiz entflammte, mehr die Phantasie anregte, als gerade die germanischen Sagen? In ihrem Anhören, Lernen und Vortragen nährte sich die junge Seele mit Heldenmark.

Es gab aber noch einen andern Wissenskreis, in welchem sich der Geist schärfte und stählte und die Rede sich bildete, — dies war das Volksrecht. Die Germanen besaßen ein ächtes Volksrecht; denn es war wirkliches Eigenthum, es war die Stärke eines jeden freien Mannes, es kräftigte sich darin das tiefste Heimathsgefühl. Wenn die Jünglinge im Umstand dem offenen Gericht beiwohnten, wenn sie den ganzen Hergang und den Spruch des Gerichts lebhaft unter einander erörterten, wenn sie darauf brannten, des gesammten Rechts ihres Landes mächtig zu werden, und seinen Grund und Zusammenhang zu erkennen, — welch eine Menge und Feinheit des Wissens kam dadurch in die Volksmasse! Dem Bauer und Handwerker unserer Zeit ist sein Rechtsgebiet so gut wie verschlossen: er tappt bei gewöhnlichen Fragen wie im Nebel umher und muß zum gelehrten Anwalt gehen, will er nicht mit seinem Vermögen für unverschuldete Unwissenheit büßen. Denn auch keiner seiner Nachbaren kann ihm rathen, sie befinden sich alle in gleicher Unkenntniß des eigenen Landesrechts. Schwerlich könnte durch irgend etwas Anderes die Unmün-

digkeit des Volkes stärker und fester besiegelt werden. Möchte man nicht einen großen Theil ihrer sonstigen Bildung daran geben, könnte man unsern Bauern die alte Rechtsbildung wieder verschaffen?

Natürlich fehlte bei Germanen jede gründliche Ausbildung für irgend einen Beruf, es sei denn für den Raubkrieg jenseits und die Fehdekämpfe innerhalb der Gränzen, und von der wissenschaftlichen und industriellen Herrlichkeit unserer Zeit gab es noch nicht die leiseste Ahnung. Dafür kam aber eine gewisse Gesammtbildung für alle Richtungen des damaligen Lebens mehr zur Geltung. Man mußte vertraut sein mit Feldbau und Hausrichten, Jagd und Fischfang, Rossetummeln und Speerwerfen, mit Handel und Wandel und Waffenschmieden, Sang- und Harfenspiel.

Auch das Weib war, ebenso wenig wie von der Oeffentlichkeit, vom Wissenswerthen ausgeschlossen, nur daß ihm näher lag, was zur Kunst des Haushalts, des Webens und Stickens, der Erheiterung der Gäste gehörte. Frauen ausgezeichneten Geistes haben damals schon, wie heute noch, auf Wissen und Wirken der Männer nicht geringen Einfluß geübt.

Wie aber stand es mit der Fertigkeit im Lesen und Schreiben? Sie fand sich im Volke nur wenig verbreitet. Man brauchte sie nicht, da es keine Bücher und Zeitungen gab. Nur gebildetere Männer und Frauen theilten einander Geschriebenes mit: der Bauer und Händler begnügte sich, wenn er ein paar Runen verstand, um sich in seinem Gewerbe dienliche Merkzeichen zu machen.

2. Höheres Wissen.

Den Deutschen wohnt ein ruheloser Wissenstrieb inne, bei keinem Volke wird soviel geforscht und gedacht, tagtäglich so viel Nützliches und Unnützes gelesen. In ihren Vorfahren hat diese Begierde nach Wissen sicher nicht ganz geschlummert.

Sie richtete sich damals schon auf das Erkennen und Verstehen des Weltalls, der wunderbar wirkenden Kräfte um uns her, des Einklanges und Grundes aller Dinge. Ernste und lockende Geheimnisse standen zur Seite auf allen Wegen und Stegen. Da Wissenschaft, welche auf ruhiges Beobachten, Messen und Vergleichen und Durchdenken der Erscheinungen um uns her gegründet ist, erst auf

höheren Stufen der Kultur sich entwickelt, so stellte sich dafür die Phantasie ein, die nun Alles mit den uralten Göttersagen verknüpfte. Wer viel davon wußte, wurde ehrfürchtig gepriesen, und weil bei den Germanen alles Können leicht überging zum Wetten und Wagen und Streiten, so gab es auch Wettkämpfe des Wissens, zu denen man sich herausforderte, und Pfand und Siegespreis setzte, damit offenbar werde, wer der Weiseste sei.

Alles höhere Wissen aber kam vom Allvater, und die Edda schilderte in Odins Runenlied, wie er am Weltenbaume hing und durch langes einsames Nachsinnen tiefer Gedanken mächtig wurde.

Ich weiß, daß ich hing
Am windigen Baum
Neun ganze Nächte
Vom Speer verwundet,
Dem Odin geweiht,
Ich selbst mir selber,
An jenem Baum,
Von dem Niemand weiß,
Wohin seine Wurzeln gehn.
Man versah mich weder mit Speise
Noch mit Trank.
Ich schaute niederwärts,
Auf nahm ich die Runen,
Weinend nahm ich sie auf,
Hernach fiel ich herab.

Da lernte er neun Hauptlieder und gewann einen Trunk des kostbaren begeisternden Meths. Da lernte er wachsen und klug werden und wohl sich zu fühlen, und kam von einem Wort und Werk zu andern Worten und Werken.

Runen wirst Du finden
Und Runenstäbe,
Sehr starke Stäbe,
Sehr kräftige Stäbe,
Die der große Redner erfand
Und die hehren Götter schufen.

Weißt Du, wie man sie ritzen soll?
Weißt Du, wie man sie lesen soll?
Weißt Du, wie man sie erfinden soll?

Weißt Du, wie man sie erproben soll?
Weißt Du, wie man sie beten soll?
Weißt Du, wie man sie opfern soll?
Weißt Du, wie man sie senden soll?
Weißt Du, wie man sie löschen soll?

Darauf führt Odin in achtzehn Sprüchen auf, welcher Zauberkräfte über die Natur er mächtig ist. Das Hauptlied hieß: „Die Hülfe", weil es half gegen Sorgen und Seuchen und alle Gefahren. Das zweite enthielt die ärztliche Wissenschaft, das dritte stumpfte feindliche Schwerter, das nächste ließ Fesseln abspringen, das folgende bannte mit dem Blicke das heranfliegende Geschoß, und weiter und weiter verbreiten sich die Sprüche über Feuerlöschen, Streitschlichten, Einschläfern des Seesturms, Enthüllen fliegender Hexen, Schlachtheil schaffen, Erhängte lebendig machen, Weibes-Liebe entzünden und sie in Treue festigen. Darin bestand eben das höchste Wissen, daß man verborgener Naturkräfte durch Zauber mächtig wurde.

Eine Fähigkeit wurde besonders hoch gehalten: „heilende Hände". Männer und Frauen strebten eifrig, in den Besitz der Heilkunde zu kommen, jedoch lag sie den Frauen näher. Kranke und Verwundete zu pflegen und zu heilen, ihnen Schmerzen und Tod sanft zu erleichtern, das mußten die Töchter lernen, und jede tüchtige Hausfrau beständig mit Vorrath für Wundverband und Arzneien versehen sein. Da in Krieg, Fehde und Zweikampf es unaufhörlich Wunden und Brüche setzte, war man in ihrer Heilung durch sorgfältige Naturbeobachtung schon weit fortgeschritten. Die Frauen verstanden es, wie man Wunden mit warmem Wasser reinigte, die Ränder zunähete und Balsam und Verband auflegte. Man wollte bei Kosten des strömenden Bluts mit der Zunge erkennen, ob der Schaden bloß im Fleische sitze oder unheilbar bis an's Leben gehe. Leikeis d. h. Lecker hieß im Gothischen der Arzt und Leikinassus Genesung. Der Glaube an wunderbare Kräfte in gewissen Kräutern, Hölzern und Steinen fand dabei weiten Spielraum, und die s. g. weisen Frauen hatten beständig zu thun mit Besprechen und Bestreichen kranker Glieder. Alles, was dazu gehörte, hieß im Gothischen Lubjaleisei, Lieblehre, und dasselbe Wort drückte auch Zauberei und Giftkunde aus. Den Gebrauch der Heilquellen aber kannte und übte man, ehe die Römer in's Land kamen.

Rechtsheilung war dagegen Mannessache: Wer das gesammte

Recht des Landes inne hatte, wer in schwierigen Schuld- und Erbschaftsfällen immer Rath wußte, wer die Sippen, die sich in Fehde gegeneinander verbissen hatten, zu sühnen verstand, dessen Ruhm wurde als eines „weisen Mannes“ weit und breit gepriesen. Dazu gehörte aber die Kunst der Rede. Kein größer Lob, als welches der König dem Beowulf ertheilt:

> Dir hat der weise Gott der Rede Worte
> in's Herz gesandt! Nie hörte ich einen Mann
> von solchen jungen Jahren klüger reden,
> Ein starker Krieger, weisen Sinns, und wohl
> bewandert in der Rede — alles bist Du.

3. Kunstsinn.

Es würde eine Ausnahme von der allgemeinen Regel sein, wenn vom Leben und Treiben der Germanen der Kunstsinn wäre ganz ausgeschlossen gewesen. Regt er sich, freilich in roher Weise, doch auch bei den Wilden. Indessen von Statuen und Gemälden ist aus der Germanenzeit nichts überliefert: was aus Holz geschnitzt oder in Farben dargestellt war, ist längst mit den Stoffen selbst vergangen. Wir haben nur Andeutungen, aus denen wir schließen müssen, daß der Sinn für schöne Darstellung, für Ausdruck eines idealen Lebens auch in germanischen Wäldern hier und dort eine Stätte fand.

Die Gestalten von Thieren der Mit- und Vorwelt, die als Heerzeichen auf Stangen getragen wurden, waren künstliche Gebilde. Auch ergaben die geöffneten Gräber zahllose Beweise, wie Schmuck und Geräth aller Art, Arm- und Halsring, Fibel und Halsspange, Schutzplatte und Gürtelgehäng, Schwertgriff und Streitaxt, auch das Roßgeschirr, durch Zierrath für den Gebrauch angenehmer und im Werthe erhöht wurde. Bernstein z. B. wurde nicht bloß zu kleinen Kugeln, die man aufgereiht als Halsketten trug, verarbeitet, sondern man schnitzte daraus auch Figürchen, Streithämmerchen und kleine Speere und Schwerter. Wer sich mit Ketten von farbigen Stein- und Thonkugeln begnügen mußte, liebte auch an diesen allerlei Zierrath. Die ältesten und ärmlichsten Thonscherben finden wir bedeckt mit Figuren, mit Bändern, Schlangenlinien, Vierecken, Gittern und Zickzacken, die nicht selten durch Einlassen von weißem Kitt noch mehr

hervorgehoben werden. Manchmal ist der Thon mit Graphit gefärbt oder mit Rothstein bestrichen. Urnen, Näpfe, Schüsseln, Teller und Becher zeigen sich in den verschiedensten und keineswegs unschönen Formen, in denen sich ein spielender Geschmack genug thun wollte.

Im Schleswig'schen wurden vor einigen Jahrzehnten zwei große Waldhörner von Gold gefunden, die nicht zum Blasen, sondern als Prunkstücke bei fröhlichen Jagdfesten dienten. Die Runenschrift in fast gothischer Sprache weiset ihre Entstehung in frühe Zeit hinauf. Sie lautet: ek hlevagastim holtingam horna tavido, das heißt: „Ich Helfgästen den Holtingen Hörner wirkte.“ Abgebildet fand sich darauf Alles, was nur im Waldesschooß vorkommt, Hirsche, Wölfe, Eber und Bären, Vögel, Fische und Amphibien, Riesen, Unholde und Menschenfresser, sodann Männer in Waffen, Bogenschützen, Jagdhunde und Rosse, Reiter und Brettspieler, kurz des Waldes ganze Lust und Fröhlichkeit und unheimliche Fabelwelt. Möge nun das Jahr, in welchem diese Hörner angefertigt wurden, erst in die römische Kaiserzeit fallen, ja möge der Künstler in Gallien oder in Italien gelernt haben, gewiß ist, daß solche Freude am Bildwerk, an der Darstellung von Lust und Grauen bei einem Volke nicht vorkam, wäre der Geschmack dafür nicht seit langer Zeit eingewurzelt und weit verbreitet gewesen.

Ein anderes Beispiel. Im zweiten Gudrunliede der Edda erzählt die Trauervolle:

Da blieb ich bei Thora
Bei Hakon's Tochter
Sieben Jahre
In Dänemark.
Sie wirkte in Gold
Mir zur Freude
Südliche Säle
Und dänische Schiffe.
Wir hatten gestickt
Die Thaten der Männer
Und auf dem Teppich
Die Helden des Fürsten,
Mit rothen Rändern
Die hunischen Recken,
Mit Schwertern und Helmen
Des Fürsten Gefolge.
Die Schiffe Sigmundr's

Liefen vom Land
Mit vergoldeten Schnäbeln
Und geschnitzten Steven,
Wir wirkten den Teppich
Wie sie sich schlugen.

Wenn aber Fürstentöchter große Bildwerke auf Teppiche stickten, so mußten ihnen auch anschauliche Zeichnungen von Künstlern vorliegen. Auf Island gab es Meister, welche es verstanden, auf dem Holzgetäfel der Hallen und der Rückwand der Holzsessel Gestalten und ganze Geschichten auszuschnitzen. Da solche Kunst schon im zehnten Jahrhundert in Blüthe stand, so konnte sie nur mit den Einwanderern hundert Jahre früher von Norwegen gekommen sein, und es ist nicht zu vermuthen, daß die übrigen Germanen niemals auf Dergleichen verfallen wären.

Wir sehen ja noch alle Tage, wie Hirten und Bauernknaben, die niemals ein anderes Kunstwerk erblickten, als die alten Gemälde und Holzbilder in der Dorfkirche, ganz von selbst sich üben und sinnen, bis ihnen in Holz naturgetreu Köpfe und Thiere gelingen. Die deutschen Germanen werden sich zum Schmuck ihrer Häuser nicht bloß mit den farbigen Strichen, von denen Tacitus erzählt, begnügt haben, sondern man sah bei ihnen, ebenso wie bei den Skandinaven, an Ecken und Enden der Pfosten und Balken Schnitzwerk von Thieren und Pflanzen. Und wie jenen Isländer Tiörvi, von welchem das Landnamabuch erzählt, gab es auch in Deutschland junge Leute, welchen Liebe oder Gram und Zorn den Künstlerstift in die Hand drückte. Tiörvi hatte nämlich eine Geliebte, Astrid; aber ihre Verwandten zwangen ihr einen Andern zum Gatten auf. Da stand dieser Verhaßte und jene holde Gestalt dem Armen so lebhaft und so peinlich vor der Seele, daß er es nicht lassen konnte, ihre Umrisse treffend auf die Holzwand seiner Kammer einzuritzen. Jedend Abend küßte er das eine Bild und spuckte dem andern in's Gesicht, wobei er zweifellos in Verwünschungen wie Segenswünschen seinem Herzen Luft machte.

4. Schatzesfreude.

Es ist wohl Jedem, der in unsern alten herrlichen Sagen und Märchen liest, aufgefallen, wieviel darin von Schätzen die Rede.

Dreht sich doch unser gewaltiges Nationalepos zum großen Theil um den Hort der Nibelungen. Auch in den historischen Berichten tritt die Bedeutung hervor, welche der Schatz bei den Germanen hatte, und wir müssen daher die Sache von der kulturgeschichtlichen Seite betrachten.

In einer Zeit, wo es keine Urkunden auf Papier und Pergament, also auch keine Schuldscheine gab, wo auch gemünztes Geld nur selten vorkam, da bestand das Vermögen insgemein in Grundbesitz mit zugehörigem Vieh und Hausgeräth. Das Letztere aber war meist von geringerem Werthe, und Grundbesitz, theils an sich, theils des Familienverbandes wegen, nicht immer verkäuflich. Und wofür sollte man verkaufen, wenn nicht für bewegliche andere Vermögensstücke? Worin anders konnten diese also bestehen, als in nicht gemeinen Dingen, die jedoch jeden Augenblick einen gewissen festen Werth hatten, eben weil sie Jeder brauchen konnte? Das war der Schatz, in welchem sich — außer Stücken von gediegenem Gold nnd Silber, von Kupfer, Zinn und Eisen, außer Perlen und Bernstein — kostbares Geräthe ansammelte, Schmuck-, Waffen- und Hausgeräth.

Vermögen ist Macht, — beides derselbe Wortstamm, — und die Macht war um so größer, das Selbstgefühl also um so erhöhter, je größer der Schatz. Denn mit den Schatzstücken ließen sich Landgüter kaufen, Bußen erlegen, zur Fehde und Kriegsfahrt Leute anwerben und ausrüsten. Einen Schatz zu erhandeln und zu erbeuten, war und blieb daher das Augenmerk jeden Mannes, der unter seinen Landsgenossen etwas gelten und wirken wollte.

Jedoch auch aus edleren Gründen waren Männer von Bedeutung schatzbegierig.

Soviel wir auch in den ältesten Sagen und Geschichten vom Gold- und Silberhort vernehmen, wird doch niemals angedeutet, daß die Begierde nach rohen Barren und Klumpen von Edelmetall gegangen wäre. Immer ist die Rede nur von Goldhelmen, leuchtenden Brünnen, Schwertern mit gold- und edelsteinverziertem Griff, von mit Silber ausgelegten Trinkhörnern, goldenen und silbernen Bechern, Schüsseln, Schalen, Meth- und Bierkannen, gestickten Gewändern und Bannern, und vor allem von Ringen für Arm und Hals und Finger, und von Frauenschmuck aller Art. Der Königsschatz zum Beispiel, welchen man bei Piatraossa am walachischen Buzeo

entdeckte und dem Gothenkönig Athanarich zuschreibt, wog an verarbeitetem Edelmetall einen halben Zentner. Der große Schmuck der Brisinge, also ein Familienschmuck, spielt schon in der Thrymskvida der Edda eine Rolle. Im Beowulfslied wird geschildert, wie ein Greis in der Drachenhöhle barg „uralte Schätze, das große Erbe eines edlen Geschlechts," und als der Schatz wieder entdeckt wird, heißt es:

„In die Höhle
des Berges schritt der Held in seiner Rüstung.
Da sah der Siegberühmte, als er nahete
dem Sitze, viel der zieren Edelsteine,
der tapfre Lehnsmann Gold dem Grunde nahe
erglänzen, manches hehre Wunderwerk
am Walle, auch des alten Drachen Lager,
des Zwielichtfliegers. Krüge standen da,
der Vorzeitmänner Schalen, schmuckentrissen,
des Reinigers entbehrend, mancher alte
und rostbefallene Helm, Armspangen viel,
mit Kunst geflochten. Leichtlich kann der Schatz,
des Grundes Gold, der Menschenkinder jeden
berücken; — mag sich hüten, wer da will!
So sah er auch von Golde ganz ein Banner
hoch über'm Horte liegen, maschenkünstlich
geflochten, eine wunderbare Arbeit.
Von dem erglänzt' ein Schein, daß er erschauen
die Tiefe konnt', die Schätze überblicken,
vom Drachen keine Spur, dem schwertentrafften.
Da hört' ich, daß ein Mann aus jener Höhle
die Kostbarkeiten trug, indem er sich
nach eigner Wahl mit Krügen und mit Schalen
belud; so nahm er mit sich auch das Banner,
der Zeichen schönstes, und in ehrner Scheide
ein eisenschneid'ges Schwert des alten Herrn,
der lange Zeit der Schätze Eigner war.

Man wollte sich also am Anblick nicht des rohen Metalls, sondern des kunstgefertigten und kunstgeschmückten Geräths ergötzen. Gleichwie der Helden „lichtes Schlachtgewand" und wie „es leuchtete in der Sonne" gepriesen wird, so sollte auch das Haus erglänzen von dem kostbaren Schmuck und Geschirr. Ganz besonders liebte man das an hohen festlichen Tagen. Dann wurden die Schätze von dem wohl verschlossenen Orte, wo man sie in Fehdezeiten der Sicherheit

wegen zu bergen pflegte, herbei'geholt, und die Prunkstücke ausgestellt zu allgemeinem Beschauen und theilweisem Gebrauch. So heißt es in der Lebensbeschreibung des heiligen Otto: „Sie hatten dort auch Gold- und Silberbecher, welche die Edlen und Mächtigen zum Weißsagen, Tafeln und Trinken zu brauchen pflegten, hingebracht, um sie an Festtagen gleichsam aus einem Heiligthum hervor zuholen. Trinkhörner von großen Pflugochsen, vergoldet und mit Edelsteinen besetzt, und Hörner zum Singen gemacht, Dolche und Messer und viel kostbares Hausgeräth verschiedener Art und schön zum Anblick bewahrten sie dort zu Schmuck und Ehren der Götter."

Außer zu den angegebenen Zwecken diente der Schatz noch zu drei anderen.

Der eine lag in der Verstärkung des Zusammenhangs der Familie. Ererbte Kleinodien wurden als heiliges Eigenthum des ganzen Geschlechts angesehen. An Veräußerung war nicht zu denken ohne schwere Noth und ohne Zustimmung aller Agnaten, in deren Stimmen natürlich die Frauen auch die ihrigen scharf wußten einzumischen. Jeder Nachkomme sollte und wollte sich an den kostbaren Waffen, Schmuck- und Prunksachen erfreuen, auf denen der Voreltern Blick so oft mit Wohlgefallen geweilt, die ihre Hand oder ihr Muud so oft berührt hatte.

Kleine Schatzstücke dienten zu Andenken für Familiengenossen, alte Freunde und werthe Gäste. Es ist dem Germanen eigenthümlich, daß er sich mit seinem Gedächtniß gern in das Wesen eines abwesenden geliebten Menschen versenkt, und es ist ihm wohlthuend, wenn er dessen auch umgekehrt gewiß ist. Andenken werden deshalb ebensogern gegeben als genommeu. Der vom Drachen erlöste Dänenkönig giebt zum Abschied jedem Gefährten Beowulfs bei dem Gelage „ein Kleinod, ein altererbtes Schwert."

Nichts wird in den alten Sagen so häufig erwähnt, als daß Fürst und Gefolgsführer gegen ihre Leute freigebig sind. „Ringespender", „Schatzvertheiler", — sind vorzügliche Lobsprüche, die einen vornehmen Helden zieren. Als in der älteren Edda dem Sigurd die höchste Stellung im Leben prohezeit wird, heißt es:

Ein Mann wirst Du werden
Der größte auf Erden,
Und der höchst geborne

Von allen Fürsten,
Freigebig mit Gold,
Verschmähend die Flucht,
Herrlich von Anseh'n,
Und beredt in Worten.

Also unter den vier Eigenschaften — freigebig, tapfer, herrlich, beredt — wird die erste vorangestellt. Nichts konnten sich die Sänger Schmutzigers denken, als Geiz bei den Fürsten. Bei Untreue der Gefolgsleute hat deshalb vor allem zuerst des Herrn Freigebigkeit aufzuhören. Weil Beowulf von seinen Rittern im schrecklichen Drachenkampf verlassen wurde, müssen sie den Fluch hören:

Nun sei all' eurem Geschlecht versagt
der Schwerter und der lichten Schätze Spende,
der Heimath und des angestammten Sitzes
Genuß. Der Rechte unsers Landes baar
soll Eurer jeder sein, wenn in der Ferne
die Edelinge eure Flucht erfahren,
die ruhmeslose That. Der Tod ist besser
für jeden Ritter, als ein schmachvoll Leben!

Große Ehre und Liebe endlich wurde dem Todten erzeigt, indem man ihm die köstlichste Habe, seinen Lieblingsschatz, mit in's Grab legte. Hören wir aus dem Beowulfslied die Bestattung eines Seekönigs:

Im Hafen stand und harrte der Ausfahrt
des Edlen glänzend Schiff, das erzbeschlagne.
Da legten sie hinein den lieben Fürsten,
den weitbekannten Ringespender, nahe
dem Maste. Viel Kostbarkeiten, Schmuck
aus fernen Landen, ward herzugetragen:
nie herrlicher war wohl ein Schiff geziert
mit Waffen, Kriegsgewändern, Schwertern, Panzern.
In seinem Schooße lagen viel der Schätze,
die, wie er selbst, fernhin sich leiten sollten
der Flut zu eigen. Hoch über's Haupt
ward ihm ein golden Banner aufgesteckt.
So ließen sie das Meer ihn nehmen, gaben
ihn in des Ozeans Gewalt. Befangen
von Trauer war das Herz, von Gram der Sinn.

5. Dichtungsformen.

Schön und herrlich aber entfaltete sich das künstlerische Vermögen im Singen und Sagen.

Diodor berichtet von den nördlichen Völkern, daß sie im Gespräche sich kurz und dunkel ausgedrückt und Manches nur halb und bildlich angedeutet hätten. Ob überhaupt den Germanen das Wort im raschen Fluß zu Gebote stand? Ob sie überhaupt ihre feine und schöne Sprache gut zu reden wußten? Am Zechtisch gewiß und im strömenden Zorn, auch bei lustigem Erzählen oder zärtlichem Kosen, — im Uebrigen möchten wir es bezweifeln. Darf man schließen nach der Art des Vortrags in unsern älteren Dichtungen, nach der Gewohnheit junger Völker, die unter den Waffen der Kultur noch nicht gedient haben, nach jener eigenartigen Bedachtsamkeit, ja Unbehülflichkeit, welche von deutschem Wesen so schwer abzustreifen, so hatte die öffentliche Rede der Germanen etwas Kurzes, Gerades, Feierliches, — viel Sinn und wenig Worte, statt der klaren Gedanken bilderreiche Sätze. Damit aber waren sie schon auf halbem Wege zur Dichtung.

Den Uebergang machte die Spruchdichtung. Diese war wie bei allen alten Völkern auch bei den Germanen beliebt. Die Zucht lehnte sich an zahllose Sprüchwörter, durch welche sich Recht und Sitte in die jungen Seelen einsenkte, und die nachsinnende Erfahrung prägte fort und fort Sprüche der Lebensweisheit aus, welche von Mund zu Munde gingen, wie allgemein gültige Münzen von Hand zu Hand. Unsere ältesten Sagen sind voll der Spruchdichtung, und die ältere Edda hat uns im Havamal eine ganze Sammlung von Sinn- und Lehrsprüchen überliefert.

Bei dem scharfen knappen Ausprägen des Gedankens aber zu einem einzigen inhaltreichen Satze machte sich ebenso wie bei jeder Schilderung, bei welcher die Einbildungskraft sich beschäftigte, ein Gesetz geltend, das theils in der Natur solchen Vortrags, theils im germanischen Sprachcharakter begründet war.

Mochte ein Spruch, eine Sage noch so schlicht und einfach vorgetragen werden, Ende, Mitte und Anfang mußte doch überblickt, der Stoff also vertheilt und abgerundet werden. Wollte aber der Vortragende anschaulich, wollte er des Eindrucks auf seine Zuhörer gewiß werden, so brauchte er unwillkürlich stärkere Ausdrücke, sinn-

lichere Bilder, als bei dem gewöhnlichen Sprechen. Dabei kam aber auch in seine Sätze ganz von selbst ein gewisses Ebenmaß, eine wohlthuende Wiederkehr des Tonfalls. Denn in Allem, was in und um uns ist, herrscht ewig das Gesetz des Gleichmaßes: so im Mondwechsel, im unaufhörlichen Anwogen und Anklatschen der Meerfluth, in jedem Halmknoten, in den Schritten des Gehenden und Laufenden, im Athmen der Brust und im Pulsschlag des Herzens. Alles was sich bewegt, hält einen Takt ein, ein gewisses Gleichmaß der Zeit und des Raumes, und Alles was sich hören läßt, folgt zuletzt dem Gleichmaß der Luftschwingungen, durch welche der Ton entsteht.

So zertheilte sich im Munde des Vortragenden die Rede in gleichmäßige Sätze, und in den Sätzen wiederholte sich gleichmäßig Hebung und Senkung der Stimme, und da man inne wurde, wie viel Kraft und Anmuth in dem Anlauten oder Alliteriren lag, so stellte sich auch darin eine gewisse Wiederkehr ein, die mehr und mehr gefiel, weil sie sich dem eigenthümlichen Charakter der Sprache und den Satzgliedern natürlich anschmiegte.

Alles das war anfangs roh, stückweise, halb verstanden: doch allmählig wurde man sich bewußter, wie schön und wohlthuend es sei, die Regel stellte sich mehr und mehr fest, und es bildete sich der alliterirende Vers mit zwei oder drei Hebungen und Senkungen. Es bekundete sich darin derselbe Zauber des Rhytmus, welcher den Grund gab, daß das Tanzen taktvoll und gerade dadurch um so gefälliger und angenehmer wurde. Da aber die dichtende Rede einmal Takt und Gleichklang bedurfte, so konnte dieser für Germanen nur im Anlaut, nicht im Endreim liegen; denn die Endungen bedeuteten in germanischer Sprache wenig, der Redner konnte immer leicht darüber hinschlüpfen; nicht der sinnliche, sondern der logische, oder wenn man so sagen darf, der seelische Gleichklang wurde entscheidend.

Ein rhytmisches Dichten aber, welches den ganzen Vortrag umspannte, begann wohl mit den kurzen Tanzliedern. Bei dem Aufeinanderstoßen im wilden Gewühl entstand von selbst die Neigung, Ordnung und Ebenmaß hinein zu bringen. Die Umstehenden gaben den Takt an mit Händeklatschen und Fußstampfen, noch mehr durch Hervorstoßen von Wort und Zuruf von Sekunde zu Sekunde. Naturvölker, wie der Verfasser dieses Werkes öfter bei Negern und Indianern beobachtet hat, bleiben stehen bei dem taktmäßigen Wiederholen des-

selben Schreies, derselben paar Worte. Die Germanen gingen weiter und bildeten in kurzen Sätzen eine Taktfolge, welche den Tanzenden Richtung und Regel gab. Darin reihete sich an die kecke Frage die lustige Antwort, und so entstand das Tanzliederspiel, eine kleine dramatische Handlung, eine Darstellung in Wort und Tanz zugleich. Solche Tanzlieder hießen Leiche.

Lied hieß dagegen der rythmische Satz, in welchem man des Einzelnen Gefühl und Empfindung ausdrückte. Das erste Lied entstand in heißer kriegerischer Leidenschaft, wenn der Schlachtkeil anstürmte und alles drängte und hinausschrie, wie man den Feind treffen, werfen, niederschlagen wolle. Damit der Schlachtgesang furchtbar dröhne, sangen sie ihn, wie Tacitus erzählt, in die Höhlung des weit vorgestreckten Schildes hinein. Wenn er daher sauste wie Grimm und Wetterschlag, dann wußten sie, der Schwertgott saß in ihnen und der Sieg konnte nicht fehlen. Wollte aber der Schlachtgesang nicht recht dröhnen und schallen, so war es ein Vorzeichen, daß Glück wie rechter Muth fehle. Auch das religiöse Ergriffensein von der Erhabenheit und der Gewalt des Weltalls, von dem wunderbar holden Reiz der Natur an dem einen, von ihrer trüben Schwermuth an dem andern Tage, strömte im Liede hervor, und wenn es in der Brust jubelte von höchstem Glück, oder wenn das Herz brechen wollte im Jammer und Leid, dann trat ungesucht melodisch das wohlthuende Lied auf die Lippe.

Gelungene Lieder aber wurden leicht Gemeingut, da die Germanen gar sehr das Singen in Gesellschaft liebten. Sie hatten Lieder für jeden hohen Tag im Jahr, für Hochzeit, Leichenfeier und Aerntekranz. Und da sie an festlichen Tagen nichts lieber thaten, als gesellig sich mit einander Vergnügen und Besprechen, so gingen jene Lieder von Mund zu Munde, sie waren die allgemeinen Lieblinge, und Dieser und Jener, der einen guten Einfall hatte, modelte daran und machte sie noch treffender und wohlklingender. So häufte sich ein Schatz von ächten Volksliedern, ein nationales Besitzthum von höchstem Werth.

Und da bei dem immer regen Kraftgefühl und Wagemuth die Männer, wo sie beisammen waren, es nicht lassen konnten, sich gegenseitig zu necken und zu schrauben, so entstanden auch in Menge Trutz- und Schmählieder, die hier Gelächter, dort Aerger erweckten und

häufig genug Zwiste anfachten, die blutig ausgetragen wurden. Noch jetzt entstehen täglich solche Schelmenliedchen gerade bei den deutschen Stämmen, die sich am meisten unvermischt erhielten.

Am höchsten aber erhob sich das poetische Schaffen, wo das Singen auch Sagen war und umgekehrt, und die Brücke zwischen Beiden das Alliteriren bildete.

6. Singen und Sagen.

Tacitus spricht davon, wie des großen Cherusker's Ruhm und Andenken in Liedern gefeiert wurde; Jornandes berichtet von Gesängen, in welchen die Gothen „der Vorfahren Thaten in Liederweisen und mit Zitherbegleitung sangen“; Paulus Diakonus erzählt, wie von Alboin's Edelmuth und herrlichen Thaten noch in später Zeit bei Baiern und Sachsen und andern Germanen sei gesungen worden. Es gab also geschichtliche Ueberlieferungen, die in poetischer Weise von bedeutenden Vorgängen meldeten. Sie setzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht; drei Menschenalter nach der Teutoburger Schlacht vernahm der Römer noch von dem Heldengesange, welcher Herrmann den Befreier verherrlichte, und ausdrücklich berichtet er: „In alten Gesängen — bei ihnen die einzige Art von Geschichte und Jahrbüchern — feiern sie den Thuisko, einen erdgebornen Gott, und seinen Sohn Mannus als des Volkes Ursprung und Stifter.“ Hier haben wir also zur Heldendichtung poetische Göttersage.

Im Beowulfsliede treffen wir auf eine anschauliche Schilderung von Singen und Sagen.

Sang und Jubel
war da, der alte vielerfahrene König
erzählte Dinge alter Zeiten. Dann auch
ergriff ein Held die Lust erweckende,
die Harfe. Wieder dann erklang ein Spruch,
ein wahrer, schmerzensvoller. Dann zuweilen
erzählte wahrheitstreu der edle Herrscher
ein wunderbares Abenteuer. Dann auch
begann ein alter Krieger in den Fesseln
des Greisenthums, den jüngeren Gefährten
von seiner frühern Heldenkraft zu sprechen.
Ihm wogt' es in der Brust, wenn er, der Alte,

gedacht' an seiner Jahre große Zahl.
So lebten wir den vollen Tag im Saale
in schönem Treiben, bis zur Erde wieder
die Nacht gekommen war.

Hier also mischte sich die Erzählung mit Gesang und seelenvollem Vortrag. Wer Lust und Talent dazu hatte, mochte singen und sagen, so lange er Zuhörer fand. Weil man aber so großes Gefallen daran hatte, so gab es auch Leute, welche ihren Lebensberuf darin setzten. Sie lernten recht viele alte Sagen auswendig und konnten sie, wo man es wünschte, vortragen in melodischem Anlauten und harmonischen Satzgliedern. Aber sie verstanden auch, das Tagesereigniß sofort in poetische Töne zu kleiden und Denen, die ergriffen oder zweifelsüchtig lauschten, die frische Sage vorzutragen. Diese kunstgerechten Sänger fehlten bei keiner festlichen Versammlung. Sie hielten am liebsten sich auf in den Hallen reicher Fürsten und Gefolgsführer und ließen sich da nähren und kleiden, stets voll des Ehrgeizes, Geschenke an Ringen und Rossen zu ersingen. Die schöne Kunst lernte dann mancher Jüngere von einem Alten, der darin verehrter Meister war. In Island standen die Schulen der Skalden noch im Mittelalter in Blüthe: hätten sie in Deutschland keine Berufsgenossen gehabt, so wäre uns schwerlich von der alten Heldendichtung etwas überliefert.

Auch das kunstgerechte Singen wird im Beowulfsliede wie folgt erwähnt:

Zuweilen fand ein Held des Königs auch,
ein ruhmgekannter Mann mit einem Schatz
von Liedern, der gar viel der alten Sagen
in der Erinnerung trug, ein ander Wort,
ein wahres, in des Liedes Weise schreitend.
Der Degen da begann das Abenteuer
des Gothen klüglich vorzutragen und
mit Glück den wohlgesetzten Spruch zu geben.
Dann wechselnd in der Rede sprach er manches,
was er von Siegemund, von seinen Thaten
gehört, des Unbekannten viel, den Kampf
des Wälsing's, weite Fahrten, Fehd' und Feindschaft,
die nimmer andern Menschen kund geworden.

So ging Singen und Sagen in einander über, gleichwie im Gothischen Siggvan beides, Singen und Vortragen, bedeutet und

Saggus Gesang und Vorlesung, während Beides unterschieden wird von Spill, der Erzählung, von Liuthon, dem Liede, und Hazeins, dem Lobgesang.

Ueberschlagen wir nun, wie viel Köstliches wir von der alten Götter- und Heldendichtung noch besitzen, und denken wir an den tiefen historischen Sinn, der Germanen nöthigt, großen Geschicken nachzusinnen, so können wir uns in etwa die herrliche Kraft und Fülle vorstellen, in welcher epische Dichtung bei ihnen blühete. Wir besitzen ja, einige Prachtstücke ausgenommen, von den übrigen nur noch Trümmer, jedoch Trümmer wie von hochragenden Burgen und gewaltigen Palästen, die schon dastanden, ehe die Germanen das Römerreich eroberten und ehe sie vom Christenthum berührt wurden. Wäre damals die Götter- und Heldensage nicht schon längst ausgedichtet, hätte sie unzweifelhaft in Rom eine Art von trojanischem, in Christus einen religiösen Mittelpunkt gefunden. Nur die Germanen hatten einen ureigenen Sagenkreis, der mit dem der Griechen, Inder, Parsen und Juden den Vergleich aushielt. Je tiefer man sich darin versenkt, aus dem untersten Grunde schimmern noch immer neue blaue Tiefen empor.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Dolmenbauten.

1. Todtenkammern aus rohen Steinblöcken.

Das Menschenleben geht so kurz und flüchtig über die Erde, und das ungeheure Weltall umfaßt uns mit so erdrückender Weite, mit so ewiger Unendlichkeit, daß bei höher gearteten Völkern von selbst der Antrieb entsteht, sich und ihren Todten ein Denkmal zu errichten. Je schaffens- und gedankenreicher eine Nation ist, um so mehr ehrt sie die Gestorbenen, und es ist ein mit Grauen gemischtes Vergnügen, über die verschiedenen Arten der Gräber, der Beisetzung und der Todtenfeier nachzusinnen. Dies am ersten giebt uns bei Völkern von uralter Vergangenheit, in welcher so Vieles dunkel bleibt, Einblick in die religiösen Ideen, von denen sie in ihrer ältesten Zeit

ausgingen, und zugleich finden wir in den Grabresten Merkzeichen, um das Lebensalter solcher Völker zu schätzen. Grund genug, weßhalb wir am Schluß unserer Betrachtung der ältesten Zustände der Germanen noch auf ihre Bestattungsweise des Näheren eingehen.

Da schauen aus uralter Zeiten Dunkel von einsamen Hügeln und Höhenbreiten bleichgraue seltsame Denkmale herüber. Ihr deutscher Name — Hünengräber oder Hünenbetten, auch Teufelskanzeln — erweckt die Vorstellung von Riesen, die darin bestattet wurden; denn Hünen bedeuteten im späteren Mittelalter derbe riesige Recken. Auf den Lüneburger, Oldenburger und Osnabrücker Heiden, wo solcher roher Steinkammern, die aus Tragsteinen mit Deckplatten darüber bestehen, mehrere neben einander und umstellt von großen und kleinen Blöcken sich finden, nennt man sie auch Bulzenbetten. Der englische Name ist Dolmen oder Tafelsteine, von dem keltischen daul Tafel und men Stein, der Walliser Cromlech, d. h. gewölbte Steine. Die Dänen nennen sie Jettestuer, Riesenstuben. Ein keltischer Name für die einzeln stehenden gewaltigen Säulen ist Menhir von man Stein und hir hoch oder lang. Selten findet man darunter Sandstein oder anderes Gestein, wie es im Gebirge zu Tage steht; desto häufiger sind die erratischen Granitblöcke, wie sie einst auf Eisplatten über's Meer an die Küsten getragen wurden.

Man kann diese zwei Arten von Dolmenbauten annähernd Kammern und Säulen nennen. Die Kammern sind zusammengesetzt aus rohen, meist tafelförmigen Blöcken, die Tragsteine in's Geviert oder im Umkreis gesetzt, darüber gelegt eine kolossale Deckplatte, oder auch mehrere Decksteine, ein einziger oft ein paar hundert Zentner schwer. Zu den mächtigen Deckplatten wählte man häufig solche, die nach oben hin mehr oder weniger dachförmig, — zu den Tragsteinen solche, die nach der innern Seite möglichst flach waren oder sich zu einiger Fläche behauen ließen.

Reichlich die Hälfte dieser Hünenbetten steckt noch in solchen Hügeln, wie sie die Germanen hoch über ihren Todten aufschütteten. Wo die Steinblöcke halb oder ganz aus der Erde hervorschauen, da kann im langen Laufe der Zeit die Deckerde durch öfteren Stromregen hinweggeschwemmt, oder wenn sie durch heiße Sonnenjahre ausgetrocknet war, durch den Wind weggeweht sein. Ein großer Theil aber dieser Dolmenbauten, und das sind gerade die gewaltigsten,

ist offenbar von vornherein unter freiem Himmel errichtet und niemals bestimmt gewesen, unter der Erde verborgen zu liegen; die Gruft selbst aber mochte schon bei der Anlage mit Erde ausgefüllt sein.

Der Boden in den Steinkammern ist öfter mit kleinen Steinen, besonders Feuersteinen, gepflastert, und sind die Zwischenräume zwischen den großen Blöcken wohl mit kleinen Brocken ausgefüllt. Auch trifft man in den Erdhügeln selbst allerlei Befestigungen von Steinen, und außen ist der Bau häufig umgeben mit Reihen kleinerer Blöcke, die im Kreise oder Geviert umher gesetzt sind, auch wohl einen länglichen Zugang bilden, oder am Zugang gleichsam wie Schildwachen stehen.

Im Innern der Kammer treffen wir hin und wieder auf einzelne Gerippe, liegend oder auch in sitzender oder hockender Stellung, dagegen höchst selten Urnen mit Asche oder verbranntem Gebein. In den meisten aber lagerten Menschenknochen. Daneben und dazwischen finden sich Waffen und Geräthe von Stein und Bein, selten von Metall, etwas irdenes Geschirr, das meist in Scherben, besonders Trinkschalen, endlich Kügelchen von Thon und Bernstein, die einst an Schnüren aufgereihet zum Schmucke dienten, auch Thierzähne, Meermuscheln und Scheiben aus Muscheln zum selben Zweck, dabei Knochen von Pferden und Hunden, Ebern, Hirschen und Elchen. Die Waffen bestehen in steinernen Aexten, Hämmern, Keilen, Messern und Meißeln, und Spitzen von Pfeilen und Lanzen. Die Werkzeuge dienten zum Schneiden und Stechen und bestanden auch aus Bein oder Horn. Auch Mörser mit Keulen und Schleifsteine zeigten sich. Die Geschicklichkeit und Ausdauer, mit welcher aus hartem Stein die Geräthe gemacht worden, muß fast eben so große Bewunderung erregen, als die Arbeit, welche es kostete, die ungeheuren Tragsteine, und zwar oft weit her, zusammen zu bringen, zurechtzurichten und mit den noch viel gewaltigeren Decksteinen zu belasten.

Die Urnen und Töpfe haben die Gestalt von Bechern und kleinhenkligen Kannen, sie sind zwar ohne Drehscheibe und Brennofen hergestellt, jedoch nicht in plumpen Formen, auch verziert mit allerlei Strichen, Schuppen-, Kreis- und Schlangenlinien.

Wo sich Waffen und Geräthe von Kupfer, sodann von Bronze oder Eisen finden, rühren sie höchst wahrscheinlich nicht von den Erbauern der Steinkammern her, sondern sind zu dem dürftigen Inhalt aus früherer Zeit erst in späterer hineingelegt. Außerhalb Deutsch-

lands und Skandinaviens holte man auch hin und wieder Goldsachen und römische, fränkische und byzantinische Münzen heraus, jedoch nur vereinzelt: ohne Zweifel waren sie von Schätzen zurückgeblieben, die man längst nach der Aufrichtung in diesen mit religiöser Scheu betrachteten Kammern geborgen; denn das Erdreich im Innern derselben fand sich auf- und durchgewühlt.

Hin und wieder bilden die ragenden Steinblöcke bloß ein offenes Thor. Auf zwei oder drei Tragsteinen ist eine mächtige Deckplatte aufgethürmt, oder auch nur schräg aufgelegt, als hätten die Erbauer bloß ein Denkmal ihrer Anwesenheit aufrichten oder sich an einem Ausdruck ihrer Kraft vergnügen wollen.

Die andere Art von Dolmenbauten besteht einfach aus rohen Blöcken oder aufrecht gestellten Steinen, die einzeln stehen, oder auch im Kreis- oder Eirund gesetzt sind und alsdann kleine oder größere Flächen umfrieden. Die Kreise schlingen sich um einander, oder ein Viereck enthält regelmäßige innere Kreise. Der Raum, welcher in solcher Weise umschlossen ist, erstreckt sich wohl über ein Tagwerk und mehr.

Auch giebt es Stellen, die mit einer Menge einzeln stehender länglicher Felsstücke besetzt sind. Bald stehen diese näher, bald weiter auseinander, und zwischen ihnen erhebt sich dann wohl etwas wie Thorhallen und Kammern. Am reichlichsten finden diese Menhirs sich in Morbihan in der Normandie, wo man ihrer Tausende zählen kann, darunter ein Stück von über fünfzig Fuß Höhe.

Alle diese Bauten und Kreise und Sammelpunkte von riesigen Steinblöcken sind in einem und demselben rohen Stil errichtet. Wozu sie dienten? Schon der Erzbischof Olaus Magnus von Upsala giebt uns 1555 in seinem Werke von den nördlichen Völkern einen Aufschluß, der auch heute noch gelten muß: „Einige“, sagt er, „sind Denkmale von Schlachtfeldern, andere Familienbegräbnisse, andere Gräber von sehr bedeutenden Männern.“ Die Grabmale aber bilden die große Mehrzahl, gut neun Zehntel von all diesen Werken. Die übrigen wurden zum Andenken an große Schlachten und denkwürdige Ereignisse errichtet. Einige bezeichneten wohl auch die Stätten, wo regelmäßig Volks- und Gerichtsversammlungen Statt fanden, oder eine religiöse Feier begangen wurde.

2. Verbreitungsgebiet.

Die Todtenkammern aus Steinblöcken über und in der Erde sind nun über viele Länder zerstreuet, jedoch keineswegs nach irgend einer Regel. In einigen Gegenden erscheinen sie auch mehr oder weniger zerstört, in andern noch nicht hinlänglich untersucht und verzeichnet. Jedoch stellt sich ein Ueberblick etwa wie folgt zusammen.

Ihr Hauptland, in welchem sie sich am weitesten im Innern ausbreiten, und von welchem sie sich am meisten nach allen Richtungen hin verbreiten, liegt zu beiden Seiten der unteren Elbe, dort sieht man sie in großer Anzahl. Je weiter von der untern Elbe entfernt, um so mehr nimmt die Menge ab. Man trifft sie nach Westen hin bis an die Zuydersee, sodann besonders auf seeländischen Inseln; — nach Osten hin bis über den Pregel hinaus und vereinzelt noch am ägäischen Meerbusen; — nach Norden hin sind sie reichlich über Holstein, Schleswig, Jütland, die dänischen Inseln und die südliche Spitze von Schweden ausgestreuet, und zwar besonders an der Ostseeküste der jütischen Halbinsel und an den Westküsten von Fünen, Seeland, Schonen und Gothland; — nach Süden gehen sie die Ems, Weser, Elbe und Oder hinauf bis zu den Flußquellen, mindern sich aber jenseits des Rheines und des Thüringer Waldes an Zahl sehr bedeutend, und finden sich noch, aber vereinzelt, in Luxemburg, im Elsaß und im Alpenlande. Sie mögen indessen in den Niederlanden, in den süddeutschen und Rheinlanden, die schon von der Römer Zeiten her fleißig angebaut wurden, vielfach abgetragen sein, um Erde und Bausteine zu gewinnen.

Einen zweiten Sammelpunkt bieten die beiden nördlichen Halbinseln von Frankreich, die normännische und noch mehr die bretonische nebst den zugehörigen Inseln. Sodann zieht in auffallender Weise sich ein breiter, dicht besetzter Strich von Dolmen quer durch Frankreich von der Nordspitze der Bretagne bis zur Mitte des Löwengolfs. Auch das rechte Ufer der untern Rhone und die schmalen Vorlande der Pyrenäen zeigen Dolmen auf. Das ganze übrige Frankreich ist an eigentlichen Dolmenbauten ziemlich leer, es sei denn, man wolle darunter auch all' die einzeln aufgerichteten Steinblöcke verstehen, welche französische Gelehrte als Dolmen aufzählen. Solche Denksteine besitzt Frankreich in Menge.

Ein drittes, jedoch viel geringer, als die beiden vorigen, besetztes Verbreitungsgebiet ist das englische. Hier gehören dazu, außer einigen Punkten an der Themse, die ganze Westhälfte von England, besonders Cornwall und Nordwales mit den Inseln Man und Anglesea, sodann von Irland die ganze Ostküste, und von Schottland die Inselgruppe der Orkneys und die Nordspitze, die langgestreckte Halbinsel von Argyll und Campbell auf der westlichen und die Uferlande bei den Einfahrten des Tay und Forth auf der östlichen Seite.

Eigenthümlichen Zug nimmt die Kette der Dolmen in der spanischen Halbinsel. Von den Pyrenäen an halten sie sich immer längs der Nordküste und überschreiten nur einmal, von Biscaya nach Alava, das asturische Gränzgebirge, streichen dann, immer sich in den Küstengegenden haltend, die ganze Westseite von Spanien und Portugal hinunter, und lassen nur die Mündungslande des Tajo und des Guadalquivir unbesetzt, während sie sich im herrlichen Küstenlande von Granada wieder reichlicher zeigen und von hier auch nach Cordova hinüber setzen. Im Ganzen aber steht in Spanien und Portugal die Zahl der Dolmen weit zurück hinter ihrer Menge in den vorgenannten Ländern.

Endlich entdeckt man sie auch im ganzen weiten Mittelmeergebiet, hier jedoch, Granada ausgenommen, nur ganz vereinzelt und zerstreut: so in der Südspitze von Korsika, ferner dieser Insel gegenüber bei Orbitello auf dem Festlande, in den beiden Halbinseln von Argolis und Lakonien, die nach Osten schauen, endlich längs der afrikanischen Nordküste, soweit ehemals Vandalen gekommen, bis an die Gränze des Herrschaftsgebiets der Aegypter, und zwar sind die afrikanischen Dolmenbauten stellenweise sehr zahlreich.

Aber auch in den Ostländern des Mittelmeers lassen sie sich blicken, namentlich in der Krim, bei den Tscherkessen, und in den benachbarten Küstenlanden, selbst in Syrien und Palästina vereinzelt. Sieht man auf einförmiger Reise durch russische Steppen einen hohen Rundhügel nach dem andern auftauchen, so bevölkert sich die Leere ringsum vor unserm Geiste mit Kriegerschaaren.

Einige meinen, am rothen Meer Dolmen gesehen zu haben. Jedenfalls findet man einzelne an der Westküste von Vorderindien bis in's Dekan hinein; jedoch haben die Dolmenbauten, weniger die Denksteine, in Indien etwas Eigenthümliches, das sie von den europäischen unterscheiden läßt.

3. Gleichmäßiger Charakter.

Es ist also, wennn man auch bloß Europa und Nordafrika überschauet, ein ungeheures Gebiet, in welchem sich Dolmenbauten finden. Trotzdem und obwohl sie oft weit von einander entlegen sind, bleibt sich doch ihr Charakter ganz gleich, wo immer man Dolmenbauten antrifft. Dieser Charakter hat so entschiedene, so ausgesprochene Züge, ist so gleichmäßig in all' jenen Ländern, daß man gar nicht anders kann, als bekennen, trotz ihrer Entlegenheit von einander müssen diese Steinbauten von einem und demselben Volke herrühren. Die Auswahl der Steine, die Art ihres Behauens, wo die Erbauer dies noch für nöthig hielten, die Weise, wie die Blöcke neben einander gesetzt oder über einander gelegt wurden, — alles das ist so eigenthümlich und doch überall so gleichmäßig, daß, wer nur einige dieser Dolmenbauten gesehen, sie anderswo gleich wieder erkennt. Verfasser dieser Skizze hatte einmal Gelegenheit, kurz nach einander die sogenannten cyclopischen Bauten bei St. Ottilien im Elsaß, bei Fiesole in Italien, und auf der einsamen Insel Samothrake zu vergleichen, und war erstaunt über die Aehnlichkeit dieser Denkmale, so weit sie auch von einander getrennt lagen.

Allein nicht bloß im Charakter, auch in ihren Fundorten, besonders in Lieblingsstätten, wo die mächtigsten düster emporragen, herrscht eine höchst auffallende Uebereinstimmung. Sie liegen, Norddeutschland und einen Strich in Frankreich ausgenommen, selten weit vom Meer entfernt, gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Küste.

Ihre Lieblingsstätten sind kleine Inseln und schmale Landzungen, die sich in's Meer hinausstrecken. Dort erheben sich die bedeutendsten.

Sodann stellen sie sich häufig da ein, wo Flüsse und Buchten tiefe und bequeme Einfahrten in's Land gewähren.

Der Platz an der Küste aber ist beständig so gewählt, daß er zwei Gesichtspunkten entspricht. Die auf der See Schiffenden sollten das Denkmal schon von ferne wahrnehmen, und sie sollten auch einen möglichst ruhigen Anblick desselben genießen. Deßhalb sind die Dolmen fast immer auf erhöheten Punkten errichtet, und stets dort, wo man sie von allen Seiten vom Meere aus erblicken kann, jedoch fast niemals an Orten, wo die Wogen der Nordsee oder des atlantischen Ozeans wild anbranden. Wo dies der Fall, findet man sie gewöhnlich

an der entgegengesetzten Küste, wo das Gewässer ruhiger. Offenbar gefielen den Erbauern am meisten kleine Inseln und Vorsprünge, wo in stiller Bucht sich das Gestade spiegelte.

Bei solcher Gleichmäßigkeit des Charakters und der Fundstätten der Dolmenbauten sind die meisten Forscher darüber einig, daß sie nur von einem und demselben Volke herrühren. Welches Volk aber hat diese gewaltigen Todtenkammern aufgethürmt? Welches Volk hat diese riesenhaften Erinnerungssteine im Kreis oder Geviert oder auch einzeln aufgerichtet? Diese Frage hat schon manches Kopfzerbrechen verschuldet. Die Zeit, wo man die Dolmen höchst fabelhaften Druiden, oder einem ebenso fabelhaften Riesenvolke zuschrieb, ist vorüber, die alte Dämmerung aber noch wenig gelichtet. Gerade darin, daß nur einunddasselbe Volk diese in drei Welttheilen zerstreueten Bauten errichtet hat, liegt das Anziehende, ein Fingerzeig in die älteste Vorzeit hinein. War jenes Volk ein Wandervolk, das nach und nach die Länder zwischen dem indischen und atlantischen Ozean überzog und wieder verließ? Wo steckt es denn jetzt? Oder war es ein seßhaftes Volk, das, wenn auch noch so dünn, über solch ein Ländergebiet zerstreuet war? Warum hat es denn nichts Anderes zurückgelassen, als diese Dolmenbauten?

4. Verschiedene Ansichten.

Einer der verständigsten Forscher, Bonstetten, glaubt, daß ein Hirtenvolk von unbekannter Sprache und Religion, das höchlich seine Todten verehrte, vom Kaukasus und der Krim nach den europäischen Gegenden am schwarzen Meere kam und dort sich ausbreitete, bis es von andern asiatischen Horden verdrängt sich theilte, und ein Theil nach Griechenland, Palästina, Italien und Korsika, ein anderer Theil nach Norddeutschland abzog. Auch von hier nach einiger Zeit wieder vertrieben ging das Dolmenvolk durch die Niederlande nach der Normandie und Bretagne, später von da nach den brittischen Inseln, und noch später wanderte es durch Frankreich nach der pyrenäischen Halbinsel, von wo es nicht mehr weit hatte nach Nordafrika.

Der Franzose Bertrand sah im Geiste das Dolmenvolk von der Ostsee über's Meer ziehen nach England, und als es sich dort nach Irland und Schottland hin ausgebreitet hatte, segelte es ab

nach Frankreich und Spanien, und setzte über nach Afrika, um hier zu verschwinden. Alfred Maury glaubt, es sei ein seßhaftes Urvolk gewesen, das von den Kelten unterjocht wurde und in ihnen aufging; — Faidherbe: es sei von der Ostseeküste ausgegangen und habe sich Afrika zum Ziel genommen; — Desor: umgekehrt, es sei von Süden nach Norden gezogen. Mortillet, Quatrefages und Broca, ebenso der Engländer Westropp und der Deutsche Bastian nehmen an, die Dolmen seien von verschiedenen seßhaften Völkern gebaut; jedoch glauben die drei Franzosen, Diese hätten einander nachgeahmt, während die beiden Letzteren es für richtiger halten, sie seien durch einen gewissen natürlichen Instinkt, der bei Erreichung desselben Bildungsgrades gleichmäßig gewirkt habe, darauf verfallen.

Das dickste Werk über diese Frage schrieb der Schotte Fergusson: es wimmelt von allerlei seltsamen Vermuthungen. Er erklärt: den Dolmenstil habe irgend ein unbekanntes, wahrscheinlich turanisches Volk erfunden, und dann hätten ihn Kelten und Iberier, Britten und Skandinaven angenommen, ähnlich wie der gothische Stil von einem Lande zum andern gekommen. In Spanien seien die Dolmenerbauer Iberier gewesen, die, um der römischen Sklaverei zu entgehen, aus der Mitte des Landes nach seinen Rändern, und um sich vor den Verfolgungen der christlichen Glaubensboten zu retten, nach Irland flüchteten und von dort sich weiter ausbreiteten. Von Frankreich aber sei man noch im Mittelalter unaufhörlich nach Afrika geflüchtet und habe dort die Dolmen erbauet.

Ein Gewirr von Ansichten spielt also hier gegen einander. Man erfindet Völker, um die Herkunft der Dolmen zu erklären. Unser Weinhold, der wohl jede Quellenstelle über Leben und Empfinden im hohen Norden und frühestem Mittelalter kennt und vergleicht, antwortet auf die Frage: „Welchem Volke mögen wohl diese Denkmale angehören?“ Folgendes: „In den Ländern, welche sie enthalten, wohnten und wohnen Iberer, Kelten, Romanen, Germanen und Slaven, Stämme, die mit Ausnahme der Iberer der kaukasischen Rasse angehören, zu der jenes „Hünenvolk“ nach seiner Schädelbildung nicht zählte, und die überdies, wie die Sprachvergleichung lehrte, schon vor ihrer Einwanderung nach Europa Erz und Eisen kannten, während die Hünengräber keine Metallsachen enthalten. Das „Hünenvolk“ war ein europäisches Urvolk. Abgesehen von den südöstlichen Urstämmen

unsers Erdtheils bieten sich zwei große Völker zur Wahl dar: die Iberer und die Finnen. Ich habe früher selbst die Finnen für die Errichter der Steinbauten gehalten, nehme aber diese Meinung hiermit völlig zurück. Denn eine Ausdehnung der Finnen über den ganzen Westtheil Europa's müßte geschichtliche Zeugnisse hinterlassen haben und streitet überdies gegen die bekannte Ausbreitung der Iberer daselbst. Ebenso wäre nicht abzusehen, weßhalb ganz Norwegen und Schweden bis auf ihre südlichsten Gegenden ohne diese Steindenkmale sind. Das Volk, das sie errichtete, hatte seine Hauptmasse im Westen, während die Finnen sie im Osten hatten; es streckte sich von der pyrenäischen Halbinsel in einem Dreieck, dessen Schenkel die Küsten des atlantischen Meeres und der Nord- und Ostsee, dessen Basis eine Linie von der Rhone bis zum Pregel bilden, gen Nordost und hatte auch die brittischen und dänischen Inseln sammt Schwedens Südspitze besetzt. Bekanntlich sind die Iberer, deren letzte Reste in den Basken leben, die ältesten geschichtlich sicheren Bewohner des Pyrenäenlandes. Da sie östlich bis zu der Rhone reichten, wo sie mit den Ligurern gränzten, und da in der Gegend von Marseille die Steindenkmale gegen Südost enden, so liegt der Schluß nahe, daß sie jenes Volk sind, das seine Todten in den Hünengräbern und Riesenstuben begrub. Aus der geographischen Verbreitung dieser Bauten erhalten wir demnach das geschichtlich wichtige Ergebniß, daß der iberische Stamm vor dem Eindringen der Kelten außer Spanien und Südfrankreich bis zur Rhone auch Nordfrankreich, Brittannien, Norddeutschland, Dänemark und Schonen bewohnte."

5. Von angeblichen iberischen Erbauern.

Diese Ansicht hat sich nun bei uns ein- und festgebürgert. Die uralten Grab- und Kammerbauten aus Steinblöcken rühren von dem unbekannten Volke der Iberer her, — so heißt es einmal, und daß es allgemein so heißt, scheint ein Hauptgrund zu sein, weßhalb man sich leicht damit zufrieden giebt. Im Uebrigen hat diese Meinung auch nicht einen Faden von geschichtlichem Anhalt für sich, nicht eine einzige schwache trübe Ueberlieferung, nicht eine einzige sichere Spur entnommen aus Schädel- und Knochenbildung der Basken, auch nicht die leiseste Hindeutung aus der Gegenwart dieser iberischen Reste auf

ihre Vergangenheit. Denn dieser kleine baskische Volksrest hat durchaus nichts in seiner Natur oder Geschichte, was auf uralte große Bedeutung hinweiset, zeichnet sich auch weder durch Genie noch durch ungewöhnliche Thatkraft aus.

Seltsam, ein und dasselbe Volk soll sich über fast ganz Europa bis zum schwarzen Meer und über fast ganz Nordafrika verbreitet, soll auf diesen weit entlegenen Punkten die gewaltigsten Arbeiten verrichtet haben, und dann — soll es bis auf einen winzigen Rest spurlos verschwunden sein?

Es hätte sich, wie hier und da angenommen wird, in Handwerk und mechanischen Künsten viel größerer Fortschritte erfreuet, als die späteren Völker, die aller Orten an seine Stelle traten und soll ihnen nichts, gar nichts von seinen Künsten hinterlassen haben?

Noch wunderlicher, es soll nicht das schöne und fruchtbare Innere der Länder begehrt haben, sondern fast beständig eigenthümlichen Drang zum Meere hin gefühlt, es soll deßhalb immer wieder an den Meeresküsten gesiedelt und gewohnt haben: so an der Ost- und Nordsee, am Kanal, am atlantischen Ozean, am Mittelmeer und am schwarzen Meer.

Wenn es aber ein iberisches Volk war, das Spanien bewohnte, so ist bei aller noch so mächtigen Anziehungskraft, welche das Meer auf dasselbe übte, dennoch unbegreiflich, warum es seine Dolmen immer nur in den Küstenlanden rings um die pyrenäische Halbinsel, und niemals in deren breitem Innern aufrichtete, und warum es, wenn auch Frankreich von ihm bewohnt war, bloß die Strecke von der Bretagne bis zur Rhonemündung mit seinen Grabkammern besetzte.

Gerade jenes unbekannte Erbauervolk, das doch ungewöhnlicher Kräfte mächtig war, soll demnach immer und immer wieder verdrängt worden sein und gezwungen, seine Wohnsitze aufzugeben und wieder weiter zu wandern: so vom schwarzen Meer zur Ost- und Nordsee, von da nach Nordfrankreich, von da rings um die pyrenäische Halbinsel herum, von da nach Marocco, Algier, Tunis, Tripolis, und dort soll es sich dann in den Wüsten verloren haben.

Alles das ist doch schwer zu glauben, und widerspricht aller geschichtlichen, insbesondere kulturgeschichtlichen Erfahrung.

Da hält man sich doch besser an historisch bekannte Völker und untersucht zunächst, ob denn nicht jene Steinbauten von diesen herrühren können?

6. Arische Herkunft.

Der erste Gedanke geht auf arische Völker. In der That trifft man auf Steinbauten, wie sie uns hier beschäftigen, in allen Gebieten, wo Arier wohnten, also nicht bloß beinahe in ganz Europa, sondern auch in Persien und Indien. Wohin dagegen keine Arier kamen, da giebt es keine Dolmenbauten. Sie fehlen also in Aegypten, in den Ländern der Semiten, nur einige Plätze in Syrien und Palästina ausgenommen, sie fehlen auch in all' den weiten Gebieten der Turanier, Mongolen und Malayen.

Allein es werden zwei Thatsachen angeführt, welche gegen die arische Herkunft sprechen sollen: diese Thatsachen sind der Mangel an Erz und Eisen in den Grabkammern, und die Verschiedenheit, welche zwischen den darin gefundenen Schädeln und denen der Arier bestehen soll.

Es ist richtig, in den ältesten Steinkammern in Deutschland, Dänemark und Skandinavien fehlt das Eisen. Dies aber ist ein Metall, das, wenn es Jahrtausend lang von feuchter Erde umgeben ist, sich auflöst bis auf die letzte Spur, während Waffen und andere Geräthe aus Stein und Knochen und Horn, wie sie ja neben den metallenen noch lange Zeit fortgeführt wurden, sich erhielten. Das Fehlen aber von Bronze beweist nur, daß die ältesten Gräber zu einer Zeit gebauet wurden, in welcher der Erzhandel bis zu ihren Fundorten noch nicht vorgedrungen war. In Dolmen aber im Innern von Frankreich, sowie in England, Spanien und Nordafrika hat sich, und zwar nicht gerade selten, metallenes Geräthe vorgefunden.

Dürfen wir nun schließen, daß die metalllosen Grabkammern, die zugleich auch die einfachste Bauart zeigen, die ältesten sind, so haben wir diese entschieden im deutschen Verbreitungsgebiet zu suchen. Dazu stimmt auch, daß in einigen deutschen Hünenbetten sich Keile von Kupfer fanden, welche in der Form denen von Stein nachgeahmt waren, und zwar in einem Metall, das sich am leichtesten schmelzen und formen ließ. Im holländischen Seeland begegnet uns bereits ein mit Bildwerk verzierter Bau, weiter westlich nehmen die Verzierungen und Inschriften zu, während Deck- und Tragsteine in Deutschland ihrer entbehren. Viel prächtiger, als hier, und kunstvoller wird der Bau der Dolmen in der Bretagne und auf den englischen und

schottischen Inseln, reicher auch der Inhalt: diese sind also später entstanden. Die jüngsten Steinbauten dieser Art sind jedenfalls die afrikanischen, deren Stätten weit auseinander liegen, die auf diesen aber gehäuft sind, in ihrer ganzen äußeren Einrichtung auch mehr künstlich Erdachtes verrathen und im Innern öfter Gold- und Bronzesachen und Münzen ergaben.

Was aber die Schädel betrifft, so haben sie sich von sehr verschiedener Bildung gefunden, mächtige arische neben schmalen oder kurzen von scheinbar nicht arischer Art. Quatrefages fand in französischen und brittischen Dolmen kleine Brachykephalen und große Dolichokephalen, Faidherbe in afrikanischen Schädel und Knochenbau wie bei den stärksten Grenadieren. Ueberhaupt aber hat noch keine Messung und Vergleichung all' der in Betracht kommenden Schädel so allgemein durch wissenschaftliche Fachmänner Statt gefunden, daß man darauf hin sichere Schlüsse in die Vergangenheit hinein bauen möchte.

Eines aber ist gewiß: das Volk, das die Dolmen und verwandten Bauten errichtete, mußte ein seefahrendes und mit der See vertrautes Volk sein. Denn sonst hätte es nicht so beständig rings umher die Küstenlande, nicht so kundig die guten An- und Einfahrten, nicht mit solcher Vorliebe gerade die Inseln und Landspitzen aufgesucht. Nur zur See ließen sich die weit entlegenen Küstenplätze, welche mit Dolmen geschmückt sind, leicht erreichen. Auf den Dolmen bei Herrestrup auf Seeland findet man Bilder von Schiffen mit zehn und dreißig Mann eingehauen.

Welche Völker waren nun im früheſten Alterthum rüstige Seefahrer? Phönizier, Griechen, Germanen, nicht Iberer und Kelten, nicht Slaven und Finnen. Phönizier aber können die Erbauer der Dolmen nicht gewesen sein, sonst fänden sich der letzteren mehr in ihrem eigenen Lande und dessen Nachbarschaft. Auch würden sie ebenso wenig wie homerische Helden, wenn jemals ihre Flotten vom Mittelmeere aus sich so weit vorgewagt hätten, am atlantischen Ozean, an der Nord- und Ostsee, am wenigsten bis tief in Deutschland hinein Herrschaft und Ansiedlung gehabt haben, ohne daß geschichtliche Spuren und Nachrichten daran erinnerten.

Man kann also nur an Germanen denken. Was auf entfernten nördlichen Meeren und Küsten vor sich ging, konnte lange Zeit hin-

durch den Völkern am mittelländischen Meer völlig verborgen bleiben, während wir sofort, als die Germanen aus dem historischen Dunkel etwas an's Licht treten, hören von weiten Raubfahrten der Chauken und Sachsen zur See nach Gallien und Brittanien, und von gothischen Heimsuchungen am schwarzen Meer, am Bosporus und an den Gestaden des östlichen Mittelmeeres. Aus früherer Zeit ist nur die einzige Nachricht überliefert, welche sich von den Tamehu-Nordvölkern, die weiße Haut, meist blaue Augen und blondes Haar hatten, auf der Inschrift von Karnak findet. Ihr Angriff auf das Nilland fällt etwa fünfzehnhundert Jahre vor Christus.

7. Wikinger in grauer Vorzeit.

Für die Vermuthung aber, daß Germanen die Erbauer der Dolmen gewesen, sprechen nicht wenige Thatsachen.

Können wir einer bessern Schilderung eines solchen Grabmals begegnen, als im Beowulf? Sie beweist uns, wie die Todtenburg an der Brandungsklippe in der Vorstellung germanischer Seefahrer lebte, denn so bittet der sterbende Beowulf seinen Gefährten Weohstan:

„Laßt durch die Streitberühmten
mir nach dem Brand am Vorgebirg des Meeres
den Grabeshügel bauen. Meinem Volke
zum Angedenken mag er hoch empor
am Wallfischkape ragen, daß von nun an
ihn Berg des Beowulf Schiffer nennen,
die durch der Fluthen Nebel steuern fern hin
die hohen Schiffe."

Ein solcher Hügel wurde noch um das Jahr 900 nach Christus dem norwegischen König Harald Schönhaar erbauet. Zu Häupten und zu Füßen standen große Tragsteine, und darüber wurde ein Deckstein gelegt, der zwei Ellen breit und mehr als zwölf lang war. Die Leiche des gewaltigen Königs wurde hinein gelegt und darüber Erde aufgeschüttet, bis der Hügel hoch und rund war.

Das Ungeschlachte, Riesige, Kühne solcher Steinbauten lag ganz im Charakter der Germanen, es forderte die höchste Anspannung der Kräfte heraus, und haben wir das Zustandekommen des Werkes uns etwa in folgender Weise zu denken. Mühsam schleppten sie, und zwar

öfter weit her, die mächtigen Steinbänke, die sie zu Tragsteinen wollten, richteten sie her und festigten sie im Erdboden, daß sie aufrecht standen. Dann schütteten sie Erde darüber und stampften sie fest, jedoch so, daß vom Hügel eine lange schiefe Ebene herab lief. Nun kam die schwerste Arbeit. Der ungeheure Dachstein mußte auf Walzen den schrägen Abhang herauf geschafft werden, Hunderte spannten sich mit ihren Pferden an die Bast- und Lederseile und zogen mit Macht, während die Gefährten an den Walzen und Hebeln arbeiteten. War der Deckstein oben und war er scharf auf die Träger gepaßt, so wurde der Hügel entweder ringsum abgerundet, oder überall die Erde abgetragen, daß der Steinbau nackt vom Hügel auf's Meer sah. Wenn ein Deckstein sehr groß war, erschien es vielleicht einfacher und weniger mühselig, ihn auf seinem Lagerort mit Hebebäumen bald an einem, bald am andern Ende zu heben und auf Rollen zu schieben, während er abwechselnd mit Baumstämmen, kleineren Steinen und Erde gestützt wurde, bis man ihn so weit in der Höhe hatte, daß sich die Tragsteine darunter anbringen ließen. Vielleicht verstand man in den Nordländern auch, die hebende und sprengende Kraft des Eises und andere Naturkräfte zu benützen, Erfahrungen, die dem später Lebenden, der auf feinere Werkzeuge vertrauen konnte, verloren gingen.

Germanischen Ursprung beweisen die Inschriften in Runen, wie sie auf dem prächtigen Bau zu Maeshove, auf einer Orkneyinsel, auf der Isle of Man, und zu Mané Lud in der Bretagne unzweifelhaft vorkommen, aber noch nicht mit Sicherheit entziffert sind. Inschriften wie auf den Dolmen in Brecknoshire in Nordwales oder bei Bona in Algier wurden dort als willkürliche Verzierungen, hier als Berberschrift gedeutet, scheinen aber Runen zu sein. Nicht selten begegnen auf den Dolmensteinen eingehauen Thorshämmer, die man in Deutschland Donnerkeile, in Dänemark und England Donnersteine, und in der Bretagne Men jurn, d. h. ebenfalls Donnersteine benennt. Ausdrucksvoll sind sie in der Steinkammer zu Mané er H'röek ausgeprägt.

Die ganze Anlage endlich und der Inhalt der Todtenburgen ist im Wesentlichen aller Arten vollständig so, wie in den gleichen Steinkammern in Deutschland, mögen sie unbedeckt sein oder in einzelnen mächtig aufragenden Grabhügeln stecken, die wir aus früherer oder späterer Zeit auf deutschem Boden in so großer Menge finden.

Bau und Inhalt sind in den offen liegenden Steinkammern in Deutschland nur roher und einfacher, als anderwärts; Einzelhügel dagegen ergeben hier häufig Schmucksachen und Geräth aus einer mehr vorgeschrittenen Zeit: der Charakter aber ist immer derselbe.

Da nun die Dolmenbauten wie die hohen Einzelhügel in ganz Norddeutschland verbreitet sind, während sie — mit Ausnahme des westlichen Frankreich — anderswo nur auf Inseln oder auf Landspitzen oder doch nicht weit von Küstenlinien sich antreffen lassen, — da wir ferner wissen, daß in dem Winkel, welchen die jütische Halbinsel mit der Nordsee bildet, und in den anstoßenden Landen die Raub- und Eroberungsfahrten der Sachsen, Angeln, Dänen und Nordmannen oder unter welchem Sammelnamen immer dies germanische Seevolk erscheint, Heimstätte und Ausgangspunkt hatten, — so liegt wohl der Schluß nahe, daß diese Raub- und Eroberungszüge schon längst vor Christus ungemessene Zeiten hindurch fort und fort Statt fanden, daß germanische Seefahrer — in einem Jahre waren es viele, im andern weniger — die niederländischen, französischen, englischen, spanischen und portugiesischen Küsten entlang und weiter zwischen den Säulen des Herkules hindurch und die nordafrikanische Küste entlang steuerten, daß sie hier und dort sich eine Zeitlang herrschend festsetzten und hoch an der Küste zum Andenken ihrer Kämpfe Denk- und zu Ehren ihrer Helden Grabmäler errichteten.

Mit dieser Annahme fällt ein großer Theil der Unbegreiflichkeiten weg, die sich ohne dieselbe an die Fundstätten und Anlagen der Dolmen und verwandten Bauten knüpfen.

Die Dolmenkette aber, die von der Bretagne durch Frankreich hin bis in die Gegend der Rhonemündung noch jetzt wahrzunehmen, bezeichnet den Heerweg, welchen die wilden Freischaaren nahmen, wollten sie im graden Striche rasch und leicht vom atlantischen in's Mittelmeer gelangen, während ihre Schiffe die sturmvollen Buchten und Spitzen der pyrenäischen Halbinsel zu umsegeln hatten.

In Italien und Griechenland konnte sich dies Räubervolk niemals festsetzen, weil sich dort ihnen gebildetere waffenkundige Völker entgegenstellten.

Im armen Schweden und Norwegen, wo früher Finnen und Lappen wohnten, fand sich, mit Ausnahme der von Germanen wohlbebauten Südspitze, kein Raub zu holen und zu bergen. Deshalb

sind in den genannten Ländern Dolmen so selten. Wenn aber Dolmenbauten sich im östlichen England so viel seltener, als an der Westküste, zeigen, so erklärt sich dies vielleicht daraus, daß sie theils aus Haß gegen die Dänen zertrümmert, theils die Steinblöcke, weil es an solchen im wohlbebauten Lande mangelte, abgetragen und verbraucht wurden. Im östlichen Bereich des Mittelmeers aber sind es wohl Gothen gewesen, welche die Küsten heimsuchten: ihre Seeherrschaft war jedoch vorüber gehend, deshalb finden sich auch dort weniger die Dolmen.

Auf die Züge aber der Alanen, Sueven und Vandalen nach Frankreich, Spanien und Afrika, der Sachsen und Dänen nach England, der Normannen nach den Niederlanden, der Normandie, Spanien und Italien, die zur Zeit der sogenannten Völkerwanderung Statt fanden und die in den drei folgenden Jahrhunderten noch nicht aufhörten, fällt etwas mehr Licht, sobald man sich sagen muß, daß sie Heerwege aufsuchten, die sie schon aus ihrer Vorfahren mündlichen Ueberlieferung kannten. Ohne Zweifel haben alle diese Völker, so lange sie noch nicht zum Christenthum übergingen, in den Ländern, die sie zeitweise besetzten, ebenfalls ihre Denk- und Grabmäler von riesigen Steinblöcken aufgethürmt.

Es sind also die Dolmen für geschichtliche Untersuchungen in mancher Hinsicht dienlich. Sie sind Zeugen der Geistes- und Sittenverwandtschaft der arischen Völker, die sich gleich blieb, in welchem Lande oder Welttheil sie auch wohnen mochten. Der Menhirkreis bei Peschawer, das von Denksteinen besetzte Thal in den indischen Khassiabergen erinnert gar sehr an die Gefilde voll Menhirs in England und Frankreich. In der That bekunden die Dolmen noch jetzt, in wie vielen Landen die Germanen, und wenn es auch nur Wikinger waren, im Alterthum umhergeschweift sind. Zugleich finden wir in und an den Grabresten und Denksteinen Merkzeichen, um das Lebensalter unseres Stammes zu schätzen. Vergleicht man aber bei Völkern von uralter Vergangenheit die verschiedenen Arten der Todtenbestattung, so öffnet sich ein, wenn auch nur dämmernder Einblick in die religiösen Ideen, von welchen sie in ihren ältesten Zeiten ausgingen.

Bei solcher Bedeutung, welche die Dolmenfrage für die Geschichte hat, verdiente sie wohl bis auf den Grund aufgeklärt zu

werden. Es ist darüber schon eine umfangreiche Literatur vorhanden, allein sie steckt voll von Dunkelheiten, von unvereinbaren Gegensätzen, von wunderlichen Ansichten ohne festen Untergrund. Wohl wäre es an der Zeit, daß hier eine allseitige, gründliche und umfassende Forschung stattfände, geführt von Männern, die mit allem wohlvertraut, was wir von der gemeinsamen Religion und Sitte der Arier, insbesondere von Sprache und Schrift, Schiff und Geräth der Germanen wissen. Das Nächste müßte das Durchsuchen und Feststellen der Dolmen und verwandten Bauten in der Bretagne sein; sodann auf den brittischen Inseln, im ganzen westlichen Frankreich, in Spanien und Nordafrika; Diesem schlösse alsdann sich an, was sich Aehnliches in Deutschland, den Niederlanden und skandinavischen Gebieten findet. All' die Denkmale mit sämmtlichen Inschriften und Zeichnungen, die sich daran zeigen, müßten sorgfältig abgebildet und zu Vergleichungen zusammen gestellt sein.

Ein solches Werk würde nicht wenig beitragen zur Aufhellung des germanischen Alterthums, auf welchem noch so viele dunkle Schatten liegen. Albernen Vorstellungen von Franzosen und Italienern ist bei uns zu viel Raum gegeben. Wie lange hat es nicht gedauert, bis der im romanischen Bildungsdünkel entstandene Glaube, die Völkerwanderung sei nichts als ein wüstes Gewoge von Barbarei und Zerstörung gewesen, sich nur etwas verflüchtigte! Noch immer gleicht ja unsere älteste Geschichte einer unabsehlichen Küstenlandschaft, hinter welcher end- und gestaltlos ein Meer, nämlich die Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, sich ausdehnen, während man in der Landschaft wohl Felsgebirg, Hochwald und Strandniederung unterscheidet, jedoch die Küstenlinie selbst noch von Nebel und Verworrenheit unterbrochen wird.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Bestattung.

1. Leichenhülfe.

Keine gräulichere Vorstellung gab es bei Germanen, als daß Gatte oder Kind, Verwandter oder Nachbar todt daliege und unbe-

stattet im wilden Wald oder auf offenem Feld. Wer in Island von einem todten Gefährten fortging, ohne ihm die Augen zuzudrücken und eine Hülle überzuwerfen, mußte das Land meiden. Das Aergste, was der Haß über den Tod hinaus einem Feinde anthun konnte, war, ihn selbst des Grabes zu berauben. Als im Eddalied von der Gudrun der Brüder Neid und Haß den herrlichen Sigurd, ihren Gatten, erschlug, sagt ihr Högni voll grimmigen Hohnes:

Er liegt zerhauen
Jenseits des Stromes,
Der Mörder Guthorms,
Den Wölfen zum Fraß.
Sieh dort den Sigurd
Auf südlichen Wegen,
Da hörst Du
Wie die Raben krächzen,
Die Adler schreien,
Der Aetzung froh,
Die Wölfe heulen
Um Deinen Gemahl.

„Wie magst Du mir, Högni,
Des Harms soviel,
Der Freudelosen
So bitter Leid
Erzählen und sagen!
Es sollen die Raben
Dein Herz zerfleischen,
Weit über die Lande
Wo Niemand Du kennst!

Um die landesfeindlichen Anhänger des Königs Olaf öffentlich noch im Tode zu treffen, zur Abschreckung für Jedermann, beschloß in Norwegen das siegreiche Volk: „Es sollten alle Die, welche mit König Olaf gefallen, keine Leichenhülfe haben, wie sie guten Männern ziemte. Diejenigen aber, welche mächtig waren und Freunde hatten unter den Gefallenen auf der Walstätte, achteten dessen nicht. Sie brachten ihre Freunde zur Kirche und gewährten ihnen Leichenhülfe.“ Denn sie wollten nicht die Schmach auf sich nehmen, daß sie ihre Blutsfreunde liegen ließen unbestattet.

„Ihre Gefallenen tragen sie zurück, auch wenn das Treffen noch schwankt,“ — berichtete Tacitus. Als der kühne Held Ammatas

gefallen war, da ließ der Vandalenkönig Gelimer vom Feinde ab, um Jenem erst die Leichenfeier zu halten, obwohl die Zögerung ihm und seinem Heere verhängnißvoll wurde und verderblich.

Des Todten sollen sich nicht bloß, die in seiner Sippe stehen, erbarmen, sondern jeder gute Mensch soll ihm Leichenhülfe leisten. So heißt es im Sigurdarliede der Edda:

Begrabe den Todten,
Wenn auf dem Felde Du ihn findest,
Sei er an Krankheit gestorben,
Oder im Meere ertrunken,
Oder mit Waffen erschlagen.
Einen Hügel errichte dem Heimgegangnen,
Wasch' Hände und Haupt ihm,
Kämme und trockene ihn,
Ehe er in den Sarg kommt,
Und bete, daß selig er schlafe.

Aber nicht nur Bestattung war Pflicht, sondern auch äußerste Sorgfalt, daß der Todte nicht verletzt oder beunruhigt werde. Wenn Einer die Raubvögel, die auf einem Leichnam saßen, wegschießen wollte und traf den Körper, mußte er nach baierischem Gesetz zwölf Solidi zahlen. Das allemannische strafte das Ausgraben jeder Leiche und wäre es nur eines Knechtes oder einer Magd. Nach fränkischem Volksrecht war schon straffällig, wer den Todten beunruhigte, indem er in dessen Grab eine andere Leiche legen wollte, oder etwas, was auf dem Grabe errichtet war, umwarf. Damit ihr großer Alarich niemals im Grabe beunruhigt werde, gruben die Westgothen den Busento ab, ließen durch Gefangene im Flußbette dem König das Grab machen, leiteten den Fluß wieder darüber und tödteten jene Gefangenen sämmtlich, auf daß Niemand die Stätte wisse, wo der König ruhe.

Weshalb nun die innere starke Mahnung an Leichenhülfe? Weshalb die Gesetze gegen Leichenschändung? Weshalb überhaupt soviel Sorge, um durch Steinkammern, Grab- und Hügelaufschüttung und Dornenhecken jede Beunruhigung der Todten zu verhüten? Die starre Leiche war ja empfindungslos. Offenbar war ein Glaube da, etwas vom Todten lebe noch, und dies Fortleben werde durch Schändung seiner Leiche schwer getroffen. Noch stärker giebt sich

dieser Glaube kund in der Ausstattung, mit welcher der Todte in's Grab gesenkt wurde.

2. Gräberformen.

Außer den Hünenbetten giebt es auf deutschem Boden noch eine zahllose Menge von Gräbern der Vorzeit. Soweit und soviel ihrer aufgedeckt sind, können wir nicht zweifeln, daß Germanen darin bestattet wurden.

Es finden sich zwei Formen: hohe runde Einzelhügel, und Friedhöfe, auf welchen die Todten in Reihen neben einander liegen, wie noch heutzutage, — jene für Fürsten, Grafen, Gefolgsführer und reiche Leute, diese für das Volk überhaupt, — wo von jenen Drei oder Fünf, diese zu Tausend.

Beide haben ihre Stätte gewöhnlich nicht weit von Heerstraßen. Selten trifft man sie in tiefen Gründen, um so häufiger auf Hochflächen, oder am Abhang von Anhöhen, die eine weite Rundsicht darboten.

Die frühesten dieser Gräber sind leicht daran zu erkennen, daß die Gebeine verwittert sind und neben ihnen bloß steinerne Aexte und anderes Geräth von Stein oder Bein oder Horn sich erhalten haben.

Die Form aber bleibt sich bei Hügel- wie bei den Reihengräbern gleich von den ältesten bis zu den jüngsten zu Anfang der Franken- und Allemannenzeit, und noch bemerkenswerther ist die Uebereinstimmung, die sich soweit findet, als deutscher Boden reicht.

Im Uebrigen herrschte, sowohl was den Bau als die Benützung der Gräber betraf, eine Freiheit, die dem Einzelnen wie den Gemeinden zustand.

Die Hügel zeigen ganz verschiedene Größen. Ihre Höhe wechselt von 4 bis zu 40 Fuß, ihr Durchmesser am Boden von 17 bis 70 Fuß. Die Gestalt ist rund oder länglich rund. Oft liegen sie, besonders die mächtigsten, einsam auf der Haide oder im Walde, häufig da, wo offenes Feld und Wald sich berühren. Nicht selten sieht man mehrere, ja eine Menge beisammen. Auch dicht bei den alten Friedhöfen wurden sie errichtet. Die Erde ist künstlich aufgeschüttet, und es kommt vor, daß auch eine Schicht Erde anders woher, als aus der unmittelbaren Nähe, geholt ist.

Das Innere des Hügels ist auch wohl zu größerer Festigkeit mit großen und kleinen Steinblöcken durchsetzt. Manchmal zeigen diese

sich rings um den Hügel in regelmäßigen Zwischenräumen, mitunter sind sie inwendig rings um den Todten, oder oben auf dem Hügel angebracht. Auf der Höhe desselben oder im Umkreis auf dem Grunde wurde, um die Annäherung von wilden und zahmen Thieren zu verhindern, öfter ein kleines Dickicht angepflanzt, besonders von Weißdorn, Hainbuchen und Hasel. Auch künstlich hergestelltes Flechtwerk diente zum Schutze.

Die Grabkammer befindet sich stets tief in der Erde, mehr oben oder mehr unten im Hügel. Häufig ist sie aus rohem Gestein zusammengesetzt, ein andermal aus tafelförmigem, dessen Fugen durch kleinere Steine verdeckt sind, oder aus gebrannten Ziegeln. Auch bekunden sich Reste von Holzverschalung aus starken Eichenbohlen, welche das Behältniß umgab. Der Boden der Grabkammer entbehrt meist eines Pflasters, jedoch ist ein solches auch wohl hergestellt aus kleinen runden Steinen oder Steinplatten oder aus geschlagenem Thon. Kurz, je nach Neigung und Reichthum sind die Grabhügel bald höher, fester und ebenmäßiger, bald niedriger und lockerer gebaut, und die Todtenkammern in der einen oder andern Weise oder auch gar nicht eingerichtet.

Ebenso große Verschiedenheit zeigt sich in der Benützung der Hügel. In einem war nur Einer beigesetzt, im andern waren es Mehrere. Viele haben gar keine Steinkammer, dagegen mehrere Gräber neben und über einander. Auch findet sich wohl einmal noch ein Skelett außen an der Grabkammer. Desgleichen giebt es in einigen Hochhügeln Thierknochen, in andern fehlen sie.

Ueber die sogenannten Reihengräber ist wenig mehr zu sagen. Sie waren von altersher die Friedhöfe der Gemeinden, auf welchen sich die Gräber oft zu mehreren Tausenden beisammen finden. Auch längs des Strandes der Ostsee hat man Reihen von Gerippen mit Steinmessern im Sande entdeckt.

Diese Sitte der germanischen Friedhöfe hat sich so weit verbreitet, als gebildete Völker wohnen. Sie war ja auch die natürlichste und einfachste. Aehnlich wie früher die hohen Leichenhügel sich neben der Menge der kleinen erhoben, giebt es jetzt große ausgemauerte Erbbegräbnisse auf dem Friedhofe. Der Unterschied jener alten Friedhöfe gegen die heutige Gewohnheit bestand hauptsächlich in drei Stücken. Man legte die Gräber ehemals weiter auseinander,

in Zwischenräumen von vier bis fünf Fuß. Die Richtung von Westen nach Osten, so daß das Haupt gegen Sonnenaufgang lag, wurde gewöhnlich beobachtet. Die Leichen wurden, wenn Platz mangelte, schichtenweise übereinander begraben, weil von der theuren Stätte, wo ihre Verwandten und Voreltern ruheten, die Nachkommenden nicht weichen wollten. Ob von den in Reihen liegenden Gräbern jedes seinen niedrigen länglichen Hügel hatte, wie heutzutage, läßt sich nicht feststellen: wahrscheinlich ist es wohl.

So scharf, wo es auf Recht und Freiheit ankam, die Stammesunterschiede bei Germanen gewahrt wurden, und so unzweifelhaft die hohen Einzelhügel nur Solchen gehörten, die im Leben durch Macht und Ansehen hervorragten, — auf den Friedhöfen findet sich kein Unterschied in den Gräbern von hoch und niedrig Geborenen. Adlige, Gemeinfreie, Hörige, Knechte erhalten hier gleiche Gräber: nur der ärmere oder reichere Inhalt an Beigaben unterscheidet Arm und Reich, Freie und Hörige. Mitten zwischen den Gräbern der Wohlhabenden finden sich ganz ärmlich ausgestattete. Im Tode theilen Alle dieselbe Stätte: das weiset auch darauf hin, wie Herrenleute und Dienstleute im Leben auf freundlichem Fuße verkehrten.

Im Uebrigen gab sich hervorragender Stand wohl in den Grabmalen zu erkennen. Große Steinkammern auf Anhöhen und in mächtigen Hügeln, — niedrigere Hügel mit engen Steinkammern im Innern, welche den Dolmenbau in kleinerem Maßstabe wiederholten, — Reihengräber mit geringem ländlichen Hügel oder gar keiner Erhöhung — alle drei Formen kommen neben einander vor, so lange die Germanen nicht zum Christenthum übergingen, und auch unter dem letzteren ist die Form der Einzelhügel noch lange Zeit nicht ganz aufgegeben worden. Der mächtige Dolmenbau aber ziemte für Fürsten und Könige, die geringeren Einzelhügel wurden mächtigen, angesehenen Herren zu Theil, das niedrige Grab in der Reihe der Gemeindegenossen allen Andern.

Uebrigens war es keineswegs ein Gesetz, daß man jeden Todten, dem man nicht einen Hochhügel schichten wollte, zum Friedhofe brachte. Zahllos wurden Leichen auf der Stelle eingegraben, auf welcher sie den letzten Seufzer ausgehaucht. In Torfmooren hat man hier und dort vereinzelt Gerippe gefunden, die in Fellen sorgfältig mit Riemen eingebunden waren.

Durch eine besondere Art von Bestattung wurde wohl einmal der Seeheld geehrt. Man setzte den todten Herrn in sein Schiff auf den Hochplatz, von welchem einst sein Kommando schallte, und ließ das Fahrzeug auf den Wellen treiben in unbekannte Gewässer. Oder man zog das Schiff, das er im Leben heiß geliebt, an's Land, machte ihm darin sein Gemach zurecht, und überschüttete das ganze Fahrzeug mit Erde, bis aus der Höhe des Hügels nur noch die Mastspitze hervorragte.

3. Beisetzung.

Wie zum Feste sollte der Todte eingehen zum Grabe. Deshalb mußte er gereinigt werden und gewaschen, wenigstens an Haupt und Händen, dann sorgfältig getrocknet und gekämmt und an den Nägeln beschnitten. Darauf wurde er angethan mit seinem vollen Gewande, mit seinem Heer- und Werkgeräth, die Schuhe fest gebunden zur Wanderung in's unbekannte Land.

Das Behältniß, in welchem die Leiche beigesetzt wurde, war der Regel nach der Baumsarg, der sich in dem waldreichen Lande von selbst darbot und leicht hergestellt war. Man fällte einen dicken Eich-, Buchen- oder andern Baum von hartem Holz, nahm ein Mittelstück von über Manneslänge heraus und spaltete es durch eingetriebene Keile der Länge nach in zwei gleiche Theile. Dann wurde mit der Axt in der einen Hälfte oder auch in beiden Hälften eine längliche Höhlung ausgehauen, geräumig genug, um die Leiche mit den Beigaben aufzunehmen. Die Rinde wurde vom Baume abgeschält, weil ihr Verwittern das Holz rascher angriff. In späterer Zeit nahm man auch Sargkisten, die mit Eisen beschlagen wurden.

Da sich öfter nur ganz geringe oder gar keine Holzüberreste bei den Gerippen finden, so scheint es, daß Leichen von Armen und Dienstleuten nur mit einem Brette bedeckt oder rings von Erde umgeben beigesetzt wurden. Jedoch ist noch kein ganz sicheres Gesetz ermittelt, in wie vielen Jahren Holz in feuchter Erde spurlos verwittert. Leichen von Angehörigen, die weder verachtet noch feindlich gewesen, außer in Eile und Noth, bloß mit Erde zu bewerfen, das widersprach wohl dem Gefühl der Germanen, welche Todtenbestattung nicht leicht nahmen.

Im Baumsarg lag der Todte auf dem Rücken. War ihm dagegen eine Kammer von Steinen erbaut oder von Pfählen und Brettern gezimmert, so gab man der Leiche darin verschiedene Stellungen. Bald findet man sie sitzend, bald kauernd. Das Haupt ist öfter durch untergelegte Steine etwas erhöht. Waren Kinder mit den Eltern gestorben, so wurden sie Diesen im Sarge beigegeben. In einem Grabe fanden sich Vater und Mutter und zwischen ihnen in Beider verschränkten Armen das Kind, — ein rührender Ausdruck der elterlichen Zärtlichkeit.

War nun der Todte im steineren oder hölzernen Sarg gebettet, so wurde im irdenen Geschirr Speis und Trank ihm beigesetzt. Die Speise bestand gewöhnlich in Eiern und Hühnern. Auch Haselnüsse fanden sich beigegeben.

Ein Mann wurde bestattet als zöge er in den Krieg, eine Frau als machte sie Hochzeit. Dem Mann fehlten also nicht Schwert und Beil und Messer, Schild und Lanze und Pfeil und Bogen, das Wehrgehänge, Kamm und Rasirmesser, Mantel- und Gürtelspangen, Zielscheiben und Ringe, und der Sporn am linken Fuß, je nachdem er solche Stücke im Leben getragen, dabei sein Trinkbecher, Meißel, Angelhaken und anderes Werkgeräth, das er gebrauchte. Die Frauengräber enthalten Stirnbänder, Gürtelgehänge, Fibeln, Ringe für Hals und Ober- und Unterarm, für Finger und Ohren, Gehänge von Glas-, Bernstein- und Thonkügelchen und andern Schmucksachen, Spindel, Nadeln und Scheeren, Kessel, Becken und Schüsseln.

Das meiste Geräth dieser Art ist aus Bronze, einiges aus Kupfer und Gold. In der That hielt man Edelmetall keineswegs zurück, im Gegentheil war es fromme Sitte, Kleinode und Kostbarkeiten dem Todten mit in's Grab zu geben. Mit Fürsten und Königen wurde ihr Schätzehort vergraben. Die dunkle Erde verschlang, was das Leben glänzend geziert hatte. Im Gefühl tiefster Achtung und Liebe entäußerten sich die Erben der Schätze, die ihnen der Todte hinterlassen hatte. Dieser Brauch nahm so sehr Ueberhand, daß König Theodorich glaubte, mit Gesetzen dagegen eifern zu müssen.

Auf dem Grabe wurden häufig, wenn der Hügel nicht schon für sich redete, daß hier ein angesehener Mann bestattet war, allerlei Gerüst errichtet, Stangen, Bretter, Denksteine. Von dieser Sitte

finden wir Spuren in Gesetzen und Sagen, jedoch nichts Näheres angegeben.

4. Ueber Feuerbestattung.

Wie aber, so wird man fragen, verhielt es sich mit dem Verbrennen der Leichen? Allgemein wird jetzt angenommen: bei den Germanen habe Beides neben einander geherrscht, Feuerbestattung und Beisetzung in der Erde. Man weiß nur nicht, ob bloße Willkür oder ein besonderer Grund für das Eine oder Andere den Ausschlag gab.

In der That finden wir schon in Dolmen Brandreste, wenn auch äußerst spärlich. In Kammern, welche in Hügeln stecken, sind Urnen mit verbrannten Knochenresten nicht selten. Die Reihengräber zeigen dagegen viel häufiger Gerippe, ohne Asche und Urnen ganz auszuschließen. Wo an gemeinsamen Begräbnißstätten Leichenbrand vorkommt, da sind Asche und Urnen, in ähnlicher Weise wie die Gebeine, beigesetzt in Behältnissen von Stein oder Holz oder Thon, bald mit bald ohne Unterlagen oder Decken von Stein.

Gleichwohl erheben sich gegen die Annahme, Feuer- oder Leichenbestattung seien von jeher neben einander Brauch gewesen, gewichtige Bedenken.

Es ist an sich schwer glaublich, daß solche Zweiung in so ernster Angelegenheit in der Volkssitte von Anfang heimisch gewesen. Mit ihr will auch nicht recht stimmen die Zugabe von Waffen, Geräthen und Kleinoden.

Die ältesten Dolmen und Einzelhügel enthalten auffallend selten Leichenbrand, und nur zerstreut zeigt er sich, keineswegs allgemein, in den Reihengräbern, die wir doch als die eigentlichen Volksgräber ansehen müssen. Wäre das Verbrennen in alter Volkssitte begründet gewesen, so müßten die Reihengräber viel häufiger, als der Fall ist, die Spuren nachweisen.

In den schriftlichen Nachrichten begegnet uns äußerst spärlich etwas, das sich auf Feuerbestattung deuten ließe. Jakob Grimm hat eifrig danach gesucht und seine Ausbeute sorgfältig in der Schrift „Ueber das Verbrennen der Leichen“ dargelegt, aber gerade die Dürftigkeit der Ausbeute spricht dagegen.

In Norwegen kommt, wie Engelhardt berechnete, auf acht

Gräber aus der frühesten Zeit mit Knochen erst eines mit Leichenbrand. Auch in Schweden findet er sich gerade in den ältesten Gräbern selten.

Außer bei den Sachsen enthalten die Volksgesetze der Franken, Allemannen, Burgunder, Baiern, Gothen und Longobarden keine Spur von Leichenbrand. Wäre er nationale Sitte gewesen, so hätte sie nicht so leicht verschwinden können, und wäre noch nach Jahrhunderten hier und dort hervorgetreten.

Auffallend ist endlich, daß gerade in den Urnen sich öfter römische Münzen finden: sie sind, scheint es, der Obolus gewesen, welchen man nach Römerart dem Todten mit gab.

Vielleicht läßt sich das Räthsel folgender Gestalt lösen. Manches spricht dafür, daß bei den Germanen es uralter Brauch war, einem Todten die Weichtheile zu entnehmen, sie zu verbrennen und in einem Gefäß beizusetzen, den Leib aber mit Holz und Beeren von Wachholder und anderen harzigen Stoffen zu füllen, damit die Verwesung möglichst fern gehalten werde. Man wüßte sonst nicht, warum Wachholder den Todten heilig war, und warum sich Stücke wohlriechenden Holzes in Gräbern finden. Auch war es noch im späten Mittelalter Sitte, daß eines Fürsten Herz und Eingeweide an dem einen, sein Körper an dem andern Orte beigesetzt wurde: im Fürstenstande aber hat sich manche germanische Sitte erhalten, die sonst im Volke verschwunden.

Eine Menge Urnen mag die Bestimmung gehabt haben, die Asche der Eingeweide zu bergen: dazu paßt auch ihre auffallende Kleinheit. Eine andere Anzahl von Aschenurnen, die wir jetzt finden, mag Römern und Romanisirten angehört haben: darauf deuten auch Fläschchen und Lampen in den Gräbern. Viele Germanen aber, besonders Vornehmere, nahmen die römische Sitte als ein Stück höherer Kultur an, und deshalb ließen sich Reihengräber mit Urnen und einer römischen Münze darin selbst in Brandenburg, Obersachsen und Schlesien antreffen. So konnte Tacitus von der Feuerbestattung bei den Germanen reden, obgleich ihm gerade dabei begegnete, daß er einer schönen Redefigur wegen schrieb: „Das Grab erhöht ein Rasenhügel, der Denkmale harte und mühselige Ehre, als drückten sie die Todten, verschmähen sie," während doch keine größere Last, als ein mächtiger Erdhügel, drückend auf dem Todten liegen konnte. Wenn aber noch Karls des Großen Gesetz gegen den Leichenbrand bei den Sachsen eifern mußte, so finden wir vielleicht gerade in dieser

Stelle eine Andeutung der ursprünglichen Sitte. Denn das Gesetz will nicht Den schon dem Tode bestrafen, „der eine Leiche verbrennt,“ sondern es setzt hinzu, „und die Knochen in Asche verwandelt.“ Das Verbrennen bloß der Weichtheile blieb straflos, weil in alter Sitte begründet.

5. Ueber angebliche Todtenopfer von Mensch und Thier.

Die stille Erde spricht nicht. Aus ihrem Dunkel geht nur hervor, was Menschen hineingethan: den Zweck, der sie dabei leitete, die Verbindung mit den Sachen im Grab müssen wir selbst finden.

Glaubten nun die Germanen wirklich, nach dem Tode bedürfe noch der Mann seines Heergeräths und das Weib seines Schmuckes und aller Frauengerade? Noch mehr, konnten sie sich denn vorstellen, daß die welke Leiche im Grabe sich wieder rühre und nach der beigestellten Nahrung eines Lebenden greife? Und wozu sollte der Todte in seinem Grabe, das er nie wieder verließ, noch essen und trinken?

Offenbar bedeutete das Beistellen von Speis und Trank, daß man an einen Zwischenzustand glaubte, in welchem sich langsam das geistige unsterbliche Wesen vom Körper trenne und noch irdischer Nahrung benöthigt sei. In dem Mitgeben aber der Waffen, der Spindel, der Schmucksachen und des vollständigen Gewandes drückte sich der Glaube aus, daß der Todte so, wie er auf der Erde gelebt und gewandelt habe, in derselben Gestalt, derselben Tracht, mit demselben Geräth im Jenseits erscheine, nur im verklärten Leibe. Und selbst wo dieser Glaube schwach war, da drängte ein dunkles Gefühl dazu, dem Todten Liebe zu beweisen, indem man ihm von seinem besten Nachlaß gab, oder ein inneres halb unbewußtes Verlangen, den geliebten Menschen sich wenigstens noch eine Zeitlang sich vorzustellen, wie er war mit Speis und Trank und umgeben von seinen Lieblingssachen.

Allein es wurden ja auch Pferde, Jagdvögel und Hunde mit begraben: konnten denn die Germanen im Ernste glauben, auch diese Thiere wären unsterblich und gingen in's Jenseits ein in verklärter Körpergestalt, um ihrem Herrn dort zu dienen? Nein, gewiß nicht. Das bezeugt uns die geringe Anzahl von Thiergerippen, die in den Gräbern vorkommen. Rosse finden sich sehr selten, Jagdvögel

häufiger, am öftesten Hunde. Hätte aber der Glaube bestanden, sie seien nöthig im Jenseits und könnten dort fortleben gleich wie Menschen, so hätte man jedem Helden auch sein Pferd und seinen Jagdhund und seinen Falken, und wahrscheinlich mehr als je eines, mitgegeben. Wenn es aber so selten geschah, so mußte etwas Anderes verursachen, daß es überhaupt geschah. Das Thier, das sich an seinen Herrn oder seine Herrin so angewöhnt hatte, daß man wußte, es werde nach dessen Verluste trauern und hinkümmern, nur ein solches Thier wurde durch Tödtung von dem seiner wartenden Leide befreit und in des Eigners Grabhügel gelegt. Deshalb findet sich der treue Hund so häufig, auch Hirsche fehlen nicht, und deshalb konnte auch Frauen das geliebte Federspiel oder ein Rind mitgegeben werden in's Grab. Auch mochte es größeren Gepränges wegen geschehen, daß das Leibpferd des Verstorbenen im Leichenzug mitgeführt und am Grabhügel ihm die Adern aufgeschlitzt wurden, daß es für den Herrn sein Blut verspritzte. Solche Pferde wurden mit Trense und Sattelzeug eingegraben.

Dies führt auf die Frage: wurde dem Todten sein Knecht und sein Weib geopfert? Bekannt ist die prächtige Stelle im Sigurdlied, wo Brynhilde sich und dem Gemahl den Scheiterhaufen bestellt:

Laßt errichten im Felde
Einen Holzstoß so groß,
Daß darauf für uns alle
Raum genug sei,
Die mit Sigurd wir sterben wollen.
Verbrennt den Fürsten
An meiner Seite
Und meine Mägde
Mit Ketten geschmückt,
Zwei zu Häupten
Zwei zu Füßen,
Zwei Hunde auch
Und zwei Habichte,
Dann ist alles
Richtig geordnet.
Es schlagen ihm dann
Nicht auf die Fersen
Die Thore der Hel,
Die mit Ringen geschmückten,

Wenn ihn begleitet
Mein Gefolge von hier.
Es soll unser Zug
Nicht ärmlich erscheinen.
Denn ihm folgen
Fünf Dienerinen
Und acht Knappen
Von edlem Geschlechte,
Der Milchbruder mein,
Des Vaters Erbe,
Was Büdli seinem
Kinde einst gab.

Wer denkt nicht dabei an die Witwenverbrennung bei den Indern! Nicht Jeder weiß oder erwägt, daß die Inder, so lange sie in einfachen, den germanischen ähnlicheren Zuständen im Indusgebiete verharrten, keine Witwenverbrennung kannten. Nicht Jeder weiß oder erwägt, daß sich in all' den alten Sagen keine ähnliche Stelle wiederfindet, als die hergesetzte, die ersichtlich hochpoetisch aufgeschmückt ist.

Angesichts der zahllosen Gräber, die geöffnet worden, ist die Frage, ob Todtenopfer von Weib und Knecht stattfanden, einfach zu verneinen. Hätte die Sitte dieses Opfer gefordert, so müßten wir in dem meisten Mannesgräbern ein weibliches Skelett, und wenigstens in vielen Gräbern Erwachsener das eines leibeigenen Dieners oder Mädchens finden. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Es kommt vor, daß Gerippe von verschiedenen Geschlechtern beisammen liegen, — es kommt auch vor, daß im selben Hügel, in welchem ein Mann im Waffenschmuck beigesetzt wurde, sich das Skelett eines Ungeschmückten, wahrscheinlich eines Knechtes findet, — das sind aber nur vereinzelte Fälle.

Sehen wir uns nun in den ältesten Volksrechten und Statuten und in den noch älteren Sagen um. Müßten wir nicht hier, wenn der Brauch bestand, daß Witwen und Leibeigene bei der Bestattung ihres Herrn getödtet wurden, auf allen Blättern die Beweise davon finden? Wie prächtig würden die Holzstöße lodern in den Todtenklagen! Es findet sich aber keine Spur davon. Wäre es möglich gewesen, daß Tacitus, Plinius und den vielen andern Berichterstattern jener gräuliche Brauch, wenn es wirklich einer war, wäre verborgen

geblieben? Sie erwähnen kein Wort darüber, — nur der einzige Prokop erzählt etwas, worauf wir gleich zurückkommen.

In der Edda lesen wir auch, wie eine Witwe vor Jammer stirbt und neben den Gatten auf den Scheiterhaufen gelegt wird. Das weiset uns auf den richtigen Weg. Wenn eine Frau so unsägliches Weh über des Geliebten Tod verzehrte, daß ihr das Herz darüber brach, ja wenn sie in der Verzweiflung Hand an sich selbst legte, — so ehrte man ihre Treue und legte sie in's Grab ihres Herzensfreundes. Wenn alte treue Diener sich den Tod gaben, um mit ihrem Herrn an der Walhalla Pforten zu erscheinen, wo Allvater ihnen entgegen kam und das himmlische Gastmahl bereit stand, so wurden sie mit ihrer Herrschaft im selben Grabe vereinigt, und sie wurden gepriesen ob ihrer Treue. Auch in der eben hergesetzten Stelle aus der Brynhildsage sind es ihre treuergebenen Milchbrüder, deren Gefolge so lang ist, daß nicht dem einsam eintretenden Sigurd die Pforte der Unterwelt auf die Fersen schlägt. Wohl aber mochte man in jenen rauhen Zeiten, wo die Herzen eisern waren und es für ehrenvoll galt, sich selbst den Tod zu geben, um Jammer und Erniedrigung zu entgehen, dem Weib und Knecht zureden, sie sollten — sei es zur Erhöhung der Leichenfeier oder auch aus anderen Gründen, — mit freiem Entschluß dem Herrn oder Gemahl im Tode folgen.

Dieselbe Brynhilde, die mit dem Geliebten den Scheiterhaufen theilen will, wirft der Feindin vor:

Ziemlicher wäre Gudrun,
Ihrem ersten Manne
Im Tode zu folgen,
Wenn sie besäße
Edlen Sinn,
Oder wenn sie hätte
Ein Herz wie wir.

Daß Gudrun dies aber von Rechts wegen thun müsse, davon weiß Brynhilde nichts zu sagen. Die Wölsungasage erzählt Folgendes. Fürst Siggeir habe seiner Gemahlin den Vater und all' ihre Brüder erschlagen, nur der eine Bruder Sigmund sei übrig geblieben. Da habe Signy nicht geruht und nicht gerastet, bis sie ihren letzten Bruder soweit gebracht, daß er der Blutrachepflicht Genüge leiste. Das sei geschehen, und als des Fürsten Halle in Flammen gestanden, habe

Signy ihren Bruder noch einmal geküßt und sei dann in's brennende Haus zurückgegangen, um zu sterben mit dem Gemahle. Wie hätte diese Frau, die so Fürchterliches erfahren und angestiftet, das Leben noch weiter ertragen sollen!

So erklärt sich auch die vereinzelte Stelle bei Prokop, der übrigens nach Anekdoten haschte und gern, wie es scheint, ein wenig übertrieb. Er erzählt: bei den Herulern sei es ein alter Brauch gewesen, daß ein Weib voll Tugend und Ehre sich bei des Mannes Grabhügel lieber freiwillig erwürgt habe, als Jahre lang hinzusterben ruhmlos und des Mannes Verwandten ein Aergerniß.

6. Todtenfeier.

In der fürchterlichen Hunnenschlacht bei Chalons an der Marne fiel der Gothenkönig Theodorich. Als am Abend des Bluttages das Stürmen und Streiten zum Stehen kam, suchten sofort, wie Jordanes, der Gothen Geschichtschreiber, berichtet, „das Volk den König, die Söhne den Vater. Jedoch lange mußten sie umher spähen, da fanden sie ihn, wie es tapferer Männer Brauch, dort, wo die Leichen am dichtesten lagen, stimmten Gesänge zu seiner Ehre an und trugen ihn fort, während die Feinde zuschaueten. Da sah man, wie der Gothen zerrissene Schlachthaufen, während die Stimmen nicht zusammen klangen, noch während der Hitze der Schlacht das Leichenbegängniß feierten. Es strömten die Thränen, aber solche, wie man sie tapferen Männern zollt. Unser war dieser Tod, aber — der Hunne bezeugt es — ein glorreicher, weshalb man glaubte, der Feinde Stolz werde gebrochen sein, als sie eines so großen Königs Leichnam weg tragen sahen mit seinen Feld- und Ehrenzeichen. Und die Gothen, dem Theodorich noch die gebührende Ehre bezeugend, trugen unter dem Klange der Waffen die königliche Majestät dahin, und Thorismund, höchst tapfer und ruhmreich, folgte des vielgeliebten Vaters Leichenbegängniß, wie es dem Sohne ziemte.“

Also der Todte wurde im feierlichen Gepränge mit seinen Ehrenzeichen dahin getragen, und wer zu ihm gehörte, folgte unter Gesängen zu seiner Ehre, und man schämte sich nicht der Thränen. Wenn aber der Hügel aufgeschüttet war über des Helden Leib, dann umritten die Seinigen den Hügel und dachten seiner in Trauer und Ehren.

Ihrem geliebten Beowulf errichteten die Recken einen ungeheuren Scheiterhaufen, behingen ihn mit Helmen, Schilden und Brünnen, und legten den Todten in die Mitte. Und als die gewaltige Lohe, die ihn verzehrte, zum Himmel stieg,

da klagten
die Herzbetrübten ihres Herren Tod
in tiefem Gram. Da weinte auch die Gattin,
die Hauptgelockte, Worte ihres Jammers
stiegen auf zum Himmel.

Dann baueten sie in zehn Tagen am Abhang den Grabhügel, hoch und breit vom Meere aus zu sehen, in den Hügel legten sie Schätze von Ringen und Kleinoden, und umgaben ihn mit einem hohen festen Wall.

Da ritten um das Grab die Streitestapfern,
der Edelinge Schaar, in Allem Zwölf,
in Kummer klagten sie, den König lobend,
in wahrem Spruche sagten sie vom Helden,
verkündeten sein ritterliches Wesen,
und priesen mächtig seine Heldenthat.
So ziemt es sich, daß man den lieben Herrn
mit Worten lobe und im Herzen ihm
ein liebendes Gedächtniß wahre, wenn er
den todverfallenen Leib verlassen muß.
Also betrauerten die Gothenleute
des Herrschers Fall, die lieben Heerdgenossen.

War Umritt oder Umzug vollendet, so folgte das Todtenmahl. Am und auf dem Grabe wurde geschmauset, und auf des Todten Minne getrunken. Dabei ertönten wieder die herkömmlichen Trauerlieder und die Reden zu ehrendem Gedächtniß des Verstorbenen, und wo sich Kundige fanden, sangen sie sein Lob und seine Thaten in dichterischen Weisen. Wahrscheinlich wurden dabei die Trinkgefäße angestoßen, daß sie zerbrachen und Wein oder Meth auf das Grab floß, und erklären sich daher die Scherben, die sich regelmäßig auf Begräbnißstätten zusammen finden mit Kohlen und den Knochen von Pferden, Rindern, Rehen, Schweinen, Schafen und Hasen, den Resten der verspeisten Thiere.

Und wieder am Jahrestage des Leichenbegängnisses zogen Angehörige und Nachbarn hinaus zum Grabe und wiederholten das Leichenmahl. Bei den deutschen Gemeinden, die im Val sugano von der Welt abgeschlossen lebten, hatte sich noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts der Brauch erhalten, am Jahrestag auf das Grab des Familienhauptes Blumen und Speisen zu bringen, seine Minne zu trinken und dabei Wein auf seinen Hügel zu gießen.

Zweites Buch.

Wanderzeit.

Erstes Kapitel.

Charakter der Völkerwanderung.

1. Zeitraum.

Hier und da möchte bei Lesern dieses Buchs vielleicht noch die Meinung vorwalten, als sei die Völkerwanderung ein unaufhörliches Wandern, Drängen, Stürmen von germanischen und einigen andern Völkern gewesen, eine wilde blutige Uebergangszeit, in welcher die ganze Westhälfte unseres Welttheils mit Germanen, der Osten aber mit Slaven und Turaniern plötzlich neu wäre besetzt worden. Diese Ansicht zergeht von selbst, sobald man sich nur die Zeiträume, um welche es sich handelt, näher vergegenwärtigt.

Schon der am meisten von Unruhen erfüllte Abschnitt, auf welchen man gewöhnlich den Begriff der Völkerwanderung beschränkt, die Zeit vom ersten Hunnenstoß bis zum Einzug des großen Theodorich in Ravenna, die Epoche, in welcher die Reiche der Westgothen, Burgunder, Allemannen, Franken, Vandalen, Angelsachsen, Ostgothen gegründet wurden, umfaßt nicht weniger, als hundertundachtzehn Jahre. Ist es nur denkbar, daß alle diese vier Menschenalter hindurch immerfort Völkerfluth und Völkerwogen, Schlachtgeschrei und Kriegsgewühl bestanden habe? Wäre das Thatsache gewesen, so würde Europa wohl am Ende dieser Völkerwanderung von Menschen so leer erschienen sein wie die Sahara, seine Gefilde unabsehliche Waldung, Wohnung

für Wild und Wolf. Denke man nur daran, welche Oede und Verwüstung auf Deutschland lastete nach dem dreißigjährigen Kriege, und dieser Krieg dauerte doch nur ein Menschenalter, und die damals fochten, waren keine Barbaren mehr.

Nehmen wir also für geschehen, für Geschichte nur an, was sich deutlich vorstellen läßt. In der Wirklichkeit ging die wilde Strömung der Völkerwanderung fast niemals durch mehrere Länder zugleich, sondern bald durch dieses, bald durch jenes Land, während die übrige Welt Ruhe hatte. Schwer bedrängt z. B. war Gallien das Jahrzehnt hindurch vom Einfall der Westgothen bis zur Gründung des Burgunderreichs, jedoch erst dreißig Jahre später fuhren Attila's Hunnen daher, und als diese gingen, kam wieder eine längere Friedenszeit. Italien sah, seit das westgothische Heer abgezogen, fast vierzig Jahre keinen Feind, und genoß später unter Theodorich's langer Regierung fast ungestörten Frieden. Gallien und Italien aber waren die am meisten heimgesuchten Länder, und die Epoche, in welche die eben berührten Ereignisse fielen, war gerade die Höhezeit der Völkerwanderung.

Diese pflegt man in den Geschichtsbüchern mit dem großen Heerzug der Hunnen im Jahre 375 und der dadurch bewirkten Rückwanderung der Gothen zu beginnen. Ist dafür ausreichender Grund vorhanden? Darf man denn nicht dazu rechnen, daß anderthalbhundert Jahre früher beinahe ein ganzes Drittel der Germanen sich auf die große Wanderung begab von der Ostsee bis zum schwarzen Meer? Denn an dessen Küsten werden die Gothen schon im Jahr 214 erwähnt, bald darauf beginnen sie ihre Einfälle in die römischen Reichslande und ihre weiten Seezüge, und verbreiten sich erobernd über die unteren Donaulande.

Wir brauchen aber vor dem großen Aufbruch der Gothen nur etwa fünfzig oder sechszig Jahre zurückzugehen, um auch im Westen Germaniens alle Völker in wilder Bewegung zu finden. Als hätten sie sich das Wort gegeben, drängen sie unter unaufhörlichen Kämpfen vor und durchbrechen die Vertheidigungslinien der Römer.

Allein schon drittehalb hundert Jahre früher, ehe dieses hin und her fluthende Kämpfen und Wandern begann, kam ein großer Zug von zwei Germanenvölkern vom Norden heran mit Weib und Kind und Sack und Pack, die Alles vor sich niederwarfen, daß die Herren in Rom zitterten in ihren goldenen Sälen. Und saßen die

Germanen etwa stille in der Zeit, welche zwischen dem kimbrischen Schrecken und dem großen Markomannenkriege liegt? Noch nicht dreißig Jahre nach der Niederlage der Kimbern und Teutonen ist Ariovist an der Spitze von germanischen Völkern, die ebenfalls ihre Weiber und Kinder bei sich haben, über den Rhein gegangen und will Gallien erobern. Seitdem herrscht ein seltsames unerklärliches Gewoge allüberall im weiten Germanenland und will sich nicht wieder beruhigen. Völkerbünde bilden sich, bekämpfen einander, lösen sich wieder auf und neue entstehen. Tacitus wollte noch sicheren Bericht haben, daß vorher zwischen dem herchnischen Walde und Rhein und Main die Helvetier und weiterhin die Bojer wohnten, beide als keltische Völker angegeben, beide von den Germanen vertrieben. Er erzählt von Hermann's mächtigen Cheruskern, die jetzt ganz gebrochen seien, — von Brukterern, die ausgerottet, von Chatten, die nach den Niederlanden ausgewandert seien, — von Trevirern, Nerviern, Ubiern und andern Völkern, die am linken Rheinufer wohnten, sich aber ihrer germanischen Herkunft rühmten. Kurz, rechnen wir die wenigen Jahre ab, während welcher Drusus und Germanikus die Germanen heimsuchten, so hat nach dem Einfall der Kimbern und Teutonen noch fast zweihundert Jahre lang das Ziehen und Streiten auf der germanischen Westgränze fortgedauert.

Es ist hier keine Untersuchung nöthig, ob die Bastarner, welche für den Mazedonier-König 168 vor Christus bei Pydna kämpften, oder ob die hunderttausend Tektosagen, Tolistobogen und Trokmer, welche die Donau hinunter kamen, 278 vor Christus Byzanz eroberten und ein Stück Kleinasiens nach dem andern überflutheten, bis ihnen 230 vom König Attalus Stillstand geboten wurde, Germanen gewesen, noch woher die Germanen gekommen, die 222 vor Christus mit den insubrischen Galliern besiegt wurden, — schon der Zeitraum vom Kimberneinfall bis zu Italiens Eroberung durch die Ostgothen umfaßt mehr als sechshundert Jahre, welche mit Ausnahme kaum eines Fünftels durch wandernde und kämpfende Germanen bezeichnet sind. Und wollten wir die Epoche der Völkerwanderung noch so sehr beschränken, so muß der Anfang doch wohl mit dem großen Markomannenkriege zusammen fallen, und es bietet sich auch da noch eine Länge von zwölf Menschenaltern, die ein denkender Geschichtsfreund sich wohl hüten wird, mit beständiger Völkerfluth anzufüllen.

2. Bedeutung für die Kultur der Deutschen.

Für die Kulturgeschichte enthält diese Epoche nur Keime und Ansätze einer beginnenden Bildung der Germanen; sie bietet auch für neues Völkerleben nur Formen dar, die noch leicht und locker sind: aber diese Keime und Ansätze sind es, aus welchen das ganze Mittelalter empor wächst, diese Formen werden allmählich fest und füllen sich an mit kräftigem Leben. Um die folgenden Zeiten zu verstehen, müssen wir uns bemühen, die halb verhüllten kulturgeschichtlichen Vorgänge während der Völkerwanderung soweit, als überhaupt möglich, zu entschleiern. Von großem Werth ist es schon, nur in den Hauptsachen eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, wie die Fort- und Umbildung vor sich ging. Das gilt sowohl von der Entstehung der Stämme und Gesellschaftsklassen, des Rechts- und Kirchenwesens, als von Wohnung und Feldbau, Handwerk und Handel, Kunst und Dichtung.

Zu diesem Zwecke nehmen wir Alles zusammen, was an Nachrichten über solche Wanderungen in griechischen und römischen Schriften sowohl, als in den alten Sagen und Dichtungen der Germanen selbst vorkommt, und vergleichen damit Abbildungen auf antiken Kunstwerken, z. B. noch an der Trajans- und Antoninsäule, und nordische uralte Geräthe und Wikingerschiffe, — vergessen aber auch nicht, wie die Natur der Dinge mitspielte in Antrieb, Lehre und Beschränkung.

Es geht eben bei Völkern nicht anders her, als unter einzelnen Menschen. Die Männer, die Großes leisten sollen, müssen gewöhnlich erst eine harte Zeit voll innerer und äußerer Kämpfe, voll schweren Lernens und Erprobens, voll Feindschaften und Verluste durchmachen, ehe sie den Meisterstuhl besteigen. So mußte auch das Volk, das in Europa einst das hauptsächlich führende, das geistig fruchtbarste, das in seiner Eigenart längstdauernde werden sollte, das deutsche Volk, beinahe vierhundert Jahre in Wandern und Kämpfen, in Sieg und Unglück, in Zerreißung und Einigung sich umher treiben.

Seine Kämpfe aber mußte es bestehen fast immer mit den Römern, und siegend oder unterliegend an dieses härteste, verständigste und durchgebildetste Volk als seinen Lehrmeister angewiesen sein. Der Deutsche war während der Völkerwanderung fort und fort in der Schule und kam nicht heraus, als bis sich seine Natur geändert hatte.

Nur auf solche Weise konnten Germanen von ihrer eingewurzelten Lebensgewohnheit, aus der dumpfen Enge und Einförmigkeit ihres täglichen Denkens und Arbeitens losgerissen, ihr Eigensinn und Schlendrian gebrochen, ihr Wissen und Können auf höhere Stufen gehoben werden.

Hatten sie bisher nur dürftige Umrisse von staatlichem Leben gekannt, so bewegten sie sich, mochten sie als Läten, Kolonen und Föderaten oder als Söldner und Hülfsvölker sich den Römern anfügen, vom Morgen bis zum Abend gleichsam in einem geschlossenen Raume, an dessen Wände sie überall anstießen, wenn sie in alter Freiheit sich wollten gehen lassen. Sie mußten, und fiel es ihnen noch so schwer, doch lernen, sich von stolzen Beamten befehlen und von unverrückbaren Gesetzen beherrschen zu lassen. Auch Diejenigen, welche sich als freie Ansiedler oder als glückliche Eroberer in andern Ländern niederließen, hörten und sahen nur, was durch dieselben steifen Einrichtungen und regierenden Herren geschah. Sie konnten nicht anders, als diese Vorstellung dauernd in sich aufnehmen.

Völkerschaften aber, die ihre Heimath auf und sich auf Krieg und Wanderung begaben, oder die von Feinden bedrängt wurden, schlossen sich in all' ihren Theilen fester zusammen. Es drängte sich Bewußtsein und Nothwendigkeit einer geordneten Gesammtheit auf. An Stelle der lose verbundenen Gaue und der kleinen Völkerschaften in diesem und jenem Landestheil traten mehr und mehr Einigungen der Volks- und Landesverwandten. Bei einigen Stämmen erhielten sich wenigstens äußerlich noch die kleinen Völkerschaften, bei den Allemannen z. B. mehr als ein Dutzend. Es entstanden nun auch Völkerbünde, die ebenfalls der politischen Ordnung einer Gesammtheit nicht ganz entbehren konnten.

Solche staatliche Anfänge mußten nach und nach zu kernhafter Gestalt sich verdichten. Noch viel mehr bedeutete für die Kultur die Gewöhnung an feste Ortschaften. In des Germanen Geist und Gemüth lag einmal etwas Fließendes und Schweifendes, das fort und fort der Freiheit in jeder Richtung bedurfte. Sie liebten deshalb das Wohnen in offenen Gehöften, auf freier Wald- und Ackerflur, und haßten das enge städtische Leben. Sollten aber ihre reichen geistigen Anlagen, ihre starke Willens- und Körperkraft wahrhaft Früchte bringen, so mußten sie an Beharrlichkeit und Fortschritt im

täglichen Thun und Streben gewöhnt werden. Solche Gewöhnung aber keimt und wächst nur da, wo mehrere Gleichstrebende bei einander wohnen, die sich gleichsam fortwährend auf die Finger schauen und fort und fort ihr vieles oder weniges Denken und Meinen austauschen. Die Familie konnte das nicht gewähren, wohl aber das Zusammenleben in Städten und Dörfern. Dazu wären Germanen durch sich selbst nie gekommen, wohl aber wurde es für sie unvermeidlich, als sie wieder und wieder mit Römern zusammen leben mußten. Diese besaßen doch, im Ganzen genommen, soviel Tüchtigkeit, daß Germanen vor ihnen alle Achtung haben und früher oder später sich in Wohnung und Hausbau ihnen zugesellen mußten.

Wie aber wäre wohl bei Germanen, die so ehrfürchtig, ja so starrsinnig an altererbten Ueberlieferungen festhielten, die so baldige und endlich allgemeine Annahme des Christenthums denkbar gewesen, wäre nicht die lange lange Zeit der Völkerwanderung mit ihren Unruhen und Ungewißheiten vorhergegangen! Mitten in niemals aufhörenden Drangsalen und Erschütterungen wurden die Gemüther weich, und in dem häufigen Wechsel der Anschauungen, die sich auf der weiten Wanderung darboten, öffnete sich der innere Sinn zur Aufnahme einer neuen beseligenden Heilslehre.

Noch etwas früher trat bei den Germanen Verständniß und Würdigung der zahlreichen Kenntnisse und Fertigkeiten ein, die aller Orten bei Griechen und Romanen wie bei ächten Römern verbreitet waren. Peinigend wurde das Bewußtsein, wie weit sie hinter ihnen zurückstanden. Mochte das Walten der Römer in den Rhein- und Donaulanden noch so eindringliche Lehre geben, innerlich ergriffen wurde davon nur eine kleine Minderheit. Das große Ergebniß der Völkerwanderung war bei den deutschen Germanen eben dies, daß sie aus ihrer altgewohntrn Weise in eine neue Welt versetzt wurden, daß während ihres Wanderns und Kämpfens sie in ihrer Denkungsart erregt und erschüttert wurden, und daß sich dann ihr Wille wie ihre Kraft auf ein mächtiges Neuschaffen warf.

3. Antriebe zur Wanderung.

Die Ursachen des Drängens über das eigene Gebiet hinaus, das beinahe vier Jahrhunderte hindurch nicht nachlassen wollte, sind nicht deutlich erkennbar.

Wohl mögen einst Kimbern und Teutonen durch plötzliche Springfluthen in Furcht und Schrecken gesetzt sein. Tragen doch Watten und Inseln längs unserer Nordseeküste, wie bereits erinnert worden, die offenen Spuren von landverschlingendem Sturmes- und Wellenwüthen, und wurde noch in historischer Zeit die Zuydersee aufgerissen und erlebte man noch 1421, daß in der St. Elisabethsnacht siebenzig Ortschaften rings um Dortrecht in den Fluthen verschwanden. Auch kannte Tacitus noch Kimbern in ihren alten Sitzen, wenn auch zu einer schwachen Völkerschaft herabgesunken, während es noch weit und breit Spuren gab, Burgen und Lagerstellen, deren Umfang noch die Masse und Stärke dieses Volks und die Glaubwürdigkeit einer so gewaltigen Auswanderung ermessen ließ. Immerhin waren Kimbern und Teutonen erst zwei Völkerschaften, und für die andern Alle lassen sich kaum Thatsachen, als da sind Mißwachs, Viehsterben und haftende Seuchen, als Gründe denken, die stark genug gewesen wären, diese Völkermenge fortzutreiben.

Man hat sich daher Uebervölkerung als die Hauptursache vorgestellt, die zum Verlassen der Heimath nöthigte, und meint, ein Naturgesetz gefunden zu haben, dem gemäß ein nomadisches Volk, wenn es seßhaft werde, regelmäßig nach ein paar Generationen an Uebervölkerung leide. Hat sich aber ein solches Naturgesetz irgendwo in der Natur bewährt? Wo giebt es ackerbauende Völker, die unzweifelhaft früher Nomaden gewesen? Verfasser Dieses besuchte die Tuscaroras und die Winebagos, ein paar der wenigen Indianerstämme in Nordamerika, die sich bewegen ließen, in festen Ansiedelungen zu beharren: — statt sich zu vermehren, waren sie im Verkümmern. Dagegen läßt sich bei den Großrussen sehen, wie außerordentlich wenig Feld und Fleiß nöthig, um volkreiche Dörfer zu ernähren. Nun wird auch das Germanenland von Allen, die im Alterthum oder zur Karolingerzeit darüber schrieben, als von weiter dichter Waldung bedeckt geschildert, das Roden und Urbarmachen dauerte fort bis tief in's Mittelalter, und noch in unserer Zeit haben sich, natürlich jetzt durchforstet und gelichtet, Reste des alten Urwalds erhalten. Sicherlich hat es den Germanen niemals so sehr an wildem Land und Wald gefehlt, um nicht für ihren jungen Nachwuchs, auch wenn er noch so zahlreich, neue Aecker und Höfe gewinnen zu können.

Nur in uralt eingewurzelter Gewöhnung kann die Ursache so häufiger Wanderungen liegen. Es blieb eben Herkommen bei den Germanen, die Kelten und Slaven fortzudrängen und sich selbst allmählich weiter vor zu schieben. Zu Zeiten ruhete dies Verlangen, man fühlte sich nicht stark genug oder hatte mit andern Dingen zu thun: zu Zeiten, wenn die Bevölkerung mächtig anschwoll, regte sich wieder die Lust, die Ellenbogen auszurecken.

Leicht ergaben sich dann äußere Anlässe, die bei andern Völkern kleine Folgen hatten, bei den Germanen aber zur Auswanderung führten. Wo in den Gauen junges rüstiges Volk sich ansammelte, entstand alsbald unter ihm ein Gerede von fremden Ländern, es regte sich die angeborene Neigung zu Abenteuern in der Ferne, muthige Mädchen und Frauen bekamen Lust mitzuziehen, unbezwinglich wurde die Sehnsucht in's Weite und Unbekannte. Hatten die Fortziehenden Glück in der Fremde, so fehlte es nicht an Nachschub. Andere Ursachen waren unsühnbare Fehden, Verdruß über Verfassungsveränderung, verhaßte Geschlechter, die sich emporschwangen, ein Königthum, das sich überheben wollte. Oder es wurden nachbarliche Verhältnisse unangenehm, Gränzstreitigkeiten nahmen kein Ende, widerwärtiges Volk wollte nicht aus der Nähe weichen. Dergleichen konnte die Heimath verleiden, und der germanische Eigensinn faßte lieber den freien Entschluß fortzuziehen, als sich Unannehmlichkeiten gefallen zu lassen.

Ehrgeiz und Beutelust der Könige, Herzoge und Häuptlinge mochte öfter nicht wenig beitragen, die Bevölkerung von mehreren Gauen in Unruhe und Bewegung zu bringen. Fiel ihre Heerfahrt unglücklich aus, was bei dem Ungestüm, Uebermuth und Unbedacht der Germanen nicht selten war, dann verzehrte sie die Begierde, den Zug zu wiederholen und Rache zu nehmen. Ungeduldig wartete man, nach schwerer Einbuße an Mannschaft, bis wieder genug kriegstüchtige Jugend herangewachsen, und kein Vorschlag fand leichter Beifall, als in Masse nach jenem Lande, das die Niederlage gesehen, hinzuziehen und es als Sieger in Besitz zu nehmen.

Insbesondere übte die Römerwelt eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Von ihrer Macht und Herrlichkeit hörte man fort und fort die Händler reden, und die Schätze, welche in den Römerstädten aufgehäuft lagen, funkelten manchem Gefolgsführer Tag und Nacht vor den Augen. Als nun der Krieg mit den Römern einige Zeit

gedauert hatte, da erfaßte nicht Wenige auch tiefer leidenschaftlicher Haß gegen diesen treu- und erbarmungslosen Feind, der mit teuflischer Tücke die Germanen an sich zu locken, zu umgarnen, zu entzweien wußte, und nach dem Siege nur an Ausbeuten und Knechten, oder an Erwürgen und Ausrottung dieses Volkes dachte. Seitdem waltete das Gesetz der Blutrache zwischen Germanen und Römern, und die Letzteren fanden Gefallen an germanischen Hinrichtungsszenen auf den Siegessäulen der Kaiser.

Traf nun bei solcher Gesinnung und Leidenschaft auf die Germanen von irgendwo her ein heftiger Stoß, so theilte sich die Erschütterung mit von Gauen zu Gauen. Dasselbe geschah, wenn durch den Abzug einer Völkerschaft auf irgend einer Seite eine Lücke entstand, und damit ein Schwanken und Neigen nach der offenen Stelle hin. Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts wiederholte sich öfter dergleichen und steigerte sich fort und fort, so daß in den drei folgenden Jahrhunderten das ganze Germanengebiet einem Meere vergleichbar, auf welchem es ruhelos unaufhörlich hin und her wallt. Geringer Anlaß war genügend, um große oder kleine Fahrten in Zug zu bringen.

4. Landfahrten.

War eine Auswanderung beschlossen und so viel Volks beisammen, daß man sich stark genug fühlte, Kampf und Noth und Gefahr in der Fremde zu bestehen, so wurde in den Gauen fröhlich geschafft und gerüstet. Pferde, Ochsen und Rinder, sowie wachsame starke Hunde wurden ausgewählt, Korn und Rauchfleisch und allerlei Weggeräth gesammelt, Fahrzeuge gebauet, und vor allem gute Schutz- und Angriffswaffen von Händlern gekauft oder selbst geschmiedet.

Die Fahrzeuge waren Wagen und Karren von zähem Holz. Der Letzteren gab es leichte und schwere, für Pferde und Ochsen. Die Seiten waren von Brettern oder geflochten von zähen Weidenruthen, und der obere Theil eingerichtet zum Ueberspannen mit grobem Wadmal oder Leinen, auch wohl mit einem Verdeck von Fellen oder Weidengeflecht versehen. Am Abend wurden die Wagen zusammen gefahren und in einem Kreise oder Viereck aufgestellt. Durch Seile und Flechtwerk mit einander verbunden gaben sie dann eine treffliche Burg wider den ersten Anlauf des Feindes.

Wurden nun die Heerwagen bestiegen, so gab es ein langes Abschiedsnehmen unter Glücks- und Segenswünschen, wohl auch unter heißen Thränen der Zurückbleibenden. Bei politischen Anlässen war es ohnehin die Minderheit, welche auszog. Aber auch in andern Fällen blieb gewöhnlich eine Menge in der Heimath zurück. Oefter hielten sich die Auswanderer die Möglichkeit der Rückkehr offen und gaben ihre Höfe und Ländereien noch nicht auf. Manche bestiegen ihre Rosse, bloß um ihrer Kriegslust Genüge zu thun und dann zurückzukehren. Es war und blieb Sache des freien Beliebens, wer auswandern wollte und wer nicht, und wie weit Jeder mitthun wollte. Noch im Jahre 568 folgten zwanzig Tausend Sachsen mit Weib und Kind dem Longobardenkönig nach Italien, und als es ihnen fünf Jahre später dort nicht gefallen wollte, brachen sie wieder auf und zogen nach ihrer Heimath zurück.

Für die Weggezogenen fand sich gewöhnlich Ersatz in Zuzüglern aus andern Völkerschaften. Selten begab sich ein größerer Zug in Feindesland, ohne daß von benachbarten Stämmen jeder seinen Theil dazu gestellt hätte. Der Schwall wuchs unterwegs, und wenn die Sache von Statten ging, erweckte die gute Botschaft neue Schaaren in der Heimath zum Aufbruch.

So kam nun der Wanderzug daher, unabsehlich Wagen an Wagen, begleitet von Axt- und Spießträgern zu Roß und zu Fuß. Oefter zog und ritt und fuhr das durch eine Gegend Tag für Tag, Wochen lang, öfter war es in einem Tag vorüber gebraust.

Gelangten die Heerfahrer in fremdes Gebiet, so wurde um friedlichen Durchzug und Einkauf von Lebensmitteln gütlich verhandelt oder blutig gekämpft. Bedenklich wurde die Sache, wenn auf die Nachricht, es seien wieder Germanen da, römische Legionen herbei eilten. Dann wurde eilends die Wagenburg aufgeschlagen und verrammelt, die Schlachtkeile bildeten sich, und zogen unter Zuspruch, Schreien und Zittern der Frauen und Kinder dem Feinde entgegen. Grimmig wurde gekämpft, bis auf das Schlachtfeld hörte man das wilde Zurufen und das Angstgeschrei aus der Wagenburg. Gewann die Kriegskunst das Uebergewicht über die Tapferkeit, so wälzte sich der ganze Schwall rückwärts, die Ueberlebenden verspritzten den letzten Blutstropfen, um dem Feinde den Weg zu ihrem Weib und Kind zu verlegen, und langten die Streitenden bei der Wagenburg an, so gab

es dort erst die blutigste Stunde. Auch die Weiber und Knaben ergriffen die Aexte und schlugen zu, die Hunde warfen sich mit wüthendem Gebell den Fremdlingen an den Hals, und das gräßliche Würgen und Schlagen hörte nicht auf, als bis jedes Wehgeschrei der Sterbenden verstummte und nur hier und da noch ein paar arme Kinder wimmerten.

Ein arges Uebel, das weit Wandernde begleitete, war die Ungewißheit der Wege und Verpflegung. Wenn ein ganzer Stamm aufbrach und einen tüchtigen König oder Herzog an der Spitze hatte, so war durch Kundschafter wohl vorher sichere Nachricht eingezogen über das erkorene Land und die Länge und Beschaffenheit der Wege dorthin. Kleinere Schaaren hatten gewöhnlich keinen festen Plan und mußten dem Zufall sein Spiel lassen. Hier und dort blieb ein Haufen sitzen oder wurde von der großen Masse abgedrängt. Wie Viele unterwegs an Hunger und Seuchen untergingen oder vereinzelt von Feinden erschlagen wurden, wie viel Wanderzüge ganz verunglückten, darüber sind nur vereinzelte Nachrichten überliefert. Sicher ging der Menschenverlust Jahr für Jahr in's Große.

War aber nach vielen Fahrten, Mühen und Kämpfen die neue Niederlassung erfolgt, so zeigte sich, daß Niemand ohne innere Strafe sich los reißt aus der alten Heimath. Noch jetzt haben in überseeischen Ländern deutsche Ansiedler regelmäßig erst schwere Jahre des Elends an Leib und Seele durchzumachen. Ein unruhiges unstätes Wesen blieb in den Gemüthern zurück, in die ungewohnte Umgebung mußte man sich erst hinein leben, leicht stellten sich Heimweh, Hader und Unzufriedenheit ein, und zuletzt bedurfte es nur geringen Anlasses, daß man wieder aufbrach, wieder auf die Wanderung ging, um ein besser Loos zu erkämpfen und in der Regel ein schlechteres zu finden. Oefter reichte wirklich das errungene Land für die Menge der Ansprüche nicht aus. Und hatte es zu Anfang auch so geschienen und war das Austheilen der Ländereien glücklich zu Stande gebracht, so ergaben sich Uebelstände erst, wenn man einige Jahre den neuen Boden bebauet hatte. Es ereignete sich auch, daß von andern Stämmen Ansiedler in der Nachbarschaft eintrafen, die sich ebenfalls ausdehnen wollten. Nach vielen Streiten erging dann auf großer Versammlung der Beschluß, es müsse ein bestimmter Theil des Volkes andere Sitze suchen. Dann hieß es wieder, bei andern Völkerschaften

anklopfen, Land begehren, und — wenn verweigert — es zu nehmen und Gut und Blut daran zu setzen.

So sind germanische Schaaren und Völker von einem Lande in's andere gezogen. Natürlich nahm unter fortwährenden Kämpfen und Entbehrungen die Volksmenge beständig ab, die Kinder starben dahin, ehe sie groß wurden. Die mächtigsten Wanderzüge waren, wenn sie endlich zur Ruhe kamen, öfter so klein geworden, daß sie nothwendig unter andern Völker sich verlieren mußten. Nur Wenige waren so gescheidt gewesen, wie die Franken, die langsam vorrückten, stets wenig Land einnahmen, in diesem aber sich festsetzten, und hier ruhig sich mehrend und anwachsend die Stärke erlangten, um sich erobernd weiter und weiter auszubreiten, und was sie einmal hatten, auch zu behaupten. In der Nordhälfte Frankreichs wurzelte ihr germanisches Rechtsherkommen ein: jenseits der Loire dagegen begann das Land des geschriebenen d. h. römischen Rechts. Denn die gothischen Herren hatten zwar Südfrankreich erobert, waren aber viel zu dünn zerstreut, als daß sie jemals nur daran denken durften, ihr Volksrecht zur Herrschaft zu bringen.

5. Unternehmungen über See.

Länger und vorsichtiger, als wenn es sich um einen Heereszug oder Auswanderung zu Lande handelte, wurde überlegt und geplant bei einer größeren Ansiedlung jenseits der See. Ehe man eine solche wagte, hatten schon öfter Fahrten nach dem Seelande Statt gefunden, um zu erkunden, wo gute Landeplätze und Flußeinfahrten, ob der Boden fruchtbar, ob die Bewohner friedsam oder stark und widersetzlich?

Wie die Seeschiffe eingerichtet waren, ist uns deutlich geworden aus den Wikinger Schiffen, die vor einigen Jahren in Norwegen ausgegraben wurden. In dem einen, das sich gemächlich in Christiania beschauen läßt, war einst am Sandefiord bei Gockstad ein reicher Seeheld bestattet und darüber ein Hügel aufgehäuft. Da dieser aus Thonerde bestand, so hatte sich das Holzwerk darin gut erhalten. Das Fahrzeug war ein großes offenes Boot von Eichenholz, eingerichtet für Ruder und Segel zugleich. In der Länge maß es 75, in der größten Breite jedoch nur 16 Fuß. Eisen war wenig daran verbraucht, jede Planke jedoch fest an die Rippen gefügt mit Holznägeln

und Bastseilen. Da auf jeder Seite sich 16 Ruder befanden, so erforderte das Schiff 64 Mann zum Rudern, nämlich 32 zur Arbeit und 32 zum Ablösen, mit den übrigen Bewaffneten mochte das Fahrzeug 80 bis 100 Mann Besatzung tragen. Gleichwohl hatte es nur einen Mast und ein Segel. Der 32 Fuß hohe Mast, unten von schwerem Holze, stand in der Mitte in einem Eichenblock, und ließ sich an einer Winde aufrichten und niederlegen. Die Ruder wurden durch Löcher gesteckt, die man, wenn unter Segel, mit Schiebklappen zuschloß. Ein Verdeck gab es nicht, man behalf sich mit Ueberspannen von Zelttuch. Die Gothen auf dem schwarzen Meer hatten eine Vorrichtung, um, wenn es lange regnete, ein schräges Dach von Pfosten und Leinwand oder Brettern aufzurichten. Jedoch wird bei schlechtem Wetter stets Mannschaft zum Schöpfen nöthig gewesen sein. Die Taue waren aus Streifen von Haut oder Weiden gedreht. Zur Richtung diente der Lauf der Küste und die Stellung der Sterne. Für den Fall, daß man verschlagen werde, wurden Raben mitgenommen, deren Flugrichtung anzeigte, wo das Land gelegen. Statt des eisernen Ankers ließ man einen schweren Stein vom Bord auf den Meeresgrund.

Nach den Verzierungen zu schließen, konnte das Gockstader Schiff im fünften Jahrhundert gebaut sein; nach einigen darauf gefundenen Sachen müßte man es noch zwei Jahrhunderte später setzen, wenn nicht zu vermuthen, diese Sachen seien erst später in das Grabmal hineingethan. Denn das ganze Schiff ist mit der Axt aus- und zurechtgehauen, von Anwendung einer Säge findet sich keine Spur. Sollten aber Wikinger des siebenten Jahrhunderts noch keine Sägen gekannt haben? Ein ähnliches im Nydamer Moor im Sundewitt ausgegrabenes Schiff könnte aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus stammen, da die darin gefundenen römischen Münzen auf jene Zeit hinweisen. Jedenfalls haben sich Bauart und Einrichtung, da die Nordgermanen zähe am alten Herkommen festhielten, und in technischen Fortschritten stets gegen die Deutschen zurück waren, all' die Jahrhunderte hindurch wenig verändert. Nur mochten in früheren Zeiten die Schiffe noch viel kleiner gewesen sein, und ist daher zu erklären, wenn von Flotten zu tausend und noch mehr Schiffen die Rede ist. Die Sachsen führten auf der Nordsee kleine von Weiden geflochtene und mit Häuten ausgeschlagene Boote mit sich, um rasch landen und die Flüsse hinauf fahren zu können.

Auf solchen offenen Fahrzeugen wußten die sturmfesten Sachsen und Friesen die gefährliche Nordsee, die kühnen Gothen das trügerische schwarze Meer und die klippenreiche Griechensee zu befahren, und nach England und Gallien, wie nach Byzanz und Athen zu steuern. Trotz dieser Schiffer riesiger Stärke und Gewandtheit — wie oft mögen Hunderte solcher Fahrzeuge vom wilden Meer mit allem, was darauf verschlungen sein! Einerlei, die Germanen konnten der Lust nicht widerstehen, die See zu versuchen. Es lockte sie die Ferne, es war ein köstliches Vergnügen, wenn das Fahrzeug über die Wellen flog, sei es getrieben von Wind und Segel oder mit taktmäßigem Ruderschlag durch der Arme Kraft.

Die offenen Schiffe dienten anfangs wohl nur zu Ueberfahrten, und wurden, wenn die Seefahrt gethan, auf den Strand gezogen und zu einer Art von Wall verbunden und gestellt. Als die Germanen der Römer kunstvollere Schiffe sahen, suchten sie natürlich davon zu lernen. Es wird einmal berichtet, daß ein verrätherischer Römer die Franken gelehrt habe, wie sie ihre Schiffahrt vervollkommnen könnten. Da wird das Fahrzeug auch zum Kampfe eingerichtet sein, wie wir es bei den Wikingern finden. Machten Diese sich zum Seetreffen fertig, so deckten sich die Ruderer vor den Geschossen durch Flechtwerk oder durch eine Wand von Schilden, die an beiden Borden aufgestellt wurden. Auf den vordern Theil, den Steven, traten dann die stärksten Männer mit ihren langen Speeren, und einer erhub über ihnen das Banner mit dem Wappen des Anführers. Der Vandalenkönig Genserich schuf sich eine Flotte zu Angriff und Vertheidigung, mit welcher er, ein großer Seekönig, das Mittelmeer beherrschte und Italiens Inseln als Theil seines Reichs behauptete. Kaiser Leo rüstete gegen ihn eine Armada aus, die er mit hunderttausend Streitern bemannte. Wie Genserich diese gewaltige Macht, für welche aus dem ganzen römischen Ostreich Schiffe, Soldaten und Geld erpreßt waren, in der Nähe vom Kap Bon mit seinen Brandern und Seelöwen gänzlich zu Grunde richtete, schildert anschaulich Prokop. „Der König rüstete sein Kriegsvolk auf's Beste andere und bemannte mit ihm seine größeren Schiffe. Zugleich ließ er Fahrzeuge in Bereitschaft setzen, die — auch nicht bemannt — schnell vor dem Winde segelten. Sobald der günstige Wind sich erhob, auf welchen die Vandalen sehnsüchtig warteten, zogen sie eilends die

Segel auf, nahmen die leeren Schiffe, die sie mit allem Nöthigen versehen hatten, in's Schlepptau und segelten geraden Wegs auf den Feind zu. Als sie nahe genug, setzten sie die mitgeführten Schiffe in Brand und ließen sie unter vollen Segeln anlaufen gegen die römische Flotte, die noch vor Anker lag. Dicht gedrängt standen deren Schiffe: wohin nur die vandalischen Brander kamen, da trugen sie ihre Flammen hin, jedes Schiff, das sie berührten, ging gleich ihnen in Flammen auf. Eine wüthende Feuersbrunst breitete sich aus. Alles gerieth auf der römischen Flotte, wie es ja nicht anders sein konnte, in Verwirrung. Entsetzlich tönte das Geschrei und dazwischen das Heulen des Windes und das Prasseln der Flammen. Ordnungslos riefen Soldaten und Seeleute einander zu, sich Muth zu machen, hier suchten sie die Brander abzuhalten, dort die eigenen Schiffe, die in schrecklichem Durcheinander das Verderben brachten. Da aber fliegen die Vandalen herbei, einen Hagel von Geschossen schleudern sie auf den Feind, stürzen, wen sie erreichen, in's Meer, und plündern aus, was zu fliehen sucht."

Zweites Kapitel.

Eintreten in's Römerreich.

1. Einzelwanderer.

Schon Cäsar nahm eine Menge Germanen in sein Heer auf und führte sie nach Griechenland, Syrien, Aegypten, Karthago, Gallien und Spanien: die zurückkehrten mögen Wunderdinge erzählt haben. Seit Fürstensöhne, wie Hermann und Marbod, nach Rom gingen, um dort Politik und Kriegswissenschaft zu studiren, kamen zahllose Einwanderer auf gut Glück nach Gallien und Rom, nach Griechenland und Byzanz, um sich als Kriegssöldner, oder als Aufseher, als Händler und Handwerker, oder im Hof- und Staatsdienst emporzuarbeiten und Geld, Ansehen und Lebensgenuß zu verdienen. Vergleichen wir nur einen Augenblick, wie großartig die deutsche Auswanderung aus allen Ständen bloß in den letzten anderthalb hundert Jahren

nach England, Frankreich und Italien, stärker noch nach Ungarn, Polen und Rußland, am stärksten nach Amerika, dem Kapland und Neuholland gegangen ist, wie bedeutend die Leistungen dieser außerordentlichen Menge von Deutschen im Auslande sind sowohl in Wissenschaft und Staatswesen, wie in Ackerbau und Gewerbe, Handel und Industrie, und wie diese Deutschen das vollbrachten ohne Schutz und Leitung durch ihre eigene Regierung, ein Jeder angewiesen auf die eigene Hand, den eigenen Muth und Witz. Geradeso, nur noch viel stärker, haben wir uns die Einwanderung der Germanen in's römische Gebiet zu denken, und so wenig wir uns wundern über die Laufbahn von Männern, wie Graf Schulenburg und Theodor von Korsika, Münnich und Ostermann, Kalb und Steuben, Händel und Max Müller, so verständlich wird uns, wie Arbogast, Fravitta, Stilicho, Ricimer, Odovachar sich zu Stellungen emporschwangen, in welchen sie Hof und Reich regierten. Kamen diese Germanen als Jünglinge noch so roh und ärmlich gekleidet in die römischen Städte, ihr empfänglicher Sinn und Mutterwitz, ihr Arbeitsmuth, ihre nachhaltige Kraft und Treue verschaffte ihnen zuletzt das Uebergewicht über die glänzende Bildung der feinredenden Romanen.

Der am höchsten unter diesen Einwanderern in's römische Reich emporstieg, war Maximin, der den kaiserlichen Purpur um seine Schultern warf. Sein Landsmann, der Gothe Jordanis erzählt: „Zu den Gothen gehörte auch Maximinus, der vom Heere zum Kaiser erhoben wurde. Von niederer Herkunft war er in Thrazien geboren, sein gothischer Vater hieß Micca, seine alanische Mutter Ababa. Als Kaiser Severus einst den Geburtstag seines Sohnes feierte, kam der junge Maximin, der bis dahin hinter der Pflugschaar und der Viehheerde gelebt, in das römische Lager. Gerade fanden auf Befehl des Kaisers kriegerische Spiele Statt. Maximin sah zu und als er hörte, den Siegern winkten Preise, da bat er den Kaiser in seiner gothischen Mundart, er sei zwar nur ein halb barbarischer Jüngling, es möge ihm jedoch erlaubt werden, sich im Ringkampf mit den bestgeübten Soldaten zu messen. Severus ermaß staunend den gewaltigen Bau des Gothen, — dieser soll nämlich mehr als acht Fuß hoch gewesen sein, — und sagte ihm, mit den Troßknechten könne er ringen; denn der ungeschlachte Riese sollte den Soldaten nichts Uebles anthun. Sechszehn Troßbuben traten auf, leicht warf sie

alle Maximin zu Boden, und ließ sich zwischen seinen Siegen nicht einmal Zeit, zu verschnaufen. Er erhielt also die ausgesetzten Preise, und zugleich die Erlaubniß, in's Heer einzutreten, und zwar zuerst unter die Reiterei. Ein paar Tage später kam der Kaiser in's Lager und sah, wie Maximin nach Barbarenweise sein Roß tummelte. Da befahl er einem Tribunen, er solle ihn besser einüben nach römischer Kriegszucht. Maximin aber hatte kaum bemerkt, daß der Kaiser von ihm spreche, so trat er auch gleich heran, und als der Kaiser davon ritt, fing er an, ihm zu Fuß nachzueilen. Da gab Severus seinem Roß die Sporen und sprengte bald hierhin, bald dorthin, um den Barbaren zu ermüden. Doch es wollte ihm nicht gelingen. Endlich rief er ihm zu: „Nun, Thraker, möchtest Du jetzt auch noch einen Ringkampf?" „Gewiß, Cäsar, wenn Du es willst!" war die Antwort. Da sprang Severus sofort vom Pferde und befahl, nun sollten die rüstigsten Soldaten zum Ringen antreten. Sieben junge Männer, so stark sie auch waren, warf Jener zu Boden, und wieder ließ er sich, wie das erstemal, nach einem Kampfe nicht einmal Zeit, Luft zu schöpfen. Darauf beschenkte ihn der Kaiser mit Geld und goldner Halskette und ließ ihn in die kaiserliche Leibwache einreihen. Unter Caracalla führte er eine Abtheilung und bei dem Ruhm seiner Thaten erwarb er sich den Rang eines Centurio als Preis seiner Tapferkeit."

Die Menge solcher kühnen, gescheidten, ausdauernden Germanen mehrten sich in den römischen Städten von Jahr zu Jahr, und das ging so fort viele Menschenalter hindurch. Man muß, um die Wirkung zu ermessen, die solche Vorgänge in der Völkerwanderung auf unsern Welttheil hatten, stets vor Augen haben, daß sie eine Rheihe von Jahrhunderten umfassen. Im vierten Jahrhundert bestanden die Höfe der Kaiser Konstans zu Trier, Konstantius in Mailand, Gratian und Valentinian II. in Rom fast gänzlich aus Leuten germanischer Herkunft. Welch eine bedeutende Stellung sie selbst am Bosporus einnahmen, erfahren wir aus einer Rede des Synesius von Cyrene, der von seiner Vaterstadt an den Kaiser Arkadius gesandt wurde, ihn um Steuermilderung anzuflehen. So sprach Synesius in Konstantinopel: „Ehe wir es den Gothen überlassen, hier zu Lande in Waffen einher zu gehen, sollten wir zu des Vaterlandes Schutz die Bauern vom Pflug, den Philosophen von seinen Studien, den Handwerker aus seiner Werkstatt, den Krämer aus seinem Laden entbieten. Die träge

nichtsthuerische Volksmasse, die in allzu langem Müßiggange stets im Theater sitzt, sollte endlich einmal lernen, ernst zu werden, ehe noch das Lachen sich in Jammern verkehrt. Wer Verstand hat, muß es einsehen: um geringer Ursachen willen werden die Bewaffneten auftreten als Herren der Bürgerschaft. Dann aber haben wir Kriegsentwöhnten gegen Männer der Waffen zu kämpfen. Diese Gefahr droht uns, und bevor sie da ist, gilt es, alten Römersinn zu erwecken und uns zu gewöhnen, unsere Schlachten selbst zu schlagen. Fort jede Gemeinschaft mit den Barbaren! Verdrängen wir sie aus allen Aemtern! Vertreiben wir sie zuerst aus allen Magistraten und von den Ehrensitzen des Senats! In ihrem Herzen fühlen sie sich ja doch nur beschämt über diese Würden, die den Römern als die höchsten gelten. Wie würden Themis, die göttliche Beratherin, und der herrschende Kriegsgott Ares das Haupt verhüllen, sähen sie, wie Barbaren, die von Pelzen starrten, jetzt im römischen Kriegsgewand die Soldaten zum Kampfe führen. Oder wie andere das Schaffell ab- und die Toga anlegen, wenn sie mit römischen Magistraten gemeinschaftlich über Reichsangelegenheiten Rath halten wollen, — wie sie den Ehrenplatz an des Konsuls Seite einnehmen, während angesehene Männer mit geringerem Platze müssen zufrieden sein, — wie sie, sobald sie aus der Rathsversammlung nach Hause kommen, gleich wieder ihre Wildschur umwerfen und im Kreis ihrer Genossen über der Toga Zierde lachen, welche, so sagen sie, zum Schwertziehen so unbequem. Wundern muß ich mich über unsere Thorheit, wie in diesen, so in vielen andern Dingen. Hält nicht jedes anständige Haus einen gothischen Sklaven? hält nicht jedes einen Tafeldecker und Bäcker und Rufer aus gothischem Volke? Sind nicht alle die Diener, welche die Sänften tragen, in denen ihre Herren unterwegs ruhen, ebenfalls Gothen? Scheint denn nicht die Natur selbst seit undenklicher Zeit dieses Volk dazu bestimmt zu haben, daß es Knechtesdienste thue? Und diese selben blonden Barbaren, die hier im Hause Sklaven sind, daß sie dort vor allem Volke in Aemtern sitzen, daß ist doch gar zu wunderlich."

2. Einwanderung in Masse.

Die einzeln Auswandernden hatten den Weg gezeichnet, bald folgten ihnen kleine, dann größere Schaaren, endlich ganze Völker-

schaften. Erst nahmen sie Kriegsdienste gegen Sold und gute Verpflegung. Dann ließen sie sich Staatsländereien in Erbpacht geben, oder ansiedeln als bewaffnete Schutzmannschaften der Gränzlande. Zuletzt legten sie sich mit Güte oder Gewalt den Bewohnern ausgedehnter Gebiete in's Quartier und trachteten darnach, sich mit dem Kaiser, dessen Oberhoheit sie gern und willig anerkannten, über Abtretung des Landes zu einigen.

Italien war sehr arm geworden an kriegshartem Landvolk, und die römischen Offiziere mußten den Göttern danken, daß sich in den Germanen kraftvolle frohsinnige Söldner anboten, glühend für den Dienst und Ehre, und, was nicht hoch genug anzuschlagen, immer tapfer und herzenstreu. Vom vierten Jahrhundert an mehrte sich ihre Zahl fort und fort, bis zuletzt die römischen Heere im Innern des Reichs wie an seinen Gränzen zum größten Theil aus Germanen bestanden. Hatten sie ausgedient, so blieben sie entweder als Veteranen bei ihrem Truppentheil an der Gränze sitzen, oder sie suchten sich in den Städten ein Aemtchen, ein Häuschen, ein kleines bürgerliches Geschäft, und man sah und traf sie aller Orten.

Die Statthalter in den germanischen Provinzen suchten die schönsten Leute aus und schickten sie nach Rom und Konstantinopel zur kaiserlichen Leibgarde, „ein aus dem Heere ausgewähltes Heer, alle jung und schlank, mit üppigem blonden Haar, duftend nach Salben und leuchtenden Antlitzes“, wie der schon erwähnte Synesius von Cyrene sie schildert.

In die Kaisergarde zu kommen, das war das sehnlichste Verlangen zahlloser germanischer Jünglinge. Was hörten sie nicht Alles über Italien und Griechenland von Händlern und Reisläufern und Gefangenen! Drüben jenseits ihrer Waldungen lag eine Welt voll Wunder, die Häuser ganz von Stein in schimmernden Farben, schöne Mädchen in Menge mit wallendem Busen und halb gewandlos, köstlicher Wein, so viel Einer nur trinken mochte, — und dann erst das herrliche Land, ewig lächelnde Aetherbläue, kein Winterfrost, die Luft so weich, die Nächte so wohllüstig, prangendes Gestade am Meer, farbenvolles Gebirge im Innern, — und erst die Schätze alle: Gold, Silber, funkelnde Waffen mit Edelgestein, — diese Bilder regten den jungen Leuten die Seele auf. Unwiderstehlich lockte sie diese glanzvolle fremde Welt, — sie nur zu sehen, nur zu kosten, damit das

Herz Ruhe habe, das begehrten sie und dann wollten sie heimkehren. Auch germanische Männer von Würde waren nicht wenig erstaunt über das großartige Leben. Wie Jordanes erzählt, ließ Kaiser Theodosius, nachdem er den Westgothenkönig Athanarich durch Geschenke sich zum Freunde gemacht hatte, ihm sagen, er möge zu ihm nach Konstantinopel kommen. Athanarich folgte der Einladung gerne und kam nach der kaiserlichen Stadt. Da rief er aus: „Wahrlich, ich sehe jetzt mit eigenen Augen, wovon ich bisher ungläubig nur reden hörte, die wunderbare Stadt.“ Er ließ seine Blicke bald hierher bald dorthin schweifen, und bewunderte die Lage der Hauptstadt, den Hafen voll von Schiffen, die gewaltigen Mauern, und das bunte Gemisch von Völkern, die hierher, gleichwie viele Flüsse ihr Gewässer in ein einziges Meer ergießen, zusammen strömten. Auch die wohlgeordneten Heersäulen erregten sein Erstaunen. „Der Kaiser,“ sagte er, „ist ohne Zweifel Gott auf Erden, und wer die Hand wider ihn erhebt, der mag es büßen mit seinem Leben.“

Viele Einwanderer und Veteranen aus Deutschland zogen es vor, in den römischen Gränzlanden und bis tief in Gallien und Illyrien hinein Kolonen zu werden. Sie übernahmen Bauerngüter, leisteten dem Staate davon Grund- und Kopfsteuer, und die früheren Eigenthümer bestimmten, was sie ihnen als Pachtzins an Frucht, Vieh und Geld liefern sollten. Da es damals an der Tagesordnung war, die Arbeit Anderer unbarmherzig und ränkevoll auszubeuten, so gestaltete sich das Loos der germanischen Kolonen häufig traurig genug, und ihr einziger Schutz war die Furcht, daß ihr beleidigter Stolz in Wuth ausbreche. Besser standen sie sich deshalb, wenn sie gleich anfangs sich in zusammen gehörigen Schaaren auf Staatsgründen als Anbauer niederließen. Dann nannten sie sich Läten. Ihr Gut durften sie jedoch weder verkaufen noch verlassen: es gehörte dem Staate.

Die römische Regierung nahm auch ganze Völker in Sold, Noth und Berechnung führten gleicher Weise dazu. Um sich germanischer Ueberfluthung zu erwehren, ehrten die Kaiser und ihre Feldherren das nächste germanische Volk, das heranzog und Land forderte, mit dem Namen Bundesgenossen und siedelten es in den Gränzlanden an, damit es seine Waffen kehre gegen die nachdrängenden Germanen. Diese Gränzer „im Dienste des Kaisers unter römischer Oberherrschaft mit dem Heere des Reichs gleichsam zu einem

Körper verbunden," wie Jordanes sich ausdrückt, hatten sich auf militärischem Fuß einzurichten, gerade wie früher die österreichischen Gränzsoldaten. Ein Theil mußte den Wachdienst leisten, die Masse aber bei dem ersten Lärmruf zu den Sammelplätzen eilen. Entweder erhielten sie regelmäßig Sold und Korn, oder sie wurden bei den Romanen zur Verpflegung einquartirt, oder Ländereien unter ihnen ausgetheilt nach herkömmlichem Gesetz. Noch unter andern Bedingungen wurden germanische Völkerschaften auf dem Reichsgebiete angesiedelt. Die Einen erhielten römisches Bürgerrecht, die Andern bloß italisches Recht. Diese leisteten Steuern oder Tribut an Vieh und Getreide, Jene mußten sich wenigstens regelmäßige Aushebung waffenfähiger Mannschaft gefallen lassen.

Kamen aber die Germanen als Feinde und Eroberer, so warfen sie vielleicht im ersten Anlauf nieder, was ihnen widerstrebte, dachten jedoch an nichts weniger, als todtzuschlagen alles was da lebte. Schon Eigennutz hätte ihnen das verboten; denn sie mußten Hörige und Leibeigene behalten, die ihnen das Feld bauten. Germanische Art war es aber, Besiegten ihr Loos erträglich zu machen. Sie verlangten Land und Aufnahme, und legten sich den Unterworfenen behaglich in's Quartier, ließen sich von ihnen verpflegen, nannten sich deren Gäste und forderten, was ihnen anstand. Dies Zehren und Fordern, dies Rennen und Hallohen im Hause wurde auf die Länge unerträglich. Eine Menge Romanen suchten ihr Bestes zusammen und verließ das Land. Die Zurückbleibenden mochten noch so lange sich sperren: zuletzt blieb doch kein anderes Heil, als einen Vertrag zu vereinbaren, wieviel sie an Besitz und Gütern hergeben sollten. Die Burgunder z. B. nahmen zwei Drittel der Aecker, ein Drittel der Sklaven, die Hälfte vom Haus, Hof, Garten und unbebautem Land; Nachzügler bekamen nur die Hälfte der Grundstücke. Die Westgothen nahmen, als sie dauernd sich in Frankreich niederließen, nicht die kleinen, aber alle größeren Güter an sich, und ließen den früheren Eigenthümern auch davon ein Drittel der Aecker. Dem König gehörten die Staatsgüter und alles Besitzthum, was er zur Strafe einzog. Die Franken dagegen nahmen diesseits der Loire, was ihnen gefiel: auch jenseits des Flusses ist bei ihnen wenigstens nicht überall regelrechte Theilung nachzuweisen. So herrisch die Vandalen in Afrika auftraten, — denn die Libyer schienen ihnen der Rücksicht unwerth,

— so beraubten sie doch nur die reicheren Grundbesitzer. „Wer unter den Libyern", berichtet Prokop, „von Adel und Reichthum hervorleuchtete, Den übergab Genserich als Hörigen mit Ländereien und Vermögen an seine Söhne Hunnerich und Genzo. Auch den übrigen Libyern nahm er die Aecker, deren es viele und fruchtbare gab, und theilte sie den Vandalen zu. Die früheren Gutsbesitzer geriethen in die größte Armuth, selbst wenn ihre Freiheit nicht angetastet wurde und sie hinziehen konnten, wohin es beliebte. Die Güter aber, welche Genserich an seine Söhne und die Vandalen gab, sollten steuerfrei sein. Den weniger fruchtbaren Boden ließ er ihren alten Eigenthümern, überhäufte Diese aber dergestalt mit schweren Steuern, daß sie von ihrem Gute, wenn sie es auch behielten, doch keines Einkommens sich erfreueten."

3. Fortdauer des römischen Reichs.

Aus dem Bisherigen erhellt bereits, daß von einem Sturze des römischen Reichs keine Rede sein konnte. Das ungeheure Reich ist niemals über den Haufen geworfen: im langen Laufe der Jahrhunderte wurde es nach und nach umgewandelt und zersetzt. Ganz allmählich veränderten sich die Leute in seinen Ortschaften und Staatsämtern. Stückweise, in langen Zwischenräumen wurden die Länder vom römischen Mittelpunkte entfremdet, erst am Schwarzen Meer, dann die unteren Donaulande, dann das Gebiet zwischen Donau und Alpen, dann die Rhein- und Niederlande, das Rhone- und Garonneland, Spanien, Afrika, Nordgallien, England. Italien selbst war die letzte Beute der Germanen und blieb doch nur achtzig Jahre lang in ihren Händen, und selbst als dieses Hauptland den Germanen gehörte, hielt sich noch ein starker Rest des Römerreichs in Gallien aufrecht. Auch dann dauerte das oströmische Kaiserthum noch tausend Jahre fort.

Selbst als all' die Länder der Westhälfte nur noch aus germanischen Königreichen bestanden, umfing sie noch alle der feststehende Reichsgedanke: sie erschienen immer nur als Theile des Reichs, und gerade die gebildesten Männer hofften und harrten, daß sie sämmtlich wieder zusammengefügt würden, daß den Völkerfahrten und Gewaltthaten ein Ende gemacht werde, daß endlich der allgemeine Reichsfriede wiederkehre. Seit so vielen Jahrhunderten umfaßte das römische

Reich, alle gebildeten Völker: man wußte gar nicht anders, als daß es eben fortdauern müsse. Wie ein Weltgebäude stand es da auf ehernen Säulen bis an den Himmel, und selbst als Schutt und Zerstörung überall sichtbar, blinkten in der Vorstellung der Menschen diese ehernen Säulen noch in den Lüften.

Die auf das römische Gebiet nach und nach übertretenden Germanen konnten nicht anders, als dieser Anschauung huldigen. Sie ließen die römischen Beamten regieren nach wie vor, und selber legten sie größten Werth darauf, unter Anerkennung der kaiserlichen Oberherrlichkeit, unter Annahme bestimmter Pflichten gegen das römische Reich, förmlich in seinen Staatsverband aufgenommen zu werden. Die westgothischen Könige, Alarich, Athaulf, Walja, Theodorich, gaben sich die größte Mühe, Romanen und Germanen friedlich mit einander zu vertragen und es vom Kaiser eu erlangen, daß er sie als seine Statthalter anerkenne. Alarich ließ, als er von Italien abzog, sich vom Kaiser beurkunden, daß er für ihn Gallien und Spanien erobern solle. Von Paulus Orosius erfahren wir, welche Pläne das Haupt eines Germanenkönigs damals durchkreuzten. Er legt Alarich's Nachfolger Athaulf folgende Rede in den Mund: „Es war einst mein heißester Wunsch, das römische Reich sollte bis auf den Namen verschwinden, und dafür hätte ich ein großes Gothenreich gegründet, so daß Gothia an Stelle von Romania getreten wäre. Allein reichliche Erfahrung brachte mich zu der Ueberzeugung, daß es wegen der zügellosen Wildheit der Gothen unmöglich sei, sie zum Gehorsam gegen Gesetze zu bringen. Wie aber könnte ein Staat sich ohne Gesetze behaupten! Ohne sie muß er ja zu Grunde gehen. Also, da ich nun einmal eines neuen Reiches Gründer nicht sein konnte, suchte ich meinen größten Ruhm darin, Rom's Macht wieder herzustellen und sie durch die kriegerische Kraft der Gothen zu stärken. Dann kann ich doch hoffen, daß ich bei der Nachwelt gelte als der Wiederhersteller des römischen Reiches, das zu verderben mir versagt war."

Als die Sueven, Vandalen und Alanen schon zwei Jahre lang Spaniens Herren gewesen und das Land durch das Loos unter sich getheilt hatten, sandten sie doch nach Rom und verpflichteten sich, unter römischer Oberhoheit ihre Gebiete gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Auch in Afrika, als sie bereits den größten Theil der Provinz erobert hatten, verstand sich König Genserich noch zu einem

Tribute. Nachdem aber durch glücklichen Handstreich auch Karthago in seine Macht gefallen war, ließ er sich einfach vom weströmischen Kaiser seine Eroberungen bestätigen.

Odovachar war unumschränkter Herr von Italien, gleichwohl erbat er sich vom Kaiser in Byzanz den Purpur und die Würde des Patrizius. Besonders deutlich ist des Ostgothen Theodorich Benehmen, wie es Jordanes uns überliefert hat. „Als Kaiser Zeno hörte, Theodorich sei von seinem Volke zum König erhoben, so lud er ihn ein in seine Hauptstadt, empfing ihn mit hohen Ehren und nahm ihn unter die Vornehmen seines Palastes auf. Und nach einiger Zeit ernannte er ihn, um den Rang zu erhöhen, zum Waffensohn und ließ ihn auf kaiserliche Kosten einen Triumphzug in der Stadt halten. Thatsächlich wurde er Konsul: dieses Amt verleiht das höchste Gut und die erste Ehre in der Welt. Doch nicht genug damit, zu des Helden Ruhm setzte er ihm noch vor dem kaiserlichen Palast ein Reiterstandbild. So lebte Theodorich mit dem Reiche Zeno's in Frieden und Freundschaft. Als er aber hörte, sein Volk habe in Illyrien mit Noth und Hunger zu kämpfen, sprach er nach reiflicher Ueberlegung also zum Kaiser: „Wohl geht uns, die wir deiner Herrschaft dienen, nichts ab, jedoch bitte ich, du mögest hold und gnädig meines Herzens Wunsch anhören." Da ihm nun wie gewöhnlich in verbindlicher Weise Erlaubniß zum Reden gegeben war, sagte er: „Das hesperische Land, das von deinen Vorfahren zu allen Zeiten beherrscht wurde, und jene Stadt, Haupt und Herrin der Welt, warum leiden sie jetzt unter der Tyrannei des Königs der Turkilinger und Rugier? Sende mich aus mit meinem Volke! Dann wirst du hier der drückenden Last für unsern Unterhalt ledig, dort aber wird dein Ruhm, wenn Gottes Hülfe mir Sieg verleiht, glänzen in hellerem Licht. Ich bin ja dein Knecht und dein Sohn und zu deinem Vortheil, als dein Geschenk fällt mir, wenn ich siege, jenes Königreich zu. Nein, Jener, den du nicht kennst, darf nicht mit dem Joch der Tyrannei deinen Senat und einen Theil deines Reichs mit Knechtschaft drücken." Als der Kaiser dies hörte, that es ihm zwar leid, daß Theodorich fortziehen wolle, jedoch mochte er ihn nicht kränken, gewährte ihm die Forderung, beschenkte ihn reichlich und entließ ihn, indem er ihm Senat und Volk von Rom an's Herz legte." Als Odovachar nun besiegt und getödtet war, „legte Theodorich drei Jahre

nach seinem Einfall in Italien auf den Rath Kaiser Zeno's seines Volkes Tracht ab und umkleidete sich mit dem königlichen Gewande als der Gothen und Römer König." Auf seinen Münzen erschien des Kaisers Bildniß, und in all' seinem Glanze erklärte er ihm: „Insoweit wir Euch folgen, insoweit gehen wir andern Völkern vor."

Nicht minder hatte der Franke Chlodwig von Byzanz Würde und Titel eines Konsuls erbeten, und als die ersehnte Verleihung ankam, da legte er feierlich in der St. Martinskirche zu Tours den Purpur an, zierte sein Haupt mit strahlendem Diadem, und ritt in der Stadt umher, indem er Gold- und Silbermünzen ausstreuete, gleichwie an seinem höchsten Ehrentage: von jetzt an ließ er sich Konsul und Augustus anreden. So unverrückt, wenn auch verdunkelt, haftete die Majestät des römischen Reichs, als längst die Westhälfte Germanen gehörte, noch an seiner alten Hauptstadt, daß die Menschen stets geneigt blieben, seine Fortdauer sich unter irgend einer Form vorzustellen. Im Hintergrund der eifrigen Bemühungen Theodorich's, die germanischen Könige durch Ehebündnisse mit seinen Töchtern, Schwestern und Nichten an seine Person zu knüpfen, waltete offenbar das Bewußtsein, Hoheit und Recht des Kaisers seien auf ihn übergegangen. Und als er die Vormundschaft über seinen Enkel, den jungen Westgothenkönig, zu seinen Händen genommen, schrieb er dessen gallischen Unterthanen: „Mit Freuden müßt Ihr dem römischen Regimente gehorchen, dem Ihr nach langer Zeit zurückgegeben seid." Weil später der Pabst der Höchste in Rom wurde, war man stets bereit, ihn auch als Quell der höchsten politischen Ehren anzuerkennen. Noch Pipin ließ sich vom Pabste nicht bloß zum König weihen, sondern auch mit seinen beiden Söhnen zu Patriziern ernennen.

4. Unvergängliche Kultur.

Mit dem römischen Reiche aber bestand auch das Gerüste seines politischen Wesens, bestanden die klug ausgegliederten Einrichtungen seiner Verwaltung, seine scharf ineinander greifende Beamtenregierung, sein unentrinnbares Steuersystem, bestand ferner sein wohlthätiges Verkehrswesen, sein umfangreiches bürgerliches Recht, das bis in das Kleinste hin lebendige Mathematik geworden, und vornehmlich sein allumfassendes Völkerrecht. Kurz, das eigentliche nationale Werk und

Verdienst, welches die Römer in die Weltgeschichte hineingesetzt hatten, ging so wenig unter, als das römische Weltreich aus den Augen und Gedanken der Menschen verschwand.

Nun aber umfing und schirmte dies politische Gerüst eine Kultur, welche das Erbtheil war von vier Jahrtausenden, das vereinigte Erzeugniß aller Hauptvölker des Alterthums, das Ganze veredelt durch griechischen Geist, nutzbar und handlich gemacht durch römischen Verstand. Diese Kultur mit ihren blühenden Gewerben, mit ihren Werften und Kunststätten, mit ihren Gymnasien und Rhetorenschulen, mit ihrer Wissenschaft und schönen Litteratur, sie war nicht mehr eine nationale, sondern war die Kultur überhaupt, eine selbstverständliche, streng zwingende, reich belohnende Kultur, vor deren Höhe und Fülle der Germane sich ehrfürchtig verneigte, angelockt wie von entzückendem Silberton, wenngleich die Schwächen und Schrullen und Unsittlichkeiten, zu denen die feine Bildung geführt hatte, seinen Spott und Unwillen hervorriefen.

Die Barbaren erfreueten sich nur zu gern der Annehmlichkeiten dieser Kultur. Alarich verlangte und erhielt als Preis der Aufhebung seiner ersten Belagerung Roms von den Einwohnern außer 5000 Pfund Goldes und 30,000 Pfund Silbers noch 4000 seidene Gewänder, 3000 purpurgefärbte Felle, und 3000 Pfund Pfeffer. Die gothischen Krieger wußten also damals schon zu schätzen, was gut kleidete und die Tafel schmackhaft machte. Unter allen Germanen wurden die üppigsten die wilden Vandalen. Prokop, der lange unter ihnen verweilte, kann nicht genug die Anmuth ihrer Frauen rühmen: sie seien „von solcher Schönheit des Gesichts gewesen, wie kein Mensch sie je gesehen habe.“ Wo aber die Weiber gar zu schön sind, da liegt für die Männer um so näher die Gefahr, an Kriegshärte zu verlieren. „Von allen Völkern, die wir kennen,“ erzählt Prokop weiter, „ist das Volk der Vandalen am meisten verzärtelt, das maurische am meisten abgehärtet. Denn seitdem Jene Libyen besaßen, lagen sie alle Tage in den Bädern und an den Tafeln, die üppig mit den feinsten und köstlichsten Speisen, was nur Land und See bieten konnte, besetzt waren. Die Meisten trugen auch goldene Zier und steckten sich in Mederkleidung, die man jetzt seidene nennt, und machten sich Zeitvertreib im Theater, auf der Rennbahn und in andern lustigen Ergötzlichkeiten, besonders aber im Thierhetzen. Sie hatten Tänzer, Schau-

spieler, eine Menge Ergötzlichkeiten für das Ohr und das Auge und musikalische Belustigungen und was sonst Menschen mit Vergnügen zu treiben pflegen. Viele von ihnen wohnten in prächtigen Gärten, in denen es reichlich Quellen und Bäume gab, hielten die meiste Zeit Trinkgelage, und gaben sich leidenschaftlich allem hin, was zur Wohllust gehört."

Leute dieser Art pflegen nichts weniger als Haß gegen Feinheit und Anmuth des Lebens, nichts weniger als Zerstörungslust gegen die Werke höherer Bildung in sich zu tragen. Man blicke nur hin auf die Länder, welche die Germanen und welche die Araber auf ihrem Weltgang dauernd oder vorübergehend einnehmen: der Unterschied schlägt in die Augen.

Das Beduinenvolk, gegen welches die Römer vergebens, denn seine Wüsten schützten es, ein paar Feldzüge unternahmen, das dann vergessen war, und an welches man im siebenten Jahrhundert so wenig dachte, wie wir heutzutage uns mit den noch unverbrauchten Kräften der räuberischen Kurden oder der viel edleren Afghanen beschäftigen, dieses Völklein der Araber brach plötzlich auf in ungezählten Schwärmen, um die Welt zu erobern. Die Glut des religiösen Fanatismus, Raubsucht und Zerstörungslust waren, gerade wie später bei den Hussiten, der Antrieb. Wohin Araber kamen, wütheten sie wie die Schakals und Löwen der Wüste und machten reine Bahn für ihren Glauben. Die Menschen wurden erschlagen und die Städte und Prachtgebäude, die noch vom Alterthume her bestanden, sanken in Asche und Trümmer. Soweit Araber gehaust haben, ist die Erde von alten Kunstwerken leer geworden, wie abgescheuert: so in Syrien, Mesopotamien und Persien, Kleinasien und Armenien, Cypern, Aegypten, Nord-Afrika, Süd-Spanien und Sardinien. Ein Glück, daß sie nach Sizilien und Unteritalien zuletzt kamen, als sich die erste Zerstörungswuth gesättigt hatte: da ließen sie doch ein paar Tempel stehen. Wie arm wäre die Welt geworden, hätten die Araber die Thore von Konstantinopel, an die sie wiederholt anklopften, aufbrechen können! Welche Einöde hätten sie aus Frankreich gemacht, wären sie nicht auf den französischen Schlachtfeldern wiederholt von den fränkischen Schwertern derart zusammengehauen, daß sie vor Schrecken ihre Eroberungszüge einstellten. Als sie nun zur Ruhe gekommen, fingen sie an, der Reste der Kultur, so viel von der Zerstörung noch übrig

war, sich zu erfreuen, gleichwie Wilde, nachdem sie die Fässer edlen Weines zerschlagen und an dem Dufte spüren, daß es doch etwas Gutes gewesen, aus den Pfützen verunreinigtes Getränk aufschöpfen.

Nun blicke man hin auf die römischen Länder, die blos von Germanen besetzt worden, auf Italien, das Rhoneland, das Rhein- und Moselland. Dort stehen noch heutzutage die antiken Prachtbauten, soweit sie nicht durch das Alter oder im Kriegsdrang zerstört oder, was besonders fleißig bei den Römern geschehen, die Baustoffe zu neuen Gebäuden benützt worden. Germanen waren Eroberer, nicht Zerstörer. Nirgends glich ihr Heerzug einem Strom der Verwüstung. Dem Germanenkönig, der bei seinen kühnsten Gedanken darin schwelgte, wie er in das Herz des ungeheuren Staats, in das prangende Rom selbst hineingreifen wollte, ihm fiel es doch nicht ein, seinen Fuß auf dieses Herz zu setzen und dessen Schlag zu dämpfen: er wollte nur selbst in Rom den Herrschersitz einnehmen.

Aber Vandalen! Giebt es etwas Gräulicheres, als eine vandalische Zerstörung? Sie ist ja sprüchwörtlich. Das ist wahr, aber kann nicht auch einmal ein Sprüchwort Unrecht haben? Untersuchen wir die Thatsache.

Würde es wohl einem Menschen einfallen, vandalische Rohheit und vandalische Verheerungen in den Mund zu nehmen, wenn er in Vandalen die zweite Sylbe kurz aussprechen müßte? Das aber wäre allein richtig gesprochen. Jener germanische Volksstamm, der im Sturmlauf den ganzen Nordwesten von Afrika eroberte und dreißig Jahre lang der Schrecken von Rom und Byzanz gewesen, nannte sich niemals Vand**a**len, sondern Wand**i**len, Wand**i**ln, oder Wand**a**len, Wandeln. Und eben so hieß er bei allen seinen Zeitgenossen. Der Name, worin das zweite **a** sich so breit und hallend macht, „Van**da**len" — dieser Name ist ein erfundener und noch nicht zweihundert Jahre alt. Prokop schreibt *Βανδίλοι*, Andere haben *Οὐάνδιλοι*, *Οὐανδιλοί*, *Οὐανδαλικός*, Dracontius Guandali, Cassiodor und Jornandes, auch Isidor schreiben Wandali, und Sidonius Apollinaris macht in seinen Hexametern aus Vandalus beständig einen Daktylus.

Doch es hängt nun den Vandalen der schlimme Ruf einmal an, und sie werden ihn noch lange Zeit nicht abschütteln: soviel vermag die bloße Betonung. Und doch ist das ganze Geschrei von Vandalismus noch viel jünger, als die Verkehrung des Tons in ihrem

Namen. All' die früheren Jahrhunderte wissen nichts von Vandalismus, und die Geschichte weiß auch nichts davon. Was hat denn der große Genserich gethan? Nicht mehr, als was die Griechen einst an allen Küsten thaten, was die Römer gründlich in allen Ländern thaten, und was Mode geblieben bis auf den heutigen Tag: Genserich holte seine Kriegskosten und vielleicht etwas mehr. Von einer Zerstörungswuth aber, welche die Vandalen besessen, von einem Grimme, der sich bei ihnen besonders gegen Kunstwerke, gegen schöne Gemälde, Bildsäulen und Bauten gerichtet hätte, findet sich in den geschichtlichen Quellenschriften keine Spur. Prokop berichtet von der berüchtigten Plünderung Roms, welcher die Römer im Mittelalter die Zerstörung der Bauwerke Schuld gaben, die von ihnen selbst herrührte, Folgendes. „Genserich ließ eine Menge von Gold, Silber und anderem kaiserlichen Eigenthum in die Schiffe bringen, ohne des Kupfers oder sonst einer Sache sich zu enthalten. Er beraubte auch den Tempel des kapitolinischen Jupiter und ließ die Hälfte des Daches herunter nehmen; dieses bestand nämlich aus dem feinsten Kupfer, welches sehr stark vergoldet war und einen prächtigen bewundernswerthen Glanz verbreitete. Man erzählt, daß von den Schiffen Genserich's bloß das einzige verloren ging, welches die Standbilder führte; mit den übrigen liefen die Vandalen in den Hafen Karthago's ein." Das ist die einzige Stelle, an welche wir uns halten können, und aus ihr geht deutlich hervor, daß die Vandalen, die vierzehn Tage lang Rom in aller Ruhe durchwanderten, Erz suchten und hauptsächlich nur kaiserliches Eigenthum mitnahmen. Wer von neueren Geschichtschreibern von Vandalismus spricht, vermag sich eben nur auf das Sprüchwort zu berufen. Aber ist ein modernes Sprüchwort historische Quelle für Thatsachen in der Römerzeit? Erst im vorigen Jahrhundert haben die „starken Geister", denen wir so viele historische Schlagwörter verdanken, die keinen Grund und Boden haben, auch den Vandalismus aufgebracht.

Drittes Kapitel.

Römisch-germanische Gegensätze.

1. Volkswirthschaft.

Darf man den Aufbau des römischen Reichs das größte Werk nennen, das Menschen gelungen ist, so war seine germanische Eroberung für die Weltgeschichte von Allem, was in der Folgezeit geschehen, das Wichtigste.

Das wird sich alsbald erweisen, wenn wir die tiefen Gegensätze, die zwischen römischem und germanischem Wesen bestanden, näher in's Auge fassen und sodann uns klar machen, wie und wodurch sie verbunden und ausgeglichen wurden.

Von Cicero besitzen wir gar prächtige Reden voll fein ausgefeilter Spitzen und pomphaften Periodenbaues: der Inhalt ist aber düster. Durch den glänzenden Schleier der Sprache blickt man hindurch auf weite Landstrecken, die ehemals fruchtbar waren und wohl angebaut, jetzt aber sumpfig geworden und ungesund oder in ödes Gestrüpp und Wüstenei verwandelt. Man sieht große und herrliche Besitzungen, aber sie gehören ganz Wenigen, sie sind zusammengeschlagen aus den Gütern, die man den kleinen Eigenthümern entrissen hat. Italien war damals ein einziges großes wirthschaftliches Verderben. Die Ursachen lagen in der fortschreitenden Entvölkerung des Landes, in der Verdunkelung des Rechts, in dem Hunger nach unerhörtem Glanz und Luxus, in der überhand nehmenden Gewöhnung an Müßiggang und an Entwerthung des Menschenlebens.

Weniger das Einpressen der freien Bauern in die Legionen, die in weiten Gränzlanden kämpften und verdarben, hatte die Bevölkerung vermindert, als das Auskaufen der kleinen Landeigenthümer und die Proskriptionen, die Sulla in so furchtbarer Ausdehnung begonnen hatte und seine Nachfolger in noch größerem Maßstabe fortsetzten. Alles Recht war hinfällig, alles Eigenthum schwankend geworden, und in den Spitzfindigkeiten der römischen Juristen fanden die Ritter und Senatoren, jene edle Gesellschaft abgefeimter Wucherer — unbarmherziger Wucher war ja von jeher ein Hauptgeschäft der Vornehmen

in Rom — nur zu viel Gelegenheit, den freien Landbauer zu verdrängen und aus zahllosen kleinen Ackergütern Latifundien auszuweiten und auszurunden, Besitzungen von solchem Umfange, daß der Eigenthümer sie in einem Tage nicht umreiten konnte.

Mittelpunkt dieser großen Besitzungen waren prachtvolle Villen, angefüllt mit kostbaren Kunstwerken, mit Möbeln von Zedernholz, mit griechischen Köchen und Philosophen, mit Sklaven und einer Menge von Gladiatoren; nach Cäsar's Gesetzen durfte ja die Zahl der Gladiatoren, die ein Herr um sich hatte, bis auf 120 steigen. Umgeben waren die Villen von Marställen, Lustgärten, Veilchenbeeten, Vogelhäusern, Fischteichen und Austerbehältern. Aecker sah man wenig und auf ihnen nur billige und schlechte Sklavenarbeit. Die wenigen Ackerstücke, die zur Villa gehörten, gränzten an unabsehbare Weidestrecken, und der kleine Rest freier Bauern, der noch übrig war, suchte Unterkommen als Hirten auf den großen Gütern, oder mußte sich dazu verstehen, Land in Pacht zu nehmen und theuer zu verzinsen.

Die Herren aber wohnten für gewöhnlich in den Städten, und wer von ihnen hätte arbeiten wollen, wäre dem allgemeinen Gelächter verfallen. Arbeit war ja Sache der Sklaven geworden. Auch die Waffenführung sank zum Handwerk herab. Statt sicheren Speerwurfs und treffenden Schwertschlags lernten die Vornehmen entzückende Reize griechischen Kunstwerks bewundern, und schauspielerisch Reden halten voll feiner Phrasen, mit rührenden Geberden und prasselndem Pomp der Worte. Unaufhörlich folgten sich Gelage, bei denen das Köstlichste aus drei Welttheilen auf die Tafel kam. Von den schönsten Mädchen und Lustknaben ließen sich dabei die Herren bedienen, und ihre liebsten Günstlinge und Tischgenossen waren Gladiatoren.

Die Volksmasse bestand zur Hälfte aus Sklaven und Freigelassenen, zur Hälfte aus Freigeborenen, von den Letzteren aber war ein bedeutender Theil aus Griechenland und Asien. Die Wenigsten hatten festes Eigenthum. Was sich Bürger nannte, — und Bürgerrecht zu erlangen, war in Rom gar leicht, — lebte vom Verkauf der Wahlstimmen für die Vornehmen, und ergötzte sich an Festspielen, welche diese dem Volke zahlten. Die Industrie war in den Händen reicher Unternehmer oder bestand in schmutzigem verächtlichem Kleingewerbe. Von der Nothwendigkeit der Ehe wurde beständig deklamirt, und doch nahm ihre Mißachtung beständig zu. Oeffentliche Fechter

und Possenreißer waren auch des Volkes bevorzugte Lieblinge. Mitten unter diesem bunt wogenden Pöbel, der sich das königliche Volk nannte, schritten die germanischen Krieger und Aufseher einher aufrechten Hauptes, sie hielten die gelobte Treue den Adlern, erlagen aber, ihre Offiziere zuerst, allmählich ebenfalls der allgemeinen Sittenverderbniß.

Im Wesentlichen, nur gemildert, traf man ähnliche Zustände in der Provinz. Auch hier war Luxus und Sinnengenuß die alles beherrschende Leidenschaft: auf herrliche Wohnung, Prachtgeräth, Sklavenmenge und schwelgerisches Tafeln und glänzende blutige Schauspiele richtete sich das Dichten und Trachten. Die Mittel dazu wurden nicht durch redliche Arbeit beschafft, sondern durch Umtänzeln, Umschmeicheln und Betrügen der Großen und Mächtigen und durch Bedrücken und Auspressen der Niedern und Schwachen. Furchtbarer Wucher umklammerte die letzten kleinen Grundbesitzer, und die öffentlichen Beamten übten das Aussaugen von Land und Leuten als die feine Kunst, die ihre Schulen und berühmten Meister hatte.

Nur der Länge und Schwierigkeit der Verkehrswege war es zu danken, daß ein so weit verbreitetes Volk, wie die Germanen, fast unberührt blieb von dem Leben und Treiben, wie es damals die ganze gebildete Welt erfüllte. Auf römischem Gebiete modelte und regierte eine kleine Herrenzahl alles Volk, überwucherte und verdrängte städtische Bildung jede andere Lebensart: dem gegenüber erschienen die Germanen, — wohnend und arbeitend auf zahllosen Höfen, die sich groß und klein, einförmig und altersgrau über Höhen und Ebenen verbreiteten, — nur als ein kräftiges Volk von Bauern und Viehzüchtern, keineswegs von barbarischen Sitten, vielmehr in allen Richtungen des bürgerlichen und sittlichen Lebens bereits der Grundlagen edlerer Menschenbildung sich erfreuend, aber bei alledem nur ein rohes Landvolk, bei welchem Industrie und Handel erst in den Anfängen, geistige Kultur nur sehr vereinzelt, Luxus bloß bei wenigen Vornehmen sich einstellte.

Was aber im Alterthum nur noch geringe Kraft besaß, was beinahe im Verschwinden war, das wirthschaftliche Prinzip nämlich, daß das Volk aus freien selbstarbeitenden Männern bestehe, daß aber jeder freie Mann sein Eigengut habe, daß Niemand ihn daraus verdrängen könne, daß gerade darin sein Werth und Bestand in der Welt beruhe, kurz, daß nicht die wenigen großen, sondern die vielen

kleinen Vermögen des Volkes Grund- und des Staates Unterlage seien, — dies mächtige wirthschaftliche Prinzip war für Germanen eben so unausrottbar, als es bei ihnen allgemein und allmächtig war.

Mit dieser Gewöhnung, diesem inneren Antrieb mußten die Germanen das gesammte wirthschaftliche Getriebe der alten Welt, wenn sie ihrer Herr wurden, durchbrechen und zerstören, mußten sie an Stelle der verfeinerten städtischen Hochkultur, die alles andere Vermögen verzehrte, alle andere Thätigkeit zu ihrem Dienste brauchte, wieder setzen das viel tausendfältige, arbeitsfrohe, selbstgewisse Werben und Erwerben kleiner und mittlerer Staatsbürger.

2. Grundrechte.

Aus der Selbstachtung, welche dem Germanen angeboren war und sich zum höchsten Heldensinn steigerte, floß eine zwiefache Anschauung, die, wo immer sie Platz griff, der bürgerlichen Gesellschaft der alten Welt in's Gesicht stieß. Diese beiden Grundideen waren: daß der Staat niemals Vollherr jedes Einzelnen, — und daß der Mensch niemals bloße Sache sein könne.

Unter den alten Völkern hatten die Semiten den Staatsgedanken in ganzer Schärfe aufgefaßt. Volk und Staat, Religion und bürgerliches Recht sind bei ihnen eins, ein einziges festgeschlossenes Ganzes. Jeder Einzelne ist dem starren Gesetz so unbedingt unterworfen, als das Ganze dem allherrschenden Jehovah oder Allah: verbrecherisch der Eigenwille schon dadurch, daß er an seine Berechtigung nur denkt. Die Griechen begannen wie die Germanen ihre Staatsform mit einer Art von Gaukönigthum, das aber bald angesichts des asiatischen Despotismus sich steigerte und, als es beseitigt wurde, doch nur städtischen Freistaaten mit kleinen umliegenden Gebieten Platz machte. Größere Reiche wußten sich die Griechen nur in der Form von Bundesgenossen zu denken, an deren Spitze der leitende Staat gar gerne herrschende Willkür entfaltete. Die politische Entwicklung der Römer nahm zuerst gleichen Gang: als aber das Reich sich über Länder und Meere ausdehnte, mußte sich nothwendigerweise in seinem Mittelpunkte die Regierungsmacht verstärken und um so furchtbarer werden, je gewaltiger die Aufgabe anwuchs, das ungeheure Reich zusammen und sein Gesetz allerorten aufrecht zu halten. Förmlich wurde jetzt eine

Staatsallmacht gegründet und eingerichtet, und als das Imperium auf einen Cäsar überging, war es ganz natürlich, daß die kaiserliche Person mit einer fast göttlichen Majestät umkleidet wurde. Dem Cäsar wurden Tempel errichtet: bei dem Gedanken an Hochverrath erschraken die erniedrigten Geister bis in's Innerste, und der Unglückselige, den in Folge von irgend welchen Ränken — denn es gab ja eine Berufsklasse von feilen Angebern — die Anklage auf Hochverrath getroffen hatte, sah im selben Augenblick von aller Welt sich verlassen und verstoßen.

Solche Staatsallmacht war dem Germanen rein unfaßlich. Ihm ist ja der politische Sinn nur in geringem Maße zu Theil geworden. Sein Naturgefühl bindet ihn mit denen zusammen, in deren Adern das gleiche Blut fließt, zur Sippe, — geselliger Sinn mit seines Gleichen, es entsteht die Genossenschaft, — wirthschaftlicher und ordnender Verstand läßt die Dorf- und Gaugemeinden, — Beutelust, nationaler Stolz und kriegerische Noth läßt die Macht von Gefolgsführern, Herzogen und Königen entstehen. Wie weit aber bleibt das alles zurück hinter dem festgeordneten machtvollen Staatswesen, hinter dem festgeschlossenen taktisch sich bewegenden Kriegsheer! Nicht die einfachsten Begriffe in der Staatsverfassung, im Straf- und bürgerlichen Recht bilden sich bei den Germanen in klarer Schärfe: stets umhüllt sie allerlei Gefühl und Nebenanschauung. Immer durchbricht das Privatrecht wieder das Staatsrecht, immer muß dieses sich jenem anschmiegen, und selten ist das Umgekehrte der Fall.

Aus dieser Grundanschauung ergaben sich zwei wichtige Folgen, die eine für die Rechtsgeltung, die andere für die Religion.

Dem Römer war das Recht Bestandtheil des Staatswesens, deshalb gliederte er es aus mit mathematischer Sicherheit, deshalb sollte es walten frei und ungehindert wie ein Naturgesetz, was freilich in der Kaiserzeit nicht abhielt, daß der Mächtige das Recht zu modeln suchte nach seinem Belieben. Der Germane hatte vielleicht ein noch empfindlicheres Rechtsgefühl, allein über das Recht stellte er die Treue, über das Gesetzeswort die Billigkeit, und bei der Schuld fragte er nach der Absicht der That, und wo wirkliche Schuld war, drückte ihn die Nothwendigkeit einer Sühne. Deshalb konnte die germanische Rechtsverwaltung weder der Eideshülfe, noch des Gottesurtheils, noch humaner Rücksicht auf jeden leisen Grad innerer Schuldlosigkeit ent-

behren: das Recht selbst aber konnte sich nicht zur Schärfe der Begriffe und ihrer Folgerungen entwickeln.

Viel bedeutungsvoller war der römisch-germanische Gegensatz in Religionssachen. Bei den Völkern des Alterthums war die Religion durchwachsen und umklammert vom Staatswesen. Es war schon ein mächtiger Fortschritt, als das römische Kaiserreich den verschiedenen Volksreligionen Duldung gewährte: wiederholt aber, z. B. in den blutigen Christenverfolgungen, brach jene alte Idee wieder durch, daß als Volksfeind müsse vertilgt werden, wer des Volkes Götter verhöhne. Auch der Germane betrachtete einen solchen Frevler als seinen persönlichen Beleidiger: gleichwohl aber lebte in ihm eine höhere Idee, eine macht- und heilvolle Idee, die allmählich der größte Hebel der Kultur wurde, — die Denkfreiheit. Denn bei seinem starken persönlichen Bewußtsein trug er auch sein persönliches Denken und Empfinden in seiner Brust als sein geheimes keusches Besitzthum, als das Heiligthum seines Gewissens, welches Niemand in der Welt antasten durfte. Der religiöse Dienst und Glaube konnte sich daher bei ihm niemals ganz mit dem Staate verschmelzen, niemals ein Priesterstand mit starren Glaubenssätzen sich bilden, niemals bloßer Meinungen wegen Verfolgung aufstehen, und wenn sich eine besondere kirchliche Gemeinschaft entwickelte, so mußte sie nothwendiger Weise sich selbstständig neben die politische hinstellen.

Mit der Selbstachtung, ohne welche der Germane nicht leben konnte, hing aber auch zusammen die Ahnung der Menschenwürde in Jedem, auch dem Aermsten und Niedrigsten.

Die alten Völker faßten die Sklaverei auf als etwas Nothwendiges, gleichwie ein Naturgesetz. Bei ihnen beruhte Gewinn und Genuß wesentlich auf Sklavenarbeit: der Mensch ward zur Sache herabgesetzt und hatte seinen Preis wie ein Pferd oder nützliches Geräth. Damit Einer erhöhteres Leben führe, waren immer Viele beraubt ihrer Willensfreiheit und wurden gehalten wie Arbeitsthiere.

Wie Plinius erwähnt, hatte ein einziger Mann in seinen Bergwerken tausend Sklaven und hinterließ ein Anderer sogar viertausend. Wenn der Herr von einem Sklaven getödtet war, forderte ein altes Gesetz, daß alle Sklaven sterben mußten, die im Hause des Verbrechens gewesen. Als nun, wie Tacitus erzählt, ein Stadtpräfekt sein Leben durch eines Sklaven Hand verlor und vierhundert Mitsklaven sollten

hingerichtet werden, entstand ein Auflauf, das Volk drohete mit Mord und Brand und heftig wurde im Senate verhandelt, ob denn soviele Unschuldige und Weiber und Kinder für des Einen Schuld bluten sollten. Allein die Mehrzahl hörte auf des C. Cassius Rede, daß ein Sklavenhaufen, der aus so verschiedenen Völkern und Religionen gemischt sei, nur durch Furcht und Strenge in Ordnung zu halten, und Cäsar ließ den Weg, auf welchem die Vierhundert zur Schlachtbank geführt wurden, von Soldaten besetzen. Noch gräulichere Thatsachen sind berichtet, wie wenig bei den Römern das Leben eines Sklaven galt. Auch die Freigelassenen trugen noch wie ein Brandmal die Erinnerung, wie entwürdigt sie gewesen, und die Menge dieser Leute gab dem Staat und der Gesellschaft eine bedenkliche Färbung. Die tägliche Gewöhnung daran, daß zahllose Menschen mit Leib und Seele im Eigenthum standen, theilte sich auch der Familie mit. Der Römer konnte sein Recht über Weib und Kind nicht anders ausdenken, als daß sie, gleich wie Sklaven ohne Willen und Vermögen, seiner Herrschaft unterworfen seien.

Wie durchaus anders der Germane das Familienverhältniß auffaßte, ist bereits oben geschildert. Auch bei ihm gab es eine Menge Dienende: das waren aber entweder Gefolgsleute gegen Kost und Geschenke, oder freie Dienstboten gegen Lohn, oder endlich Hörige behaftet mit einer Unfreiheit, die sie vom Volksrechte nicht ausschloß und welche gar leicht wog gegenüber der drückenden, entehrenden Sklaveneigenschaft. Auch den wenigen wirklich Leibeigenen kam solche Gewöhnung zu gute.

3. Geistig-sittliche Eigenart.

Was mochte wohl die Empfindung eines Staatsmannes sein, wenn er zum ersten Mal aus der römisch-griechischen Welt in die germanische eintrat? Bei dem ächten Römer war jedes offene und jedes private Verhältniß fest und geschlossen, Staat und Gesetz starr und fordernd und in alle Dinge hineingreifend, auf der einen Seite gab es nur Pflichten und auf der andern gehärtete Selbstsucht. Bei den Germanen schien, mit Ausnahme von Sippe und Familie alles locker und fließend zu sein, persönliche Freiheit erster Grundsatz, das Staatswesen eine schwankende Friedensgenossenschaft, in Folge dessen unaufhörlich Willkür, Streit und Händel.

Ernste Gemessenheit, ruhige Manneswürde, eine in sich selbst gefestete Tüchtigkeit, dabei berechnendes Mehren und Festhalten des Besitzes durch Ordnung und Rechtsverstand, — das sollte bei einem Römer sich von selbst verstehen. Hochherzigkeit, lachender Muth, strömende Fülle und Lebensfreude, aber auch Ungestüm der Leidenschaften und Leichtsinn mit Verschwendung an Habe und Kräften, — war dagegen germanische Art. Da gab es keine geschulten Kriegsheere, aber zahllose Völker, die in Masse sich erhoben für ihren heimischen Heerd, die mit Jubel und Begeisterung kämpften bis zum letzten Hauch, stets begierig, das Höchste zu leisten, deren Tapferkeit durch nichts in der Welt zu erschrecken oder zu dämpfen war. Ein Kaiser, der gegen die Germanen zu Felde zog, ließ einmal auf sie ein paar Löwen los und wollte sehen, ob sie wohl flüchten würden. Sie aber schlugen die großen gelben Hunde mit Keulen todt. Was aber den Römern innerlich Grauen erweckte, das war der leichte Muth, das Todfreudige, mit dem Germanen ihr Leben hinwarfen. Gewiß gab es auch unter Diesen Weichlinge und Tückebolde, die im Siege eitel und übermüthig, bei der Niederlage sich mit Flehen und Selbsterniedrigung zu retten suchten. Das waren aber nur Ausnahmen. Um nicht Unehre zu erleiden, um dem Feinde den Triumph zu verderben, war der Tod willkommen in allen Gestalten. Fröhlich tranken sich Trajan's gefangene Häuptlinge den Giftbecher zu.

Bei kräftigem Verstand und durchdringender Thatkraft besaß der Römer doch im Grunde wenig Geist. Er sammelte, was Andere an Ideen und Formen der Kultur geschaffen, und wußte es in nützlicher Anwendung trefflich zu verwerthen: war er damit fertig, so vermochte er aus sich selbst nichts Neues mehr zu schaffen. Tapfer widerstand er dem Unglück, sein Ehr- und Mannesgefühl raffte sich auf, es zu bekämpfen: wollte aber das Schicksal nicht aufhören, ihn zu verfolgen, so wurde seine innere Macht langsam schwächer Schritt für Schritt. Anders der Germane. Dieser trug in der Seele etwas Elastisches, Tiefgründiges, Unerschöpfliches. Schwere Noth konnte sein Gemüth niederdrücken, als sollte er elend vergehen: bald aber, und das kam ganz von selbst, erfüllte ihn wieder Hoffnung und Lebensmuth. Fühlte er sich noch so bang und öde in seinem Geiste, so dauerte es nicht lange und es begann darin wieder sich zu regen und zu wallen und zu treiben, bis sein Leben eine neue Wendung nahm. Da sich

damit eine unversiegliche körperliche Kraft und Frische vereinigte, so war der Germane im Stande, die Wechselfälle eines langen Kampfes zu ertragen, ja die größten Verluste von innen heraus zu ersetzen.

Wenn nun ein Romane oder Grieche oder Orientale eine Zeitlang unter Germanen verkehrte, so mußte er sich gestehen, daß hier ein hehres Ideal im Volke lebte, ein anderes, als er bisher gekannt hatte. Die Germanen glaubten an ein allgütiges allwaltendes Gottwesen, sie waren ihrer künftigen seligen Vereinigung mit ihm gewiß, in ihrem Walhallaglauben lag eine ganz andere, die Seele erhebende und erhellende Kraft und Zuversicht, als in den matten dämmerigen Vorstellungen vom Hades und Elysium. Den denkenden Römer wehte frische nordische Luft an, es überkam ihn eine Ahnung, als ob in diesem kernigen kräftigen Volke ein edler reiner und keuscher Sinn verbreitet sei, an dessen Werth das schwatzende und prunkende, das bildungsstolze und doch so feige und schwächliche Volk in den Römerstädten nicht hinanreichte.

Bei alledem, welch' ein lockendes Leben voll Glanz und Heiterkeit und buntem Farbenspiel in diesen Städten! Und welch' eine graue Einförmigkeit, soweit der Germanen Land sich dehnte! Diese Barbaren wußten ja nichts von feinerer Kultur, von Kunst und Wissenschaft. Sie waren ja nur eine furchtbare Ansammlung von wilden Kräften, die, wenn man ihnen nicht wehrte, vernichtend in die gebildete Welt hineinbrauste, ihr die edelsten Lebensgüter zerstampfen und zerstören mußte. Wer hätte mit freiem Willen diesen empörenden Uebermuth der Germanen, der nur der Ausdruck innerer Rohheit war, ertragen können? Barbaren sich ergeben? Nimmermehr, — es gab nur den einen Entschluß, wider sie alle Waffen zu brauchen bis zum letzten Hauche.

So mußte sich ein Kampf ergeben von einer Dauer und Erbitterung, von einem Blutvergießen und Länderverwüsten, wie ihn die Geschichte weder früher noch später gesehen. Die Griechen- und Perserkriege, sowie die Kreuzzüge waren ein Hergang von ähnlichen Umrissen: jedoch von der Marathonschlacht bis zum herrlichen Alexanderzug waren es nur etwas über anderthalbhundert, vom ersten bis zum letzten Kreuzzug noch nicht ganz zweihundert Jahre. Dagegen lastete auf dem Römerreiche die eine harte Aufgabe, die Germanen zu bändigen, länger als fünfhundert Jahre, gerade so lange Zeit, als die

römische Republik gebraucht hatte, Italien, Afrika, den Orient und Europa zu erobern. Endlich sollte das Weltreich doch sich auflösen vor der Stärke germanischer Männer und Ideen.

Wie aber? Wenn der germanische Charakter sich minder hart und dauerhaft und ausgiebig erwiesen hätte? Dann würde Germanien romanisirt sein, die Slaven hätten den Römern nicht lange widerstanden, noch weniger die Turanier hinter ihnen. Auch der Muth der Parther wäre endlich gebrochen, und hätte wohl das Indusland den ehernen Schritt der Legionen gehemmt? Die eine gleiche Kultur des römischen Reichs hätte wahrscheinlich die ganze Welt überzogen. Doch wie möchte diese Kultur sich dann weiter entwickelt haben? Wäre sie überhaupt durch sich selbst noch einer großen Entwickelung fähig gewesen?

Viertes Kapitel.

Römische Eroberungen in Deutschland.

1. Rhein und Donau.

Es waren also zwei gewaltige Kulturmächte, die Jahrhunderte lang auf einander stießen: die eine hoch entwickelt, die andere voll kraftvollen innern Lebens: jede zur andern in tiefem Gegensatz, jedoch keine durch die andere zu zerstören oder nur zu besiegen. Aufnehmen von der andern, innerlich sich beugen mußte, wie in allen großen Völker- und Kulturkämpfen, zunächst die rohere Macht. Versuchen wir nun, uns etwas Einsicht zu eröffnen, durch welche Mittel und auf welchen Wegen sich die Bildung der alten Welt den Germanen mittheilte, die so lange Zeiten hindurch von ihr fern und abgeschlossen gelebt hatten.

Die Römer traten in den Kampf mit ihnen weit überlegen durch alle Künste und Waffen. Mit vollem Recht mochte, wie Tacitus berichtet, Germanicus seine Soldaten dadurch ermuthigen, daß er ihnen sagte: „Die ungeheuren Schilde der Barbaren, ihre übermäßig langen Lanzen könnten zwischen Baumstämmen und dem aus dem Boden aufgeschossenen Strauchwerk nicht so leicht gehandhabt werden,

als römische Wurfspieße und Schwerter und die dem Leibe anliegenden Schutzwaffen. Dichter müßten die Hiebe hageln, mit den Schwertspitzen müsse nach den Gesichtern gestoßen werden. Keinen Panzer habe der Germane, keinen Helm. Nicht einmal mit Eisen oder Leder sei der Schild überzogen, sondern bloßes Weidengeflecht oder dünne Bretter, die buntfarbig angestrichen. Höchstens die erste Schlachtreihe führe ordentliche Lanzen, die Uebrigen bloß Spieße, deren Spitze im Feuer gehärtet, oder kurze Wurfspieße. Wohl sei der Körper gewaltig anzuschauen und stark zum Angriff für kurze Zeit, aber eben so wenig bei Wunden ausdauernd. Ohne Gefühl für Schande, ohne um die Führer sich zu kümmern, liefen sie, flüchteten sie." In der That hatten die Germanen außer leiblichen Vorzügen und den Schwierigkeiten, die ihre Waldungen und Sümpfe den Eroberern entgegenstellten, wenig Anderes für sich, als den unbezwinglichen Glauben an sich selbst, die frohe Ahnung, endlich doch durchzudringen und zu siegen, und gerade dieser Glaube an eigene nachhaltige Stärke wurde frühzeitig bei den Römern erschüttert.

In den letzten fünfzehn Jahren vor und ersten fünfzehn Jahren nach Christi Geburt drangen sie siegreich in Germanien ein. Der energische Drusus eroberte das Gebiet bis zum Rhein und zur Donau, nahm es in festen Besitz für das Reich und legte längs den Stromlinien eine Kette von festen Punkten an. Bei Florus lesen wir sogar: „Drusus errichtete zum Schutz der Provinzen überall Befestigungen und Wachposten, an der Mosel, an der Elbe, an der Weser. Denn am Rhein ließ er mehr als fünfzig Kastelle errichten." Sie standen regelmäßig dort, wo Flüsse einmündeten, deren offene Thäler auf der einen oder andern Seite das Vordringen erleichterten. Das Mainz gegenüberliegende Kastell war durch eine stehende Brücke mit der Stadt verbunden. Auch bei Köln und Xanten lagen Brückenköpfe auf dem germanischen Ufer: hier und an andern Orten wurden Kähne und Bauholz bereit gehalten, um rasch Brücken zu schlagen. Nach diesen Punkten hin zogen die Heerstraßen aus Gallien und über die Alpen. Selbstverständlich räumten die Germanen, wenn sie im Siegen waren, all' diese Brückenanstalten hinweg: ihr Nationalfeind umgekehrt beeilte sich, bei der ersten Gelegenheit sie wieder herzustellen. Welchen Werth die Römer auf die Mainzer Hauptbrücke legten, sehen wir noch aus einer großen Bleimedaille, die in der Saone gefunden

worden. Sie hat zwei Felder: im obern sitzen die Mitkaiser Diokletian und Maximian, ihr Haupt vom Nimbus umgeben, in der Hand hält Jeder eine Rolle, hinter ihnen stehen Soldaten, vor ihnen germanisches Volk, welchem Maximian die offene Hand darbietet: darüber prangt die Inschrift „Jahrhunderts Glückseligkeit.“ Im untern Felde geht Derselbe, von zwei Siegesgöttinnen geleitet, nach Deutschland.

So waren nun Rhein und Donau im römischen Besitze: das Weltreich hatte unsere beiden Hauptströme erfaßt, von denen der eine das deutsche Leben zum Nordwesten, der andere zum fernen Südosten zieht und trägt. Alles Land auf der einen Seite beider Ströme erschien auf immer verloren für die Germanen. Auf der linken Rheinseite war es in die erste und zweite germanische Provinz und auf der rechten Donauseite in die beiden großen Provinzen Norikum und Rhätien abgetheilt. Die Menge der Kastelle und festen Standlager, die Stärke ihrer Besatzungen, das treffliche Ineinandergreifen der übrigen Anstalten, um feindliche Schaaren zu zersprengen, ehe sie noch den großen Flüssen sich nähern konnten, — diese Hindernisse machten es den Germanen äußerst schwierig, die beiden Stromlinien wieder zu erobern. Denn fortan lagerte auch der bei weitem größere Theil der römischen Kriegsmacht, — acht Legionen mit ihren Hülfsvölkern, zusammen gegen 70 bis 100,000 Mann, — in den germanischen Gränzquartieren.

Um die Vertheidigungslinien an beiden Strömen besser zu behaupten, richtete Drusus die reichen Hülfsmittel, die ihm sein Genie und die römische Uebermacht darboten, unabläßig darauf, im freien Großgermanien sich als Herrn und Meister fühlen zu lassen. Die batavische Insel war zum großen Waffenplatz erkoren, und wenn von hier aus die Legionen über den Rhein zogen und nach Germanien hinein, so ging eine Flotte durch den Kanal, welchen Drusus bis in die Zuydersee gebaut hatte, in's Nordmeer, um von dort in die Mündung der Flüsse einzufahren, während von der Donau her eine dritte Kriegsmacht anrückte. Wiederholt unternahm er große Heereszüge bis zur Weser und einmal bis zur Elbe. Dorthin hielt er Heerstraßen offen, damit durch Sümpfe und Waldungen sich Zufuhr und Truppen nachschieben ließen. Lange Schanzenlinien wurden in der Nähe des Mains zur Vertheidigung aufgeworfen, und im Innern

Deutschlands wohlgelegene feste Punkte zu Standlagern eingerichtet.

Mit all' diesen großen Arbeiten bezweckte Drusus wahrscheinlich nichts anderes, als das Land zwischen Rhein und Elbe im Zustand des Friedens zu erhalten. Hatte doch das Reich schon Nutzen genug, wenn jenes Gebiet auch nur zu Werbeplätzen diente, um die Lücken in den Kohorten zu füllen. Drusus aber brauchte noch ein anderes Mittel, dasselbe, das den französischen Königen und dem ersten Napoleon so treffliche Dienste leistete. Er war ein großer Meister des Rheinbunds, und verstand trefflich, die Zwietracht unter den Germanen zu schüren. Noch schlauer als er, handelte sein Bruder und Nachfolger im germanischen Kommando, Tiberius. Dieser pflegte zu sagen: mehr als durch das beste Kriegsheer gewinne man durch der Germanen Zwietracht. Das war ja das nationale Elend der Deutschen, oder, wie Tacitus sich ausdrückte, „ihre alte Sitte, die Waffen wider einander zu erheben.“

„Schon war in Germanien nichts mehr übrig, was man noch hätte besiegen können, als das Volk der Markomannen.“ Mit diesem stolzen Wort verkündigte der Höflingsstil des Vellejus Paterculus die Thaten der beiden Kaisersöhne.

Es war ein Glück für Deutschland, daß Drusus bei seinem Rückzug von der Elbe einen frühen Tod fand, Tiberius von andern Sorgen und Leidenschaften in Anspruch genommen, und ihr Nachfolger ein so kurzsichtiger Mann wie Varus wurde. Blieb nur eine dieser Thatsachen aus, so fiel rettungslos ein Stamm nach dem andern den römischen Kriegs- und Verführungskünsten zum Opfer, und es hätte wer weiß wie lange Zeiten der Erniedrigung und Verhöhnung gebraucht, bis sich ein Sturm des allgemeinen Unwillens erhob, der unaufhaltsam Alles mit sich fortriß. Die Hermannsschlacht gab eine andere Lehre für Freund und Feind. Des Varus Unverstand und Hochmuth hatte die Germanen in Harnisch gebracht, drei Legionen fielen in den Teutoburger Waldschluchten ihrem Grimm zum Opfer. Bei dieser Nachricht drang in die prangenden Paläste der Hauptstadt der Welt die bittere Erkenntniß hinein: Germanien ist unbezwingbar, alle Völker dienen der ewigen Roma, möge ihr guter Genius uns nur vor diesem einen beschützen! Die Germanen aber sangen lustige Spottlieder, von denen die Buben im Paderbornischen, der Gegend

der Hermannsschlacht, noch einen Vers nachsingen, der sich, natürlich in sprachlicher Abschleifung, nur aus jener Zeit herleiten läßt.

> Hermen, sloh Därmen,
> Sloh Pypen, sloh Trummen:
> De Kaiser will kumen
> Met Hamer und Tangen,
> Will Hermen uphangen.

Man bezieht diesen Spottvers auch wohl auf Karl den Großen, der die Irminsſäule zerstörte. Allein damals war und hieß der Frankenkönig noch lange nicht Kaiser.

Des Germanicus Feldzüge hatten den Hauptzweck, Rache zu nehmen und den Feind zu schwächen und zu schrecken. Wo Jener herzog, ließ er breite Streifen von Blut und verbrannten Höfen und Saaten hinter sich. Was da von Germanenbrut lebte — Weiber, Kinder, Greise — wurde niedergehauen, und man rühmte es als eine Heldenthat, als bei einem großen Volksfeste im Dunkel der Nacht die Brukterer, die im Schlaf oder bei dem Trunke lagen, umstellt, überfallen, gemetzelt wurden. „Dieser Krieg," pflegte Germanicus seinen Soldaten zu sagen, „geht nur zu Ende, wenn alle Germanen todt sind."

2. Römische Triumphe.

Als der große Würger gestorben war, beschränkten sich die Römer auf den Plan des Drusus, von Zeit zu Zeit hinter den schützenden Forts hervorzubrechen und Tod und Verderben in die Gaue zu tragen, damit das Hinterland sicher sei durch Jammer und Oede in den Vorlanden. Diesem Plane blieb man noch lange treu.

Allein die Germanen ließen sich weder schrecken noch austilgen. Immer war wieder kriegsfreudiges Volk da, und mit ihm neue Kampfesnoth. Jeden Schritt mußten die Legionen erkämpfen, auf dem Marsche rötheten sich bald hier, bald dort ihre Ränder oder ihre Spitze oder Nachhut blutig durch anstürmende Feinde, und glaubten die Offiziere, endlich einen Wald gründlich gesäubert zu haben, flogen alsbald wieder Wurfspieße und schmetternde Steine aus dem Dickicht. Erschien jeder weitere Widerstand unnütz, so flüchteten die Germanen mit Weib und Kind, Hab' und Heerde hinter die Verhaue im Waldgebirge oder in Sümpfen, wohin zu folgen die Römer sich wohl

hüteten. Mußte aber, weil es nicht anders ging, die Verschanzung, welche die Germanen auf einer Berghöhe angelegt hatten, gestürmt werden, so gab es eine lange harte Blutarbeit, bis die Wälle von Steinen und Erde und Holzblöcken durchbrochen und ihre letzten Vertheidiger erschlagen waren.

Kaum aber waren die abziehenden Legionen verschwunden hinter ihren Festungen an den Flüssen, so brachen aus den Waldungen blitzschnelle Schaaren hervor und raubten und heerten, wie es ihnen Haß und Beutelust eingab. Die Ströme gewährten nur theilweise Schutz. Die Germanen waren geübt, durchzuschwimmen, eine Hand an der Mähne des Rosses oder sich helfend mit dem großen Holzschilde. Auch stieß ja fast allerorten Waldung an die Flüsse, so daß man Baumstämme rasch zusammenschlagen und Flöße bauen konnte zum Uebergang. Besonders der obere Lauf der Donau und des Rheins lockte zu Streifzügen am anderen Ufer, da die Gewässer hier weder reißend noch tief waren. Trat ein Anführer auf voll Kühnheit und flammender Rede, so erhuben selbst befreundete Völker, wie die Friesen, Bataver, Ubier, gefährliche Aufstände.

Der Krieg wurde von den Römern nur noch fortgesetzt aus Noth, um Angriffe abzuwehren, oder um den Kaisern Gelegenheit zu prahlerischen Schaustellungen zu geben. Der Cäsar Caligula kaufte germanische Sklaven, und da ihrer nicht genug zu bekommen, hochaufgeschossene Gallier, die sich das Haar mußten lang wachsen lassen und dann es roth färben: diese Leute schritten als gefangene Germanen bei seinem Siegeseinzug in Rom einher. Ein anderer Cäsar, Caracalla, hatte sich ganz in die Sitten der Germanen eingelebt, und und ging gerne in ihrer Tracht, „im Mantel mit Silberzierrath" einher, auf dem Haupte eine blonde langgelockte Perrücke. Er umgab sich mit germanischen Kriegern, die er seine Löwen nannte, verlieh ihnen hohe Offiziersstellen, und machte ihnen zur Pflicht, wenn er, wie andere Kaiser durch Mord falle, sollten sie rächend nach Rom aufbrechen, das leicht zu erobern sei.

Eigenthümlichen Eindruck machen auch die Münzen der Kaiser. Während Drusus auf seine Siegesmünzen einfach Banner und Waffen der Germanen setzte, Hadrian eine behelmte Germania mit Lanze und Schild auftreten ließ, der verständige Diokletian ein geöffnetes Kastell zeigte, Antonin als Gebieter eines Königs der Quaden erschien,

stellte sich Germanikus als ein redereicher Theaterheld vor, mit Szepter und Adler in der Hand und der Umschrift, daß er von den besiegten Germanen die verlorenen Feldzeichen wieder gewonnen. Domitian's Münzen prunkten lügnerisch mit der Germania in Banden, oder wie sie weinend auf einem Schilde sitzt, unter welchem eine gebrochene Lanze liegt. Mark Aurel hat eine unterjochte Germania, die trauernd mit losgelöstem Haar vor seinen Trophäen sitzt, — der Kaiser führt sich aber auch selbst ein, wie er über die Donau geht. Kommodus stellt gefesselte Germanen dar, rechts und links von seinen Trrophäen. Maximin läßt sich von der Viktoria den Siegeskranz aufsetzen, oder er stürmt, folgend der Siegesgöttin, hoch zu Roß auf niedergeworfene Germanen. Auf des Galienus Münzen schreitet die Viktoria über eine Kugel weg, zu deren Seiten flehende Kinder liegen. Numerian erscheint auf dem Triumpfwagen als Sieger über die Quaden, geführt von der Siegesgöttin mit der Palme, oben und unten gefesselte Germanen. Endlich der erste Konstantin zeigt eine Allemania erschreckend vor dem über ihr erhobenen Beil, das aus Trophäen hervorstarrt, mit der offenherzigen Umschrift „Der Römer Freude.“ Der zweite Konstantin bohrt einen Germanen nieder, der seinen Schild fallen läßt, oder er schleppt bei den Haaren einen Gefangenen herbei und trägt selbst seine Trophäen. Gefesselte Germanen beständig auf den Münzen, gefesselte Germanen beständig an Triumphbogen und Siegessäulen — eine lächerliche, schreiende, Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Lüge. Und dabei wurde es seit dem Tode des Kaisers Mark Aurel stehende Gewohnheit, von diesen Reichsfeinden Frieden für Geld zu erkaufen und auf die Menge und Tapferkeit der germanischen Söldnerhaufen den Bestand des Reichs zu stellen.

Triumphe aber mochten die Römer feiern über die Menschen- und Völkervertilgung, die fort und fort an den Grenzen und im Innern des germanischen Gebietes vor sich ging. Hierin und in der innern Zwietracht der Gefürchteten lag eine Hauptursache, weshalb das römische Reich sich noch so lange aufrecht erhielt. Niemals hat wohl ein großes jugendliches Volk Jahrhunderte lang soviel Blut verschwendet, als die Germanen im Kampfe für und gegen den römischen Kaiser. Waren sie einmal seine Söldner geworden, kämpften sie für ihn so beharrlich, als wäre er ihr Familienhaupt. In dem ungewohnten heißen Klima Italiens und des Morgenlandes, schmolz jeder Haufen

hin wie Schnee vor der Sonne; denn solches Klima wirkte auf ihre starken Leiber, bei ihrer sorglosen und unmäßigen Art zu leben, wie Gift und Seuchen. Traten aber ihre Heere als Feinde auf, so fuhren sie kampflustig ohne rechten Plan und Verstand in der Welt umher, trotzten tollkühn jeder Gefahr, und geriethen zuletzt zwischen die schneidige Härte der römischen Legionen. Statt sich dann zu decken mit Schild und Panzer, bot ihr Uebermuth die nackten Leiber den römischen Geschossen dar. Gegen die Besiegten aber wurde unmenschlich gewüthet. Konstantin ließ die Führer im Amphitheater von wilden Thieren zerfleischen, bis die Bestien dessen müde wurden. Darüber schrieb sein Lobredner: „Es könne ja nichts Schöneres geben, als daß der Kaiser aus dem Abschachten der Feinde dem Volke noch ein Vergnügen bereite. Den reißenden Thieren werfe er sie in solcher Menge vor, daß sie mehr unter dieser Schmach litten, als von dem Tode selbst, und um der Schande zu entgehen, lieber sich selbst erstächen. Solche Männer zu besiegen, die so wenig den Tod fürchteten, das sei besonders herrlich.“ Als im Jahr 269 ein großes Gothenheer in Thrazien zersprengt, ihre Flotte zerstreuet war, ihre vereinzelten Schaaren auf Wegen und Stegen gehetzt und erschlagen wurden, und die Letzten, eingekeilt in den Schluchten des Rhodopegebirges, jeden Angriff zwar abschlugen, endlich aber von Hunger und Seuchen abgemattet sich ergeben mußten, da konnte der Kaiser Klaudius verkünden: „Wir haben 320,000 Gothen vernichtet und 2000 Schiffe in den Grund gebohrt. Die Flüsse sind mit Schilden bedeckt und das ganze Küstenland mit Schwertern und Wurfspeeren. Man sieht auf den Feldern den Boden nicht vor Leichen, kein Weg ist rein von Todten. Verlassen steht der unabsehliche Troß von Wagen und Karren. So groß ist endlich die Menge der gefangenen Weiber, daß sich jeder Soldat meines siegreichen Heeres gleich zwei oder drei nehmen kann.“ Nur ein Jahr später nach diesen Metzeleien mußten die Römer aus Rumänien, Siebenbürgen und dem Lande zwischen der Theiß und Donau weichen und das ganze Gebiet den Germanen förmlich abtreten: fortan hieß es Gothia.

Zur selben Zeit wütheten die Römer auch gegen die Franken, Allemannen und Burgunder, die zahllos in Gallien eingedrungen waren. Kaiser Probus schlug sie in mehreren Treffen, vertrieb sie aus den eroberten Städten und folgte ihnen über den Rhein. Dort raubte

und mordete er wie ein zweiter Germanikus das Land aus wohin er kam. Im Jahre 277 konnte der Kaiser prahlend dem Senate schreiben: „Ganz Germanien ist unterworfen. Neun Könige verschiedener Völker lagen flehend vor meinen oder vielmehr zu Euren Füßen. Für Euch pflügen nun alle Barbaren, für Euch säen sie und streiten mit uns gegen die inneren Völker. Der Feinde sind 400,000 getödtet, 16,000 Bewaffnete haben sie uns überlassen, 70 der edelsten Städte wurden ihren Händen entrissen und fast alle Provinzen Galliens befreit. Gallische Aecker werden von den Stieren der Barbaren bearbeitet, auf unseren Triften weiden die erbeuteten Heerden verschiedener Völkerschaften, ihre Gestüte versorgen unsere Reiter mit Pferden, mit dem Getreide der Barbaren sind unsere Speicher angefüllt. Nur Grund und Boden haben sie behalten: alles Uebrige ist unser."

3. Festungswerke von Koblenz bis Regensburg.

Bei all' diesem Triumphgeschrei hatte jeder Verständige längst eingesehen, daß Germanien höchstens strichweise zu erobern, niemals aber zu behaupten war. Wenn nach einem Heereszug noch so tief in Germanien hinein das Land links und rechts verwüstet und verödet lag, alles Volk ließ sich doch nicht ausrotten, und siehe da, nicht zwanzig Jahre brauchten zu vergehen, dann war wieder frischer Nachwuchs von Jünglingen da, die belehrt und angespornt von einigen übrig gebliebenen Alten auf's Neue mit mörderischen Waffen gegen die Römer anstürmten." Es ist," so schrieb Ammian, „ein ungeheures Volk. Von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle nur möglichen Niederlagen geschwächt; aber so furchtbar schnell wächst immerfort neue Jugend nach, daß man glauben möchte, sie seien Jahrhunderte lang von keinem Unglück betroffen."

Die Römer hätten das weitgedehnte Germanien unaufhörlich besetzt halten, unaufhörlich den Truppen Lebensmittel nachführen müssen, und doch wären ihre schönsten Heere voraussichtlich aufgerieben in kleinen Kämpfen, Mühen und Entbehrungen. Längst schon waren die Legionen schwierig, nichts ihnen verhaßter, als die endlosen germanischen Feldzüge, auf denen Tod und Schrecken sie ohne Ende umlauerte. Also wurde endlich mit staatsmännischem Entschluß abgestanden von der Unterjochung der Germanen und nur das eine Ziel in's Auge gefaßt, das Reichsgebiet dauernd vor ihnen zu schützen.

Man hatte in verschiedenen Feldzügen erst zwischen Lahn und Main, dann an letzterem entlang, zuletzt in der Nähe des Neckar quer durch die Thäler oder bei den Uebergangspunkten über Flüsse und Bergzüge Schanzen in langer Linie aufgeworfen, Gräben davor gezogen und Pfahlreihen eingerammt, um besser und mit weniger Blutverlust im Stande zu sein, erst die Chatten, dann die Allemannen und andere feindliche Haufen zurückzuwerfen. Bereits unter Augustus entstanden am rechten Donauufer von Augsburg bis hinunter nach Mösien hier und da Festungswerke. Sollte aber dauerhaft das römische Gebiet geschützt werden, so konnte Stückwerk nicht helfen, man mußte der gesammten Gränze, soweit sie nicht bereits natürlichen Schutz hatte, einen künstlichen geben. Etwa achtzig Jahre nach der Hermannsschlacht wurde begonnen, die Schanzwerke planmäßig zu verlängern, die Lücken auszufüllen, und nach und nach eine fortlaufende Kette zwischen Rhein und Donau zu errichten. Unter Kaiser Domitian kam die Mainlinie zu Stande, unter Trajan das Zwischenstück vor dem Neckar und hier und da ein Kastell an der Donau, unter Hadrian endlich wurde das Werk regelmäßig bis nach Regensburg fortgeführt. Die fünfzig Jahre dieser drei Kaiser waren vornehmlich die Zeit des Baues und der Vollendung. Auch später wurden noch Verstärkungen und Ergänzungen ausgeführt, hier oder dort eine Linie anders gerichtet, oder die hinter ihr liegenden Garnisonsstädte verstärkt und vermehrt.

So brachte man fortlaufende Werke zu Stande von der Lahnmündung bis wo die Altmühl sich in die Donau ergießt, in einer Länge von siebenzig deutschen Meilen, ein gewaltiges Werk, würdig des Weltreichs und der Klugheit seiner Begründer. Hauptsächlich drei Stücke sind zu unterscheiden: die Main-Neckar-Donaulinie.

Im Odenwald, Spessart und in der Wetterau finden sich noch Bruchstücke von Schanzenreihen hinter- und nebeneinander, die zu verschiedenen Zeiten entstanden sind. Es waren starke breite Erdwälle, davor ein vertiefter Graben, hart vor demselben auf der Wallseite hin lief Pfahlwerk. Ob und wie die Schanzlinien ein System bildeten, etwa derart, daß erst die entfernteren vertheidigt wurden, und wenn diese genommen, man auf die weiter hinten liegenden sich zurückzog, Dies und Anderes läßt sich mit voller Sicherheit wohl nicht mehr feststellen.

Der zweite oder schwäbische Theil von Burgstadt am Main bis Pfahlbronn bei Welsheim war ein Wall, der unten nicht weniger als vierzig bis fünfzig Fuß Breite hatte und sich nach oben verjüngend aufstieg bis zu einer Höhe von dreizehn bis zwanzig Fuß. Am Fuße des Walles stand die Pfahlwand und an derselben ging der Graben nieder, der mindestens zehn Fuß Tiefe hatte. An steilen Abhängen sieht man jetzt Wall und Graben nicht mehr, wahrscheinlich genügten hier Reihen von festem Pfahlwerk. Jedoch fast jede fünf- bis siebenhundert Schritt lassen sich noch die Reste von viereckigen Wachthäuschen erkennen, die eine sehr dicke Mauer und ihren Eingang nach dem Walle zu hatten nnd wahrscheinlich noch durch Pfahlwerke besonders befestigt waren. Sie dienten dazu, die Wachen, die vor Unwetter oder Ermüdung draußen nicht mehr aushielten, aufzunehmen.

Die Donaulinie dagegen, die auf der Höhe bei Pfahlbronn in der Wasserscheide zwischen Rems und Lein sich mit der Neckarlinie berührte, bestand beinahe durchgängig aus einer zwei bis fünf Fuß hohen Straße von Steinwerk, die zwölf Fuß Breite hatte. Zwischendurch gab es Stellen, wo die Hochstraße durch Erdwälle und Graben ersetzt war. In regelmäßigen Zwischenräumen erhoben sich Kastelle oder Wachthügel. An beiden Seiten der Donau läßt sich noch eine Linie von Signalthürmen verfolgen.

Auf der ganzen Strecke vom Rhein bis zur Donau waren wichtige strategische Punkte, wo ein Fluß oder Gebirgszug die Linie kreuzte, durch Schanzen in verschiedener Richtung oder durch größere oder kleinere Kastelle, Burgen oder Standlager besonders geschützt. Durchgängig traf man jede vier bis fünf Stunden auf eine Garnisonsstadt. Bedeutendere Städte waren befestigt mit großer Sorgfalt. Straßburg z. B. hatte, wie Vitruv darstellt, eine Umfassungsmauer, die auswendig in festen großen Bausteinen, inwendig aus Brocken und hartem Kalkguß bestand. Die Namen einer Menge von Ortschaften, die meist mit Pfahl oder Pohl, Damm, Wall, Burg zusammengesetzt sind, bezeichnen noch die Plätze, wo römische Kastelle sich erhoben.

Gedeckt durch den Wall lief auf der Innenseite eine feste Heerstraße hin, welche die Kastelle und Forts miteinander in Verbindung setzte. Auf der Außenseite war der Wald niedergehauen, damit man von den Spähhügeln freien Ausblick hatte. Ließ sich drüben Ver-

dächtiges merken, so erscholl der Lärmruf und wurden wahrscheinlich weithin sichtbare Fähnchen ausgehängt, oder man ließ eine Rauchsäule aufsteigen, des Nachts aber Flammen, bei deren Erblicken die ganze Nachbarschaft in Bewegung gerieth. Eilboten flogen nach den Garnisonsstädten, die in einer Entfernung von einigen Stunden tiefer im Lande lagen, und die Kohorten eilten dann von allen Seiten auf bequemen Straßen hin nach dem gefährdeten Punkte.

Das große Werk war so ausgedacht, daß der Wall mit seinen Forts und Thürmen und den Garnisonsstädten dahinter der Vertheidigung den ersten festen Halt gaben. Wurde sie geworfen, so ergab der Fluß — Donau, Neckar, Main, Rhein — etwas weiter zurück die zweite Schutzlinie, hinter welcher die Legionen sich sammeln und richten konnten. Von den Flüssen blieb dann schlimmsten Falls noch der Rückzug auf's Gebirge, — Alpen, schwäbische Alp, Schwarzwald, Odenwald, Taunus. Deshalb war der Wall dem Lauf der größeren Fluß- und Gebirgszüge parallel gezogen und das ganze Vertheidigungsgebiet von einem Straßennetz durchzogen. Schon Drusus hatte den Bau besserer Straßen über die Alpen begonnen.

Ein auf seiner ganzen Länge so breit und tüchtig angelegtes Festungswerk war in der That geeignet, die Gränze zu schützen. Kleine feindliche Schaaren wurden vor dem Graben abgewiesen, und kamen sie doch über Pfahlwand und Wall herüber, umzingelt und zusammengehauen. Zogen große Haufen heran, was die Späher, die unter den Völkerschaften draußen umherschlichen, an deren Bewegungen absahen, so erhielten durch die Vertheidigung des Walles die Legionen Zeit, sich zu sammeln und festgeschlossen, von Plänklern und Kundschaftern umgeben, mit ganzer Macht und Kriegskunst dem Feind entgegenzurücken. Mit Vollendung des riesigen Schanzwerks verlor sich der alte Nachhall der Hermannsschlacht. Man wagte die Truppenzahl am germanischen Grenzwall nach und nach zu vermindern, bis sie nur noch etwa 50,000 Mann betrug.

4. Parteigänger für Rom.

So erfüllten — mit öfteren Unterbrechungen — doch über zweihundert Jahre lang diese Vertheidigungswerke ihren Zweck und zugleich

wurden sie für die Kultur Deutschlands von hervorragender Bedeutung. Denn ihre Wirkung fiel zusammen mit den erwähnten beiden andern Mitteln, durch welche die Römer ihr Reich gegen die Germanen vertheidigten, — mit der Kriegspolitik, durch öftere Angriffe, die sich auf die Bollwerksreihen stützten, die Ansammlung feindlicher Schaaren zu hindern oder zu zersprengen, — und mit der Friedenspolitik, welche hier germanische Völkerschaften in's römische Bündniß herüberzog, dort sie einander feindlich gegenüberstellte.

Geheime Unterhändler waren beständig unterwegs und wußten Vortheil und Ehren der römischen Freundschaft glänzend in's Licht zu stellen. Alte Stammesfehden, die unaufhörlichen Gränzstreitigkeiten, neue Beleidigungen, Neid und Eifersucht, wurden geschickt benutzt, unter den Völkerschaften Zwietracht zu stiften und die Kriegsflammen anzuschüren. Kam dann ein Stamm in's Gedränge oder wurde ihm die Heimath verleidet, so waren sofort die Römer da, zu vermitteln, Schutz zu bieten, und schwer Betroffene auf die andere Seite des Rheins zu führen. Dort wurden sie als Bundesgenossen unter verschiedenen Rechten und Pflichten angesiedelt und waren nun selstverständlich des Reiches Wächter und Vorkämpfer. Nichts wurde eifriger betrieben, als daß Gesandte der hadernden Stämme nach Rom gingen, ihre Streitigkeiten dem Kaiser als Schiedsrichter vorzutragen. Die offenen und geheimen Freunde Roms erhielten guten Rath und Beistand, reichliche Jahrgelder und herrliche Ehrengeschenke, ihre Schatzkammer war stets gefüllt. Wahrscheinlich auf solchem Wege ist der sogen. Hildesheimer Silberfund in's Innere von Deutschland gekommen. Denn Beute aus Gallien kann dieses prachtvolle Tafel- und Trinkgeräth nicht wohl sein, weil es vollständig beisammen ist, und ein römischer Feldherr hat sich schwerlich in dem mühseligen und verlustvollen Kriege damit belästigt, höchst selten ist ja auch ein römisches Heer bis Hildesheim vorgedrungen.

Wo sich nun den Römern eine Möglichkeit zeigte, germanische Fürstensöhne, die in der glanzvollen Hauptstadt der Welt an feineren Genüssen Geschmack gefunden, in ihrer Heimath als Könige aufzustellen, da wurden erst recht keine Mittel gespart, ihnen dort Macht und Partei zu gründen. Solche Fürsten waren Hermanns Bruder Flavus und sein Schwiegervater Segest und Neffe Italicus, die Sueben Vannius, Sido und Italicus, der Amsivare Bojokal, der Hermundure

Vibitius, der Bataver Julius Klaudius, der Quade Furtius, der Cherusker Chariomer, und Andere mehr. Schon ihre Namen bekunden, wie sie ganz romanisirt waren.

Natürlich trat der römischen Partei bei allen Stämmen eine nationale gegenüber, und innere Kriege und Selbstzerfleischung hörten niemals auf.

Wir sind über die Hergänge damals im Innern Deutschlands nur ganz obenhin unterrichtet, können aber aus dem wüthenden Haß, mit welchem sich die Parteien verfolgten und weder Sippebruch noch Landesverrath scheuten, wohl entnehmen, daß es mehr als Ehr- und Habsucht, daß es Grundsätze waren, welche die germanischen Fürsten entzweiten. Was konnten dies anders für Grundsätze sein, als daß die Einen nationale Freiheit für das Erste und Höchste, die Andern aber Bildung und edlere Sitte für das Vorzüglichste und Feinste erklärten? Es adelt den Deutschen, ist aber auch seine große Schwäche, daß eine hohe Idee, sobald sie ihn erfaßt hat, alsbald ihn auch erfüllt und sein ganzes Wesen durchdringt. Er wird nicht mehr Herr über sie und opfert ihr Zeit und Amt und Familie und selbst das Vaterland. Gedanken der Humanität, Freiheit und Religion üben auf ihn eine unbezwingliche Anziehungskraft, und wo Prinzipien dieser Art auf Seite der Landesfeinde standen, haben Deutsche noch immer leidenschaftlich für Diese und erbittert gegen die eigenen Volksgenossen gekämpft. In welch' lieblichem und strahlendem Lichte aber mußte Germanen, die besonders dafür empfänglich, die Bildung der Römer erscheinen, verglichen mit der Rohheit, der geistigen Armuth, und dem Starrsinn im eigenen Volke! Wie glücklich war Gallien, das allerorten aufblühte, seitdem es mit dem römischen Reiche vereinigt war! Ehrenvolles Bündniß mit den Römern, freien friedlichen Verkehr mit ihnen, Einströmen veredelnder Kultur in ihr Land und Volk, das hinter der Bildung der alten Welt noch so weit zurückstand, — das erschien von höherem Werth, als der unaufhörliche verlustvolle Kampf mit den Römern, der zuletzt das Volk aufrieb, und doch vielleicht ein düsteres Ende nahm ohne Sieg und ohne Hoffnung.

Tacitus hat uns gleich aus dem Beginn der germanischen Kriege eine Szene überliefert, welche diese Verhältnisse aufhellt. Germanikus war bei seinem zweiten Feldzug bis an die Weser gekommen. „Am andern Ufer stand Hermann mit den übrigen Vornehmen und fragte:

ob der Cäsar gekommen? Als das bejaht wurde, bat er, man möge ihm eine Unterredung mit seinem Bruder gestatten. Dieser diente im Heere, Flavus hieß er, ausgezeichnet durch Treue und durch den Verlust eines Auges, das ihm wenige Jahre vorher in den Kämpfen unter Tiberius verwundet worden. Auf erhaltene Erlaubniß schritt er vor und wurde von Hermann begrüßt. Dieser läßt sein Gefolge zurücktreten und verlangte, es sollten sich auch die Bogenschützen entfernen, welche das Ufer besetzt hielten. Als sie fort waren, fragte er den Bruder: „Weshalb ist dein Gesicht entstellt? Jener erzählte von dem Ort und der Schlacht. „Was hast Du für Belohnung bekommen?“ Flavus setzte auseinander, wie sein Sold erhöht worden und wie er eine Halskette und einen Kranz und andere militärische Geschenke bekommen. Verächtlich lächelt Hermann über so wohlfeile Preise der Knechtschaft. Darüber gerathen sie an einander. Der Eine erklärt die römische Herrlichkeit, des Kaisers Macht, und die schwere Strafen der Besiegten; wer sich zu ergeben komme, finde bereite Gnade; auch sein Weib und Sohn würden freundlich behandelt. Dieser spricht von des Vaterlandes göttlichem Recht, von der angestammten Freiheit, den Göttern der germanischen Heimath, von der Mutter, die mit ihm flehe; er solle doch nicht seine Sippe und Verwandten und auch sein Volk verlassen und verrathen und lieber ihr Meister sein. Allmählich brachen sie in Streit aus, und selbst der Fluß zwischen ihnen hätte sie nicht gehindert, einander zu bekämpfen, wäre nicht Stertinius herbeigeeilt und hätte den Flavus, der lodernd vor Zorn nach Pferd und Waffen schrie, zurückgehalten. Von drüben aber sah man, wie Hermann drohete und die Schlacht ankündigte. Denn Mehrers warf er in lateinischer Sprache dazwischen, die er im römischen Lager gelernt hatte, als er als Hauptmann seiner Landsleute diente.“

Fünftes Kapitel.

Deutsch-römisches Kulturland.

1. Gränzvölker-Verhältnisse.

Viel verschlungen erscheinen die Völkerverhältnisse am Rhein und an der Donau nach der Schilderung, wie sie Tacitus an der Scheide des ersten Jahrhunderts nach Christus entwarf. Man sieht deutlich, wie die römische Faust aller Orten hinein griff, aber noch unsicher tastete.

Keltisches und germanisches Volk wußten die Römer selbst nicht deutlich aus einander zu halten, weil eben beide Volksarten mannigfach in einander übergingen: „Die Gallier," meint Tacitus, „seien in alten Zeiten, als sie noch mächtig gewesen, wahrscheinlich über den Rhein gegangen. Trevirer und Nervier wären eigentlich Gallier, suchten aber besondere Ehre im germanischen Ursprung. Vangionen, Triboker, Nemeter, die am Rheine selbst wohnten, seien aber offenbar Germanen. Nicht einmal die Ubier, die doch die Ehre verdient hätten, eine römische Kolonie zu heißen, und lieber nach dem Namen der Gründerin von Köln sich Agrippinenser nennen hörten, schämten sich ihrer germanischen Herkunft: man habe sie einst, als ihre Treue erprobt, am andern Rheinufer angesiedelt, damit sie abwehrten, nicht daß sie gehütet würden." Wie sehr aber die Römer darauf Bedacht nahmen, sich die Treue und Gewißheit dieser germanischen Freunde zu bewahren, lassen zwei Münzen des Kaisers Posthumus erkennen. Auf der einen erblickt man den Rhein mit Schiff und Anker, auf der andern mit dem Horn des Ueberflusses die Aequitas, welche zwischen römischen und germanischen Reichsangehörigen das Gleichgewicht hält: die Unterschrift lautet „Der Provinzen Heil".

„Die Bataver," fährt Tacitus fort, „jetzt auf einer Insel des Rheinstroms, seien ursprünglich ein chattisches Volk, aber der innern Zwietracht wegen ausgewandert, um in ihren neuen Wohnsitzen ein Theil des römischen Reichs zu werden. Diesen höchst tapfern Leuten verbleibe Ehre und Auszeichnung alter Bundesfreundschaft; denn kein Tribut erniedrige sie und kein Zöllner presse sie. Frei von Lasten

und Lieferungen und bloß zur Verwendung in Schlachten gespart würden sie, wie ein Zeughaus voll Waffen, zum Kriege aufbehalten. Gleich botmäßig seien die Mattiaken. Denn des römischen Volkes Größe habe auch jenseits des Rheins und über die alten Gränzen hinaus sich Ehrerbietung verschafft. So gehörten ihnen Wohnsitze und Gebiet an ihrem Ufer, Herz und Wille aber den Römern. Im Uebrigen ähnelten sie den Batavern, nur daß Boden und Klima ihres Landes sie mit kräftigerem Muthe beseele."

Dagegen die Bewohner des Zehntlandes, — so hieß das Gebiet zwischen dem untern Main und der obern Donau und dem Oberrhein, — wollten Tacitus nicht recht gefallen. „Diese möchte er nicht unter Germaniens Völker zählen. Leichtes gallisches Gesindel, weil es nichts zu verlieren gehabt, habe sich eines Bodens so ungewissen Besitzes bemächtigt. Jetzt, nachdem der Gränzwall errichtet und die Besatzungen vorgeschoben seien, würden sie als ein Landbusen des Reichs und als Theil der Provinz angesehen." Es war also damals schon der Gränzwall zwischen Rhein und Donau in Hauptlinien vollendet und wurde von stehenden Truppen vertheidigt. In dem schönen fruchtbaren Lande aber hatten sich kämpfende Volksheere hin und her geschoben und solche Verwüstung angerichtet, daß neue Ansiedler leeren Platz fanden. Ohne Zweifel aber waren doch hier und da Germanen auf ihren Höfen übrig geblieben. Das Gebiet wurde als Reichsland betrachtet, das dem Reiche und nicht den Bewohnern gehöre: diese mußten daher den Zehnten des Ertrages abliefern, der zum Unterhalt der Gränztruppen diente. Der östliche Theil des Zehntlandes stand unter dem Statthalter von Rhätien, der in Augsburg, der größere westliche Theil unter dem Statthalter der oberrheinischen Provinz, der in Mainz seinen Sitz hatte.

Tacitus meinte: „ganz Germanien dehne sich in flachen und sumpfigen Gegenden aus, nur Chatten bewohnten eine lange waldige Hügelreihe, die allmählig verschwinde." So wenig wußte man von dem Innern Deutschlands. Die Chatten flößten großen Respekt ein. „Sie besonders," berichtet unser Gewährsmann, „hätten dauerhafte Leiber, gedrungenen Gliederbau, dräuendes Aussehen und lebhaften Geist, für Germanen auch viel Verstand und Geschick. Auserkorene Männer stellten sie an die Spitze, hörten auf sie, hielten Ordnung und wüßten gute Gelegenheit wahrzunehmen. Ihr ungestümes Wesen

hielten sie zurück, theilten den Tag gehörig ein, verschanzten sich für die Nacht, hielten Glück für Zweifelhaftes, Tapferkeit aber als das Sichere, und, was bei Germanen höchst selten und nur Folge einer Kriegszucht, sie vertraueten mehr dem Feldherrn, als dem Heere." Nächst den Chatten, welche die Landschaften am Main, an der Lahn und Fulda und Werra bewohnten, saßen am Strome, „da wo der Rhein schon sicheres Bette hat und zur Gränze genügt", Usipeter und Tenkterer. Bei den Letzteren rühmt Tacitus die Reiterei als ebenso vorzüglich, wie bei den Chatten das Fußvolk.

Wie furchtbar das Verhängniß wüthete, welches die germanischen Völkerschaften in wilder Wuth gegen einander trieb, davon giebt Tacitus ein Beispiel an den Brukterern. Wörtlich heißt es: „Neben den Tenkterern begegnete man ehemals den Brukterern: jetzt sind, erzählt man, Chamaver und Angrivarier eingewandert, nachdem die Brukterer vertrieben und von Grund aus ausgerottet worden durch einstimmigen Willen der benachbarten Völker, entweder weil man den Uebermuth haßte, oder die Beute lockend war, oder auch weil die Götter uns eine Huld erzeigen wollten. Denn sie mißgönnten uns nicht einmal das Schauspiel einer Schlacht: mehr als Sechszigtausend fielen, nicht durch Römer Waffen und Geschosse, sondern, was herrlicher ist, zu unserer Lust und Augenweide. O bleibe doch, das ist mein Flehen, und dauere unter den Völkern, wo nicht Liebe zu uns, wenigstens gegenseitiger Haß! Denn bei des Reiches drängendem Verhängniß kann Fortuna uns nichts Größeres gewähren, als der Feinde Zwietracht."

Auch von den Cheruskern weiß Tacitus, daß sie all ihren Ruhm verloren hätten und von den Chatten besiegt seien, weil sie gar zu friedlich hätten leben wollen mitten unter Gewaltthätigen.

Unter den Donauvölkern nennt er zuerst die Hermunduren. „Diese seien den Römern treu und deshalb sei ihnen allein unter den Germanen Handelsverkehr nicht bloß am Flusse, sondern auch im Innern des Landes gewährt, selbst in der glänzendsten Koloniestadt Rhätiens. Ueberall und ohne Wachenbegleitung kämen sie herüber, und während die Römer andern Völkern nur ihre Waffen und Standlager zeigten, nähmen sie Jene in ihre Häuser und Villen auf, wo sie nicht begehrlich seien. Nächst den Hermunduren folgten Norisker, Markomannen, Quaden. Den Vorrang an Ruhm und Macht hätten

die Markomannen, doch auch die beiden Andern arteten nicht aus. Markomannen und Quaden hätten immerdar Könige aus ihrem eigenen Volke behalten, fingen aber schon an, Ausländer zu dulden. Doch die Stärke und Gewalt dieser Könige beruhe auf römischer Macht: selten würden sie durch Waffen, öfter durch Geld unterstützt."

2. Soldaten als Kulturträger.

Es wäre eine seltsame Ausnahme vom gewöhnlichen Gange der Dinge gewesen, wenn bei so lebhafter Berührung mit den Römern den germanischen Gränzvölkern sich nicht etwas von deren höherer Bildung mitgetheilt hätte. Schon an sich war es eine historische Thatsache von weittragender Folge und Bedeutung, daß beinahe ein ganzes Drittel des jetzigen deutschen Reichs, fast ein Viertel des gesammten Gebietes, welches die Deutschen in Europa bewohnen, von römisch-griechischer Kultur besetzt und besiedelt wurde. Es waren das die schönsten deutschen Lande, das ganze Rheinland, Deutsch-Lothringen, Elsaß, Baden, Württemberg, Baiern, Steiermark und die Erzherzogthümer: dreihundert Jahre lang gehörten diese Länder der Kultur der alten Welt an; trotz aller Verwüstung und Verheerung, welche die beiden folgenden Jahrhunderte brachten, ließ sich aus dem Boden nicht wieder ausreißen, was jene heilvollen drei Jahrhunderte geschaffen hatten.

Die Ersten, durch welche sich hier ein anderes, als germanisches Leben und Treiben ansiedelte, waren Soldaten. In Neuländern sind die frühesten Kulturzuführer erst Missionäre und Händler, dann Jäger und Holzfäller, dann Feldbauer und Handwerker: an der römisch-germanischen Gränze waren es Berufssoldaten, welche eine dorf- und städtegründende Thätigkeit entfalteten, ähnlich wie im frühen Mittelalter für ganz Deutschland die Benediktinermönche.

Die römische Besatzung stand längs des ganzen Wallgürtels von Koblenz bis Regensburg vertheilt. Theils waren es Legionäre, die, wohl eingeübt und trefflich bewaffnet, sich stolz als römische Bürger betrachteten. Unter ihnen fanden Germanen nur dann Zulassung, wenn sie längere Zeit unter den Hülfstruppen, von denen jeder Legion ihr Antheil beigeordnet war, gedient, und sich durch Treue und Hingebung bewährt hatten. Diese Hülfsvölker aber, die

mit weniger ausgezeichneten Schutz- und Angriffswaffen versehen waren, auch geringeren Sold empfingen, kamen den Legionären an Zahl und Stärke ziemlich gleich, jedoch bestanden sie aus Angeworbenen von aller Welt Enden, und zwar hauptsächlich aus Germanen.

Ihre Canabae, d. h. Kneipen, in denen sie für ihr Geld aßen und tranken, hatten die Soldaten außerhalb der Walllinien ihrer Festung. Es standen da Wirthschaftsgebäude, wohin man aus der Umgebung Eier und Hühner, Korn und Schlachtvieh, Holz und Gemüse zum Verkaufe brachte. Der Umsatz in solchen Lebensmitteln war gewinnreich, und verschiedene Händler siedelten sich an, ihn zu betreiben.

Neben den Wirthen und Kleinhändlern baueten die Soldaten Wohnungen für ihre Angehörigen. Der römische Soldat ging außerhalb Italiens nicht leicht Ehen ein nach römischem Recht; denn solche Ehen beruheten auf strengem Gesetz und waren bei Abschließung wie bei Lösung mit Förmlichkeiten beladen. Um so öfter entstanden Verbindungen, welche dauernd die Ehe nachahmten, ähnlich wie später die deutschen Landsknechte sie bei Trommel und Fahne festigten. Da nun Weiber in den Festungen nicht hausen durften, so hatten die Frauen und Geliebten der Soldaten ihre Wohnungen draußen bei den Wirthschaftshäusern. Auch die Veteranen, die nach zwanzig und mehr Dienstjahren in die fremdgewordene Heimath nicht zurück mochten, verzehrten in den Lagerdörfern ihren Ehrensold und verheiratheten sich. Man gab ihnen Bauland, Vieh und Ackergeräth, auch wohl Sklaven. Diese Veteranen lehrten und richteten die Knaben, die, wenn erwachsen, gewöhnlich wieder in's Heer eintraten.

Eine dritte Klasse der Bevölkerung empfingen diese Plätze durch Handwerker, die Waaren auf Absatz bei den Germanen arbeiteten, und durch Kaufleute, welche Magazine anlegten und die benachbarten Lande mit ihren Waaren bereiseten. Da nun die großen und kleinen Festungen gerade an solchen Punkten lagen, wo wichtige Landstrassen ausmündeten, so kamen die Leute an besonderen Festtagen in Menge zu Handel und Verkehr zusammen, und mit der Zeit entwickelten sich daraus regelmäßige Jahrmärkte.

Die Soldaten suchten nun ihre Lagerdörfer sich behaglich zu machen, ordneten Plätze und Straßen, faßten die Quellen ein oder legten eine Wasserleitung an, und pflanzten Gärtchen mit Gemüse-,

Obst- und Weinbau. Bei längerer Muse dachte man auch an Badehäuser und Rennbahnen, an Ruheplätze mit schattigen Bäumen, an Altäre der Legionsgottheiten, und Grabmäler von Kameraden. Offiziere wie Soldaten wußten ja, daß sie Jahr für Jahr an demselben Orte zu verweilen hatten, und sie hätten nicht aus einem gebildeten Lande sein müssen, wenn sie nicht getrachtet hätten, ihr Leben und Wohnen doch einigermassen wie in der Heimath einzurichten.

3. Umwandlung deutsch-römischen Gebiets.

Es war für Deutschlands Kultur ein Glück gewesen, daß Cäsar Gallien erobert hatte, und den Germanen dadurch die Macht und Schönheit römisch-griechischer Bildung näher gebracht wurde. Gallien war, sobald die Römer ihm die Wohlthat eines gesicherten Friedens, einer verständigen und einheitlichen Verwaltung brachten, in kurzer Zeit zu vorzüglicher Blüthe gediehen. Seine Bewohner, von Hause aus begabt, mit Lust und Geschick zu allerlei Gewerbe, insbesondere zur Metallindustrie, Geselligkeit sowie Handel und Verkehr liebend, hatten sich rasch in die römische Lebensart hinein gefunden. Die Bevölkerung stieg im ganzen Lande, und es gab keine Stadt, welche nicht Schulen gründete, die fleißig besucht wurden. Das konnte nicht ohne Rückwirkung auf die angränzenden Germanen bleiben, denen alsbald, unter dem Schutze des römischen Landfriedens, aus Gallien gewinnsuchende Händler und Gewerbsleute sowie Ansiedler mit Geld und Unternehmungsgeist zuströmten.

Die römischen Herren aber fanden frühzeitig heraus, daß in den Rhein- und Donaulanden eine Luft wehe, die Leib und Seele erfrische, ein wahres Labsal nach dem Aufenthalt in heißen Ländern, und es verbreitete sich in den italienischen Städten der Ruf, im neugewonnenen Germanien gäbe es Gefilde voll duftiger Wälder, voll Blüthen und Sonnenschein. Bald wurden, gleichwie das gesegnete Rhonethal, die herrlichen Thäler des Rheins und der Mosel, des Mains und des Neckars Lieblingsstätten. Auch die fruchtbaren Auen an der Donau und im Hintergrunde die Vorlande der Alpen mit ihren glänzenden Gebirgsseen mußten, einmal bekannt, ihre Anziehungskraft üben. Ueberall bevölkerten sich sowohl die Lagerdörfer als die Städte, welche zu Sitzen der römischen Verwaltung erkoren

waren, und die neuen Bewohner brachten den Luxus und die Bedürfnisse ihrer Heimath mit sich.

Gar schön schildert Ausonius Trier, die belgische Kaiserstadt: „wie sie da lag in der üppigen Thalflur, prachtvoll und friedlich, gleich in einer Göttin Schooße, aber Männer erziehend, kriegsbereit, erfüllt von Waffen, ein Schutz und Schirm vor jedem Angriff der Allemannen. Rings umher zog sich der breite starke Gürtel, der riesengroße Mauerring, doch breit und ruhig wallte die Mosel daher und trug Handelsgüter aus den fernsten Ländern."

Trier war wohl die herrlichste der Römerstädte auf deutschem Boden, jedoch gab es längs des langen Laufs des Rheins und der Donau eine Reihe, die mit Trier wetteiferte, und eine Menge, die rasch empor blühete. In solchen Städten nahmen Handel und Gewerbe größere Umrisse an, es entstanden Fabriken, prächtige Häuser und Straßen, man bauete Tempel, Markt- und Gerichtshallen, Bäder und Amphitheater, Thore und Triumphbogen und erhabene Grabmäler. Die edle Kunst hielt ihren Einzug und schmückte die neuen Städte mit Bildsäulen, Gemälden und köstlichem Geräth. Nur einen Blick braucht man auf die erstaunliche Menge der römischen Alterthümer und Sachen zu werfen, die theils noch stehen, theils aus dem Boden aufgegraben werden, um eine Vorstellung zu haben, welche stolze Bauten sich in diesen Städten einst erhuben und wie voll die Wohnungen waren von schönen Geräthen.

Noch edlere, noch feinere Kunst erglänzte in zahllosen Villen. Ohne allen Zweifel fanden sich hier öfter so schöne große Mosaikfußböden voll Reiz und Anmuth, als deren einer auf so weit vorgeschobenem Punkte, wie Westerhofen bei Ingolstadt entdeckt, ausgegraben und in's Nationalmuseum nach München gebracht worden. Männer mit fürstlichem Vermögen waren ja damals nicht selten in der Römerwelt. Diese ließen es sich etwas kosten, sich üppig und geschmackvoll einzurichten. Noch lassen sich die Spuren von thönernen Röhren zwischen Doppelböden der Zimmer erkennen, welche diesen künstliche Wärme zuführten. Blumen und Gewächse und die feinsten Obst- und Weinsorten wurden aus Italien verschrieben und ihr Anbau auf den Villen versucht.

Auch die Umgebung der Städte und Landhäuser gewann alsbald ein anderes Aussehen. Wohin Römer kamen, da griffen sie ein mit

Macht und Nachdruck, und was sie schufen, hatte einen großartigen Zuschnitt, und ging vor sich so bestimmt und deutlich und unabwendbar wie ein Naturgesetz. Gute Straßen wurden nach allen Richtungen eröffnet und mit Meilensteinen besetzt, Kanäle gezogen, Brücken gebaut. Hier wurden Sümpfe ausgetrocknet, dort wilde Flußläufe gebändigt, anstoßende Wiesen bewässert. Man legte Kunstgärten und Weingärten, Ziegeleien, Brennöfen und Steinbrüche an, die Kaufläden in den Städten enthielten Purpur, Weihrauch, italienische Töpfer- und Bronzewaare, Großhandel und Industrie jeder Art fanden ihre Rechnung, und die Erzeugnisse des Bodens und der Wälder wurden auf beiden Seiten der Gränze ausgekundschaftet. Ganz besonders hob sich die Landwirthschaft. Die Aecker wurden sorgfältig bebauet und eine bessere Zucht von Rindern, Schafen und Pferden eingeführt. Sachverständige suchten nach Marmor und anderem schönen harten Gestein, nach Salzquellen und Metallen. Es sind uns Nachrichten überliefert, wie in Ungarn und Siebenbürgen 25,000 Bergknappen die Erze gruben und gossen, wie dort die Innungen der Weber und Zimmerleute, der Schwertfeger, Gold- und Silberschmiede bestanden: in den Städten und Berglandschaften des römischen Germaniens wird es nicht anders gewesen sein.

Die Hofbesitzer, die auch im Zehntlande ihr Erbe keineswegs allerorten verlassen hatten, sahen sich nun umgeben von städtischen und dörflichen Anlagen, von blühender Landwirthschaft und gewinnreicher Viehzucht. Mochten sie wollen oder nicht, die Lust zum Nachahmen regte sich, und der angeborene Verstand machte es ihnen nicht schwer. Weit und breit begannen sie, Wälder auszurotten und den Boden mit den guten fremden Getreidesorten zu bestellen. Waren sie früher zur Quelle gegangen, ihren Wasserkrug zu füllen, so fanden sie jetzt vielleicht das Brünnchen von Stein eingefaßt und darüber erhob sich ein Marmorbild, das sich im Gewässer spiegelte. Und wo man früher bei einer Heilquelle im Walde ehrfürchtig die Gottheit verehrt hatte, da standen jetzt prächtige Badhäuser, säulengeschmückte Tempel, Theater und Lusthallen. Nichts giebt mehr zu erkennen, wie wohnlich sich ein Theil der gebildeten Welt damals in den deutschen Rhein- und Donaulanden eingerichtet hatte, als ihre Vorliebe für die Bäder zu Partenkirchen, Baden, Baden-Baden, Wiesbaden und Aachen.

Sechstes Kapitel.

Völkerwanderung im Osten.

1. Wanderungen der Gothen.

Auffallend ist der Unterschied der Völkerbewegung auf der West- und auf der Ostseite Germaniens, hier nach den gallischen, dort nach den skythischen Gebieten hin.

Im Westen und Südwesten treten eine Menge Stämme und Völkerschaften auf, wir können sie und selbst ihre Bruchstücke mehr oder minder deutlich erkennen. Im Osten und Südosten ist es ein einziger großer Stamm der Gothen, der in fünf oder sechs Völkerschaften zerfällt.

Auf der einen Seite kämpfen Germanen und Romanen mit einander: auf der andern drängen sich noch andere Völker aus uraltem Dunkel heror, als wäre es jetzt ihre Zeit, Germanen wie Romanen Unheil zu bringen.

Auf der Westseite erscheint jeder Völkerbund anfangs noch unter der Leitung mehrerer Könige oder Gaufürsten: eine Ausnahme ist es, wenn sich ein einziger gewaltiger Mann an die Spitze stellt. Bei gothischen Völkerschaften treten dagegen von vorn herein mächtige Könige auf.

Während aber am Rhein und an der obern Donau schon von Cäsar's Zeiten an der Hergang der Dinge wenigstens von einer dämmerigen Helligkeit umflossen ist, erscheint an der Weichsel und untern Donau, an der Wolga und am Schwarzen Meer noch lange Zeit jede Völkerbewegung unserer Beobachtung entrückt.

Die Gothen treten in's Licht der Geschichte erst im Jahre 214 unserer Zeitrechnung, als sie am Schwarzen Meer einen Kampf mit den Römern bestehen. Bald darauf brechen sie siegreich in der Letztern Landgebiete ein, und beginnen um Mitte des Jahrhunders ihre großen Wikingerfahrten, die sie zwanzig Jahre lang auf tausend und mehr Schiffen über die Küsten des Schwarzen und Aegäischen Meeres ausbreiten bis nach Athen, Sparta, Kreta, Ephesus und Rhodus. Unter zahllosen Gefechten und Schlachten, in denen gothisches Blut wie Wasser floß, erobern sie große fruchtbare Länder an der untern Donau.

Zwei Hauptreiche bilden sich, das der Westgothen in Dazien, das der Ostgothen zwischen Pruth und Don. Der große König Ermanrich einigt gothische und slavische Völker zu einem Reiche, das sich von der Theiß bis in's Innere von Rußland ausdehnt. Jetzt scheinen die Gothen zur Ruhe zu kommen und die Segnungen des Christenthums kennen zu lernen: da trifft sie im Jahre 375 der Andrang der Hunnen.

In der Schlacht unglücklich, aber noch unbesiegt, vermögen die Westgothen des Ekels und Widerwillens, welchen ihnen das häßliche rohe gemeine Volk erregt, nicht Herr zu werden und sie ziehen jetzt ruhelos mit Weib und Kind einher, bald unter Siegen und Verwüstungen, bald unter gräßlichen Niederlagen. Erst werden die Donaulande, dann unter ihrem großen König Alarich auch die Halbinsel des Balkans und der Appeninnen, unter seinen Nachfolgern große Theile von Gallien und Spanien ihre Beute. Endlich gründen sie zu Anfang des fünften Jahrhunderts ein westgothisches Königreich mit der Hauptstadt Toulouse. In vierzig Jahren hatten sie fast alle Länder Europa's mit Schwert und Spieß durchwandert. Die Ostgothen dagegen müssen den Hunnen Heerfolge leisten, werden aber nach Attila's Tode wieder frei, folgen langsam den Spuren der Westgothen und erobern zu Ende des fünften Jahrhunderts Italien.

Diese waren die beiden Hauptvölker der Gothen: von den übrigen sind die Turzilinger, Rugier, Skyren, Heruler und Gepiden, nachdem sie in Ungarn, Oesterreich und Italien kurzlebige Reiche gestiftet, in Kämpfen mit Longobarden, Baiern, Avaren und anderen Völkern zerstreuet, verloren, untergegangen.

Bloß die Vandalen und Longobarden machten in der Geschichte noch viel von sich reden. Als Alarich nach Italien aufgebrochen war, hatten auch die Vandalen und Alanen keine Ruhe mehr. Im Verein mit Sueben und Burgundern heeren sie in Ober- und Mittelitalien, werden aber zurückgeschlagen und gehen wieder über die Alpen und stürmen durch Gallien nach Spanien, wo sie sich umher trieben, bis die Sueben in Galizien, die Alanen in Portugal, die Vandalen in Andalusien sich niederlassen. Da auch im Besitz dieser herrlichen Gefilde die Abenteuerlust noch nicht gesättigt war, folgten die Vandalen dem Ruf eines aufständischen römischen Statthalters, setzten nach Afrika über und errichteten dort ein weites Reich, welches das römische

Nordafrika bis zur Halbinsel Barka umfaßte. Die Longobarden aber fanden längere Zeit Kämpfe und Stätten in Mähren und Oberungarn, bis sie als Nachzügler der Völkerwanderung 568 ihr Reich in Italien gründeten.

Ueberblickt man den ganzen Verlauf der Unternehmungen der Gothen, so kann man sich nicht erwehren, vorzüglich ihnen Charakterzüge zuzuerkennen, welche die Germanen auszeichnen. Persönlicher Heldensinn, wilde Tapferkeit, stets bereiter Opfermuth fanden sich bei den Gothen im höchsten Grade. Als die Ostgothen, durch des Narses Kriegskunst genöthigt, seinen Soldaten die Thore von Ravenna öffneten, und die germanischen Frauen die kleinen Griechen und Syrier sahen, spien sie ihre Männer an, daß sie solchem Gesindel sich ergeben hätten. Die Geschichte der Gothen ist reich an den ergreifendsten Szenen tief erregter Gemüther. Keinem Volke stand jemals die Ehre höher. Die Belagerten in Rom waren vor Hunger der Uebergabe nahe, da ließen die Gothen deren Frauen und Kinder im Geleite von Dienern ruhig aus der Stadt ziehen, weil es ihnen unehrenhaft erschien, auch über Wehrlose des Hungers Qual zu verhängen. Ihr Eroberungsgeist aber hatte etwas Ausschweifendes, als könnten sie die Augen niemals voll bekommen. Im Sturm nahmen sie weit ausgedehnte Reiche ein, und wollten sie behaupten mit ganz ungenügenden Kräften. Was uns jedoch besonders für sie einnimmt, das ist ein gewisser idealer Zug, der sich in ihrem Thun und Treiben zu erkennen giebt, daher auch die innere Neigung und lebhafte Empfänglichkeit, welche sie für edlere Bildung beseelte.

2. Ein Unheil für Deutschland.

Die an der Gothen Stelle traten, waren leider andere Leute. Das ganze weite Gebiet, welches jene hochgemuthen Germanen beherrschten, wurde slavischen und theilweise turanischen Völkern zu Theil. Es war dies das größte Unglück, welches den Deutschen widerfahren konnte, für ihre Kulturentwickelung eine schwere Lähmung.

Auf unserer Ostseite entstand eine geistige Leere, eine endlose Oede, aus welcher kein belebender Ton herüber schallte, in deren Dumpfheit sich jede Ansprache verlor. Gewiß empfindet man es als eine Art Verdammniß, wenn man in der Schule oder im Amte oder

an geselliger Tafel immerdar einen Nachbar haben muß, der ein braver Mensch sein mag, jedoch sein Sinnen und Denken einen Tag wie den andern bloß auf Essen und Trinken und kleine einförmige Arbeit richtet, von welchem man niemals eine eigene Idee hört, niemals die leiseste Anregung empfängt. So aber ergeht es einem Volke, wenn die weit und breit angränzende Nation Jahrhunderte lang vor aller höheren Kultur verschlossen, unfruchtbar, gleichsam stumm und todt bleibt. Nehmen wir Wenden, Polen, Czechen, Slovaken und Kleinrussen, sammt Slovenen, Kroaten und Serben, nehmen wir dazu Avaren, Magyaren, Großrussen und Bulgaren, — welche Geistesblüthe, welche Kulturidee, ja nur welche Erfindung in Handel und Gewerbe ist jemals von all' diesen Völkern ausgegangen? Keine einzige, die von größerer kulturgeschichtlicher Bedeutung wäre. Jahrhundert für Jahrhundert haben sie den Boden gebauet und Vieh gezüchtet, das ist das Ergebniß ihres Daseins. Die Südslaven haben tapfer den Türken, die Polen ritterlich den Großrussen widerstanden, das ist ihr Kulturverdienst; die Magyaren hatten auch daran nur geringen Antheil. Außerdem ist nur noch zu erwähnen, daß Kleinrussen und Serben schon in früher Zeit Perlen der Nationaldichtung schufen, und daß all' die genannten Völker gegenwärtig die Weltliteratur durch originelle Dichter und die Wissenschaft durch Sprach- und Geschichtsforscher bereicherten, niemals aber durch große Werke von hehrer Schönheit oder nur von mächtiger Tragweite.

Die Weltstellung der Deutschen hatte sich also auf ihrer ganzen Ostseite höchst unvortheilhaft verändert, weil sie jetzt an eine Wüste gränzten, die keinen förderlichen Verkehr erlaubte. Durch jene slavischen und turanischen Völker wurde Deutschland fortan von den alten Kulturländern Griechenland und Kleinasien abgeschlossen gleichwie durch breite undurchdringliche Sümpfe und Steppen. Die trägen Massen ließen keine feineren Zuflüsse von dorther durch, die große Kulturleuchte zu Konstantinopel warf nur matten Dämmerschein über die dunkeln slavischen und russischen Ebenen. Von Konstantin bis auf Justinian, zwei Jahrhunderte lang, gab es stets eine germanische Besatzung in Konstantinopel, welche die Stadt auf der Landseite zu schirmen hatte, — im letzten Drittel des sechsten Jahrhunderts hörte sie auf zu bestehen: es erlosch also die Verbindung, die zwischen den Germanen an der Donau und Ostrom so lange gedauert hatte, weil

sich dichte Slavenwolken dazwischen schoben. Selbst der Welthandel konnte nur mühsam seine Bahnen nach dem Bosporus innehalten. Erst die Kreuzzüge knüpften wieder eine lebendigere Verbindung mit dem Morgenlande an, und die Gelehrten zu Konstantinopel mußten erst vor den Türken flüchten, damit sich ihre Wissensschätze durch Europa zerstreueten.

Wie ganz anders hätte sich schon im Mittelalter die Geschichte und Bildung Deutschlands entwickelt, wären nicht auf seiner Ostseite die edelen reichen Kräfte der Gothen ausgelöscht worden! So aber mußten die Deutschen unsägliche Mühen und Opfer darauf verwenden, die ihrer Nation verloren gegangenen Länder wenigstens theilweise wieder zu erobern. Sie konnten ja, ohne ihre welthistorische Stellung aufzugeben, die Ostsee und die Elbe und Oder nicht im Besitze fremder Völker lassen, die habgierig sich auszudehnen strebten. Die Folge war auf beiden Seiten erbitterte, unversöhnliche, Gut und Leben verzehrende Feindschaft. Der Deutsche aber blieb in der Regel der Stärkere wie der Klügere.

3. Dunkele Gebiete.

Wie aber konnte slavisches Volk sich all' der gothischen Länder bemeistern? Warum wurden sie von den Gothen verlassen? Wann erfolgte das Eine wie das Andere? — Vergebens stellen wir diese Fragen. Immer noch bedeckt etwas Dunkel die Völkerbewegungen in unseren Ostlanden für die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus. Von den Slaven aber wissen wir überhaupt erst im sechsten Jahrhundert Bestimmtes, daß sie nämlich damals in den Ländern zwischen Elbe, Saale und in Oberungarn wohnten.

Von ihren Gelehrten werden jetzt folgende Grundzüge ihrer Vorgeschichte angenommen. Bis zum dritten oder vierten Jahrhundert nach Christus hätten die Slaven gesessen vom Niemen bis zur Dünamündung, jedoch von der Ostsee durch die vorwohnenden Lithauer getrennt; von da wäre die slavisch-finnische Gränzscheide über die Waldaihöhen bis nach der Mündung der Oka; von da die Südgränze bis an den Dnjepr bei Kiew und weiter bis an den Bug gegangen; die Scheidelinie gegen die Germanen aber habe der Lauf der Karpathen und der obern Weichsel bezeichnet. Sodann seien die slavischen

Völkerschaften nach Auswanderung der Gothen im fünften Jahrhundert in die Odergegenden, später bis zur Saale und Niederelbe und zur Ostsee gekommen. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts hätten sie sich nördlich der Donau in Ungarn und Siebenbürgen ausgebreitet. Am Ende des Jahrhunderts aber hätten sie Böhmen und Mähren eingenommen und wären dann nach Krain, Kärnthen, Steiermark und Oberöstereich vorgedrungen. Endlich vom Anfang des siebten Jahrhunderts an hätten sie auch Dalmatien, Bosnien, Serbien und dann die ganze Balkanhalbinsel überfluthet bis zur Südspitze des Peloponnes.

Beinahe alles Dies beruht auf bloßer Möglichkeit, ohne zwingende Gründe nur für Wahrscheinlichkeit. Nur etwas besser steht es mit den Nachrichten über die Gothen. Sie saßen in den ältesten Zeiten an beiden Küsten der Ostsee und verbreiteten sich von da die Weichsel und Oder hinauf und den Pruth und Dnjester hinunter, bis wir zu Anfang des dritten Jahrhunderts sie mit Bestimmtheit am Schwarzen Meere nachweisen und von dort ihre Weltwanderung verfolgen können.

Griechische und römische Schriftsteller wissen in den östlichen Gegenden unseres Welttheils die Germanen ebenso wenig von Slaven und Sarmaten auseinander zu halten, wie im Westen von Kelten. Die Völkerschaften gingen eben in den ältesten Zeiten vielfach in einander über. In einigen Gegenden gab es bereits Sprachinseln, in andern hatte sich der Unterschied überhaupt noch nicht abgeklärt.

Von den Deutschen wurden im Mittelalter die Slaven immer nur Wenden oder Winden genannt: dieser Name erscheint auch bei Tacitus und Jordanes, den beiden Geschichtsschreibern, die am meisten sich auf Unterscheidung der Ostvölker einlassen.

Tacitus führt gleich hinter Markomannen und Quaden nach Osten hin Gothinen und Osen auf, erklärt sie aber für Nichtgermanen. Von einem großen Gothenvolke weiß er nichts. Noch weiter östlich hinter jenen Gothinen und Osen läßt er die germanischen Peuciner oder Bastarnen wohnen, dabei Veneden und Fennen, aus deren Namen man Wenden heraus hört. Ob diese aber Germanen sind, läßt Tacitus ungewiß und erzählt nur, die Veneden baueten Häuser, die Fennen dagegen seien ein nomadisches Jagdvolk; Letzteres widerspricht durchaus der slavischen Art.

Bei Jordanes entspringt die Weichsel auf sarmatischen Bergen und scheidet in ihrem Laufe Germanen und Skythen. Aus Schweden, das ihm die Insel Scanza ist, läßt er erst die Heruler vertreiben, dann schiffen die Gothen von dort über die Ostsee, schlagen die Rugier an der Küste, — Ulmeruger nennt sie Jordanes, d. h. Holm- oder Inselrugier, — sie unterwerfen ihre Nachbarn, die Vandalen, und „nehmen sie zu Genossen ihrer Siege an." Als sie im eroberten Lande etwa ein Menschenalter gewohnt, nöthigt sie Uebervölkerung dazu, daß das Heer mit Weib und Kind weiter zieht. Nun kommen sie unter allerlei Abenteuern in das Land der Skythen. „Hier ergötzte sich das Volk an der Ueppigkeit der Gegend." Wahrscheinlich haben sie die Steppe zuerst im Frühling gesehen, wo Alles weithin grünt und blühet. Da diese Blüthe aber nur kurz ist und dann die lange Winterzeit mit unaufhörlichem kalten Nebel und Regen und den scharfen Eiswinden kommt, so gefiel den Gothen das Land gar nicht, und sie wanderten immer weiter, bis sie das Schwarze Meer erblickten. Auch an seinen Küstenlanden konnte es ihnen nicht gefallen. Erst baueten sie Schiffe und liefen aus auf weite Beutefahrten. Dann wandten sie sich zurück nach schöneren Landschaften.

Josephus nannte die Gothen Skythen: Jordanes erklärte dies damit, daß seine Landsleute im Lande der Skythen gewohnt hätten. In Skythien aber läßt er an der Theiß die Gepiden wohnen. „Hineinwärts vom Hister (der unteren Donau) liegt Dazien, gleichwie durch eine Krone von hohen Alpenzacken geschirmt, neben deren linken Abhängen, die nach Norden streichen, und von den Weichselquellen an durch ungeheure Räume hin die volkreiche Nation der Veneten wohnt. Nicht an Waffen berühmt ist dies Volk, aber mächtig durch die Zahl seiner Krieger. Seine Namen, obwohl sie jetzt verschiedener Geschlechter und Gegenden wegen geändert worden, heißen hauptsächlich doch Sklavenen und Anten. Die Sklavenen wohnen von der Noviotunensischen Stadt und dem Mursianersee bis an die Donau; sie haben statt der Städte Sümpfe und Wälder. Die Anten dagegen, welche die tapfersten Veneten sind, wohnen an der Krümmung des Schwarzen Meers vom Dnjestr bis zur Donau." Der Name Anten erinnert ebenso an Wanden oder Wenden, gleichwie Andalusien ein Vandalusien war.

4. Gothisch-slavische Fragen.

Während also bei Tacitus die mächtigen Gothen kaum genannt werden, treten sie bei Jordanes nur als ein Wanderzug aus Schweden auf. Dieser, welcher um die Mitte des sechsten Jahrhunderts schrieb, theilt die Gegenden, welche einst Gothen inne gehabt haben sollen, bereits den Wenden zu. Seine Angaben aber wollen nicht recht stimmen zu den von den Slavisten angenommenen Wohnsitzen, und fügt man hinzu, daß die Alanen, welche doch ihrer ganzen Art nach nicht von Germanen zu trennen, von der Wolga her kamen, so erscheinen noch mehr Fragezeichen auf der Völkertafel. Wie ist es überhaupt denkbar, daß solche Massen von slavischen Einwanderern vom fünften bis siebenten Jahrhundert die Länder bis an die Elbe und Saale und bis zum Schwarzen Meer sollen besetzt haben, ohne daß davon irgend eine Spur bei Geschichtsschreibern oder in Sagen anzutreffen? Welche Wohnsitze hätten sie denn wirklich früher inne gehabt?

Wären die weit verbreiteten Großrussen zweifellos slavischer Herkunft, so ließe sich schon eher ein Herüberschieben verwandter Völker von dort her denken. Allein der ganze Charakter der Großrussen, ihr phantastischer Geist verbunden mit gemeinem trocknen Verstand, der nationale Größenwahn, die tausendjährige Unbildsamkeit der Masse, sodann ihre eigenthümliche Religionsart, das ewig Flüssige, Ungegliederte und Despotische im Staatswesen, der alte großrussische Familienhaushalt und die niedere Stellung der Frauen darin, ferner in der russischen Sprache die große Menge mogolischer Wörter gerade für die einfachen Sachen und ersten Begriffe, die deshalb nicht von der leichten und vorübergehenden Mogolenherrschaft herrühren kann, endlich der angeborene Widerwille, welchen Polen und Kleinrussen, die ächte Slaven sind, gegen die Großrussen hegen, — alles das und noch viel Anderes verbietet uns, die Großrussen für etwas Anderes, als für slavisirte Turanier anzuerkennen.

Auf der andern Seite trägt so manche Thatsache auf slavischen Gebieten ein halb germanisches Gesicht. Daß eine Hand voll Waräger die Herrschaft über Rußland in Besitz nahm, wissen wir: woher aber ist der polnische Adel gekommen, der so eigenthümlich sich vom polnischen Bauer unterscheidet? Wer das Gemüthsleben und die Volks-

poesie bei den Ruthenen in den Karpathen und bei dem Landvolke in Kleinrußland persönlich beobachtet, wird unwillkürlich an Gewohnheiten erinnert, wie sie im Schwarzwald oder auf westfälischen Haiden einheimisch. Und gaben sich nicht die Räuberromantik und Freistaaten der Kosaken in der Steppe ganz und gar im germanischen Stil? Oder wie ist das rasche Entstehen des ungeheuren Reichs des großen Gothenkönigs Hermanrich zu erklären?

Vielleicht darf man, was in frühester Zeit zwischen Gothen und Slaven vor sich ging, nicht blos als Fortziehen der Einen und als Einwandern der Andern auffassen, sondern in jener Weise, wie sie oben (Abschnitt 7 im fünften Kapitel des ersten Buchs) angedeutet worden. Demnach hätten Gothen und Slaven in den weiten Ostgebieten anfangs unterschiedslos beisammen gewohnt: die Sprache der Germanen, Slaven, Lithauer weist es ja nach, daß die drei Völker unter den arischen am längsten eins gewesen. Eine Menge von slavischen Wörtern, die sich im Gothischen finden, zeigt auf eine Urzeit hin, wo sich das Wort mit dem Begriffe erst bildete. Allmählich traten in dieser gleichartigen Volksmasse, — begünstigt durch gesegnete Landesnatur, durch bessere politische und soziale Einrichtungen, durch glückliche Kriegs- oder Handelserfolge, — hier und dort mannhaftere und unternehmendere Leute hervor. Diese wurden Ausgangspunkt alter berühmter reicher Geschlechter, die allmählig ihre Sprache und Sitte ihrer Umgebung mittheilten. So entstanden kleinere oder größere Völkerschaften von mehr germanischer Art inmitten der übrigen, deren mehr slavische Natur sich insbesondere in abgeschiedenen Gegenden, in unzugänglichen Wäldern und Sümpfen verstockte, während in offenen und belebteren Landschaften die gothische Art kräftiger und behaglicher gedieh. Hier gab es slavische, dort gothische Sprachinseln; in der einen Gegend fing eben germanische, in der andern slavische Volksart zu überwiegen an; in den zwischen liegenden konnte man vielleicht erst hier und da leise Verschiedenheiten bemerken. Gerade so entstehen noch fortwährend selbst auf kleinen Gebieten Ortsmundarten und örtliche Sitten- und Charakterzüge.

Der Landesart im Ganzen und Großen angemessen scheint sich das slavische Wesen zuletzt derber und stärker entwickelt zu haben, als das germanische. Als die gothischen Geschlechter und Schaaren sich massenhafter und drohender von Slaven umringt, gedrängt und an-

gewidert sahen, brachen einige auf, bessere Landschaft zu suchen, während andere sitzen blieben. Nun vollends hatten die Slaven Gelegenheit, ihre Eigenart mächtiger zu entwickeln, und der germanische Rest mußte in der Mehrheit aufgehen.

In ganz ähnlicher Weise hat sich offenbar, — durch Meer und Seen, Flüsse und Landschaft begünstigt, — das kleine Volk der Lithauer aus den Slaven hervorgebildet und ausgeschieden. Jetzt stoßen sie auf der einen Seite an die Ostsee, auf der andern an Groß- und Weißrussen und Polen und Deutsche, und ihre Landgränze verläuft vom Süden des Peipussee über Dünaburg bis in die große Krümmung des Niemen.

Nach Abzug aber der Gothen verbreiteten sich Völker turanischer Herkunft aus dem asiatischen Osten weiter und weiter nach Europa, als da sind Avaren, Magyaren, Bulgaren, Chasaren (Akazyren), Großrussen. Diese wurden von den gebildeteren Slaven in Kultur genommen, und sie konnten und mochten es nicht wehren, daß deren Sitte und Sprache auf sie überging, so sehr sie im Uebrigen ihre Eigenart störrig festhielten. Dieser Hergang des Slavisirens ließ sich ehemals an Bulgaren und Chasaren, und läßt sich jetzt noch an der Menge der Finnen im Innern Rußlands deutlich beobachten.

Doch dies Alles ist nur ein Versuch, historische Räthsel zu erklären. Bessere Aufhellung läßt sich erst erwarten, wenn gründlich und umfassend sich der Lösung mehr deutsche Forscher annehmen, die mit Mundarten, Sagen und ältesten Schriften all' der Völker, die zwischen Deutschland und dem Bolor Dagh wohnen, wohl vertraut geworden und die Völkerschaften selbst durch eigenen Verkehr mit ihnen näher kennen lernten.

Siebentes Kapitel.

Festigung der deutschen Stämme.

1. Rückwirkung der römischen Gränzwehr.

Während dem ganzen Osten und Südosten unseres Landes sich eine kulturlose, breite, unbewegliche Völkermauer vorlegt, geht auf

der Westseite von Norden bis zum Süden die umgekehrte Bewegung vor sich. Hier öffnet sich Germanien bereitwillig der geistigen Zuströmung aus der gebildeten Welt, und nicht das allein, es sendet in die Kulturländer nach allen Richtungen kriegerische Schaaren aus, die dort sich festsetzen, mit Bildungsstoffen sich sättigen und diese der alten Heimath in der Herzmitte Europa's zuleiten. Selbstverständlich geschah das absichtslos, jedoch darum nicht minder erfolgreich. Selbst die Gothen rückten nach und nach in solche Stellung und Thätigkeit ein, gänzlich abgeschnitten von ihren früheren Wohnsitzen und Verbindungen im Osten. Auch sie gründen in der Westhälfte des Welttheils neue Reiche, die viel macht- und glanzvoller, als Alles, was in den nächsten Jahrhunderten West- und Nordgermanen zu Stande bringen. Diese greifen viel langsamer, viel vorsichtiger um sich: ihre Schöpfungen aber haben den Vorzug, daß sie dauernd sind.

Für sie geben nicht Slaven oder Hunnen den Anstoß zur Bewegung, sondern diese erfolgte aus dem natürlichen Gegendruck wider die Fesselung, die den Ungeduldigen die römische Gränzwehr anlegte.

Wenn die Germanen auf der langen Linie von der Rheinmündung in die Nordsee bis zur Donaumündung in's Schwarze Meer auf Soldaten von gleicher Tracht und Rüstung, auf Thürme und Wälle, Schiffe und Brücken von gleicher Bauart trafen, dann sahen sie augenscheinlich bestätigt, was gallische, etruskische, griechische Händler ihnen erzählt hatten, daß nämlich all' die Länder jenseits der Gränzlinie ein einziges gewaltiges Reich bildeten, dessen Herr und Gebieter der kaiserliche Wille in Rom.

Diese ungeheure Thatsache fiel anfangs wie ein Schatten über die weiten Gebiete der Germanen, hatte aber nach und nach in ihren Gemüthern eine wohlthätige Erregung zur Folge.

Nothwendig mußten sie jetzt alle sich im Gegensatze zum Römerreich erkennen und mußten dabei gewahr werden, wie ähnlich sie doch unter einander seien in Gefühl und Sitte und Lebensart. Dunkel und verworren regte sich ein germanisches Nationalbewußtsein, langsam schlich es von einer Gränzvölkerschaft zur andern, noch langsamer zu den dahinter Wohnenden, und wurde erst heller und bestimmter, je länger hüben und drüben Verkehr und Krieg und Bekanntschaft dauerte. Die Germanen waren gezwungen zum Nachdenken über sich selbst: mußten sie das römische Reich als die eine große Weltmacht erkennen,

dann waren sie ja die andere Weltmacht; denn nur noch von einem Volke im fernen Osten, das mit den Römern kämpfte, hörten sie reden, jenes aber war ein viel kleineres Volk und nicht zu vergleichen mit den zahllosen Völkerschaften der Germanen, denen an Muth und Kriegslust Niemand, an nationalem Stolze nur der Römer gleich kam.

Das Zweite aber war, daß die germanische Welt längs der ganzen Gränzlinie etwas wie eine Hemmung, wie einen Druck spürte, der sich langsam fortpflanzte bis in's Innere. Bisher unaufhörlich bald in lebhafter bald in kaum merklicher Bewegung nach den Gränzen hin, prallten sie jetzt in Westen und Süden ab, wie an einer Mauer. Desto stärker wurde nun die Rückströmung und wieder der Zug und Antrieb eben nach dieser Gränze hin. Kleine Streifschaaren kamen dort nicht mehr durch, sie verstärkten sich also, mehrere Völkerschaften leisteten Zuzug, und wurden sie zurückgeschlagen, so regte Zorn und Rachelust all' diese Stämme im Innern auf. Von der Mitte des dritten Jahrhunderts an erblicken wir die Germanen auf der ganzen langen Gränzlinie im Westen und Süden im Anmarsch.

Noch eine dritte Folge hatte ihre Einschnürung, nämlich dauernde Verbündung erst von Gefolgsführern, dann von größeren Streitschaaren, endlich von Völkerschaften. Schon Ariovist hatte in seinem Heere Bestandtheile verschiedener Völkerschaften. Fünfzig Jahre später bildete sich die große Bundesgenossenschaft der Markomannen und der Cherusker. Die Bataver unter Klaudius Civilis wußten längs des Nieder- und Mittelrheins zu gemeinsamem Handeln aufzureizen. Im großen Markomannenkrieg unter Mark Aurel verbündete sich eine ganze Reihe Völkerschaften zu gleichzeitigem Angriff auf die Römergränze. Geschlossener erscheint nicht lange darauf der Bund der Franken am Nieder-, der Burgunder und Allemannen am Mittel- und Oberrhein. Wahrscheinlich vermehrten und vergrößerten sich zur selben Zeit die Wikingsfahrten der Nordgermanen, der Sachsen, Friesen, Angeln, Dänen und der noch nördlicher Wohnenden, und hatten festere und dauerhaftere Bündnisse zur Folge.

Es waren das immer nur Heerbündnisse, jedoch ein bedeutender Fortschritt gegenüber dem bisherigen losen und oft feindlichen Nebeneinander der Gaue und Stämme. Man mußte doch in etwa nach gemeinsamen Plan und Schluß handeln, doch in etwa sich einem gemeinsamen Oberbefehl unterwerfen. War aber der oberste Befehl in der

Hand eines geistesmächtigen und kriegsgewandten Fürsten, der auch Erfolge hatte, so schloß sich der Bund fester zusammen und nahm politische Gestalt an. Der Anführer wurde zum herrschenden Führer, der erste Mann in der Volksversammlung wurde ihr Haupt. Immerhin war das Ziehen und Kämpfen und Landnehmen in größerer Gemeinschaft eine Vorschule für das Staatsleben.

2. Uralte Entwicklung der Stämme.

Was sich in den westlichen und südlichen Gränzlanden begab, war vorbildend für die zusammenziehende Bewegung, die innerhalb der großen deutschen Stämme erfolgte.

Landesnatur, Mundart, Volkscharakter sind in dauernder Weise für der Stämme Wesen und Unterschiede maßgebend. Wo zu diesen drei Grundbedingungen Thatsachen stimmen, die uns durch Sagen und Berichte über die Stämme überliefert worden, haben wir an der Letzteren Dasein schon in den ältesten Zeiten nicht zu zweifeln. Wo aber derlei Thatsachen gleich wie fremdartiges Gestein anstehen, da ist die Prüfung am Platze, ob wir die Berichterstatter ganz in ihrem Sinne verstehen, oder ob sie selbst einer unrichtigen Auffassung der Dinge sich hingaben. Es liegt einmal in der Natur der deutschen Stämme etwas Unvertilgbares, und ganz ersichtlich hängt sie mit Landesart und Mundart innig zusammen: wohl müssen wir uns hüten, die Drei jemals auseinander zu reißen.

Nun ist aber die mächtigste Landscheidung bei uns die zwischen Nord- und Süd-Deutschland, zwischen den großen ebenen Niederungen und den Vorlanden der Alpen. Zwei verschiedene Volksarten mußten also entstehen, eine norddeutsche und eine süddeutsche, deren kernigster Ausdruck hier die Sachsen, dort die Schwaben sind. Noch jetzt ist der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland ein solcher, der durch alle Besonderheiten und Aehnlichkeiten in unserem Lande hindurchgeht, und sie sammt und sonders überwiegt. Beide Volksarten mußten sich, da im Norden die sächsische vom Meere, im Süden die schwäbische von den Alpen eingehegt wurde, nach der Mitte Deutschlands hin ausbreiten, in der Mitte mußten beide sich mischen und mengen und beiderlei Schärfe sich mildern, ganz angemessen der Landesnatur, die hier in niedrigem Mittelgebirg und lieblichen Flußthälern

und anmuthig umschlossenen kleinen Ebenen und Auen verläuft, eben so fremd den südlichen Hoch-, wie den nördlichen Tiefebenen.

Dieser in der Mitte Deutschlands vorherrschenden Landesnatur schließt sich in seiner Länge von Süden nach Norden das Rheinthal an, theilweise auch das Mainthal. Rhein- und Mainluft wehet uns anders an, als Meeres- oder Alpenluft.

Zu den drei großen Unterschieden in der Landesnatur kam eine andere Ursache, welche bei der anfänglichen Gestaltung der Stämme mitwirkte. Kein Zweifel herrscht darüber, daß die Germanen ursprünglich hier mit Kelten, dort mit Slaven eins gewesen. Die Frage ist nur, ob die Scheidung oder, wie der technische Ausdruck lautet, die Differenzirung schon in Asien oder erst in Mitteleuropa vor sich ging. Gründe von mancherlei Art lassen das Letztere natürlicher erscheinen, als die Annahme, die Nationen hätten sich schon im fernen asiatischen Südosten entwickelt und wären dann zu Sieben nach Europa herein marschirt, um hier feindlich auf einander zu treffen. Jedenfalls erhielten die Kelten im Westen, die Slaven im Osten, die Germanen in der Mitte das Uebergewicht, und was von der einen und andern Art noch in Deutschland saß, wurde entweder germanisirt oder in einzelnen Schaaren weiter und weiter — hier nach dem Südwesten dort nach dem Südosten — gedrängt. Im geliebten Rheinthal und seinen zahlreichen Winkeln, sowie in den Alpenthälern hielten sich kleine Schaaren von Kelten fest, auch auf rauhen Anhöhen, z. B. im Spessart, Vogelgebirg und Fichtelgebirg, sowie auf der minder begehrten baierischen Hochebene: dort blieb vielleicht hier und da eine Anzahl mehr oder minder keltischer Ortschaften unangefochten. Dasselbe mochte der Fall sein mit Gemeinden und Völkerschaften mehr oder minder slavischer Art, die sich an den Abhängen des Fichtel- und Erzgebirgs oder von sumpfigen Waldungen umgeben lange Zeit erhielten. Endlich aber nahmen doch die Germanen aller Orten überhand, die fremdartigen Reste konnten der Einschmelzung nicht entgehen, trugen aber dazu bei, daß innerhalb der Stämme besondere Färbungen entstanden.

Dem gemäß ergaben sich höchst wahrscheinlich schon in der Urzeit zwischen dem Rhein und der Elbe und March drei verschiedene Volksarten, die süd-, mittel- und norddeutsche, deren jede vom Westen an weiter und weiter nach Osten hin, je nach den Verschiedenheiten

des Bodens und sonstigen Einflüssen zufolge, sich wieder zertheilte in Unter- und Spielarten.

Die norddeutsche Gruppe umfaßte Westfalen, Engern, Ostfalen und Angeln, — die mitteldeutsche Rheinfranken, Hessen, Mainfranken, Thüringen, — die süddeutsche Allemannen, Schwaben, Baiern.

Eigenthümlich verhalten sich die Friesen. Gerade wie das Völklein der Lithauer aus der slavischen, bildete sich die friesische Eigenart eigenthümlich aus der norddeutschen hervor, offenbar in Folge der Einwirkung, welche das Wohnen an den Einbuchtungen und Watten der Nordsee und auf Inseln und Marschen erzeugte. Nur an den Küstenrändern gedieh das friesische Wesen. Hier aber hielt es aus, trotz furchtbarer Schicksale noch aller Orten erkennbar bis auf den heutigen Tag.

3. Neue Namen.

In verschwimmenden Umrissen sind also die Linien, welche die deutschen Stämme gegen einander abgränzen, gewiß schon in der frühesten Zeit gezeichnet gewesen, und es kann schwerlich richtig sein, daß die Stammesbildung erst in der Völkerwanderung soll erfolgt sei. Nur der Völklein Namenmenge schwindet und auf weiteren Gebieten treten einige wenige große Namen auf, — das ist das Wesentliche, nicht aber bilden sich erst neue Stämme.

Die Allemannen sind doch wesentlich schwäbischer Natur: nirgends aber ist berichtet, daß sie auf das schwäbische Hinterland zurückgeworfen seien und dessen Bevölkerung sich erst nach Allemannen-Art gebildet und gemodelt hätte.

Ebenso gehören die Baiern entschieden zum großen süddeutschen Stamm nach Mundart wie nach Volksrecht und Charakter, und will man die Niederbaiern etwa als die Pommern unter den Süddeutschen bezeichnen, so lebt in den Baiern des Hochlandes eine um so schönere süddeutsche Art. Gewiß aber haben die Baiern ihr süddeutsches Wesen nicht von Böhmen hergeholt, sondern es saß bereits weit und breit — und zwar mehr oder minder dicht vom Lech und der Pegnitz angefangen bis hinunter zur March und Laitha — im Lande fest, als zuerst gothische Völkerschaften das Donauthal hinaufzogen. Die gäng und gäbe Annahme lautet anders: Bajuvaren oder Baiwaren seien

ursprünglich Böheimer und kurz vor oder nach dem Beginn des sechsten Jahrhunderts aus Böhmen eingewandert. Es besagt aber die älteste Nachricht in den Salzburger Jahrbüchern, sie seien aus Böhmen zurückgewandert, und die Sage, welche in der Nachricht von der Tegernseer Gründung auftritt, läßt nur tausend ritterliche Männer aus Böhmen herkommen.

Blicken wir nun auf die Franken. Läßt sich wohl annehmen, erst in den Zeiten der Völkerwanderung hätten sie, ausgehend von Südholland, ihre Sondernatur durch alle Rheinlande getragen und befestigt, auf der rechten Rheinseite bis an den untern Lauf des Mains und den obern der Weser, auf der linken bis nahe bei Trier und bis an die Vogesenspitze? Und diese Umwandlung der Bevölkerung in eine fränkische sei schon um die Mitte des sechsten Jahrhunderts vollendet gewesen? Wo wäre denn über eine solche Thätigkeit der Franken in diesen verschiedenen Gegenden etwas berichtet?

Bei Hessen, Thüringern, Niedersachsen, Friesen und Angeln zweifelt Niemand, daß sie im Wesentlichen die Wohnsitze behauptet haben, die sie schon zu Christi Zeiten inne hatten: warum sollen denn die andern deutschen Stämme erst während der Völkerwanderung um- und neugebildet sein? Ohne zwingende Gründe darf man eine so abstechende Ausnahme doch nicht annehmen.

Was von Völkerzügen in Sagen und Schriften überliefert worden, mag immerhin seine Richtigkeit haben: nur darf man die Stärke und insbesondere die dauernde Nachwirkung solcher Wanderungen nicht überschätzen. Wie lange hat sich nicht in den Geschichtsbüchern die Angabe des Jordanes umher getrieben, das steinige, an fruchtbaren Gefilden so dürftige, immerdar so menschenarme Schweden sei der große Völkersack gewesen, aus welchem die Germanen ausgeschüttet seien!

Der Burgunderkönig, der sich heldenhaft mit seinen Kriegern dem Attila entgegenstellte, vermochte nur etwa 10,000 aufzubringen, und als die Burgunder in's Rhoneland zogen, waren ihrer überhaupt nicht mehr als 80,000 Menschen. Hätten sie und Ostgothen, Vandalen, Sueben, Gepiden, Rugier, Heruler, Longobarden in schweren Volksmassen sich in den eroberten Ländern angesiedelt, wären sie sicher nicht so bald von der dort einheimischen Bevölkerung aufgesogen. Wie wenig über diese die kriegerischen Schaaren der Zuwanderer vermochten, davon geben die Franken ein Beispiel. Sie hatten auf den Rhein-

und Maasinseln lange Zeit ihren Standort gehabt, dort ist aber das Volk noch heute wesentlich friesischer Art, und obgleich die Franken ganz Belgien den Römern allmählig abkämpften, vermochten sie doch den Brabantern so wenig die sächsische, als den Wallonen die keltische Natur zu nehmen.

Die Ortsnamenforschung ergiebt wohl einigermaßen Andeutungen über früheres Ziehen und Ansiedeln der deutschen Stämme, und sollte, weil auch für manche andere Aufschlüsse werthvoll, über den ganzen deutschen Boden hin sorgfältig gepflogen werden. Allein — abgesehen davon, daß manche Namen, die für gewisse Landschaften fremdartig klingen, auch von vorüber gehenden Eroberungen oder späteren Kolonien herrühren können, — sind doch erst wenige Endungen von Ortsnamen mit Sicherheit als solche festzustellen, die nicht, wie lohe, heim, ingen, allen Stämmen gemeinsam waren, sondern wie büttel und wedel den Niedersachsen, engel und were den Thüringern, hofen den Schwaben einzelnen allein angehörten.

Die Allemannen sind die Ersten unter den Neubündlern, welche von römischen Geschichtschreibern genannt werden, und zwar schon im Jahre 213 nach Christus. Das sich Schaaren und Verbünden von raub- und kampfbegierigen Leuten aus verschiedenen Völkerschaften hatte aber bereits im Markomannenkrieg sich auf das Ausgiebigste kundgegeben.

Die Franken hatten eine feste Burg zwischen den Sümpfen und Tiefarmen des Rheins und der Maas, hinter denen schon Klaudius Civilis seine uneinnehmbare Stellung gefunden: von hier aus eroberten sie vom belgischen Lande ein Stück nach dem andern. Gleichwie der bedeutendste Volksstamm fränkischer Volksart an der andern Rheinseite die Chatten, so scheinen der Kernstamm der Franken am Unterrhein die Sigambrer gewesen zu sein, mit welchen sich Bruchstücke der Bataver, Brukterer, Chamaven und Amsivarier verbanden und verschmolzen. Genannt werden die Franken zuerst auf der Peutinger'schen Tafel, deren Entstehung wahrscheinlich noch vor 235 fällt.

Die Burgunder, deren früheste Sitze man zwischen Weichsel und Oder verlegt, wohnten bereits zu Ende des dritten Jahrhunderts am obern Main bis zur Jaxt und zum Kocher. Von dort drängten sie gegen und über den Mittelrhein. Jedenfalls wurden sie also durch Jahrhunderte langes Zusammenwohnen heimisch unter den dortigen Völkerschaften.

Von Baiern hören wir erst um 520, wo sie auf der sogenannten fränkischen Völkertafel erscheinen. Höchst wahrscheinlich sind Diejenigen, welche unter diesem Namen schon viel früher in dem weiten baierischen Volksgebiete sich ausbreiteten, ein Gemenge von Bruchstücken aus Markomannen, Quaden, Nariskern und andern suebischen Völkerschaften gewesen, und ihre Vorkämpfer haben, gleich den Allemannen und Franken, romanische Ansiedler wie keltische Reste fortgedrängt oder germanisirt.

Es will auch in den ältesten Formen des Namens — Bajoarii, Bajuvarier, Bawarii, Baigari, Peigira, Peigirolant — das a oder ei der ersten und das ar und ir in der zweiten Silbe zu Böhmen oder Pehmen, Behema, Beheima nicht passen, und die Aushülfe, daß bei dem Geographen von Ravenna ein Theil des obern Elbgebiets Bajas heißt, greift schwerlich durch. Die Wurzel des Baiernnamens ist noch nicht gefunden. Bei Jordanes erscheinen bereits feste Stammesgränzen. „Es wird das Land der Sueben im Osten begränzt von den Bajovaren, im Westen von den Franken, im Süden von den Burgundern und im Norden von den Thuringiern. Mit den Sueben waren damals die Allemannen verbündet, die auf den rhätischen Alpen wohnen."

Deutlicher giebt sich der Ursprung in andern neuen Stammesnamen zu erkennen. Für die bunte Masse der Zusammengehörigen entstand, wenn das gleiche Ziel öfter ähnliche Leute desselben Wegs führte, ein neuer Name, den gewöhnlich die Umwohnenden ihnen beilegten. Solche Namen waren: Markomannen Gränzleute, Quaden Wilde, Burgunder Burgbesitzer, Allemannen allerlei Leute. Schaaren von Raubkriegern, die auch in der Umgegend von Passau Allemannen hießen, machten, wie uns die Lebensbeschreibung des hl. Severin erzählt, dort ebenso Einfälle an der Donau, wie am Oberrhein, wo Allemannen unaufhörlich auf das Gebiet zwischen Vogesen und Alpen ausschwärmten, oder bei Trier, das nach Ausonius zum Schutz vor Allemannen sich umwallte. Den schönen Namen der Franken aber oder der Freien hatten Diese sich wohl selbst gegeben.

4. Kräftigung während der Völkerwanderung.

Wohl aber gab es während der Völkerwanderung zwei Ursachen, aus denen die Stammesunterschiede mehr Schärfe, das eigenartige

Leben innerhalb des Stammes mehr Kräftigung zog. Diese Ursachen waren das unaufhörliche Ziehen und Streiten gegen die Römer und die Verheerungen, die in Deutschland selbst ebenfalls Jahrhunderte lang fortdauerten.

Die Vorkämpfer in den Gränzgebieten zogen beständig die Augen ihrer Stammesangehörigen auf sich. Was sich bei ihnen begab, welche Beschlüsse sie faßten, welche Erfolge oder Niederlagen sie hatten, bildete das tägliche Gespräch zu Hause. Fortwährend strömten junge und unternehmende Leute nach der Gränze. Dort war das kämpfende Leben, die beste Kraft ihres Volkes.

Hatten die größeren oder kleineren Schaaren glückliche Zeiten, so besetzten sie vordringend bald diese bald jene Stadt, welche den Römischen gehörte, und waren nicht wieder wegzubringen. Ließen sich Germanen kriegsgerüstet irgendwo blicken, so suchten die dortselbst Begüterten Zuflucht in den Städten und bebauten von diesen aus die Aecker und Landgüter. Plötzlich aber war eine lachende Rotte auf den Feldern, kaperte Menschen und Vieh, und die Leute in den Städten sahen sich genöthigt, zu unterhandeln und die Thore zu öffnen. Energischer Widerstand war selten: gleichwie in Italien, waren die Städter auch in den andern Provinzen versunken in Schlemmerei und Sinnenlust. Müde der unaufhörlichen Gefahren und Beunruhigungen zogen mehr und mehr Romanen sich aus den Gränzlanden fort. So drangen die Angreifer langsam vor von einer Landschaft in die andere. Plötzlich aber, wenn das Glück ihnen lachte oder gerade ein besonders stattliches Heer beisammen war, erfaßte die Schaaren unwiderstehlich die Lust nach größerem Raub und Abenteuer. Dann eilten die Boten in die Heimath und riefen Alles, was Streitaxt und Wurfspeer führen konnte, auf, theilzunehmen an den kühnsten und verwegensten Zügen. Wie oft sind die Allemannen in Italien eingebrochen und haben dort geraubt und geheert, daß Kaiser und Senat in Rom vor ihnen erzitterten! Fränkische Haufen stürmten einmal, und das war schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts, durch ganz Gallien, durch ganz Spanien, und als sie gegenüber die dämmernde Küstenlinie eines andern Welttheils erblickten, bestiegen sie Schiffe und setzten hinüber nach Afrika.

So konnte es nicht fehlen, daß die freudige Theilnahme an Glück und Erfolg der kämpfenden Stammesangehörigen ihre Heimath

mit gemeinsamen Bewußtsein erfüllte. Nichts stärkt ja das nationale Gefühl so sehr, als Kampf und Sieg gegen Fremde. All' die Völkerschaften, die ihre jungen Leute draußen beisammen wußten, traten sich auch unter einander näher und betrachteten sich als zusammengehörig. So finden wir später die Hessen als Bestandtheil des merwingischen Reichs, ohne daß jemals von Eroberung ihres Landes durch die Franken oder von Aufständen gegen Diese die Rede ist: es war eben die alte Stammesverbindung, die alle Ereignisse und Wandlungen überdauerte.

Jedoch auch Leid und Niederlage der Vorkämpfer kam über ihren Stamm. Wenn den Uebermächtigen endlich Legionen in die Seiten marschirten, dann gab es ein wüthendes blutiges Schlagen, dann folgten die Sieger den Weichenden auf der Ferse, setzten eilends über den Rhein oder die Donau und verbreiteten Jammer und Verwüstung, indem sie nach altrömischer Weise trachteten, das Leben des feindlichen Volkes auszutödten. Dann mußten die Gaue sich wohl kriegerisch zusammenschließen, ihre Wehrmannschaften unter einen Herzog stellen und sich wehren um Leben und Bestand. Das Gleiche geschah, wenn fremde Volksheere durchbrechen wollten, oder von den Römern aufgestachelt und unterstützt feindliche Nachbarn sich über's Land ergossen. Daß sich in den Zeiten der Völkerwanderung dergleichen so häufig wiederholte, daß dies Treiben und Kämpfen und Männermorden Jahrhunderte lang so fortging, das mußte tief greifende Folgen haben. Die deutschen Völkerschaften sind in jener Zeit wiederholt wie in feuriger Esse flüssig geworden und in einander geschmolzen, wie mit tausend Schwertern wurden sie zerhackt und wieder wie mit tausend Hämmern zusammen genietet und gehärtet. Vorher bestanden die Stämme aus losen Gauen und Völkchen neben einander, in denen mehr oder minder klares Bewußtsein lebte, daß sie von gleicher Art und Herkunft seien, die aber gewöhnlich mit einander haderten. Jetzt drängte sie die fortdauernde Noth zusammen, daß sie im Krieg festere Massen bildeten und in Friedenszeiten es nicht wieder vergaßen.

Wie mag es in den Landstrichen ausgesehen haben, die Attila mit seinen Hunnen eben durchzogen hatte! Aber gerade solche fürchterliche Verheerungen dienten dazu, wenige große Stämme auszubreiten. Während die kleineren Völkerschaften zusammenschmolzen, konnten die stärkeren oder die weniger gelitten hatten, um so leichter ihrer selbst

Herr werden und in den menschenleeren Gegenden ihre Eigenart und Namen ausdehnen, die Sachsen z. B. nach Süden und die Schwaben nach Norden hin.

5. Kulturgeschichtliche Bedeutung.

Erkennen wir also, daß die Stammesscheidung uralt im Wesen unseres Volkes wurzelt, daß in den Zeiten der Völkerwanderung Kampf und Blut der Kitt wurde, der die kleinen Völkerschaften, aus denen die großen Stämme bestanden, fester verband und verdichtete: so werden wir uns wohl darin ergeben müssen, daß Scheidung unserer Nation in Stämme dauerhaft geworden, und selbst die mächtigen Werkzeuge sie nicht mehr ausrotten, mit welchen unsere Zeit an der Verschmelzung der Völker arbeitet. Wir müssen daher die schlechten Folgen wie die guten tragen.

Die deutsche Nation zeigt gerade darin am stärksten ihre Eigenart. Wohin wir auch blicken, kein Volk in Europa besitzt eine ähnliche Scheidung in Volksstämme, nur in Frankreich findet sich annährend Aehnliches. Was wir bei Russen, Italienern, Spaniern, Belgiern, Britten von Sonderarten im Volke sehen, läßt sich mit deutschen Stämmen nicht vergleichen. Denn dort beruhen sie auf verschiedenen geschichtlichen Nationalitäten, etwa wie im Osten Deutschlands, soweit dort slavische Bevölkerung sich zwischen der deutschen erhalten hat. Unser Volk aber setzt sich zusammen aus Stämmen von wesentlich gleicher nationaler Natur, die aber gleichwohl ihre Eigenart haben und sie im energischen Stammesbewußtsein geltend machen.

Für die politische Geschichte war diese innere Zertheilung fast immerdar ein Unheil, sie schwächte und lockerte immerdar die Einheit der Nation und ließ in Zeiten nationalen Unglücks gar zu leicht Abfall von der gemeinschaftlichen Sache entstehen: für ihre Kultur aber konnte nichts anregender und gedeihlicher sein, nichts andauernder ihre Eigenthümlichkeit erhalten und entfalten. Die deutsche Kultur wurde wesentlich in Folge der Theilung in Stämme vielgestaltig, reichblühend, unzerstörbar.

Jeder Stamm suchte sein bestes Wollen und Können auszuprägen und fand gerade in seiner Beschränkung den Muth und die Freiheit dafür. Ganz in Uebereinstimmung mit Deutschlands Bodengestaltung ergab sich ein Menge vorherrschender Bildungsstätten, und

damit ein überallhin verbreitetes vielartiges Leben und Schaffen, wenn die Nation auf ihrer Höhe war. Dann gab die Wechselwirkung der Stämme auf einander eine unaufhörliche Anregung zum Nach- und Wetteifer. Aller Orten blieben die Geister der Nation wach und schaffenskundig, und schon die Furcht vor Spott und Tadel ließ keine Gegend in Schlummer versinken.

Trat aber eine Periode des Niederganges ein, dann erloschen Wissenschaft, Kunst, Gewerbe und Handel niemals auf allen Punkten zugleich. Bei diesem oder jenem Stamm blieben sie verschont, weil dieser oder jener Stamm, welchen das Unheil weniger berührte, sich gleichsam in sich selbst zusammenschloß und dadurch vor der allgemeinen Zerrüttung selbstsüchtig abschloß. Blühete nun dort, wenn günstigere Zeiten kamen, die Kultur wieder auf, so konnte sie leichter, als wäre die Anregung aus der Fremde gekommen, den andern Stämmen sich mittheilen, und es entwickelte sich dabei jedesmal etwas Eigenthümliches, das vorher nicht dagewesen.

Reichthum und Tiefe des deutschen Denkens und Wissens, die unvergleichliche Menge von Städten und Landschaften, die, mögen sie noch so klein und entlegen sein, doch ihre gute und eigenartige Bildung haben, die noch viel größere Menge geistig selbstständiger Menschen, wie man sie in Deutschland aller Orten findet, deshalb auch die Ideenströmung, die wiederholt weckend und richtend, anspornend und befruchtend von Deutschland ausging, aber glücklicher Weise auch die reine Unmöglichkeit, die geistige Freiheit und Thätigkeit jemals gänzlich in Deutschland zu unterdrücken, — alles das hängt mit der ausgeprägten Eigenart der deutschen Stämme zusammen.

In den Zeiten der Völkerwanderung war das festere Zusammenschließen der Völkerschaften zu Stammesmassen auch von größter Bedeutung nach außen hin. Nur dadurch erhielten sie die Macht, das römische Westreich zu erobern, den Hunnen, Avaren und Magyaren Widerstand zu leisten, und handelnd und schaffend in die Weltgeschichte einzutreten. Die Allemannen, die Aurelian 268 am Po und Julian 357 bei Straßburg zurück schlug, waren doch bereits zu einem Heer von 35 bis 40,000 Mann gewachsen. Da nach den blutigsten Niederlagen die Germanen den Angriff immerfort erneuerten, der Legionen aber die Kaiser auf der ganzen weiten Reichsgränze, noch mehr zu ihren Schlachten wider die Gegenkaiser,

bedurften, so mußten die Römer zuletzt unausbleiblich den Kürzeren ziehen und den Germanen Land und Leute überlassen. Hundert Jahre hatte ein Kaiser in Trier Hof und den Franken Stand gehalten, da fiel ihnen diese Hauptstadt in die Hände. Den Burgundern aber mußten die Römer vertragsmäßig das Land zwischen Rhone und Aar an beiden Seiten des Jura einräumen: von dort dehnten sie sich aus bis zur Loire und über Savoyen und über das Rhoneland bis zur Durance. Die Allemannen aber, welche 282 auf Dauer das Zehntland besetzten, befestigten ihr Reich zwischen den Linien der Vogesen, des Mains, des Schwarzwaldes und der Alpen.

Achtes Kapitel.

Uebergang des weströmischen Reichs an die Germanen.

1. Wirkende Mächte.

Unter allen Reichs- und Stammbildungen, welche die Weltgeschichte gesehen, ist ohne Frage das Römerwerk äußerlich das gewaltigste und innerlich das stärkste. Weshalb dieser riesige Bau auseinander fiel, ist eine große Lehre für alle Völker.

Die innere Ursache, welche die Schwäche und Auflösung des römischen Reichs herbeiführte, lag nicht etwa darin, daß die Bewohner gegen seinen Bestand wären lässig oder auch nur gleichgültig geworden. Sein großer Werth wurde vielmehr so sehr gefühlt, daß es im ganzen Bereiche gar Wenige gab, die überhaupt sich nur vorstellen konnten, was denn Anderes nach dem römischen Reiche folgen könne, als der allgemeine Untergang. Bei alledem ging unaufhaltsam eine Verschlechterung der Menschen an Leib und Seele vor sich: hierin aber lag der innere Grund des politischen Verderbens.

Zuerst verflüchtigten sich die ächt römischen Tugenden, der ernste ordnende Verstand, die würdevolle Selbstbeherrschung, die geduldige ausdauernde Tapferkeit. Allmählig ermatteten auch die sittlichen Antriebe. Vaterlandsgefühl konnte es ja in einem so ungeheuren Reiche, das die verschiedenartigsten Völker zusammenfaßte, nicht geben,

es sei denn bei dem eigentlichen Herrenvolke, den altrömischen Familien: diese aber starben eine nach der andern aus, sei es an Altersschwäche, oder weil der Gewaltherrscher ihnen das Todesloos zuwarf.

Die Philosophie des frei in Ideen schweifenden griechischen Geistes wurde dem Römer gefährlich, er verlor dadurch das innere Schwergewicht, welches ihm das Pflichtgefühl des Staatsbürgers und Hausvaters gewährte. Tödlich aber wirkte herüber morgenländische Denkungsart. Sei der Orient erobert war, schien es, als wenn alles Schlechte, was dort wucherte, in Rom erst verwandte Anklänge, zuletzt eine rechte Heimstätte finde. Knechtischer Sinn, schmeichelndes Höflingstreiben voll Tücke und Habsucht, schamloser Wuchergeist, üppigste Sinnenlust, verderblich für Geist und Körper, vergifteten die alte römische Sittlichkeit. Kastengeist drang ein in die gleichwerthen Reihen des Bürgerthums, und schied von einander die Stände der Großgrundbesitzer, der Hof- und Reichsbeamten, der Juristen und Gelehrten, der Kaufleute und Geldwechsler, der Künstler und Handwerker. Ueber sie alle erhob sich die Willkür des cäsarischen Sultans.

Wie aber hätte die allgemeine Jagd und Begierde nach Schätzen und Genüssen und Ehrenprunk die Religion ersetzen können? Der Mensch muß einmal an etwas Höheres glauben, als er mit seinen Sinnen erfassen kann, oder es schwindet ihm die Kraft, sich zu sittlichen Idealen zu erheben. Nun aber hatte sich das altrömische Gefühl tiefer Ehrfurcht vor dem göttlichen Wesen völlig zersetzt: die Götter waren aus der ganzen Welt zusammengebracht und hatten sich sämmtlich als taube Nüsse erwiesen. Mühsam hielten sich die Gebildeteren, deren es im Alterthume unvergleichlich weniger gab, als heutzutage, durch philosophische Systeme aufrecht: die Massen umschlang der roheste Aberglaube. Das Morgenland war von Alters her das Land der Magie und geheimen Weisheit. Schon im zweiten Buche Moses heißt es: „Nicht werde in eurer Mitte gefunden ein Wahrsager oder Schwarzkünstler, ein Zeichendeuter oder Zauberer, ein Kartenbinder, ein Gespenster- oder Todtenbeschwörer.“ Was aber im Oriente jemals die Geister umdüstert und verzerrt hatte, flog jetzt auf dunklen Schwingen nach Rom hinüber, um in der Hauptstadt der Welt sich festzusetzen. Läßt sich, um nur ein Beispiel zu geben, Grauenvolleres denken, als was Horaz in der fünften Epode schildert? Ein nackter Knabe voll schönen Lebens wird bis zum Haupte in die

Erde gegraben, seinem Munde nah werden verschiedene köstliche Speisen gesetzt, keine kann er erreichen und muß langsam kläglich hinsterben, damit seine Säfte sich in Gift verwandeln und aus Mark und Leber, gekocht mit Kröteneiern, Hündingeifer, Uhufeder und ähnlichem Zeug, die Zauberin einen Liebestrank bereite, der ihres untreuen greisen Buhlen Blut in Gluth verwandeln soll.

Zu dem geistigen Niedergang kam der leibliche hinzu. Sinnliche Ausschweifung, deren Art und Umfang wir uns kaum mehr vorstellen, wüthende Leidenschaften, furchtbare Bedrückung des Machtlosen und deshalb verzehrende Angst und Sorgen hatten die körperliche Kraft im Volke vermindert, und bei der beständigen Vermischung mit Gesindel und Sklaven aus aller Welt Enden konnte es nicht fehlen, daß die Rasse sich verschlechterte. Am trostlosesten sah es im Hauptlande Italien aus, ähnlich aber in allen Städten, und außer in Städten und auf größeren Landgütern gab es ja kaum noch ein Dasein von Bedeutung.

Nun griffen von außen kommend zwei Mächte ein: heilende Mächte für die Welt, zerstörend aber für das selbstsüchtige Römerthum. Diese Mächte waren der Christenglaube und das Germanenthum.

Die christlichen Grundsätze faßten das römische Wesen feindlich in der Wurzel an. Statt des Mannesstolzes verlangte das Christenthum Selbstdemüthigung. In Sachen des Geistes und Gewissens duldete es keine weltliche Gewalt; denn nicht des Staates, sondern der Seele Heil war Lebenszweck. Hoch über die Forderungen des Rechts erhob sich das Gebot der Nächstenliebe. Auch die hausherrliche Gewalt sollte sich ändern. Der römische Staat konnte daher nicht anders: seiner Selbsterhaltung willen mußte er eine Religion bekämpfen, die mit tausend Zungen ihre himmlische Freiheit vom Staate verkündigte.

Das Germanenthum kam den christlichen Ideen entgegen: es war von ähnlichen Gegensätzen gegen die alte Welt erfüllt.

Der Römer ahnte das, und sein Ingrimm gegen Christen und Germanen war um so größer, als er die Einen als eine verrückte Judensekte betrachtete und auf die Andern von seiner Bildungshöhe verächtlich herabsah. Nicht Zufall war es, daß die Christenverfolgung stets gerade dann am heftigsten wüthete, wenn der Kampf gegen die Germanen wieder zahllose Opfer gefordert hatte.

Anfangs konnte der römische Stolz sich gar nichts Anderes denken, als daß man die feindliche Sekte zertrete und die Barbarenvölker mit blutigen Geißeln zurückschlage. Allein gemach, als die Gefahren für das Reich größer, seine Regierung schwieriger geworden, mußte sich die altrömische Partei verwandeln in eine weltbürgerliche, die von Religion und Fremden absah und einzig dahin strebte, das Reich zu erhalten, einerlei ob durch einheimische oder fremde Kräfte. Als nun das Christenthum gerade die Besten und Edelsten in seine Kreise zog, als immer häufiger germanische Tüchtigkeit sich den Weg zu Staats- und Kriegsämtern öffnete, da mochte in manchem Kopfe der Gedanke aufblitzten, eine neue Zeit sei gekommen, mit dem altrömischen Wesen sei es vorbei, christlich-germanisches werde an seine Stelle treten. Daß es aber mit dem Weltreiche selbst zu Ende gehe, das ahnten auch im fünften Jahrhundert nur erst ein paar tiefer Blickende. Welcher Verfall auch im Innern eingetreten, die Haupt- und Außenmauern standen noch, und wo sie in Stücke bröckelten, ließen ihre Linien sich noch aller Orten deutlich übersehen, und alle Sehnsucht und Hoffnung ging bei friedlichen Menschen auf Wiederaufbau. Tausend Jahre und noch zweihundert darüber hatte der römische Staat bestanden: gab es denn irgend Etwas auf Erden oder nur in Gedanken, was das Weltreich hätte ersetzen können? Dieses erschien ja als das letzte Ziel und die Vollendung alles Völkerstrebens.

2. Umwandlungsstufen.

Als Cäsar und Drusus den Plan faßten, durch Angriffe die Germanen zu bändigen, stand das Reich auf der Höhe seiner Macht. Dieses System ließ sich aber nicht lange halten. Man trat alsbald auf die Stufe der bloßen Abwehr zurück und mußte sich mit Vertheidigung hinter breiten tiefen Flüssen und starken Wällen begnügen. Die Christen dagegen sollten ausgerottet werden. Der Aufstand der Juden gab den Gedanken ein, den syrischen Ursitz des Christenthums zu zerstören: man hoffte dann um so leichter mit ihm fertig zu werden. Als das nicht gelang, ließen Trajan und Mark Aurel, die hart gegen die Barbaren zu kämpfen hatten, auch gegen Christen Strenge walten.

Dann folgte fast siebzig Jahre lang Ruhe: man hörte wenig

von Kämpfen in Germanien, und die Prätoren sprachen kein Todesurtheil über christliche Märtyerer. Es trat aber, wie es scheint, in dieser Zeit eine starke Einwanderung von Germanen ein, die insbesondere im Heere sich mächtig geltend machte. Die germanischen Söldner kämpften für Gold und Ehre, nicht mehr für's Vaterland, sie waren ja keine Bürger mehr. Das römische Staatswesen sank aus der freien sittlichen Betheiligung der Bürger zurück auf eine niedere Stufe, es verwandelte sich in eine Militärherrschaft. Das ungeheure Reich ließ sich aufrecht nur dadurch halten, daß es mit Ketten von hohen und niederen Zivil- und Militärbeamten umschlungen wurde: in des Kaisers Händen liefen alle diese Ketten zusammen. Folge war, daß die Garden die Kaiser ein- und absetzten, und Cäsarenweisheit darin bestand, Rom und den Senat für nichts zu achten, mit allen Mitteln aber die Soldaten an sich zu fesseln.

Als um die Mitte des dritten Jahrhunderts die germanischen Völker wieder gewaltthätiger auftraten, Allemannen und Franken in Gallien und Spanien heerten und selbst in Italien eindrangen, die Gothen aber zu Lande und zu Wasser räuberisch über Griechenland und Kleinasien herfielen, begann wieder die Christenverfolgung. Den tapfern illyrischen Kaisern gelang es zwar unter furchtbaren Mühen und Kämpfen, die Westgermanen noch einmal zurückzuschlagen, und die Ostgermanen zu begütigen, letzteres freilich um hohen Preis. Denn wer noch römisch fühlte, den mußte das gefährliche Beispiel der Abtretung einer römischen Provinz tief beschämen. Es war Dazien, welches im Jahr 270 den Gothen förmlich eingeräumt wurde. Zwölf Jahre später setzten sich die Allemanen dauernd im Zehntland fest.

Niederschlagender noch, als diese Verluste, war die Erkenntniß, daß das Römerreich nur durch germanische Heerkraft noch zu schirmen sei. Wohl merkte man an der stärkeren Widerstandskraft, welche sich nun im Osten und Westen entwickelte, daß hauptsächlich Germanen die Legionen füllten. Darauf gestützt wußte der klar blickende Diokletian noch einmal die ganze Stärke des gewaltigen Staatswesens zusammen zu fassen und in Thätigkeit zu setzen. Freilich ging es nicht mehr anders, als daß er das Reich vollends in eine absolute Monarchie verwandelte und die letzten Reste republikanischer Verwaltung bei Seite schob, zugleich aber die Regierung unter vier Machthaber zertheilte, die in Trier, Sirmium an der Save, Mailand und

in Kleinasien ihren Sitz nahmen. Die Gränzwälle wurden verstärkt, siegreich die Schaaren der Germanen und Parther zurückgeworfen. Rom athmete auf, das Reich erschien gesichert, und glühender entbrannte der Haß gegen die vermeinten inneren Feinde, gegen die Christen.

Der arme Diokletian! Verzweifelnd an der Aufgabe, die er sich und dem Reiche gestellt hatte, flüchtete er zuletzt in die Einsamkeit; denn um sich her sah er nur trostlose Verwirrung, statt Einheit Bürgerkriege, statt altrömischer Herrlichkeit Ueberhandnehmen des Christenthums und der Furcht vor übermächtigen Barbaren.

Es folgte die Zeit Konstantin's, der das Christenthum auf den Thron hob, Julian's, der die Götteraltäre wieder aufrichtete, und des Theodosius, der die christliche Kirche für die allein berechtigte erklärte. Schon aber hatte das Reich durch die Gothen den Stoß in's Leben empfangen. Wehrlos mußten die Donaulande, Griechenland, Italien, Gallien und Spanien den Siegeszug der gothischen Völker erdulden, während die Westgermanen sich dauernd jenseits der Gränzflüsse ausbreiteten. Nun kamen sie nicht mehr als Einwanderer, die sich unter das Landrecht stellten, sondern sie breiteten sich aus als Völker, welche ihr nationales Recht, ihre Könige und Einrichtungen mitbrachten. Die fürchterliche Nachricht, der Germane stehe als Sieger auf dem Kapitol, klang wie Sterbeläuten über die Reichsländer hin. „Die Stadt ist bezwungen, welche den Erdkreis bezwang."

Unaufhaltsam ging jetzt im Innern des Reiches das Eindringen germanischer Männer und Meinungen vor sich. Auch an der Tracht war das zu merken. Von den Griechen, welche Vollbart liebten, hatten die Römer ihn nicht annehmen mögen: seit Caracalla wurden Kinn- und Lippenbart, wie die Germanen ihn trugen, häufiger. Die römische Toga, die sich ohne etwas Schauspielerei nicht in wundervolle Falten werfen ließ, wich allmählig vor der natürlicheren germanischen Kleidung zurück. Den Prunk der römischen Feldherrentracht sah man nur noch bei feierlichen Gelegenheiten an den höchsten Personen.

In der großen Hunnenschlacht standen Attila nicht Römer mehr, sondern Germanen und Christen gegenüber. Das grauenvolle Zwischenspiel, welches der finstere, innerlich glühende Turanier in die gebildete Welt hineinwarf, zog vorüber wie eine Feuersbrunst, die bis hoch an die Wolken schlägt und die Menschen auf's Tiefste erschreckt. Als sie erloschen war, blieb nicht die geringste andere Nachwirkung, als

verheerte Länder mit Blut und Asche bedeckt, und der grelle Widerschein in den Sagen. Noch ehe das fünfte Jahrhundert zu Ende ging, gehörten auch England, Italien und Afrika den Germanen.

3. Deutschland und die germanischen Reiche.

Die neuen Reiche gestalteten sich in ihrer Beziehung auf Deutschland entweder als Mittelreiche oder als Außenreiche. Jene ragten von außen nach Deutschland hinein, diese waren vollständig von ihm getrennt.

Der Mittelreiche waren sechs, drei auf der West-, drei auf der Ostseite. Unter ihnen waren die Staaten, wenn man sie so nennen darf, der Burgunder, Gepiden, Heruler und Longobarden noch am meisten geschlossen, weil sie an der Spitze ein einziges königliches Haupt hatten, während die Franken und Allemannen damals noch weit von solcher Einheit waren.

Gallien erfreuete sich noch immer wirthschaftlichen Gedeihens, selbst Wissenschaft und Poesie fanden hier unter den Stürmen und Aengsten der Völkerwanderung in den größeren Städten noch warme Freunde. Die Bewohner des Landes waren nicht blos Christen, sondern auch eifrige Söhne der Kirche geworden. Nun konnte es gar nicht anders kommen, als daß die Kultur, welche innerhalb des gallischen Gebietes der Franken, Allemannen und Burgunder einheimisch war, sich von dorther von Ortschaft zu Ortschaft fortpflanzte nach Deutschland hinein. Selbst wenn die Franken, Allemannen und Burgunder, soweit sie auf deutschem und Schweizer Boden wohnten, sich absichtlich hätten verschließen und verhärten wollen, so hätten sie das sichtbar und unsichtbar nach Osten ziehende Getriebe der Kultur so wenig abdämmen können, als sich das leise Anhauchen der Seeluft oder das Eindringen von allerlei Gerücht und Kundschaft verhindern läßt.

Aus den Reichen aber gothischer Völkerschaften an der Donau konnte Deutschland nicht viel Gutes zufließen. Die gebildeteren Romanen zogen sich von dort mehr und mehr nach Illyrien und Italien zurück. Nicht so leicht konnte verschwinden, was römische Kultur in den Ländern zwischen Donau und Alpen dem Boden eingepflanzt hatte, und immerhin blieb es von Werth, daß die Germanen, welche

die mittlere und untere Donau besetzt hielten, die Handelsstraßen nach dem Osten und Südosten nicht verlegten.

In den Außenreichen waren die Westgothen, Sueben und Alanen in Spanien und dem südwestlichen Frankreich, sowie die Vandalen in Afrika ohne Berührung mit Deutschland. Nur unter den Königs- und Fürstengeschlechtern, die damals noch zahlreich waren, mochte der verwandtschaftliche Verkehr, in welchem sie mit einander zu stehen pflegten, noch lange fortdauern. Die Kunde aber, daß auch in jenen entfernten Ländern Germanen und nicht mehr Römer herrschten, trug sich von einer Landschaft zur andern, und half unter den Germanen in Deutschland ein Nationalgefühl keimen zu lassen, und, wenn auch noch so leise, gleichwohl den gemeinsamen Gegensatz wider die Römerwelt stärker zum Bewußtsein zu bringen. Gewiß fehlte es auch nicht an Landfahrern und Söldnern, welche mit den Siegern mitgezogen waren und, wenn sie in die alte Heimath zurückkehrten, durch ihre Erzählungen den nationalen Stolz ebenso wie das geographische Wissen vermehrten. Was mochten sie nicht Alles von dem Königsschatz der Westgothen erzählen, in welchem sich Kronen befanden, wie die Fürsten in Germanien sie trugen, aber tausendfach köstlicher und kunstreicher!

Ohne allen Vergleich lebhafter war die Verbindung mit England und mit Italien.

Bekanntlich mag der Verkehr mit einer Gegenküste, einmal angebahnt, nicht wieder aufhören. Ueber das offene Meer ziehen Gedanken und Schiffe leichter, als Wanderer über Berg und Thal. Aus der Art und Weise nun, wie Sachsen, Friesen und Angeln sich erst an der Ostküste von England ansiedelten, wie sie dann weiter und weiter vordringend die Gegenden an der Themse und anderen Westflüssen in Besitz nahmen, hier kleine Königreiche gründeten, dort in freien Gauen sich ausbreiteten, bis, außer Nordschottland, Irland und der Zuflucht der Kelten in Wales und Cornwallis, ganz Brittanien germanisch geworden, — aus dieser Art der Landnahme müssen wir schließen, daß sowohl längst vor 449, welches Jahr für das des Eroberungszuges gilt, als noch lange nach demselben das Schiffen und Wandern von den deutschen Nordseeküsten nach den überseeischen Westlanden von Statten ging.

Noch näher lag den süddeutschen Stämmen die Verbindung mit

dem Reiche jenseits der Alpen, einerlei ob es Odovachar behauptete mit seinen Rugiern und Herulern, oder Theodorich mit Ostgothen, oder Alboin mit Longobarden. Italien blieb in der Vorstellung der Völker der Hauptsitz der Macht und Herrlichkeit auf Erden, und die Alpenpässe wurden niemals leer von Händlern und Söldnern, die nach der Hauptstadt der Welt wanderten. Noch mehr begangen wurden diese Wege, als die Ostgothen Oberitalien zum Hauptsitz ihres Königthums und ihrer Herrschaft machten. Theodorich ließ sich in Ravenna einen herrlichen Königspalast errichten, dem die altväterliche Halle nicht fehlte, jedoch prangend in kaiserlichem Schmuck und Behagen. Der große König erbauete auch von Grund aus neue christliche Kirchen, wie die Welt sie noch nicht gesehen: alle Künste wetteiferten zu ihrem Glanze. Und als Theodorich gestorben, da erhöhete man ihm ein ungeheueres Grabmal von Stein, in einem Rundbau zwar, wie ihn ein Kaiser in Rom sich gewünscht hatte, jedoch fehlte daran nicht der Rundgang unten und der gewaltige Deckstein oben.

Alles aber, was auf romanischem Boden stand und blühete, das betrachteten die Eroberer als ihr Eigenthum und Zubehör, und ihre Stammesgenossen in Deutschland waren deshalb geneigt, jenen Kulturbesitz der Andern nicht als Fremdes anzusehen, sondern als etwas, das auch ihnen gebührte, zumal er in so mancher Beziehung nützlich, werthvoll, herrlich sich erwies.

Nicht wenig wurde die Rückwirkung auf Deutschland auch gefördert durch den Stolz und Antrieb der Bildung, die sofort in Germanen lebendig wurde, wenn sie in Kulturländern sich heimisch fühlten. Mit ähnlichem Gefühl, wie bei uns der höher Gebildete auf den Bürgersmann, oder gar mit dem thörichten Hochmuth, mit welchem mancher Besitzer französischer Sprache und Mode auf die gemeinen Leute herabsieht, sprachen jene römisch gebildeten Germanen von ihren Landsleuten dahinten in Deutschland, die ja Barbaren geblieben. Barbar war das allgemeine Wort für Jeden, der noch in germanischer Art, Sitte und Lebensweise stecken geblieben. Aber zugleich stachelte innerlich der Eifer der Mittheilung, des Vorwärtsbringens, welcher gewöhnlich Diejenigen, die mehr gelernt haben, gegen unwissende Angehörige beseelt. Denn um so freudiger schwillt dabei das Bewußtsein, wieviel besser und bedeutender man selbst geworden.

Der große Ostgothenkönig Theodorich, der mit seiner geistvollen Tochter Amalaschwintha für klassische Bildung schwärmte, schickte zum Frankenkönig in eines Sängers Begleitung seinen Kanzler Boethius, dem das reichste Wissen wohltönend vom Munde floß, „damit er wie ein Orpheus melodisch hinreißend den harten Sinn der Barbaren sänftige."

Der Burgunder Königs-Genosse hatte sich Uhren gewünscht: ihm schrieb Theodorich, als er die Uhren mit ihren kunstreichen Meistern schickte: „Nun sollst Du bei Euch zu Hause besitzen, was Du in Rom anstauntest. Burgund soll nun die feinsten Wunderdinge kennen und die Erfindungen der Römer preisen lernen. Gehe sein König voran, damit dein Volk die Barbarensitte ablege! Was uns Gothen alltäglich, das soll den Burgundern vor Augen treten als ein Wunder." Und als Theodorich seine Nichte dem Thüringerkönig zur Gemahlin sandte, lautete der Begleitbrief: „Glücklich ist Thüringen: fortan schmückt es die Jungfrau, welche das reiche Italien zur Wissenschaft und feinen Bildung erzog."

Wie aber war nun die Kultur selbst, die auf so vielen Wegen und Stegen sich nach Deutschland fortpflanzte, beschaffen? Nicht abgerissen hier und dort ein Stück, sondern die Gesammtkultur wurde den Ländern diesseits der Alpen zu Theil. Wir haben sie daher wenigstens in ihren vorzüglichsten Bestandtheilen uns zu vergegenwärtigen, und diese werden deutlicher durch einen Ueberblick über ihr geschichtliches Werden.

Neuntes Kapitel.

Weltgang der Kultur.

1. Morgenland.

Gleichwie im Ozean sich von Zeit zu Zeit Sturm erhebt und die Fluthen alle nach einer Richtung drängen, wie dann eine gewaltige Strömung anschwillt, die abrollt in ungeheuere Fernen, bis endlich

die Gewässer sich wieder beruhigen oder eine Gegenströmung eintritt, wie das unaufhörlich in langsamen Takten weit ausholend wiederkehrt: so wogt und fluthet es auch hin und her auf dem weiten Gebiete der Weltgeschichte. Nur ist die Zeitdauer einer solchen Völker- und Kulturströmung nicht nach wenigen Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten zu messen. Europa's Geschichte wurde bis zu der Mittelalters Höhe beherrscht vom Gegensatze zwischen Morgen- und Abendland.

Geographisch liegt die Stelle, wo Fluth und Gegenfluth regelmäßig auf einander trafen, in den Ländern, welche die Osthälfte des Mittelmeers umgeben. Im Gange der Geschichte aber pflanzten sich Erschütterung und Nachwirkung von jener Stelle fort bis rings um das zentrale Hochland Asiens nach der einen und bis zum atlantischen Weltmeer nach der andern Seite.

Im Wesentlichen war es ein ethnischer, ein Völker- oder Rassen-Gegensatz: Kampf hier und Mittheilung dort von arischer oder semitisch-turanischer Anschauung, von europäischer oder asiatischer Staats- und Lebenssitte. Semiten sind es, die Asiens Kulturmacht gegen die Europäer in's Feld führen. Hinter ihnen stehen aber zwei andere Volksarten, die ebenfalls beständig gegen europäische Macht und Herrschaft ankämpfen. Die eine kam vom Nordosten, die andere vom Südosten her, und zu Zeiten durchbrachen sie im Vorschreiten nach Westen den ihnen vorlagernden Völkerkreis der Semiten. Jene waren die Turanier, welche die ungeheuere harte Kernmasse der Mogolen hinter sich haben. Dort ballte es sich wiederholt zu schwärzlichen Sturmhaufen zusammen, die sich wie finstere Wetter der Verwüstung nach den Gestaden des Mittelmeeres fortwälzten. Diese waren die Perser, die sich wiederholt sammelten auf ihrem alten heimathlichen Gebiete zwischen Mesopotamien und Indien und es behaupteten mit der Schärfe arischer Kriegs- und Geisteswaffen.

Die Urzeit, soweit sie für europäische Kulturgeschichte in Betracht kommt, gehört den Völkern des Morgenlandes, den Hamiten und Semiten. Durch sie kommt alle höhere Kultur zuerst nach den Gestaden des mittelländischen Meeres.

Die fruchtbaren Tiefauen am Nil und am untern Euphrat und Tigris zeigen sich — von Indien und China abgesehen — als die ersten Punkte auf der Halbkugel, in welchen Kultur aufblüht.

Arbeiten, und zwar arbeiten am Boden mußten hier die Menschen; denn die fette Schlammerde gewährte ihnen mit leichter Mühe alles Gute, aber beständig mußte man den Besitz schützen gegen das Vordringen der Wüsten- und Wassergewalt. Das regte die Geisteskräfte an, sich zu entwickeln und Wohnsitz und Gesellschaft besser zu gestalten.

Wie sich aber in jenen Ländern im Dunkel der Vorzeit die Völker mit einander verschmolzen, was für körperliche Eigenschaften und was für geistige Antriebe dort zusammenflossen, ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Deutlich aber erkennen wir in der Mischung das grob verständige, einförmige, starre Wesen des Turaniers, den kaufmännischen und industriellen Geist des Semiten, die heldenhafte und hochsinnige Eigenart des Ariers. Die allseitig fortschreitende Forschung wird zweifellos noch manches Räthsel lösen.

Sobald die historische Dämmerung sich ein wenig aufhellt, erscheinen Aegypter auf der einen, Assyrier und Babylonier auf der andern Seite als Kulturvölker, die im Besitze bereits von mannigfaltigen Kenntnissen und Fertigkeiten in Viehzucht, Feld- und Weinbau und Gartenwirthschaft, in Häuser-, Tempel-, Deich- und Wasserbauten, in Handel und vielfachem Gewerbe, durch welches Geräthe und Zeugstoffe in Menge und Güte geschaffen werden. In Allem, was zum Bauwerk gehört, in der Bearbeitung verschiedener Holz- und Gesteinsarten, im Berg- und Hüttenwesen, in der Bildnerkunst, sodann in der Meßkunde, Sternkunde, Heilkunde, in der Bilder- und Buchstabenschrift, im Bereiten des Papyrus und anderer Schrifttafeln hat man im Morgenlande frühzeitig vorzügliche Fertigkeit entwickelt.

Auch das Staats- und Rechtswesen zeigt Durchbildung, Religion und Recht sind in und an einander gefesselt, Alles beherrscht die zermalmende Despotie des Königs, der aber geleitet wird von einer aristokratischen Priesterkaste, der erblichen Inhaberin der theologischen, politischen, wissenschaftlichen Kenntnisse. Die Völker, die zum Reiche gehören, umfaßt bereits ein oberster Staatsgedanke, sie kämpfen als ein Heerganzes, und zwar in Reih und Glied mit Fußvolk, Reiterei und Streitwagen, und den Schutz des Landes vergrößern Festungen.

Die gesammte Kultur, auch die bildende Kunst, wie sie in dem Bildwerk der Wände und Teppiche und im glänzenden Metallschmuck der Tempel und Paläste sich kundgiebt, tritt bei den Babyloniern und

Assyriern freier und kräftiger auf, als bei dem Nilvolk, das wie versteinert in Unterwürfigkeit ein Jahrtausend nach dem andern einförmig nachbildet, was seine Vorfahren erdacht haben. Wie es scheint, hat die Bevölkerung Mesopotamiens in früher Zeit einen größeren Theil von arischem Zusatz empfangen. Eine dritte Volksart dagegen, die im Morgenlande nicht bloß, sondern auch in Europa viel von sich reden macht, ist rein semitischer Natur, ein ächtes Handelsvolk, das wenig selbstschöpferisch auftritt, aber seine Größe darin sucht, aller Welt Waaren und Ideen aufzunehmen und wieder in alle Welt zu verführen, um das einzustecken, um wie viel der Verkaufspreis höher ist als der Einkaufspreis. Dies sind die Phönizier, welche die Kulturmittel aus Aegypten, Syrien, Chaldäa und Persien an sich ziehen, und auch in Thon- und Metall-, Leder-, Glas- und Elfenbein-Industrie eine lebhafte Thätigkeit entfalten.

Die Phönizier entwickeln zugleich die größte Rührigkeit in Schifffahrt und Seehandel, und ihre Flotten rudern und segeln frei und zahlreich über alle Gewässer. Wo fruchtbare Auen und wohlgelegene Stätten zu Handel, Fischerei und Bergbau anlocken, siedeln sie sich an. Cypern, Kreta, Rhodus bilden die Uebergangspunkte zu den kleinasiatischen, thrazischen und griechischen, zu den afrikanischen und ialischen Küsten. Dann geht ihr Weg weiter nach Malta, Sizilien, Sardinien, den Balearen und Spanien, und an der ganzen Länge des nordafrikanischen Küstenlandes hin. Ueberall werden die besten Punkte für Kolonien, für Ausbeutung des Landes und Meeres ausgesucht und bevölkert. Phönizier steuern selbst über die Säulen des Herkules hinaus und wagen sich furchtlos in ganz unbekannte Meere, indem sie nordwärts die europäische, südwärts die afrikanische Linie zum Leitfaden nehmen. An zahllosen Orten in dem Meerlanden erscheinen die Phönizier als die Gebildeteren, als die erobernden Ansiedler, als Obsieger und Lehrer barbarischer Völker.

Zu Lande waren es Hittiter, welche das assyrisch-babylonische Kunsthandwerk über Kleinasien verbreiteten. Von da wanderte die Waare weiter über's Meer nach Thrazien und möglicher Weise über die Balkan- und Donaustrassen nach Ungarn, Siebenbürgen, Oestreich und Deutschland.

Je mehr die gegenwärtige Forschung in diesen Ländern unverfälschte Stücke aus frühesten Zeiten, insbesondere in der Keramik,

aufdeckt, um so unverkennbarer, um so häufiger zeigen sich aegypthisch-assyrisch-phönizische Charaktere in Geräthen, Göttersymbolen und Schmucksachen. Wie viel Jahrhunderte dies semitische Ausströmen nach den Küstenländern des Mittelmeeres dauerte, läßt sich nicht mehr bestimmen, jedenfalls begann es lange vor dem trojanischen Kriege. Um das Jahr eintausend vor Christus, als in Aegypten längst die Pyramiden und in Assyrien die prachtvollen Königspaläste standen, als die Phönizier Gold aus Spanien, Elfenbein aus Ostindien, Zinn von den europäischen Nordwestküsten, und Bernstein aus der Ostsee holten, und dafür Fabrikwaare nach allen Ländern verführten, hatte das Morgenland bereits eine Höhe der Kultur erreicht, vor deren Glanz Europa noch wie überdeckt lag von dunkeln Wolken. Nur erst einzelne Punkte, getroffen von den Strahlen aus dem Morgenlande, fingen an sich leise zu erhellen.

2. Griechenland.

Zwei Länder waren es vorzugsweise, in welchen die Kultur des Morgenlandes sich mit europäischem Charakter verschmolz, um von hier aus weiter zu siedeln in die Zeiten und Völker hinein. Es waren die beiden Halbinseln, die sich weit in das Mittelmeer vorstrecken und deshalb zu Schiffe leicht erreichbar. Eine dritte Kulturstätte gründeten Semiten an der Nordküste von Afrika, auch von hier gingen mächtige Wirkungen nach Europa hinüber.

Das Volk, welches der orientalischen Zuströmung am nächsten und in seinen vielen und weit ausgezackten Baien und Buchten am offensten lag, waren die Griechen. Sie besaßen bei edlen Geisteskräften einen unzerstörbaren Hort von arischer Auffassung des göttlichen Wesens, von arischer Rechts- und politischer Genossenschaft, Haus- und Familiensitte. Diese ihre Volksnatur aufzugeben, wäre den Vorfahren der Griechen eben so unmöglich gewesen, als die Germanen daran dachten, nachdem bereits ein Jahrhundert lang die römische Eroberung ihnen Rhein und Donau besetzt hatte. Gleichwie die Germanen damals in den Schmelztiegel römischer Bildung geriethen, so nahmen die Griechen noch rascher und empfänglicher die Kultur des Morgenlandes an. Sie ließen gern sich neue Hausthiere und Nutzpflanzen zuführen, und horchten ergriffenen Gemüths, wenn

ihnen die Fremdlinge von den verhüllten göttlichen Naturmächten erzählten und wie man sie verehre und darstelle. Sie lernten besseren Getreide-, Oel- und Weinbau, lernten Burgen und Städte bauen, Schiffe zimmern und die See befahren, lernten auch lesen und schreiben, und beschaueten entzückt die zahllosen hübschen Dinge, die an Haus-, Schmuck- und Waffengeräth aus den morgenländischen Werkstätten der Kleinkünstler hervorgingen. Kamen aber Griechen selbst in die Handelsstädte auf der andern Seite ihres Meeres, so standen sie erstaunt vor den erhabenen von Erz und Kupfer glänzenden Tempeln und Palästen und Grabmälern, blickten an den Säulen empor zu den mannigfaltigen Kapitälern und verziertem Gebälke, und suchten Form und Zweck aller Bautheile zu begreifen. Ihre Fürsten aber ließen sich lykische und phönizische Meister kommen, die auch ihnen solche wohnliche und stolze Gebäude aufführten.

Wie lange die Griechen sich diese Lehren, Muster und Anregungen vom Orient zuführen ließen, läßt sich nicht mehr bestimmen. Wahrscheinlich aber dauerte diese geistige Befruchtung eine lange Zeit hindurch. Als Aegypter, Assyrier, Phönizier längst ihr Bestes leisteten, wohl noch früher als tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, fing in Hellas ein neues selbstständiges Leben an. Denn von Natur aufgelegt, selbst etwas zu formen und zu gestalten, dabei kühn und gescheidt, versuchten die Griechen bald sich selbst in all' jenen Richtungen der Kultur und bildeten und verarbeiteten, was sie gelernt, nach ihrer eigenen Geistesart. Dabei kam ihnen Gefühl und Ahnung, als könnten sie heldenhafter die Waffen schwingen, höher sich in der Seele erheben, als die schachernden Orientalen, die des Morgens vor dem Weltgeist und seinem leibhaften Ausdruck, dem Herrscher, mit ihren Stirnen den Boden schlugen und Abends sich in weiche üppige Sinnlichkeit begruben. Allmählig erhob sich selbstbewußt in Hellas das Nationalgefühl. Die Griechen wurden der eigenen wachsenden Kräfte inne und bemeisterten sich der Kulturmittel der Phönizier, eroberten deren zahlreiche Ansiedelungen an ihrer Küste und trieben die Fremden auf's Meer.

Nicht lange darauf bestiegen sie selbst die kleinen Schiffe und fuhren nach Asien hinüber, landeten hier und dort und machten gute Beute. Ein Geschwader kühner Abenteurer folgt dem andern; nach und nach vereinigen sich mehrere zu größeren Unternehmungen, endlich

beinahe alle, um die große reiche Handelsstadt Troja zu erobern. Nachdem diese Königin der Städte gefallen, schwärmen die siegreichen Griechen schaarenweise nach allen Küsten, welche das östliche Mittelmeer benetzt. Die Inseln sämmtlich, auch Kreta und Cypern, das thrazische Küstenland, der Chersones, das vordere Kleinasien, Sizilien und Unteritalien und Kyrene in Afrika werden von ihnen besiedelt und angebauet. Ueberall erblühet hier die griechische Kultur. Um das Jahr 600 vor Chr. zählte man bereits dritthalbhundert griechische Kolonien, in denen sich fröhliche Thätigkeit entwickelte in Lied und Rede, in Handel und Gewerbe, und in endlosem politischen Getriebe.

3. Etrurien.

Von Spezia bis Civita vecchia ziehn die Appenninen in einem weiten Bogen, dessen Sehne die Meerlinie bildet: das Land dazwischen, eine reizende Abwechslung von fetten Auen, anmuthigen See- und Hügellandschaften und schön geformtem Mittelgebirg, war im hohen Alterthum Sitz eines Volkes, das auf Gewerbe Handel und Schifffahrt bedacht war.

Woher es seinen Ursprung nahm, läßt mit Bestimmtheit sich nicht sagen. Es ist vom Erdboden verschwunden, nur die Denkmäler reden noch, welche es in Thon, Stein und Erz hinterließ, und wir finden breite Spuren seines Lebens und Schaffens nicht bloß bei den Römern, sondern auch diesseits der Alpen. Die Menschen, welche auf seinen ältesten Grabdenkmälern erscheinen, tragen die unverkennbaren Gesichtszüge der alten Aegypter, die wir noch heute an Kopten sehen, das Hervortreten des untern Gesichtstheiles und das schräge Abfallen der Stirn; auch Schritt und Haltung ist ganz wie in ägyptischen Bildwerken; der Körper dagegen hat etwas Derbes und Gedrungenes. Die Religion der Etrusker mit ihrem Glauben an gute und böse Dämonen, ihren heiligen Büchern, ihrer angstvollen Sorge für die Todten, denen Grabkammern tief in Felsen oder unterirdisch in Tufstein gehölt, oder, wo kein Gestein in der Nähe, runde Steinkegel mit Gemächern darin erbauet wurden, — die gebietende Stellung der Priesterschaft, die des Tempels und Thrones Macht stets vereinigte, — die Städte burgartig auf steilen Höhen, — das Leben darin voll Prachtliebe, Sinnlichkeit, Schlaffheit, — vorherrschende

Neigung zu Handel und Gewerbfleiß, — endlich der düstere gebundene Sinn und seine derbe Richtung bloß auf das Zweckmäßige, ohne allen idealen Anflug: — alles das trägt orientalischen Charakter. Die Theilung dagegen des ganzen Volks in Herrn und Hörige, die Lust an Raubfahrten zur See, das Begraben der Todten mit Waffen und Heergeräth, das Weissagen aus dem Vögelflug, das Wohnen der Götter im Norden, die noch nicht enträthselte Sprache, in welcher die Einen semitischen, die Andern germanischen, und wieder Andere keltischen Charakter erkennen, vielleicht aber verschiedene Wurzeln verbunden sind, — dergleichen führt unwillkürlich auf nordische Herkunft zurück. Wahrscheinlich erwuchsen die Etrusker aus der Verschmelzung von drei Volksarten: italischen Ureinwohnern, die je weiter nach dem Süden desto mehr abarteten, — orientalischen Ansiedlern, unter welchen eine ägyptische Kolonie unter Anführung von Priestern, — und Eroberern vom Norden her.

Doch wie es sich auch mit der Herkunft der Etrusker verhalte, gewiß ist, daß sie schon weit über tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ein Kulturvolk von weltgeschichtlicher Bedeutung waren. Recht und Religion in fester Gliederung, lebhafte Industrie mit Land- und Seehandel, — dies waren die Grundlagen ihres Daseins. Sie trieben Musik und theatralische Künste, Heilkunde und Astronomie, und machten große Fortschritte im Bauwesen, indem sie den Holzbau in Stein nachbildeten, hübsche eigenthümliche Säulen erfanden, Straßen pflasterten und Bauten von Quadern und mit Bogen und Gewölben errichteten.

Geschickt und fleißig waren sie auch als Bildner in Holz und Thon, Alabaster und Bernstein, am vorzüglichsten in Erz. Ganze Statuen in Erzguß haben sich erhalten. Ihr Kunststil ist entschieden der fünf Seiten vorher geschilderte assyrisch-ägyptische, der auch in Cypern seine Blüthe fand, phantastisch und doch von einer gewissen Strenge und Einförmigkeit, bald hübsch bald plump und derbe, bis der griechische Einfluß ersichtlich wird und Schönheit den Stil adelt.

Die Hauptstärke der Etrusker aber war das Kunsthandwerk in Bronze. Sie lieferten an Hausrath Leuchter und Kandelaber, Eimer und Kannen, Schüsseln und Löffel, Beile und Meißel, Messer und Sicheln und Sägen, Pferdegebisse und Wagen, — an Schmucksachen Fibeln, große und kleine Ringe und Gehänge, Haarnadeln und Kämme,

und zierliche Wägelchen, — an Waffen Schwerter und Dolche, Pfeile und Lanzenspitzen, Helme und Schilde. Diese Waare verführten sie, wie nach Italien und Gallien, so insbesondere auch nach den germanischen Ländern. Daß die etruskische Bronze in großer Menge über ganz Deutschland bis zur Nord- und Ostsee, und zwar ganz gleichmäßig, verbreitet war, wie es die geöffneten Gräber aller Orten bezeugen, ist uns ein Beweis, daß dieser Handel schon im hohen Alterthum im Schwung gewesen. Denn eben das Gleichmäßige der Verbreitung über ein großes Gebiet kann sich erst in langen Zeiträumen einstellen.

Zum Entgelt für ihre Waaren nahmen die Etrusker entgegen aus Brittannien Zinn, aus Germanien Bernstein, wahrscheinlich allerlei Erze, Erzeugnisse der Viehzucht, Jagd und Feldwirthschaft. Die Handelswege aber nach Deutschland gingen entweder das Rhonethal hinauf, wohin man über den kleinen St. Bernhard oder zur See über Massilia gelangte, oder über Botzen, den Brenner, Partenkirchen, Augsburg, oder über Triest, Laibach, Cilli, Graz, und verzweigten sich von dort nach dem Innern Deutschlands. Natürlich war mit so ausgebreitetem Handel Geldwirthschaft verbunden, und diese zu vervollkommnen, haben die alten Etrusker ebenso beigetragen, wie die Bewohner von Memphis und Theben, Tyrus und Sidon es thaten, und das cyprische Kiti und das handelsmächtige Karhago.

Für Italien wurden die Etrusker, die nach dem Süden wie nach dem Norden des Landes Kolonien aussandten, in vielfachen Beziehungen Lehrer der Kultur. Aber durch ihren Handel haben sie auch auf die keltischen und germanischen Völkerschaften schon in früher Zeit einen wohlthätigen Einfluß geübt. Sie brachten ihnen die Mittel zu größerem Wohlbefinden und weckten den Nachahmungs- und Erfindungsgeist. Denn als kluge Handelsleute nahmen sie Bedacht, daß Verbrauch und Absatz ihrer Waaren steige: sie mußten also Galliern und Britten und Germanen zeigen, wozu man ihre Bronzewaaren brauchen und wieviel Vortheil und Wohlbefinden man sich dadurch verschaffen könne. Nun hat aber der Handel die gute Folge, daß mit dem vergrößerten Absatz auch die Kultur im Lande steigt, und diese wiederum den Verbrauch, aber auch die Erzeugung der Landeswaare vergrößert und veredelt. Die Barbaren trachteten mehr und mehr danach, sich so nützliches und bequemes Haus-, Feld- und Kriegs-

geräth zu verschaffen. Sie mußten also vermehren und verbessern, was sie dagegen in Austausch gaben. Wohl lauschten sie deshalb, wenn die Fremden sie belehrten, wie man die Daunen der Gänse, die Häute der Hausthiere, die Pelze des Wildes besser für Gebrauch und Verfrachten einrichte. Gern mochten sie den Handelsleuten die Wege bessern, Brücken und Flösse bauen und Saumrosse und Wagen bereit halten. Wahrscheinlich ließen sie sich auch Geld vorschießen, um Bernstein in Masse zu holen und Jäger und Fischer zu besolden. Man muß selbst in Ländern, in welchen sich Handelswege eben erst eröffnen, gewesen sein, um völlig zu verstehen, wie der Handel eine träge Bevölkerung belebt und wie rasch er auf weiten Gebieten Wohlstand, Genußfähigkeit und allerlei Kenntnisse hervorruft.

4. Perserreich.

Mit diesem beginnt die zweite große Fluth, die vom Orient zum Westen treibt. Die Völker Vorderasiens hatten den griechischen Ansiedlern geringen Widerstand geleistet, aber hinter ihnen nahm sich die Meder- und Perser-Macht zusammen, die Land auf Land eroberte und zusammenfügte zu einem gewaltigen Weltreich. Dies Ereigniß machte auf die Völker Eindruck, als ginge eine neue Sonne auf. Nachdem von Aegypten und Assyrien aus wiederholt unternommen worden, ein Weltreich zu errichten, gelang es dem großen Cyrus. Niemals waren so viele verschiedenartige Völker unter einem Befehl und in gleiche Gemeinschaft gebracht. Das persische Reich wurde in rohen Umrissen ein Vorbild des römischen. Wie Dieses in Europa, umfaßte jenes im Morgenland alle Kulturvölker vom Mittelländischen bis zum Kaspischen Meer und weithin bis zum Indus, auch Aegypten, Thrazien, Mazedonien gehörten eine Zeitlang dazu. Gleichwie bei den Römern eine Verschmelzung all' der Volksarten rings um das Mittelmeer vor sich ging, so bei den Persern eine Durchdringung von arischem und semitischem Wesen mit griechischer Zuthat.

Freier Handel und gleiche Münze herrschten durch das ganze Reich, es gab keine Zölle und keine andern Hindernisse für den freien Verkehr als die weite Ausdehnung des persischen Gebiets. In den Hauptstädten fanden die Kaufleute Herberge in offenen Karavansereien, und von einer zur andern zogen sie auf Kunststraßen, über die Ströme

führten Brücken, an wichtigen Uebergangspunkten lagen Wachposten in den Kastellen. Wo große Hof- oder Lager- oder Tempelfeste gefeiert wurden, da strömten Händler, Künstler und Gewerbkundige aus vielerlei Völkern zusammen und brachten von dem großen Markte neue Kenntnisse und Fertigkeiten in die Heimath zurück.

Bei ihrer leicht angeregten Empfänglichkeit für alles Bedeutende fanden bei den Persern die tiefsinnigen Religionsideen des Morgenlandes wie seine Wissenschaft und Kunst eine gute Stätte. Allein ihr freier Geist strebte aus der dumpfen Gebundenheit der Hamiten und Semiten heraus. Sie gewährten Duldung allen Religionen und achteten die verschiedenen Sitten und Einrichtungen der Völker ihres Reichs. Das Hohe und Weite, was die Seele erhebt, war ihr Ziel, und in ihrer Naturfreunde baueten sie Lustschlösser mit herrlichen Parks voll Baumgewoge und springendem Wild und Wasser, ohne Gärten mit feinem Obst und Gemüse zu vergessen. Es machte deshalb auch die Kunst einen guten Fortschritt. Nicht nur, daß die technischen Fertigkeiten der damaligen Zeit vereinigt und verfeinert, die härtesten Gesteine zu Kunstwerken zierlich geglättet, kostbare Metalle und Edelsteine zu prachtvollen Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen verarbeitet wurden, auch die bildliche Darstellung gewann mehr Leben und Natürlichkeit. Die Aegypter und Assyrier errichteten ungeheure Pyramiden und andere Terrassenbauten und Tempel voll riesiger Säulen- und Thiergestalten, aber alles schwer, plump, einförmig. Die Perser dagegen baueten Wohnpaläste mit Marmortreppen so breit, daß zwölf Mann zu Pferde neben einander hinauf reiten konnten, die Treppenwangen waren bedeckt mit Bildwerk in weißem Gestein, und oben empfing den staunenden Ankömmling eine luftige Halle von 72 Säulen schwarzen Marmors, die sechszig Fuß hoch ihre eigenartig geformten Häupter emportrugen. Die Decke einer solchen Halle konnte freilich nur erst aus Holzwerk bestehen. Denn fanden sich auch, weil im Bedürfnißfall diese ganz von selber sich einstellten, verschiedene Säulenarten, Rundbogen, Spitzbogen, Thürgesimse und Aehnliches schon in den Bauten zu Ninive, so war doch unendlich Vieles noch zu lernen, bis man es verstand, hoch in Lüften große Steingewölbe zusammen zu schließen.

Der größte Kulturfortschritt aber, welche dem persischen Weltreich zu verdanken, erfolgte im Staatswesen. Wurden seine Völker auch

mehr beherrscht, als regiert, so waren doch, um sie alle in ihren weitentlegenen und verschiedenartigen Landschaften friedlich zusammen zu halten und zu leiten, vier Einrichtungen nöthig: ein königlicher Hof, an welchem die Reichsgeschäfte zusammen liefen und, wenigstens im Großen und Ganzen, eine Zentralregierung und dauernde Ordnung forderten, nach welcher sie erledigt wurden, — ein Heerwesen, das gleichmäßig die Völker umfing und nach ihren verschiedenartigen Leistungen die kriegerische Gesammtmacht des Reiches feststellte, — ein Steuerwesen, das mit unregelmäßigen Tributen sich nicht begnügen konnte, — eine Gliederung von hohen und niedern Reichsbeamten für Verwaltung, Justiz und Krieg. Daß alles dies vorhanden, daß die Reichsregierung nicht roh und kleinlich, sondern von großen und klugen Gedanken getragen war, daß auch für Ernährung und Wohlstand der Unterthanen gesorgt wurde, z. B. durch Kanäle und künstliche Bewässerung des Feldes, dies ersehen wir aus den Nachrichten, die uns durch griechische Schriftsteller, freilich spärlich genug überliefert worden. Der Hof des Großkönigs war wohl geordnet, und trotz gränzenloser Pracht und Ueppigkeit auch wegen der feinen Sitte und Höflichkeit berühmt, die dort herrschte. Das unter seinen Feldzeichen vertheilte Heer erschien wohl ausgerüstet mit Streitwagen, Troß und Zelten zum raschen Lageraufschlagen. Seinen Kern bildeten die Garden, zehntausend Mann von erfahrener Kraft, Ausstattung und Kriegsübung. Zwanzig Statthalter oder Satrapen beherrschten wie Könige die Provinzen, nur vom Oberkönig abhängig. Damit aber ihre große Macht sie nicht zu Untreue und Verbrechen verlockte, war ein Späherdienst eingerichtet, der sie umschlich. Es gab sogar einen regelmäßigen Postenlauf: auf den Hauptstraßen, welche durch das Reich zogen, fand sich jede drei Meilen eine Anstalt für reitende Posten, diese sollten schnell wie der Wind die kaiserlichen Befehle durch's Land tragen.

So große Fortschritte, wie sie das Perserreich für bürgerliches und politisches Zusammenleben darstellte, konnten der Menschheit nicht wieder verloren gehn, sondern pflanzten sich fort durch Mund und Schrift wie durch Anschauung als Vorbilder.

5. Griechische Eroberung des Morgenlandes.

Gewiß war semitischer Antrieb dabei thätig, daß die Herrschaft der Perser weiter und weiter nach Westen vordrang, bis Alles, was

in Asien und auf den benachbarten Inseln griechisch geworden, unterworfen war und auch Thrazien und Mazedonien diesem Schicksale nicht entgingen.

Es läßt sich aber durchaus nicht sagen, daß die Griechen von den Persern mißhandelt wurden. Im Gegentheile machte sich das Gefühl der arischen Verwandtschaft geltend. Am Rande des Perserreiches wohnend, fühlten die jonischen Griechen und ihre Landsleute auf Cypern gar wenig vom Druck und Zwang persischer Zügel und gediehen fort und fort. Der Königshof zu Susa, an welchem bedeutende Griechen immer gern gesehen waren, benahm sich gegen sie mit großer Rücksicht. Nur die Freiheitslust der Jonier trieb zum Kriege: sie allein getrauten sich, es mit der Macht des Großkönigs aufzunehmen. Frevelthaten auf beiden Seiten entzündeten blutigen Nationalhaß. Jetzt erst wurde man sich ganz des klaffenden Gegensatzes bewußt zwischen griechischer Mannesselbstständigkeit und asiatischer Despotie, in welche das Perserreich, sobald es die Semitenvölker in sich aufgenommen, nothwendig versinken mußte.

Asien rüstete, die kleinen Freistaaten auf der Balkan-Halbinsel zitterten. Die persische Sonne strahlte blutroth über die Gewässer herüber, unter ihren sengenden Strahlen, so schien es, mußte alle hellenische Herrlichkeit erbleichen. Schon marschirten und segelten und ruderten unabsehlich die Heere und Flotten des Xerxes heran, das ganze Morgenland hatte sich aufgemacht, die Vorhut des Abendlandes, das kecke lebensvolle Hellas, zu unterwerfen und zu züchtigen.

Doch siehe, das Völklein der Griechen leistet glücklich Widerstand. Miltiades und Themistokles zerbrechen die persischen Waffen, der Nationalkrieg der freien Griechen wider den Sultan Asiens wird erklärt. Rastlos ist der Kampf, die kühnen Athener nehmen ihn immer von neuem auf, bis endlich Alexander Mazedoniens und Griechenlands Offiziere, Ingenieure und Krieger vereinigt, nach Asien übersetzt und die ungeheuere Persermacht mit gewaltigen Streichen zu Boden wirft. Während aber die persischen Satrapen flüchten bis an die äußersten Enden des Reiches, lodert an einigen Punkten der alte Semitengrimm empor: hartnäckig setzen sich die Vertheidiger von Tyrus und Gaza zur Wehre, bis sie von den stürzenden Trümmern erschlagen werden.

Dieser mehrere Menschenalter dauernde Krieg gegen das asiatische Weltreich war für die griechische, wie überhaupt für die Kultur der

Welt ebenso heilvoll, als erfolgreich. Das durch den Gegensatz gesteigerte Nationalgefühl, die fortwährende Nöthigung, jede Fiber und Sehne anzustrengen, die wachsende Selbstachtung in Folge glücklicher Siege, — dies waren für die Griechen ebenso viele Triebfedern zum Ringen nach edlerem Dasein. Wurde die Freiheit geschirmt in unaufhörlichen Kämpfen zu Lande und zu Wasser, umleuchtete das kleine Volk, das fort und fort siegreich den Perserkoloß zurückschlug, unsterblicher Ehrenglanz, so fühlten seine Söhne sich auch werth und würdig, nach den höchsten Lebensgütern zu streben. Die politische Freiheit streifte jedes Hemmniß ab, die Sitte veredelte sich, der Geist fand Geschmack an der Untersuchung des Grundes aller Dinge, und die Ideale klärten sich im Kleinen wie im Großen. Die Kunst aber strebte, diese Ideale anschaulich zu machen in himmlischer Schönheit.

Von der Schlacht bei Marathon bis zur Schlacht bei Arbela und Gaugamela sind es nur wenig über anderthalbhundert Jahre, aber es ist eine große ununterbrochene Frühlings- und Blüthezeit in der Weltgeschichte. Mit unwiderstehlichem Reize zieht sie immer wieder des gereiften Mannes wie des Jünglings freudige Blicke auf sich, erfüllt immer wieder Herz und Geist mit Muth und heiterem Streben.

Welch ein Gedränge von erhabenen Helden, von Kriegs- und Geistesthaten, von höchsten Leistungen in jeder edlen und jeder selbstsüchtigen Leidenschaft!

Was das Griechenvolk in dieser Zeit von höherer Kultur hervorbildete, blieb Gewinn für alle Völker und Zeiten. Denn es war so schön und seelenvoll, daß ihm ewige Jugend innewohnte.

Das große Perserreich aber hatte nicht einmal dritthalb Jahrhunderte gedauert. Gewiß hätte es längeren Bestand gehabt, wäre ihm nicht die furchtbare Energie des genialen Alexander entgegen getreten, und hätte es mit den semitischen Völkern nicht auch deren Laster und Eigenart in sich aufgenommen, unter deren Eindringen das arische Wesen der Perser sich verzehrte, gleichwie der härteste Stahl von Feuchtigkeit umgeben verrostet. Die persische Jugend war ehemals zu ritterlicher Kraft und Wehrhaftigkeit erzogen worden: an deren Stelle trat allmählich sinnliches Schwelgen und lügenhafter Schein. Als ein Zweig des arischen Stammes kannten die Perser in ihrer Heimath weder Götterbildnisse, noch Tempel und Altäre: sie nahmen beides von den Semiten an, und damit auch das Priester-

und Opferwesen. Dabei gewann über den alten Adel die klügere Priesterkaste das Uebergewicht, und das Königthum ließ sich von ihr in einen religiösen Dunst und Pomp einhüllen, der es wohlthätiger Berührung mit dem Volke entzog. Als die bürgerliche Freiheit vom Despotismus erdrückt und der Großkönig so hoch in die Wolken erhoben war, daß er keinen festen Stand mehr auf der Erde hatte, kam der Angriff von einem Feinde, dessen Heer nur klein, dessen Stärke aber in seiner höhern Bildung und Willenskraft wurzelte.

Gleichsam zur Belohnung für das, was in dieser Epoche von den Griechen — die Mazedonier waren ja nur die rohe Kraft, welche der hellenische Geist durch ihre griechisch gebildeten Offiziere in Bewegung setzte — geschaffen und erstritten wurde, erhielten sie zum Erbe und Eigenthum das persische Weltreich. Die griechisch-mazedonischen Marschälle theilten sich in seine Stücke und führten griechische Kunst, Wissenschaft und Industrie, griechische Politik und Staatsverwaltung aller Orten ein. Die reichsten Länder waren den Bewohnern des kleinen Hellas und seiner Kolonien überantwortet. Wohin der Grieche kommt, ist er der vornehme und gebildete Herr, der Offizier und Beamte, der Professor und Künstler und Industrielle, dem alle Häuser offen stehen, dem alle Hände dienen. Der Orientale neigt sein Haupt: wir hören kaum von großen Aufständen gegen die griechische Herrschaft, die persischen Satrapen hatten längst alles Volk an duldenden Gehorsam gewöhnt. Durch einen einzigen großen Heereszug hatte europäische Kultur das ungeheure Gebiet gewonnen, welches wir das Morgenland nennen, und Persien dazu. Wir kennen kein Beispiel in der Weltgeschichte.

Ein großer Theil, jedenfalls die besten Köpfe, die rührigsten Hände im griechischen Volke, siedelten nun über nach dem Morgenlande, während in der alten Heimath Lähmung, Verfall, Entvölkerung um sich griffen. Es war ein ähnlicher Hergang wie im sechszehnten Jahrhundert, als Spaniens Ortschaften leer wurden an tüchtigen Menschen, damit Amerikas Küsten und Prairien sich belebten. Kein Wunder, daß Alexandria, Pergamum, Antiochia, Seleukia, Nikomedia und andere Königsresidenzen, — Weltstädte, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählten, — nunmehr Hauptplätze griechischen Geisteslebens wurden, vor deren Glanz sogar die altberühmten Kunststätten und Philosophenhallen im Mutterlande erblichen, nur Athen ausgenommen.

Jetzt wurde vollends die uralte Kultur des Orients in all' ihren Sitzen und Winkeln aufgestört, benützt und ergründet. Indem die Griechen lernten, was an technischen Fertigkeiten vorhanden war, indem sie dem Gedanken, der die Riesenbauten des Morgenlandes aufthürmte, nachsannen, indem sie die geistige Schöpfung der orientalischen Weisen und Seher in sich aufnahmen, wurde alles dies auch in Europa bekannt und zugleich in griechischer Weise verschönert, veredelt und mit neuem Leben beseelt.

Die gesammte Kultur der Griechen aber ging auf die Römer und von Diesen auf die neuen Völker über.

6. Rom und Karthago.

Das griechische Volk hatte nun sein Werk vollbracht. Es hatte die Welt mit edler Sittigung, mit Schönheit und erhabenen Gedanken erfüllt: jetzt erhob sich der römische Geist, um ein festes und durchgebildetes Staats- und Rechtswesen auszubauen, das für Völker und Völkersplitter eine wohnliche Burg werden sollte.

Auch die Römer hatten erst ihren furchtbarsten und gefährlichsten Kampf zu bestehen mit einer Weltmacht asiatischer Herkunft. Schon zu jener Zeit, als die ersten erobernden Heere Syrien und Phönizien durchzogen, hatten sich von dort hervorragende Familien, um Ehre und Freiheit zu wahren, nach der afrikanischen Küste geflüchtet. Diese Auswanderer bevölkerten schaarenweise die phönizischen Kolonien, welche dort bereits vorhanden. Die älteste derselben, die sich des besten Hafens von Afrika erfreute, Karthago oder die Neustadt genannt, wurde zu einer Großstadt und Hochburg der Semiten. Die Karthager nöthigten die Nationalverwandten in Utika, Hippo, Leptis und andern semitischen Kolonien, sich ihnen anzugliedern, und machten sich weit und breit libysche Völkerschaften dienst- und zinsbar. Aus der Verbindung mit den Letzteren wuchsen den Karthagern reichliche Volks- und Heereskräfte zu, sie mehrten fortwährend ihre Land- und Seemacht, und nahmen Malta, Sizilien, Sardinien, Korsika, die Balearen und die besten Hafenplätze Spaniens in Besitz. Karthago wurde die reichste Stadt der Welt und erneuerte den Glanz von Memphis und Theben, von Sidon und Tyrus. Es war das London der alten Welt, seine Aristokratie eine Versammlung von fürstlichen Kaufherrn. Bei den

Banquiers, Rhedern, Großhändlern und Industriellen zu Karthago ließ sich die Finanzkunst, Welthandel und Großindustrie lernen. Die Stadt war gepflastert, in den Häusern sah man Kunstwerke von Mosaik und größte Pracht und Ueppigkeit. In mechanischen Künsten, Wasserbauten, Feldwirthschaft wurden große Fortschritte gemacht, über die Landwirthschaft gab es eigene Lehrbücher. Schiffbau und Segelkunst wußten die Karthager so zu vervollkommnen, daß sie kühn es wagen durften, in den atlantischen Ozean hinaus zu steuern. Ihre weiten See- und Karawanenreisen entschleierten fort und fort unbekannte Gebiete.

Da nun die phönizischen Kolonien so zahlreich und so weitverbreitet waren, Karthago selbst aber der größte Weltmarkt, so kamen die Fortschritte und Entdeckungen der Karthager auch den andern Völkern, insbesondere den Bewohnern des gegenüber liegenden Italiens, zu Gute. In der Poesie blieben freilich auch Jene so dürftig, wie fast alle Semiten; jedoch liebten sie es, griechische Trauerspiele in ihre Sprache übersetzt sich aufführen zu lassen. Diese eine Thatsache läßt deutlich erkennen, daß die Karthager auch europäische Kunst und Literatur keineswegs verschmäheten, ihre Wohnstätte also keineswegs bloß einseitige Kultur beherbergte.

Die Römer standen an Bildung wie an Machtmitteln hinter den verhaßten Puniern zurück, hoch aber darüber an kriegerischer Kraft und Ehre, an bürgerlicher Freiheit, an lebendigem Sinn für Entwicklung des Staatswesens. Dort ein übermüthiges Volk von Großhändlern, hier von stolzem Grundadel: beide Mächte Herren der umwohnenden Völker, beide aus Ueberfülle an Kraft weiter getrieben, zwischen beiden das herrliche Sizilien. Unwiderstehlich drängte sich jedem Römer das Verhängniß auf, Rom oder Karthago müsse fallen, das heißt zerstört und ausgerottet werden. Denn die Staatenpolitik der alten Welt trachtete einen Feind, der gefährlich war, nicht etwa nur zu schwächen oder zur Dienstbarkeit zu nöthigen, sondern, einmal in Bewegung, strebte sie ihn zu verderben bis in den Gru d. Ein wüthender Kampf entspann sich und erfüllte fast sechs Jahrzehnte: Rom kam an den Rand des Abgrundes. Was wäre geschehen, wenn der umgekehrte Alexanderzug, welchen der große Hannibal wagte, mit der Zerstörung von Rom geendigt hätte! Italien, Spanien, Frankreich hätten dem punischen Weltreiche angehört, bis die Zeit der

Germanen gekommen. Das Schicksal entschied gegen die Semiten: römische Mannestugend und Bürgerfreiheit errangen den Sieg. Karthago wurde ausgetilgt. Wohl mochte nach so fürchterlichem Falle dieser Weltstadt Scipio auf den rauchenden Trümmern sich bedenklich fragen: muß so ungeheure Zerstörung sich nicht rächen an den Römern selbst.

Zehntes Kapitel.
Abschluß der antiken Kultur.

1. Römisches Reich.

Nach Karthagos Vertilgung konnte kein Zweifel mehr sein, daß auch die Länder der Osthälfte des Mittelmeeres den Römern zufielen. Die asiatisch-griechischen Städte waren gesättigt mit völkerverzehrenden Lüsten auf geistigen wie auf sinnlichen Wegen. Die Herrscher waren Despoten geworden, ihre Höfe Sammelpunkte von Pracht, Verschwendung und Gräueln ohne Ende. Einer nach dem andern mußte nun die peinvolle Straße des römischen Triumpfzugs betreten. Hellas ließ sich leicht erobern, Mazedonien kostete schwere Kämpfe, noch schwierigere Syrien, am gefährlichsten gestaltete sich der Kampf mit dem großen Mithridates. Er begann seine Kriege mit dem Befehl, zu erschlagen, was aus Italien stamme: an einem einzigen Tage fielen einmal 80,000 Menschen dem orientalischen Grimm zum Opfer. Am blutigsten und hartnäckigsten wehrte sich das Kernvölkchen der Juden: um sie zu besiegen, so glaubten die Römer, müsse man sie ausrotten. Die Juden überdauerten aber alle und jegliche Leiden, die nur über ein Land kommen können. Die Parther dagegen behaupteten sich auch gegen die römischen Waffen, wobei ihnen freilich die Entlegenheit ihres Landes zu Statten kam.

Als nun das ganze Morgenland besiegt zu den Füßen des Herrschervolkes lag, das in der Mitte des Abendlandes thronte, da hielt des Letzteren Kultur und Sitte wiederum ihren siegreichen Einzug, diesmal aber allgebietend, und planmäßig geleitet von einer politischen Macht, welcher Nichtachtung der nationlen Verschiedenheit,

und, wo es nöthig schien, Einstampfen der Völker zur Gewohnheit und Natur geworden. Die Prokonsuln und die andern römischen Beamten alle nahmen Jedermann unter die gleiche Steuerpresse. Dem Griechischwerden folgte jetzt das Römischwerden, wenigstens in Recht und Staat und bürgerlicher Gesellschaft. Auch die orientalische Jugend strömte in die römischen Rechtsschulen, unter welchen die zu Berytus, dem jetzigen Beyrut, hervorleuchtetete. Wer weiß, ob ihr größter Meister, Ulpian, nicht ein romanisirter Semite gewesen?

Nachdem nun auch Spanien, Gallien und Brittannien von den Römern erobert und die feste Gränze ihrer Herrschaft bis an den Rhein und die Donau und den inmitten liegenden Wallzug vorgeschoben war, fanden sich im Beginn unserer Zeitrechnung alle Kulturvölker des Alterthums nebst anstoßenden Barbaren vereinigt in einem einzigen ungeheuren Reiche, gleichmäßig umfangen von einem Netze ebenso staatskluger als waffengewaltiger Leute. Nun begab sich ein Hin- und Herströmen, Handeln und Austauschen von Menschen und Waaren, Fertigkeiten und Kenntnissen, wie seines Gleichen noch niemals in der Weltgeschichte da gewesen, und aus der allgemeinen Verschmelzung bildete sich eine neue allgemeine Kultur. Denn durch den gemeinsamen Frieden, welchen das römische Reich seinen zahlreichen Völkern gewährte, — durch ihren lebhaften gesicherten Verkehr, der sich fort und fort beschleunigte, durch den Einfluß eines hochgebildeten Staatswesens, das diesen reichblühenden Kranz mannigfaltiger Länder mit ganz gleicher Verwaltung und Rechtspflege umschloß, — durch die freie Laufbahn zu den höchsten Ehren und Gütern, die allen Talenten eröffnet war, — durch die Antriebe, welche darin für den Syrer wie für den Gallier, für den Griechen wie für den Iberer lagen, sich der Bildungsschätze zu bemächtigen, — durch alles Dies hat das römische Kaiserreich der alten Welt so große Wohlthaten gebracht, wie auch nicht entfernt irgend eine frühere Epoche.

Länger als vier Jahrhunderte dauerte in dem weiten Gebiete dieser Zustand des Weltfriedens voll der Handelsfreiheit, des allseitigen Austausches, und eines allhin geltenden Völkerrechts, niemals gestört durch Aufstände der Nationen, die an der Gränze und die Juden ausgenommen. Auch brachte es dem großen Ganzen wenig Unheil, wenn dann und wann ein Kaiser vom Cäsarenwahnsinn erfaßt wurde, der ihn über die Schranken des Menschlichen hinaustrieb:

die Krankheit tobte sich in Rom aus oder blieb auf eine andere Oertlichkeit beschränkt. Mochte ein Prokonsul in Alexandrien oder Karthago oder in einer andern Hauptstadt schaudervolle Unthaten verüben, die große Ausdehnung der andern Provinzen wurde nicht davon erreicht.

2. Weltverkehr.

Während jener langen Zeit wurde Gemeingut all' der Völker, was in Jahrtausenden vorher irgendwo ein gescheidter oder seelenvoller Mensch gedacht und empfunden und in Dichtungen und Kunstwerken ausgedrückt, oder sonstwie in Schriften niedergelegt, oder in Reden verbreitet hatte. Wo in Sizilien oder Aegypten im Getreidebau, in Syrien oder Cypern in der Obst- und Gemüsezucht, in Dazien oder Spanien im Bergwesen, in Kleinasien oder Griechenland oder Etrurien in Thon- und Erzindustrie etwas Neues und Gutes auftauchte, wurde es alsbald im ganzen Reiche bekannt, weil die verbesserte Waare alsbald nach allen Häfen des Mittelmeeres gelangte und von ihnen aus weiter in's Land ging.

Was in der Hauptstadt der Welt galt und gelehrt wurde, mußte Jeder lernen, der sich zu den höher Gebildeten rechnete. Er mußte, wenn er vornehm sein wollte, auch die Hauptwerke der griechischen und römischen Literatur besitzen, und zwar in Prachtexemplaren, die prunkend seine Tische schmückten: die geübten Schreiber in Alexandrien konnten dem Buchhandel nicht genug Werke liefern. Ob sie des Dichters oder Philosophen Sätze überall gerade richtig wiedergaben, darauf kam es nicht so sehr an, wenn nur die Schrift sich herrlich darstellte: gerade die prächtigsten Handschriften geriethen am Fehlerhaftesten. Die minder Wohlhabenden, die an Anschaffung der kostbaren Bücher nicht denken durften, trachteten darnach, wenigstens ein kleines glänzendes Kunstwerk zu erwerben, das fröhliche Tage verschönte und in trübe hineinlächelte.

Die Kultur glich einem Teppich, in welchen jede neue Blume, die irgendwo aufsproßte, hinein gestickt wurde, und dieser Teppich breitete sich gleichartig über alle Gebiete, soweit römische Feldzeichen aufgesteckt waren.

Wo aber so viele Kenntnisse und Erfahrungen, so viele strebende

und gescheidte Menschen Jahrhunderte lang in den Hauptstädten der Länder zusammenströmten und friedlich mit einander verkehrten, da wurde die Kultur in den Kreisen des täglichen bürgerlichen Lebens nicht bloß gleichartiges Gemeingut, sondern es konnte auch nicht fehlen, daß fort und fort große Fortschritte geschahen. In welchen Zweigen, darüber haben wir keine genaueren Nachrichten. Aus den uns erhaltenen Schriften können wir bloß ersehen, ob man während der römischen Kaiserzeit in Literatur und Wissenschaft weiter kam. Da aber der Fortschritt, der in beiden Richtungen gemacht wurde, kein großer war, und da die erhaltenen Kunstwerke jener Zeit uns belehren, daß die Kunst nur noch eine schwächliche Nachblüthe erlebte, dann aber rasch ihrem Verfalle entgegenging, so müssen die Fortschritte auf den Gebieten der Gewerbe und Industrie erfolgt sein. Wir wissen eben im Einzelnen zu wenig, wie es mit Hauseinrichtung, gewerblichen Anlagen, mit Schiffswerften und Zeug- und Waffenfabriken, mit Wein- und Gartenbau vor der römischen Kaiserzeit bestellt war: der Unterschied aber muß sehr bedeutend gewesen sein. Gleichwie das römische Recht und die römische Baukunst erst in der Kaiserzeit die volle Ausbildung erhielten, Naturwissenschaft und Länder- und Völkerkunde sich beträchtlicher Bereicherung erfreueten, so sind auch damals erst die Beschaffung neuer Ausfuhrartikel, der Landhandel, die Schiffahrt, die Waarenkunde, das Geldwesen, die Verbreitung von mancherlei Hausthieren und Nutzpflanzen, der Bergbau mit Hüttenwesen, Erzgießen und Münzprägen, die Bereitung verschiedener Zeuge, Gewerbe und Industrie überhaupt, insbesondere auch das Kunsthandwerk mit Herstellung der verschiedensten Möbeln, Haus- und Reisegeräthe, zur reichen Entwicklung gekommen. Wir können an Cypern, weil über diese Insel mehrere Nachrichten zusammen treffen, sehen, wie sie unter römischer Verwaltung großen wirthschaftlichen Aufschwung nahm. Dieses Beispiel sagt uns, was in den übrigen Ländern des Reiches vor sich ging. Zweifellos kamen sie alle, was Anbau und Leistungsfähigkeit für den Weltmarkt betraf, erst damals zu ihrem vollen Werthe, und wir Spätlebende wissen kaum noch, wie viel wir an Behaglichkeit des Lebens der römischen Kaiserzeit verdanken.

Als sie zu Ende, sollten dreizehnhundert Jahre vergehen, bis auf der Erde wieder ein ähnlicher Austausch der Geister und Völker

eintreten konnte, wie er in einer Epoche Statt gefunden, in welcher Männer, wie der Spanier Quinctilian und der Kleinasiate Strabo, der Afrikaner Apulejus und der Grieche Plutarch, der Gallier Petronius und der Syrer Galenus Bürger ein und desselben Reiches waren. Nur langsam nähern wir uns einer Rechtsgemeinschaft der Nationen.

3. Drei Volkscharaktere.

Eigenthümlich spielten und wirkten im römischen Reiche die Nationalitäten auf einander. Afrikaner freilich und Iberer, Gallier, Britten empfingen bloß höhere Kultur, brachten aber keine eigene hinzu: die schaffenden Nationen waren Griechen, Römer, Orientalen.

Arische Naturanlage vorzüglichster Art vereinigte sich bei dem Griechenvolke mit gemäßigtem Klima, lichtheiterem Himmel und einem Boden, der bei Fleiß und Verstand hinlänglich, jedoch nicht üppig nährte und in mannigfacher Abwechslung Hoch- und Mittelgebirge, Meer und Ebene zeigte, Alles stets in den allerschönsten Formen. Griechenland erfreuete sich fast überall der stärkenden Berg- und Waldesluft, aber es war zugleich eine Küsten- und Inselwelt, in alle Thäler drang der erfrischende Seehauch.

Im Kleinen wie im Großen eigenartig — so war der Griechen Landschaft, und das entsprach ihrem innern Wesen. Gegenüber der orientalischen Einförmigkeit der Volksmasse, die vor dem Herrscher keinen Willen hat, war in Hellas von jeher einheimisch Gegensatz und Reibung der Stämme und Völkerschaften, in jedem Staate Mitrathen und Mitthaten der freien Männer neben dem Fürsten, in jedem Haushalt ein einziges Weib die Gebieterin neben dem Manne.

Dazu kam nun die glückliche Lage zwischen dem Welttheil uralter Kultur und dem Welttheil der Leute voll Ehr- und Kraftgefühl, beiden nahe, beiden offen liegend, an jede Landschaft pochte die ewig bewegliche Welle, die Zuströmung von aller Welt brachte und den Unternehmungsgeist in die Ferne lockte.

Aus diesen Ursachen erwuchs in Griechenland ein Volk, das in allen Richtungen geistigen und bürgerlichen Lebens schöpferisch thätig wurde und in den meisten das Edelste hervorbildete.

Nicht, daß der Mensch dem Gott und dem Staat sich opfere, schien den Hellenen das Höchste zu sein, sondern das volle Ausleben in freier Entfaltung, nur stets maßvoll und harmonisch, die irdische Verklärung des Menschen. Sie nannten dies das Καλοκάγαθον, wörtlich das Schöngute, oder der gute tüchtige Inhalt in schöner Form, das Edelschöne. Daher zeigt ihre Kunst und Literatur bei dem lebhaftesten nationalen Gefühl doch kosmopolitische Höhe, bei Verstandesklarheit des Mannes doch stets Jünglings Frische, bei aller Tiefe der Ideen immer künstlerische Gestaltung. All' die geistigen Schöpfungen der Griechen haben daher ein plastisches Gepräge, gleichwie Bildhauerwerk in hellem Marmor. Fliegende unendliche Ideen gewinnen festen und kurzen Ausdruck und machen sich dadurch allgemein verständlich. Sie konnten nicht anders; denn in ihrer Heimath trat alles, Gebirg und Feld und Thalung und Küstenlinie, hell und scharf hervor. Die Anschauung wollte leibhaften Ausdruck, der Begriff wurde zur Gestalt. So ihre Kunst, so ihre Sprache. Wie wunderbar schön, wie geist- und gehaltvoll schrieben ihre Dichter und Prosaiker! Jeder Satz tritt schön gefügt mit zwingender Deutlichkeit vor die Augen, aber um jeden Satz webt und klingt leise noch eine Musik von feinen Gedanken.

Im Römer fand sich im Wesentlichen dieselbe Haus- und öffentliche Sitte wie bei den Griechen, am meisten ausgeprägt aber das Gefühl der Manneswürde. Der Araber hat nicht einmal das Wort für Ehrgefühl; Grieche und Germane liebten die schöne ritterliche Gestalt, über welche sich ein Glanz von Ehre, Geist und Heldenmuth ergoß; der Römer aber wollte nur das praktisch Tüchtige und Verständige. Ein würdevolles Dasein, wozu natürlich auch Geld und Gut gehörte, schien ihm das Höchste zu sein, das ein Mann erstreben könne. Seine Heimathstadt bot ihm keine vorzügliche Schönheit oder Anregung, wohl aber lockte die Lage der Stadt dazu, auf's Meer und erobernd den Tiber hinauf zu gehen.

Unverkennbar aber zeigt im römischen Wesen von Anfang an sich etwas, das semitischem nahe verwandt ist. Woher die eigenthümlich römische Volksnatur ihren Ursprung hat, ist räthselhaft. Zweifellos wurzelte sie in der Gesammtbildung der Latiner, Sabiner und andern umwohnenden Völkerschaften, diese aber war großentheils etruskischer Art. Mehr als die Amtszeichen der Magistrate, die Sitte der

Triumphzüge, die Form der Sarkophage, was Alles schon im ältesten Rom sich vorfand, stammte aus Etrurien. Die große Bedeutung der Geldwirthschaft, die opferheischende Staatsallmacht, die starre Strenge des Gesetzes, das Priesterthum und seine Brüderschaften — Dies und Anderes trägt das ächte semitische Gepräge. Auch in der Aeneassage spielt ein Widerschein der Herkunft aus dem Orient. Was immer aber in Rom an frühester Kultur vorhanden war, mußte zugleich frühzeitig aus der blühenden Menge der griechischen Kolonien in Unteritalien Zuflüsse erhalten.

Arm jedoch an höherem geistigen Sinn und Vermögen blieb dieses so kernhafte Volk fünf Jahrhunderte lang literarisch öde. Nur auf die Ausbildung seiner Sprache, die an reichem und feinem organischen Leben wie an Wohllaut weit hinter der griechischen zurücksteht, dagegen sich auszeichnet durch mathematische Bestimmtheit und streng logischen Bau, wurde Scharfsinn verwendet. Auch nach Kunst und Schönheit trug der Römer kein Verlangen. Sein Vergnügen war, sein Ackergut einträglicher zu machen, aus seinem Gelde gute Zinsen zu ziehen, über Rechtspunkte sich zu besprechen, die politischen Verhältnisse der Plebejer, Latiner und verschiedenen Klassen von Bundesgenossen abzuzirkeln. Unaufhörlich aber arbeitete die stolz und tief in ihm treibende Energie, ein gewaltiges Reich zu schaffen, das auf Bürgertugend, wohl durchdachter Verwaltung, und grundgescheidter Ausbeutung von Völkern beruhete.

Fühlte sich nun auch der Römer dem Morgenlande verwandt in seiner Staats-, den Griechen in seiner Haussitte, so blieben beide doch innerlich geschieden vom orientalischen Wesen. Der sprechende Gegensatz von fetten grünen Thälern zwischen menschenfeindlichen trockenen Sand- und Steinwüsten, der sich fast allerwärts im Morgenlande wiederholt, spiegelt sich ab nicht bloß in der Bewohner Religion, sondern auch in ihrer Sinnesart. Langes trübes Hinbrüten und plötzlich leidenschaftliche Erregung, — moralischer Aufschwung der höchsten Art oder wilde Sinnlichkeit, — dicht neben beiden dumpfes Darniederliegen oder gräßliche Empörung, — die Herrscherpracht auch mit der priesterlichen Banngewalt bekleidet, — zu Zeiten geistiges Schwelgen in furchtbaren, Alles überwältigenden Ideen, und dann wieder lange Zeit düsteres inneres Gebundensein, — stets aber jeder Einzelne ein Nichts unter dem ehernen Joche des Schicksals und des Gesetzes

seiner Nation, — das sind Züge hamito-semitischen Wesens. Nur schwach entwickelt ist der Sinn für das organische Leben, für das feingliedrige Gesetz in den Dingen der Natur, für ein kunstvolles Staatswesen zum Schutz der persönlichen Freiheit, für das künstlerische Schaffen im Drama und großen Heldengedicht, wie sich das alles bei den Völkern arischen Stammes findet. Arisch ist auch das frohsinnige Gefühl der eigenen Persönlichkeit, das freie Spiel der Kräfte im Einzelnen wie in der Gemeinde, das Maaßhalten im Herrschen und Dienen, die Freude am Schönen und kindlich Heitern, und das tiefste Begehren des Mannes nach Ehre und Freiheit.

Als unter Alexander des Großen Streichen das Perserreich gefallen war, schien es lange Zeit, als bliebe der Orient nur empfangend, duldend, leidend unter dem Druck und Eindringen griechischen Wesens. Gab es damals im alten Mutterlande der Kultur gar keine Kraft mehr zum Widerstande? Bei dem scharfen Gepräge, bei der stählernen Hartnäckigkeit semitischen Lebens und Denkens wäre ohnmächtiges Geschehenlassen doch gar zu seltsam gewesen, selbst wenn vorher die Einwirkung der arisch-persischen Kultur, welche der griechischen verwandter, noch so sehr in die Breite und Tiefe gegangen wäre.

In der That, der Orient rührte und regte sich. Er übte auf das griechische Wesen eine zersetzende und umschaffende Gewalt aus, so gründlich, daß wir noch heutzutage die Nachwirkungen davon empfinden. Wie hätte sich wohl die römische, die mittelalterliche, die moderne Welt in Staat und Wissen und Glauben gestaltet, wäre das hellenische Erbgut ungebrochen und unvermischt überliefert worden! Wie köstlich erfrischt uns ein Trunk aus der reinen Quelle griechischen Alterthums, soweit sie noch nicht getrübt worden durch den schweren Aufguß der Epoche nach Alexander!

Zweifellos besitzt der Orientale die höchsten geistigen Gaben: er ist aber entweder kritischer Verstandesmensch oder ausschweifender Phantast. Beides giebt sich leicht zu erkennen in jener eigenthümlichen Mischbildung, die nunmehr den Orient bedeckte, Griechenland überzog, und den Römern und uns überliefert wurde. Man nennt diese Bildung von ihrem Hauptheerde die alexandrinische, und ihr Wesentliches ist die Verschmelzung des griechischen und orientalischen Geistes, die kritische Verarbeitung des gesammten Wissensstoffes durch

beide in Gemeinschaft, aber auch die Fesselung des freien schöpferischen Griechenthums durch den trüben Ernst und die Starrheit orientalischen Wesens.

Eilftes Kapitel.

Neubildung der allgemeinen Kultur.

1. Sieg des Christenthums.

Nach der Eroberung durch die Römer hatte wiederum die europäische Bildung, ihre Industrie, ihre Kunst, Philosophie und Wissenschaft sich des Morgenlandes bemächtigt. Nichts Orientalisches fand Gnade mehr vor der römischen Politik: das Gesetz, das von Rom ausging, duldete keine Ausnahme.

Welcher Gegenschlag erfolgte nun aus der Mitte der Besiegten? Wahrlich, die Weltgeschichte ist ein wunderbares geheimnißvolles Gewebe. Wenn sich der Schleier nur ein wenig lüftet, erfüllt es den ahnenden Geist mit Ehrfurcht und unsäglicher Wonne.

Völkern, deren Geist noch umnachtet war, erschien in jedem ungewöhnlichen Dinge ein spukhaftes übernatürliches Wesen, die ganze Welt war ihnen voll Dämonen, und sie kamen aus der Furcht und Gespensterbeschwörung nicht heraus. Aber auch Nationen höherer Art konnten sämmtlich das göttliche Wesen sich nur in Strahlen gebrochen vorstellen: wenn sie nahe daran schienen, sich zu seiner sonnenhaften Einheit zu erheben, verwirrten sich ihre Blicke, so daß sie immer nur einen Theil erkannten. Ueber jenem kleinen schmalen Landstrich aber zwischen dem Tiberias-See und dem todten Meere, der eingeschlossen ringsum von starrender Felswüste, schwebte einsam und unbeirrt vom Weltverkehr und von den Heeren der Eroberer immerdar die Jehovahidee, wie ein feststehender leuchtender Stern über dunkeln Wogen. Hier ertönten Worte des Heils für alle Länder der Erde. Hier trugen sich die geheiligten Ereignisse zu, von denen das neue Testament berichtet, und erhob sich aus der Mitte des kleinsten Stammes der Semiten, aus eben jenem, der am hartnäckigsten sich wider die abendländische Herrschaft wehrte, eine neue Religion,

welche Nächstenliebe, Demuth und Entsagung fordert, aber auch die beseligende Lehre von der Gotteskindschaft, der Läuterung von Schuld und Sünde, der Unsterblichkeit der Seele verkündet, und diese Religion aus dem Morgenlande wirft den Kulturstolz der Griechen und Römer zu Boden, fährt wie mit zweischneidigem Schwert, mit sengendem Brand unter die stolzen Gedanken und Sitten und die üppige Lebensgewöhnung des Abendlandes, und die furchtbarsten Christenverfolgungen vermögen nichts gegen die Religion, die aus dem Morgenlande hervorgeht. Alles, was die Römer geplant und begünstigt hatten, das Zusammennieten zahlloser Völker zu einem einzigen Reiche, das Weltbürgerthum, das Völkerrecht, der Welthandel, das Verschicken der Legionen und Ansiedler von einem Lande in's andere, — die Religionsmengerei und der Austausch gegenseitiger Lüste und sittlicher Verderbniß, und in ihrem Gefolge das Gefühl des Ekels und der Leere und inneren Verzweiflung, — endlich selbst die Zerstörung Jerusalems und die Vertreibung und Zerstreuung der Juden in alle Welt, — alles das diente nur dazu, dem Christenthum die Wege zu ebnen.

So machte das Morgenland gerade in jener Zeit, als es unter den Klauen der römischen Adler zerrissen und zerfetzt zu Boden lag, seine größte Eroberung: eine Eroberung, die sich noch heute an Jedem von uns vollzieht. Ist nicht die Bibel der Hebräer die Lehrerin aller Völker geworden? Und senken sich nicht schon in die Seele unserer Kinder die orientalischen Bilder und Ideen, die schöne verführerische Schlange am Apfelbaum, die Arche und die Taube mit dem Oelzweig über endlosem Wellengewoge, das im Feuerregen brennende Gomorrha, und die stillen Palmen über dem Patriarchenzelt? Und stammt nicht ein so beträchtlicher Theil vom Staatskirchenwesen, vom Mönchsthum und von der Richtung auf das Beschauliche statt auf praktisch-tüchtiges Handeln, aus dem Orient?

So überwältigend war das Hereinwogen morgenländischer Denk- und Empfindungsweise, das in der römischen Kaiserzeit vor sich ging, daß es den geistigen und sittlichen Erbschatz der Griechen und Römer zu verzehren drohete. Wie hätte sonst Fuß fassen können die Schwärmerlehre der neupythagoräischen Wunderthäter, und jene höchst seltsame Verbindung von platonischer Philosophie und indischer Theosophie mit christlichen und jüdischen Vorstellungen, die man die neuplatonische Schule nannte!

2. Alte und neue Bausteine.

Die neue Religion aus dem Morgenland vermochte indessen keineswegs die Kultur des Abendlandes zu zerstören. Obgleich hier Staats- und Rechtswesen, Kunst und Wissenschaft, Literatur und Philosophie sich in tiefem Verfall befanden, standen sie gleichwohl der christlichen Lehre hoch und festgemauert entgegen, wie ein mächtiger Bau, auch wenn er abzubröckeln beginnt, der stärksten Windströmung entgegen steht. Nur wie lindernd Oel kühlte das Christenthum die heißen Schmerzen Derer, welche die Last dieser Kultur niederdrückte, und die in deren Ausschweifungen siech und schlaff geworden, fühlten sich wie von kräftigem Wein erfrischt. Nur nach und nach, auch immer nur theilweise, konnte das Christenthum die bürgerliche Gesellschaft umwandeln, zuerst die öffentliche Sittlichkeit, dann die Richtung der Geister, die es aus den Schranken der Selbstsucht leise auf das Ewige und Humane lenkte, dann allmählig manche Gewohnheit in der häuslichen Sitte, zuletzt auch einige Grundsätze des Staats- und Rechtslebens.

Der wesentliche Erfolg bestand darin, daß der Glaube an Gott an die Stelle der Vielgötterei trat, und daß das Denken und Streben wieder edleren Kern und Inhalt erhielt. Das war eben die unheilbare Krankheit der Zeit, nicht bloß, daß man im tiefsten Herzen zweifelsüchtig geworden und beständig nur untersuchte und bekrittelte, sondern daß der Zweifel längst Alles und Jedes unterhölt, brüchig und nichtig gemacht hatte, daß die Gesellschaft eigentlich nichts mehr besaß, woran sie glaubte und was des Lebens werth war, als Sinnengenuß und geistreiche Wendungen. Gleichwie ein talentvoller Mensch nach vielem Unglück und Mißlingen in eine solche innere Noth und Zerrüttung verfallen kann, daß ihm Alles im Grunde einerlei ist, das Eine wie das Andere ihm gleich schlecht dünkt, so kann es auch einem ganzen Zeitalter widerfahren. Das Einzige, was den Gebildeteren damals noch einige Freude machte, war das rhetorische Wesen. Weil die Gesellschaft keinen rechten geistigen Inhalt mehr hatte, wurde um so mehr Gewicht auf das Austifteln letzter Gründe, auf das Drehen und Wenden der Begriffe und ihrer Folgerungen gelegt. Allein konnte die schöne und geistreiche Form das Wesen ersetzen? So wenig, wie ein prachtvoller Einband eines Buches den fehlenden

gediegenen Inhalt ersetzt. Deshalb waren die Menschen auch tief innerlich gewissenlos, die fürchterlichsten Mittel wurden ohne Bedenken angewendet für kleine Zwecke. Durch das Christenthum erhielten sie wieder etwas, was Arbeit und Opfer verdiente, welche mit Selbstachtung und Seelenfrieden belohnten.

Mit seiner ganzen geistigen Macht und Fülle wußte zuletzt das Abendland nichts mehr zu beginnen, als das Christenthum schriftstellerisch mit der heidnischen Philosophie, Poesie und Wissenschaft zu durchsetzen und zu durchdringen, eine Aufgabe, zu deren Erfüllung es jener langen Reihe geistgewaltiger und unermüdlicher Schriftsteller bedurfte, die wir die Kirchenväter nennen.

So führte das Christenthum die Völker in eine ausgebreitete Menge von Schriften hinein, welche sie bis dahin nicht kannten, aus welcher sie aber von nun an fort und fort Anschauungen und Antriebe schöpften. Diese Literatur drängte sich nothwendiger Weise für die große Masse der Neubekehrten und ihrer Kinder und Enkel in den Vordergrund: sie erhob sich als die gemeinsame Literatur hoch über alle Völker und ihr Schriftwesen, und blieb bis zur Reformation für die Meisten Mittel- und Ausgangspunkt der Wissenschaft.

Es setzte sich aber diese kirchliche Literatur aus fünf Gebieten zusammen, die sich gleichsam ringweise um einander legen. Den innersten Kern bildet das neue Testament, — daran schließt sich die Hymnendichtung, — weiter die Literatur der Kirchenväter, — dann das Kirchenrecht, — und um das Ganze legt sich zu der äußerste Ring, das Gebiet der althebräischen Literatur. Was diese Schriften enthielten, wurde für Glaubens- und Sittenlehre der christlichen Völker unumstößliche Grundlage. Natur- und Weltgeschichte setzten sich an diesen Kern an als Fortsetzung und Entwicklung. Das Gesetz der jüdischen Gelehrten galt fortan auch in Europa für die Wissenschaft: keine Forschung nach Neuem, nur Erläuterung des Geoffenbarten.

Selbst für das Staats- und Rechtswesen, wie es sich zu Ausgang der alten Welt heran bildete, blieb auch das jüdische Vorbild nicht ohne Einwirkung. Das mosaische Gesetzbuch wurde ein wahrer Schatz von Vorschriften und Beispielen, wie der Menschen bürgerliche Ordnung einzurichten. Der theokratische Staat erschien als Ideal aller Staatsbildung. Noch in den Zeiten der Reformation und ihrer Ausläufer schienen die ältesten Geschichts- und Gesetzblätter der Bibel

wieder lebendig zu werden: ganz nach Moses-Vorbilde wollten christliche Sekten sich eine gesellschaftliche Ordnung schaffen.

David's religiöse Dichtungen wurden Vorbild für die kirchlichen Gesänge der Christen, durch deren Liebe athmende Milde und Weisheit der harsche leidenschaftliche Grundton der Psalmen durchklingt. Auch in Bezug auf Opfer- und Zeremonienwesen, Ausstattung des Gottesdienstes, Hierarchie und Einrichtung des Tempelguts konnte sich die junge Kirche der Nachahmung jüdischer Einrichtungen eben so wenig entziehen, als sie dem Schicksal entging, daß sich Prunk und Anstalten der alten römischen Staatskirche ihr aufdrängten.

Die Kirchenväter faßten das jüdische Volksthum auf als die herbe festgeschlossene Knospe, aus welcher die lichte Blüthe des Evangeliums hervorbrach. In der That läßt sich nicht leugnen, daß das Volk der Hebräer bei aller Selbstsucht und Grausamkeit doch in seinen Gesetzen manchen Zug schöner Humanität entwickelte. Dahin gehörte das stille Glück des Wohnens unter dem heimischen Feigenbaum, die Heiligkeit der Ehe, die größere Berechtigung der Frauen und Kinder, Abneigung gegen Sklavenwesen, die nur eine geringe Anzahl von Hausknechten und keine Sklavenmärkte duldete, die Verbote des Nachlesens auf dem Aehrenfelde, damit der Arme noch etwas finde, des Zusammengehens vom stärkeren Roß und schwächeren Rind, und noch manches Andere, worin das Erbarmen für Mensch und Vieh Ausdruck fand. Aus solchen und neuen Grundlagen entwickelte das Christenthum den schönsten Adel menschlicher Gesittung: Liebe des Nächsten die Forderung, Sorge für sein leibliches und geistiges Wohl die Folge. Diese christliche Humanität aber wurzelte in dem seligen Bewußtsein, daß die Menschen Gotteskinder und deshalb gleichwie Brüder und Schwestern seien. So hohe Lehre vermochten anfangs nur Wenige zu fassen, die jüdische Moral erschien handgreiflicher, und die zehn Gebote aus dem mosaischen Gesetzbuch senkten sich tiefer in's Volk ein, als die Bergpredigt mit ihren Lehren voll himmlischer Güte und Weisheit.

Ob aber das Christenthum seinen Weltberuf so bald erfüllt hätte ohne die Hülfe und Stärkung, die ihm vom germanischen Wesen zufloß, ist eine Frage, die sich wohl aufwerfen läßt. Vielleicht darf man sie verneinen im Hinblick auf die Ergebnisse der christlichen Kirche bei Großrussen, Maroniten, Abessyniern und Indianern.

3. Geistige Freiheit.

Von der Welt des Alterthums, welche das Christenthum läutern und überwinden sollte, wurde es bedrückt mit der Last ihres sittlichen Schmutzes, die es erst wegschaffen sollte, und mit der pressenden Enge ihres Staatswesens, welche ihm die unentbehrliche Freiheit verkümmerte. Seine Einrichtungen wurden verunstaltet, seine reinen Lehren vergröbert.

Grundanschauung des Christenthums war des Menschen hohe Würde, der zur ewigen Seligkeit bestimmt und durch Christi Blut erlöst und gerettet worden. Gleichwohl ließ sich die Sklavenmenge im Römerreich erst nur wenig vermindern, und bestanden die Sklavenmärkte in den romanischen Ländern während des ganzen Mittelalters. Das Weib hätte dem Manne gleichwerth zur Seite treten sollen: die Apostel aber betonten meist im jüdischen Sinne fort und fort seine Unterthänigkeit, und selbst ein so edler Schriftsteller, wie der Kirchenvater Hieronymus, witzelte über die Ehe: „Ich preise die Ehe, weil sie uns Jungfrauen (in die Klöster) schafft." Mitten im schamlosen Getriebe von Hab-, Herrsch- und Genußsucht konnte sich die Kirche davon nicht ganz frei halten, ihre Führer und Träger auf Erden waren ja Menschen mit menschlichen Fehlern und Begierden. Das Heilige diente auch irdischen Zwecken, und wo das rhetorische und sophistische Wesen festsaß in jeder Redewendung, jedem Gedanken, da konnte es nicht anders sein, als daß es sich auch der Glaubenssätze bemächtigte, sie haarfein spaltete und zuspitzte. Mit geradezu teuflischem Haß verfolgte man einander um Glaubensmeinungen.

Noch gefährlicher war für die junge Weltkirche Geist und Charakter des öffentlichen Wesens, wie es sich einmal in der alten Welt gebildet hatte. Staats- und Religionsgesetz flossen in einander über, daher wurde die Kirche Staatssache, Ketzerei Staatsverbrechen, das oberste Staatshaupt oberster Priester. Zweifellos war es der größte Kulturfortschritt, das Leben des Geistes von der rohen Gewalt zu erlösen: es war das die Grundlage jeder edeln Freiheit. Wenn aber der Staat, wie es ja nicht anders sein konnte, sich nun vom Christenthum durchdringen ließ, mußte er dann nicht im selben Grade, als dies erfolgte, dahin trachten, in der Kirche Meister zu bleiben? Mochte man noch so gewissenhaft nach einer scharfen Gränzlinie suchen

zwischen den Kreisen des politischen und kirchlichen Lebens, jedenfalls mußte doch der Staat Schirmvogt der Kirche sein und ihr den äußern Frieden bewahren: darin aber lag schon Reiz und Recht, auch über ihren innern Frieden zu wachen, und darin lag wiederum Reiz und Recht, sich in die Streitigkeiten im Schooße der Kirche zu mischen, damit der weltliche Friede nicht gestört werde. Der Staatsbeherrscher berief also die Häupter der Kirche zur Versammlung, leitete diese durch seine Machtboten, und verkündigte ihre Beschlüsse. Für die höheren kirchlichen Aemter aber verlangte er Männer seines Vertrauens, was dazu führte, daß er sie schließlich selbst bezeichnete und ernannte. Hart hatte die Kirche mit der alten Staatsgewöhnung zu kämpfen, schwer litt sie unter dem politischen Elend der römischen Kaiserzeit. Uebte doch ein Kaiser, der die Taufe noch nicht empfangen hatte, auf goldenem Stuhle den Vorsitz in jener entscheidenden Kirchenversammlung, welche das apostolische Glaubensbekenntniß feststellte, und durfte sich dieser selbe Kaiser doch Bischof in äußern Angelegenheiten der Kirche nennen!

Andere Ansichten brachten die Germanen mit. Sie stammten aus einem Lande, in welchem die öffentliche Gewalt noch schwächlich und flüssig, in welchem keine Literatur, keine Kunst und Wissenschaft, aber auch kein gesellschaftliches und sittliches Verderben zu Hause war. Sie kamen dem Christenthum entgegen wie die Armen im Geiste, demüthig und ehrfürchtig, wo sich Göttliches im Irdischen zu vernehmen gab. In ihnen lebten, mehr oder minder hell entwickelt, Gefühle, Ideen, Antriebe, wie sie das Christenthum zur Herrschaft bringen wollte. Gerade die inneren Gegensätze zur römischen Welt, wie sie oben im dritten Kapitel dieses Buchs entwickelt worden, mußten im selben Grade, als der Germanen Einwirkung im römischen Reiche fühlbarer wurde, dazu drängen und treiben, daß die christlichen Ideale aus der Versunkenheit, in welcher sie angekettet lagen, erlöst und in das beginnende christlich-germanische Zeitalter hinüber gerettet wurden. Die Freiheit, welche der Germane für sein Denken und seine Selbstbestimmung nicht missen konnte, förderte mächtig die religiöse und damit die kirchliche Freiheit. Der Eigensinn der Einzelnen begünstigte die Innerlichkeit, welche das Christenthum verlangte, und den Stolz der Seele, der sich durch fremde Niederträchtigkeit nicht beugen läßt. Sein Natursinn aber hieß den Germanen aufmerken

auf das göttliche Wesen, das in jedem kleinen Naturleben, wie im gewaltigen Meer und Hochgebirg sich ankündigt.

Diese angeborene Natur war zu stark und unzerstörbar, als daß sie nicht obgesiegt hätte der sittlichen Verwilderung, der so viele Germanen anheim fielen, als sie von Wald und Haide plötzlich in eine Welt voll schrankenloser Sinnenlust und Ueppigkeit hinein geriethen. Die sittlichen Anlagen leiden ja gewöhnlich, wenn Verstand und Industrie sich plötzlich höher heben. Bei diesen Männern und Weibern von starken Wünschen und Leidenschaften traten um so gräulicher Ehr- und Rachsucht, Wohllust und Habsucht hervor, zerschmetternd und zermalmend, was der Gier nach Sättigung entgegen stand, dabei öfter gepaart mit der tiefversteckten Arglist der Wilden. Allein es blieben stets nur Einzelne, die dadurch in dem Unheil, das sie anrichteten, zu Grunde gingen. Die kerngesunde Volksmasse hob sich von selbst aus sittlichem Schlamm und Strudel wieder empor.

4. Umwandlung in Staat und Gesellschaft.

Die Einmengung der Germanen in das Volksgetriebe diente also sehr wesentlich dazu, zwischen der römisch-griechischen Kultur und den jüdisch-christlichen Ansichten eine Ausgleichung zu Stande zubringen.

Das zeigte sich insbesondere auch im Staats- und Rechtswesen. Hätte das junge Christenthum sich frei und ungehindert ausleben und auswirken können, so mußte es zur evangelischen Gemeinsamkeit alles Besitzes und Genusses führen. Noch viel eher wäre es erdrückt worden unter der Gewalt des Staatsbeherrschers und seiner Beamten, denen die Unterthanen mit Leib und Seele feil und unterworfen waren. Die Germanen aber brachten ihren Freiheitssinn mit, ihre Gewöhnung an Mannesselbstständigkeit. Eine neue Staatsordnung mußte sich anbahnen auf dem Grunde von staatsbürgerlicher Freiheit, von Mitrathen wie Mitthaten. Auf Reichs- und Landtagen wurde fortan verhandelt, was bisher der Kaiser und seine Beamten geboten hatten.

Wie aber die Germanen den einfach menschlichen Ideen und Bedürfnissen vor einer überverfeinerten Kultur wieder das Uebergewicht verschafften, so setzten sie auch dem römischen Recht, vor dessen scharf einschneidender Logik Personen und Sachen gleich galten, ihr

Persönlichkeitsgefühl entgegen, nach welchem neben der That auch die Absicht, neben dem strengen Recht auch die Billigkeit zur Geltung kommt.

Niemals dachten sie daran, einem unterworfenen Volke, wie es der Römer Gewohnheit war, ihr Recht aufzuzwingen, sondern sie ließen die Andern ruhig bei ihrem nationalen Recht und Gesetz gewähren. In das juristische Gebäude der Römer aber, welches auf unumschränkter und ausschließlicher Herrschaft des Mannes über seinen Rechtskreis beruhete, setzten sie ein anderes Prinzip hinein, das von Gesammtbenützung unbeweglichen Gutes ausging.

In den romanischen Landen vermochte die germanische Eigenthümlichkeit mit solchen Aenderungen nur theilweise durchzudringen. Anders verhielt es sich mit jenen Grundanschauungen, die zugleich die Gesellschaft in Rang und Sitten mit bestimmten, als da waren die Begriffe von Ehre, von Königthum und Adel, Freien und Hörigen, Sippe und Verwandtschaft, Lehnswesen, Fehderecht, Gerichtsverfahren mit Eideshelfern und Gottesurtheilen. Wie mächtig umgestaltend wirkte allein schon der germanische Ehrbegriff von der niedrigen Bauernhütte bis zum glänzenden Fürstenhofe!

Ueberblickt man, wie solche Grundbegriffe und die Einrichtungen, welche daraus hervorgingen, in all' den Ländern, wo Germanen dauernd sich ansiedelten, im Mittelalter gleichmäßig verbreitet sind, wie sie dort fast gleichzeitig keimen, wachsen, zur Blüthe kommen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß man es hier mit altarischen Instinkten zu thun hat, die vom despotischen Geist orientalischer und römischer Kultur unterdrückt worden, sofort aber wieder auflebten, als Germanen daran anknüpften.

Ueberhaupt aber brachten die Germanen der alten Welt nicht bloß sittliche und gesellschaftliche Stärkung, sondern auch wieder geistige und leibliche Frische. Jeder von uns hat wohl einmal eine Zeit gehabt, wo er durch Krankheit oder Seelenleiden innerlich so geschwächt und zerstört war, daß Glieder und Gedanken keinen Schwung mehr hatten. So können auch ganze Völker in geistig-leibliche Schwäche und Dumpfheit versinken, wo die sittlichen Kräfte erloschen scheinen und die Blutmischung verwässert und verschlechtert. Tritt ein solches allgemeines Unglück ein, so erholen sich Völker ohne allen Vergleich langsamer und schwieriger, als der Einzelne. Gewöhnlich wird der

Zustand hoffnungslos, wenn nicht von andern Seiten her ihnen Blutmischung und Anregung zugeht.

Hätte im Beginn etwa des vierten Jahrhunderts ein weiser Mann den Zustand der öffentlichen Dinge, das tägliche Thun und Treiben der Leute, den gesammten Inhalt ihres Denkens ruhig erwogen, und wäre sein Geist durch so viel geschichtliche Kenntniß erhellt gewesen, daß er den unaufhörlichen Niedergang in Kunst, Literatur und Wissenschaft in den letzten Jahrhunderten bemessen konnte: so würde er sofort erkannt haben, daß die Ursachen, welche den Niedergang der Kultur verschuldeten, nothwendig mit jedem neuen Menschenalter tiefer und mächtiger um sich greifen mußten. Trostlos hätte er der Bildung seiner Zeit kein Aufblühen mehr, auch keine kräftige Dauer mehr, nur ein unaufhaltsames Absterben prophezeit. Blos einer einzigen schwachen Hoffnung hätte er vielleicht noch Wort geliehen, der Hoffnung, wenn diese Kultur völlig zerstört und vergangen, werde vielleicht aus dem Christenthum eine neue hervorgehen. Ehe es aber soweit kam, wurde dem ganzen westlichen und mittleren Europa durch die Germanen Kräftigung zu Theil, eine leibliche wie geistige Verjüngung. Aeußerlich zerbröckelte die kulturgeschichtliche Schöpfung des Alterthums: innerlich keimte neues Leben, Naturfreude, freies Denken, Begeisterung.

Die prachtvollen Villen in Italien zerfielen, der üppige Glanz in den Städten erblich, die schmutzige Masse von Sklavengesindel verlief sich: aber der Boden, der bisher nur das vierte Korn der Einsaat trug, begann wieder zu grünen und Menschen zu ernähren unter den Händen freier Feldbauer. Die Arbeit kam wieder zu Ehren: darin lag allein schon ein unermeßlicher Gewinn für die europäischen Völker.

Zwölftes Kapitel.

Art und Umfang der Kulturaufnahme in Deutschland.

1. Früchte der Völkerwanderung.

Unter Kaiser Nero kamen von den Friesen zwei Gesandte nach Rom, um den Kaiser zu bitten, ihrem Volke einen wüsten Strich

Landes an der Gränze zu überlassen. Alles bestrebte sich, die Barbaren staunen zu lassen vor den Herrlichkeiten der Welthauptstadt, und die Hofbeamten brachten sie auch in das festliche Schauspiel, das im Pompejustheater aufgeführt wurde. Als sie nun umherschaueten und nach Diesem und Jenem sich erkundigten, was ihnen neu war, bemerkten sie, daß Männer in nichtrömischer Tracht auf den Ehrenplätzen der Senatoren saßen. Sofort fragten sie: warum Jene dort und sie nicht? Sie wurden bedeutet, jene Fremden seien Gesandte von einem mächtigen Volke, dem seiner Tapferkeit und Treue wegen Rom besondere Ehre schulde. Da sprangen die beiden Friesen unwillig auf und sagten: kein Mensch in der Welt übertreffe Germanen an Tapferkeit und Treue. Stolz schritten sie durch das ganze Theater, bis sie zu den Sitzen der Senatoren kamen. Dort ließen auch sie sich nieder, weil Germanen aller Orten der erste Rang gebühre.

So groß war schon damals der germanische Nationalstolz und als man, vierhundert Jahre später, in's sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung eintrat, da mochte ein vielgewanderter Gothe oder Allemanne, — der ganz Germanien, Italien, Gallien und Spanien in der Gewalt von Leuten seiner Art und Sitte gesehen, der auch erfahren hatte, selbst jenseits der Meere gehöre ihnen Afrika und Brittannien, und noch weit in den Norden hinauf erstrecke sich das Land der Dänen und anderer Nordgermanen, — da mußte ein solcher Mann sich wohl stolzen Muths erheben und vor sich hin sprechen: „Nun, wie lange wird's denn noch dauern, bis all' die slavischen Völker und dort unten an den blauen Gewässern die Griechlein und noch andere Leute im fernen Osten germanischer Herrschaft dienen? Unsere Nation allein hat die machtvolle Römerwelt zum Falle gebracht, ihr allein muß auch deren ganzes Reich und Erbe gehören." Und wäre ihm dann der bittere Haß eingefallen, von welchem die Feinde des Arius gegen dessen Lehre und Bekenner überflossen, so hätte er voll Uebermuth vielleicht ausgerufen: „Was will denn der Bischof da in Rom mit seinen paar andern Bischöfen und Patriarchen? Werden sie nicht bald selbst sich zum arianischen Glauben bekennen müssen, der unser, der Herrschenden, Glaube ist und dabei so viel menschlicher und natürlicher, als der ihrige?" Wenn ihm damals Einer gesagt hätte: „Warte nur hundert Jahre, dann dient Ihr Alle dem römischen Bischof! Und nach weiter hundert Jahren sind die

stolzen Gothenreiche in Afrika, Italien und Spanien gestürzt und zerstört. Und nach noch einmal hundert Jahren redet in ganz Europa keine Zunge mehr Eure Sprache, als in Germanien, aus welchem Ihr hergekommen!" Würde da nicht unser Mann sich lächelnd abgewandt und kein Wort mehr über so viel Thorheit verloren haben?

Und doch wurde die thörichte Prophezeiung zur vollen Thatsache. Von all' ihren Schlachten und Eroberungen und Heldenthaten hatten schließlich die Germanen nichts weiter, als daß sie mit ihrem Geiste und Blute und Knochen andere Völker gekräftigt hatten, — Völkerdünger waren sie gewesen, nichts Anderes. Ein ganzes Drittel der germanischen Nation, und zwar das edelste Drittel, war verschwunden und verloren in fremden Landen. War es doch, als hätte ein finsterer Dämon über dem mächtigen Volke der Gothen gewaltet und seine Theile hier und dort ruhelos dem Untergange zugejagt. Entweder war es ihre eigene, wilde, unzähmbare Eroberungslust, die sie immer wieder in neue große Abenteuer hineintrieb, oder wollten sie einmal in den erkämpften neuen Sitzen wohnlich und gedeihlich hausen, so wurden sie erschüttert durch Hunnenstöße oder durch kunstreiche Angriffe der verachteten Byzantiner. Im Innern Deutschlands aber sah man zu Ende der Völkerwanderung weite Stätten der Verwüstung. Eine Reihe von Völkerschaften hatte sich im Ankämpfen gegen den römischen Koloß verzehrt und verblutet, und es gab keinen Stamm, keinen Gau, der nicht einen schönsten Theil seiner mannhaften Bevölkerung eingebüßt hatte. Ueber die Ostlande endlich, welche die Gothen verlassen hatten, dehnte sich weit und breit das slavische Unheil aus. Wahrlich, ihre größte welthistorische Ehre, daß sie das Reich der Römer eroberten und sich selbst an die leitende Spitze der Weltgeschichte setzten, mußten die Germanen mit ungeheurem Verlust an Land und Leuten bezahlen.

Wie anders, wenn sie es über sich vermocht hätten, ihre gewaltige Stärke zusammen zu halten, zu ordnen und zu schulen, und dann in Mitteleuropa nach Westen, Süden und Osten hin langsam vorrückend ein Gebiet nach dem andern einzunehmen und zu behaupten!

Gleichwohl wirkte das ruhelose Wandern und Kämpfen und Stürmen, das rasende Blutvergießen während der langen Völkerwanderungszeit, für die Deutschen wohlthätig, weil nothwendig. Nur

eine große, gewaltsame, andauernde Strömung konnte sie in die Kreise der gebildeten Welt hineinreißen, daß die harten Köpfe sich öffnen mußten, daß das alte starre tiefgewurzelte Herkommen erschüttert und der Bauernglaube, es gäbe nichts Besseres, gebrochen wurde.

Im langdauerndem, bald feindlichem, bald freundlichem Gegensatze gegen die römische Kultur hatten sie derselben nicht wenig von ihrem eigenen Wesen mitgetheilt: nicht wenige Bestandtheile waren ihnen dadurch verwandter geworden und deshalb die Völkerschaften im innern Deutschland um so eher dafür empfänglich. Im Beginn der Völkerwanderung waren die Germanen eben nichts anders, als ein hartstämmiges Bauernvolk, gleichwie es die Montenegriner und Albanesen bis auf den heutigen Tag noch sind. Gab es doch in Deutschland bis in dieses Jahrhundert hinein noch Landschaften genug, in welchen, dicht bei einem Heerde höchster Bildung wohnend, das Landvolk so unberührt davon geblieben, als lägen jene ehrenreichen Städte nicht in seiner Mitte, sondern im amerikanischen Urwalde. Erst die tiefen Erschütterungen und der unerhörte Fortschritt der jüngsten Zeit in Gewerb und Verkehr brachten es zuwege, daß auch in diesen Bauerngegenden langsam eine Umwandlung eintrat. Ohne die kriegerische Bewegung, in welcher die Germanen Jahrhunderte lang fort und fort der römischen Gränze zugetrieben wurden, wären sie wer weiß ob nicht noch einmal zweitausend Jahre in ihrer einfachen, jedoch unfruchtbaren Gauverfassung stecken geblieben. Nur durch Noth und Drang gelangten sie allmählig zu einer besseren Staats-, zu einer edleren Geistesbildung. Es war der größte Fortschritt, welchen die deutsche Nation im langen Laufe ihrer Geschichte gemacht hat.

Dieser Nation war es einmal gesetzt, Alles zu erreichen, aber Alles nur durch schweres Mühen und Kraftvergeuden. Erst nach unsäglichen Verlusten lernten die Germanen, sich einer Staatsgewalt unterzuordnen, erst in Strömen eigenen Blutes wurde der Feuerbrand des Eigensinns gelöscht.

Wohl hätte das Christenthum auch ohne dies bei den Germanen Eingang gefunden. Wie hätten sie auf die Länge seiner sittlichen Schönheit widerstehen können! Allein es hätte nicht gesiegt ohne langwierige Kämpfe mit den Anhängern der alten Religion, und nicht ohne eine so bunte Einmischung von germanischem Heidenthum, daß sie auf lange Zeit hin dem Evangelium seine die Rohheit ausmerzende

Kraft und Schärfe gelähmt hätte. Wie bald trug es edle Früchte bei den Angelsachsen, und wie hartnäckig hielt nicht deren altes Mutterland fest an Wodan und Saxnot!

2. Art und Wege der Kultur.

Nun konnte es, eben in Folge der langen Vorarbeiten und tiefgehenden Erschütterungen, nicht anders kommen, als daß die Kultur ihren Einzug hielt in ihrer vollen Breite. Nicht nach und nach dieser und jener Theil, sondern die Kultur als ein zusammengehöriges Ganzes wurde aufgenommen, in niederen Graden und Anfängen zwar, aber doch als ein Ganzes, die wirthschaftliche, gesellschaftliche, politische, gleichwie die höhere Bildung mitsammen. All' die Früchte des Denkens und Arbeitens der früheren Jahrhunderte und Jahrtausende, all' die Fortschritte in der Erkenntniß wie in der Besiegung der Naturkräfte, in der Veredelung wie in der Steigerung menschlichen Bewußtseins, pflanzten sich jetzt zu den Germanen fort. Auch das Christenthum selbst erschien nur als untrennbarer Bestandtheil der Kultur, welche von den Römern in den Rhein- und Donaulanden angesiedelt wurde, oder in den Gebieten bereits herrschte, die der germanische Eroberer sich unterwarf.

Immerhin bestand aber ein wesentlicher Unterschied zwischen Deutschland und anderen Gebieten des römischen Reichs. Diesen war die Kultur aufgedrängt vom Herrschervolke, das einen eisernen Szepter führte, und zwar siedelte sie sich an so gründlich, daß die lateinische Literatur in Gallien und Afrika, die römische Rechtswissenschaft in Syrien und am Bosporus ihre Nachblüthe feierten. Von solch unterwürfiger Stellung konnte nur in jenem Theile Deutschlands die Rede sein, welchen die Römer einst mit ihren Wall- und Festungslinien eingehegt hatten. Und auch auf diesem Gebiete hatten sie nur etwa zweihundert Jahre geherrscht, und waren selbst in dieser Zeit, um nicht gefürchtete Aufstände hervorzurufen, genöthigt gewesen, vorsichtig aufzutreten. Die Germanen sahen sich daher beständig in der Lage, von der fremden Kultur, als sie im Ganzen und Großen sich bei ihnen einbürgerte, im Einzelnen doch nur Dasjenige anzunehmen, das ihnen besonders gefiel oder als nützlich und nothwendig einleuchtete, dagegen abzuweisen, was ihrer Sinnesart nicht zusagen

wollte. Alles das verstand sich um so mehr von selber, als die Germanen später selbst als die Herrschenden auftraten.

Es war auch nicht eine von frischem Leben schwellende Kultur, die sich den Germanen mittheilte. Vielmehr neigte sie ihr Haupt, wie eine Pflanze, die reiche Blüthe und Frucht getragen, dann matt und welk wird und anfängt, leisen Modergeruch zu verbreiten. Noch mehr, die Kultur der alten Welt war längst nicht mehr ein festes Gewebe, sondern bereits innerlich gebrochen durch christliche Einrichtungen und germanische Ideen, eine halb zerstörte Kultur, die erst wieder in Neubildung begriffen war. Um so mehr fühlten sich die Germanen angeregt, festzuhalten, was ihnen lieb und werthvoll erschien, und geeignet, ihrer Volkssitte und Eigenart Dauer und Geltung zu verschaffen.

Auf was für Wegen und Stegen aber höhere Gesittung in Deutschland Eingang erhielt, wurde bereits auseinander gesetzt. Zuerst waren es die fremden Händler, dann die eigenen Auswanderer nach Gallien, Italien und Griechenland, dann die römischen Offiziere und Soldaten, welche im Innern Deutschlands Kunde verbreiteten von der großen Kulturwelt da draußen. Während der langwierigen Kriege und Raubfahrten verstärkte sich die Einsicht, wie große Vortheile die Römer für Abwehr und Angriff besaßen. Die Umwandlung eines beträchtlichen Theils vom germanischen Gebiete in römisches öffnete natürlich auch für das übrige Land dem Eindringen höherer Gesittung Thür und Thor. Das aber hatte zur Folge, daß der Uebertritt von kühnen und gescheidten Leuten in den römischen Heer- und Staatsdienst zahlreicher wurde; daß die Andern ihre Anstrengungen verdoppelten, römisches Gebiet mit all' seinen Schätzen an sich zu reißen; daß immer größere Heere auf römischem Boden Ansiedlung suchten; daß endlich alle Länder des Westreiches auf Germanen übergingen; daß durch all' diese dauernden Verbindungen mit den Ländern der Kultur diese selbst fort und fort nach Deutschland hinströmte.

Zu den Personen und Anstalten aber, durch welche den Germanen römisch-griechisches Wesen vermittelt wurde, waren zwei mächtige Förderungsmittel hinzugetreten, — wo das Volk christlich wurde, die Kirche, — und, seit die Germanen eigene Reiche gründeten, in Verbindung mit der Kirche die Fürstenhöfe.

Als Verkündiger des Evangeliums waren die Geistlichen zugleich

die Lehrer und Begünstiger eines jeden Mittels, welches den harten Sinn der Germanen mildern, ihre rohen Zustände verbessern, sie mit friedlichem Streben und Zufriedenheit erfüllen konnte. Geistliche waren ja auch in vielen Gegenden die Einzigen, die etwas literarische Bildung besaßen. Die Fürsten aber, die an der Spitze der Franken, Allemannen und Burgunder, der Baiern und Thüringer, sowie der gothischen Reiche standen, hatten dasselbe Interesse, wie die Kirche. An ihren Höfen sammelten sich daher die hervorragenden Männer des Klerus und die immer noch zahlreichen Rhetoren und Dichter, die aus der Literatur einen Beruf machten, und verkehrten hier mit den germanischen Großen und berühmten Helden. An diesen kirchlichen und staatlichen Mittelpunkten fanden sich daher auch alle Andern ein, die es ahnten, daß es noch etwas Schöneres im Leben gebe, als ewig den Pflug oder das Schwert zu führen. Hier fanden sie Verständniß und Zustimmung, hier neue Anregung und Stärkung, damit sie unter das Volk etwas auch von geistigem Gute verpflanzten.

So erhielt die höhere Bildung von vorn herein eine kirchliche und zugleich höfische Färbung, die sie im ganzen Mittelalter nicht wieder abstreifen konnte.

3. Auswahl.

Es würde nun kaum möglich sein, in scharfen Linien abzugränzen, was Deutschland auf diesem oder jenem Gebiet menschlichen Thuns und Denkens von den Römern annahm. Es war nirgends so viel, als nöthig war, und hing vielfach auch von Zufälligkeiten ab. Hinweise aber giebt die größere oder geringere Menge von Wortbildungen, die aus dem Latein sich für diesen oder jenen Geschäfts- oder Wissenszweig einbürgerten. Diese Fremdwörter bezeichneten ebensoviele neue Dinge und Begriffe, die jetzt Eigenthum des Volkes wurden.

Das Lateinische griff mit drei starken Hebeln in die Volkssprache ein, um diese mit ihren Wurzeln auszureißen und sich selbst an ihre Stelle zu setzen: es war die Sprache der Herrschaft, der Bildung, der Kirche. Mit vereinigter Wucht drückten diese Drei schon seit Mitte des zweiten Jahrhunderts, soweit sie vordringen konnten, das Germanische nieder. Denn wohin Römer kamen, führten sie mit ihren

politischen Einrichtungen und ihrem Rechtswesen auch ihre Staats- und Gesellschaftssprache ein, und das geschah so nachdrücklich, daß in Mösien, Gallien, Spanien, Afrika die Volkssprachen fast vollständig erloschen: nur das Griechische als die ältere und höhere Bildungssprache hielt sich aufrecht. Da nun die nationale Bildung der Germanen ihrer Sprache ärmliche Waffen darbot, da auch die Kirche strenge darauf hielt, daß das Lateinische die Sprache des Gottesdienstes und Unterrichts werde, so ist es zu bewundern, daß trotz alledem gerade die deutsche Sprache sich nirgends verdrängen ließ.

Unter den Wörtern lateinischen Ursprungs aber machen sich mehrere bemerklich, die auf die Wohnung Bezug haben, nämlich Kalk, Mörtel, Ziegel, Kachel, Tünche, Mauer, Söller, Pforte, Estrich, Fenster, Stube, Kemenate, Kammer, Küche, Keller, Palast und Pfalz, Puzzi, d. h. Brunnen von puteus (daher Pfütze), Straße von strata via. Die auffallende Menge dieser Wörter für den Hausbau sagt uns, daß das germanische Haus, wenn es auch im Ganzen genommen seine Gestalt und Ausdehnung behielt, im Einzelnen doch wesentlich verbessert wurde, und zwar, was von besonderer Bedeutung, weisen fast alle jene sich einbürgernden Fremdwörter auf den großen Fortschritt hin vom Holzbau zum Mauerwerk.

Ebenso deutlich beweist das Fehlen von lateinischen Wörtern für die verschiedenen Arten von Getreide, für Hausthiere und Ackergeräth, daß der Ackerbau von uralter Zeit her in Deutschland allgemein war und auf keiner geringen Stufe stand. Die Germanen brauchten von Römern und Griechen weder eine neue Sorte Getreide, noch neue Geräthschaften für die Landwirthschaft, noch neue Hausthiere anzunehmen, weil sie alles Einzelne bereits, gleichwie in ihrer Sprache, in ihren Wohnungen hatten. Verbesserungen aber des Feldgeräths und des Getreides werden ihnen gleichwohl willkommen gewesen sein. Um die Feldfrüchte mit einem Worte zusammen zu fassen, nahmen sie das Wort Frucht an; zu ihrer heimischen Handmühle, der Quirn, trat die Mola, die römische Wasser- und Windmühle hinzu: zum Handgeräth der Sack, der Korb, die Kette, die Laterne; zu den Hausthieren der Pfau und wahrscheinlich auch der Esel (gothisch asilus). Doch wäre es wohl möglich, daß manche jener Wörter, die aus dem Lateinischen herzustammen scheinen, — z. B. Wein, Oel, Anke statt Schmalz, Essig, Leim, Kohl, Rübe, Pilz,

Garten, — eine den arischen Sprachen gemeinsame Wurzel hatten. Hervorstechend sind auch die Wörter Pacht und Zins. Das eine (pactum) bedeutete im Latein jeden Vertrag nach Völkerrecht, das Andere (census) das Vermögen, das behufs Rang und Schatzung angegeben werden mußte: in Deutschland wurden Pacht und Zins bloß auf das Vertragsverhältniß gerichtet, in welchem der Pächter zum Staat oder dessen Haupte oder zu einem großen Grundeigenthümer stand in Bezug auf Landbesitz gegen jährliches Entgelt, ein Beweis, wie häufig Pacht- und Zinsgüter.

Entschieden wurde dagegen der Küchengarten aus seiner Armseligkeit empor gehoben, ein schöner Fortschritt in Nahrung und häuslichem Behagen. Petersilie, Kabst, Lattich, Rettich, Spargel, Münze, Fenchel, Körbel, Kürbiß, Salbei, Kümmel, Senf, Koriander, Kichererbse und die an Stelle des einfachen Lauchs tretenden Zwiebelgewächse tragen ihre Herkunft aus Italien an der Stirn. Zu den Küchengewächsen gesellten sich drei liebliche Blumen: Rose, Lilie, Veiel (Viola). Auch der Obstgarten bereicherte sich. Das gemeine Obst, Apfel, Birn und Schlehe, kannten die Germanen; jetzt lernten sie auch Okuliren und Pelzen (von pellis Haut) und erhielten Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche. Italien war ja in der ersten Kaiserzeit, wie Varro sich ausdrückte, ein großer Obstgarten geworden, wahrscheinlich der Segen von syrischer und jüdischer Sklavenarbeit. „In Syrien", lautete ein griechisches Sprüchwort, „giebt es viel Küchenkraut", und Plinius erklärte es für das Land der Emsigkeit im Gartenwerk. Die Anzahl der Nutzbäume wurde bloß durch Pappeln und Kastanien vermehrt, die übrigen enthielt bereits der deutsche Wald.

An Hausgeräth und Kleidung mochte man den Römern wenig verdanken, wie: Schemel, Spiegel, Rahmen, Schrein, Almrei aus Armarium. Warum Tisch und Tafel im Wort angenommen wurde, ist nicht erfindlich, es sei denn, daß die breite Glätte oder die halbrunde Diskusform den Deutschen ihr derartiges Möbel erst vervollkommnet hätte. Die Tunik für Tunika findet sich anfangs, verlor sich aber, und blieb bloß als Tünche an der Wand hängen, aus der Kleidung von der alten Jacke wieder verdrängt. Die Entstehung des Wortes Armbrust aus arcubalista gehört wohl einer späteren Zeit an, und das wichtige Wort Pfeil ist wahrscheinlich ebenso wie Pfahl und Pilhacke schon einheimisch gewesen und nicht erst aus pilum entstanden.

Daß der Handel auf Bereicherung der Sprache einwirkte, ließ sich erwarten, er verrichtet auch heute noch dieses Amt. Als Waare brachten ihren Namen mit sich: Papier, Kampfer, Balsam, Pfeffer, Purpur, Karfunkel, Alabaster, Marmor. Von den Metallen kam bloß Kupfer hinzu, die andern kannte man schon, aber der allgemeine Name Metalle scheint noch gefehlt zu haben. Zum Zahlen, Messen und Wiegen kamen in Gebrauch: Preis, Münze, Multe, Seidel, Elle, Pfund, Zentner, Meile. Der Handel trat aber auch sonst noch gebieterisch ein. Er verlangte, daß drei der wichtigsten Ausfuhrartikel der Germanen ihren heimischen Namen wechselten und den griechisch-römischen annahmen, nämlich Butter, Käse, Flaum (pluma). Der gleißende Bernstein, Glaseum, und das Meergrut, Margarita (Perle), behaupteten dagegen nicht bloß ihren Platz, sondern drangen auch als kostbare Artikel aus der Ferne in die fremden Sprachen ein. Wie lebhaft aber der Handel hin und her ging, zeigt sich endlich darin, daß die Germanen zu ihrem Reichthum an verschiedenen Bezeichnungen für das beliebte Pferdegeschlecht groß und klein noch drei Wörter gerade für solche Pferde hinzu nahmen, wie sie die römischen Händler am meisten verlangten, Säumer für das Lastpferd, saumarius, Zelter für das gesattelte Reitpferd, sellarius, und das Vorspannpferd, paraveredus. Wunderlich genug hat der letzte Name, eben in Pferd verwandelt, sich in den Vordergrund gedrängt, wo immer von diesen werthvollen Hausthieren die Rede ist.

Wir haben noch drei Wörterkreise zu betrachten, den staatlichen, den kirchlichen, und den Kreis allgemeiner Begriffe. Zum Staat gehören: Kaiser, Thron, Krone, Szepter, Titel, Ordnung, Sportel, Kapital, Kerker, Pein (poena). Von der Kirche wurden eingeführt: Tempel, Dom, Kreuz, Altar, Opfer, Kelch, Oblate, Priester, Pfarrer, Kanzel, Katheder, Messe, Mette, Litanei, Psalm, Almosen, Pilger, Marter, Palme. In beiden Beziehungen war die Bereicherung nothwendig; denn vom Staat hatten die Germanen erst dürftige Anfänge, zu der Religion besaßen sie noch keine Kirche. Natürlich war es auch, daß sie statt des schwierigen Runenritzens allgemein das leichtere Schreiben annahmen und für die ungewohnte Denkarbeit bei den Büchern das Fremdwort Studiren brauchten. Unklar ist dagegen, weshalb sie neben vielen germanischen Wörtern noch aus der Fremde gleichbedeutende einbürgerten, wie Natur, Kopf, Körper, Sinn, Muskel,

Flocke, Nebel, Makel. Wahrscheinlich geschah es, weil Lehrer wie Bücher stets die lateinischen Wörter bevorzugten.

Die gothische Sprache hatte sich mit noch größerer Leichtigkeit fremden, insbesondere griechischen Zuflüssen geöffnet. Wir finden in Wulfila ein aistan achten von aestimare, thragjan laufen von τρεχειν, hlifan stehlen von κλεπτειν, ferner aipistula Brief, aiklesjo Kirche, laiktscho Lesung von lectio, kautscho Kaution, aurali Schweißtuch von orale, lukarn Lampe von lucerna, und die Geldzeichen Drakme, unkza, sikls. Jedoch mag nicht Weniges seinen Ursprung bloß in der Uebersetzung des Wulfila haben.

Dreizehntes Kapitel.

Politische und wirthschaftliche Fortschritte.

1. Aufsteigen des Königthums.

Den Wald vor Bäumen nicht sehen, — kein anderes Volk hat ein solches Sprüchwort. Auf öffentliche Zustände angewendet liegt eine Fülle von Stärke und Wehrhaftigkeit der Einzelnen darin, aber auch vom politischen Elend. Denn es bedeutet kleine lockere schwächliche Staatsgebilde, in welchen Eigensinn und Interesse von Familien und Nachbarn das große Wort führen. Der Mangel an Staatssinn aber, oder das Uebermaß von politischem Unverstand, hatte sich einmal in der Natur der Germanen festgesetzt in jenen unmeßbar langen Zeiten, wo sie noch in ihren Wäldern steckten und auf der Bärenhaut sich gütlich thaten, während Inder, Griechen, Italer und Kelten sich schon fleißig auf der Weltbühne tummelten.

Allein die furchtbare Noth drängte. In den Kämpfen mit den Römern und auf der Wanderung mußten auch Germanen als geeinigtes Heer auftreten, sich um ein Haupt zusammen schließen, ihm wenigstens einigermaßen gehorchen. Die Gewalt der Herzoge und Könige wurde während des langen Kriegszustandes nicht allein dauernd, sondern auch durch die militärische Zucht wesentlich stärker. Tacitus wußte schon in den Kämpfen zwischen Hermann und Marbod davon zu erzählen. „Zur Schlacht gerüstet stehen die Heere einander gegenüber.

Gleich ist die Hoffnung beider Führer auf Erfolg. Nicht suchen sie, wie es einst der Gebrauch der Germanen war, die Entscheidung in ungeregeltem Ansturm, im Kampf vereinzelter Haufen, sondern der lange Kriegsdienst gegen die Unsrigen hat sie gewöhnt, den Feldzeichen zu folgen, sich durch einen Rückhalt zu sichern, auf des Feldherrn Befehl zu hören."

Nachklang von der Entstehung eines Königthums, wie es ehedem bei Germanen unerhört war, hat sich in mehreren Stammessagen erhalten, welche kundgeben, auf der großen Wanderung habe man, wie Gregor von Tours sich ausdrückt, „nach Gauen und Völkerschaften Könige mit Locken über sich gesetzt aus dem ersten oder eigentlich adeligsten Geschlecht." Bei Paulus Diakonus heißt es von den Longobarden, als sie auf der großen Wanderung gegen Süden begriffen waren: „Nicht länger wollten jetzt die Longobarden unter Herzogen stehen, sondern erwählten sich gleich andern Völkern einen König, der von dem Geschlechte der Gaugingen abstammte, das bei ihnen für edler, als andere, gehalten wird."

In der ersten Zeit behaupteten sich noch die kleinen Gaukönige. Allmählig aber, je mehr einheitliche Leitung unabweislich wurde, verschwanden die schwächeren Mitfürsten vor dem einen mächtigen Volkshaupte. Von der großen Schlacht, welche die Allemannen dem Kaiser Julian bei Straßburg lieferten, berichtet Ammian: „Die kriegerischen wilden Schaaren führte Chnodomar und dessen Neffe Agenarich, Serapion genannt, die es an Macht den andern Königen zuvor thaten. Diesen folgten, der Macht nach am nächsten stehend, fünf Könige, zehn Gaufürsten, eine lange Reihe von Edlen, und 35,000 Krieger, die aus verschiedenen Völkerschaften, theils um Sold geworben, theils durch Verpflichtung zur Bundeshülfe gezwungen, herbeigeströmt waren." Als die Allemannen mit Chlodwig zu thun bekamen, hatten sie nur noch einen König. So sehen wir auch Burgunder, Westgothen, Ostgothen, Vandalen, Gepiden, Longobarden, als sie ihre Reiche gründen, unter einem königlichen Haupte geeinigt, dessen Macht und Ansehen nicht wenig gestärkt wurde, als auf den Germanenkönig die römischen Staatsgüter so wie die cäsarische Herrschaft über die Romanen und deren Kirche übergingen.

Das Königthum wollte sich nun auch in Dingen äußerlichen Glanzes zeigen. Der Mantel wurde prunkvoll mit Goldsäumen und Edelgestein, der Stab wurde zum Szepter, und der Kranz von Laub

und Blumen, welchen die Häupter des Volkes bei festlichen Gelegenheiten trugen, verwandelte sich in eine goldene Krone. Noch auf den Siegelbildern der deutschen Kaiser erkennen wir in dem fliegenden Umhang der Krone ihren Ursprung aus dem Kranze. Hin und wieder schmückten sich Germanenkönige in romanischen Landen auch mit dem römischem Diadem, wie uns eine Darstellung in der Bibel von San Paolo in Rom zeigt. Der Hochsitz wurde zum Throne, zum Gabestuhl oder Gifstol, wie er im Angelsächsischen hieß, weil des Königs Gaben und Lehen von seiner Höhe ertheilt wurden. Im Beowulfsliede haben den Hochsitz noch drei Personen, König und Königin und ihr Neffe. Später nahm der König allein den Platz auf dem Throne ein, welchen der Erbe feierlich bestieg, wenn er die Erbschaft und Reichsregierung antrat.

Wie die Könige in den neuen Reichen germanische und romanische Lebensweise zu verbinden wußten, erfahren wir z. B. aus der Schilderung, welche Sidonius Apollinaris vom Hofe des westgothischen zweiten Theodorich machte. Schon früh am Morgen nach der Messe setzte sich der König auf seinen Thronsessel, hörte fremde Gesandte an und erledigte andere Regierungsgeschäfte. Neben dem Stuhle stand der Waffenträger, und im Vorgemach, das durch Vorhänge abgeschieden war, harrten die Leibwachen, die noch den gothischen Rock trugen, den man aus zahlreichen bunten Pelzstückchen zusammen setzte. Um acht Uhr machte der König gern eine kleine Wanderung durch seine Schatzkammer oder seinen Marstall. Ging er auf die Jagd, so trug den Bogen ein Diener; die Sehne aber nicht selbst zu spannen, wäre unmännlich gewesen. In prachtvollen Sälen wurde getafelt, Polster und Decken waren von Purpur oder Byssus. Nicht Lasten unreinlich gehaltener Silbergeschirre, nicht übervolle Schüsseln, wie es bei Germanen Brauch, wurden herbeigeschleppt. Auch wurden nur wenige Becher und Humpen gereicht. Hier herrschte „griechische Feinheit, gallische Fülle, italienische Raschheit, Pracht wie sie der Krone, Aufmerksamkeit wie sie einer Haustafel, Ordnung wie sie dem Könige gebührte.“ Nur an Festtagen, wo die Prachtstücke des Schatzes auf der Tafel und an den Wänden schimmerten, wurde des Volkes wegen unerhörter Prunk entfaltet. Auf die Tafel folgte ein kurzes Schläfchen oder das Würfelspiel. Gegen drei Uhr begann das Gedränge der Gesuchsteller, Beschwerdeführer und Prozeßparteien und

nahm erst wieder ab, wenn es Zeit war zur Abendtafel. Dann gingen die Einzelnen zu ihren Gönnern, die Hofämter hatten, und blieben bei ihnen oft bis Mitternacht. Manchmal wurden bei des Königs Nachtmal die Späße der Mimen zugelassen, jedoch durften sie keinen Gast angreifen. Römische Flöten- und Harfenspielerinnen durften nicht auftreten: der König liebte keine Musik, es sei denn solche, deren Text zugleich die Seele begeisterte, das war die herrliche Heldensage. Erhob sich der König, so wurden die Thore von Bewaffneten besetzt und begann die Palastwache ihre Nachtrunde.

2. Ansätze zu Kleinadel.

In Deutschland konnte sich kein Königthum zu solcher Höhe und Stärke erheben. Sachsen und Friesen wiesen es von vornherein zurück, und bei den Franken hatten die Gaukönige so wenig Anhang, daß es Chlodwig, als er in Gallien eine starke Stellung erobert hatte, gar leicht wurde, einen nach dem andern um Thron und Leben zu bringen. Jedoch bereiteten sich auch auf deutschem Gebiete allmählig Zustände vor, die eine Unterlage für das Emporwachsen des Königthums darboten. Wo lange Zeit mit Römern und feindlichen Germanen gekämpft wurde, hatten die Häupter der Stämme einen doppelten Vortheil, der freilich bei den Königen in romanischen Landen noch viel stärker in's Gewicht fiel. Der großen Geschlechter im Lande wurden weniger: einige zogen fort, andere gingen zu Grunde, wieder andere verarmten und ließen sich zurückdrängen. Bei den Baiern gab es sechs fürstliche Geschlechter, die Agilolfinger, Huosi, Throzza, Fagana, Hahilinger und Anniona: sie sind noch sämmtlich im baierischen Volksrecht aufgeführt, jedoch nur aus dem Agilolfingern ging der Herzog hervor. Seine Blutsverwandten sämmtlich wurden des vierfachen Wehrgelds eines freien Mannes gewürdigt, die Angehörigen der fünf anderen Geschlechter hatten damals nur noch die Ehre des doppelten Wehrgelds bewahrt.

Die Verknüpfung aber mit einem Gefolgshaupte so wie die Hörigkeit dessen, der sich auf eines Andern Grund und Boden niederließ, waren zwei germanische Einrichtungen, welche denen offen standen, die entweder Schutz und Schirm, oder Vermögen, Ansehen und Beschäftigung dadurch suchten, daß sie einem Mächtigern sich zu Dienst

und Treue verbanden. In der Völkerwanderungszeit vergrößerte sich sowohl die Menge der Hörigen, als der Gefolgsleute.

Dies kam insbesondere dem Kleinadel zu Gute. Kraftvollen und freiheitsliebenden Völkern ist es natürlich, daß die herrschende große Masse aus freien einander gleichen Männern besteht, von denen die Meisten ein paar Knechte oder Hörige haben. Ueber die allgemeine Gleichheit erheben sich nur ganz vereinzelt wenige Geschlechter, welchen von uraltersher ausgebreiteter Grundbesitz und fürstliches Ansehen zu Theil geworden. Bei großen Schicksalen aber, wie in langandauernden Kriegsnöthen, und bei Auswanderungen eines bedeutenden Volkstheils, erfolgt gewöhnlich eine zersetzende Bewegung. Nicht bloß verschwindet hier und da eines der großen Geschlechter, sondern auch der Bestand der gemeinen Freien wird gelockert und gemindert, da Schwert und Hunger und Unfrieden einige Familien fortraffen und andere an den Bettelstab bringen.

Solche Zustände mußten in den Jahrhunderten der Völkerwanderungszeit auch in Deutschland unvermeidlich bald im einen bald im andern Lande eintreten. Während zahlreiche Güter verwüstet oder so gut wie herrenlos da lagen, fanden gescheidte und aufstrebende Leute schöne Gelegenheit, Grundbesitz zusammen zu schlagen. Auch nach dem Gange des Erbrechts wurde häufig das Vermögen, das unter mehrere Sippen vertheilt war, auf den letzten Sprößling vereinigt. Hörige Leute aber, um den Grundbesitz zu bebauen, ließen sich leicht aus den Kriegsgefangenen, die haufenweise zum Verkaufe kamen, und aus der Menge Vertriebener und Brodloser gewinnen.

Dieser neu aufkommende Kleinadel, der nicht in der Gewohnheit der altgefesteten gemeinen Freiheit groß gezogen, dagegen umsomehr von unruhigem Ehrgeiz belebt war, schloß sich gern dem aufsteigenden Königthum an, um mehr Macht und Ansehen durch dasselbe zu gewinnen. Den Königen aber war gedient mit unternehmenden Gefolgsführern, wie die Kriegszeit sie aller Orten entstehen ließ. Es erhielt während der Völkerwanderung das Gefolgswesen eine viel größere Bedeutung, als ihm die alte ruhige Zeit jemals zugestanden hätte. Nicht etwa, daß das Volksheer sich in lauter Genossenschaften von Gefolgsleuten aufgelöst hätte, aber die Gefolge wurden im Heere viel zahlreicher, stärker, einflußreicher. Denn in kriegerischen Zuständen, die nicht mit ein- oder zweimaligem Aufgebot des Volks-

heeres begannen und endigten, sondern Jahr für Jahr fortdauerten, machte es sich ganz von selbst, daß gerade die Flinken und Wagelustigen sich um Männer schaarten, welche durch Kriegskunde, Ruhm und Erfolg hervorleuchteten. Derselbe Trieb aber, welcher diese Gefolge entstehen ließ, führte auch dazu, daß ihre Mitglieder dem vornehmsten, mächtigsten und reichsten Befehlshaber, dem König, sich anfügten, seine Vorschläge durch Zuruf und Waffenklang unterstützten, auf seinen Wink im Sattel saßen und nächtlich, wenn sie unter dem Schilde schliefen, seine Ruhe bewachten.

Das in Waffen wie in Geschäften wohlgeübte Gefolge wurde nun die Handhabe der königlichen Macht: durch Hofbeamte und Offiziere, welche der König aus seinen Gefolgsleuten auswählte, führte er die Reichsverwaltung und das Volksheer. Deßhalb genossen die Männer in dieser Umgebung des Königs auch höheres Ansehen, etwas von seinem Ehrenglanze strahlte auch auf sie über, und allmählich durften sie höheres Wehrgeld fordern, als der Gemeinfreie. Bald entschied auch nicht mehr die Herkunft, sondern der Dienst: was Einer in der Gegenwart galt und leistete, das war die Hauptsache, nicht ob ehemals seine Wiege in höriger Hütte oder auf freiem Bauernhofe gestanden. Durch glänzende Thaten, durch das persönliche Vertrauen, welches er sich bei dem Herrn verdiente, konnte auch der Niedriggeborene sich emporschwingen und zu Ansehen und Reichthum gelangen.

3. Ursprung des Lehnswesens.

In solchen Vorgängen haben wir auch die ersten Ansätze zum Lehnswesen zu suchen. Volksgesetze und Kapitularien sagen uns nichts davon, wohl aber besitzen wir darüber zwei wichtige Urkunden. Es sind zwei Dichtungen: die eine im sechsten Jahrhundert aufgeschrieben, jedoch aus viel früherer Zeit stammend, die andere im neunten Jahrhundert geschaffen. Jene ist das Beowulfslied, bei den Angelsachsen entstanden, diese der Heliand bei den Sachsen, also gerade bei den beiden Stämmen, die am treuesten die Sitten und Einrichtungen der Germanen festhielten. In beiden Dichtungen erscheint uns das Gefolgswesen in edelster Gestalt, und gerade diese poetische Verklärung weiset auf altes Herkommen zurück, wie ja auch schon Tacitus das germanische Gefolge für Kriegs- und Raubfahrten schildert.

Die Gefolgsmannen erhalten von dem Gefolgshaupte keinen Sold, wohl aber Unterhalt, Waffen und köstliche Geschenke, so berichtet Tacitus. Jene beiden Dichtungen schildern uns das Gefolge nur auf Fahrten begriffen: hätten sie uns Fürst und Leute im Zustande längeren Friedens beschrieben, würden zweifellos Vorbilder des späteren Lehnswesens zum Vorschein gekommen sein. Denn was war natürlicher, als daß den Genossen, welche die wichtigsten Aufträge zu vollführen hatten, auch Güter zur Bewirthschaftung anvertraut, und daß die besonders hoch und herzlich Geschätzten, die kunstreiche Schwerter, Rosse und Goldringe erhielten, von ihrem güterreichen fürstlichen Freunde, wenn sie sich zur Ruhe setzen wollten, mit einem schönen Hofe, mit Acker, Wald und Wiesen ausgestattet wurden. Dabei verstand es sich ganz von selbst, daß das Band der Treue, das einmal zwischen Herr und Mann eingegangen war, sich ohne Noth und Schuld nicht so leicht wieder auflöste; daß also an festlichen Tagen die Familie des Beliehenen kam, Glück zu wünschen, und an Trauertagen ihre herzliche Theilnahme bezeugte; daß ferner Gattin und Tochter des Lehensmannes den herrschaftlichen Frauen auf Wunsch Gesellschaft leisteten, gleich wie Mann und Söhne mit Roß und Reisigen des Herrn kriegerischem Aufgebot Folge leisteten; daß endlich auch das geliehene Gut vom treuen Vater auf den treuen Sohn überging.

Wer zu viel Ländereien hat, giebt Stücke davon an Andere unter der Bedingung, daß sie zum Entgeld bestimmte oder unbestimmte Hülfe oder Dienste leisten: Dergleichen ergiebt sich in jedem Lande als etwas Einfaches und Natürliches. Soll das bereits Lehenswesen sein, so fand sich dasselbe schon bei den Aegyptern und Japanesen. Germanisches Lehnswesen aber war es sicher nicht; denn für dieses ist das Wesentlichste die Verbindung zu gegenseitiger Treue und Hülfe. Es ist ein Verhältniß von sittlicher Art und Bedeutung, wie es sich nur bei einem edlen Volke erzeugen kann, das längst über Naturzustände hinaus ist. Gleichwie unzweifelhaft der Hauptbestand germanischer Rechtssitte, — wie Sippe, Mundschaft und Wehrhaftmachung, Freiheit und Hörigkeit, Erbrecht ohne Testament, Heergewedde und Frauengerade, — schon aus uralter Zeit herstammt, so wird es auch nicht anders gewesen sein mit dem Brauche bei Aufnahme in die Gefolgschaft. Schon in der ältesten Zeit wird das Herkommen eine

symbolische Handlung und Geberde gefordert haben, welche die Hingabe des eigenen Willens zum Besten des Gefolgsherrn ausdrückte. Weniger kam es dabei auf die Art der Gegengabe des Herrn an. Weil aber das Dasein des Germanen seinen festen Halt in Grund und Boden suchte, so wurden auch größere oder kleinere Landgüter das dauernde Verbindungsglied zwischen Herr und Mann in Bezug auf Leistung und Gegenleistung.

So etwa gelangte das Lehnswesen in der Völkerwanderungszeit, wo es so oft bei gefährlichen Zügen auf treue Hülfe und Berathung der Gefährten ankam, zu bestimmteren und häufigeren Ansätzen, freilich noch weit entfernt von seiner späteren Ausbildung. Denn soziale Einrichtungen dieser Art brauchen sehr lange Zeiträume zu ihrer Entwicklung und rechtlichen Ausgestaltung, und auch dann dauert es noch einige Zeit, bis sie Staat und Gesellschaft und der Haus- und Rechtssitte ihre eigenthümliche Färbung geben.

Die Wurzeln aber des Lehenswesens lagen in der Tiefe germanischen Staats- und Rechtslebens, und deshalb waren sie auch sofort in sämmtlichen Reichen vorhanden, die aus der Germanenwanderung entstanden. Sie alle nahmen Theil an der Kultur, die sich aus der Verschmelzung der antiken und christlichen mit der germanischen bildete, und als ein Theil dieser neuen europäischen Kultur wuchs auch der Feudalstaaat empor. Wie wäre sonst zu erklären, daß wir auf Lehenseinrichtungen stoßen aller Orten, wo jemals germanische Völker geherrscht haben? Das gilt von der Zeit an, als sie nach der Völkerwanderung zur Ruhe kamen, bis dahin, wo ihr Ausschwärmen über den westlichen Ozean allgemeiner wurde, selbst bis in's vorige Jahrhundert, wo der englische Philosoph Locke für das virginische Neuland den allerschönsten Lehensstaat ausdachte. Haben nicht auch die Waräger, als sie im neunten Jahrhundert sich als Herren über Rußland verbreiteten, dort sofort ihre großen und kleinen Lehnsstaaten eingerichtet? Unmöglich kann deshalb die Lehre richtig sein, das Lehnswesen sei erst im fränkischen Reiche entstanden und habe sich von dort aus den andern Völkern mitgetheilt. Nirgends treffen wir auf deutliche Spuren solcher Entlehnung; wohl aber lehrt die Geschichte, daß es Jahrhunderte braucht, bis sich Einrichtungen solcher Art von einem zum andern Volke fortpflanzen, und auch dann wird ein jedes sie eigenthümlich und keineswegs so gleichartig ge-

stalten, wie Gefühl und Gesetz des Lehnswesens für ganz Europa gegolten hat.

4. Hoffitte.

Ueber Brauch und Verkehr, wie sie an den Fürstenhöfen in Deutschland herrschten, haben uns die Römer nichts Näheres überliefert, so häufig auch ihre Offiziere und Unterhändler dort erschienen. Wäre die Hoffitte römisch oder barbarisch gewesen, so hätte der römische Bildungsstolz das Eine wie das Andere wohl hervorgehoben. Es ist also anzunehmen, daß diese Sitte natürlich und verständig war. Näheres erfahren wir dagegen über die Lebensweise Attila's, welche ganz die eines Fürsten des Volkes war, in dessen Mitte er sich niedergelassen hatte. Die Gothensprache stand an seinem Hofe der hunnischen gleich, die Meisten verstanden die eine wie die andere. Attila's Name selbst ist gothisch und heißt „Väterchen", gleichwie sein Leichengerüst eine gothische Benennung trug.

Zwischen der Donau und der Theiß, sieben Tagreisen von der ersteren entfernt, hatte Attila östlich von Pesth sich unter den Gothen eine dauernde Hofhaltung gegründet. Es war drei Jahre vor der Völkerschlacht auf den katalaunischen Ebenen, als ihn dort eine Gesandtschaft des Kaisers von Byzanz aufsuchte, deren Führer, der Rhetor Priskus, uns seine Erlebnisse erzählt. Wo er von Hunnen oder Barbaren spricht, haben wir darunter Gothen zu verstehen mit hunnischer Zuthat. Der Hunnenkönig hatte eines germanischen Volkshauptes Sitten angenommen, bei den rohen Hunnen war ja von dergleichen wenig zu bemerken.

Die Gesandten setzten über die Flüsse mit Kähnen, die in einem einzigen ausgehöhlten Baumstamme bestanden, oder auf Flößen, welche die Bewohner in Fluß- und sumpfreichen Gegenden auf Wagen mit sich führten. Zu Lebensmitteln brachte man aus den umliegenden Ortschaften Hirse und statt des Weines Meth. „Als Attila in seine hölzerne Hauptstadt einzog, kamen ihm Mädchen, in Reihen einherschreitend, entgegen. Jede Reihe zählte sieben oder auch mehr Mädchen. Ueber sie hielten immer zwei Frauen, die zur Linken und Rechten einhergingen, dünne weiße Leinentücher ausgespannt. Viele solcher Reihen von Mädchen zogen, hunnische Lieder singend, dem Herrscher entgegen. Schon war man nahe an das Haus des Onegis

gekommen, an welchem vorüber der Weg zur Königsburg führte, als des Hausherrn Weib, begleitet von einer Menge Dienerinnen, welche Zukost und Wein trugen, dem König entgegen trat. Es galt aber bei den Hunnen das Anbieten von Speise und Trank für eine große Ehre. Das Weib begrüßte den Attila und bat ihn, von den Speisen zu genießen, welche sie, um ihre Ergebenheit zu beweisen, herbei gebracht hatte. Um der Gemahlin seines Günstlings eine Ehre zu erweisen, aß der Herrscher von der gastlichen Gabe. Doch blieb er dabei auf seinem Roße sitzen, und ließ sich von seinen Dienern die Speisen auf einem silbernen Tische darreichen. Nachdem er noch den Becher, der ihm angeboten wurde, an die Lippen gesetzt hatte, setzte er seinen Weg nach der Königsburg fort."

Der Gesandte erlangte von der Wache, welche den Eingang zu Attila's Gemahlin hütete, Zutritt. „Sie lag auf einem weichen Lager. Der ganze Fußboden war überdies mit einem Wollenteppich belegt, auf welchem wir stehen blieben. Eine Menge von Dienern umstand die Königin im Kreise. Ihr gegenüber saßen Mägde am Boden, beschäftigt mit bunten Stickereien, wie sie an den Gewändern der Barbaren als Schmuck befestigt werden. Ich begrüßte Kerka und überreichte ihr die Geschenke. Hierauf verließ ich das Gemach, um zu warten, bis Onegis aus dem Königspalaste, in welchen er sich schon begeben hatte, zurückkäme. Auf und ab gehend, näherte ich mich dem Palaste, in welchem Attila weilte. Hier stand ich inmitten einer großen Volksmenge. Keiner aber wehrte mir den Zutritt, da ich Attila's Trabanten und Gefolge bekannt war. Plötzlich sah ich, wie eine Menge Menschen zu dem Thore, zu welchem Attila heraustreten mußte, mit lautem Lärme liefen. Attila verließ seinen Palast mit ernstem Antlitz, während aller Augen sich auf ihn richteten. In Begleitung des Onegis blieb er vor seinem Hause stehen. Hierher eilten viele Leute, welche Rechtsstreitigkeiten hatten, um sein Urtheil zu vernehmen. Dann begab er sich in den Palast zurück und befahl die Gesandten der barbarischen Völker, die zu ihm gekommen waren, zur Audienz."

„Zur festgesetzten Zeit kamen wir in den Palast, mit uns zugleich die Gesandten des weströmischen Reichs. Als wir auf der Schwelle des Speisesaales standen und Attila erblickten, brachten uns die Mundschenken nach dem Brauche des Landes Becher entgegen,

damit wir, noch ehe wir uns niederließen, auf das Wohl des Wirthes tränken. Wir setzten die Lippen an den Becher und nahmen dann auf den Sesseln Platz, auf denen wir sitzend essen sollten. Alle Sessel standen an den Wänden des Zimmers, und zwar an den beiden gegenüber liegenden Langseiten vertheilt. In der Mitte saß Attila auf einem Thronlager, und hinter ihm stand noch ein anderes Lagerbett, das ebenfalls allein für ihn bestimmt war. Zu beiden Sitzen führten wenige Stufen aufwärts, beide waren mit weißen Linnentüchern und buntfarbigen Teppichen geschmückt, und glichen so den Ruhestätten, wie Römer und Griechen sie bei Hochzeiten zu rüsten pflegen. Gäste höheren Ranges hatten ihren Platz zur Rechten Attila's, die Andern den für geringer gehaltenen Platz zur Linken. Unter den Letzteren saßen wir und ein bei den Hunnen hochangesehener Mann Namens Berich. Aber Berich hatte den höheren Platz. Onegis saß auf einem Sessel zur Rechten des königlichen Thronfolgers. Ihm gegenüber saßen zwei von Attila's Söhnen. Der älteste Sohn hatte ein ähnliches Lager wie sein Vater, aber nicht in dessen Nähe, sondern viel weiter unten an der Tafel, und schlug aus Scheu vor dem anwesenden Vater immer die Augen zu Boden.

Sobald alle der Reihe nach Platz genommen hatten, trat der Mundschenk Attila's hervor und überreichte seinem Herrn einen Becher Wein. Attila ergriff ihn und begrüßte damit den ihm im Range am nächsten Stehenden. Dieser, geehrt durch die Begrüßung, erhob sich und durfte sich nicht eher niedersetzen, als bis der König vom Weine genippt oder auch den Becher ausgetrunken und ihn dem Mundschenken zurückgegeben hatte. Nachdem Attila wieder Platz genommen hatte, erwiderten die Theilnehmer des Gastmales seinen Gruß, indem sie den Becher erhoben, sich gegen ihn verneigten und dann wieder tranken. Es hatte aber ein Jeder seinen Mundschenk für sich, der, wenn Attila's Mundschenk sich entfernte, herbeikommen mußte, sobald an ihn die Reihe kam. Nachdem der zweite und die übrigen Gäste in gleicher Weise geehrt worden, begrüßte Attila auch uns ebenso nach der Ordnung, in der unsere Sessel standen. Als aber Jedem die Ehre der Begrüßung zu Theil geworden war, traten die Mundschenken ab.

Neben dem Tische Attila's waren noch einige Tische aufgestellt, an denen drei, vier oder noch mehr Gäste Platz finden konnten. Diese

waren im Stande, von jedem Gang, was ihnen beliebte, zu nehmen, ohne daß sie ihren Sitz zu verlassen brauchten.

Darauf trat zuerst ein Diener Attila's vor, der eine Schüssel mit Fleisch trug. Nach ihm kamen solche, welche Brod brachten und Zukost hinzusetzten. Für uns und die übrigen Barbaren war ein prächtiges Mal bereitet und wurden die Speisen in silbernen Schüsseln aufgetragen. Attila dagegen speiste von hölzernen Tellern und aß nur Fleisch. Ebenso mäßig zeigte er sich in allen übrigen Dingen. Die Gäste wurden mit silbernen und goldenen Bechern bedient, während Attila's Becher von Holz war.

Einfach war auch seine Kleidung, ohne allen Schmuck als den der Sauberkeit. Weder sein Schwert, noch die Bänder seiner barbarischen Schuhe, noch die Zügel seines Rosses waren wie bei den übrigen Hunnen, mit Gold, Edelsteinen oder anderm Zierrath geschmückt.

Sobald der erste Gang vorüber war, erhoben wir uns, und nicht eher durften wir uns wieder setzen, als bis Jeder in der früheren Ordnung eine volle Schale Wein auf Attila's Wohl geleert hatte. Erst als wir ihm solche Ehre erwiesen hatten, nahmen wir wieder Platz. Dann kamen neue Schüsseln auf den Tisch, welche andere Speisen enthielten. Sobald wir hiervon genug gegessen hatten, erhoben wir uns wieder, um erst dann wieder Platz zu nehmen, als wir einen Becher in der herkömmlichen Weise getrunken hatten.

Unterdessen brach der Abend an und wurden Fackeln angezündet. Jetzt traten zwei Hunnen vor Attila auf und trugen Gesänge vor, in denen sie die Siege des Herrschers und seine kriegerischen Tugenden besangen. Auf die Sänger richteten die Genossen des Mals ihre Blicke. Die Einen ergötzten sich am Wohlklang der Verse, über die Andern kam die Erinnerung an alte Kriege, ja Mancher, dessen Körper durch das Alter kraftlos geworden und dessen Thatenlust zur Ruhe gezwungen war, brach in Thränen aus. Nach dem Gesange erregte ein Hunne, der unsinnig war, dadurch, daß er allerhand thörichte und unvernünftige Possen trieb und Späße zum Besten gab, Aller Lachen. Zuletzt trat Zerkon, ein Maure, herein, der, Frauen Haltung und Aussprache bunt durcheinander mengend, bald den Römer, bald Hunnen und Gothen nachäffte, und dadurch alle zu lautem Gelächter erheiterte. Attila blieb allein unbeweglich. Kein Zug seines Gesichtes zeigte eine Veränderung. Nur hier und da gab er

durch eine Bewegung oder ein Wort seine gute Laune zu erkennen. Doch als der jüngste seiner Söhne, Ernak mit Namen, in den Saal trat und zu ihm kam, streichelte er ihm die Wange und betrachtete ihn liebevoll und leuchtenden Auges."

5. Städte und Dörfer.

Viel mächtiger, als die erwähnten politischen und gesellschaftlichen Aenderungen, war die tiefgreifende Neuerung, welche darin bestand, daß ein Drittel des jetzigen deutschen Reichsgebiets Städte und Dörfer erhielt. Das geschah durch die Römer. So fürchterliches Blutvergießen, so niederdrückendes Elend die römische Eroberung über die Deutschen verhängte, aufgewogen wurde Alles durch jene Wohlthat, welche Abwechslung und geselliges Leben in die einförmige stille Hof- und Waldwirtschaft einführte. Sollten die Deutschen ein Kulturvolk werden, so war eben kein anderes Mittel denkbar, als das jahrhundert lange Schalten und Walten der Römer auf deutschem Boden.

Diese waren ein Städtevolk: sie besetzten jedes Gebiet, das sie zu ihrem Reiche hinzuschlugen, mit Städten und villenartigen Ansiedelungen. Erst das militärische Bedürfniß fester Plätze, dann die eigene Lebensgewöhnung drückte ihnen Mauerkelle und Spaten in die Hand: sie konnten sich kein anderes Dasein denken, als ein städtisches, oder ein solches ländliches, das auf die Stadt sich stützte. Zahlreich sind die Orte, die sich als Römerstädte ausgewiesen haben, wie Utrecht, Maestrich, Arnheim, Nymwegen, Xanten, Neuß, Köln, Bonn, Düren, Aachen, Trier, Metz, Toul, Diedenhofen, Andernach, Koblenz, Bingen, Mainz, Frankfurt, Wiesbaden, Lohr, Speier, Straßburg, Zabern, Saarburg, Selz, Baden, Ladenburg, Rottenburg, Rottweil, Bysanz (Besançon), Basel, Augst, Windisch, Günzburg, Partenkirchen, Pfünz, Wilten bei Innsbruck, Konstanz, Bregenz, Brixen, Trient, Kempten, Augsburg, Regensburg, Salzburg, Passau, Linz, Wels, Lorch, Wien, Gran, Budweis. Zu diesen allbekannten Namen lassen sich noch viele hinzufügen. Von andern Römerstädten ist die Lage noch nicht zweifellos festgestellt, wie von Quintanis (Osterhofen an der Donau?), Favianae (vielleicht Oeling oberhalb Pechlarn am selben Fluß), Joviacum bei

Schlögen in der Nähe von Haibach zwischen Passau und Linz. Allein im Württembergschen lassen sich noch an 488 Orten römische Ansiedlungen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen.

Neben den eingewanderten Romanen aus Gallien und Italien mochten sich in diesen Städten von Germanen, außer den Söldnern und Veteranen, wohl nur erst Arbeiter, Händler und Handwerker niederlassen. Später kamen Wohlhabendere hinzu, die sich mit den Römern und ihrer Bildung befreundet hatten, und in deren Wohnsitzen feinere Genüsse suchten, als im Schatten der Urwälder gedeihen konnten. Diese, die von ihren Landsleuten Abtrünnige und Verräther an Vaterland und Freiheit gescholten wurden, fanden Sicherheit und Ruhe und bequemes Leben hinter den Stadtmauern.

Zwischen den Städten zogen nun durch's weite Land gute Landstraßen, in deren Nähe römische Villen lagen. Wie sicher sich Römer in Deutschland fühlten, zeigen noch zahlreiche Spuren der Pracht und Ueppigkeit, mit denen sie hier ihre Landsitze ausstatteten. Die große Zahl von Haus- und Feldsklaven, die ein römischer Herr bedurfte, bildete mit ihren Hütten schon für sich allein ein kleines Dorf. Ihre Herren ließen sie fleißig in den Wald hinein roden und Aecker anlegen. Denn die Aussaat lohnte sich reichlich auf dem Waldboden, dessen Fruchtbarkeit, herrührend von uraltem Laubdung, nicht zu erschöpfen war, und Getreide und Gemüse, Hühner und Eier, Hämmel, Schweine und Rinder brauchten die sich mehrenden Städte. Jungvieh und Mastvieh aber ließ sich leicht nach Gallien und Italien hinein treiben und dort mit großem Gewinn absetzen. Bei der Handelsregsamkeit, welche die römische Kaiserzeit erfüllte, und bei der allgemeinen Jagd nach Geld und Gut, welche sich damit verband, stellten sich ohne Zweifel Pächter und Unternehmer, Vieh- und Getreidehändler ein, die Geschäfte im Großen machten. Sklaven für Feldarbeit und Frachtreisen ließen sich ja aus der großen Menge von Kriegsgefangenen, die jede heimmarschirende Legion begleiteten, leicht ankaufen. Flüchtige Leibeigene und Hörige kamen herbei und siedelten sich gegen Löhnung als Dienstleute an und halfen, die Dörfer zu vergrößern. Das romanische Dorf ist ja nur ein Abbild der Stadt im Kleinen und Rohen, und auch in andern Ländern zeigen sich, wo Städte entstehen, in ihrem Umkreise alsbald die Ansätze zu Dörfern. Wie rasch das vor sich geht, wenn ein Landgebiet neu in

Kultur genommen wird, läßt sich noch täglich in Amerika, im Kapland und in Neuholland beobachten.

So verbreitete sich städtisches Leben über die Gebiete der Franken, Hessen und Thüringer, der Allemannen, Schwaben und Baiern, und so viele Städte, Dörfer und Villen auch in den letzten stürmischen Zeiten der Völkerwanderung zerstört und verwüstet wurden, ganz ausrotten ließ sich ihre Kultur nicht mehr: der Nachwuchs kam reichlich in der fränkischen Zeit.

Wo aber eine römische Ansiedlung, groß oder klein, entstand, da besserten sich alsbald in der Umgegend Acker- und Gartenbau, Handel und Gewerbe. Manche altgewohnte Hausindustrie wurde unterdrückt, als der Handel bessere und billigere Waaren in's Land führte: dafür aber hob sich um so mächtiger der Ackerbau, weil seinen Erzeugnissen durch den Handelsverkehr, der jetzt rascher und leichter von Statten ging, ein größeres Absatzgebiet und besserer Markt eröffnet wurde. Das wirkte wieder zurück auf Steigerung des Arbeits- und Bodenwerthes. Es war ein ähnlicher Hergang, wie wir ihn heutzutage in vielen Gegenden Rußlands oder Asiens oder Afrikas beobachten können. Wo eine neue Eisenbahn herzieht, Dampfschiffe einen Fluß beleben, da ändern und bessern sich alsbald Ackerbau und Gewerbe, und stellt sich ein geordneter Waarenverkehr ein, Aus- und Einfuhr steigen in früher undenkbaren Graden. Die große Menge der Wörter, die aus dem Lateinischen in unsere Sprache übergingen, trifft — außer Staat und Kirche — vorzugsweise das gewerbliche Leben: die Haus- und Rechts- und Familiensitte wiesen dagegen das Fremde ab. Selbst an den Waffen, die doch zweifellos verbessert wurden, wollten sich keine lateinische Namen anhängen, ein Beweis, daß bei den Germanen ganz ähnliche Waffen bereits im Gebrauche waren, ehe die Römer mit ihrer Kriegsausrüstung am Rheine erschienen. Wohl mögen von Wörtern fremden Ursprungs, deren Zahl sich neben den oben angeführten noch vermehren läßt, manche erst in der fränkischen Zeit in Deutschland aufgenommen sein: bei der großen Mehrzahl geschah es bereits während der Völkerwanderung. Wären sie erst von Gallien her zur Merwinger- oder Karlinger-Zeit zu uns gewandert, so würden sie vielmehr nach gallischer Art entstellt und abgeschliffen sein.

Vierzehntes Kapitel.

Bauwerke.

1. Tempelbauten.

Die edle Kunst beginnt mit dem Ahnen des Göttlichen im Menschen. Wie die Gottesidee wächst und sich ausbreitet, wächst und veredelt sich auch die Kunst. Der Gedanke, welcher der erhabenste ist, weil er das ganze wundervolle Weltall umfaßt, giebt auch den Menschen einen Antrieb, daß er unter den zahllosen Gestalten und Schöpfungen, die ihn umringen, ebenfalls etwas schaffe, sei es durch Bild oder Wort oder Ton.

Der erste Tempel war eine Steinlage, ein Zaun oder eine Wand rings um ein Heiligthum, mochte dieses ein Altar von zusammengesetzten Steinen oder ein kleiner Hügel oder ein rohes Holz- oder Steinbild sein. Aus der Umgürtung des heiligen Raumes keimte der Gedanke, ihn auch zu überdachen mit Holzstämmen oder Steinplatten. So bestand der ägyptische Tempel anfangs aus einer dunkeln Zelle mit einer Thür, diese Zelle umgaben dann Höfe mit Thorbauten, vor das Thor setzte man Obelisken und Gestalten von Löwen und Sphinxen und andern Thieren. Die Assyrier und Perser thürmten ihre Tempel breit und mächtig in die Höhe und erhuben oben noch offene Säulenhallen. Die Griechen, im angeborenen Gefühl des richtigen Maßes, begnügten sich, den Tempel auf einem Unterbau von ein paar Stufen zu erhöhen, Zelle und Höfe, Säulengang und Thorhalle zu einem organischen Ganzen aneinander zu fügen und zwar in so schönen Verhältnissen, daß auch bei riesigem Umfang das Gebäude doch auf den ersten Blick sich faßlich und gefällig darstellte. Die Bestimmung aber jedes einzelnen Baustücks wurde künstlerisch ausgeformt, so daß in der Säule, der Wand, dem Gesims, dem Giebel, kurz in jedem, auch dem geringsten Glied und Theil des Gebäudes gleichsam das Ideal seines Wesens ausgeprägt, dabei aber Alles, das Kleine wie das Große, in ein harmonisches Gefüge gebracht wurde.

Man kann auf dieser Erde kein schöneres Gebäude sehen, als das Parthenon auf der athenischen Hochburg. Bei seinem Anblick

erhebt sich die Seele, und zugleich lächelt es uns heiter an: es lebt in ihm eine fließende Schönheit, die sich, sobald man ein Baustück betrachten will, in diesem einen Stücke sammelt, und, richtet man wieder den Blick auf's Ganze, sofort wieder über Alles ausgegossen ist. Auch die andern griechischen Tempel, soviel in Sizilien und Unteritalien noch aufrecht stehen, erwecken im Beschauer, ohne daß er daran denkt, dieses Glück innern Frohsinns, diese erhebende Empfindung, welcher Adel dem menschlichen Geiste innewohnt. Wie herrlich mögen, den Resten nach zu schließen, einst die andern Bauten der Griechen, die Theater, Stadtchore, Säulenhallen, wie wehmüthig schön die Grabmäler sich dargestellt haben! Welch ein köstlicher Zauber wohnt doch in einem so kleinen Gebäude, wie die Maison carrée in Nismes! Doch nicht darin, daß sie solche Bauwerke aufführten, beruht hauptsächlich das bauliche Kulturverdienst der Griechen, sondern daß sie die ewigen Gesetze schöner Architektur erkannten und durch Ausführung lehrten.

Die Römer wollten prächtig und praktisch bauen. Mit ihren Tempeln und Basiliken, Theatern und Amphitheatern, Triumphbogen und Thorhallen, Denksäulen und Grabmälern, Palästen und Villen, Weg- und Wasserleitungen wollten sie weite Räume umspannen, und zugleich sollten diese Bauten vor Augen stehn groß und würdig und herrlich, und dabei unzerstörbar fest, kurz im römischen Charakter. Dadurch machte die Baukunst große Fortschritte, jedoch nicht etwa, daß die Römer von innen heraus einen Macht- und Prachtstil entwickelt hätten, sondern sie verstanden es, geschickt und geschmackvoll zusammen zu setzen und festlich zu schmücken. Sie vermählten den etruskischen Gewölbbau und Rundbogen mit dem griechischen Säulenbau, blieben auch bei dem größten Tonnengewölbe nicht stehen, sondern setzten das Kreuzgewölbe zusammen und erhoben es bis zur mächtigen Kuppel. Das Kranzgesims und korinthische Kapitäl mußte noch prangender werden; die breiten Wandflächen gliederten sich durch Bogen- und Säulenstellungen, Statuennischen, Blenden und allerlei Schmuck; Mannigfaltigkeit in Form und Vertheilung der inneren Räume diente ebenso dem Behagen als dem Zweck des Gebäudes. Erschien die Architektur bei den Griechen als ein strahlender Jüngling, der Göttern und Menschen zum Wohlgefallen ein Haus erhob und ausschmückte, so war diese Kunst bei den Römern zu einem hochge-

wachsenen vielkundigen Manne geworden, der ausdenkt und aufbauet, was für das Staatswesen nützlich und ehrenvoll.

Nicht das Geringste hatten die Germanen diesen Tempelbauten an die Seite zu setzen, sie konnten und mochten nicht dergleichen unternehmen. Es ist auffallend, daß sie, in vielen andern Dingen gelehrige Schüler der Römer, in der ganzen Völkerwanderungszeit kein mächtiges Bauwerk anfingen. Der Grund war ein alter und ein neuer. Den Anhängern der alten Religion erschien der weite Himmelsraum allein als würdige Wohnung der Gottheit, und den Andern, die auf Wissenschaft und Christenthum zu lauschen anfingen, entschwand die gläubige Verehrung für die waltenden Götter, wie sie nöthig war, um zu einem großen Tempelbau anzuregen. Sicher aber machte es auf die Schwertwanderer einen tiefen Eindruck, als sie die erhabenen kunstgeschmückten Gebäude erblickten, die Griechen und Römer ihren Göttern zu Ehren aufführten. Nur brauchte der germanische Geist lange Zeit, ehe er seines Widerwillens gegen Tempel Herr wurde, und dunkle Ahnungen und Vorstellungen in ihm aufstiegen, wie man der Gottheit gewaltige Hallen emporthürme. Erst das Christenthum mußte dazu die innere Freiheit und Stärke verleihen.

2. Wohngebäude.

Anders stand es mit dem Bauwerk für der Menschen Wohnung auf der nährenden Erde. Was für den Tempel das Heiligthum, war für das Wohnhaus der nährende und wärmende Heerd. Der Raum um den Heerd wurde anfänglich umhängt oder umstellt von Matten, Teppichen, Zaun- und Flecht-, sodann von Pfahl- und Bretterwerk. Als diese Umfriedung sich zur festen Wand, das Gewand zur Wand gestaltete, blieb die Erinnerung des Flechtwerks oder Teppichs an den Wänden hängen: dieses Muster diente zum natürlichen Schmuck, und, um dasselbe anfangs in roher, später in feinerer Weise nachzuahmen, wurde die Wand erst mit Lehm, dann mit Kalk, endlich mit Stuck überzogen.

Das antike Wohnhaus kam über einfache Gestalt nicht hinaus. Es bestand aus einem Erdgeschoß mit kleinen ummauerten Räumen, die einen offenen Hof umgaben, auf welchen sich die Thüren und die Vorhänge von Matten und Teppichen öffneten. Vorn lagen die

Säle und Gemächer für die Männer und ihren Verkehr, die von der Straße abgewendeten hintern Räume umschlossen die stille Häuslichkeit der Frauen. Die Römer gaben der Wohnung durch Anbringen von Rundgebäuden mit ganzen oder halben Kuppeln Mannigfaltigkeit, und wenn für Lagerstätten und Aufbewahrung von Vorräthen nicht anders Platz zu schaffen war, wurden noch ein paar Gemächer über dem Erdgeschoß angebracht. Vortreffliches verdankte den Römern die Zimmereinrichtung: durch Teppiche, Wandgemälde, Mosaik, Säulen und Statuen, Vasen und kunstreiches Geräth wußten sie den Eindruck des Herrlichen und Prachtvollen mit dem Behaglichen zu verbinden.

Das germanische Haus bedurfte dagegen von Anfang an des Daches zum Schutz gegen Kälte, Sturm und Regen, und der Holzbau mit seinen Balken, die leicht sich legen, gegen einander stellen und einrahmen ließen, führte von selbst dazu, die Giebel zu erhöhen, ein Stockwerk auf das andere zu setzen, Thürme zu errichten. Runde oder viereckige Thürme von Holz oder roh aus Bruchsteinen und Lehm ausgeführt, und nach oben hin nicht verjüngt, wie der Thurm in Theodorich's Palast zu Ravenna, überragten schon in alter Zeit die fürstlichen Hofsitze.

Die germanische Bauweise, die mehr oder minder auch bei Kelten und Slaven vertreten war, blieb auf die römische nicht ohne Einfluß. Gleichwie in Italien sich allmählig die Tracht der Leute, ihr Staatswesen, ihre Haussitte und Ehrbegriffe änderten und mehr oder weniger germanisch wurden, so unterlag derselben Umwandlung auch das römische Haus wie der römische Tempel. Die Basilika empfing ihr hohes Scheunendach.

Nicht geringer waren die Einflüsse, welche die germanische Bauweise durch die Römer erfuhr. Ammian berichtet: „Als Kaiser Julian im vierten Jahrhundert mit den Legionen über den Rhein ging und tief in's Land eindrang, fanden sie alle Wohnungen sorgfältiger nach römischem Brauch erbauet." Wie die Neuerung die gesammte Bauart ergriff, erkennen wir an der Menge der Wörter, die aus der lateinischen Sprache in die deutsche übergingen und von der Straße draußen bis zum Kamin im Innern der Wohnung, von der Grundmauer bis zum Söller oder dem flachen Dach in der Höhe, vom Kleinsten bis zum Größten Alles und Jedes umfassen, was mit Steinbau in Verbindung steht. In so ausgiebiger und so zu sagen gehorsamer und

gefügiger Weise hätte sich im Zeitalter der Merwinger und Karlinger das Deutsche dem Lateinischen nicht mehr eröffnet. Der Steinbau verdrängte nicht den Holzbau, das war noch nicht möglich: aber beide verbanden sich in Deutschland schon in der Völkerwanderungszeit in mannigfacher Weise. Das hölzerne Blockhaus erhielt wenigstens eine gemauerte Unterlage, und die Wände blieben an vielen Orten nicht mehr bloß von Holz, wurden auch noch nicht Mauer-, sondern Fachwerk: sie bestanden jetzt aus einem Gerüst von auf- und wagrechten und schrägen Balken mit Ausfüllung durch Ziegel oder Bruchsteine oder Flechtwerk mit Lehm.

Theilweise änderte sich auch die Form und Gestalt wie die ganze Einrichtung der Wohnung. Nichts war den Römern so zuwider, als daß man in Deutschland mit dem lieben Vieh unter einem Dache wohnte. Diejenigen unter den Eingebornen, die etwas von römischer Bildung annahmen, überkam dieselbe Empfindung oder sie glaubten wenigstens, sie an den Tag legen zu müssen. Andere aber erkannten auch ihren Vortheil dabei, wenn sie von der altväterischen Bauweise abwichen. Man trennte also die Wohnung von den Ställen, beide wurden neben einander gesetzt, und nun mußten auch die Scheunen und Werkhäuser ihr besonderes Dach und Fach bekommen. Es entstand der Hof, wie wir ihn in den Niederlanden, dem östlichen Frankreich, am ganzen Rhein, in Hessen, Thüringen, Schwaben, Baiern und tief in's Deutsch-Oestreich hinein verbreitet finden. Er bildet im länglichen Viereck einen offenen Raum, der ringsum mit Baulichkeiten und Zäunen besetzt, auf der Seite nach der Straße hin durch Mauer oder Holzgitter oder Zaun abgeschlossen ist, und gegenüber im Hintergrund die Düngerstätte hat. Von der Straße öffnen sich eine große Pforte für Vieh und Wagen, und daneben eine kleine für Fußgänger. Das Wohnhaus, das stattlichste der Gebäude, stößt mit der Schmalseite an die Straße: es hat die Form des Arbeiterhauses angenommen, in der Mitte öffnet sich die Hausthür auf einen Flur, in dessen Hintergrunde die Küche, an dessen Seiten rechts sich Wohn- und andere Zimmer, links Vorrathsräume befinden.

Man kann dieses Haus und diese Hofanlage am füglichsten die fränkische nennen, weil sie vorzugsweise auf dem Gebiete sich finden, das schon vor Karl dem Großen zum Reich der fränkischen Könige gehörte, und zwar um so häufiger, je näher an Frankreich, um so

spärlicher, je weiter östlich entfernt oder je tiefer im Waldgebirge. Daneben aber hat sich auf dem ganzen Gebiete das alte germanische Bauernhaus mit dem hohen Giebel und Scheunendach behauptet, wenn auch nur in der Grundform und nicht ohne eine wesentliche Aenderung. Menschen und Vieh und Scheune blieben zwar noch unter einem Dache, das Gebäude umfaßte noch Alles, auch die Wohnung blieb wie und wo sie war, — weil man aber Rasseln, Schreien und Kauen des Viehes und seinen Stalldunst nicht mehr unmittelbar neben Heerd nnd Stube haben mochte, so wurde die Stallung durch eine Zwischenwand abgeschieden und überdeckt und darüber die Scheune gesetzt. Zu der Scheune aber, weil sie jetzt höher lag, mußte man entweder eine schräge Auffahrt oder eine Brücke bauen, um mit dem Wagen hineinzukommen. Der Steinbau erleichterte diese Aenderungen, und gab, verbunden mit dem Holzbau und seiner Balkenlage, um so eher Veranlassung, auch über den ebenerdigen Wohnzimmern noch einen Stock für andere Gemächer aufzuführen.

So entstand in Mittel- und Süddeutschland ein verbessertes Bauernhaus, wie wir es noch heutzutage sehen, und daneben ein einfacheres Wohnhaus ohne Stallung und Scheune oder mit nur geringer Zulassung beider. Die sächsische Volksart aber hielt treu am germanischen Hause fest, und dieses hat seinen Verbreitungsbezirk noch heutzutage nördlich derselben langen Gränzlinie, welche Dorf- und Hofverfassung scheidet.

Die drei Grundformen des deutschen Hauses — die altgermanische oder norddeutsche, die fränkische oder mitteldeutsche, und die schwäbisch-baierische oder süddeutsche — bestanden höchst wahrscheinlich schon bei Ablauf der Völkerwanderungszeit ungefähr in ebensolcher Eigenthümlichkeit, wie die drei Stammesarten selbst. Natürlich wurde in den folgenden Zeiten jede dieser Grundformen noch vielfach verbessert und mannigfach entwickelt.

3. Königspfalzen.

Aus der Völkerwanderungszeit haben wir zwei Schilderungen von der Bauart germanischer Königshöfe, — von denen der eine in Ungarn unter den Gothen, der andere im Norden unter den Dänen stand.

Nach der Erzählung der byzantinischen Gesandten lag Attila's Palast in einem großen Dorfe und „war aus Balken und schön geglätteten Brettern aufgeführt und umzogen von einem Ring, der nicht sowohl zum Schutze als zur Zierde diente. Innerhalb des Ringes standen sehr viele Gebäude, die einen aus Brettern, die mit Schnitzwerk verziert und fein zusammengefügt waren, die andern aus saubern und in's Gerade (rechtwinklich?) geglätteten Balken, denen endigende (kreisförmige?) Hölzer dergestalt eingesetzt waren, daß die Bogen von der Erde anfangend bis zu mäßiger Höhe emporstiegen. In dem Ringe Attila's lag auch das Haus seiner Gemahlin Kerka. Zunächst aber dem Königspalast stand das Haus Onegis (seines ersten Ministers), das ebenfalls eine hölzerne Umfassung hatte, nicht aber, wie Attila's Palast von Thürmen überragt wurde. In geringer Entfernung von diesem Hause lag ein Badhaus, welches Onegis aus Steinen hatte erbauen lassen. Die Steine aber waren aus (dem mazedonischen) Päonien herbeigeführt worden, da man im Lande weder Steine noch Bäume fand und alles Baumaterial aus der Ferne herbeiholen mußte."

Die Gothen hatten also dem Großkönig — seine Hunnen wußten ja nichts von Hausbau — eine Pfalz gebaut, die aus mehreren neben einander liegenden Wohnungen und Werk- und Vorrathshäusern bestand und von einem großen hölzernen Umlauf, der ein Thor mit zwei Flügeln hatte, umzogen war. Im Wesentlichen stellte sich die Königswohnung gerade so dar wie fürstliche Pfalzen im Karlinger Zeitalter. Alles war — ein fremdländisches Badhaus ausgenommen — Holzbau, dieser aber sehr sorgfältig, Balken und Bretter wurden wohl behauen und geglättet und mit Schnitzereien verschönt. Schwierig ist die Stelle von der Umfassung des eigentlichen Palastes. Eine Uebersetzung lautet: „Innerhalb jenes Ringes standen viele Gebäude, die aus geschnitzten und geschmackvoll zusammengefügten Brettern erbaut waren. Die Pfeiler, welche das Dach trugen, waren kunstvoll geglättet und rechtwinkelig zubehauen. Zwischen den Pfeilern befanden sich rundförmige Verzierungen aus Holz. Jene Bogen nahmen ihren Anfang am Boden und hatten eine dem ganzen Bau entsprechende Höhe." Dann hätten wir eine Art Umgang oder Veranda, wie das deutsche Gebirgshaus sie noch aller Orten zeigt, und zwar mit offenen Rundbogen. Ein anderer Uebersetzer, welcher statt des griechischen Wortes für Pfeiler das für Balken setzt (δοκῶν statt λόγων), liest:

„Innerhalb der Umfriedigung waren sehr viele Gebäude, theils aus geschnitzten und zierlich zusammengefügten Brettern, theils aus sauberen und eben geglätteten Balken, die an den Enden zusammengefügt waren. Die (äußeren) Ringe erhoben sich aber von der Erde bis zu mäßiger Höhe." Hätten wir Gewißheit, daß der Rundbogen schon an den gothischen Häusern so gewöhnlich gewesen, wie in Ravenna, so müßte man dem romanischen Baustil wohl eine andere Geschichte schreiben, als die jetzt geltende. Vielleicht gehört hierher auch die Stelle bei dem Mönch von St. Gallen, wo er erzählt: in seiner Pfalz zu Aachen habe Karl der Große sämmtliche Häuser so bauen lassen, daß er durch das Gitterwerk seines Söllers alles habe sehen können, was Aus- und Eingehende meinten verborgen zu thun. „Auch alle Häuser der Vornehmen waren so hoch aufgeführt, daß unter ihnen nicht nur die Lehnsleute seiner Ritter und deren Diener, sondern auch Leute aller Art vor Schnee und Regen, vor Frost und Hitze sich schützen konnten und sie doch vor den Augen des scharfsichtigen Karl sich nicht zu bergen vermochten." An Wohnungen hoch auf Pfälen ist hier nicht zu denken; denn unter ihnen hätten sich die Leute zu leicht verstecken können. Es müssen also die Umgänge oder Verandas um die Häuser gemeint sein, die offene Bogenhallen bildeten.

Nehmen wir zum Vergleich eine Stelle aus der norwegischen Fornemannasage, die uns Begebenheiten aus der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts schildert, aus einer Zeit, wo die altgermanische Sitte in ganz Skandinavien noch ungebrochen bestand.

Gaukönig Raudulf, der auch Thorulf hieß, besaß einen prächtigen Wohnsitz, und war der reichste Mann in der ganzen Thallandschaft. Er und sein Vater hatten alle die Häuser erbaut, welche die kunstreichsten waren. Darauf schickte Raudulf seine Söhne zu König Olaf und lud ihn zum Gastmale ein. Es war spät am Tage, als Olaf zu Raudulf kam, er hatte bei sich zweihundert Mann. „Der König sah dort hohe Umzäunungen und wohlgeschlossene; aber als sie zum Thore kamen, da war es geöffnet. Es war dieses sehr tüchtig: die Thür drehte sich in eisernen Angeln, und nicht leicht war es, hinein zu kommen, wenn sie geschlossen war. Aber als der König in das Thor hinein getreten war, da stand vor ihm der reiche Grundherr mit seinen Söhnen und vielen Mannen. Raudulf begrüßte freundlich den König und seine Mannen und sie stiegen von ihren Rossen. Da

fragte der König: „Ist das schöne Haus eine Kirche, das ich hier im Hofe sehe?“ Jener antwortete: „Das ist mein Schlafsaal, den ich im Sommer gebaut habe, und eben erst ist er fertig geworden.“ Alle Dächer am Hause waren mit schuppigen Schindeln bedeckt, die neu aufgelegt und frisch überstrichen waren. Darauf gingen sie zur Wohnung und der König gewahrte, daß es ein sehr großes Haus war, mit Planken bekleidet und frisch überstrichen. Der König sah dort im Hofe viele Häuser, große und kleine, aber alle sehr schön. Dann ging der König in's Haus, man trug Kerzen vor ihm her, und als sie hinein kamen, war alles prächtig hergerichtet. Er setzte sich auf den Hochsitz und neben ihm zur einen Hand der Bischof, zu seiner Linken aber saß die Königin, und die vornehmen Frauen folgten darauf. Biörn, der Marschall, saß dem Könige gegenüber auf der niedern Bank und das Gefolge zu beiden Seiten derselben. Neben dem Bischof aber saßen die Lehnsmänner. Nachdem nun die Gefährten des Königs auf den Langbänken ihre Sitze eingenommen, da war die Stube längs den Wänden besetzt, aber die Hausgenossen und das Gesinde saßen auf beweglichen Stühlen und Bänken. Raudulf aber saß vorn auf einem Stuhl, der vor den Lehnsmännern stand. Da gab es ein herrliches Fest und mancherlei Getränke und gute Gerichte.“ Die Nacht aber schlief König Olaf mit seinem Gefolge in der großen Halle.

4. Eine Festhalle.

Eine andere Königspfalz wird uns im Beowulfsliede vorgestellt: es ist die leuchtende Burg des Dänenkönigs Hrodgar. Sie liegt auf einer Anhöhe und vereinigt neben einer großen mächtigen Halle verschiedene Wohnhäuser, die einzeln burgartig befestigt sind, während das Ganze von einem Walle umzogen ist. Gegen das Meer zu liegt eine Warte, eine andere Vorburg, auf welcher ein Reisiger Ausschau hätte auf die weite See. Von der Küste zieht eine Straße mit bunten Steinen gepflastert zum Hofe des Fürsten, von seiner Wohnung zur Halle führt ein Weg gelb von Kies.

Lange lag im Sinn ihm,
daß einen Hallenbau, ein Methhaus er
ein größeres, als Menschen je gesehen,
wollt zimmern lassen, drinnen zu vertheilen

an Jung und Alt, womit ihn Gott gesegnet;
nur nicht sein Volk und nicht der Mannen Leben.
Wie ich erfuhr, mußt' manches Volk der Erde
zu diesem Baue helfen, mußte zieren
den Herrschersitz. Es glückt' ihm da bei Menschen,
daß aller Hallen größte ward vollendet.
Sie nannte „Hirsch" der Weitgewaltige.
Was er gelobt, erfüllt' er, theilte Ringe,
Kleinode aus beim Mal. — Hoch ragt' der Saal,
der zwischen den gehörnten Giebeln
zugänglich nur den wilden Flammenwogen.

Die Halle also war nur aus Holz gebauet, die Verbindung der Stämme aber sehr fest. An den Giebeltheilen prangten, wie bei den Angelsachsen Brauch, große Hirschgeweihe. Zum hohen Saal ging es etwas aufwärts. Der vordern Außenwand entlang lief eine Bank, auf welcher der Fremde sich niederließ, bis ihm Empfang bewilligt war. Durch die Thüre, „den hellen Mund", trat man auf einen steinebunten Flur.

Einmal hieß der König

der Rosse acht mit goldbelegten Zäumen
zum Saal herein und unter's Schutzdach bringen.
Auf ihrer einem lag ein Sattel, herrlich
von Arbeit und mit reichem Schmuck geziert:
das war des hohen Königs Kampfessattel,
wenn Halfdan's Sohn zum Spiel der Schwerter zog.
Nie ruhete im Kampf der Weitberühmte
an seines Heeres Spitze, wenn die Feinde
als Leichen sanken. Und der Dänen Schutzherr,
er übergab die Rosse wie die Waffen
dem Beowulf, guten Nutzen wünschend.

Der Raum im Saale war mit Bänken längs den Wänden besetzt, in der Mitte stand der Hochsitz. Man sah bis unter's Dach, dessen Innenseite hoch oben „schillerte von Goldbekleidung" und von einer einzigen Säule getragen wurde. Dieser „lichte Saal" hieß Methhalle, Gastsaal, auch Mannenhalle, Thronhalle. Hier bestand Beowulf den riesigen Unhold Grendel.

Die Beiden kämpften grimmig um die Stätte,
der Saal erhallte. Großes Wunder war es,
daß widerhielt der Bau den wilden Kämpfen

und nicht zu Boden fiel, der schöne Landsitz.
Doch war er fest von innen und von außen
mit Eisenklammern klug und gut umschmiedet.
Da, wie ich hörte, bog sich von der Schwelle
gar manche Methbank ab, belegt mit Gold,
als die Ergrimmten stritten. Wohl nicht glaubten
der Dänen Edle früher, daß einmal
auf irgend eine Weise je ein Mann
den trefflichen und reichgeschmückten Bau
zerbrechen und mit Kraft zerstören könnte,
wenn nicht die Brunst der Flamme ihn verschlänge.

Beowulf riß dem Riesen den Arm aus und nagelte ihn mit der ungeheuern Kralle hoch unter den Dachstuhl. Da kamen der König und die Ritter alle und priesen den gewaltigen Helden.

Nun hieß man schnell das Innere der
Halle mit Händen zieren. Viel der Männer wie
der Weiber waren, die die Manneshalle,
den Gastsaal, schmückten. Goldbunt an den Wänden
erglänzten Teppiche, den Männern, die
auf Solches sehn, ein wundervoller Anblick.
Der hehre Bau, im Innern ganz gefestigt
mit Eisenklammern, war gar sehr beschädigt,
zerstört der Thüre Angeln, nur das Dach
allein war ganz geblieben.

Zu dem festlichen Gelage erschien mit ihren Kindern auch die Königin, die gewöhnlich in ihrem eigenen Hause wohnte unter ihrem Gesinde und dem Haushalt und der Kindererziehung oblag. Dorthin zog sich auch der König zurück zum Nachtlager, das für besonders geehrte Gäste in einem andern Hause bereitet stand. Das Gefolge aber fand seine Nachtruhe im Saal.

Der Halle Diele wurde aufgeräumt,
mit Betten und mit Polstern überdeckt.
Sie setzten sich zu Häupten ihre Schilde,
die schöngeschmückten. Ueber jedem Ritter
erglänzte auf der Bank der hohe Helm,
die eingeflochtne Brünne und der Speer.
Zum Kampf gerüstet immer lebten sie.

5. Ravenna.

Es ist kaum eine andere Stadt bekannt, die bei so kurzer Blüthezeit so wichtig auf die Entwicklung der Baukunst einwirkte, als Italiens einstige Hafenstadt am adriatischen Meere, welche den nächsten Verkehr mit dem Morgenlande vermittelte und zugleich der große Waffenplatz war gegen die Germanen, die von den Alpen hernieder kamen. Als Theodorich der Ostgothe ebenso, wie die Kaiser Honorius und Valentinian, Ravenna zu seiner Residenz erkor, zeigte sich alsbald, wie auch in Bauten die kühne Strebekraft des germanischen Geistes eigenthümlich trieb und schaffte, indem er die antiken Bauformen und Mittel anwandte, ohne sich der heimathlichen Erinnerungen zu entschlagen. In Rom fügte man damals glänzende Baustücke aus der vorigen Zeit zusammen, fein oder plump, wie es gerade gerieth, um den neuen Bedürfnissen zu genügen: in Ravenna entstand wirklich Neues.

Näher zu betrachten sind der Palast, die Kirchen, und das Grabmal des großen Gothenkönigs.

Von der Pfalz ist uns wahrscheinlich sowohl die Rückseite des eigentlichen Königsbaues erhalten, welche jetzt den Vorderbau des Franziskanerklosters bildet, als auch eine Ansicht der Residenz von der Hauptseite, letztere in einer Abbildung, die in fester Mosaik in der Kirche San Apollinaris in nuovo kaum ein Vierteljahrhundert nach des Königs Tode verfertigt wurde. Der weite Hof der Pfalz stieß, wie wir auf dieser Abbildung sehen, an das Stadtthor, und war von einer Zinnenmauer umzogen, innerhalb deren mehrere einzelne Häuser, ein- und zweistöckige, sich bemerklich machten. Alles war mit rothen Dachziegeln gedeckt, jeder Raum in nordischer Weise geschlossen, jedoch ließen große Bogenfenster reichlich Luft und Licht einströmen. Die prachtvolle Festhalle aber wurde zwischen den Säulen nur mit kostbaren Vorhängen verschlossen. Auch führen die beiden Hände, welche noch an den Säulenschäften sichtbar, und die unschöne Art der Vorhänge, die rechts und links von der Mitte zu sich zeigen, zu der Annahme, daß in der ursprünglichen Abbildung in den Seitenarkaden Männer erschienen, welche die Bogenleere ausfüllten.

Ueberall aber herrschte der Rundbogen. Besondere Beachtung verdient die Rückseite der Königswohnung. Thür und große Mittel-

loge steigen zu hohen Bogen empor, ebenso, als Blenden zur Wandzierde benutzt, Bogenreihen unten und oben, letztere vorspringend und an den Kaiserpalast in Savona erinnernd, während Pfeiler das Mauerwerk halten. Nun erscheint jene Wandverzierung, welche in Linien von halben Rundbogen besteht, verkürzt aller Orten an den Bauten des sogenannten romanischen Stils, oben und unten, und hoch an den Thürmen. Was ist ihr Ursprung? Könnte es sich nicht folgender Gestalt verhalten? Von ihren nationalen Bauformen war den Germanen nichts so gegenwärtig, als die Bogenreihe der Festhallen; denn in diesen, wo gezecht und gesungen und gespielt wurde, weilten ihre liebsten Gedanken: keine Verzierung schwebte ihnen lebhafter vor zur Ausfüllung leerer Wandflächen. Wahrscheinlich hatte das sogenannte Zangenornament, das namentlich an den ältesten Gebäuden in Deutschland häufiger, eine ähnliche Entstehung. Es stellte ebenfalls in den Schenkeln verkürzte Bogenreihen der Hallen vor, bei welchem die Rundung oben durch Blöcke und Verzierungen eingedrückt war. Man braucht, um dies natürlich zu finden, nur an den Holzbau mit seiner Schnitzerei zu denken. Im Steinbau mußte zuletzt die einfachere und leichter herzustellende Form des reinen Halbrunds überwiegen.

Die Kirchenbauten Theodorich's schließen sich zwar an den römischen Basilikenbau an, jedoch nur, um ihn zu verbessern und fortzubilden. Sie lassen das Kreuzschiff weg, welches von der Urform altrömischer Häuser auf die Basilika überging, mit dem Bedürfniß der christlichen Gemeinde jedoch nichts zu thun hat, — fügen aber hinzu den germanischen Thurm, der burgartig in einfacher Rundung emporsteigt, — und bringen vom germanischen Haus den Umgang, das obere Stockwerk, und die hohe Bedachung an. Die Zusammenstellung von Rund- und Langbauten, von Kuppeln und Halbkuppeln, in welche man von jeder Seite einblickt, giebt den behaglichen Eindruck des hochräumigen Hausinnern mit mancherlei Gemächern. Die Band- und Rauten- und Blattornamentik an den Kapitälen und Wandabtheilungen erinnert vielfach an Holzbau, ist jedoch in der Regel verschönt durch die griechische Hand.

Der größte Vorzug aber dieser Ravennabauten ist ihr klares und lebensvolles Gefüge, alles erscheint im natürlichen Einklang, und die Grundgestalt schaut überall durch. Die Wandpfeiler, das Massige des Sockels und Kapitäls der Säulen, sowie der Kämpferaufsatz auf

der Säulenhöhe — alles dies läßt empfinden, wie der Bau auf starken Gliedern sich naturgemäß emporhebt. Mit Recht mochte Theodorich's Minister Kassiodor rühmen, wie die Säulen, schlank wie aufgerichtete Speere, die gewaltigen Massen trügen und ein flüssiges Leben ihnen innewohne.

Wenn die Kirche Apollinaris in classe, die von der Hafenstadt Ravenna's allein übrig geblieben, in ihrer nackten Einsamkeit tiefe Trauer erweckt über das verschwundene Germanenvolk, das einst so herrlich hier wohnte und herrschte, und nicht das Geringste zurück gelassen hat, als seine Steinbauten, so ragt das Grabmal seines Königs in die Gegenwart hinein als ein stummer, aber gewaltiger Zeuge, wie groß und wie national dieses Volk einst dachte. Nur von Weitem ähnelt der Bau Hadrian's Grabmal; auch ohne dies Vorbild wäre er gerade so entstanden. Denn es ist der germanische Königs-Grabhügel übersetzt in Stein und Kunstform. Deßhalb die dunkeln Gänge, die unten hineinführen bis zu ihrem Kreuzungspunkte, wo die Steinsargkammer des Todten lag, — deßhalb der Umgang, der am Hügel durch Steinblöcke gebildet wurde, jetzt in die Höhe gehoben, wo er sich mit gekuppelten Säulchen rings um das Rundgewölbe hinzog, — deßhalb das Innere dieses Gewölbes so auffallend schmucklos, — deßhalb der ungeheure Deckstein von mehr als drei Fuß Dicke bei dreißig Fuß Durchmesser, — deßhalb endlich nur germanischer Wandschmuck, die Rundbogenblenden am Umgang, und das Zangen- und Herz-Ornament am Krongesims wie an Thüren und Mauern.

Fünfzehntes Kapitel.

Bildnerei.

1. Vorbilder.

Was wir als Nachlaß von Aegyptern, Assyrern, Persern noch an Bildwerk in Erz oder Marmor antreffen, hat wahrscheinlich von griechischen Händen seine Schönheit erhalten. Während der letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung fanden hellenische Meister Willkomm und Erwerb an allen Fürstenhöfen, und sie verstanden es

trefflich, Statuen und Reliefs im gebundenen Geschmack der Aegypter, in der strengen Würde der Assyrer, in dem ritterlichen Schwung der Perser herzustellen, ohne sich dabei entgehen zu lassen, wie der nackte Menschenleib zum edelsten Ausdruck zu bringen. Zweifellos hatten aber die Griechen vom Morgenlande früher Ideen, Stil und Symbolik der Kunst angenommen, und die Technik gelernt. Unverkennbar ist das alte Löwenthor zu Mykene orientalischer Herkunft, mag auch ein griechischer Meißel es ausgehauen haben. Von starren einförmigen symbolischen Gestalten, wie sie die orientalischen Meister vorstellten, gingen auch die griechischen Künstler aus. Allein mehr und mehr brachten sie Bewegung, Leben, holdselige oder erhabene Empfindung hinein. Auch in Griechenland machte man die ersten Götterbildsäulen von Holz oder Stein, mit Kopf und Händen von Metall oder Elfenbein, mit Haar und Gewand von Goldblech oder Erz. Es dauerte lange Zeit, bis sich das Auge gewöhnte an den reinen stillen Glanz des weißen Marmors mit einer leichten Bemalung, in welcher allein nur die edle Form wirkte. Hatte sich doch auch orientalische Religion an zahlreichen Punkten in Hellas angesiedelt und seinen Bewohnern durch tiefsinnige Symbole zu denken gegeben. Allein die Griechen hatten deßhalb die religiösen Anschauungen der Arier nicht fahren lassen, und als ihr Selbstgefühl erwachte und stärker und stärker sich empor hob, da lösten sich die hellen arischen Götterwesen mehr und mehr ab von Nacht und Dunkel, und erblüheten zu himmlisch schönen Gestalten, zum höchsten Ausdruck des Edlen und Gewaltigen in Menschenform. In griechischen Götter- und Heldenbildern lächelt uns das Göttliche an in irdischer Natur, das Sterbliche zum Ewigen erklärt. Niemals ist wieder ein Kunstwerk geschaffen voll so heiterer Hoheit wie das Zeushaupt von Phydias, nie etwas Schöneres als die Venus von Milo. Das ist eben das Wunderbare, daß schon vor drittehalbtausend Jahren die höchsten Gipfel der Bildhauerkunst von den Hellenen erreicht wurden, und daß Diese nun für alle Zeiten und Geschlechter als die Lehrer da stehen.

Auch die Malerkunst muß bei den Griechen schon zu hoher Vollendung und reichlicher Ausübung gediehen sein. Was uns in pompejanischen Gemälden oder auf Vasen oder in Mosaik erhalten worden, zeigt nicht nur das Lieblichste von feiner Anmuth in Zeichnung und Farbe, sondern läßt bereits in höchster Entfaltung ein

eigentliches Kunsthandwerk erkennen, das sich nicht hätte bilden können, wären nicht bereits von vielen großen Meistern Gemälde vor Augen gestellt gewesen, und zwar nicht bloß auf Wänden in frischem Kalk gemalt, sondern auch auf Holz- und Erztafeln. Unerklärlich ist nur, daß auch von letzteren nichts erhalten blieb: die Ursache lag wohl in dem vergänglichen Bindemittel der Farben.

Die Römer wären nun am wenigsten befähigt gewesen, über die Griechen in der Kunst hinaus zu gehen. Unter ihnen gab es wenige Seelen von jenem Adel, daß sie köstliches Entzücken empfanden, wenn sie der griechische Genius küßte. Den andern Allen war die Kunst entweder ein verächtliches Handwerk, oder Modesache, oder höchstens nur ein Bedürfniß, gleichwie von schönen Möbeln oder anderm Schmuck der Gemächer. Volkssache ist bei den Römern die Kunst niemals gewesen: die Masse blieb todt dafür.

Gleichwohl haben sich die Römer um die Bildnerei großes Verdienst erworben. Hauptsächlich beruht es darin, daß die Menge der vornehmen Herren, die über fürstliches Vermögen geboten, es reichlich auch dazu verwandten, Bestellungen an griechische Künstler zu geben. Diese siedelten sich in Rom und allen Hauptstädten des Weltreiches an, und angespornt durch großen Lohn und Beifall schufen sie eine Nachblüthe griechischer Kunst. Nun erhielt, neben dem üppig Gefälligen, das schon in der letzten Zeit in den griechischen Werkstätten sich zeigte, lüsterner Sinnenreiz allgemeine Geltung. Nicht mehr war es die Freude am reinen Schönen, die in himmlischer Freiheit schuf und nur dem Ideal in der eigenen Seele zu genügen trachtete. Die Kunst diente vielmehr jetzt dem Zweck, öffentliche Plätze, Gebäude und Säle zu verschönern, Anregungen zu geben und Erinnerungen zu wecken. Wohl aber war der ganze Charakter der Römer zu gediegen, als daß ihre Kunstliebe dem Falschen oder bloß Scheinenden eine Stätte gewährt hätte.

Da sie Werth und Würde des Lebens nicht in Idealen suchten, sondern im praktischen Thun und Schaffen, so verlangten sie auch in der Kunst Wirklichkeiten. Sie sollte ihnen geschichtliche Personen und Thaten darstellen, und das volle bewegte Leben zum knappen Ausdruck bringen. Hierin lag entschieden ein Fortschritt. Die Portraits erschienen deßhalb auch auf Sarkophagen umgeben von Szenen aus der Geschichte der Götter und Menschen.

Malerei war, wie es scheint, bei den Römern von jeher beliebt. Sie erhielt, als griechische Feinheit und Kunstfertigkeit hinzutrat, eine Fülle neuer Antriebe, die zu den reizendsten Darstellungen von Mythologie und Sage, von Landschaften, Thieren, und Früchten aller Art führten, besonders in Wand- und Vasengemälden.

Etruskische und griechische Kenntnisse begegneten sich in Italien im Kunsthandwerk, das hier zur reichsten Blüthe gedieh und zahllose Stücke schaffte in Mosaiken, geschnittenen Steinen, Münzen und Medaillen, Vasen und den mancherlei Geschirren und Gefäßen des häuslichen Lebens.

2. Nachahmung in Deutschland.

Diese reiche mannigfaltige Kunstwelt dehnte sich, vom zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an, auch über das römisch-deutsche Kulturland aus. Wohin der gebildete Grieche oder Römer kam, konnte er nicht leben und gedeihen, ohne Kunstwerke um sich her zu sehen. Sie galten nicht bloß als Würze, als Verschönerung des Daseins, sondern als etwas Nothwendiges, gleich wie bequeme Wohnung und gute Tafel. Welch' eine Menge kunstverzierter Geräthe und Denkmale ist allein schon in den drei Museen zu Mainz, Trier und Speier beisammen, und das Meiste wurde allein in der Umgegend gefunden.

Man betrachte z. B. den sogenannten Kamm der hl. Hildegard. Er wurde verfertigt zur römisch-germanischen Zeit; denn die darauf abgebildeten Krieger haben römische Tracht, und Quadrigen lernte man nur bei Römern kennen und, als diese abgezogen, bald vergessen. Die Form dieses Geräths aber, seine hohe Werthschätzung, welche sich darin zeigte, daß man es in Elfenbein ausschnitt, nicht minder die Ornamentik weisen auf germanischen Ursprung hin. Insbesondere die Randverzierungen sind in einem Geschmack und Stil gehalten, der vom römisch-griechischen sich unterscheidet, dagegen entschieden paßt zu der Verzierungsweise, wie wir sie in langer Entwicklung an zahllosen Schmuckstücken finden, die aus germanischen Gräbern hervor kamen.

Belehrend ist vornehmlich eine Besichtigung der Trierer Sammlungen. Wenn an dem einen Orte Neumagen, bloß weil sie einst bei dem Unterbau einer Burg verwendet waren und deshalb glücklich bewahrt blieben, so viele Denksteine mit Bildnerei hervor kamen, so

können wir uns eine Vorstellung machen, wie das ganze Land angefüllt war mit Erzeugnissen kunstreicher Werkstätten. Da gab es Töpfereien, die aus feingeschlemmtem Thon mit hübscher Glasur irdenes Geschirr herstellten, — Glasfabriken, die grünes und blaues Glas und daraus die zierlichsten Gefäße machten und mit Glasfäden umspannten, — Glasschleifereien, welche die schönsten Bilder dem glänzenden zerbrechlichen Stoffe einschliffen, — Waffenfabriken aller Art, — Erz- und Bronzegießereien, aus denen selbst die Gewichte in Form von hübschen Cäsarenköpfchen hervorkamen, — dann Lederfabriken, welche die Thierhaut in weichen zierlichen Stoff verwandelten, — endlich die vielen Gemächer und Hallen der Maler und Mosaikarbeiter, Architekten und Bildhauer. Diese Werkstätten brauchten nun eine Menge Arbeiter. Sie alle aus Gallien und Italien herkommen zu lassen, wäre kostspielig, ja unmöglich gewesen. Die römischen und griechischen Künstler und Werkmeister fanden ja in der Nähe Leute genug, deren Köpfe durchaus nicht barbarisch vernagelt, die vielmehr lernbegierig und schaffensfreudig waren. Aus diesen Gesellen wurden allmählig Meister, die in ihrem eigenen nationalen Sinn und Geiste arbeiteten, auch ihre Rechnung dabei fanden, weil ihre germanischen Landsleute solche Schöpfungen der Kunst groß oder klein bevorzugten, die ihrem Geschmack entsprachen.

Wir treffen daher auf Thongefäße in römischer Technik zwar, jedoch mit germanischen Verzierungen, die theils mit dem Stäbchen aus freier Hand, theils mit einem Rädchen gemacht sind. Und wenn uns Bildhauerwerk aufstößt, dessen rohe Behandlung eben so wenig die feine griechische Art, wie ersichtlich ein Streben, Genrehaftes und darin Naturwahres zu schaffen, nicht aber die griechische ideale Kunst erkennen läßt, so müssen wir sagen: dies haben Germanen geschaffen. Als Beispiel seien aus dem Reichthum des Provinzialmuseums zu Trier genannt zwei Schiffe voll bärtiger Germanen, die ihre mit Wein beladenen Fahrzeuge, nicht bei dem Ruder sitzend, sondern wie es noch jetzt bei Floßschiffahrt auf der Mosel gebräuchlich, stehend und „frickelnd“ vorwärts treiben. So viel Humor und Weinlaune, wie sie der Steuermann auf dem zweiten Schiffe zeigt, war ächt germanisch. Ueberhaupt versetzen uns diese Darstellungen mitten unter germanisches Volk. Es sind nicht griechische oder italienische Szenen, sondern das tägliche Leben, wie es im römisch-deutschen Gebiete vorkam.

Tracht und Körperbau der Menschen sind wesentlich germanisch. Die Frauen haben das schöne Gesichtsoval, die Männer meist Vollbärte. Selten erscheint eine Toga, die Männer tragen meist kurzen Mantel mit Kapuze daran, die Fußbekleidung wird mit kreuzweis um das Bein geschlungenen Riemen befestigt. Amphitrite wird nicht auf einen Panther, sondern auf einen Eber gesetzt.

Es wenden sich aber Neigung und Fertigkeit, etwas bildnerisch darzustellen, keinen andern Gegenständen früher zu, als den religiösen. Denn diese beschäftigen am meisten die innere Anschauung und drängen auch zu äußerer. Das Trierer Museum bewahrt Thonbildchen von göttlichen Müttern, die auf dem Schooße Kinder oder Früchte oder Thiere haben und entschieden nicht griechisch-römischer Art sind. Solche Frauengottheiten auf ihrem Segensumritt erscheinen auch auf Bildwerken in Kalksteinplatten, deren eine bei Alttrier, die andere bei Mainz gefunden worden.

Nur aus der Völkerwanderungszeit können auch die räthselhaften Bildwerke herstammen, welche Figuren und Szenen aus der germanischen Göttersage darstellen und noch an verschiedenen Orten in Deutschland zerstreut sind. Dergleichen entstand wahrscheinlich nicht wenig. Von einem der frühesten Gothenkönige, Athanarich, ist berichtet, daß er das Holzbild der nationalen Gottheit habe umher und vor die Häuser der Leute fahren lassen, die des Christenthums verdächtig gewesen, damit sie dem Bilde ihre Verehrung bezeugten und man erkenne, ob sie wirklich von der nationalen Religion abgefallen? In des hl. Gallus Lebensbeschreibung wird erzählt, wie er drei eherne und vergoldete Götterbilder an den Felsen zerschmettert und in den Bodensee geworfen. Gewiß zahlreich sind solche Bildwerke von den Glaubensboten zerstört worden. Wenn sie von Holz waren, wären sie ohnehin verrottet und vermodert, gleichwie die zahllosen aus Holz geschnitzten Votivbildchen, die den rettenden und heilenden Göttern dankbar geweihet wurden. Jedoch von den Steinbildwerken ist Manches ehemals an den christlichen Kirchen eingemauert oder als Bild oder Säule benutzt, theils zum Andenken an den Heidenglauben, theils auch zu einer Art schauerlicher Lockmittel. Diese Gewohnheit hat nicht wenig beigetragen, heidnische Sagen im Volke festzuhalten und Drachen, Schlangen, Löwen und anderes Ungethier an unseren Domen heimisch zu machen.

Am meisten besprochen und beräthselt sind eine Säule in der Krypta des Freisinger Doms und die Figuren über dem Portal der Schottenkirche in Regensburg. Man will apokalyptischen Tiefsinn darin finden, obwohl die germanische Göttersage deutlich herausblickt. Die Freisinger Säule zeigt nach eines Deutschen Erklärung auf der einen Seite Wodans Kampf mit dem Fenriswolf, der ihn fast verschlungen hat; — auf der zweiten Donar, der die Midgarsschlange bekämpft, und dem Drachen das Schwert in den Rachen stößt, — auf der dritten Seite kommt der jugendliche Widdar, der Rächer tritt dem Fenriswolf mit dem mythisch-geschichtlichen Fuß in den Rachen und tödtet ihn, während er Donar hilft, indem er nach der Midgarsschlange greift; — auf der vierten Seite erscheint die Seherin, welche die Götterdämmerung prophezeit; — von der Höhe der Säule aber schauen herab die vielwissenden Adler. Der Franzose Arthur Martin fand im ersten Bild Sigurds Kampf mit Fafnir, im zweiten des Unthiers Tod, im dritten das Bad des Siegers in dessen Blute, im viertrn die Verderben brütende Brunhilde. Das Regensburger Portal aber stellt offenbar die Götterdämmerung dar, wie die alten Götter jammernd untergehen, ohne sich und der Welt helfen zu können.

Die Entstehungszeit solcher Bildwerke ist nun wohl vier oder fünf Jahrhunderte früher zu setzen, als gewöhnlich angenommen wird. Als der Freisinger Dom und die Regensburger Schottenkirche im zwölften Jahrhunderte gebauet wurden, welcher Priester wäre damals wohl von der alten Göttersage noch so durchdrungen gewesen, daß er sie in Steinfiguren hätte darstellen lassen? Und hätte er sich wohl Gewinn davon für das Volk versprechen dürfen? Die Rohheit in Auffassung und Ausführung der Gestalten aber sticht augenscheinlich ab von dem andern Bildwerk in jenen Kirchen, paßt dagegen trefflich zu den Gestalten der reitenden Frauen auf den schleswig'schen Jagdhörnern, die wir gleich des Näheren zu beschreiben haben.

Damals als solche Bildwerke entstanden, nämlich im dritten oder vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, war die gesammte Kunst bereits im starken Niedergang begriffen. Sie konnte von dem allgemeinen Sinken der geistigen Thätigkeit nicht unberührt bleiben. Die schön bewegten Gestalten der Griechen erstarrten zu plumpen Formen, und das mannigfaltige Leben verengte und versteinerte sich zum Symbole.

3. Germanisches Kunst-Handwerk.

Im Leben des heiligen Severin, der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts an der mittleren Donau großes Ansehen genoß, wird erzählt, wie die Rugierkönigin Giso „einige in der Goldschmiedekunst geschickte Germanen im engen Gewahrsam eingeschlossen hielt, um von ihnen königlichen Schmuck anfertigen zu lassen." Diese Germanen verstanden es also, wie man aus Gold und Silber mit Edelsteinbesatz Kleinode herstelle. Eines Tages ließ die Königin Romanen von jenseits der Donau aufgreifen und an ihren Hof bringen, wo sie niedrige Knechtsdienste leisten sollten. Da eilte der heilige Severin zu ihr und stellte vor, wie ungerecht und gewaltthätig es sei, unschuldige Menschen in die Knechtschaft zu stoßen. Das harte Weib wollte nicht auf ihn hören und sagte, er solle sich zu seiner Zelle scheeren und beten, sie aber mit ihren Knechten schalten lassen, wie es ihr gefalle. Bei dem Weggehen sagte der heilige Mann zu seinen Jüngern: „Christus wird sie schon zwingen zu thun, was sie in ihrer Bosheit mir abschlägt." Diese Aeußerung wurde der Königin hinterbracht und machte sie stutzig. Am selben Tage kam ihr Söhnchen Friedrich aus kindlicher Neugier in die Werkstätte der Goldschmiede. Sie ergriffen ihn und setzten ihm ein Schwert auf die Brust, dann riefen sie hinaus: sie würden erst den Knaben, dann sich selbst tödten, wenn man ihnen nicht sofort einen Eid schwöre, daß ihnen kein Leid widerfahre, vielmehr die Freilassung; denn durch die lange Haft und Arbeit seien sie des Lebens müde. Die Königin, auf den Tod geängstigt, schwur ihnen Leben und Freiheit zu; denn sie glaubte, das habe Severin's Christus gethan. Deshalb ließ sie auch eilig Boten reiten, um des heiligen Mannes Verzeihung zu erbitten, und entließ die gefangenen Romanen, sowie die klugen Goldschmiede.

In germanischer Werkstätte entstand wohl auch der sogen. Goldhut im Münchener Nationalmuseum, der bei Schifferstadt in der Rheinpfalz entdeckt wurde, als man bei dem Pflügen auf eine Steinplatte stieß und diese in die Höhe hob. Das räthselhafte Ding kann wegen seiner Form, und da es nur aus ganz dünnem Goldblech besteht, weder zum Hut noch zum Schildbuckel noch zum Köcher gedient haben, sondern ist wohl eine Art Hornverzierung auf der Stirn eines Rosses gewesen.

Ein ganz ähnliches Stück wurde zu Korinth gefunden, wohin die Gothen ebenfalls gekommen sind.

Im Jahre 1842 fand bei Pouan, nahe am Aubethal, ein Arbeiter bei dem Sandgraben etwa einen Meter tief ein Gerippe, zwei Schwerter und eine Menge des werthvollsten Goldschmuckes. Die Oertlichkeit, verglichen mit den Angaben des Jordanes, läßt wohl die Vermuthung zu, das Feld der großen Hunnenschlacht im Jahre 451 habe in der Nähe gelegen, und das Grab sei das des Westgothenkönigs Theodorich. Die Verzierungen der beiden Schwerter, die Form des Rings mit dem schönen Worte HEVA d. i. Eva oder das Recht, und der Fibeln und des Schwertgürtels, sowie der andern Stücke sind ganz in der Weise gehalten, wie der Königsschmuck Chilperich's, des Vaters von Chlodwig.

Dieser wurde 481 in Doornik (Tournay) beigesetzt, und ihm eine Menge Schmuckgeräth von Gold und Silber in's Grab gegeben, nebst golddurchwirkten Gewändern, auf denen goldene Bienen angebracht waren, einem goldenen Siegelring, Münzen und Waffen, unter denen ein Schwertgriff mit Edelsteinen besetzt. Rein zufällig wurde dieser Schatz im Jahre 1654 auf dem Friedhofe der Kirche St. Brixius entdeckt. Zum Glück hatte man alsbald die Stücke nicht nur beschrieben, sondern auch getreu abgezeichnet; denn als sie nach Paris in die königliche Bibliothek gekommen, wurde vor etwa siebenzig Jahren der herrliche Fund geraubt und nur ein Theil in der Seine wieder gefunden.

Den so scharf bestimmten, so eigenthümlich nationalen Stil, in welchem all' diese Schmucksachen verziert sind, römischen oder griechischen Stil zu nennen oder einzig und allein davon abzuleiten, ist gar nicht möglich. Wohl aber verräth er Verwandtschaft mit den Verzierungen uralter Geräthe, wie sie jüngst auf Cypern und in Troja und Mykene an's Licht kamen. Dem Aussehen nach sind es Bänder, Kreise, Rauten, krumme und gebrochene Linien, die sich zu Flechtwerk, Verschlingungen, teppichartigen Mustern gestalten, jedoch alles so, wie man sie auf ebener Tafel ausführt, ohne daß irgend ein Theil gerundet oder gewölbt hervorsteht. Unwillkürlich denkt man an Schnitzereien in Holztafeln. Dem Eindrucke nach besteht diese Ornamentik in Gedanken-Verschlingungen, in welchen vielerlei angeregt und angedeutet und wieder verlassen wird. Urweltliche Thiergruppen

stieren hindurch, jedoch halb verhüllt wie traumhaft, und es tritt immer die Frage auf, die in der Edda gleichwie noch heute auf westfälischen Haiden so oft wiederholt wird: „Weißt Du, was das bedeutet?"

Ganz derselbe Stil herrscht auf vielen Tausenden von Fibeln oder Gewandnadeln, Spangen und Schnallen, Gürteln und Gürtelgehängen, Ringen, Kämmen und Haarnadeln, Zierplatten für Mann und Weib wie für Roß und Wagen, Besatz von Schwertscheiden und Schwertgriffen, Beschlägen von Riemen und Taschen und anderem Lederzeug. Einige dieser Verzierungen sind in Erz, andere in Silber gegossen. Wieder andere zeigen sogenannte Tauschirarbeit, durch welche die Figuren in Eisen eingegraben und die Rinnen mit Gold oder Silber oder mit Messing ausgefüllt sind. Sehr beliebt waren auch Schmuckstücke, in welche Reihen von Plättchen rother Edelsteine eingelassen waren. So weit Germanen gewohnt haben, fanden sich solche Schmucksachen in den Gräbern, am meisten bis jetzt im römisch-deutschen Kulturland, sodann in England und Schweden, verhältnißmäßig am wenigsten auf der norddeutschen Tiefebene.

Hätten wir nun für die Gräber selbst untrügliche Zeichen, so daß wir von jedem sicher wissen könnten, aus welchem Jahrhundert, oder nur, ob es aus altgermanischer, aus der Völkerwanderungs-, oder fränkischen Zeit herstamme, so würden wir etwas wissen von der Geschichte dieses Stils in der Zierkunst. Allein auch dann könnten wir fehlgreifen, weil gerade solches Kleingeräth, das zum täglichen Gebrauche dient, sich unverändert forterbt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Noch an den Schiffen der Wikinger, die in Norwegen ausgegraben wurden, haftete dieser Stil. Und ebenso finden wir ihn, wenn auch in roher Weise, auf Fürstensiegeln germanischer Ureinwohner der kanarischen Inseln.

4. Nationaler Stil.

Soviel läßt sich wohl mit Gewißheit sagen: dieser Stil entstand nicht erst in den Zeiten, als Römer und Germanen mit einander kämpften; denn alsdann würden römische Muster, deren Art und Formen ja so viel gefälliger und natürlicher vor die Augen traten, stärker darauf eingewirkt haben. Und könnte man selbst annehmen, dieser Stil sei bei den Germanen erst entstanden, als sie nach der Völkerwanderung zu einiger Ruhe und Stätigkeit gelangten, — erst

da sei ihr Kunsttrieb durch den Anblick römischer Werke angeregt, und als er sich äußern gewollt, habe er sich nur erst in Kleingeräth im Kunstwerk versucht, und habe sich dann als eine Liebhaberei festgesetzt, — selbst bei dieser Annahme müßte doch bereits von diesem Stil etwas Ureigenes, das rein germanisch und durchaus nicht römisch nicht griechisch war, vorhanden gewesen sein, sonst hätte man überhaupt darin nicht anfangen und nicht weiter ihn entwickeln können.

Nun lassen sich aber auch in dieser Ornamentik gewisse Stufenfolgen der Entwicklung unterscheiden. Die älteste Form, welche an die einfachen Verzierungen der Thongefäße erinnert, begnügt sich mit Linien oder Einkerbungen, die sich kreuzen oder in gleichen Abständen neben einander herlaufen und zwischendurch Andeutungen von Schlangen und Thierköpfen geben. Auf der zweiten Stufe wird das Ganze lebendiger: Schlangen und Drachen, langhalsige Vögel und Rosse erscheinen kenntlicher. Die Nachbildung will aber keineswegs die Thierfigur nach dem Leben darstellen, sondern nur etwas ihrer Art phantastisch verwenden, und alles wird mit Bändern und Linien umwoben; auch laufen die Verschlingungen häufig in Stier- und Menschenköpfen aus. Darauf macht sich eine dritte Stufe bemerklich: das Thierähnliche verliert sich, dafür werden die Linien, Rauten und Kreise gefälliger, reiner und regelmäßiger, und gerade mit diesen feineren Formen ist fast immer Tauschirarbeit verbunden. Endlich scheinen — auf vierter Stufenfolge — römisch-griechische Motive einzuwirken: des Thieres wirkliche Gestalt soll gegeben oder doch angedeutet werden; die Blattformen entwickeln sich fort und fort bestimmter; es werden vollständige Thiere angebracht und Menschen mit Kopf und Händen; allein zu gleicher Zeit zeigt sich mehr Rohheit, Nachlässigkeit und Unordnung.

Tritt nun dieser Verfall ein zur Zeit der Völkerwanderung oder in der Epoche Karls des Großen? Wer das wüßte! Nur so viel ist schon jetzt deutlich, daß hier eine Entwicklung und Fortbildung vorliegt, die durch lange Zeiträume hindurch geht und deren Beginn schon in sehr frühe Zeiten fiel. Entschieden weiset darauf auch die Technik hin. Als König Chilperich vor vierzehnhundert Jahren in Flandern bestattet wurde, besaß das Kunsthandwerk, welches ihm das Schmuck- und Waffengeräth geliefert hatte, bereits eine solche Sicherheit und Vollendung, wie sie nur eintreten konnte entweder bei einem

plötzlichen Aufblühen allgemeiner Bildung, oder nach Lernproben und Ueberlieferungen, die sich mehrere Jahrhunderte hindurch fortsetzten.

Sehr möglich, daß das etruskische Schmuck- und Hausgeräth, welches der Handel in frühesten Zeiten schon nach Deutschland brachte, auf die Ausbildung des Stils einwirkte. Alles Andere aber spricht dafür, daß diese Ornamentik schon aus altgermanischen Zeiten herrührt; — daß sie damals in Nachahmung der Holzschnitzereien entstand, mit welchen Häuserpfosten und Schüsseln und Becher, gleichwie Holz- und Lederschuhe, verziert wurden; — daß dieser Stil sich bei den Germanen gerade ebenso sehr festsetzte und sie gerade ebensowenig sich von ihm loslösen konnten, wie von ihrem alten Recht, ihrer Kriegsweise und anderen nationalen Sitten.

Entschieden wollten die Besteller und Verfertiger solchen Schmuckgeräths nichts wissen von römischen Mustern: sie schätzten ihre hergebrachte Volksweise werth genug, um daran festzuhalten. Es war ja für den reichen König Chilperich, der so manchen lustigen Ritt nach Gallien hinein machte, verführerisch, sich in der Pracht eines römischen Gewandes vor den Leuten sehen zu lassen: er verschmähte das und blieb bei seiner heimischen Sitte. Nicht einmal für sein Bildniß auf seinem Siegelring ließ er fremde Auffassung zu, denn nicht wie in römischen Gemmen zeigt sich das Profil des Kopfes, sondern das Vollantlitz wendet sich dem Beschauer zu, umgeben von den langen Haarlocken der fränkischen Könige, und die Lanze läßt er nicht aus der Hand. Nur die Bekleidung verräth einige Hinneigung zur römischen Tracht.

Auffallend ist auch der Unterschied zwischen den Münzen der gothischen Könige. Am meisten römisch sind die von Odovachar. Auch die Münzen der Ostgothen und Vandalen zeigen römische Art, bei den Westgothen dagegen, — so elend auch der Versuch gelang, Gesichtszüge auszudrücken, — gilt bald die römische Seitenansicht, bald wendet man sich wieder der heimischen Weise zu. In gleich roher Weise sind die Münzen germanischer Könige, aus der Zeit der Völkerwanderung im germanischen Museum in Nürnberg, gearbeitet.

In Guerrazar, zwei Stunden von Toledo, fand man unter einem Grabsteine einen Schatz westgothischer Könige mit 23 Kronen und verschiedenen Kreuzen, welche meist zu Weihgeschenken für eine Kirche dienten und später wahrscheinlich vor den Griffen der Mauren

geborgen wurden. Diese Kronen und Kreuze haben ebensowenig mit byzantinischem als römischem Stil etwas gemein, der ihrige ist ausgesprochen der germanische. Man vergleiche sie nur mit anderm Gehänge, z. B. der Gewandnadel aus den Hallstadter Gräbern und dem Gürtelgehänge aus der Zeit Konstantin's, das aus den Gräbern von Oberolm stammt.

4. Schleswig'sche Goldhörner.

Von germanischen Goldschmieden rührten auch die beiden Prunkhörner her, die in Schleswig bei dem Dorfe Gallehues, etwa eine halbe Meile westlich von Tondern, in alter Zeit vergraben worden. Im Jahre 1639 wollte dort ein armes Mädchen über Feld zur Kirche gehen und stieß mit dem Fuße an etwas aus der Erde Hervorragendes, das sie anfangs für ein Baumwurzelende hielt. Das vermeinte Wurzelstück erwies sich aber als ein Horn von eitel Gold, das nicht weniger als zwei Fuß neun Zoll lang und vier Zoll im Durchmesser und an der größeren Oeffnung einen Umfang von einem Fuß hatte. Es wog nicht weniger als 6 Pfund 13 Loth. Fast gerade hundert Jahre später wollte ein Bäuerlein fünfundzwanzig Fuß von jener Fundstelle Lehm graben, und dabei kam in einer Tiefe von einem halben Fuß ein ganz ähnliches Horn zum Vorschein. Bei dem Blinken des Goldschatzes rief der Mann fröhlich aus: „Heute habe ich meinen Branntwein verdient!“ Wirklich wog das Horn noch mehr, als das erstgefundene, nämlich 7 Pfund 11 Loth. Beide Hörner erregten mit ihrem Bildwerk und mit der Runenschrift auf dem einen das größte Aufsehen. Prediger und Professoren verfaßten eine Menge Schriften darüber und ergingen sich in den allerverschiedensten und unmöglichsten Auslegungen. Dabei wurden auch sorgfältige Abbildungen gemacht, die uns die Hörner ersetzen müssen; denn beide sind jetzt verloren. Sie kamen nach Kopenhagen in die königliche Kunstkammer, und wurden dort öfter von der Wand genommen und vorgewiesen. Ein schon bestrafter Dieb erfuhr davon, und eines Tages im Mai 1802 waren beide Hörner verschwunden, und nichts fand sich wieder, als einige Schnallen, Ketten und Sterne, zu denen man das eingeschmolzene Gold verarbeitet hatte.

Diese beiden Waldhörner, deren Nachbildung Verfasser vor ein paar Jahren auf der großen Kunst- und Gewerbe-Ausstellung in Kopenhagen sah, sind für die Kenntniß von Kunst und Geschmack der Germanen fast ebenso wichtig, als für Literatur und Wissenschaft die Wulfila'sche Bibelübersetzung. Jedes bestand aus zwei Haupttheilen, dem innern Horn von dickem Goldblech, und den breiten Ringen darüber von feinerem Golde, welche gleich wie Armbänder sich um das innere Blech reiheten, an dem leichteren Horn sich drehen ließen und übereinander schoben, an dem andern aber mit einander verbunden waren. Die Hörner hingen wahrscheinlich ehemals an Ketten, von deren Ansätzen noch Spuren zu sehen. Die äußeren Ringe waren mit dreierlei Figuren bedeckt, nämlich mit Zierstrichen und Sonnen und Sternen mancherlei Art, sodann mit eingravirten Thierbildern, endlich mit allerlei gegossenen Figürchen, die aufgelöthet, zum Theil auch mit Goldnägeln befestigt waren.

Wozu die Hörner dienten, läßt sich leicht erkennen. Für Wald- oder Kriegshörner waren sie viel zu schwer und kostbar, auch läßt Gold bekanntlich den Ton schlecht zurückhallen. Zum Trinken waren sie wenig geeignet, da sie bei ihrer Schwere und Länge viel zu unbequem. Sie konnten also nur bestimmt sein, unter den Schatzstücken und an festlichen Tagen zu glänzen und Freude und Bewunderung zu erregen mit ihrem Bildwerk.

Bei diesem aber kann nur die Absicht gewesen sein, des Waldes ganze Lust und Herrlichkeit und unheimliche Fabelwelt vorzuführen. Was nur im Waldesschooß vorkam oder gedacht wurde, fand sich dargestellt. Was sichtbar umher wandelte, erschien in ganzer Figur; was aber in den vielen Teichen, Seen und Lachen sich bewegte oder in Busch und Sumpf und Erde sich steckte, — Fische, Schlangen und Vögel, Otter, Dachs und Kaninchen, — wurde nur durch eingegrabene Umrisse angedeutet, gleichsam in der Tiefe gehalten.

Das später gefundene Horn, von welchem der schmalere Theil verloren, hat fünf Ringe oder Abtheilungen. In der untersten wird vom Pfeilschützen der Bär erlegt, der einen Menschen verzehrt und das lockige bedeckte Haupt übrig gelassen hat, und zwei andere Menschen tanzen deshalb erfreut, und zwar einer eine Art Schwerttanz. Nur die Menschen erscheinen bekleidet, die Gestalten der Waldgötter und Unholde aber nackt und geschlechtslos, das Letztere wohl

nur aus Anstandsgefühl. In der zweiten Abtheilung hat ein Unhold einen Hengst, der gesattelt ist, also Menschen gehörte, gestolen und schwingt lustig die Peitsche, während Fuchs und Hund davon eilen. In die Waldgeheimnisse der dritten und vierten Abtheilung dringen noch Menschen ein, der Eine zu Roß mit der Keule in der Hand, der den Hirsch zu seinen Füßen und die speiende Schlange erlegt hat, der Andere zu Fuß als Bogenschütze, der die Hirschkuh schießt, an welcher das Hirschkalb saugt. Dem Reiter zur Seite zeigt sich auf der einen Seite eine gekreuzte Doppelgestalt, auf der andern ein Zentaur, bei dem Bogenschützen ein dreiköpfiger Teufel, eine alte Schlange mit dem Ei im Rachen und zwei Jungen und ein gehörntes Thier, das vielleicht ein Steinbock. Die Doppelgestalt ist von allen Forschern für ein Menschenfresserbild erklärt: da aber der Querliegende sich mit der einen Hand an der Schulter des Andern hält und keine Angstgeberde macht, die stehende Gestalt auch, nach der Haube und dem Leibesumriß zu schließen, eine Frau ist, so läßt sich wohl eher an den Glauben denken, es sei Jemand von einem Unhold, einem Nachtmar besessen, von welchem nur die Schneide des Messers erlösen konnte. Was neben dieser Figur sich befindet, scheint Gerippe von urweltlichen Thieren vorzustellen. In der obersten Abtheilung kommen noch vier Riesen vor, alle bewaffnet, zwei mit einfachem, zwei mit hochgehörntem Helm, bei ihnen Ur, Bär und Wolf.

Unter der zahlreichen Gesellschaft des andern Horns erscheint nur einmal der Mensch und zwar bärtig, langgelockt und das Wunderhorn in der Hand. Die Zeichnung sämmtlicher Figuren ist geschickter, die Verzierung ärmlicher, dagegen das in der Tiefe lebende Ungethier viel fabelhafter, gleichsam gespenstisch. Beginnen wir hier mit der obersten Abtheilung. — Waldmänner mit Thiermenschen wehren mit Händen und Bitten große Schlangen ab, die meisten kommen zweimal vor, dazwischen zweimal der gefangene Fisch. Im zweiten Ring erscheint die Jagd zu Pferd und zu Fuß mit Wurfspeer und Bogen auf das wilde Roß, dem liebsten Braten. Der dritte Ring zeigt wieder die Doppelgestalt und den Zentaur und zwei sich bekämpfende Waldteufel mit Thierköpfen, zwischen denen eine Gestalt wie ein warnender Geist eingravirt ist. Der vierte Ring hat die Jagd auf das Roßfüllen, das Schwein und ein räthselhaftes Thier, vielleicht ist ein riesiger Hund gemeint. Der fünfte Abschnitt läßt ein Brettspiel,

unter welchem ein Hund sitzt, gleichwie der unterste zwei Würfelbretter erkennen: die übrigen Figuren der drei untern Ringe entziehen sich unserer Deutung.

Es war bräuchlich, auf ein kostbares Schmuckstück zu setzen, wem es gewidmet sei. So heißt es im Beowulfsliede von einem hochberühmten uralten Schwert:

In Runenstäben auch
War auf den goldnen Schienen recht vermerkt,
Gesetzet und gesagt, wem dieses Schwert,
Der Klingen Kleinod, sei zuerst gewirkt,
Das schillernde mit schön gewundnem Griffe.

Die Inschrift des einen Hornes, die zu dem Aeltesten gehört, was in Runen bis auf unsere Zeit gekommen, lautet nach Müllenhof: ek hlevagastim holtingam horna tavido, das heißt wörtlich: „Ich Laubschattengästen Holtingen Hörner machte." Es ist das Wort des Meisters, welcher dem Geschlecht der Holtinge, die den Laubschatten liebten, d. h. gern des Walddunkels Gäste waren, das schwierige Werk arbeitete. Jedes Wort ist durch eine Reihe Punkte vom andern getrennt, das letzte, da Raum fehlte, blos mit dünnen Strichen gegeben. Des Meisters Name stand wahrscheinlich unten auf dem weggebrochenen Theile, möglicher Weise auch auf beiden Hörnern, die alsdann ein zusammen gehöriges Paar bildeten. Der oberste verschiebbare Ring des leichteren Horns, welcher die Inschrift trug, ist wahrscheinlich abgefallen und verloren. Ohne Zweifel enthielt sie den ersten Vers, zu welchem die erhaltene Inschrift die alliterirende Ergänzung bildete. Die beiden Verse konnten vielleicht gelautet haben etwa wie:

Waldesleben ist Wonne und Waidmannsheil,
Walddunkelholden, den Holzingen, schuf ich die Hörner —

Oder auch, wie Müllenhof meinte, mit Einschaltung des etwaigen Namens des Meisters:

Wunder mich die Männer nennen, die Waidgangfrohen,
Ich den Holzingen, den Waldesgästen, die Hörner wirkte.

Man erkennt nun auf den ersten Blick, daß hier von römischer oder griechischer Arbeit keine Spur vorhanden. Man braucht das plumpe Bildwerk nur mit den Mosaik-Fußböden zu Westerhofen,

Nennig und an andern Orten in Deutschland, oder gar mit dem Hildesheimer Silberfund zu vergleichen, um den außerordentlichen Abstand zu ermessen. Dagegen findet sich in Stil und Tracht Manches so, wie in den Elfenbeinschnitzereien in den Konsulardistychen des Areobindus zu Zürich und des Halberstädter Domschatzes, und wie in dem oben besprochenen Steinbildwerk in Freising und Regensburg. Läßt sich nun annehmen, die Verfertiger hätten erst in römischen oder griechischen oder gallischen Werkstätten die Goldschmiedekunst erlernt und sie dann in ihrer nationalen Art und Weise verwerthet? Möglich ist das, aber wenig wahrscheinlich. Wären sie aus fremder Schule hervorgegangen, würden sie deren Muster treu geblieben sein, und mit dem ganzen Stolz Neugebildeter sicher eher einen lateinischen Spruch, als in Runen einen gothischen eingegraben haben. Die Inschrift aber läßt uns an die Zeit und Gegend des Wulfila denken: es könnten die beiden Prunkstücke in den unteren Donaulanden verfertigt und als Königsgeschenke nach Norden gewandert sein. Die Form der Runen dagegen stellt sie den angelsächsischen näher. Wären nun die Hörner in der alten Heimath der Angelsachsen entstanden, so war ihre Werkstätte schon vor Ende des vierten Jahrhunderts gebaut. Das ergiebt die von Müllenhof angestellte Vergleichung der gothischen Inschrift mit der Entstehung des Angelsächsischen und Friesischen. Jedenfalls sind aber beide Hörner in einer Gegend entstanden, die vom Christenthum noch nicht berührt worden. Denn der Glaube an die Waldteufel und andere Unthiere in tiefen dunkeln Waldesgründen giebt sich gar zu natürlich kund. Endlich die Verzierungsstriche, insbesondere das Zangen-, Speer- und Wellenornament, sowie der Anfang von bänderartiger Verschlingung der Schlangen, und die große Einfachheit der übrigen Verzierung, deuten auf eine frühgermanische Zeit hin.

Wenn aber germanische Schmiedekünstler — einerlei ob im dritten Jahrhundert vor oder nach Christus, — es verstanden, so viele Figürchen zu formen, in Gold auszugießen und auf Gold anzulöthen, so mußte ihnen eine technische Fertigkeit zu Gebote stehen, wie sie bei einem Volke gewöhnlich nur in langen Zeiträumen erworben wird. Jedenfalls wird es zu den Zeiten, in welchen diese Kunsthandwerker lebten, nicht mehr schwierig gewesen sein, die gewöhnlichen Waffen und Hausgeräthe in Bronze und Eisen zu gießen.

Welche Fülle aber von dichterischer Einbildungskraft, von Lust und Grauen, von Freude am Wald und geheimnißvollen Naturleben, aber auch welche geistige Bildung gehörte dazu, um solches Bildwerk zu verstehen und zu schätzen! Ehe diese Hörner geschmiedet wurden, mußte Geschmack an dergleichen bildlicher Darstellung schon seit langer Zeit eingewurzelt und weit entwickelt gewesen sein. Wie fein beginnt die Inschrift mit des Waldes Laubdunkel und seinen Gästen! Wie tiefsinnig sind die Lebewesen der Teiche und Sümpfe, und die fabelhaften Unthiere der Vorzeit eingeflochten in die Darstellung, so daß sie gleichsam den Untergrund bilden, auf welchem im Sonnenlichte das Waldleben spielt! Das Ganze ist nicht blos ein Bild-, sondern auch ein Gedankenwerk, in welches spielend und träumerisch der Geist sich gern versenken mochte, wenn der goldene Wein ihn beflügelte.

Sechszehntes Kapitel.

Christliche Anfänge.

1. Zerstreuete Christengemeinden.

Wie die innern Zustände in Deutschland sich gegen Ende der Völkerwanderung gestaltet hatten, darüber können wir uns eine annähernd richtige Vorstellung machen, wenn wir Schlüsse ziehn aus einigen wenigen Thatsachen der gleichen und aus mehreren der späteren Zeit. Die Römer berichteten nur, was unmittelbar sie selbst und ihr eigenes Interesse betraf. So ist uns keine Nachricht, nicht einmal eine sichere Spur überliefert, wann und wo das Christenthum zuerst in Deutschland eingedrungen ist. Bischofsreihen, die aus unsern ältesten Bisthümern, angeblich von der Zeit ihrer Bildung an, im Mittelalter aufgezeichnet wurden, erweisen sich bei näherer Prüfung als äußerst unzuverläßig.

Das aber ist gewiß: Christen gab es zur römischen Kaiserzeit auch in Germanien, soviel davon dem Weltreiche eingefügt war. Kaufleute aus Gallien und Italien, welche den Gränzhandel betrieben, Gutsbesitzer, die sich niederließen, römische Beamten und Soldaten,

zurückgekehrte germanische Söldner, die im römischen Heere Christen geworden, mögen zuerst des Heilands Lehre nach dem Rhein und der Donau gebracht haben. Jedoch bildeten sich Christengemeinden in den ersten drei Jahrhunderten wohl nur in den Städten. War doch auch in Gallien im letzten Drittel des vierten Jahrhundert, als der heilige Martin von Tours mit begeisterter Jüngerschaar seine Vertilgungsfahrten gegen das Heidenthum unternahm, die Landbevölkerung diesem noch größtentheils ergeben. Sobald Kaiser Konstantin das Christenthum zur Staatsreligion erklärte, durften auch in Deutschland die Christen ihr Haupt erheben.

In Gallien war es Regel, daß in jeder bedeutenderen Stadt, welche Rang einer Civitas hatte, ein Bischoffitz errichtet und das städtische Gebiet als Bisthum angesehen wurde: in der Hauptstadt der Provinz aber wohnte der Metropolit. Aehnlich ist es in Deutschland bestellt gewesen. In der Provinz Germania I war Köln die Hauptstadt, mit ihr jedoch anfangs nur das Bisthum Tongern verbunden. In Germania II hatte Mainz den Vorrang, und mit ihm hingen zusammen die Bisthümer in Worms, Speier, Straßburg. Wenigstens für diese sechs Städte ist es wahrscheinlich, daß es dort Bischöfe gab bei Gründung des Merwingerreichs. Die Provinz Belgica I zählte wohl ältere Bisthümer in Trier, Metz, Toul und Verdun. Im deutschen Südwesten ist schriftlich keines Bisthums Dasein früher bezeugt, als das von Chur in Graubündten, dessen Bischof zum Erzbisthum Mailand gehörte, und auf dem Provinzialkonzil dort im Jahre 451 erschien. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts soll der Stuhl von Augst (Augusta Rauracorum) nach Basel versetzt sein. Gewiß ist, daß der Bischoffitz von Vindonissa, der 517 zum erstenmale erwähnt wurde, etwa vierzig Jahre später nach Konstanz verlegt wurde. Auch Augsburg gehört nach der mündlichen Ueberlieferung zu den ältesten Bisthümern in Deutschland, ebenso weiter östlich Laureacum (Lorch), Seben, Cilli und Tiburnia (Debern) auf dem Lurnfeld an der Drau in Kärnthen. Ob Salzburg schon zur Römerzeit einen Bischof hatte, ist keineswegs erwiesen. Auch vom Dasein eines Bisthums zu Regensburg, zu Freising, zu Passau giebt es keine älteren Zeugnisse, als aus dem Anfang des achten Jahrhunderts.

Daß es aber in Juvavum (Salzburg) und in den Donaustädten Batavis (Passau), Quintanis (Osterhofen zwischen Straubing und

Passau), Favianis (oberhalb Pechlarn) christliche Gemeinden gab, wissen wir aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severin, der in den letzten Zeiten des fünften Jahrhunderts an der mittleren Donau waltete als ein wahrer Apostel, mit Rath und That die Christen gegen die räuberischen Schaaren der Germanen beschützte, mit deren Häuptlingen unterhandelte, die Vertriebenen sammelte und von einer Stadt zur andern führte, bis sie wieder ihren Unterhalt fanden. Zu Cucullä im Salzburgischen hing das Landvolk größtentheils zwar noch heidnischen Gebräuchen an, jedoch war dort Severin nicht mehr machtlos, wie daraus zu ersehen, daß er dreitägige Fasten Denen auferlegen durfte, die sich von den verbotenen Opferfesten nicht hatten fern gehalten. Auch von einer Königin Fritigil bei den Markomannen wird berichtet. Sie war von einem Römer zur christlichen Lehre übergeführt und hatte nun solches Verlangen, den hl. Ambrosius kennen zu lernen, daß sie nicht bloß Gesandte an ihn schickte, sondern selbst die Reise nach Mailand antrat: er war aber 398 gestorben, ehe sie sein Antlitz gesehen.

Bei den Franken muß es auffallen, daß alles Volk um ihn her, sobald Chlodwig vom Christlichwerden spricht, einhellig zustimmt, und daß mit ihrem König gleich dreitausend Mann seines Gefolges, und nach einem andern Bericht 364 Adelige sich taufen lassen. Das geschah ebenfalls in jener Zeit, als das fünfte Jahrhundert gerade zur Neige ging. Offenbar war unter den Franken längst eine Menge vom Christenthum innerlich berührt und ihm hold geworden. Es konnte gar nicht fehlen, daß die Leute von schweifenden Priestern und christlichen Kaufleuten und Offizieren und Beamten öfter von der neuen Religion hörten und sich näher darnach erkundigten. Das Königsgeschlecht aber hatte festgehalten am Glauben der Väter, wie ja bei den Fürstengeschlechtern auch in Deutschland die alte Stammessitte am längsten fortlebt.

Nachdem die Franken in Gallien Christen geworden, berichtete etwa fünfzig Jahre später Agathias von den Allemannen Folgendes: „In ihrer Gottesverehrung stimmen die Allemannen nicht mit den Franken überein; denn sie verehren noch gewisse Bäume, Quellen, Hügel und Schluchten, und opfern Pferde, Rinder und vieles Andere.“ Gleichwohl gab es, wenn wir noch einmal fünfzig Jahre später rechnen, auch bei den Allemannen in Deutschland, — selbst in jenen

Landschaften, die seit Cäsar's Zeiten am meisten unter der Völkerwanderung gelitten hatten, — hin und wieder Bischöfe und christliche Kirchen und Priester. Man traf auch wohl in einer zerstörten Stadt auf ein Kirchlein, in welchem das nun versammelte Volk seine heidnischen Heiligthümer aufgestellt hatte: dort waren alle Christen ausgestorben oder geflüchtet. Selten aber werden germanische Christen vollständig zum alten Götterglauben zurückgekehrt sein; denn das Christenthum facht in der Seele eine Art heiligen Stolzes an, der das Zurücksinken zu einer niederen Art von Gottesverehrung unmöglich macht.

Vergleichen wir solche vereinzelte Berichte, so dürfen wir wohl annehmen, daß bei Ausgang des fünften Jahrhunderts, als Chlodwig das fränkische Reich gründete, Deutschland im Ganzen und Großen noch der altgermanischen Religion anhing, — daß sie auch auf dem römisch-deutschen Gebiete überwiegend war, — daß es jedoch hier in den meisten von den Römern gegründeten Städten christliche Gemeinden und vereinzelt auch auf germanischen Höfen und Burgen Christen gab. Die Germanen waren ja in Sachen der Religion duldsam. So lange Einer die ihrige nicht offen verhöhnte und dadurch ihre Ehre angriff, schlug ihn Niemand todt. Vor allen andern Dingen war Religion der innern Freiheit Hort und Ausfluß.

In dieser Annahme bestärken uns auch Grabsteine von Christen mit germanischen Männernamen, wie Rutilo, Ludino, Sicco, Berancio, Anserico, Randuald, Hugdulf, Unfaglas, und Frauennamen, wie Alberga, Pauta, Duda, Bertisindis, Lindis, Theudelindis, Audolendis. Mehrere dieser Grabsteine sind auf dem noch in römische Zeit zurückreichenden Friedhof zu Worms zufällig erhalten geblieben, wieder andere fanden sich zerstreuet in der Rheingegend von Mainz bis Köln. Die Schrift auf diesen Grabsteinen zeigt nicht bloß, wie in minder feierlichen römischen Inschriften, z. B. in dem Militärabschied im Münchener Antiquarium, einen Hang zur Kursive, sondern auch mehr und mehr den Uebergang zu merwingischen Buchstaben, und würde diesen noch ähnlicher sein, wenn sie wirklich aus der Merwinger Zeit stammte. Da sie aber mitten inne steht zwischen der Quadratschrift auf Grabsteinen römischer Offiziere und den verhäßlichten Zügen des Merwinger Zeitalters, so deutet die Schrift ebenso auf das dritte oder vierte Jahrhundert, wie das Bildwerk, welches einerseits den Zeichen

und Bildern ähnelt, durch welche man in römischen Katakomben den Christen- und Auferstehungsglauben ausdrückte, anderseits das germanische Sonnenrad noch nicht fallen ließ.

Auch das Latein dieser Inschriften ist noch besser, als das zur Merwinger Zeit übliche. Nur können auch aus einem anderen Grunde diese Grabsteine nicht aus Jahrhunderten herstammen, wo nicht mehr Römer, sondern Germanen allein in Deutschland herrschten. Denn nach dem Gefühle der Germanen erschien, wie weiter unten noch zu erörtern, Denkstein und Inschrift mit der stillen Erhabenheit von Grab und Tod nicht wohl vereinbar.

Diese Zeitbestimmung wird bestätigt durch anderes Geräth im römisch-christlichen Charakter, das ebenfalls in sehr alten Gräbern der Rheingegend gefunden worden, z. B. Ringe und Lampen mit christlicher Inschrift, gläserne Fische, die ebenfalls ein altchristliches Symbol waren, und Siegel mit rein römischen Namen. Hierher gehört auch eine außerordentlich große und herrliche Mantelspange von Silber, die auf der Hauptseite mit Gold, goldgeflochtenem Bandwerk und rothem Edelgestein reich belegt ist. Sie wurde in einem Felsgrabe bei Wittislingen an der Römerstraße gefunden, die von da nach Lauingen und bei Faihingen über die Donau führte. Die auf der Rückseite eingravirte und mit schwarzem Email ausgefüllte Inschrift lautet: Uffila vivat Domino filix inocens funere capta quia vive (vivere) dum potui fui fui fidelissima tua Tisa in Domino. Darunter steht auf der einen Seite Wigerig fet (fecit) nebst einigen Buchstaben zur Ausfüllung; die untern Buchstaben der linken Seite lassen sich kaum enträthseln. Uebersetzen darf man etwa: „Uffila lebe selig im Herrn! In Unschuld bin ich vom Tode erfaßt, da, so lange ich leben konnte, ich deine getreueste Tisa war im Herrn." Die Gattin, die ihrem verstorbenen Manne die Treue gehalten, ordnete an, — als sie ihren Tod und die Wiedervereinigung im Grabe voraus sah, — daß das kostbare Schmuckstück die Inschrift empfange und in's gemeinschaftliche Grab komme.

2. Aus dem Leben des heiligen Severin.

Anschauliche Schilderungen über die Bedrängnisse, welche Christengemeinden im deutschen Donaugebiet während der Völkerwanderung

erduldeten, hat uns Eugippius hinterlassen, ein Jünger des hl. Severin, der später Abt wurde in einem italienischen Kloster von seines Meisters Regel. Seine lebhafte Erinnerung gab ihm anschauliche Schilderungen in die Feder. Da heißt es: „In dieser Zeit unternahmen räuberische Barbaren einen Plünderungszug und führten, was sie außerhalb der Mauern an Menschen und Vieh fanden, als Beute mit sich fort. Da eilten viele von den Bürgern zu dem Manne Gottes, erzählten ihm das Elend, das sie vernichtet habe, und zeigten die Spuren von dem neuen Raubzug. Jener aber fragte den Mamertinus, der damals Tribun war, später aber zum Bischof geweiht wurde, ob er nicht einige Bewaffnete um sich habe, um die Räuber auf der Stelle zu verfolgen? Dieser gab zur Antwort: „Soldaten habe ich wohl, aber es sind nur sehr wenige, und ich wage nicht, mit einer so großen Schaar von Feinden den Kampf zu bestehen. Wenn Du es aber, ehrwürdiger Vater, befiehlst, dann glaube ich, daß wir durch dein Gebet den Sieg davontragen werden, auch wenn uns die Hälfte der Waffen fehlt." Und der Diener Gottes sagte: „Auch wenn deine Krieger unbewaffnet sind, werden sie jetzt von den Feinden Waffen erhalten: denn wer fragt nach der Anzahl und Tapferkeit der Streiter, wo Gott in allen Dingen als der Vorkämpfer erkannt wird? Darum ziehe im Namen des Herrn eiligst von dannen: denn wenn Gott in seiner Barmherzigkeit der Führer ist, wird auch der Schwache stark. Der Herr wird für Euch kämpfen, und Ihr werdet verstummen. Eile also! Aber dies Eine beherzige vor Allem, daß du, wen du von Barbaren gefangen nimmst, ihn unversehrt zu uns bringst."

Sie zogen daher aus der Stadt und fanden am zweiten Meilenstein an einem Bache, welcher Tigantia heißt, die Räuberschaaren, schlugen sie sogleich in die Flucht und nahmen ihnen allen die Waffen. Die andern aber führten sie gefangen und gefesselt zu dem Diener Gottes, wie er es befohlen hatte. Dieser ließ sie von den Fesseln befreien und mit Speise und Trank erquicken, dann sprach er wenige Worte zu ihnen: „Gehet und meldet euren Genossen, daß sie nicht mehr wagen sollen, nach Beute begierig hierher zu kommen; denn sogleich wird sie das Strafgericht der himmlischen Rache ereilen. Gott wird für seine Knechte streiten, die er in seiner Allmacht zu schützen pflegt, daß der Feinde Geschosse ihnen keine Wunden bereiten, sondern vielmehr zum Schutze dienen." Darauf entließ er die Barbaren. Er

selbst dankte voll Freude Christo für dies Wunder, und prophezeiete, daß jene Stadt durch das Erbarmen des Herrn nie mehr von den Beutezügen der Feinde Schaden erleiden würde, solange die Bürger sich weder durch Glück noch Unglück von dem Dienste des Herrn abspenstig machen ließen.

Für eine Kirche, welche außerhalb der Stadt Batavis an einem Orte Namens Bojatro jenseits des Innflusses gebauet worden, wo er selbst eine Zelle für wenige Mönche gebauet hatte, wurden Reliquien von Martyrern gesucht. Da nun die Presbyter sich dazu drängten, ausgesandt zu werden, um die heiligen Ueberreste herbeizuholen, ermahnte sie der hl. Severin also: „Wohl ist Alles, was Menschenhand geschaffen hat, vergänglich, diese Häuser aber müssen vor allen anderen schnell verlassen werden, und deßhalb solltet Ihr um der Reliquien der Heiligen willen Euch keine Mühe auferlegen, weil der Segen des hl. Johannes von selbst ihnen zufallen wird.“ Indessen baten die Bürger flehentlich den heiligen Mann, daß er zu Feva, dem Fürsten der Rugier, gehe und ihnen die Erlaubniß zum Handel erwirke. Er antwortete ihnen: „Die Zeit dieser Stadt ist nahe herbeigekommen, verwüstet wird sie stehen wie die übrigen obern Kastelle und verlassen von Bewohnern. Was ist es also nöthig, an Orten um den Handel Sorge zu tragen, an denen bald kein Kaufmann mehr erscheinen wird?“ Während Jene erwiderten, er solle sie nicht verachten, sondern durch seine Hülfe wie früher sie unterstützen, da sagte plötzlich ein Presbyter, vom bösen Geist besessen, Folgendes: „Gehe, ich bitte dich, heiliger Mann, gehe eilends, damit wir nach deiner Entfernung uns ein wenig vom Fasten und Wachen erholen können.“ Da er dieses sagte, brach der Mann Gottes in Thränen aus, daß ein Priester, während es alle hören konnten, solch' thörichtes Geschwätz erhebe. Denn Thorheit, welche offenbar wird, bezeugt geheime Sünden. Darauf sagte der heilige Mann, von den Brüdern befragt, warum er also weine: „Ich sehe, wie ein schweres Unheil in meiner Abwesenheit diesen Ort treffen wird. Christi Heiligthümer werden, was ich nicht ohne Jammer aussprechen kann, von menschlichem Blute überströmen, und auch dieser Ort wird entweiht werden.“ Er sprach nämlich im Baptisterium. Darauf bestieg er ein Schiff und fuhr die Donau hinunter zu seinem alten Kloster, das größer, als alle übrigen war und nahe den Mauern der Stadt Favianis lag. Während er aber noch dorthin fuhr, drang

Hunimund, begleitet von wenigen Barbaren, in die Stadt Batavis ein, wie der Heilige prophezeit hatte. Da fast alle Bewohner bei der Ernte beschäftigt waren, tödtete er vierzig Männer, die man zur Bewachung zurückgelassen hatte. Auch jenen Presbyter, der so frevelnde Worte in dem Baptisterium gegen den Diener Gottes ausgestoßen hatte, ergriffen die Barbaren, als er an jenem Orte eine Zuflucht suchte, und schlugen ihn todt.

3. Sinken der alten Religion.

Um das Jahr 550 kam der Diakon Vulfilaich, ein Longobarde, glühend von christlichem Eifer nach Yvoy (jetzt Carignan zwischen Sedan und Montmedy), das damals zum Trierer Gebiete gehörte, und bauete sich auf einem nahen Berge mit eigener Hand eine Hütte. „Ich fand hier damals," so läßt Gregor von Tours ihn erzählen, „ein Bild der Diana, welches das ungläubige Volk abgöttisch verehrte. Ich errichtete mir auch eine Säule, auf welcher ich ohne alle Fußbekleidung in großer Pein stand. Wenn dann der gewöhnliche Winter kam, litt ich unter der Eiskälte so sehr, daß mir von dem heftigen Froste öfter die Nägel abgingen und in meinem Barthaar das Eis wie Kerzen herunter hing. Meine Speise und Trank waren ein wenig Brod und Kohl und mäßig Wasser. Als aber die Volksmenge aus den benachbarten Höfen zu mir herzuströmen anfing, predigte ich unabläßig: nichtig sei die Diana, nichtig die Bilder, nichtig ihr Götzendienst; unwürdig auch die Lieder, die sie bei Wein und schwelgerischen Gelagen sängen; sondern Gott dem Allmächtigen, der Himmel und Erde gemacht, sei es würdig, das Dankesopfer darzubringen. Oefter flehete ich zum Herrn, er möge das Götzenbild zerstören und dieses Volk von solchem Irrthum befreien. Gottes Barmherzigkeit beugte den bäuerischen Sinn, daß er das Ohr neigte den Worten meines Mundes, die Götzen aufgab, und dem Herrn folgte. Da rief ich Einige von ihnen und mit ihrer Hülfe habe ich es später erreicht, das gewaltige Götzenbild, das ich mit eigener Kraft nicht zerschmettern konnte, zu zerstören. Denn die andern Bilder, die kleiner waren, hatte ich schon zusammengebrochen." Die Statue der Diana, die ohne Zweifel von Marmor war, wurde alsdann in Stücken niedergerissen und als sie auf der Erde lag, mit eisernen Hämmern zerschlagen und zermalmt.

Noch dreißig Jahre später fand der hl. Kolumban bei Luxeuil in den Vogesen im Walde stehen eine Menge steinerner Götterbilder, die aber vom Volke nicht mehr verehrt wurden. Als Derselbe mit dem hl. Gallus und einem Diakon an den Züricher See kam, ließen sie sich zuerst in Tuggan nieder, weil ihnen die Gegend sehr gefiel. Das Volk war aber heidnisch, und sie fingen an, Christi Lehre zu verbreiten. Gallus legte Feuer an die religiösen Gebäude der Umwohner und warf die Heiligthümer der Götter in den See. Es beschloß das Volk, Gallus solle sterben und Columbanus aus dem Lande. Da rief Dieser Gottes Zorn auf die hartnäckigen Leute und ihre Kinder herab, und zog mit seinen Jüngern und wenigen Bekehrten nach Arbon am Bodensee, wo ein Priester Namens Willimar wohnte. In seinem Hause blieben sie sieben Tage, und als sie hörten, in der Nähe läge zerstört die Stadt Pregentia (Bregenz) und eigene sich die Stätte wohl zum Kloster, so bestiegen jene Drei ein Schiff, fuhren hinüber und baueten sich Hütten. Es stand da auch eine Kapelle der hl. Aurelia: die Umwohner aber hatten darin drei eherne und vergoldete Götterbilder aufgestellt, „denen sie mehr anhingen und mehr Gelübde darbrachten, als dem Schöpfer der Welt, indem sie sagten: dies sind die alten Götter, die ursprünglichen Schirmherren der Gegend, durch deren Hülfe wir und das Unserige bestehen bis auf den heutigen Tag.“ Gallus hielt eine große Predigt, und dann zerschmetterte er vor Aller Augen die Götzenbilder an den Felsen und schleuderte sie in die Tiefe des See's. „Da bekannte ein Theil des Volkes seine Sünden und glaubte, der andere ging zornig und aufgebracht in voller Wuth von dannen. Und es segnete der Mann Gottes Kolumbanus Wasser, weihete damit die verunreinigten Oerter, und gab so der Kirche der hl. Aurelia die frühere Ehre zurück. Und es verweilte dort der fremde Kämpfer Christi mit seinen Jüngern während dreier Jahre.“ So heißt es in der Lebensbeschreibung des hl. Gallus. In der von Kolumbanus wird auch Folgendes von der Bodensee-Gegend erzählt. „Einmal fand er, als er diese von schwäbischem Volke bewohnte Gegend durchzog, wie die Leute ein heidnisches Opfer begehen wollten. Sie hatten ein großes Gefäß, das bei ihnen Cupa (Kufe) genannt wurde und ungefähr zwanzig Eimer faßte, mit Bier gefüllt und in ihre Mitte gesetzt. Auf Kolumban's Frage, was sie damit wollten, sagten sie, sie brächten ihrem Gott Wodan ein Opfer“,

— d. h. sie wollten fröhlich mitsammen des Gottes Minne trinken. Viele hörten auf die flammenden Reden und ließen sich taufen. Die aber die Prediger verachteten und empört waren ob der Zertrümmerung der Bilder, thaten ihnen die ärgsten Unbilden an, und sie waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Kolumbanus sagte: „Wir haben hier eine goldene Schale, aber voll von Schlangen gefunden", und zog ab nach Italien.

Gallus aber mußte fieberkrank zurückbleiben, und bei dem Priester Willimar um Obdach bitten und Hülfe in seiner Schwachheit. Er wurde mit Freuden aufgenommen und alle Liebe ihm erwiesen, und den beiden Klerikern Maginold und Theodor aufgetragen, daß sie für ihn sorgten und ihn pflegten in der Nähe der Kirche. Als er nun gesund geworden, bauete er tief in der Wildniß seine Klause. Noch höher im Gebirge, in Grabs im Sennwalde, wohnte ein anderer Diakon mit Namen Johannes, „der Gott in Gerechtigkeit und Furcht diente." Inzwischen war Gaudentius, der Bischof von Konstanz, gestorben. „Da schickte der Herzog jenes Landes, der in Ueberlingen Hof hielt, dem Manne Gottes einen Brief, auf daß er nach Konstanz komme, und bei ihm einen würdigen Bischof erwähle. Und er berief zur Wahl den Bischof von Augsburg sammt seiner Geistlichkeit und Gemeinde, und den von Speier, und außerdem aus ganz Hochgermanien die Priester, Diakone, Kleriker und Laien in ebendieselbe Stadt, auf daß ein würdiger Bischof erkoren werde. Durch Vermittlung des Herzogs und der Suebenfürsten war die Versammlung drei Tage lang im Beisein einer ungeheuren Volksmenge hingehalten, bis Gallus erschien; denn ihn wollte man zum Bischof. Er aber sagte, er sei ein Fremder und könne nicht Bischof sein, und empfahl Johannes, indem er die Vollkommenheit seines Lebens lobte. Während sie dieses und vieles Andere behufs seiner Wahl mit dem Manne Gottes besprachen, zog Jener sich demüthig zurück und entfloh außerhalb der Stadt in die Kirche des hl. Stephanus. Ihm folgte eine Schaar Priester und Volkes, die ihn wider Willen und traurig zurückführten. Laut erschallte die Stimme der Menge, als Johannes mit Einstimmung des Volkes zum Bischof gewählt wurde. Nach vollzogener Wahl wurde er von den erwähnten Bischöfen geweiht, und Alle begehrten dringend, daß er sogleich die Messe feiere, und daß der Mann Gottes mit seinen honigsüßen Lehren das Volk unterrichte.

Begierig, die Herzen aus der göttlichen Quelle zu tränken, ergriff Gallus die Hand seines Zöglings, führte ihn auf eine Erhöhung, und indem der Bischof die Worte seines Lehrers erklärte, redete Jener vom Ursprung des Himmels und der Vertreibung des ersten Menschen, und knüpfte daran Ermahnungen zur Erlangung des himmlischen Erbes."

Solche Beispiele lassen uns ahnen, wie es in den Gemüthern der Deutschen herging, als sich die Wogen der Völkerwanderung allmählig verliefen. Wo es Christen gab, hielten sie brüderlich zusammen, und verehrten ihre wort- und geistesgewaltigen Glaubenslehrer als heilige gottgesandte Männer. Aus weiten Gebieten kamen sie zusammen, um an einer Bischofswahl Antheil zu nehmen; denn diese war jetzt die wichtigste Angelegenheit des ganzen Landes. Die große Masse des Volks hielt sich zwar noch fern vom Christenthum, allein in ihrer alten Religion war allmählig eingetreten, was nicht ausbleiben konnte. Der Höherbegabte mußte endlich auf Nachdenken verfallen über die Ursachen der Dinge, über Wesen und Einheit der Götter, und der Gegensatz zwischen Himmel und Erde, Geist und Stoff, Weltall und Einzeldingen, Naturgesetz und Schicksal, dieser Gegensatz mußte ihn zur Ahnung des einen unendlichen Geistes und Weltschöpfers führen. Umgekehrt verwickelten sich niedere Naturen mehr und mehr in rohen Aberglauben, in Zauberwesen und äußerliche Götterverehrung. Für sie vergröberte sich die Germanen-Religion zum Bilderdienst und verlor eben damit den innern Halt in der Seele. Gleichgültigkeit, Zweifel, Unglauben griffen um sich. Wie wäre sonst zu erklären, daß sich im Volke so häufig keine Hand rührte, wenn von den eifernden Christenlehrern Götterbilder und Heiligthümer umgestürzt, zertrümmert und verbrannt wurden. Nichts blieb übrig, als das trotzige Vertrauen auf das Recht und die Stärke des Eigenwillens oder das Pflichtgefühl, daß man arbeiten, kämpfen und sich opfern müsse für sein Volk und Geschlecht. Diese Entwicklung war beschleunigt durch alles das, was Römer und Christen gesagt und gelehrt, gesungen und gebetet hatten. Der alte Götterglauben war erschüttert, wenn auch nicht entwurzelt, und ein neuer fester Hort der Wahrheit schimmerte erst von Ferne.

Siebzehntes Kapitel.

Geistige Förderung.

---

1. Anregungen.

Durch die Eroberung Galliens und durch das Vorschieben der römischen Gränze bis an den Rhein und an die Donau hatte sich nun die Weltstellung, welche das Land der Germanen zur Zeit von Christi Geburt einnahm, wesentlich verändert. Damals war es weit entlegen und abgeschlossen von den Ländern der Bildung: jetzt hatte ein Drittel des deutschen Bodens ein viel schöneres und belebteres Aussehen gewonnen, und die grüne Einförmigkeit der germanischen Haiden und Wälder umgab im Westen und Süden nunmehr ein hellrothes Kulturgebiet.

Wie mochten die Nachbaren, die gewiß öfter über die Gränze kamen, die Augen aufreißen, wenn sie das Leben und Treiben, die Pracht und Behaglichkeit in den Städten sahen! Die großen Vortheile, welche der verbesserte Anbau des Landes mit sich brachte, lagen zu offen und unbestreitbar am Tage, als daß sie nicht angelockt hätten. Auch blieb es nicht ohne Eindruck auf die Gemüther, wenn sie sahen, wie Römer ihre Gottheiten, ihre Legionen und Krieger, ihre Verstorbenen durch Altäre und Denkmäler ehrten. Daß aber mit den Römern sich schön häuslich leben lasse, bezeugten die Familienbilder in Stein und die lebendigen Verbindungen, welche germanische Mädchen — genannt sind z. B. eine Belatumara und eine Jantumara — ehelich mit Römern geschlossen hatten.

Es ließ sich auch gar nicht mehr hindern, daß aus dem weiten hellrothen Kulturgebiet sich in die grünen Flächen des übrigen Deutschlands rothe Adern hinein schlängelten, erst schmal und spärlich, bald aber stärker und zahlreicher anschwellend und fort und fort sich verlängernd, bis die letzten rothen Aederchen an der Ostsee und Weichsel ausliefen.

Erst sucht ja die Kultur langsam Wege und Bahnen, auf denen sie einzelne Menschen und Geräthschaften als Vorläufer aussendet. Bald folgen in größerer Menge ihre Beweise in Künsten und Sachen zu bequemerem Gebrauch, und die Bewohner des Neulandes gewöhnen

sich allmählig daran als an etwas Unentbehrliches. Endlich wird auch bei ihnen die Begierde übermächtig, dergleichen gute Dinge zu besitzen und nachzuahmen.

Für das nichtrömische Germanien waren die Pfadfinder der Kultur in erster Linie die Händler, welche Deutschland durchzogen, um Waare zu bringen und zu holen. Erwähnt ist bereits, daß römische Vornehme Massen von Bernstein an der Ostsee sammelten und nach Italien brachten, und daß römische Kaufleute in Böhmen bei König Marbod's Hofhaltung Wohnung genommen. Umgekehrt kamen germanische Kaufleute in's römische Gebiet hinein. Die Hermunduren durften frei und ungehindert in Augsburg ihre Geschäfte betreiben. Wenn aber Händler aus andern germanischen Stämmen ohne Wachbegleitung nicht über die Gränze durften oder nur bis zu den römischen Lagerdörfern kamen, immerhin sahen und merkten sie genug von neuen Dingen, deren Nutzen und Nettigkeit ihnen soweit einleuchtete, um davon in der Heimath zu erzählen. Die Waffen und Hausgeräthe von Bronze, die Schmucksachen, die Zeugstoffe, die Eisen-, Gold- und Silberwaaren, die Weine und noch viel Anderes, was den Hofbesitzern im Innern Germaniens zugeführt wurde, mußten bei diesem aufgeweckten Volke lebhafte Neugierde und das Verlangen erregen, mehr von Land und Leuten zu wissen, die ihnen diese Waaren zuschickten. Genügt doch jetzt bei Jung und Alt eine seltene Frucht oder ein kostbares Gewand aus fremdem Land, um die Phantasie zu beleben, daß sie in jenes fremdartige Gebiet sich versetze. Schon dies, daß die Wege eröffnet, daß sie ständig mit Lastwagen und Saumthieren begangen und befahren wurden, daß man wußte, wie viel Tagreisen nöthig, um hierhin und dorthin anzulangen, war ein bedeutender Fortschritt.

Diese Wege zogen auch die Quacksalber mit ihren Arzneimitteln und Wunderkuren, die Gewerker in allerlei Zeug und Geräthschaft, die Bergleute, die man gern begrüßte als die Meister, welche Erzadern zu entdecken und anzubauen verstanden, und die Metallschmiede, die willkommene Waffen und aus Kupfer, Gold und Silber Schüsseln, Kannen und anderes Schatzgeräth machen konnten. Von ihnen lernten, wie wir aus Beispielen wissen, die Germanen mit Begierde. Nicht wenig Kunde, wieviel Gewerk und Begehrenswerthes man im Römerreiche besitze, brachten auch die germanischen Söldner unter die Leute.

Das Reislaufen hatte ja unter allen Stämmen und Völkerschaften Deutschlands mit jedem Jahrzehnt größere Umrisse genommen. Kamen die jungen Männer zum Besuch oder, nachdem sie ausgedient hatten, für immer wieder in die Heimath, so brachten sie Geschmeide und Andenken mit und flossen über von den Wunderdingen, die sie in der glanzvollen Fremde gehört und gesehen hatten. Wie funkelten da ihre trefflichen Waffen den Leuten vor den Augen! Schon ihre Tornister nahmen sich einem germanischen Hafersack gegenüber aus wie ein Prinz neben einem Bettler.

Brachten nun alle Diese gelegentlich auch nach entfernten Landschaften Germaniens Vorstellungen von Macht und Nutzen und Reiz der Kultur, so thaten das absichtlich und im Ganzen und Großen, und gewiß mit mancher Uebertreibung, die römischen Offiziere und Unterhändler, die von einem Adelshof zum andern, von einer Gauversammlung zur andern reiseten, um des Reiches Größe und Würde zu verkündigen, hier Bündnisse einzufädeln, dort Kriege und Feindschaften anzuzetteln. Auch die Wißbegier meldete sich, denn seit dem Schrecken der Kimbern- und Teutonenschlachten beschäftigte man sich in den Hauptstädten des Römerreichs nur gar zu gern mit dem unbekannten Innern des weiten Germaniens. Kaiser Aurelian konnte für seinen Triumphzug kein größeres Gerede und Aufsehen erwecken, als daß er in einem gothischen Wagen mit dem Gespann von vier Hirschen, die einem Germanenfürsten gehört hatten, stolz zum Kapitol hinauffuhr, und oben die Hirsche schlachtete; denn feierlich hatte er dies Beutestück dem Jupiter Optimus Maximus gelobt. In unserer Zeit hat es nur ein Menschenalter gedauert, bis durch die Anstrengungen von Deutschen, Engländern, Amerikanern und Franzosen Afrika, der dunkle Welttheil, entschleiert wurde: man denke sich also, welchen Erfolg es haben mußte, als die vereinigten Kräfte der Römer, Gallier und Griechen sich auf Germanien warfen, um seine Landschaften bekannt und Waaren und Wissen dort einheimisch zu machen.

2. Rechtsverständniß.

Durch alles dies wurde Geist und Nachdenken der Germanen gereizt, geweckt, genährt: eine ganz neue Welt stieg vor ihren Blicken empor, hier lockend und leuchtend, dort finster und bedrohlich. Sie

mußten ihren Fleiß und Verstand aufbieten, um gegen die Massen, welche der römische Handel einführte, ihre kleinen Gewerbe zu behaupten, und ihre Haus- und Feldwirthschaft kam ihnen in manchen Stücken doch gar zu roh und ärmlich vor, sahen und hörten sie, wie reich und gedeihlich es bei den Römern damit bestellt war. Einmal aufgestört aber aus ihrem Leben voll Arbeit, Gelage und Fehden hob sich auch ihr Denkvermögen höher: ihr Geist wurde heller, ihr Wissen weiter.

Suchten sie nun Macht und Wesen der Römer sich zu erklären, so stellte sich ihnen ein ungeheures Weltreich dar voll Frieden und Ordnung, in welchem der Kaiser herrschte wie ein Gott. Dann erkundigten sich wohl die Begabteren — sie waren ja keine Indianer — nach dem geistigen Besitzthum der Römer, nach deren edelster Lebensfreude, und sie erfuhren und begriffen etwas von Kunst und Wissenschaft, von Schauspiel und Dichtung, von Beredsamkeit und Philosophie, und der Reichthum der römischen und griechischen Literatur stand vor ihnen wie ein blüthenbehangener Berg.

Das erste Gefühl war freudige Erregung über so viel Schönes und Herrliches; — dann meldete sich eine unangenehme Empfindung, man wurde traurig und niedergeschlagen über die eigene Armseligkeit; — alsbald aber erhob sich der germanische Stolz, das trotzige Bewußtsein der stärkeren Manneskraft und würdigeren Freiheit und Ehre. Das Selbstgefühl behielt zuletzt die Oberhand und rief eine Ahnung hervor von des eigenen Volkes Wesen, Geschichte und Bestimmung. Diese Vorstellungen wurden noch viel deutlicher, als die germanischen Heerwanderer fort und fort auf fremde Völker stießen und erkannten, wie sehr sie davon verschieden seien.

Zuerst wurden sie ihrer tieferen Eigenart gewiß in Allem, was Recht und Sitte anging. Wo sie im Westen oder Südosten über die Reichsgränze vordrangen, trafen sie aller Orten auf römisches Recht, das herrisch und gewaltsam kein anderes wollte neben sich gelten lassen. Ihre Rechtsanschauung aber war ihnen etwas Ernstes, Heiliges, Unumstößliches, und doch war sie in den meisten Stücken, kaum Vertragsrecht ausgenommen, grundverschieden von der römischen, und um zu behaupten, was ihres Volkes theures Recht war, um dasselbe auch Nichtgermanen klarer zu machen, und sich selber nicht verwirren zu lassen, regte sich der Wunsch nach Sammlung und Aufzeichnung. Bei

den Römern stand ja alles Recht festgeschrieben, war auf das Feinste ausgebildet, in einer zahllosen Menge von Schriften erklärt. Auch wenn Völkerschaften verschiedener Abstammung sich unter einander mischten, was in der Völkerwanderungszeit öfter vorkam, oder wenn stammverwandte Gaue und Völkerschaften einen dauernden Bund schloßen oder ein gemeinschaftliches Oberhaupt erkoren, dann war es vor allen Dingen das Recht, nach welchem man fragte und in welchem man sich uneinig oder auch einig wußte. Umgekehrt war es das deutlichste Zeichen, daß eine besiegte Völkerschaft ganz gebrochen worden, wenn ihr der Sieger sein eigen Recht vorschrieb. Bei solchen Anläßen wurden also die Buß- und Wehrgeldregister, die Menge der alliterirenden Rechtssprüchwörter, die Satzungen, welche von Volk und Fürst in den letzten Zeiten gemacht worden, und was sich etwa sonst alte erfahrene Schöffen an wichtigen Sätzen über Erbe und Familie, Gericht und Verfassung, sei es zu besserm Gedächtniß oder zur Lehre für die Jugend oder auch nur aus Lust und Liebe daran, aufgeschrieben hatten, — das Alles wurde jetzt zusammengesucht und durchgeprüft, ob es eine gute, d. h. allgemein anerkannte Gewohnheit sei, und dann schriftlich zusammengestellt.

Da man in Rechtsschriften noch wenig Erfahrung hatte, so begnügte man sich mit den Hauptsachen und war auch gerne zufrieden, wenn sich für das Körnige und Treffende des alten Rechts nur ungefähr ein passendes Wort fand. Am meisten kam dabei zu kurz die dichterische Weise, wie der Germane Natur- und Menschenleben auffaßte. Der poetische Ausdruck wurde gebrochen und doch war er so kräftig, daß er noch jetzt wie eine Grundfarbe hindurch scheint durch das lateinische Gewand, welches später auch wohl alte Rechtsbücher, gleich wie jede andere für die Oeffentlichkeit bestimmte Schrift, annehmen mußten. Die frühesten Aufzeichnungen aber sind ohne Zweifel in germanischer Sprache und wahrscheinlich noch in Runen erfolgt. Der Geschichtsschreiber der Ostgothen, Jordanes, berichtet: „Ihre eigenen geschriebenen Gesetze hatten sie, die sie noch zu seiner Zeit Bellagines nannten". Dieses Wort ist offenbar das gothische Wort Bilageneins. Welche sprachliche und juristische Köstlichkeiten würden diese uns liefern, wenn sie bis auf unsere Zeit erhalten wären! Von dem burgundischen König Gundobald wissen wir, daß er im letzten Drittel des fünften Jahrhunderts dafür sorgte, daß seines Volkes

Recht aufgeschrieben wurde, damit auch die unterworfenen Romanen sich darauf berufen könnten. Von den ältesten Gesetzen der salischen Franken gab es mehrere Sammlungen, und von drei derselben ist uns das Vorwort erhalten. Das ausführlichste beginnt, wie folgt: „Als das berühmte Frankenvolk, — von Gott gegründet, tapfer in Waffen, standhaft in Friedensbündnissen, tief im Rath, am Leibe edel und heil, herrlich an Wuchs und Gestalt, kühn, rasch und durchschlagend, jüngst zum katholischen Glauben bekehrt, rein von Ketzerei, — damals, als es noch von Barbarei befangen war, auf Gottes Antrieb den Schlüssel der Wissenschaft suchte, nach Gerechtigkeit gemäß der Art und Weise seiner Eigenschaften verlangte und die Sitte fromm bewahrte, diktirten das salische Gesetz die Häupter dieses Volkes, welche zu jener Zeit bei ihm die Regierer waren. Es wurden aber erwählt von Mehreren vier Männer, mit Namen Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast in den Landschaften, die genannt sind Salagau, Bodogau, und Windogau. Diese kamen auf drei Gerichtsversammlungen zusammen, beredeten sorgsam alle Streitigkeiten, handelten von dem Einzelnen und beschlossen die Satzung." Aus einem andern Vorwort erfahren wir, daß jene vier Juristen auf dem rechten Rheinufer ansässig waren.

Wenn nun Ostgothen, Burgunder und Franken schon in der Zeit der Völkerwanderung ihre Gesetzbücher verfaßten, so werden Allemannen, Thüringer, Baiern und Sachsen damals ebenfalls schon Aehnliches unternommen haben. Antriebe und Veranlassung waren ja die gleichen, hatte doch das römische Recht bereits zur Zeit des Varus einen frechen Besuch gemacht bis zur Weser hin. Die ersten Sammlungen der Rechtssätze aber sind, da sie später in jeder Beziehung verbessert und öfter neu aufgeschrieben wurden, nicht mehr geachtet worden und verloren gegangen, oder, wenn in Runenschrift verfaßt, absichtlich vernichtet worden von christlichen Priestern und Denen, die auf ihren Rath hörten.

Mit der Aufzeichnung der Volksrechte aber war jedenfalls ein großer Schritt vorwärts geschehen. Das Recht war wenigstens einigermaßen dem Parteigezänke und der Fehde entzogen. Noch immer blieb es trotz der Aufzeichnung ein lebendiger Stoff, aus welchem geschöpft, gesetzt, gerichtet wurde; noch immer konnte jeder Rechtsgenosse das Urtheil schelten und mit Schwert oder Kolben für ein anderes einstehen;

allein der von altersher geschriebene Satz forderte doch mehr Geltung für sich, als das bloße Wissen des Richters. Durch die Aufzeichnung war das gesammte Recht fester und klarer geworden. Indem man es aber in kurzen scharfen Sätzen vor sich hatte und seinen Zusammenhang überschaute, war man auch ganz anders angeregt, es fortzubilden, als da es allein in den dunklen Gründen des allgemeinen Bewußtseins lebte. Damit wurde die geistige Thätigkeit überhaupt regsamer und richtete sich fleißiger auf Verbesserung der öffentlichen Zustände. Das Rechtsbuch stellte ja Allen einen gemeinsamen Erbschatz vor Augen, der nicht wenig beitrug, das nationale Gefühl zu festigen und zu stärken.

3. Geschichte, Sage und Dichtung.

In den Vorreden zum Volksrecht der salischen Franken, der Burgunder, der Longobarden greifen die Verfasser auf die alten Sagen zurück, weil sie dem Werke Ahnen und Stammbaum ihres Volkes gern an die Spitze gesetzt hätten. Jordanes, der Ostgothe, hielt sich, gleich wie später der Longobarde Paulus Diakonus und der Sachse Widukind, für den Anfang seines Geschichtsbuches an solche Sagen, prüfte sie aber bereits auf ihren historischen Gehalt. Durch den Verkehr mit Römern und andern Völkern, durch das Eindringen christlicher Ideen, durch das fortschreitende Nachdenken war man mißtrauischer geworden gegen die Ueberlieferungen von Göttern und Helden. Das aber hinderte nicht, die alten Sagen mit Lust und Lärm desto lauter zu singen. Den Römern war dies Rühmen und Singen im Chor, das die Tollkühnheit steigerte, höchst widerwärtig. Kaiser Julian schimpfte: Allemannengesang schalle wie Geierkrächzen, und Ammian Marcellin erzählte: die Gothen ließen ihrer Vorfahren Ruhm daher rauschen durch rohes Singen und Schreien.

Der hohe Ton, in welchem die Germanen von ihrem eigenen Volke sprachen; die ehrende Art und Weise, wie sie ihrer Könige und Helden Leichenfeier begannen; der Werth, welchen sie auf berühmte Schatzstücke in des Königs Hort legten, dies bezeugt, wie noch manches Andere, das Wachsen geschichtlichen Sinnes. Auch die Geographie fing an, die Augen aufzuschlagen: wir erfahren von einem Hildebald, Athanarid und Markomir als Länder- und Völkerkundigen bei den

Gothen. Wo man aber aufmerkt auf die Weltbegebenheiten, da wird nicht mehr in den Tag hinein gelebt. Dem Volke dämmert etwas von seinem Berufe auf der Welt, und es stellt sich nun mit klarem Willen Aufgaben, bei deren Ausführung seine geistige Bildung im selben Grade sich emporhebt, als seine Willenskraft mächtiger und umfassender wird.

Nun rauschten in der Völkerwanderung ungeheure Schicksale über Europa dahin. Heerschaaren eilten von Sieg zu Sieg der Vernichtung entgegen. Reiche blüheten mächtig empor und waren bald darauf vom Erdboden verschwunden. Aller Orten erzählte man von Abenteuern der wunderbarsten Art, von Thaten des kühnsten Heldenmuths, von Seelennoth und erhabener Selbstopferung, von Siegesjubel und mörderischer Tücke und Niedertracht. Das war die rechte Zeit für epische Dichtung: eine gehobene oder tief trauervolle Stimmung, in welcher sie das Seltsamste als natürlich ansahen, verbreitete sich über Alle, die da mitkämpften und mitlitten. Alte Sagen wurden wieder lebendig, flossen in die poetische Strömung ein, wurden ineinander verschmolzen und umgedichtet. Neue aber schossen üppig empor. Der Drang, zu berichten und die Erzählung auszuschmücken, kam gleich nach dem Thatendrang. Wie kein Jäger aus wildem Gebirge heimkehrt ohne Lust und Trieb, von Wild und Schuß und Sprung zu rühmen, so damals kein Held aus der Schlacht oder von ferner Fahrt. An den Höfen war Niemand beliebter als der Sänger. König Chlodwig hatte gehört, wie herrlich die Sagen erklangen bei des großen Theodorich Gelagen, und ließ mit Bitten nicht ab, bis Dieser ihm einen liederreichen gewandten Sänger schickte. Auch die Fürsten griffen in die Saiten und des unglückseligen Gelimer, des letzten Vandalenkönigs, einziger Trost war es, die Klage über seines Volkes und Hauses Fall bei der Harfe auszutönen. Nur sehr wenig ist uns aus jener sangesreichen Zeit erhalten, vollständig fast nur, was zum Sagenkreis eines einzigen Geschlechtes, des burgundischen Königshauses, gehörte, dies Wenige aber glänzt unter den edelsten Juwelen der Weltliteratur.

Solche Dichtungen geben auch vielfach Kunde, wie es damals herging. Allbekannt sind die im Nibelungenepos mit der uralten Siegfriedssage verflochtenen Geschichten von den drei Burgunderkönigen und ihrer Schwester Chriemhild, von Hagen von Tronje, Rüdiger von

Bechlarn und dem Hunnenkönig Attila. Auf der Landesbibliothek zu Kassel liegt ein alter Pergamentband voll lateinischer Gebete, auf den innern Seiten des Holzdeckels schrieben zwei Mönche ein Stück des Liedes von Hiltibrant (dem Kampfglühenden) und Hadubrand (dem Streitglühenden). Da heißt es: König Dietrich von Bern (Theodorich) hatte in Kriegsnoth mit seinem Waffenmeister Hiltibrant zu Attila, dem Hunnen- und Gothenkönig, flüchten müssen. Erst nach dreißig Jahren kehrten sie zurück. Da war Hiltibrant ein Greis, und an der Schwelle der Heimath trat ihm ein junger Ritter mit Gefolge feindlich entgegen. Der Alte fragte nach seinem Namen und erkannte den Sohn, den er einst als Kind zurückgelassen. In stiller väterlicher Angst erzählt er seine Geschichte und bietet dem Ritter goldene Armringe. Doch dieser brennt vor Kampflust und ruft: „Mit dem Ger soll man Gabe empfangen, Schwertspitze gegen Schwertspitze: Du bist ein alter schlauer Hunne, der mich berücken will, um mich desto gewißer zu tödten. Meerfahrer kamen über den Wendelsee (das Mittelmeer) und sagten für gewiß, todt sei mein Vater Hiltibrant.“ Will er nicht ehrlos sein, so muß der Vater kämpfen gegen den eigenen Sohn auf Tod und Leben. Nun warfen sie die Eschenlanzen auf einander, daß sie in den Schilden standen. Dann flogen die Schwerter heraus und hämmerten auf die weißen Schilde, daß deren Ränder ganz zerhackt wurden. — Leider haben die Mönche nicht weiter geschrieben, jedoch endete die Sage wahrscheinlich damit, daß der Vater, in heller Freude über des Sohnes Ritterlichkeit, ihn mußte zu Tode treffen.

Eine ähnliche Sage ist das Waltarilied. Von seinen Kriegszügen brachte Attila den fränkischen Königssohn Walter und die burgundische Königstochter Hildegund heim nach Ungarn. Diese wurde von der Königin zur Hüterin des Schatzes bestellt, während Jener im Kriege diente. Beide verstanden einander, machten bei einem Gastmal, welches Attila zu Ehren von Walters Siegen gab, die Hunnen trunken und entflohen mit dem Frankenschatz. Vierzehn Tage reiten sie gegen Westen, beide auf demselben Roß. Als sie aber an den Rhein kommen, muß Walter mit zwölf Rittern kämpfen, die er Alle besteht, und dann folgt erst der schwere Kampf mit Gunther und Hagen, der dem König einen Schenkel, Hagen ein Auge, und Walter eine Hand kostet. An den furchtbaren Schlägen erkennen sie

ihre Heldennatur. Sie versöhnen sich und Hildegund verbindet ihnen mit zitternden Händen die Wunden. Walter kommt glücklich heim und regiert an der edlen Gefährtin Seite noch ein ganzes Menschenalter.

4. Heilslehre.

Es war Luther's großer genialer Gedanke, unserm Volke die Bibel in die Hände zu geben in seiner trauten Muttersprache und geschrieben gleichsam aus seinem eigenen Geist und Gemüthe heraus. Welches Genie, welche Thatkraft, welches Gottvertrauen müssen wir dem Westgothen Wulfila zuschreiben, der zwölfhundert Jahre früher den gleichen Entschluß faßte und — ausführte! Nur die ganze Macht der Liebe, mit welcher das Christenthum, nur die hohe Begeisterung, mit welcher die klassische Bildung eine junge starke Seele erfüllte, konnten zu solch einem Werke befähigen. Gleich am Eingang unserer Geschichte giebt dieser edle Mann ein Beispiel, wie sehr Christenthum, griechische Bildung, deutsche Volksnatur zusammen gehören. Die älteste Bibel in einer andern, als deren Ursprache, nämlich in der eigenen Muttersprache haben nur die Germanen, — auch ein Wegweiser in die fernste Zukunft hinein.

Etwa hundert Jahr nach Wulfila schrieb Philostorgius eine Kirchengeschichte, von welcher einige Stellen in den Schriften des Patriarchen Photius erhalten sind. Eine davon mahnt daran, nachzudenken, ob nicht Skythen, Gäten und Gothen als dieselbe Volksart zu verstehen, und ob nicht dazu die Galater in Kleinasien gehörten, bei welchen der Apostel Paulus, als er ihnen das Evangelium predigte, so warme und begeisterte Aufnahme fand, daß er ihnen schrieb: „Wie waret Ihr dazumal so selig! Ich bin Euer Zeuge, daß, wenn es möglich gewesen wäre, Ihr hättet Eure Augen ausgerissen und mir gegeben.“ Und bald darauf gab es unter ihnen wieder nachdenkliche und zweifelsüchtige Forscher, welche Gesetz und Lehre gar zu gründlich nehmen wollten. Zu den Galatern gehörten auch die Eltern, welche ihrem Sohn den Namen Wulfila d. h. Wölflein gaben, während jetzt die griechische Form „Ulfilas“ gebräuchlicher ist. Die Stelle aber bei Phothius lautet:

„Philostargius erzählt, daß Wulfila aus dem jenseits der Donau gelegenen Lande der Skythen, welche von den Alten Geten, jetzt aber

Gothen genannt werden, eine große Menge von Menschen auf den Boden des römischen Reiches geführt habe, welche um ihres Glaubens willen aus den Sitzen ihrer Vorväter vertrieben worden. Dieses Volk sei aber zum Glauben an Christus auf folgende Weise bekehrt worden. Zur Zeit, da Valerianus und Galienus das Reich beherrschten, machte eine ungeheure Menge von Skythen, die jenseits der Donau ihre Wohnsitze hatten, einen Einfall in das Gebiet Roms. Sie verheerten einen großen Theil Europas, setzten dann nach Asien über und verwüsteten Galatien und Kappadokien. Als sie aber beladen mit reicher Beute sich auf den Heimweg machten, führten sie mit sich eine Menge Menschen gefangen fort, unter denen sich eine große Anzahl von Geistlichen befand. Unter diesen Gefangenen waren auch viele Gläubige: diese verkehrten mit den Barbaren und führten nicht wenige unter ihnen zum wahren Glauben, so daß sie von den heidnischen Irrlehren ließen und zum Glauben an Christus sich bekannten.

Unter Denen, welche damals gefangen fortgeschleppt wurden, waren auch die Vorfahren des Wulfila, Kappadokier von Abstammung, gebürtig aus einem Ort bei der Stadt Parnaßus, welcher Sadagolthina genannt wird. Dieser Wulfila also wurde das Oberhaupt jener gläubigen Männer, welche aus dem Gothenlande fortzogen, und ihr erster Bischof. Erwählt wurde er auf folgende Weise. Als einst der König der Gothen ihn mit einer Gesandtschaft an Kaiser Konstantin schickte, — denn auch die jenseits der Donau wohnenden barbarischen Völker leisteten Konstantin Gehorsam, — wurde er von Eusebius und andern Bischöfen, welche bei Jenen waren, zum Bischofe der Christen, welche unter den Gothen lebten, geweiht. Für diese sorgte er in allen Dingen. Vor allem aber ersann er besondere Buchstaben für sie und übersetzte in ihrer Sprache die ganze heilige Schrift. Doch nahm er die Bücher der Könige aus, weil sie von kriegerischen Thaten berichten, das Volk der Gothen aber schon genug Freude am Waffenhandwerk empfindet und in seiner Kriegslust eher des Zügels bedarf, als des Sporns. Jene Schriften erwecken große Begeisterung; sie werden für besonders heilig gehalten, und durch sie werden die Seelen der Gläubigen zur Verehrung Gottes geleitet. Jenen Auswanderern gab der Kaiser in Mösien Land zur Besiedelung, wo es ihnen gefiel. Den Wulfila selbst hielt er in großen Ehren. Oft wenn er von ihm sprach, hat er ihn wohl den Moses unserer Zeit genannt. Uebrigens

feiert Philostorgius den Wulfila mit großen Lobeserhebungen und schreibt, daß jener und die Gothen mit ihm desselben ketzerischen Glaubens gewesen seien."

Wulfila war ein frühreifes Sprachtalent. Im Jahre 318 geboren, leistete er schon im zwanzigsten Jahre bei einer Gesandtschaft Dienste wegen seiner besondern Fertigkeit im Gothischen, Griechischen und Lateinischen. Dreißig Jahre alt, ragte er durch Tüchtigkeit so hervor, daß er auf einer Synode zu Antiochien zum Bischof geweiht wurde. Sieben Jahre lang predigte er unter den Gothen das Evangelium, gründete Christengemeinden und Kirchen, und setzte ihnen seine Jünger als Priester vor. Dann erhub sich ein heftiger Widerstand, an der Spitze König Athanarich, gegen den ausländischen Gottesdienst, und Wulfila hielt es für gerathen, mit den Christen, die ihm folgen wollten, über die Donau zu ziehen, wo sie sich südlich von Nikopolis in Bulgarien ansiedelten. Hier waltete er noch über dreißig Jahre, — er starb 481 plötzlich auf einer Kirchenversammlung, — als Fürst unter den Seinigen, und in dieser Zeit wurde wahrscheinlich sein großes Werk, die Bibelübersetzung, vollendet.

Als Luther an der seinigen arbeitete, rieth und half dazu sein reich belebter Freundeskreis in Wittenberg: ohne diese Theilnahme wäre die Aufgabe wohl nicht so rasch und gut gelöst worden. So erfreuete sich gewiß auch Wulfila der Freunde und Mitstrebenden, die gleich ihm ihre Lust und Freude darin fanden, den edlen Reichthum christlicher und griechischer Bildung zu ihrem Volke überzuleiten. Wir wissen, daß er Schüler hatte, die er als Glaubensboten aussandte, und Einer von ihnen, Auxentius, sagt, Wulfila habe in drei Sprachen viele Abhandlungen und Erläuterungen geschrieben. Für die Verdeutschung des alten Testaments nahm er die lateinische Septuaginta als Grundlage, für das neue Testament den griechischen Text. Ein Späterer schrieb unter dem Titel Skeireins eine Erläuterung des Johannis-Evangeliums. Vielleicht lassen sich gothische Schriften noch in den verstaubten Winkeln spanischer Klöster entdecken. Jedenfalls läßt sich eine so reiche schriftstellerische Thätigkeit ohne eine gewiße Verbreitung literarischer Bildung nicht denken. Wir müssen sogar annehmen, daß solche Bildung bereits eine Zeitlang unter den Gothen gewirkt, insbesondere die Sprache der Heldenlieder und Rechtssprüche (Bilageneins) geschärft und veredelt hatte; denn sonst wäre ihre Sprache nicht so

reich und fein durchgebildet gewesen, wie Wulfila sie nothwendig vorfinden mußte, um sein Werk in so vorzüglicher Weise zu vollenden, möge auch seine eigene sprachschöpferische Meisterschaft noch so groß gewesen sein. Dasselbe war unter Ostgothen und Longobarden wohl bekannt. Man that ihm sogar die Ehre an, es in der prachtvollsten Weise, die man kannte, abzuschreiben, nämlich mit Gold und Silber auf purpurgetränktes Pergament.

Heutzutage vernehmen wir jede Nachricht über Männer, wie Wulfila und Severin, mit regem Antheil. Ohne Zweifel gab es zur Völkerwanderungszeit bei den germanischen Völkerschaften noch viele geweihete Priester, die so wie Jene walteten, neben der geistlichen in ihren Gauen auch die weltliche Leitung hatten und Völkerlehrer hohen Stils waren, indem sie die göttliche Heilslehre verbreiteten und zugleich die Förderung geistiger Bildung sich angelegen sein ließen.

Druck von J. Osterhuber, München—Schwabing.

Kulturgeschichte der Deutschen

im Mittelalter

von

Franz v. Löher.

Zweiter Band.

Frankenzeit.

München.
Verlag von Carl Mehrlich.
1892.

Inhalt.

Drittes Buch.

Frankenzeit.

Drittes Buch.

Frankenzeit.

Erstes Kapitel.

Bedeutung der Frankenzeit.

1. Vorherrschaft der Deutschen.

Ohne Frage ist die Jahresgruppe, welche durch die Regierung der Merwinger und Karlinger eingenommen wird, die wichtigste in unserer Geschichte.

Sie dauert 438 Jahre, während die deutsche Kaiserzeit ein Jahrhundert weniger, die Städtezeit, die mit 1250 beginnt und zweihundert Jahre später abschließt, eben nur zwei Jahrhunderte, die ganze übrige Zeit nur etwas über hundert Jahre zählt.

Die Kultur aber, welche in diesem Zeitraum auf die Deutschen ein- und übergeht, ist tief gewaltig, allgemein und unzerstörbar: der Staat kommt zu seinem Begriff, das Staatsoberhaupt zu seiner Gewalt, das Gericht wird eine Macht, die Arbeit wird tägliche Gewöhnung und unabsehlicher Gewinn.

Zahlreicher und vielfältiger, feiner und geistiger werden die Genüsse; Kunst und Wissenschaft und das Reich der Töne ergeben köstliche Ideen und Gefühle, die früher unbekannt; die Erkenntniß dringt in die Natur aller Lebewesen und schwingt sich empor zum hochweiten Himmelsgewölbe. Kirche und Schule führen das Wissen auf feste Pfade, der Glaube wird etwas Unzweifelhaftes und hört auf Volksmeinung zu sein.

Endlich siedeln sich die Deutschen fest auf ihren Grundlagen europäischer Vorherrschaft. Ihre geographische Verbreitung wie ihre Menge brachten es mit sich, daß sie in die römische Erbschaft eintraten, welche die übrigen Völker an ein Herrschervolk gewöhnt hatte. Ehre und Kaiserthum waren die deutschen Erfolge, aber auch unabsehliche politische Verflechtungen.

2. Gegensatz zur Germanenzeit und Völkerwanderung.

„Wer da, wo nur Wahrscheinlichkeit gegeben werden kann, Gewißheit fordert, verkennt die Natur des Gegenstandes, wovon die Rede ist." Diesen Ausspruch Herder's, welchen wir in der Vorrede zu seinen Ideen finden, darf man auf die erste Epoche unsers nationalen Daseins, die altgermanische Zeit, anwenden. Von Jeglichem, was zur Kultur gehört, sehen wir allerdings schon mächtige Stücke herüberragen, jedoch gleichwie aus grauem Dunst und Nebel, Manches nur in den äußersten Umrissen und auch diese öfter verschwimmend und zerfließend in Dämmerung und Dunkel. Mit Ausnahme dessen, was alsbald aus den sozialen Trieben der Menschen und Völker entsteht, wird eigentlich nur Weniges so deutlich, daß wir mit sicherer Klarheit das Gesammtgewebe germanischen Volkslebens darlegen könnten.

Näheres wissen wir nur über Recht und Familiensitte. Denn das Wesentlichste davon wurde bereits vom fünften Jahrhundert an aufgezeichnet, und ihr inneres Gefüge dauert fest und knorrig fort bis zum Ende des Mittelalters. Hier können wir nicht daran zweifeln: so war Beides in den Hauptzügen schon im fernentlegenen Alterthum. Nur in sehr langer Zeit ruhiger Seßhaftigkeit konnte diese Schärfe und Bestimmtheit, dieser Reichthum der Rechtssitte sich entwickeln und festsetzen, und dürfen wir, da auch viele sonstige Thatsachen sich nicht anders erklären lassen, das Alter des Germanenvolks auf ein paar Jahrtausende schätzen, bevor Römer an den Rhein kamen. Es ist ja überhaupt kein rechter Grund vorhanden, warum Germanen so viel jünger sein sollen, als Griechen, und diese jünger als Aegypter und Inder: an eine spätere Erzeugung solcher Volksmassen läßt sich doch nicht denken. Wenn sie aber eben so alt waren, so mußten sie auch

ihren sittlichen und geistigen Hort, soweit er eben national war und andauerte, schon von fernen Vorfahren her ererbt haben. Der Unterschied bestand nur darin, daß in Folge natürlicher Anlagen und günstiger Umstände das eine Volk sich reicher, mannigfaltiger und höher entwickelte, als das andere.

Viel undeutlicher, als die Rechtssitte, erkennen wir die politischen Zustände der Germanen: sie gleichen flüchtigen Wolken, die kommen und ziehen, durch welche aber der feste Kern uralter Haus- und Rechtssitte durchscheint. Auch was der Erwerbssinn gethan hatte, um ansprechende Nahrung, Wohnung und Kleidung zu erhalten, um durch Haus-, Feld- und Waffengeräth sich das Dasein leichter, schneidiger und behaglicher zu machen, um durch den Handel sich allerlei Gut zu verschaffen, das man der Naturumgebung nicht abringen konnte, — von all dergleichen läßt sich zwar in großen Hauptzügen ein Bild gewinnen: sobald das Bild aber an dieser oder jener Stelle anschaulich werden soll, ist man genöthigt, vereinzelte, weit umher zerstreute Nachrichten und Thatsachen zu sammeln und aus ihnen Rückschlüsse zu machen, die nicht immer etwas ganz Sicheres eröffnen.

Noch tiefer, noch undurchdringlicher ruhet Dämmerung auf den geistigen Gebieten. Wir ahnen in Religion und Dichtung der Germanen hohes und reichgewaltiges Leben, wir gewahren herrliche erhabene Gestalten, auch allerlei unruhiges Gesindel bricht dann und wann aus dem Dunkel hervor: allein Alles beharrt doch im trüben Schein und Schimmer. Vergebens hat eine spätere Zeit die weite Leere mit Fabeleien auszufüllen gesucht, hat Splitter und Trümmchen aufgelesen und daraus ein Mosaikbild aufgerichtet, das sofort auseinanderfällt, will man mit einem kleinen Stoß seine Festigkeit prüfen. Nur ein großes und schönes Werk ist uns erhalten, in welchem sich unserer germanischen Vorfahren Sinn und Seele abgespiegelt: das ist die edle und feinhörige Sprache, in welcher Wulfila schrieb.

Ein fünfhundertjähriger Krieg mit der größten und stärksten Weltmacht, welche die Erde getragen, war der deutschen Germanen weltgeschichtliches Loos, ein furchtbares Schicksal voll schwerer Verluste. Dieser Krieg riß immer mehr Volk in seine blutigen Kreise hinein. Das Auswandern einzelner Männer und Schaaren nach den römischen Landen und das Rückwandern nach den deutschen, dadurch die Bekanntschaft mit des Feindes Besitz und Bildung, und das Trachten

danach nahmen fort und fort zu, bis zuletzt ein unwiderstehliches allgemeines Drängen nach dem Römerlande hin erfolgte, ein Aufbrechen kriegerischer Massen, das sich bei allen Stämmen in Deutschland begab und mit zahllosen Schaaren germanischer Speerwanderer die ganze Westhälfte Europa's überströmte.

Mitten aber unter diesen unaufhörlichen Gefechten und Kriegszügen dauerte unzerstörbar die weite Kulturfeste, welche die Römer in den Rhein- und Donaulanden gegründet hatten, und selbst, als zuletzt ein Menschenalter nach dem anderen die Stürme über sie dahin fuhren, tobend und verwüstend, als sollte alles, was an die Römerwelt erinnerte, vom Boden weggeschleift werden, ließen sich doch die Stämme und Wurzeln des reichen Lebens, das hier geblüht hatte, nicht wieder aus der Erde reißen, und wenn nur etwas Ruhezeit eintrat, sproßte und grünte es hier und da wieder empor. Bei dem leuchtenden Beispiel, das dieses römische Kulturland und hinter ihm der Anblick Galliens, Italiens und Brittanniens gewährte, konnte es nicht anders sein, als daß die Germanen in Deutschland von der Bildung der alten Welt wie vom Christenthum berührt, angeregt, befruchtet wurden.

Das eben bleibt der ganzen Wanderzeit eigenthümlich, daß sie nur von Zeit zu Zeit ein Bild friedlicher stätiger Entwickelung gewährt. Die ganze Epoche ist mehr, als irgend eine andere in unserer Geschichte, erfüllt von Unruhe und Gewaltthätigkeit, von Ansiedeln und Losreißen, von eiligem Aufbauen und grauenvollem Zertrümmern. Hier liegen Römer und Germanen im grimmigen Kampf und Haß, einander würgend ohne Ende, — dort möchten die Nationalfeinde sich achtungsvoll nähern und austauschen, was ein Jeder Gutes hat, — gleich darauf kommt aus den germanischen Wäldern wieder ein Ansturm der Verwüstung, — nach einiger Zeit antworten ihm vordringende Legionen mit grundsätzlicher Ausmordung der Gauen, — auf die Leere, die geschaffen, die allgemeine Ermattung, die eingetreten, folgt gewöhnlich wieder eine Zeit der Ruhe und des Nachdenkens, und eine liebevolle Schwester, die christliche Religion, tritt herzu, um die Streitenden zu versöhnen und ihre Hände zusammenzufügen.

So sehen wir römische Bildung und germanische Kraft sich bald aneinanderlehnen und mit einander verschmelzen, bald wieder auseinandergerissen, und hier und dort Bruchstücke. Etwas undeutlich

bleibt der Hergang immer, obgleich wir aus dieser Zeit ohne allen Vergleich mehr Schrift- und Sachenzeugen haben, als aus der altgermanischen. Nur ungefähr können wir uns vorstellen, in welcher Weise Einwirkung und Verbindung von beiden Seiten erfolgte, und welchen Hauptstücken des nationalen Besitzes unzerstörbare Zähigkeit innewohnte. Das Ergebniß aber der langen Kampf- und Wanderzeit läßt sich nicht höher und bedeutender stellen, als daß das Germanenvolk in den Grundfesten seines Bestandes erschüttert, daß es von Wanderlust und allseitigem Fortstreben ergriffen wird, daß auf einigen Stellen sich bereits Ansätze neuen Kulturlebens bilden, während das Römerthum, in politischer, sozialer und religiöser Richtung zerrüttet, abgelebt und unterwühlt, rettungslos zu Grunde geht.

Ein ganz anderes Bild entrollt uns die Zeit der Merwinger und Karlinger. Hier herrscht auf fast allen Gebieten, in fast allen Zweigen bürgerlichen, staatlichen und religiösen Lebens und Strebens eine stätige fortschreitende Neubildung, eine immerfort tiefer und weiter ausholende Entwickelung. Es ist eine Strömung in gerader Linie, bis die Höhe und Fülle unter Karl dem Großen erreicht ist.

Die treibenden Kräfte sind Christenthum und Germanenthum: die Mittel zum Neubau giebt anfangs hauptsächlich die römisch-gallische Kultur her: allmählich verlegt sich das Arbeitsfeld weiter nach Deutschland hinein, und gewinnen deutsche Neigungen und Bedürfnisse die Ueberhand. Fortgebaut aber wird immer, und fast niemals geht von dem einmal Errungenen etwas verloren, der Erwerb des einen Jahrhunderts trägt sich unvermindert auf das nächste Jahrhundert über.

Gegenüber aber dem Zersetzen, Zertrümmern und Zerstören, das der Zeit der Völkerwanderung ihr Gepräge gab, ist die fränkische Epoche die des Sammelns, Einigens und Aufbauens. Das fränkische Reich wächst unaufhörlich an Umfang, und so oft es den Anschein hat, es müsse durch die Unklugheit der Herrschenden in Stücke zergehen, fügen sie bald darauf sich gleichwie von selbst wieder zusammen. Mehr und mehr Länder und Staaten werden angegliedert, bis ein neues Weltreich vom Ebro bis zur Elbe und bis zum adriatischen Meere entstanden ist.

Der Hergang selbst aber tritt ins helle Licht der Geschichte. Wohl scheint es öfter, als wollten sich die Völker wieder begraben in Dunkel und Wirrwarr, allein die Grundtriebe dieser Epoche sind

zu mächtig, um nicht die Verworrenheit wieder zu durchbrechen und nach Ordnung und Klarheit zu ringen. Eine fast kindliche Einfalt, die ihrer selbst wegen alles klar und ordentlich haben möchte, leitet Diejenigen, welche in Schrift oder Geräth oder Bauten, was in ihnen lebt und treibt, zu Form und Ausdruck bringen wollen, und die nach und nach Werke schaffen, die uns noch jetzt dieses Zeitalter näher kennen lehren.

3. Allgemeines Kultur- und Staatsbedürfniß.

Was aber sagen uns diese Schriften und Werke? Was ist das Eigenthümliche ihrer Epoche?

Drei große Kulturgebilde durchdringen sich, drei geistig-sittliche Charaktere gehn in einander über. Sie durchdringen einander gleichwie bewegliche feine durchsichtige Körper, jedoch alle drei voll selbständigen kernigen Lebens, — die antike Bildung, etwas brüchig zwar und abgelebt, aber immer noch strahlend in unvergänglichem Glanze, — die frische Manneskraft mit ihrem unzerstörbaren germanischen Ehr- und Rechtsgefühl, — das junge Christenthum mit seinem orientalischen Gottes- und Nächstendienst. Diese Drei suchen von einander Stütze und Hülfe und Kräftigung, sie lehnen sich an einander an, sie verwachsen in einander mit ihren Armen und Sehnen und Fasern bis eine neue Kulturschöpfung entstanden, welche durchaus fest und harmonisch ist, und doch dreifältig bis ins Kleinste hin, so daß jedes der Drei seinen eigenen Charakter behauptet.

Alle die Männer, die in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft zu dieser Zeit etwas galten, Alle, die Andere anregten und führten, hatten das mehr oder minder klare Bewußtsein, daß es nothwendig so und nicht anders sein könne. Sie waren beseelt von Ehrfurcht vor dem Christenthum, und öffneten ihm die Herzen mit kindlicher Demuth; sie fühlten den tiefsten Respekt vor der römisch-griechischen Literatur, Kunst und Wissenschaft, denn ihre Zeit war ja in alledem gar zu dürftig; aber sie achteten sich auch als germanische Männer, aus deren Nation allein der Welt wieder sittliche Tapferkeit und Hoheit der Gesinnung zufließen konnte.

Deutlich kündet sich solche Ueberzeugung und Sinnesart an in den großen Staatsmännern, Kirchenlehrern und Schriftstellern, die besonders zu Anfang und zu Ende dieser Epoche zahlreich auftreten, in Königen wie der Franke Chlodwig, der Ostgothe Theodorich, der Westgothe Eurich, der Burgunder Gundobald, in Fürsten wie die Reihe der ausgezeichneten Majordomus, in Kirchenhäuptern wie Isidor von Sevilla, Kolumban, Ruprecht, Bonifaz, in Gelehrten wie Kassiodor, Boethius, Gregor von Tours, vor allem in einem Helden wie Karl der Große mit dem Sternenkranz von bedeutenden Männern, die seine Umgebung bildeten.

Wo von Leuten ähnlicher Gesinnung Jemand ein Jahrzehnt gewaltet hatte, da war in jedem Gau, jeder Ortschaft, jeder Familie eine Partei erwachsen, die für Christenthum und Bildung wirkte und wachte, und die Erfolge waren, wenn auch langsam, doch beständig zunehmend, immer weiter und tiefer greifend, und nicht mehr zu zerstören. Denn wie wir die Germanen kennen gelernt, mußte ihnen unausbleiblich eine große Geschichte zufallen, entweder des tragischen Unterganges, — und mehr als ein Drittel ging ja wirklich in der Völkerwanderung zu Grunde, — oder eines Aufschwungs zu allseitiger Blüthe. In ihnen lag etwas immerdar Ringendes und Kämpfendes, und in Masse einmal aufgelärmt und aufgestürmt, mußten sie Kraft und Willen auf die höchsten Güter des Lebens richten, die es giebt neben Freiheit, Familie und Vaterland.

Auch Frauen waren es, deren Gemüther von der sittlichen Schönheit der christlichen Lehren oder von dem Zauber der antiken Bildung ergriffen wurden und dann in ihren Kreisen wirkten als Erweckerinnen zu neuem Leben, als begeisterte Seherinnen, edelster Weiblichkeit Lohn denen spendend, die auf sie hörten. Zahlreich werden aus fürstlichen Geschlechtern solche Frauen genannt: gerade sie treten mahnend und rettend auf, wenn die alte Barbarei wieder hereinzubrechen drohte.

Zweifellos fanden sich solche Männer und Frauen in allen Schichten der Gesellschaft. Denn jene äthergleiche Licht- und Ausdehnungskraft des Geistes, welche die Fähigkeit giebt, Großes zu erfassen und zu erstreben, ist vertheilt unter allem Volke, und wenn die treibenden Ideen eines Zeitalters in Bewegung sind, zünden sie in den Tiefen wie auf den Höhen.

Was aber solche geniale Geister einmal erdacht und errungen haben, das kann sich wohl wieder verdunkeln und scheinbar untergehen: jedoch geschieht das immer nur für eine Zeitlang. Es ist unsterbliches Leben darin, es kommt immer wieder empor, eben deshalb, weil jene erleuchteten Menschen das den Meisten verborgene Getriebe der Geschichte und das innere Gefüge dessen, was sie will und schafft, richtig erkannten.

Neben diesen Kulturgedanken war es aber ein politischer, der mit besonderer Energie und Ausdauer in den Geschlechtern der Menschen in der Frankenzeit thätig war. Als das römische Reich nach und nach in Trümmer fiel, erwachte in denkenden Leuten Furcht und Unruhe. Wo der gewaltige Bau, gleichsam hochragend bis an die Himmelsfeste, wie für die Ewigkeit gegründet, gestanden hatte, da erblickten sie jetzt weite Leere auf Erden und in den Lüften. Es beschlich sie etwas wie dunkle Angst vor der Wüste, als könnte jetzt gar kein Bestand, keine Ordnung in der Welt mehr festen Halt haben, als müßten allerlei unheimliche Gewalten fortan die Zukunft beherrschen. Wo irgend eine bedeutende Macht sich hervorthat und Ersatz zu bieten schien, da flogen Hülfe suchend ihr die Blicke zu und regte sich ein Bedürfniß des Anlehnens. Insbesondere die Männer der Kirche und der Wissenschaft waren von derlei Aengsten und Trieben erfüllt und sahen sie ein mächtigeres Völkerreich erstehen, waren sie bei der Hand mit ihrer Theorie von der Fortsetzung des römischen Kaiserreichs.

Schon das Umsichgreifen der westgothischen Könige, dann Geiserich des Vandalen, noch mehr das Reich Odoakers und seines Nachfolgers Theodorich hatte Kraft und Zuversicht aus solchen Ideen geschöpft. In ihnen fanden die Ansprüche der byzantinischen Kaiser Stütze und Anhalt und nicht geringe Hülfe, als sie den Vandalen Afrika, den Ostgothen Italien entrissen und auch an Spaniens Küsten Fuß faßten. Ein Nachhall der Kaisergewalt zitterte auch durch die Herrschaft des Papstes, der am uralten Kaisersitze als das einzige Haupt voll Macht und Klugheit übrig geblieben. In wie manchem Abt und Bischof mochte wohl damals schon, als die Cäsaren zu Schwächlingen wurden, die Hoffnung keimen, Gott werde dem Papste helfen, daß er an Stelle des alten heidnischen ein christliches, halbgeistliches Weltreich errichte!

4. Neues Völkerleben.

Was nun aus der Verschmelzung römischer, christlicher und germanischer Bestandtheile hervorging, es war wirklich ein neues Dasein. Das Edelste, Kräftigste, Lebensfähigste aus jenen drei Kulturkreisen konnte ja nicht hart und trocken neben einander bestehen, es mußte sich vermählen, und aus der Vermählung mußten junge Triebe keimen und sprossen. Ideen, welche die alte Welt nicht kannte, die nur in der Seele von wenigen Erleuchteten gelebt hatten, erfüllten allmählich die Welt.

So trat an Stelle des alten Gesetzes Nächstenliebe, Hochachtung vor der Persönlichkeit, Aufmerken auf das, was in Andern sein Wesen trieb. Wo früher der eiserne Arm des Staates rücksichtslos durchgriff, baute sich jetzt an öffentlichen Straßen und Plätzen das Daheim auf als Burg und Schutz des Familienlebens. Wenn die Menschen der alten Welt ihre gegenseitigen Verbindlichkeiten nach bestimmt begränzten Vorschriften regelten, wurde jetzt das Maß von Rechten und Pflichten mannigfacher Art auch in das Herz und Gewissen verlegt. Begriffe ersetzten nicht mehr die lebendige Persönlichkeit. Es waren streng genommen weder römische noch germanische noch christliche Grundsätze, welche fortan die staatliche und bürgerliche Gesellschaft bestimmten, sondern indem sie in einander übergingen, wurden sie sämmtlich zu etwas Neuem. So waltete, um nur ein Beispiel zu brauchen, in den nach der Völkerwanderung erstandenen Reichen anfangs der römisch-kaiserliche Beamte neben dem germanischen Volksbeamten: als die Stellung von beiden sich in einer einzigen Person vereinigte, erwuchs der Staatsbeamte der neueren Zeit.

Die Bewohner des Olymps und all das liebliche und leichtfertige Göttergesindel waren verschwunden: es erfüllte das ganze Weltall und der Menschen Gedanken der Einzige, Hehre, Unermeßliche. Auch die christliche Vorstellung des Lebens nach dem Tode und der himmlischen Heerschaaren änderte gründlich alles Empfinden, Denken und Streben auf der Erde. Wer aber hätte sagen mögen, wie viel, so weit Germanen wohnten, in diese Ideen einfloß von Wodan und Walhalla!

Die Völker sahen sich nicht mehr allein durch Herrschaft oder Bündnisse verknüpft, sondern, indem sie christlich wurden, gehörten sie von selbst einer höheren, Alle umfangenden Gemeinschaft an. Nicht mehr Unterjochung und Ausbeutung des einen Volkes durch das andere, des einen Menschen durch den andern war das von sich selbst verstehende Gesetz: es schwebte vielmehr ein Ideal vor, in welchem sich freies Vergesellschaften, Befehlen und Gehorchen zu gegenseitigem Nutzen und Genießen verwirklichen sollte.

Kunst und Wissenschaft waren dagegen von ihrer Höhe niedergeworfen. Staunend gingen die Menschen an den erhabenen Werken der Vorzeit vorüber: sie waren ihnen unverständlich geworden, oder wenn die Anmuth und Hoheit eines Tempels oder Götterbildes sie dennoch in der Seele anlächelte, empfanden sie es bitter, daß sie dergleichen nicht mehr schaffen konnten. Nichts, gar nichts hatten sie solcher Herrlichkeit an die Seite zu setzen, als germanische Heldendichtung. Erst ganz im Kleinen fing man wieder an, sich in allerlei Kleinkünsten und Bauten zu regen und zu versuchen. Die beste Tüchtigkeit und Thätigkeit der Völker gehörte der Ausbildung ihres politischen und bürgerlichen Wesens und der Entwickelung von Kirche und Christenthum.

In der Stellung der Nationen zu einander aber war eine durchgreifende Aenderung eingetreten. Ein Blick auf die europäische Karte zeigt drei große Lebens- und Völkerkreise: das Mittelmeer mit seinen Gegenküsten, — die Nordsee mit ihren Buchtungen, Inseln und Halbinseln, — die große Landmitte des Welttheils.

Die Kultur der alten Welt hatte sich rings um das Mittelmeer verbreitet und dort zuletzt zwei große Sammelpunkte und Herrschersitze geschaffen. Nun war aber Rom so oft von Gothen, Vandalen und Byzantinern erobert und verwüstet, daß es im fünften Jahrhundert beinahe menschenleer geworden, und in ähnlicher Weise lagen die übrigen Glanzstätten Italiens verödet, und allerorten herrschte Armuth an bedeutenderen Menschen. Durfte doch im Jahre 680 Papst Agatho an das Konzil zu Konstantinopel schreiben: alles Volk in Rom und Italien sei so armselig, daß es von seiner Hände Arbeit leben müsse; es könne gar nicht daran denken, Theologie zu treiben. Vollends als die Lombarden sich den römischen Hoffnungen breit vorlegten, hing Italien nur noch wie ein mattes Glied am Leibe Europas.

Das oströmische Reich aber konnte für die westliche Hälfte Europa's keine ernstliche Bedeutung mehr haben. Es war ein alterndes Kaiserthum, das sich über ein großes Land- und Meergebiet erstreckte, jedoch nur über eine dünn umhergestreute Bevölkerung gebot, und fast immerfort von wilden Massen der Barbaren angegriffen wurde. Es hatte eigentlich nur ein einziges großes starkes Bollwerk, seine riesige Hauptstadt, die trefflich befestigt war und wohl gelegen zu jeglicher Herrschaftsübung. Diese Kaiserstadt blieb nicht nur das Wahrhaus der antiken Bildung und dadurch eine unendliche Wohlthat für die ganze Welt: sie blieb auch Sitz jener römischen Reichspolitik, welche die verschiedenartigsten Völkerschaften zu beherrschen, zu verknüpfen und in Eins zu formen verstand. Nichts als diese grundgescheidte Erbpolitik erhielt das byzantinische Reich. Ihr Träger war ein Beamtenstand, der aus allerlei Volk fort und fort die besten Köpfe in seine Reihen aufnahm, zuschulte und verwendete, und sie vom untersten Zolleinnehmer bis zum Kaiser ganz und gar erfüllte mit dem gleichen Bewußtsein der Staatsnothwendigkeit, der Herrscherkunst, des eigenen höheren Werthes. Konstantinopel war wie ein großer Schmelztiegel, in welchen fort und fort die verschiedensten Völkertheilchen hineinfielen, um als gewandte und findige Byzantiner daraus hervorzugehen, die vortrefflich alle Künste verstanden, wie man im Innern feindlicher Völker Zwietracht, Aufstände und Lähmung hervorbringe. Welch ein Meisterstück machten diese Byzantiner an den Stämmen der Gothen! Sie wußten sie aufzuhalten im Siegeslauf, zu vertheilen, in's Christenthum einzuführen, schickten sie weiter nach Westen, ließen sie nicht aus dem Auge, folgten ihnen bei jedem günstigen Anlaß und besiegten sie endlich in Afrika wie in Italien. Jedoch am spanischen Westgothenreich erlahmte die Kraft und wollte kein Mittel mehr verfangen. Als Byzanz dann auf der einen Seite von rohen Slaven, auf der anderen Seite von wüthenden Arabern bedrängt wurde, zog sich seine Wirksamkeit mehr und mehr auf den engeren Raum des griechischen Meeres zurück. Und als Syrien, Nordafrika und Spanien in die Hände der Araber fiel, blieb Konstantinopel eine große einsame Kulturstätte.

So wandte sich Griechenland, das mit seinen Seestädten von Anfang an dem Osten zugekehrt gewesen, jetzt gänzlich vom europäischen Westen ab. In den afrikanischen Stätten für Handel und Ver-

kehr, die nur über's Meer schaueten, war Heil und Leben erloschen. Italien, dessen Hauptseite nach Westen hingewendet war, hatte seine Kräfte ausgegeben. Ueber das große Kulturbecken des Alterthums, das schöne mannigfaltige Küsten- und Inselgebiet des Mittelmeeres, legte sich Dämmerung und Vergessenheit.

Unterdessen war in der Herzmitte des Welttheils eine junge Macht emporgestiegen, so kühn und schlagkräftig, so sicher in ihren Zielen, in Eroberungen so rasch und groß, daß sich aller Blicke und Fragen dorthin lenkten. Auch im Süden mußte man sich gewöhnen, den unerschütterlichen Anhalt, welchen die Welt bedurfte, jenseits der Alpen zu suchen. Gallien und Germanien vereinigten sich und zogen auch Italien zu sich heran. Die drei Länder bildeten die neue Kulturfeste, zu welcher später auch ein Stück von Spanien, von Ungarn und den Slavenländern hinzukam. Es war, als wenn ein sicheres Gefühl, wo eigentlich die unversiegliche Fülle der Kraft liege, auf welche man sich verlassen könne, die Menschen geleitet hätte, daß sich die Reichsideen mehr und mehr aus Italien, Spanien und Gallien zurückzogen und weiter nordostwärts wanderten, bis endlich an den Ufern des Rheins der Sitz und Hort des neuen Weltreiches gegründet war.

Zweites Kapitel.

Vorbedingungen nationaler Kulturentwickelung.

1. Grundlagen.

Breit und fest war der Boden unseres Volksthums schon in uralter Zeit, — in den Jahrhunderten der Völkerwanderung wurde er gepflügt und aufgerissen und gleichsam mit dem Blute der darauf Lebenden gedüngt, jedoch empfing er auch damals schon Saatkörner und Setzlinge; — in der fränkischen Epoche wurde das Fruchtkorn

mit vollen Händen ausgesäet, das Anpflanzen über Höhen und Niederungen ausgedehnt. Die Frankenzeit war die Erfüllung der Wanderzeit, und die Saaten, die damals gediehen, standen in vollen Halmen das ganze Mittelalter hindurch, und so tief auch die neuen Pflüge gingen im Zeitalter der Reformation, so viel neues Fruchtkorn damals ausgestreuet wurde und in weiten Strecken aufging, immer steht zwischen allem Andern breit und mächtig Dasjenige, was in der Frankenzeit emporwuchs.

Da nun unsere Schilderung im Beginne des großen Kulturgangs der Deutschen verweilt, so liegt die Frage nahe: welches sind die Erfordernisse für nationale Kulturentwickelung? Was ist ihre unerläßliche Vorbedingung? Was kann fördernd, was hemmend darauf einwirken?

Diese allgemeinen Fragen sind für unsern Zweck keineswegs müßig. Indem wir sie zu lösen suchen, müssen wir uns Einblick eröffnen in das Arbeiten und Spielen des Hebel- und Räderwerkes, welches den Strom der Kultur antreibt, und müssen uns nach allen Seiten über die Stellung klar werden, die Deutschland unter den Völkern einnimmt. Wir werden dabei zu besserm Verständniß hin und wieder Blicke über die Frankenzeit hinaus werfen, insbesondere aber die Verhältnisse und Leistungen anderer Völker zum Vergleich heranziehen.

Nun war, wie eine allgemeine Erfahrung lehrt, kein Volk von kulturhistorischer Bedeutung jemals zu der Zeit, als es in die Geschichte eintrat, innerlich leer und roh. Es durfte das nicht sein, denn es mußte der Kultur, die es in sich aufnehmen sollte, in seiner Eigenart feste Anhaltspunkte bieten, an welche sie sich ansetzen und anlehnen, von denen getragen sie sich entwickeln konnte.

Und dieser nationale Gehalt mußte in Recht und Sitte, in Religion und Dichtung schon wohl gefügt und gegliedert sein, um in der großen Kulturströmung sich behaupten zu können.

Es war auch natürlich, daß in jener Zeit, wo die Nation sich noch ganz selbst angehörte, wo sie durch fremde Zuflüsse noch nicht angeregt und gestört, noch nicht befruchtet und verwundet worden, Form und Gestalt ihres Dichtens und Trachtens am schärfsten und kräftigsten ausgeprägt waren.

Im Einzelnen aber finden wir bei allen Völkern, die in der

Weltgeschichte hervorleuchten, daß sie neben einem tüchtigen körperlichen Vermögen von Kraft, Frische, äußerer Schmiegsamkeit und innerer Härte, und neben vorzüglicher geistiger Begabung Neigungen und Instinkte besaßen wie folgende: Ehrtrieb, Freiheitstrieb, Forschungstrieb, Bildungstrieb, — Heimathsgefühl, Familiengefühl, Frauenachtung, Vaterlandsliebe, — Arbeitslust, Schaffenslust, Willenskraft, Ausdauer.

Wenden wir diese Erfahrungssätze auf Germanen, insbesondere Deutsche an, so kann Niemand verkennen, daß all' diese Merkmale sich bei ihnen so kernig und reichlich finden, wie nur jemals bei Juden, Persern, Indern, Griechen, Römern. Im ersten Buche enthüllte sich trotz aller Dürftigkeit der Quellenschriften, trotz mancher Dunkelheit im Einzelnen doch klar und deutlich ein nationaler Hort unsers Volkes in geistiger und sittlicher Beziehung, eine Heldendichtung von bestimmter Klangfarbe, ein Familien- und öffentliches Recht in festen und fröhlichen Zügen. Damit war eine dauerhafte und festgefügte, aber auch lebensvolle und fruchtbare Grundlage gegeben, auf welcher jede höhere Kultur einwurzeln und erblühen konnte. Hielt dies germanische Wesen doch wie ein Götterwerk von Stahl und Eisen den ganzen Druck der römisch-griechischen und christlichen Bildung aus, die sich darüber hinlegen wollte.

2. Förderung und Hemmniß.

Neben dem Volkscharakter und seiner angeborenen und unverwüstlichen Richtung und Stärke bestimmter Anlagen und Neigungen giebt es nun verschiedene Thatsachen, die weckend und lähmend, gedeihlich oder hinderlich, auf die Kulturentwickelung einwirken.

Das Wichtigste ist die landschaftliche Umgebung. Dazu gehört vor allem das Klima, die Beschaffenheit der Küsten, der Lauf der Flüsse, Unterbrechung der Ebene durch Gebirg und Thäler, Hügel und Seen, Mischung und Reichthum des Bodens und der davon abhängigen Thier- und Pflanzenwelt. In alledem steckt eine verhüllte Naturmacht, die still und insgeheim, aber fort und fort immer wieder dieselben Ideen und Strebungen erzeugt, — eine stumme Sprache und doch von so gewaltiger Beredsamkeit, daß sie die historischen Geschicke vorzeichnet. Ja, vielleicht liegt in der tieferen Erkenntniß

der Volks- und Landesnatur ein Schlüssel, der manches historische Räthsel sicherer löst, als all' der stolze Buchstabendienst fleißiger Quellenforschung.

Jeder sagt sich: schlössen der weite Ozean und die Pyrenäen Spanien nicht wie eine Insel ab, so könnten seine Bewohner nicht ihre spröde halbafrikanische Eigenthümlichkeit bewahren. Oder: kehrten England und Skandinavien ihre Gebirgsküste und nicht ihre offenen lachenden Ebenen dem Kontinent zu, so hätte das erstere niemals seine Bedeutung zur See, das zweite niemals seine schöne allgemeine Bildung erreicht. Oder: wäre das Alpengeröll auf unserer Seite der Alpen nur ein wenig vom fetten Humus des lombardischen Fruchtgartens bedeckt, so hätte in einem großen Theile der obern wie untern Donaulande eine andere Geschichte gespielt. Doch dergleichen Bemerkungen finden sich, so zu sagen, auf der Oberfläche: tiefer liegt, was Jeder täglich an sich selbst erfährt, wie nämlich das Wetter, die Landschaft, seine häusliche und gesellschaftliche Umgebung auf Stimmung und Frische der Seele, auf Flug und Bildung der Ideen, auf Arbeits- und Gestaltungskraft einwirkt. Bei dem Einzelnen ist das vorübergehend wie sein kurzes Leben selbst: das Volk aber besteht aus Millionen solcher Einzelnen, und jene Einwirkung pflanzt sich vielfach abgespiegelt von einem zum andern fort, und erneuert sich Jahrtausende lang jede Stunde. Frisia non cantat, „in Friesland singt man nicht", heißt es weit unten an der Küste: der Mann, der in seinen ewigen Deichvierecken stets gegen das Meer ankämpft für den Boden unter seinen Füßen, fühlt keine Neigung zur Poesie, aber altgermanische Mannesfreiheit findet bei ihm die letzte Heimstätte.

Hier ist in der That etwas, was uns das Andauernde und Beharrende in einem Volke erklärt, was die periodische Wiederkehr gewisser Erscheinungen bedingt. Man darf noch einen Schritt weiter gehn und sagen: es liegt eine wunderbare Gesetzmäßigkeit in diesem Verhältniß zwischen einem Volk und seinem Lande.

Von sehr erheblichem Einfluß ist auch der Nachbarn geographische Lage, Charakter und Zahl und die Art und Weise des Zusammenhangs des eigenen Landes mit dem ihrigen. Demgemäß entwickelt sich Verkehr und Mittheilung, hier reich und freundlich, dort karg und kriegerisch. Ist ein Volk auf Abhängen angesiedelt, wo es stets in die Ebenen hinunterschaut, so keimen und stählen sich die Erobe-

rungsgelüste, und zuletzt folgt es demselben Gesetz der Schwere wie die Flüsse, die nach den Ebenen niedergehen. Die aber unten an den Strömen wirthschaften, sehen Well' auf Welle vorüberziehen, und es ist ganz unmöglich, daß ihre Gedanken nicht lustig mitwandern sollten in die Weite und, wenn es ein kräftiges Volk ist, sich in Lust nach Abenteuern verwandeln.

Aus all dem Vorigen entwickelt sich die Geschichte eines Volkes und seiner Schöpfungen. Wohl aber kann auch durch ein schweres Schicksal, das ungeahnt in dunkler Ferne sich vorbereitete, etwas in ein Volk hineingelegt werden, das in seiner Natur und Weltstellung nicht angezeigt war. Wer hätte ahnen können, daß die Araber noch erobernd in Spanien einziehen würden! Offenbar aber rührt die düstere Glaubensglut, welche noch immer in dem Spanier nicht ausgelöscht ist, von arabischer Beimischung her.

So also bildete und änderte sich eines Volkes Mischung, seine Religion und sein Recht, seine wirthschaftliche Arbeit, seine historische Ueberlieferung, und aus diesem Allem entstanden wieder tiefgehende Einwirkungen, die im stillen Laufe der Zeit wesentlich beitrugen, Charakter, Neigungen und Gesittung zu gestalten.

3. Allerlei Nationen.

Durch die Beobachtungen, welche der Verfasser dieses Werkes bei geschichtlichen Studien und auf ausgedehnten Reisen machte, ergaben sich ihm fünf Abstufungen der Völker je nach ihrer ersten Wohnweise, Abstufungen, die zugleich bezeichnend für das angeborene Maß von geistigem Schaffungsvermögen.

Waldvölker, wie die Buschmänner, die meisten sibirischen Stämme, die Indianer im Nord- und im südlichsten Theile von Südamerika, sind für ihren Unterhalt auf Wild, Fische, Waldobst und Kräuter angewiesen, und schaffen sich mit Stangen und Zweigen, Rinden und Häuten ein Nothdach, um bei Regen, Wind und Kälte unterzukriechen. Niemals lassen sich solche Völker, obwohl sie mit den schärfsten Sinnen begabt sind, für die Kultur gewinnen, höchstens einzelne Männer, eher noch Frauen. Ihr staatlicher Zusammenhang aber erhebt sich kaum über den Heerdeninstinkt.

Hüttenvölker, wie Neger, Malayen und Chinesen, treiben Feld- und Gartenbau, Viehzucht und mancherlei Gewerbe, aber alles ganz im Kleinen, wie denn auch ihre Wohnungen nur kleine und dürftige Hütten sind, aus Rohr und Schilf oder aus Holz und Steinen. Die Staatsform ist rohe Despotie, einerlei ob die Volksältesten oder ein Fürst oder ein großer Monarch sie ausüben. Das Stammesbewußtsein aber ist so kräftig, daß es Dörfer und Ortschaften zusammenhält. Das geistige Vermögen dieser Leutchen erscheint bereits ausgegeben, wenn sie ein paar religiöse Gebäude in phantastischen zwar, jedoch an sich einfachen und stätigen Formen geschaffen, unbehülfliche Worte und Lautzeichen erfunden, und schlichte Empfindungen und alltägliche Erfahrungssätze in denkbar kürzestem Rhythmus ausgedrückt haben. Wie aber bloß durch Zusammensetzen dessen, was durch Denken und Arbeiten im Kleinen geschafft wird, etwas Großräumiges entstehen kann, zeigen die Chinesen hundertfach. Jedoch hält es außerordentlich schwer, diese Art Völker vorwärts zu bringen. Einzelne erheben sich wohl, die Masse sinkt immer wieder zurück, als drücke sie ein inneres Bleigewicht nieder. Ist einmal ein Gesetz für Staats- und Familienleben, für Religion und Bauten überliefert, so halten sie daran mit solch hartnäckiger Thorheit fest, als hätten die Nachgeborenen keinen Verstand mehr für sich selbst.

Zeltvölker, wie Kirgisen, Magyaren, Kurden, Türken und Araber, lebten oder leben noch umherziehend von ihren Heerden, besitzen lebhaftes und zähes Volks- und Geschlechtsbewußtsein, nähren unaufhörlich Stammesfeindschaften und müssen, so einfach auch ihre täglichen Geschäfte sind, doch ihre Geisteskräfte beständig anspannen, um ihre leichten beweglichen Wohnungen gut und dauerhaft einzurichten, die Heerden vor allerlei Ungemach zu schützen, und gute Weideplätze zu vertheidigen. Kaum jemals kommt es vor, daß sie wie die beiden vorgenannten Volksarten rottenweise verhungern. Lyrische und Spruchpoesie sind bei ihnen beliebt. So lange sie aber in ihrem altgewohnten Gebiete verbleiben, sind sie höherer Kultur unzugänglich und verharren ein Menschenalter um's andere bei ihrer uralten einfachen Gewöhnung. Versetzt sie jedoch Eroberung massenweise unter gebildete Völker, so entwickeln sie große kriegerische Kraft und Klugheit, ihr Regiment über die Unterjochten zu handhaben. Sie benutzen, wenn diese in Bildung über ihnen stehn, was sie bei ihnen vorfinden,

bringen es aber gleichwohl aus und durch sich selbst zu keiner großen Kulturschöpfung.

Hausvölker, wie Aegypter, Phönizier, Juden, Etrusker, Kelten und Iberer, wohnten, sobald ihre Geschichte begann, in stehenden Häusern, die festgefügt von Steinen und Ziegeln, trieben mit Geschick und Vorliebe Handel und Gewerbe und wurden in all deren Zweigen die Lehrer der Welt. Ihr rascher und scharfer Geist und ihr geselliger Sinn ließ Kunst und Poesie und Naturkunde zu edler Blüthe kommen: was ihnen fehlte, war innere Freiheit und Helligkeit. Zur großen dramatischen Poesie konnten sie sich daher niemals aufraffen. Da aber ihre Kultur in unveränderlichen Ortschaften zu Hause, so wurden sie alsbald Städtevölker, was sie dann weiter führte zu geschlossenen Staaten, in denen sie der Menschen Trieb und Thätigkeit in religiösen, politischen, bürgerlichen, gewerblichen und künstlerischen Richtungen reich und lebhaft entfalteten.

Hofvölker kann man Inder, Perser, Griechen und Germanen nennen, weil die Grundform ihrer Wohnungen der eingezäunte Hof war mit Hauptbaus und Nebengebäuden, mit Feld- und Viehwirthschaft. Bei ihnen ist der Dienende Hörige, bei den andern Völkern Sklave. Sehr langsam sich entwickelnd aus uralter Haus- und Rechtssitte und belehrt von den Vorigen wurden sie nicht nur Staatsvölker, sondern wahrhafte Edelvölker, die in allen Zweigen menschlichen Schaffens und Denkens das Höchste erreichten. Auf diese Stufe erhoben sich auch Leute aus jeder andern Volksart, selbst einzelne Neger nicht ausgenommen, wenn sich die ihrige mit jener verschmolz. Das geschah — der wenigen Finnen und Lappen nicht zu gedenken — am wenigsten noch mit Völkern von mogolischer Abstammung. Da aber das Einschmelzen edleren Metalls in rohes Völkererz, so lange die Welt eine Geschichte hat, vor sich ging, und zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert in wachsender Ausdehnung, so wird der Veredelungsverkehr schließlich auch den Chinesen lächeln, es sei denn, daß sie schon früher sich aufmachen in Millionen, um die europäischen Kulturfesten vom Erdboden wegzuschleifen. Doch hat es damit noch gute Wege, und wird die Kultur also noch reichen Segen in Blüthen und Früchten über das Erdenrund verbreiten. Es werden es ja die Chinesen wohl bleiben lassen, erst Schiffe für Tausende zu erfinden

oder erst die Wüsten Centralasiens — denn sonst würden sie nicht durchkommen — anzubauen und zu besiedeln.

Blicken wir nun die ganze Völkerleiter hinab, so zeigt sich deutlich, daß für die Kulturentwicklung das Entscheidende, und was in allem Wechsel des Wohnorts und der Geschicke am beharrlichsten, der von undenklicher Zeit her überkommene Grundcharakter der Völker ist. Man kann wohl aus wildem Wein durch sorgsame Pflege und guten Boden die edle Rebe erziehen, jedoch niemals vom Schlehbusch Aprikosen, vom Apfelbaum Orangen ärnten.

Ein merkwürdiges Beispiel sind die Isländer. Einer gewaltsamen Wendung der norwegischen Geschichte entflohen sie nach der entlegenen Insel im äußersten Norden. Nichts schadete ihnen die Einsamkeit im eis- und stürmevollen Weltmeere, nichts die Armuth des Landes: wie ihre Sagen und Gesetzbücher bezeugen, blieben sie ein tapferes, kerniges, geistigreges Völkchen. Allein als die Wärme des Golfstroms ihre Insel nicht mehr bespülte und die Eismassen des Polarmeers näher rückten, wurde Island mit jedem neuen Menschenalter unwohnlicher und ärmer an Wald und Saat. Dem furchtbaren Druck der eisigen Umgebung konnte endlich auch die germanische Natur nicht länger widerstehen, die Anzahl der Isländer schmolz ein, ihre Willenskraft erlahmte. Da wurden ihre Seeschiffe zu rohen Booten, ihre Höfe ärmliche Hütten, und ihre Kost für Andersgewohnte kaum mehr erträglich.

Ein anderes Inselvölkchen sind die Irländer. Sie traf das furchtbare Schicksal, daß sie von einem weit stärkeren Volke, das germanische Willens- und Verstandskraft mit punischer Tücke und erbarmungsloser Härte vereinigte, fast erdrückt wurden. Allein niemals ließen sie sich ganz niederdrücken: ihre keltische Natur blieb immer voll lustiger Einfälle, die Liebe zu ihrer unglücklichen Heimath unzerstörbar.

Zwei andere kleine Völker, die nicht solches Unglück erlitten, aber schweres Unglück über andere verhängt haben, sind die Magyaren und Türken. Diese tapferen Turanier gelangten als Eroberer unter gebildetere Völker; sie verstanden es vortrefflich, die Unterjochten für sich arbeiten zu lassen; ihre Vornehmeren ließen sich auch etwas feinere Gesittung gefallen und verheiratheten sich häufig mit Landestöchtern; allein die große Masse der Magyaren und Türken steht bis auf den

heutigen Tag noch tief unter den Kulturvölkern, und bleibt in ihrem seelischen Wesen so hart und unfruchtbar, wie sie es war vor tausend Jahren.

4. Ein starkes Beispiel.

Nehmen wir endlich ein Beispiel an einem Volke, das an Weitverbreitung und rascher Vermehrungskraft den Deutschen und Nordamerikanern ähnlich. Werfen wir einen Blick auf die Großrussen, auf die Ausgangspunkte, die Förderungsmittel und das Ergebniß ihrer nationalen Kultur, wie das der Verfasser in seinem Buche über „Rußlands Wollen und Werden" darzulegen versuchte.

Die Urzeit der Großrussen zu entschleiern ist vergeblich: nichts als Dunkel lagert dort. Nur so viel läßt sich erkennen, daß sie ganz im Kleinen Ackerbau und Viehzucht trieben und von Osten kommend langsam dem Lauf der Ströme und ihrer Nebenflüsse folgten und sich immer weiter in die Ebenen und Waldungen hinein siedelten. Hier und dort gab es mächtige Gemeinden, von welchen ausgehend größere Schaaren von Ansiedlern sich ausgebreitet hatten, deren Mittelpunkt die Muttergemeinde blieb. Hier und dort gab es auch einzelne mächtige Herren, die einen Anhang sammelten, und mit seiner Hülfe sich in kleinem Umkreise Land und Leute pflichtig machten. Das eigentliche soziale Leben aber beruhete nur in Familie und Gemeinde.

Der Familien-Aelteste, das ist der Vater, bildete mit seinen Söhnen und Enkeln und deren Weibern, oder wo der Vater fehlte, bildete der älteste Bruder mit seinen nächsten Verwandten einen Haushalt, in welchem die Weiber unterthan waren, und die Männer gleichen Antheil am Erbgute hatten. Die Familien aber, welche beisammen wohnten, bebaueten gemeinschaftlich das Land, welches sie bei der Ansiedelung in Besitz genommen. Später wurden die Grundstücke je nach Anzahl der Köpfe ausgemessen und vertheilt. Dem erwählten Gemeindevorstande, sowie dem Familienhaupte, gehorchte Alles unbedingt, so lange, bis sie großen Unwillen erregten und man den Glauben faßte, die Noth dränge dazu, daß man sie absetze und andere küre.

Der erste Fortschritt war die Annahme einer gebildeteren Sprache,

der slavischen. Jenseit des Dnjepr und der Düna saßen die Slaven zerstreut und von finnischen Ortschaften häufig unterbrochen bis in die Nähe der Wolga, und die Slavisirung ging allmählich vom Westen zum Nordosten. Je weiter man von Kiew aus nördlich und östlich kommt, um so schwächer wird das reine Slaventhum.

Nun war, so wird berichtet, im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter den mächtigeren Gemeinden und Herren Streit und Hader entstanden, und da hatten sich die Russen nicht anders zu helfen gewußt, als daß sie ein stärkeres Geschlecht, die germanischen Waräger, herbeiriefen, damit sie Ordnung im Lande stifteten und das Volk regierten. Ohne Zweifel waren diese Germanen früher schon an verschiedenen Stellen unter die Russen eingedrungen und hatten ihnen mit scharfem Schwertklang und stolzem Willen zu schaffen gemacht. Im Jahre 862 kamen sie, ohne Zweifel mit ansehnlichem Gefolge, das seine germanische Kultur mitbrachte. Daß die neuen Fürsten einen Lehensadel schufen, daß sie Rathsversammlungen der Leute (Liudi) nicht entbehren mochten, daß sie Volksgesetze der Germanen mit Blutrache und Wire (Wehrgeld) und dem Gottesurtheil des Zweikampfes und der Feuer- und Wasserprobe einführten, ist gewiß.

Wladimir in Kiew, der im neunten Jahrhundert eifrig Städte baute, Ansiedler herbeirief und auf alle Weise den Handel zu beleben suchte, nahm mit der Hand der griechischen Kaisertochter das Christenthum an: das war nun eine Grundlage neuer Kultur. Eine große Menge Griechen erschien jetzt in Rußland, Mönche und Prediger, Sprach- und Schriftlehrer, Baumeister und Zimmerleute, Waffenschmiede und Gewerker aller Art. Byzantinisch wurde die Hofsitte, die Tracht der Vornehmen, das Kirchenrecht, slavonisch oder griechisch die Literatur. Jahrhunderte lang kamen die einflußreichsten Geistlichen vom Bosporus, und eben so lange dauerte die Zuströmung byzantinischer Bildung.

So waren die Russen von Asien losgerissen und drei große Kulturhebel fingen bei ihnen zu arbeiten an: slavische Sprache, germanisches Staatsrecht und Gericht, christliche Religion. Allein sie vermochten nicht in des Volkes Tiefen einzugreifen und es von unten herauf aus der Barbarei emporzuheben.

Die russische Sprache erscheint schon in jener frühen Zeit ver-

hältnißmäßig gut ausgebildet: warum aber entstand in dieser fremden Sprache kein Nationalepos von Bedeutung? Weshalb blieb das zahlreiche Volk stumm in der Weltliteratur, immerdar stumm bis auf die neueste Zeit? Von der germanischen Kultur ist kaum etwas anderes geblieben, als das älteste geschriebene Recht, die Rußkaja prawda, welches langsam vermehrt und von Zeit zu Zeit neu redigirt wurde. Die russischen Hofgenossen der Waräger wurden keine Germanen. Von all den geistigen und bürgerlichen Gütern, welche die Byzantiner brachten, wollte außer Kirchen, Mönchen und Popen und dem Kirchenrecht (Nomokanon) nichts auf russischem Boden Wurzel schlagen. Die Bauern blieben immer Schmerdi, d. h. Kothsassen, und die Bojaren wurden niemals Griechen.

Die Mogolenherrschaft hat den Fortschritt bei den Großrussen lange auf- und zurückgehalten, ihre Religion aber und Nationalität hat sie nicht beeinträchtigt, und im Ankämpfen gegen das Joch der rohen Horde gelang es, den Großrussen die Wohlthat einer geeinigten Regierung zu verschaffen.

Jetzt trat die deutsche Zuströmung ein und berieselte die russischen Fluren lange Jahrhunderte hindurch. Wie einst der Dnjepr eine griechische, wurden Düna und Wolchow deutsche Handelsstraßen. Das große Nowgorod war ein mächtiges Glied der Hanse, mit Smolensk schloß diese ein Handelsbündniß. Deutsche Waffenmeister erschienen an allen Fürstenhöfen, wie deutsche Kaufleute auf allen Märkten. Bereits begannen hier und dort Handwerker aus Deutschland sich anzusiedeln. Jeder tüchtige Großfürst, z. B. der siegreiche Alexander Newski, Iwan der Große und Iwan der Schreckliche, zog Deutsche herbei. Kiew war schon in früher Zeit mit Magdeburger Recht bewidmet. Deutsche Tracht und Sitte wurden hier und da von Hof und Adel angenommen. Seit Peter dem Großen, und das sind bald schon zweihundert Jahre her, ließ die kaiserliche Macht all ihre reichen Mittel spielen, Mittel der Belehrung und Gewalt, der Regierung und Verführung, um Staat und Volk europäisch zu machen.

Allein noch immer stellte sich das Ergebniß sehr gering. Höchstens ein Zwanzigstel der Nation ist vom Asiatenthum innerlich losgerissen. Seit mehr als tausend Jahren verharrt die große Masse in einer Art Pflanzenschlaf und gleicht einer unabsehlich einförmigen grauen Fluth, auf deren Oberfläche es ganz leise wellt und wogt, noch überdeckt

von einer traurigen falben Dämmerung. Am fernsten Horizonte will sich etwas Leuchtendes erheben. Hier und da fliegt ein röthlicher Blitz über die trübe endlose Fläche, und wo der Blitz herfährt, fängt es an sich zu ringeln und zu kräuseln. Das ist die geistige Gegenwart der großen Menge. Noch hat die Kultur geringen Reiz für sie. Weder will ein Bürgerthum gedeihen, noch ein pflichttreuer Beamtenkreis sich entwickeln. „Wir existiren", so klagte ein unglücklicher Russe, der Denker Tschaadaeff, „so zu sagen außer der Zeit, und die Bildung des Menschengeschlechts hat uns nicht berührt. Was bei andern Völkern in's Leben gedrungen, ist für uns bis jetzt nur Gedankensache und Theorie.... Einsiedler in der Welt, gaben wir ihr nichts, nahmen nichts von ihr, fügten nicht eine Idee zu dem Ideenschatze der Menschheit, wirkten in keiner Weise zur Förderung der menschlichen Kenntnisse, und verunstalteten Alles, was uns durch ihre Fortschritte mitgetheilt wurde."

In tiefster Seele geängstigt, erbittert und ergrimmt über so traurige Gegenwart ihrer so zahlreichen, so weit verbreiteten Nation haben sich unter den Gebildeteren in Rußland zwei hartnäckige Parteien festgesetzt, um mit Gewalt eine bessere Zukunft herbeizuführen.

Die eine erklärt: die ganze europäische Gesittung sei in der Wurzel schlecht und verfault, Rußland bringe sie nichts als Unheil, dieses müsse aus eigenen Volkstiefen eine neue Kultur hervorbilden. Wo dann dieser nationale Hort liege und wie er beschaffen sei, wissen sie freilich nicht zu sagen. Stab und Stecken ist die bloße Hoffnung, es werde aus der Slaven Brüderlichkeit und aus der Großrussen evangelischen Armuth im Geiste das Riesengewächs der neuen beseligenden Civilisation erblühen, und sie wissen vor der Hand für nichts anderes zu wirken, als daß alle slavischen Völker mit Rußland sollen vereinigt werden.

Die andere Partei faßt das Ding noch kürzer an. Sie erklärt: das neue Heil kommt von selbst, — wie und wodurch, das kümmert uns nicht, — alles Bestehende muß nur erst vernichtet und zermalmt werden, damit das Neue freien Platz finde. Ein Redner dieser Partei, nachdem er gegen Religion und Staat, Familie und Eigenthum gedonnert, schloß folgender Gestalt: „Antworten wir mit einem gebieterischen und unerschütterlichen Nein auf jede Behauptung, welche uns die bindende Kraft der kanonischen oder bürgerlichen Gesetze, der

Pflichten gegen die Familie oder die Gesellschaft beweisen soll! Zerstören wir Stein für Stein die wüste Masse dieser alten Vorurtheile! Und wenn wir den letzten Schlupfwinkel der Autorität zusammenkrachen hören, dann wollen wir uns unter den Trümmern zur Ruhe legen, uns bedecken mit der heiligen russischen Erde wie mit einem ungeheuren Leichentuch, und voll Vertrauen auf unsere Nachfolger ausrufen: Unsere Aufgabe ist vollendet!"

O diese unseligen, diese bedauernswerthen Thoren! Gibt es denn auf Erden eine andere Kultur, als wie sie von der alten Welt überkommen, im Mittelalter und in der neueren Zeit fortgebildet ist? Größenwahn ist es, der bei der einen wie andern dieser Parteien aus dem Nichts schöpft und ins Nichts zurückstrebt. Und was ist Grund dieser qualvollen Sehnsucht in's Leere, die nur Traumbilder bevölkern? Läßt sich denn ein anderer Grund finden, als daß bei dem großrussischen Volke, das so gutmüthig und genügsam, in jedem kleinen Gewerbe so geschickt und fertig, in Ideen so asiatisch und phantastisch ist, doch die Kulturanlagen lau und träge sind? Arbeit, geduldige, fleißige, ausdauernde Arbeit, um sich anzueignen, was an europäischer Kultur vorhanden, — darin allein liegt Heil für Rußland.

Drittes Kapitel.

Europäische Völkerbildung.

1. Germanen unter Romanen.

In Gallien mochten auf einen Germanen sieben oder acht romanisirte Einwohner kommen. In Spanien und Italien hatte die bisherige Bevölkerung sicher die zwanzigfache Mehrzahl, und noch stärker war sie in Afrika. Nun hätten sich die Germanen ebensowohl behaupten können, wie die Türken sich in christlichen Ländern behauptet haben: allein dazu bedurfte es der Anwendung römischer oder türki-

scher Mittel, nämlich der frechen Raubsucht, die Niemand der Unterworfenen, der sich dem Eroberer nicht ganz zu eigen gab, zu großem Vermögen kommen ließ, — des stets wachen Argwohns, der alle ihre Schritte umgarnte, der zermalmenden Härte, die jede selbständige Regung in Blut und Rauch erstickte. Die Germanen traten zwar ebenfalls auf als adliges Herrenvolk, allein sie waren weit entfernt, die besiegten Völker als Raja zu behandeln, die blos gut genug galt zum Arbeiten, Dienen, Zahlen. Als die ersten Stürme und Leiden bei dem Hereinströmen der Germanen vorüber, fühlten und sahen Städter und Landvolk, daß sie im Ganzen besser daran seien, als früher unter den Raubgriffen und Erpressungen, die bei römischen Beamten täglich wiederkehrten. Sie behielten ihr bürgerliches Recht, ihre politische Verfassung und volle Freiheit, sich umzuthun und zu schaffen und Geld und Gut und Ansehen zu erwerben. Die Longobarden, welche am härtesten verfuhren, bereiteten doch den Unterworfenen kein anderes Loos, als das einer leichten Hörigkeit. Blos der grundgescheidte Geiserich traf Maßregeln, die Bewohner des eroberten Landes in Ohnmacht und Dienstbarkeit zu erhalten.

Wir haben die bestimmtesten Zeugnisse, daß Spaniern und Galliern die germanische Herrschaft lieber war, als die römische. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb Orosius: „Die Einwohner schätzen die Barbaren als Freunde und wollen lieber unter ihnen in armer Freiheit leben, als unter den Römern in ewigen Erpressungen.“ Und etwa fünfzig Jahre später schilderte der edle Salvianus in seinem Lehrgedicht von Gottes Weltregierung die gräulichen Zustände, in welchen die Völker im römischen Reiche dahin siechten, und sagte dann: „Nichts von diesen Leiden ist bei den Vandalen, nichts bei den Gothen: die Einwohner, die unter diesen Barbaren leben, leiden nicht unter jenen Uebelständen, und es ist ihr heißer Wunsch, nie wieder unter die Herrschaft des römischen Rechts zurückzukehren. . . . Soll man sich da wundern, wenn wir die Gothen nicht besiegen können, da unsere eigenen Leute uns verlassen und sich Jenen anschließen? . . . Obwohl in allem von den Barbaren verschieden, in Religion und Sitte und Sprachen, wollen die Armen doch lieber deren fremdes Wesen ertragen, als unter den Römern unbarmherziges Unrecht. Deshalb laufen sie jedem Barbarenvolke zu, das eindringt, und bereuen es niemals.“

Bei solchen Urtheilen können wir, da sich die Germanen doch ein oder zwei Drittel Ländereien abtreten ließen, uns nur vorstellen, daß dieses Loos vorzugsweise die großen Staats- und Herrengüter traf, daß aber das gemeine Volk, welches das Land bebauete, beträchtlich gewann, sowohl an Achtung als Menschen wie durch Werthsteigerung seiner Arbeit. Will man ein Bild haben, wie es damals in den von römischen Herren beherrschten Ländern aussah, so giebt selbst heute noch Italien die Farben zu dem Bilde. Wo man auf den lachenden Fluren Italiens kleine Grundbesitzer erwartet, stellt sich nur ein Haufen armseliger Tagelöhner ein, versammelt um einen Unternehmer, der aus der Arbeit der Menschen und dem Ertrag des Feldes Geld herauspreßt. Das Land gehört den Signori in den Städten, denen die Unternehmer hohen Pachtzins entrichten müssen. Der Anbau des Landes ist einfach ein Geldgeschäft. Die Tagelöhnerschaaren erwerben für die harte Arbeit von Morgen bis Abend nichts als eine Hütte voll Schmutz, dürftige Lumpen, und die erbärmlichste Nahrung. Pferd und Esel werden in Italien abgetrieben, so lange noch die Knochen aneinander hängen: das Thier hat ja keine Seele, denkt der Italiener. Fast sollte man meinen, in Italien denke der Reiche ebenfalls: der Arme hat ja keine Seele.

Die Türken verachteten die byzantinische Bildung und verharrten bei ihrer schlichten Hordensitte, aber auch bei ihrer Rohheit und Unwissenheit. Die Germanen dagegen reizte alles, was schön, glanzvoll und kunstreich; sie trachteten insbesondere gern nach Wissen und Erkenntniß der Dinge um sie her. Ihr eigenes geistiges Besitzthum bestand in Rechtssätzen, in Helden- und Göttersagen: die antike Literatur dagegen breitete sich vor ihnen aus wie unabsehliche reichblühende Fluren. Sie lernten dafür die Sprache ihrer Unterthanen, horchten auf deren Mittheilungen und beobachteten ihre Kunstfertigkeit. Je mehr sie selbst lernten, um so tiefer neigten sie ihr Haupt vor der Ueberlegenheit der Bildung.

Der Romane aber freute sich dieses Uebergewichtes, brauchte seine Redekünste und verwerthete sein größeres Wissen. War er schon von Anfang an nicht geneigt, sich die rauhe Sprache der Fremden anzueignen, so erfüllte ihn auch mit Haß und Verachtung, was man bei ihnen sah an Ausbrüchen roher Leidenschaft, an wilden Gelagen und trägem Müßiggang, an unleidlichem Uebermuth. „Du meidest,“

schrieb Sidonius Apollinaris, „die Barbaren, wenn sie böse, ich auch wenn sie gut sind,“ und ein andermal: „Ehe man ihren Umgang ertrüge, sollte man lieber die Heimath oder die Haare opfern,“ d. h. auswandern oder sich zum Mönch scheeren lassen.

In diesem Widerwillen, in der Fernhaltung vom Familienverkehr der Barbaren wurden die Romanen fort und fort bestärkt durch den Klerus der katholischen Kirche. Denn die Germanen hingen, zum Theil sogar sehr eifrig, der Lehre des Arius an: Alles aber, was lateinisch sprach, empfand, dachte, litt und stritt mit der römischen Kirche. Nichts konnte so sehr die innere Entfremdung zwischen den beiderlei Nationalitäten fördern und festhalten, als dieser Glaubenszwiespalt, der von Seiten der Katholiken mit aller Erbitterung und Hartnäckigkeit ausgefochten wurde. Als die Könige und Reichstage der Staatsklugheit Gehör gaben und dem Arianerthum entsagten, zeigte sich eben darin das gesellschaftliche Uebergewicht, welches den Romanen bereits zu Theil geworden und nun um so mehr sich ausbreiten konnte, da jetzt auch der Gottesdienst für alle Welt lateinisch wurde.

Lateinisch war der Unterricht in den Schulen und Lateinisch hörte man in der Gesellschaft Gebildeter, hörte man im Handel und Wandel. Lateinisch war die Sprache der Urkunden, und man konnte nicht anders, als die Beschlüsse der Reichstage wie die Gesetzbücher ebenfalls in lateinischer Sprache verfassen. Nur wenn Germanen ganz unter sich und fröhlich waren, dann erklangen Rede und Lied und Zuspruch in der geliebten Sprache der alten Heimath.

Zwei Ursachen, die vor allen anderen ein rasches und vollständiges Aufzehren germanischer Art bedingten, mögen hier noch besonders betont werden.

Wenn in Amerika ein deutscher Mann eine Kreolin oder eine Englischredende, oder wenn er in Europa außerhalb Deutschlands eine Landeseingeborene heirathet, so ist er der Regel nach für seine Nation verloren. Er nimmt Sprache und Sitte und allmählich auch die Ansichten der Verwandten und Landsleute seiner Frau an. Seine Kinder aber gehen ganz gewiß in der Eigenart ihrer Mutter auf. Selbst wenn Deutsche unter Griechen, Walachen und Russen sich niederlassen, ist dies eine gewöhnliche Erscheinung. So kernhaft und tüchtig der Deutsche in andern Dingen, — wo es auf Gemüth, auf Familie und Häuslichkeit, auf Wohlwollen und Rücksichten für Andere an-

kommt, — ist und bleibt er eine weiche, leicht zerfließende Natur. Dieses Glück oder Unglück hängt dem Deutschen allerorten an, auf welchem Punkte der Erde er sich auch befinden mag, während jeder Andere sich viel länger ablehnend verhält gegen die fremde Volksnatur. Nur der Neger und Mulatte, der Ire und Slave ähnelt in dieser Beziehung dem Deutschen. Engländer, Schweden und Holländer gehen viel langsamer in eine andere Volksart auf, Romanen gewöhnlich erst in den Kindern, am eigenthümlichsten verhielt sich bisher der Jude. Dieser nahm Sprache und Sitte nur von Griechen, Deutschen und Spaniern an, und hatte er sich einmal damit verschmolzen, so hielt er daran fest, so fern er auch in ein anderes Land verschlagen wurde: im Uebrigen blieb er so lange Jude, als er seine Religion nicht aufgab. Nun waren die Germanen bei ihren großen Wanderzügen von Anfang an in der Minderzahl, und auf den weiten Märschen, die unter Hunger und Kummer, Blutvergießen, Noth und Drangsal, Monate und Jahre lang kein Ende nahmen, litt, siechte und verkümmerte am meisten das zartere Geschlecht. Es war daher natürlich, daß in ihren neuen Gebieten die Eroberer sich nach hübschen Mädchen umsahen, diese aber heimlich ein Auge warfen auf die stattlichen Männer mit hellem Blick und frischem Muth. So entstanden zahlreich Ehen und Verbindungen zwischen germanischen Männern und romanischen Frauen, und die unausbleibliche Folge war Abnahme der germanischen und noch viel raschere Zunahme der romanischen Bevölkerung. Hierin ist der Grund zu suchen, weshalb in den Volks- und Königsgesetzen die auffallenden Verbote der Ehen mit Frauen romanischer Abkunft stehen. Natürlich konnten solche Gesetze auf die Länge wenig fruchten, sie waren eben gegen die Natur und geriethen bald in Vergessenheit.

Bedeutenden Einfluß übte auch das Gesinde. Mit den kriegerischen Männeru, die auf Eroberung und Abenteuer auszogen, gingen schwerlich alle Hörigen und Leibeigenen mit, und die ihren Herren folgten, wurden sicherlich auf gefährlicher Wanderung weniger geschont, als die Freien. Diese waren daher, zumal ihnen im neuen Lande große Güter zufielen, genöthigt, zu Diensten in der Küche und auf dem Acker, im Wald und auf der Viehweide romanisches Gesinde ins Haus zu nehmen. Was daraus folgte, läßt sich noch täglich bei den Zipser und Siebenbürger Deutschen wahrnehmen. Ihre Dienstboten

slovakischen Stammes in der Zips und walachischer Herkunft in Siebenbürgen lernen das schwere Deutsch nicht und bleiben bei ihrer Muttersprache. Um sich mit ihnen zu verständigen, müssen Herr und Frau hier Slovakisch und dort Walachisch lernen. Die Kinder aber nehmen ja überall gern die Sprache von den Dienstboten an. Da nun deren Sprache leichter und flüssiger, als die Deutsche, vom Munde geht, erobert sie in Siebenbürgen wie in der Zips ein Haus nach dem andern, und die deutsche Volksmacht zieht sich immer mehr zurück.

2. Politische Schwäche.

Was hatten nun die Germanen einzusetzen gegen so viel sanfte Verführung und Nöthigung, gegen die Ueberlegenheit der Bildung, gegen den Druck der Masse? Wohl hatten sie für sich die Stärke des Leibes und des Charakters, das stets wache Ehrgefühl, auch die höhere Sittlichkeit: das Alles gab aber keinen Ausschlag, weil ihrer zu wenige waren und diese Wenigen dünn zerstreut über das eroberte Land hin. Dessen heimische Bevölkerung zu germanisiren, war rein unmöglich: wohl aber hätten sich die Einwanderer als das adlige Herrenvolk in ihrem nationalen Wesen noch lange behaupten und die Romanen regieren und beherrschen können. Wie kräftig anfangs ihr Schalten und Walten in den eroberten Ländern gewesen, bekundet sich in den Veränderungen, die sie in Recht, Sitte und Verfassung vornahmen. Allein, um oben zu bleiben, fehlte ihnen gerade das, was Türken und Magyaren dazu befähigte, — der Staatssinn.

Was sie mitbrachten an politischen Einrichtungen, war so wenig entwickelt und gefestigt, daß es am starken und gescheidten politischen Aufbau der Römer so leicht zerbrach, wie schwaches Reisig am Balkengefüge. Das Richtige wäre gewesen, ihre Volks- und Heereskraft an wenigen Hauptstellen beisammen und von diesen aus die unterjochte Bevölkerung in Zaum und Zügel zu halten. Statt dessen hatten sich die Mächtigeren die größten Besitzungen und jeder Andere ein möglichst reiches Gut ausgesucht, und fast alle wohnten zerstreut und weit von einander. Deshalb gab es bei ihnen keine rechte Landsgemeinde und Gauversammlung mehr, und die germanische Ortsgemeinde hatte nur vereinzelt einen dauersamen Kern. Den einzigen festen Halt ge-

währte das Königthum: gerade seine Macht aber wurde fort und fort geschwächt, zersetzt, zersplittert durch die Ehrsucht und Parteiung, die Verräthereien und Aufstände weltlicher und geistlicher Großen.

Massengewalt, das nackte Recht des Stärkeren, hatte den Germanen der Völkerwanderung Reiche und Länder, Güter und Aemter verschafft: der Geist der Eroberung kam nicht wieder zur Ruhe, er lebte und wirkte fort in Haß und Habsucht, die sich gegen Jeden richteten, der reicher und mächtiger geworden war.

So lag das Westgothenreich um die Mitte des Jahrhunderts wieder einmal zerrissen und ohnmächtig unter den räuberischen Griffen und Empörungen der Großen. Einer der Aergsten war Chindaswinth, ein harter tief schlauer Mensch. Sein Leben war nichts als eine Kette von Verschwörungen gegen die Kronenträger. Endlich, als er beinahe achtzig Jahre alt, erhob ein neuer Aufstand ihn auf den Thron. Gründlich kannte er, wie Fredegar sich ausdrückte, „die kranke Sucht der Gothen, ihre Könige zu entthronen", und wußte wohl, daß das Volk der Gothen sich vor Uebermuth nicht halten könne, sobald es kein Joch auf sich habe. Tief durchschauete er auch das ränkevolle Getriebe, welches das Reich nimmer zur Ruhe kommen ließ; er kannte auch alle die Theilnehmer, und wußte, daß es diesen Männern unmöglich sei, in Frieden und Gerechtigkeit zu leben. Was beschloß der Alte? Nur noch eine kurze Spanne Leben hatte er vor sich: sollte er sich auf langwierige Verhandlungen und Erziehungsmittel einlassen? Nein, er beschloß, all' diese Männer mit einem mal wegzuräumen von der Erde, traf in der Stille seine Vorkehrungen, und fuhr plötzlich wie ein heißer verzehrender Wüstenwind unter die dem Tode Geweihten. Zweihundert vom hohen, fünfhundert vom niederen Adel wurden hingerichtet: sie alle mußten auf der Stelle scheiden vom Leben, es gab keine Gnade. Entsetzt flüchteten über die Grenzen, die mit ihnen verwandt oder bekannt gewesen. Auch der Flüchtigen Güter wurden eingezogen, auch ihre Weiber und Töchter wurden für leibeigen erklärt. Chindaswinth hörte nicht auf, alle die ihm verdächtig waren, mit dem Schwerte umbringen zu lassen, bis er sich überzeugt hatte, daß jene Krankheit der Gothen unter der Erde liege. Da gab es Ruhe, wenigstens für ein Menschenalter, und das Gothenreich hob sich wieder zu Macht und Wohlstand. Chindaswinth hatte übrigens kein anderes Mittel gebraucht, als welches der große König

Leuvigild siebzig Jahre früher anwendete. Auch Dieser „schaffte" — nach Gregor von Tours' Worten — „alle Diejenigen, welche gewohnt waren, die Könige aus dem Weg zu räumen, aus der Welt, indem er von ihnen alles tödtete, was männlichen Geschlechts."

Solches Morden und Verbannen und Ausrotten kam auch bei andern Stämmen vor und schwächte natürlich die Volkskraft der Germanen ungemein. Nur schade, daß in den meisten Königsfamilien niemals Vater und Sohn und Enkel und Urenkel die gleiche rauhe Hand führten, und daß ein wenig Staatsklugheit unter ihnen so selten war. Darin lag eben das Elend, daß die Glieder der Königsfamilien selbst in unaufhörlichen Thronstreiten gräßlich wider einander wütheten und ihres Hauses Schätze und Anhang vergeudeten. Um die Zustände in den germanischen Reichen, welche aus der Völkerwanderung hervorgingen, anschaulich zu machen, möge hier aus der Geschichte der Westgothen, Longobarden und Franken je eine Szene Platz finden, wie sie uns germanische Zeitgenossen überliefert haben.

3. König Leuvigild und sein Sohn.

„Im Jahre 580," so berichtet Gregor von Tours, „traf in Spanien die katholischen Christen heftige Verfolgung. Viele mußten in die Verbannung wandern oder wurden ihrer Habe beraubt, dem Hunger preisgegeben oder in den Kerker geworfen, mißhandelt mit Schlägen und durch verschiedene Todesqualen hingemordet. Die Veranlassung zu diesen Schandthaten gab Griswintha, die, nachdem sie Athomagild zur Ehe gehabt hatte, den König Leuvigild zum Gemahle nahm. Sie zeichnete die Diener des Herrn mit dem Brandmale der Erniedrigung, aber die Strafe Gottes erreichte sie und kennzeichnete sie vor allem Volke; denn eine weiße Wolke legte sich über eines ihrer Augen und nahm das Licht, das ihr Geist nicht hatte, von ihren Augenlidern.

Es hatte aber König Leuvigild von einer andern Frau zwei Söhne, von denen der Aeltere die Tochter des Frankenkönigs Siegebert, der jüngere König Chilperich's Tochter zum Weibe hatte. Als Ingunde, König Siegeberts Tochter, mit großem Gefolge nach Spanien kam, wurde sie von ihrer Großmutter Griswintha mit lauter

Freude empfangen. Sie wollte es aber nicht dulden, daß Ingunde länger im katholischen Glauben verharre und begann deswegen sie mit schmeichlerischen Reden zu verlocken, auf daß sie sich nochmals in der arianischen Ketzerei taufen ließe. Jene widerstand jedoch mannhaft und sagte: „Genug ist es, daß ich einmal durch die erlösende Taufe von der Erbsünde rein gewaschen bin und die heilige Dreifaltigkeit als eines und gleichen Wesens bekannt habe. Daß ich also glaube, bekenne ich offen von ganzem Herzen, und niemals werde ich von diesem Glauben weichen."

Da die Königin dies hörte, wurde sie von Zornwuth ergriffen. Sie faßte das Mädchen bei den Haaren, riß es zu Boden, und nachdem sie es lange mit Fußtritten gezüchtigt und mit Blut beschmutzt hatte, befahl sie ihm die Kleider vom Leibe zu reißen und es in einen Fischteich zu werfen. Aber — so erzählen viele — niemals wandte sie ihre Seele ab von unserm Glauben.

Leuvigild aber gab ihr und ihrem Gemahle eine von den Städten, in welcher sie Hof halten und herrschen sollten. Als sie aber dahin gekommen, begann Ingunde ihrem Manne zu predigen, er möchte von der trügerischen Ketzerei lassen und zum wahren katholischen Glauben sich bekennen. Lange wies sie Jener zurück. Endlich aber neigte er sich ihrer Predigt zu und bekehrte sich zur katholischen Lehre. Er erhielt das Chrisma und empfing den Namen Johannes. Als dies Leuvigild hörte, begann er auf Mittel zu sinnen, wie er den Sohn verderbe. Jener merkte jedoch die Absicht und trat auf die Seite des Kaisers, indem er mit dem byzantinischen Statthalter sich verband, der damals Spanien bekriegte. Da sandte Leuvigild ihm Boten und ließ ihm sagen: „Komme zu mir, denn es gibt Dinge, über die wir uns zu besprechen haben!" Jener antwortete: „Nimmer werde ich vor Dir erscheinen, weil Du mir feindlich bist, da ich rechtgläubig bin." Jener aber gab dem Statthalter des Kaisers 30,000 Solidi, damit er dem Sohne seine Hülfe entzöge, bot sein Heer auf und zog gegen Hermenegild in's Feld.

Dieser rief jetzt die Griechen herbei und zog zum Kampfe aus wider den Vater, sein Weib jedoch ließ er in der Stadt zurück. Da er aber Leuvigild angriff, verließen ihn seine Hülfstruppen, und da er einsah, daß jeder Widerstand vergeblich sei, flüchtete er in eine Kirche, die in der Nähe lag und rief aus: „O daß doch mein Vater

nicht über mich käme! Denn Verbrechen ist es, wenn der Vater vom Sohne oder der Sohn vom Vater getödtet wird." Als Leuvigild solches hörte, schickte er zu ihm den Bruder. Dieser schwur einen Eid, nichts Schimpfliches solle ihm widerfahren, und sagte: „Komme nur selbst und wirf Dich unserm Vater zu Füßen. Er wird Dir alles verzeihen!" Da bat Hermenegild, daß man den Vater zu ihm herbeihole, und da Dieser die Kirche betrat, warf er sich ihm zu Füßen. Leuvigild hob ihn auf, küßte ihn, und nachdem er ihn mit milden Worten bethört hatte, geleitete er ihn in sein Lager. Allein der König gedachte seines Eides nicht, sondern gab den Seinen ein Zeichen. Diese ergriffen den Sohn, beraubten ihn seiner Kleidung und zogen ihm ein schlechtes Gewand an. Hierauf ging er nach der Stadt Toledo zurück. Dort nahm man dem Sohn des Königs seine Diener. Einsam, blos von einem Knaben begleitet, mußte er in die Verbannung ziehen. Ingunde aber war von ihrem Gemahl zurückgelassen worden und sollte nun mit ihrem kleinen Sohne zum Kaiser zurückgebracht werden; noch auf der Reise starb sie in Afrika und fand hier ihr Grab. Ihren Gemahl aber befahl Leuvigild zum Tode zu führen, als er sich weigerte, aus den Händen eines arianischen Priesters das Abendmahl zu nehmen."

4. Alboin und Rosamunde.

„Drei Jahre und einige Monate," erzählt Paulus Diakonus, „hatte die Stadt Pavia die Belagerung erduldet. Endlich ergab sie sich dem Alboin und den longobardischen Bedrängern. Als aber Alboin durch das Thor, welches seinen Namen vom heiligen Johannes trägt, von Osten her seinen Einzug in die Stadt hielt, stürzte sein Roß mitten im Thorweg, und obgleich mit den Spornen angetrieben und hier und dort von Lanzenstichen getroffen, konnte es doch nicht wieder auf die Beine kommen. Da rief ein Longobarde dem Könige folgende Worte zu: „Denk, o Herrscher, an das Gelübde, welches Du beschworen hast. Brich es, weil es so hart ist, und Du wirst in die Stadt einziehen; denn ein in Wahrheit christliches Volk lebt in dieser Stadt." Es hatte aber Alboin gelobt, das gesammte Volk, weil es sich ihm 'nicht übergeben wollte, mit dem Schwerte zu ver-

tilgen. Da er nun das Gelübde zurücknahm und den Bürgern Verzeihung versprach, erhob sich sogleich das Roß. Darauf ritt er in die Stadt, ohne Jemand ein Leid zuzufügen, und hielt, was er versprochen. Alles Volk aber strömte zu ihm nach dem Palaste, den einst Theodorich erbaut hatte, und lebte nach so schwerer Noth wieder zu froher Hoffnung für die Zukunft auf.

Drei Jahre und sechs Monate hatte Alboin als König in Italien geherrscht: da fiel er durch die Tücke seiner Gemahlin. Folgendes war die Ursache seiner Ermordung: Als er einst in Verona länger, als nöthig war, beim Gastmahle saß, vor sich den Becher, den er sich aus dem Schädel des Königs Kunimund, seines Schwiegervaters, hatte machen lassen, da befahl er, der Königin Wein zu reichen, um Bescheid zu thun, und forderte sie auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Daß dies Niemand unwahrscheinlich dünke! Ich spreche die Wahrheit in Christo. Habe ich doch selbst einst an einem festlichen Tage gesehen, wie denselben Becher König Ratchis in der Hand hielt und seinen Gästen zeigte. Sobald Rosamunde hörte, was sie thun sollte, erwachte heftiges Weh in ihrem Herzen, und unfähig, es zu beschwichtigen, sann sie sogleich darauf, durch den Tod des Gatten das Ende ihres Vaters zu rächen. Sogleich schmiedete sie mit Helmechis, welcher des Königs Milchbruder und Seilpor, das ist sein Schildträger war, den Plan, den König zu ermorden. Dieser überredete die Königin, daß sie selbst den Pereder, der ein sehr tapferer Mann war, zum Genossen des Anschlages mache. Als aber Pereder der Königin abschlug, ein solches Verbrechen zu begehen, so legte sie sich Nachts in das Bette ihrer Kammerfrau, mit welcher Pereder unzüchtigen Umgang pflegte, und als nun Pereder, der nichts davon wußte, kam, umarmte er die Königin. Nach begangener Unthat fragte sie ihn, wer sie sei? Er nannte den Namen seiner Geliebten, weil er sie für Diese hielt. Da fiel aber Jene ihm ins Wort: „Das ist nicht so, wie Du glaubst, denn ich bin Rosamunde. Sicher aber hast Du nun etwas gethan, Pereder, daß Du entweder Alboin tödten mußt, oder selbst von seinem Schwerte fallen.“ Da erkannte er, was er Uebles gethan, und jetzt gab er, was er von freien Stücken verweigert hatte, genöthigt seine Einwilligung zu des Königs Ermordung. Als nun eines Tages Alboin sich um Mittag dem Schlaf überließ, befahl Rosamunde, daß im Palaste größtes Stillschweigen beobachtet

werde, und entfernte alle Waffen aus Alboins Gemach. Nur sein Schwert ließ sie zurück, band es aber fest zu Häupten der Bettstatt, so daß er es nicht wegzunehmen oder aus der Scheide zu reißen vermochte und geleitete dann nach Helmechis Rath, grausamer als irgend ein wildes Thier, den Pereder in das Schlafgemach. Plötzlich erwachte Alboin aus dem Schlummer und erkannte die drohende Gefahr. Rasch fährt seine Hand nach dem Schwerte, aber, da es festgebunden war, vermag er's nicht herauszuziehen. Da ergriff er einen Fußschemmel und wehrte sich mit diesem eine Zeitlang. Aber ach! Was vermochte der so kriegerische, hochkühne Held ohne Waffen gegen den Feind! Als wäre er einer von den Schwächlingen, wurde er erschlagen, und er, der durch so manchen Sieg über den Feind den größten Kriegesruhm erworben hatte, erlag der Tücke eines Weibchens. Unter größtem Jammern und Weheklagen der Longobarden wurde des Königs Leichnam unter den Stufen einer Treppe, welche zum Palast hinaufführte, beigesetzt. Schlank von Gestalt war er gewesen und sein ganzer Körper zum Kampf trefflich gebaut. Sein Grab hat in unsern Tagen Giselbert, der Herzog von Verona gewesen, geöffnet und sein Schwert und was sich von Schmuck darin fand, gestohlen, und dann mit seiner gewöhnlichen Eitelkeit sich gerühmt, er habe Alboin gesehen.

Nach Alboins Tode versuchte Helmechis sich der Herrschaft zu bemächtigen, aber vergeblich war sein Bemühen; denn die Longobarden trachteten voll Schmerz über ihres Königs Tod nach seinem Leben. Daher schickte Rosamunde sogleich dem Longinus, dem Präfekten von Ravenna, eine Botschaft, er möge schnell ein Schiff senden, welches sie aufnehmen könne. Eilends schickte Longinus, den solche Botschaft mit Freude erfüllte, das gewünschte Schiff. In dieses begaben sich Helmechis und Rosamunde, jetzt sein Weib, zu nächtlicher Zeit flüchtend, und mit sich Albswinda, des Königs Tochter und den ganzen Schatz der Longobarden hinwegführend, und eilten ohne Zögern nach Ravenna. Da begann der Präfekt Longinus die Rosamunde zu überreden, daß sie den Helmechis tödte und ihm sich vermähle. Jene aber, zu jeder Schandthat leicht entschlossen, wünschte Herrin von Ravenna zu werden und gab daher ihre Einwilligung zu der Schandthat. Mit eigener Hand reichte sie dem Helmechis, als er aus dem Bade kam, einen Giftbecher dar, versicherte ihm aber, er sei heilvoll.

Als jedoch Helmechis fühlte, daß er sich den Todesbecher getrunken, zückte er das Schwert über sie und zwang Rosamunde den Rest zu trinken. So starben nach des allmächtigen Gottes Gericht die ruchlosen Mörder im selben Augenblick."

5. Ermordung von König Chlodwigs Enkeln.

Die vier Söhne des Chlodwig hatten sein Reich unter sich getheilt. Als von ihnen Chlodomer starb, nahm ihre Mutter Chrotechild sich seiner kleinen Söhne an und erzog sie voll Liebe und Sorgfalt. „Während," so erzählt Gregor von Tours, „Königin Chrotechild zu Paris lebte, sah Childebert, daß seine Mutter an den Söhnen Chlodomers mit besonderer Zärtlichkeit hing. Da ergriff ihn der Neid, und aus Furcht, daß sie durch der Königin Gunst zur Herrschaft gelangen könnten, sandte er heimlich zu seinem Bruder, König Chlothar, und ließ ihm sagen: „Unsere Mutter läßt die Söhne unsers Bruders nicht von sich und will ihnen das Reich geben. Komme eilends zu mir nach Paris, wir müssen Rath mit einander halten und erwägen, was sich dagegen thun läßt, ob es besser ist, ihnen das Haar scheeren zu lassen, damit sie dem übrigen Volke gleich werden, oder lieber sie zu tödten, damit wir unsers Bruders Reich unter uns zu gleichen Hälften theilen!" Ueber diese Worte hocherfreut kam Jener nach der Stadt. Childebert hatte unterdessen unter dem Volke das Gerücht verbreitet, die Könige seien zusammengekommen, um jene Knaben auf den Thron zu erheben. Gemeinsam sandten sie Boten zur Königin, welche sich damals zu Paris aufhielt und ließen ihr sagen: „Schicke die Knaben zu uns, damit wir sie in die Herrschaft einsetzen!" Da freute sich Jene sehr, denn sie ahnte die List ihrer Söhne nicht, ließ Speise und Trank den Knaben reichen und entließ sie mit den Worten: „Dann will ich glauben, ich hätte meinen Sohn nicht verloren, wenn ich Euch auf seinem Thron sehe." So gingen sie davon, aber sogleich wurden sie ergriffen und von ihren Dienern und Erziehern getrennt. Beide wurden bewacht, hier die Diener dort die Knaben.

Nunmehr schickten Childebert und Chlothar den Arkadius mit einer Scheere und einem entblößten Schwerte zur Königin. Dieser

kam daher, zeigte beides der Königin und sagte: „Deinen Willen, ruhmreiche Königin, erbitten Deine Söhne, unsere Herren. Was meinst Du, daß mit den Knaben geschehen soll? Befiehlst Du, daß sie mit abgeschorenem Haar leben, oder daß sie beide getödtet werden?“ Da ergriff die Königin Schrecken über diese Botschaft und ingrimmiger Schmerz, besonders weil sie das entblößte Schwert und die Scheere vor Augen hatte. Von Jammer übermannt wußte sie kaum, was sie in ihrem Kummer sagte und erwiderte unbesonnen: „Lieber will ich sie, wenn sie ihr Reich nicht erhalten sollen, todt sehen, als geschoren!“ Jener aber kümmerte sich wenig um ihren Gram, noch wartete er ab, was sie nachher reiflicher erwählen würde, sondern kehrte schnell zu seinen Herren zurück und sagte also: „Der Königin ist es recht, vollendet das begonnene Werk, sie selbst will, daß Euer Plan ausgeführt werde.“ Auf der Stelle ergriff Clothar den älteren der beiden Knaben am Arme, warf ihn zur Erde, stieß ihm ein Messer in die Schulter und tödtete ihn grausam. Bei seinem Geschrei warf sich sein Bruder zu Childeberts Füßen, umklammerte seine Füße und flehte unter Thränen: „Hilf mir, theuerster Vater, damit ich nicht sterbe, wie mein Bruder!“ Da sagte Childebert und Thränen rannen ihm über das Antlitz: „Ich bitte Dich, liebster Bruder, sei barmherzig, schenke mir sein Leben. Was Du nur verlangst, gebe ich Dir für sein Leben: nur tödte ihn nicht!“ Jener fuhr auf ihn los mit Schmähungen und rief: „Entweder stoße ihn von Dir, oder wahrlich, Du stirbst an seiner Statt. Bist Du es doch, der die Sache angezettelt hat, und nun brichst Du so bald Dein Wort!“ Als er das hörte, stieß er den Knaben von sich und dem Bruder zu. Der aber faßte ihn, stieß ihm das Messer in die Seite und erwürgte ihn, wie er es vorher mit dem Bruder gemacht hatte.

Darauf brachten sie auch die Diener und Erzieher ums Leben, und als sie so alle getödtet hatten, stieg Chlothar zu Pferde und ritt von dannen; wenig kümmerte ihn der Neffen Mord. Auch Childebert zog sich in eine Vorstadt von Paris zurück. Die Königin aber legte die Leichen der Knaben auf eine Bahre und geleitete sie unter vielem Chorgesang und endlosem Jammern nach der Kirche des heiligen Petrus und bestattete sie bei einander. Zehn Jahre zählte der eine Knabe, der andere erst sieben. Des dritten Bruders Chlodowald vermochten sie nicht habhaft zu werden, denn mit Hülfe wackerer

Männer war er schon der Gefahr entronnen. Er schmähte das irdische Reich und wandte sich dem Herrn zu. Mit eigner Hand schor er sich das gelockte Haar und wurde Geistlicher. Er widmete sich fortan nur guten Werken und schied als Priester aus dieser Welt. Die Brüder theilten darauf Chlodomers Reich unter sich zu gleichen Theilen. Die Königin Chrotechild aber führte einen solchen Lebenswandel, daß sie von Allen verehrt wurde. Unablässig war sie im Almosengeben, durchwachte die Nacht im Gebet. In Keuschheit und in jeder Ehrbarkeit bewährte sie sich stets als eine Reine. Den Kirchen, Klöstern und allen heiligen Orten gab sie Güter und theilte sie gern und willig mit freigebiger Hand aus, so daß man zu dieser Zeit meinte, nicht wie eine Königin, sondern wie eine Magd Gottes diene sie ihm. Nicht die Herrschaft ihrer Söhne, nicht der Ehrgeiz der Welt vermochte sie zum Fall zu bringen, sondern Demuth erhöhete sie zur Gnade."

6. Niedergang der germanischen Reiche.

Heilloses Unvermögen, die staatlichen Kräfte zusammenzufügen und nach Plan und Ordnung wirken zu lassen, war es also, was die germanischen Reiche nicht zu Dauer und Festigkeit kommen ließ. Gewöhnlich brachen sie gleich nieder, sobald sie mit einer Macht zusammenstießen, die härter geschlossen, einheitlicher geführt war. Nicht aber lag die Schwäche in Widerstand und Verschwörung der unterworfenen Romanen. Wohl empörte sich ihr Bildungsstolz, ihre feinere Sitte unter der wuchtigen Faust, dem wilden Geschrei der Barbaren: allein dieses schwächliche Volk erhob keine Aufstände.

Die Westgothen hatten die kleineren Reiche der Alanen und Sueven in Spanien mit leichter Mühe überwältigt, dem weitern Vordringen der Franken setzten sie tapfern Widerstand entgegen und hätten sich in Spanien vielleicht wieder neu gekräftigt, als der arabische Angriff dem Verrath in der eigenen Mitte den Sieg verschaffte.

Auf gallischem Boden triumphirten die Franken vollständig, das burgundische Reich verschmolz sich alsbald mit dem ihrigen, und das fremdartige Volk in der Bretagne und Gascogne, so widerhaarig es sich zeigte, konnte sich doch auf die Länge nicht widersetzen.

Feindlicher lagen die Dinge jenseits des Rheins für die Franken. Nicht einschmelzen, nur angliedern ließen sich die dortigen Reiche. Ihre edlen Geschlechter theilten nicht das Schicksal der fortgezogenen, die losgerissen von heimathlicher Sitte und Landschaft unter einander wütheten. Wohl aber offenbarte sich auch bei diesen Stämmen die angeborene politische Schwäche. Sie verließen sich auf ihr rohes Kraftgefühl, ihre unüberwindliche Tapferkeit, und blieben in der Staatskunst gleichwie Kinder, die durch Schlauheit im Kleinen glaubten große Dinge zu vollbringen. Zwar der stammverwandten Hessen und Thüringer wurden die fränkischen Könige durch kluge und kraftvolle Behandlung Herr, der Allemannen nur nach entsetzlichen Mordschlachten, und das Reich der Baiern konnten sie niemals vollständig zerbrechen, wenngleich die Anerkennung fränkischer Oberherrschaft erreicht wurde. Die sich am unfähigsten in Staatsgestaltung erwiesen, konnte erst Karl der Große bezwingen, und wäre bei den Sachsen nur ein wenig politischer Verstand zum Durchbruche gekommen, so hätte auch er ihnen anders begegnen müssen.

So bestanden von den vielen germanischen Völkern, die zu Ende des fünften Jahrhunderts ihre eigenen Reiche gegründet hatten, dreihundert Jahre später nur noch drei in Unabhängigkeit. In Spanien war es nur ein kleiner Rest, der sich hinter die Schutzwehr des asturischen Bergzugs zurückgezogen hatte. Die Angelsachsen schützte ihre Insellage; ohne diese wären sie bei ihrer Kleinstaaterei unfehlbar einem gothischen oder fränkischen Angriff unterlegen. Träger der Zukunft waren allein die Franken: zu ihrem Reiche wurden mit Ausnahme Englands und des skandinavischen Nordens alle germanischen Völkerschaften geschlagen.

Das Endergebniß der völker- und kulturgeschichtlichen Bewegung war, daß unser Welttheil, so sehr auch die Bildung in seinen Ländern gleichartig, doch ein dreifaches Antlitz erhielt: ein romanisches, germanisches, slavisches.

Die Deutschen haben alles Land behauptet, das vor der Völkerwanderung von Germanen besiedelt war, und vielleicht am linken Rheinufer noch etwas hinzugewonnen. Im Osten haben sie, wie wir später sehen werden, den Slaven weite Gebiete abgerungen, in noch andern mehr oder weniger von ihrer Kultur heimisch gemacht. In allen übrigen Ländern, welche die Germanen in der Völkerwanderung

eroberten, sind sie in eine andere Volksart umgewandelt, ist ihre Sprache erstorben; im neunten Jahrhundert erloschen ihre letzten Reste. Nur in einigen Grundzügen der Sprache der Romanen und ihrer Gesellschafts-, Staats- und Rechtssitte ist noch die einstige Herrschaft der Germanen erkennbar, und zwar häufig, ohne daß man darauf achtet. So verdankt die französische Sprache der deutschen nicht allein den bei weitem größten Theil der Ausdrücke im Heer-, Lehns-, Staats- und Rechtswesen, nicht blos das hörbare H, den Artikel, die Hülfszeitwörter und nicht wenig in der Art und Weise der Wortbildung, sondern auch eine Menge Wörter, bei denen man an deutschen Ursprung nicht sogleich denkt, wie Heaume — Helm, Equipage — vom deutschen Skif, Fauteuil — Fallstuhl, Bacelle — Bäsel, Bäschen.

Viertes Kapitel.

Deutsche Weltstellung.

1. Völkermitte.

Die Römer hatten bloß das Eine verstanden, der Völker Mannigfaltigkeit zu kasernenmäßiger Gleichheit herabzudrücken und möglichst Allen römische Sprache und Gesittung aufzudringen. Darüber empor konnte sich ihr beschränkter Geist wie ihre Selbstsucht nicht erheben. Unter den germanischen Einflüssen aber gewann Europa ein ganz anderes Aussehen. Der Kulturgarten unter den Welttheilen zertheilte sich in einer Reihe großer Felder von verschiedener Frucht und Farbe, und von all diesen bunten Früchten und Farben wurde etwas heimisch in der deutschen Mitte, während sie selbst aus unerschöpflicher Fülle nach allen Seiten hin abgab.

Ohne Bild zu sagen: was die europäische Geschichte in den letzten tausend Jahren im tieferen Grunde bewegte, was die Gegenwart, in welcher das Schwächliche zu Grunde geht und das Kraft-

volle emporsteigt, vorzugsweise beherrscht, — der Kampf und Widerstreit der Nationalitäten, — dieser setzte sich fest in der fränkischen Epoche, und damit hing zusammen, daß verhältnißmäßig die deutsche Nation von allen andern zugleich die größte Einwirkung erfuhr und zugleich auf alle andern die größte Einwirkung ausübte. Deutschland mußte das vornehmste Kulturland der Weltgeschichte, das deutsche Reich vorzugsweise ein Kulturreich werden, das heißt: es wurde seine Bestimmung, von der höheren Gesittung aller Zeiten und aller Völker fort und fort das Beste in sich aufzunehmen, es mit seinem Eigenwesen zu verarbeiten und zu befruchten und dann wieder anderen Nationen davon mitzutheilen.

Die Ursachen dieser deutschen Kulturstellung sind theils in geographischen Verhältnissen begründet, theils in den Neigungen und Fähigkeiten der verschiedenen Völker.

Es ist unser Welttheil eine langgestreckte Halbinsel, die sich nach Westen, Norden, Süden in ihren Zweigen und Aesten ausgliedert zu lauter einzelnen Ländern, — das eine von dieser, das andere von jener Größe und Gestalt, — dabei jedes Land eigenthümlich geartet, — jedes auch in besonderer Weise für sich abgeschlossen. Kein anderer Welttheil, wenngleich sie sämmtlich so viel größer als Europa, ist doch so vielgestaltig, keiner zerfällt so scharf in verschiedene Länder, die durch Gebirgslinien oder Seeküsten oder Sümpfe und Haidestriche in bestimmter Weise von einander gesondert sind. Die Völker, die in dunkeler Vorzeit hier sich ausbreiteten oder später einwanderten, konnten sich daher weder in Streifen neben oder über übereinander lagern, noch sich durch einander schieben. Es suchte vielmehr jedes Volk je nach seiner eigenthümlichen Landesart sich auszugestalten, und wo eines rühriger und tüchtiger war, als seine Umgebung, erhielt es die Oberhand und dehnte so weit sich aus, als seine Kräfte eben reichten. Als dann größere Kämpfe und Kriege entstanden, drängte ein Volk auf das andere, bis dieses und jenes weiter nach Westen oder Norden oder Süden in eine Halbinsel auswich. Die Folge war, daß eine jegliche Nation in Europa ihr eigenes Gebiet in festen Naturgränzen bekam, entweder vom Meer und Gebirg umschlossen, oder wie Böhmen und Ungarn von einem Bergringe, oder wie die Ebenen der Groß- und Kleinrussen durch weite Strecken von Sümpfen und Steppen von den Nachbarn geschieden.

Vollends durch die germanische Einwanderung vollzog sich die Ausfüllung eines jeden Landes mit einer möglichst gleichen nur ihm angehörigen Volksart. In ihrer Lust, alles auszukundschaften und in Besitz zu nehmen, gingen die Germanen, wenn sie ein Land erobert hatten, stets vor bis zur Meeresküste und zur Gebirgsscheide, womöglich noch darüber hinaus. Ihre Tapferkeit wehrte Jahrhunderte lang dem Eindringen fremder Eroberer. Ihre Duldsamkeit aber ließ der heimischen eingeborenen Bevölkerung freien Raum, sich zu entwickeln und zu vermehren. Als sie nun mit derselben sich verschmolzen, war die germanische Beimischung wohl kräftig genug, um unter den Völkern, so weit jemals Germanen gewohnt und geherrscht hatten, eine Familienähnlichkeit und selbst ein gewisses Familiengefühl hervorzubringen: jedoch war der verschiedenartige Volksbestand, welchen sie in romanischen Ländern vorgefunden, an Bildung wie an Masse zu sehr überwiegend, als daß nicht die Gesammtfärbung des neu sich bildenden Volksstammes hauptsächlich durch jenen wäre bestimmt worden.

So entstanden in Europa lauter Eigenarten wie in Ländern so in Völkern, und das Gesammtergebniß war etwas Neues für die Welt und für Deutschland.

Als daher Verband und Druck der römischen Herrschaft überall gebrochen war und jedes Volk sich frei und fröhlich je nach seiner geistig-sittlichen Natur entwickelte, verlegte sich gleichwie in der Politik auch in der Kultur der Schwerpunkt dorthin, wo am meisten frische Triebkraft, Macht und Rührigkeit war, also nach den Landschaften zwischen Loire und Seine auf der einen, und der Weser und Donau auf der andern Seite. Die Deutschen aber waren das allernachbarreichste Volk auf Erden geworden, die Völker gruppirten sich rings um das europäische Zentrum. Noch mehr aber, dieses Zentrum bekam nicht bloß mit der Menge seiner anstoßenden Nachbarn, sondern auch mit Spaniern und Arabern, mit Schweden und Byzantinern, mit Russen und Türken zu thun.

2. Beziehungen zum Zentralvolk.

Die europäischen Völker empfinden sämmtlich, sobald sie kräftiger sich zu regen beginnen, ein gewisses Streben und Trachten nach der

Mitte des Welttheils hin. Dort treffen sie ja mit den meisten Völkern zusammen, dort müssen sie ihre Interessen vertreten, dort wollen sie ihrer eigenen Machtstellung sich gleichsam gewiß werden, dort sich behaupten und festankern. Also auf deutschem Boden bekämpft sich ihre Politik, treffen sich ihre Heere. Zu gleicher Zeit drängen die Ideen, die Industrie, die kirchlichen und staatlichen Bewegungen, die Kunst und Literatur fast aller europäischen Völker nach ihrer Mitte hin, um sich hier zu begegnen, zu bekämpfen, zu verschmelzen.

Diese Gedankenrichtung, welche durch die geographischen Verhältnisse hervorgerufen wurde, erhielt durch historische ihre Weihe und Bekräftigung. Die gemeinsame germanische Herkunft des größten Theiles des europäischen Adels ließ eine innere Verbindung der Gemüther mit dem Mutterboden niemals völlig verschwinden. Die Nachkommen von Auswanderern erinnern sich ja noch gern an die Heimath ihrer Väter. Auch konnte, so sehr die Reiche und Länder sich von einander absonderten, doch, soweit sie längere Zeit unter germanischer Herrschaft gestanden, das Gepräge dieser Herrschaft nirgends völlig verschwinden.

Nun kam das christliche Bewußtsein hinzu und umschlang die Völker, welche es theilten, mit um so größerer Innigkeit, als es noch in seiner ersten Frische und Strenge war. Die Eroberungen des Islam aber, die beinahe ganz Europa umzogen und umklammerten, im Osten sich heranwälzten und im Westen bereits ein großes Stück abrissen, riefen allen Christen vernehmlich zu, es bedrohe sie gleiche Gefahr und gemeinsam müßten sie den heiligen Hort ihrer Religion und Gesittung beschützen.

Beides, das germanische und das christliche Gefühl, trug nicht wenig dazu bei, der Franken weit um sich greifende Eroberung zu begünstigen und das Beharren im fränkischen Reiche natürlich zu finden. In diesem Weltreiche aber, — denn es dauerte ja doch ein paar Jahrhunderte lang — mußten sich alle Bande verstärken, welche die große Völkerfamilie einigten, und als das Reich Karl des Großen zerging, ließ es eine unzerstörbare Gewöhnung des Zusammengehörens zurück und nicht minder eine klare oder dunkele Vorstellung, daß der Herrschaftssitz, von welchem im Nothfalle Schutz und Ordnung ausgehen müsse, in der Herzmitte Europas liege.

Nun hat aber die deutsche Mitte des Welttheils fast ringsum

offene Landgränzen und im Norden eine weit sich hinziehende Seeküste. Ihre Hauptflüsse und der Zug der Gebirge tragen europäischen, nicht blos deutschen Charakter. Die deutschen Flußthäler sind wie eine lockende Einladung, vom Meere aus hinein und stets weiter hinauf zu fahren. Die Zweiung des Welttheils in Gebirgs- und Tiefland schneidet am längsten und schärfsten mitten durch deutsches Gebiet. Nach außen gewährt nur die hohe Alpenmauer und die Vogesenlinie eine geschlossene Gränze.

Mit dieser fast allseitigen Offenheit der Lage hängt auch eine gewisse Weichheit der deutschen Volksseele zusammen. Alles Fremde hat für sie gefährliche Anziehungskraft, und beständig regt sich das kosmopolitische Bedürfniß, liebevoll auf fremde Anschauungen und Zustände einzugehen. Es fließt daraus eine schöne und edle, aber auch wieder eine sehr häßliche Eigenschaft des deutschen Charakters. Wo immer man in ein anderes Land kommt, da ist es Nationalstolz, was dem Ausländer am schärfsten entgegentritt. Je kleiner und unbedeutender ein Völkchen, um so mehr leidet es gewöhnlich an Eitelkeit und Großmannssucht. Wahrhafte Demuth und Bescheidenheit bekundet nur der Deutsche. Allein damit verbindet sich auch gar leicht eine übermäßige Neigung zum Anschmiegen, Helfen und Dienen. Der Deutsche begnügt sich im Auslande in der Regel mit der zweiten und dritten Stelle, und verächtlich reden Fremde, wenn sie unter sich sind, von dem deutschen Allerweltsbedienten. Sie lächeln darüber, daß wir so gern aller Welt nationales Leid mitfühlen, daß wir uns so viel gefallen lassen blos aus Furcht, Andern Unrecht zu thun, und sie meinen, unsere Nation stehe in ihrer ganzen historischen Erscheinung zwar da als ein Riese, aber als ein empfindsamer.

Das Schlimmste ist eben, daß diese deutsche Allerweltsnatur, wo es sich um die eigenen Interessen handelt, an einer inneren Unbehülflichkeit leidet, an einer unbesieglichen Neigung zum Zerfließen, zur Unklarheit und Langsamkeit im Denken, wo die Wahl Qual wird, während bei anderen Völkern auf blitzartiges Erkennen sogleich der Entschluß zum Handeln folgt.

3. Anziehen und Abstoßen.

Die Mittenlage Deutschlands, die Offenheit seiner Gränzen, und die vielfassende, innerlich kernhafte und nach außen wieder so weiche, empfängliche Allerweltsnatur seines Volkes bedingen für das letztere eine Weltstellung, wie sie nicht ehrenvoller, aber auch nicht gefahrvoller gedacht werden kann.

Das deutsche Volk hat, mitten zwischen den drei europäischen Rassen eingekeilt, einen schweren Druck auszuhalten, der niemals abläßt, einen Gesammtdruck politischer, geistiger und sittlicher Art. Beständig ist es der Gefahr ausgesetzt, entweder von Fremden kriegerisch bedrängt zu werden, indem sie ringsum Stücke abreißen, oder bei der leisen unaufhörlichen Einströmung fremder Kultur sein Eigenstreben, sein nationales Recht, seine Literatur und Sprache einzubüßen.

Erinnern wir uns, wie es schon Drusus möglich war, Deutschland von drei Seiten anzugreifen. Während seine Heere vom Süden her zur Donau, vom Westen her über den Rhein zogen, liefen seine Flotten in die Mündungen norddeutscher Flüsse ein. Und wie war es in der fränkischen Zeit? Drangen damals nicht aus denselben drei Richtungen Christenthum und Kultur auf Deutschland ein? Der Papst mit seinen römischen Geistlichen und Gesandten, die irischen, schottischen und angelsächsischen Glaubensboten, die westfränkischen Herrscher und Heere, Meister und Mönche, Händler und Handwerker — auf allen Land-, See- und Flußstraßen waren sie unaufhörlich auf Reisen nach Deutschland. Als aber das Weltreich Karl des Großen in Stücke ging, wurde vorzugsweise Deutschlands Gebiet vom Schicksal betroffen, stückweise bald zu diesem, bald zu jenem Reiche geschlagen zu werden. Ueber die Nordsee aber kamen damals plündernde Nordmannen, der Südosten sandte die gräulichen Horden der Magyaren, und der Slaven verwüstende Haufen rückten sofort heran, wo sie auf der deutschen Gränze eine Lücke merkten oder eine Schwäche witterten.

Das war also Deutschlands Schicksal schon in den Anfängen seiner Geschichte. Es gehörte aber auch bereits die Kehrseite dazu. Erlitten die Deutschen von allen Seiten Angriff und Einbruch in ihre Marken, so sandten sie auch ihre Heere aus und zwar bis zu den äußersten Enden des Welttheils.

Nachdem sie Jahrhunderte lang von den Römern heimgesucht worden und gallisches, griechisches und parthisches Kriegsvolk bei sich hatten bewirthen müssen, kamen sie in endlosen Schaaren herangerückt und zerrissen das römische Reich. Ihre Tapferkeit und eiserne Ausdauer war es auch, welche den Hunnen in West-, den Arabern in Südfrankreich die Niederlagen bereitete, welche die Lombarden in Italien und die Mauren in Spanien besiegte, welche die Dänen und Slaven zurückwarf und die Avarenmacht vernichtete.

Die Weltstellung Deutschlands führte aber für das deutsche Volk auch eine innere Antheilnahme an allen wichtigen Fragen, Kriegen und Schicksalen in Europa herbei, und zwar in einer Weise, die fast immer hinderlich wurde für sein politisches und nationales Gedeihen, öfter gefährlich für seine Macht, ja nicht selten bedrohlich für seinen Bestand. Deutsche Geschichte hat europäischen Charakter. Als Cäsar über den Kreis der Völker am Mittelmeere hinausgriff, wurde Rom für ein halbes Jahrtausend abhängig von den Ereignissen am Rhein und an der Donau, und seit Chlodwigs Eroberungen verlief beinahe nochmal ein halbes Jahrhundert mit fränkisch-europäischen Händeln. Die Folgezeit brachte den Deutschen stets nur Zwischenpausen, wo sie lediglich mit sich selber sollten zu thun haben. Auch Schweden und Dänen, Spanier und Türken, Neapolitaner und Russen dürfen, wenn sie ihre eigene Geschichte studiren wollen, die deutsche nicht bei Seite lassen.

Schon in der fränkischen Epoche bereitete sich die Eigenthümlichkeit vor, welche an den deutschen Gränzen herrscht. Rings um Deutschland sind Zwischen- und Uebergangsländer entstanden, in welchen die deutsche Natur und Sprache sich fremdartig mischt und abstuft: Schleswig, West- und Ostpreußen, Posen, Lausitz und Oberschlesien, Böhmen und Mähren, Galizien, Ungarn und Siebenbürgen, Kärnthen und Krain, Südtirol, italienische und französische Schweiz, Lothringen, Luxemburg, Belgien und Holland. Diese deutschen Vorlande sind gleichsam die schützenden Bänke, so zu sagen die Puffer, welche die Stöße von außen abhalten, damit der Volkskern nicht zu schwer getroffen werde. Es steckt aber darin auch etwas von unzähligen Saugarmen und feinen Tastfäden, die der deutsche Körper nach allen Weltenden ausstreckt. Dieser ist daher mit allen Völkern verwachsen, alle Bewegungen von ihnen pflanzen sich ungebrochen nach

Deutschland fort, aber auch jede Bewegung im Zentrum Europas zittert durch all' seine Theile hin. Man vergleiche z. B. die lange Gleichgültigkeit gegen die Karlistenkriege in Spanien oder gegen einen sozialen Hergang von solcher Tragweite, wie die russische Aufhebung der Leibeigenschaft, welche 40 Millionen gutmüthiger, aber roher Menschen plötzlich für frei und mündig erklärte, mit der fieberhaften Spannung, die 1866 sofort ganz Europa ergriff.

Kein Land und Volk erscheint daher so sehr geeignet, wohlthätigen Einfluß auf Europa auszuüben, zu Zeiten als Wogenbrecher zu dienen gegen die herandrängende Bewegung politischer oder sozialer oder kirchlicher Art, komme sie von Osten, Süden oder Westen her, zu Zeiten eine ähnliche Bewegung anzufachen und über den Welttheil zu verbreiten. Kurz, Deutschland hat ein natürliches Anrecht, die vermittelnde, ausgleichende, friedenschützende Macht zu bilden, die unter Umständen auch die leitende Macht wird. Noch jedes Mal hat die Weltgeschichte bekundet, daß sich Gesundheitsgefühl durch den ganzen Welttheil verbreitet, wenn das Reich der Deutschen in Kraft und Stärke bestand. Dann zieht ein feiner stärkender Aether leise rings über die deutschen Gränzen in alle Lande hinein, gleichwie aus einem Bergwalde sich Kühle und Erfrischung den Luftwellen mittheilt. Ist dagegen in der Mitte des europäischen Organismus etwas nicht in Ordnung, herrscht hier Zwietracht und Schwäche, so wird jedes Glied der Völkerfamilie davon mitberührt. Deutsche Bürgerkriege wurden in der Regel sofort europäische Kriege. Bricht aber des Welttheils Mitte vollends zusammen, so verliert Alles in Europa das Gleichgewicht, und dann ist kein Volk unseliger als das deutsche, weil dann von mehreren Seiten zugleich sich unheilvolle Wogen heranwälzen.

Gleich bei ihrem Eingang gibt unsere Geschichte ein grauenvolles Beispiel: wir sehen germanische Völker sich grimmig zerfleischen, hier unter des Hunnenkönigs, dort unter des römischen Feldherrn Befehl, goldene Treue halten sie dem Einen wie dem Andern. War das nicht gerade so, wie damals, als Nord- und Süddeutsche hier unter des Zaren, dort unter Napoleons Führung wider einander in's Schlachtfeld rückten?

Es ist das einmal Deutschlands Verhängniß. Seine großen Parteien sind deshalb immer auch europäische Parteien. Sie können nicht anders; denn sie finden Antrieb, Grundsätze, Rückhalt auch außerhalb

der deutschen Gränzen. Dies war schon so, als die römische Partei den Cheruskerfürsten bekämpfte, und blieb so bei den Gegnern unserer großen Kaiser zu Zeiten Heinrich I., Otto I., Heinrich IV. und V., Friedrich I. und II. und Ludwig des Baiern. Und als mit Karl V. und Ferdinand II. das Blatt sich wendete und der Kaiser die nationale Partei bekämpfte, da nahm diese zu französischer, holländischer, dänischer, schwedischer Hülfe ihre Zuflucht und mußte natürlich ebenfalls fremden Interessen dienen. Bis in die Gegenwart läßt sich dieses europäische Parteienspiel in unsers Volkes Mitten verfolgen. Die Parteien, die mit ausländischen verschwistert sind, haben nicht bloß den Vortheil, daß ihnen beständig fremde Stärkung zufließt: die größere Gefahr liegt darin, daß in der Regel nicht die nationale, sondern die Gegenpartei es vorher weiß, auf welchen Punkten der langen europäischen Kampflinie, die Deutschland umzingelt, der Angriff erfolgen soll. Darin ist auch die lange Dauer unserer Parteien begründet. Denn die Fremdgesinnten sind so lange nicht zu ertödten, als ihnen noch Gesinnungsverwandte in Europa leben. Aber auch ihre Schwäche liegt in dem eigenen undeutschen Bewußtsein, und stets werden sie um so ohnmächtiger sein, je willenskräftiger und entschlossener das Nationalgefühl ihnen entgegentritt.

4. Empfangen und Geben.

Schöner und gedeihlicher für Deutschland erscheint die europäische Weltordnung, sieht man sie blos von der kulturgeschichtlichen Seite an. Jedoch sind auch auf diesem Gebiete Nachtheile für sein nationales Leben nicht ausgeschlossen.

Wenn wir in Europa von irgend einem Endpunkte, aus irgend einer Weltgegend nach der Mitte zu reisen, so bemerken wir nach und nach ein Anwachsen von Volkskräften, ein Fortschreiten von Stärke und Mannigfaltigkeit der Kultur, und zwar geht diese Zunahme von dem äußersten Umkreis nach der Mitte hin stätig und regelmäßig vor sich, bis wir das rechte Herzland des Welttheils erreichen, die Landschaften des Rheins und Po mit ihren Nebenflüssen, denen sich im Westen die Landschaften der Themse, der Seine und des Rhone, im Osten der Elbe, Oder und mittleren Donau zur Seite stellen.

Untersucht man die Ursachen solcher Zunahme, so liegen sie in der Vermehrung des fruchtbaren Obst- und Getreidebodens, ferner der unversieglichen Bewässerung, endlich, was zu geistigem und körperlichem Gedeihen nöthiger, als man gewöhnlich denkt, des Wald- und Baumwuchses. In gleichem Maße, als des nackten und dürren oder sumpfigen Bodens weniger wird, steigt die Bevölkerung, bis ihre Dichtigkeit in der Mitte des Welttheils am stärksten wird. — Ein gleiches Anwachsen zeigt sich an kriegerischer oder politischer Tüchtigkeit, zwei Eigenschaften, die doch eigentlich den Staat bilden und behaupten, — aber auch an geistiger Fehdelust, am Denken und Forschen, am Kampf der Ideen und Meinungen. — Die Folge ist Anwachsen der schaffenden Thätigkeit in Industrie und Handel, besonders in Großindustrie und Welthandel, in Presse und Literatur, in Poesie, Kunst und Wissenschaft. — Aus allem Diesem fließt die Zunahme an Wohlstand, Lebensfülle und Lebenslust, an geistigen und sinnlichen Gütern, an Genüssen der großen Masse, und endlich jene Höhe der Kultur, welche sich bekundet einerseits im geringen Prozentsatz roher Volksmasse, andrerseits in freier und würdiger Entfaltung des Lebens der Einzelnen, endlich in humaner Sorge für die Andern.

Niemand wird von Thomas Buckle sagen, daß er für Deutschland schwärme, und doch nennt er es in seiner berühmten History of Civilisation „die Gedankenwerkstätte für Europa" und erklärt: „Was die Deutschen betrifft, so ist es unzweifelhaft, daß seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sie eine größere Zahl von tiefen Denkern hervorbrachten, als irgend ein anderes Land, ich möchte fast sagen, als alle anderen Länder zusammen genommen." Ohne Zweifel ist das übertrieben: wenn aber dieser Engländer einen so großen Theil der Ideen, die gegenwärtig im Umlaufe sind, aus Deutschland herleitet, so hängt auch dies mit den vorerwähnten Ursachen, mit der zentralen Lage und dem beschleunigten Völkerverkehr zusammen. In Deutschland trafen die geistigen Strömungen aus entlegenen Weltaltern, wie aus den modernen Völkern zusammen. Hier, wo höhere Bildung am weitesten verbreitet ist, wo Brennpunkte beider in Residenz- und Hauptstädten, Hoch- und anderen Schulen am zahlreichsten zu finden, wo ein mittlerer Stand des Klimas, der Begierden und Leidenschaften, des Reichthums und Besitzes der Ausbildung des Geistes günstig ist, hier im Lande der Weltliteratur und der vielen Universi-

täten werden die Ideen verarbeitet und verschmolzen, werden flüssiges Eigenthum des deutschen Geistes, werden von ihm vermehrt, und neu gestaltet und neu befruchtet allen Völkern der Erde mitgetheilt, wenn auch nicht immer in der schönen gediegenen Klarheit, wie sie Engländer und Franzosen gewöhnt sind. Wir haben kein Paris, das in seinem großen, offenen, wohlbewässerten Flußbecken eine so lachende Lage hat, wo der frische Hauch der See noch hindringt, und die besten Köpfe aus den französischen, englischen, niederländischen und deutschen Gauen sich treffen: aber zur weiten Welt und ihrer Kultur nimmt das ganze weltbürgerliche Deutschland in gewissem Sinne einen ähnlichen Platz ein, wie Paris zu Mitteleuropa.

Kein Volk verwendet auf künstlerische und nationale Ausbildung seiner Sprache weniger Fleiß, als die Deutschen. Welch' eine Menge fertiger hübscher Phrasen hat dagegen die französische Sprache, und wie logisch und wohllautend sind alle diese Phrasen abgeschliffen! Dagegen lernen die Franzosen verhältnißmäßig selten andere Sprachen und bereichern die ihrige nur wenig durch Uebersetzungen fremder Werke, während die Deutschen in anderer Länder Sprache und Literatur so sehr zu Hause sind und so fleißig darin arbeiten, daß kein fremdes Volk nur entfernt darin den Vergleich mit ihnen aushalten kann. Gar herrlich blühete an zahllosen Endpunkten unsers Welttheils, in Granada, Lissabon und Madrid, in Palermo und Neapel, in Konstantinopel, Petersburg und Stockholm, das Leben auf, allein stets geschah es nur vorübergehend, stets nur einseitig und dürftig im Verhältniß zur Mitte des Welttheils, wo so zu sagen, das Getreide fast beständig in vollen Halmen stand.

Selbst in England, das der Mitte so nahe gerückt ist, dem die Wellen von Seine, Maas und Rhein gleichsam alle Kultur über das Meer zuspielen, macht sich gleichwohl jene viel größere Einförmigkeit in Sitten und Einrichtung, im Denken und Thun, eine viel größere Unfreiheit im Urtheil des Einzelnen bemerklich, wie sie immermehr zunimmt, je weiter wir überhaupt vom Zentrum Europas nach seinem Umkreis vorrücken. So Vorzügliches die Engländer in Technik, Großindustrie, Kolonisation, ferner in Wissenschaft, Literatur und Poesie leisten, so dürftig blieb stets ihr Schaffen in Musik, Malerei und Plastik.

Nur Frankreich hatte in seiner Revolutionsepoche eine Zeit, wie Deutschland damals, als die Ideen und Lehren seiner Kirchenrefor-

mation wie Feuerbäche ganz Europa durchzogen. Allein wichtiger noch, als im vorigen Jahrhundert, wurde Frankreichs Kulturstellung zu Deutschland im Zeitalter der Merowinger und Karolinger, weshalb wir näher darauf eingehen müssen.

Fünftes Kapitel.

Gallien zu Ende der Völkerwanderung.

1. Frankreich's Vorzüge.

Im fünften Jahrhundert gab es auf der Erde kein anderes Land, welches so sehr wie Gallien dazu geeignet und bestimmt erschien, daß in seinem Umkreise Grundlagen des politischen, kirchlichen und sozialen Lebens, auf welchen das Mittelalter beruhete, sich bildeten und allmählich von hier aus anderen Völkern mittheilten. Es ist das von größter Bedeutung für unsere Kulturgeschichte. Denn niemals wären in Deutschland Staat und Kirche geworden, was sie im Mittelalter waren, niemals lateinische Sprache, Literatur und Schule so eingewurzelt, als durch und von Gallien her.

Das französische Land hat eine viel glücklichere Lage, als das deutsche. Auf seiner Hauptmeeresseite rollen die Wogen des atlantischen Ozeans heran, liegt nahe gegenüber die brittische Inselwelt, und führen die Wasserwege ins deutsche Meer. Im Süden dagegen nimmt Frankreich Theil an dem allezeit rührigen Leben auf dem Mittelmeere. So groß dieser Vortheil, so erscheint er doch gering im Verhältniß zu der Gunst des Weltgeschickes, welche Frankreich auf seiner langen Ostgränze zu Nachbarn nicht Slaven gab von geringer geistiger Ergiebigkeit, sondern es recht mitten hineinsetzte zwischen die vornehmsten Kulturvölker der Gegenwart.

Damit Frankreich aber von deren Ideen, Waaren und Menschen nicht überströmt werde, erhielt es zum Schutz dagegen seine weite

Ausdehnung, sein eigenartiges Volk, und eine natürliche Abwehr an seinen Gränzen. Die Pyrenäen, Alpen, Vogesen und Ardennen umzingeln Frankreichs Landgränze in fortlaufenden Bergketten. Offene Thore zum Eindringen giebt es auf der Landseite nur an zwei Stellen, nämlich zwischen dem Kanal und den Ardennen und zwischen der Vogesen- und Juralinie. Die atlantische Küste aber bietet größeren Angriffsheeren und Flotten nur wenige Landungsstellen, die leicht zu vertheidigen sind, und selbst an der Mittelmeerküste ist Aehnliches der Fall.

Das Land selbst zerfällt in zwei Theile, einen größeren, der sich zum Ozean abdacht, und einen kleineren, das Rhonethal. Dieses ist zu beiden Seiten eingehegt von Bergmauern, nach dem Meere zu aber ein weit geöffneter Busen, um alles aufzunehmen, was von Italien und Griechenland, von Spanien und Afrika über See her kommt. Der größere Theil dagegen ist aus fünf offenen Flußgebieten zusammengesetzt, die unter einander die größte Aehnlichkeit haben, deren Gränzen sich kaum durch leichte Uebergänge bemerklich machen. Jeder dieser Theile also scheint von Natur dazu bestimmt zu sein, einheitliches Volk, einheitlichen Staat zu tragen.

Einem starken Anstoß und Antrieb hat deshalb das ganze Land fast immer in der kürzesten Zeit sich gefügt. So geschah es bei der römischen und fränkischen Eroberung, im ersten Kreuzzug, unter dem neunten und vierzehnten Ludwig, in der Revolutionszeit, und noch öfter. Die einzelnen Landestheile haben in sich selbst keinen Rückhalt und keinen Hinterhalt. Wenn aber nach dem Zerfall des karolingischen Reichs einige äußere Landestheile auf eigenem Fuße lebten, so lag der Grund in der Besetzung dieser Landstriche durch verschiedenartige Bevölkerung: so die Normandie, Bretagne, Gascogne, Provence und Hoch-Burgund. Als sie aber vom Hauptlande an der Seine nach und nach angezogen wurden, schlossen sie sich mit ihm zusammen, als wären sie durch eiserne Bänder daran festgenietet.

Nur im Rhonegebiet, insbesondere in der Provence, erhielt sich wenigstens etwas selbständiges Kulturleben. Das untere Rhonethal ist nur mit den herrlichsten Fruchtebenen Italiens zu vergleichen. So schön und verführerisch aber das Rhoneland, so ist doch der größere Landestheil, das ozeanische Frankreich, von der Natur vielleicht noch mehr begünstigt. Es besteht aus offenen Ebenen, leichten Hügelwellen und sanften wohlbewässerten Mulden und Thälchen. Ueberall ist

sonnige Lage und leicht zu bebauender Boden für Getreide, Obst und Wein, ohne daß Hochgebirg oder Wüste einen ernsten Charakter einmischt. Das Ganze ist reichlich von Flüssen und Bächen durchzogen, an der Ausmündung der großen Ströme bildeten sich treffliche Häfen, und die Meerfluth geht hoch ins Land hinauf. Vom Ozean aber weht beständig etwas anregende Frische über all diese Breiten und Auen, dunkele Stürme und Regentage dauern nicht lange, und Luft und Himmel sind voll eigenthümlicher Heiterkeit und Helligkeit.

Hier, wenn irgend wo, mußten erblühen schöne Geselligkeit, anmuthige Sitte und ein leichtes frohherziges Leben, nicht minder hier gedeihen das klar Verständige, das scharf Bestimmte in Literatur und Wissenschaft, — vorausgesetzt, daß mit den Vorzügen des Landes ein begabtes Volk zusammentraf.

2. Kultur der Kelten.

Ein sehr begabtes Volk aber war wirklich schon Galliens älteste Bevölkerung, die keltische.

Mehr oder minder verwandte Volksarten hatten sich, gleichwie über Spanien und die brittischen Inseln, auch über die Schweiz und Oberitalien und über die Länder zwischen Donau und Alpen verbreitet, waren aber schon in Urzeiten vor den Germanen, die von Mitteldeutschland her vordrängten, zurückgewichen oder auch, da germanische Natur mit der ihrigen doch mehr noch, als mit damals gallischer, iberischer, brittischer gemein hatte, unter ihnen aufgegangen. In Gallien dagegen hatten die Kelten in Masse sich sammeln, kernhaft ausdauern und ungestört sich entwickeln können, bis die Bedrängnisse durch Zimbern und Teutonen, durch Ariovist, durch Cäsar eintraten. Sie zeichneten sich schon damals aus durch lebhaftes Wesen, geselliges Talent, Kriegslust und rührigen Handel und Gewerbfleiß. Angeboren war ihnen die Vorliebe für Alles, was praktisch und greifbar, Ungestüm im Angriff, seltsame Ruhmbegier, Prahlsucht und Eitelkeit, Neigung zu Glanz und Schmuck, aber auch im Gegensatz zum deutschen Eigensinn die Fähigkeit, sich leicht zusammen zu schließen und befehligen zu lassen.

Ihren germanischen Anverwandten waren die Gallier in nationaler Kultur weit voraus. Naturreligion und Unsterblichkeitsglaube, Verehrung des Alllebens in heiligen Hainen, Künste der Zeichendeuterei und Weissagung, Ständewesen, Eintheilung in Gaue mit Gaukönigen, jedoch mit entscheidender Landesgemeinde, Schatzfreude, Zechlust bis zur Trinksucht, ritterliche Zweikämpfe, Kampfweise mit Schild und langem Speer und Wagenburg, Ueberwiegen der Viehzucht bei geringem Ackerbau, alles dies und noch vieles Andere, worin sie wie in Bierbrauen und Hosentracht mit Germanen übereinstimmten, war bei den Galliern durchgebildet und verständiger und schärfer entwickelt. Während im dichten Wälderschatten Denken und Einrichtung der Germanen frisch und kernig, aber auch schlicht, starr und stammhaft blieb und keine neuen Sprossen ansetzte, waren die Gallier längst aus des Urwalds Dunkel und Verworrenheit heraus. In ihrem hellen sonnigen Lande geriethen die Dinge fester und klarer, bestimmter in all ihren Theilen, verloren freilich auch an Nachhalt und Naturfrische.

So hatten sich Diejenigen, welche von Recht und Religion, Naturleben und Heilkunde, Sagen und Geschichte mehr wußten, als die Anderen, gesellig zusammengefunden, hatten sich verständigt mit einander, gemeinsame Tracht angelegt, dann verbündet im Volke gewirkt und waren zu einem geschlossenen Stande der Druiden geworden, der lange Zeit in Kraft und Leben blieb, weil er nicht erblich wurde, sondern Talente aus allem Volke in sich aufnahm. Durch die Ueberlegenheit ihrer Bildung und ihres Zusammenhalts gewann diese Körperschaft herrschenden Einfluß auf das ganze Thun und Treiben des Volkes. Ihre Mitglieder waren der vornehmste Stand und richteten und modelten die Religion, das öffentliche Recht und die gesellschaftliche Einrichtung.

An die eigentlichen Druiden, die Inhaber und Lehrer der Götter- und Naturkunde, der Rechts- und Sittengesetze, der religiösen Gebräuche, der Jahresberechnung, der Heilkräfte und anderer hohen und geheimen Wissenschaft, schlossen sich als zweite Klasse der Priester und Wahrsager an, welche die Opfer brachten, öffentliche Gebete verrichteten und aus Eingeweiden der Opferthiere, aus Vögelflug und auffallenden Naturerscheinungen weissagten.

Der Priesterschaft Macht und Gewalt über das Volk zu steigern wurden die Gelegenheiten, wo sie im strömenden Blute armer Sklaven

und Kriegsgefangenen die Zukunft lasen, sowie die Zahl der Opfer vermehrt und die Feierlichkeiten vergrößert: in Gallien konnte wirklich von Menschenopfern die Rede sein. „Das gallische Volk", berichtet Cäsar, „ist durchgehends dem Aberglauben ergeben. Wer an schwerer Krankheit leidet, wer sich in Krieg oder Gefahr befindet, opfert statt der Thiere Menschen oder macht doch wenigstens ein Gelübde von Menschenopfern, zu deren Darbringung sie sich der Druiden bedienen als Vermittler. Es wird nämlich geglaubt, für ein Menschenleben müsse wieder ein Menschenleben dargebracht werden, anders lasse sich die Gottheit nicht besänftigen. Auch von Staatswegen übt man solchen Opferbrauch. Einige Stämme haben große Götterbilder aus Weidengeflecht, deren Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen: diese werden dann angezündet und so die Unseligen dem Feuertode geweiht. Besonders angenehm, glaubt man, sei den unsterblichen Göttern die Opferung von solchen Menschen, die sich eines Diebstahls, Straßenraubs oder sonst eines Frevels schuldig gemacht haben: gibt es aber solche Verbrecher nicht, so schreitet man auch zum Tödten von Unschuldigen." Also auch bei den Kelten war das Menschenopfer der Regel nach Verbrechensstrafe, und erinnert das Darbringen des einen Menschen für den anderen an unsere Teufelssagen.

Die unterste Stufe im Orden der Wissenden nahmen die Barden ein, welche die alten Sagen und begeisternde Lieder vortrugen. Auch die Weiber, die von Besitz und Uebung der Zaubermittel lebten, traten als ein eigener Stand in besonderer Kleidung hervor. Es gab unter ihnen auch solche, die auf einer einsamen Insel ein klösterliches Leben führten.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte gehört ohne Frage dieser Druidenorden, der ein lebenslängliches Oberhaupt an seine Spitze stellte, in des Landes Mittelpunkte, in der Gegend von Chartres, alljährlich sein großes Konzil abhielt, und schon durch die Drohung, einen Mann oder ganzen Gau aus der religiösen Gemeinde auszuschließen, auch in weltlichen Dingen durchsetzte, was er wollte. Frei von Kriegsdienst, Steuern und andern öffentlichen Lasten waren die Druiden nicht bloß die einzigen Inhaber und Lehrer des gesammten geistigen Erbschatzes der Nation, sondern sie wurden auch oberste Richter in allen wichtigeren Streitigkeiten. Auch die Keltensprache war von den Druiden geschult und ausgebildet und

glänzte bereits durch Verstandesschärfe und sinnliche Klarheit. Grammatik und Rhetorik stand in ihren Schulen obenan, lebhaft aber wurde darin auch betrieben die Wissenschaft vom Allvater und der Erdmutter, der Seelenwanderung durch drei Kreise auf Erden und im Jenseits, von den geheimen Kräften in der Natur, von den Grundsätzen der Staats- und Volkswirthschaft. Alle diese Lehren waren in einer großen Menge dreizeiliger Strophen abgefaßt, in deren Rahmen ein reiches Wissen eingespannt war. „Durch solche Vortheile angelockt", erzählt Cäsar, „treten viele Jünglinge, besonders aus den höheren Ständen freiwillig in den geistlichen Stand, andere werden von ihren Eltern und Verwandten dazu veranlaßt. Sie müssen dann eine Menge Verse auswendig lernen, weshalb Manche oft zwanzig Jahre in der Schule zubringen. Die Priester gestatten nämlich nicht, daß solche Dinge schriftlich verzeichnet werden, theils, damit ihre Lehre nicht unter das Volk komme, theils, daß ihre Schüler nicht weniger Sorgfalt auf die Stärkung des Gedächtnisses verwenden möchten. Der Oberpriester genießt das höchste Ansehen. Stirbt er, so folgt ihm der Nächste in der Würde: stehen sich aber mehrere gleich, so entscheidet die Wahl der Druiden, manchmal selbst der Kampf mit den Waffen um den Vorzug."

Vorzugsweise der Einwirkung der Druiden war es zu danken, daß Galliens Gaue als Landesgemeinden geschlossener und in der Rechtspflege und Verwaltung geordneter wurden; daß mehrere Gaue sich dem bedeutendsten Gau als ihrem Vorort anfügten oder durch Bündnisse sich „verbrüderten" und gemeinsame Landtage hielten; daß endlich das ganze Land ein gemeinsames Nationalbewußtsein umschlang.

Das Wissen der Druiden kam auch Handel und Gewerbe zu Gute, es spornte sie an, gab ihnen Richtungslinien und erleichterte den Betrieb. Im offenen Rhonethal hatte sich schon frühzeitig griechische Kunst und Bildung angesiedelt, von der blühenden Handelsstadt Massilia war eine Reihe Tochterstädte gegründet und die etruskische Kultur kam aus der Nachbarschaft herüber. Bergbau sowie die Metallindustrie, besonders in Silber und Kupfer, standen in Blüthe, verzinntes Geräth lernte Italien erst von Gallien her kennen. Segel- und Ruderschiffe belebten die Flüsse und unterhielten die Handelsverbindungen mit den brittischen und italischen Küsten. „Die Flüsse", so bemerkt schon Strabo zur Zeit des Augustus, „haben einen so

passenden Lauf, daß die Waaren leicht von einem Meere in das andere gebracht werden können, so daß man sie nur kleine Strecken zu Lande weiter zu schaffen hat." An der atlantischen Küste hatten die Gallier bereits Schiffe aus Eichenholz mit Segeln aus Häuten und mit eisernen Ankerketten.

Neben den Druiden, durch sie angeregt und anfangs gewiß unterstützt, hatte sich ein zahlreicher, kräftiger Erbadel entwickelt, der mit seinen ritterlichen Gefolgschaften den Kern der Kriegsheere bildete. Beleidigt durch den Hochmuth der auf ihren Güterbesitz stolzen und durch ihr geheimes Wissen aufgeblühten Priesterschaft verbündete sich der Adel und eröffnete gegen die Druiden einen langwierigen Kampf, welcher bei ihrer doch immerhin künstlichen Stellung der geistlichen Körperschaft sehr gefährlich wurde, die öffentlichen Zustände wiederholt erschütterte und endlich die weltliche Herrschaft den Druiden entriß. Dies war nicht lange vor Cäsar's Zeit geschehen. Der Adel hatte in ganz Gallien das erbliche Gaukönigthum wie die Priesterherrschaft gestürzt, das Ansehen der Landesgemeinde nieder- und das Landvolk in die Hörigkeit hinabgedrückt. In goldgestickten Kleidern, in glänzenden Rüstungen ritten, gefolgt von ihren reisigen Knechten, die adligen Herren einher, stolz auf ihre Ehren, Macht und Güter, gestützt auf ihre Verbindungen, die sie durch Heirathen unter einander verstärkten. Unwillkürlich erinnert Cäsars Schilderung an den mittelalterlichen Lehensadel. „Das gemeine Volk sieht man als Knechte an, es kann nichts unternehmen, wird zu keiner Berathung zugezogen. Die Meisten aus seiner Mitte, von Schulden, übergroßen Abgaben, oder durch die Mächtigern bedrängt, ergeben sich in die Dienstbarkeit des Adels, der gegen sie die nämlichen Rechte hat, wie der Herr gegen den Sklaven. Je vornehmer und mächtiger Einer ist, desto mehr Dienstleute und Schutzbefohlene hat er um sich. Nur dieses Ansehen und diese Macht kennen sie."

Noch ein dritter Stand hatte sich entwickelt, bereichert durch Handel und Gewerbe, das stolze Bürgerthum, das in hochumwallten und gepflasterten Städten wohnte und sich dem Adel zur Seite hielt.

Das ganze übrige Volk bestand entweder aus Hörigen des Priester- und Waffenadels, die in offenen Dörfern wohnten, oder aus leibeigenem Hausgesinde der Bürger, oder aus dürftigen Handwerkern. Wie in Rom galt das Volk nichts und Adel und Priester- und Be-

amtenschaft alles. Roheste Ausbeutung der Hörigen und Armen war an der Tagesordnung. Schwer litt die Masse des Volkes unter furchtbarem Druck, der Menschenleben wie Fliegen zerquetschte. Die Folge war niedrige Denkungsart, Schmutz und Elend.

3. Römische und christliche Umwandlung.

Die Kultur der Kelten, so hoch sie über der germanischen stand, hat die Welt wenig befruchtet. Jedoch ging sie nicht spurlos unter: etwas von ihr setzte sich fest in Staat und Kirche des Mittelalters. Die Römer, welche sich das Rhonethal zehn Jahre vor dem Anströmen der Zimbern und Teutonen zu eigen gemacht, gefielen sich in dem herrlichen Lande so gut, daß es vorzugsweise ihre geliebte Provinz hieß. In Menge siedelten sich römische Vornehme und Geldreiche mit Groß- und Kleinpächtern dort an, nicht minder unternehmende Kaufleute, die lohnenden Handel nach Brittannien und Germanien betrieben. An die ersten römischen Kolonien, Aquä Sextiä und Narbo, schlossen sich bald eine Reihe anderer. Cäsars Genie hatte hier von Land und Leuten des freien Galliens so viel erkundet, daß in ihm der Gedanke reifte, dieses ganze Gebiet zu erobern und sich dabei ein tüchtiges Heer zu bilden, das mit Leib und Seele ihm angehöre. Die Gallier wehrten sich wie tapfere Männer, wiederholt stand Cäsar am Rande des Verderbens, sein rascher Feldherrnblick und der gallische Wankelmuth retteten ihn immer wieder, und meisterhaft wußte er die völkermordenden Mittel der Römer zu gebrauchen. In weniger als zehn Jahren war die Unterwerfung vollendet.

Schwer wird es Leuten vom keltischen Stamme auf fremde Anschauungen einzugehen. Sobald sie jedoch erkennen, daß Widerstand vergeblich, nehmen sie das Aufgedrungene auf einmal im Ganzen und Vollen an, beginnen aber sofort, die fremde Art sich klar, kurz, handlich zu machen. Als nach ihres besten Helden Vercingetorix Ergebung die nationale Kraft gebrochen war, waren die Gallier auch in ihrem Herzen bezwungen.

Wohl aber war das keltische Volk noch rüstig und das Land weder durch Punier noch durch Römer ausgesogen. In die Handelsströmung des ungeheuren Weltreichs eingetreten kam Gallien erst zu seinem vollen Werthe. Niemals hatten die Römer eine fremde Nation

und Sprache gefunden, die sich ihnen in Geist und Formen so vollständig anschmiegte. Der Stolz der Druiden versuchte zwar noch einigen Widerstand, wurde aber leicht zu Boden geschmettert. Gewerbsleute aller Art, aber auch Rhetoren und Sachwalter strömten aus Italien herbei. In kurzer Zeit verbreitete sich feiner Anbau des Weines und Obstes, des Getreides und der Gemüse, sowie Schafzucht über ganz Gallien. Heerstraßen wurden nach allen Richtungen eröffnet, prächtige Bauwerke stiegen in den Städten empor, Lugdunum (Lyon), der Mittelpunkt der cäsarischen Verwaltung, schien Rom nachzueifern. Die zahlreichen Flüsse, welche damals noch wasserreich und nicht wie heutzutage an so vielen Stellen halb ausgetrocknet und versandet waren, bevölkerten sich mit kleinen Flotten, die Waaren aus aller Welt bis in die entferntesten Winkel trugen und dafür empfingen, was Galliens Boden und Gewerbfleiß hervorbrachte. Die Kultur der alten Welt erlebte in Gallien im vierten und fünften Jahrhundert noch eine schöne Nachblüthe. Die keltische Sprache, die der lateinischen so nahe stand, kam ihr wie eine fügsame ärmere Schwester entgegen: in kurzer Zeit hörte sie auf Bildungssprache zu sein. Aus den Schulen der Grammatiker und Rhetoriker gingen ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller hervor wie Ausonius, Sidonius, Appollinaris, Salvianus.

Auch das römische Staatswesen mit seinem Straf- und bürgerlichen Recht, mit seinen Steuerlisten und seiner Beamtengliederung siedelte sich vollständig in Gallien an, als wäre es hier geboren und erwachsen. Die Bewohner begriffen es leicht und fanden sich gern hinein. Das wohlgegliederte Regiment der Priesterschaft und des Erbadels hatte längst jeden Rest unabhängigen Sinnes im Volke erstickt.

Ebenso rasch und vollständig hatte sich das Christenthum der Gallier bemeistert. Zahlreiche Bisthümer blüheten auf; sie wollten alle schon von Jüngern des Apostels Petrus oder wenigstens von deren Schülern gegründet sein. In Menge gab es aller Orten Geistliche und Mönche, welche die schönsten Gesänge und Gebräuche und Gebete zum Gottesdienst ausdachten. Es war, als hätten die Druiden sämmtlich sich auf einmal in christliche Priester verwandelt. Es brauchte ein Bischof nur seine Pflichten zu thun, so nannte man ihn schon heilig, und mit diesem Heiligenschein kam sein Name auf die Nachwelt. So erzählt Gregor von Tours auch viel von dem schon öfter genannten

Appollinaris, der Präfekt zu Rom gewesen und dann zu Clermont Bischof wurde, dessen Briefe und Gedichte eher einen lustigen Weltmann, als einen ehrbaren Frommen verrathen. „Da er aber von herrlicher Heiligkeit und aus sehr vornehmen Geschlechte war, so trug er öfter, ohne daß seine Frau es wußte, Silbergeräth aus dem Hause und vertheilte es unter die Armen. Wenn dies Jene erfuhr, so zankte sie heftig mit ihm: dann schenkte er den Dürftigen, was die Sache werth war, brachte diese selbst aber wieder in's Haus zurück."

Mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit begeisterte sich das gallische Volk für das Christenthum. Es schlug in den Städten sich die Köpfe wund um die Ehre, die wunderthätigsten Heiligengebeine zu haben, und die Wallfahrten nahmen kein Ende. Kirchenfeste, prunkvoller Gottesdienst, kirchliche Aufzüge durch die Straßen mit Pracht und Pomp waren ganz nach dem Geschmacke der Kelten. Jedoch gab es auch zahllose Büßer, die allen Ernstes durch Fasten, Kasteien und Selbstmartern das Himmelreich jenseits und die Krone der Heiligkeit diesseits verdienen wollten. Die edelsten Frauen ergaben sich den christlichen Lehren in tiefer Begeisterung.

Was aber noch für späte Zeiten von größter Bedeutung wurde, war die eigenthümliche Gestaltung des Christenthums, welche in Gallien vor sich ging. Italien, das Morgenland, Spanien, Afrika waren abgehauste Länder, Rom beinahe menschenleer und fing erst im siebenten Jahrhundert sich wieder zu heben an. In jenen Ländern waren die Menschen matt und müde geworden im unaufhörlichen Kriegsgetümmel und unter dem zehrenden Druck des römischen Staatswesens, dort hatte die Kultur der alten Welt nicht Saft und Kraft mehr. Nach Gallien übergesiedelt, vom lebhaften, eigensüchtigen, eiteln Geiste der Gallier neu befruchtet hatte sie wieder angefangen, neu zu grünen und zu sprossen, und neuen Kern und Gehalt gewonnen. Wohl hatten die Germanen kriegerische Kraftfülle wie kein anderes Volk, ihnen gehörte in der Welt die Herrschaft: vorläufig aber gewann ihnen der gallische Geist durch seine größere Bildung und Lebendigkeit den Rang ab.

Vom Druidenthum dauerte, als es längst verschwunden, der geistige Rücklaß, wie das bei solchen nationalen Einrichtungen nicht anders sein kann, noch lange Zeit. Als es die politische Herrschaft verlor, behielt es seine religiöse und wissenschaftliche; als Kaiser

Klaudius den öffentlichen Götterdienst der Druiden verbot, hielten sie ihn in Wäldern und Schluchten. Nichts sagte dem Druidengeiste mehr zu, als Landeskirche mit Priesterhierarchie, Mönchswesen, Opferfeste, Pracht und Pomp der Zeremonien. Ein Nachklang dieser gallischen Priesterherrschaft erfüllte in Gallien auch das junge Christenthum. Sie hatte es trefflich verstanden, das ganze Volk zu umschlingen und geistliche Herrschaft mit reichem Güterbesitz auszustatten. Nun durchdrang sich in ihrem Lande, wo die römischen Staats- und Rechtseinrichtungen in Blüthe standen, mit diesen die Kirche, lebte sich hier am meisten in hierarchische Gliederung des Priesterthums hinein, modelte hier am wirksamsten ihr eigenes Strafrecht, ihr Güterrecht, ihr Ehe- und Testamentsrecht nach römischen Grundsätzen.

4. Germanische Zuwanderung.

Als nun die weltgeschichtliche Bewegung von jenseits des Rheines begann, erhielt Galliens Bevölkerung, die aus keltischer Wurzel römische Blüthen trieb, starke germanische Beimischung. Gleich anfangs schlug eine Völkerwelle nach der anderen aus Germanien breit über den Rhein, verlief sich aber wieder, bis die Westgothen das Land von den Pyrenäen bis zur Loire und zum untern Rhone in Besitz nahmen, die Burgunder sich zwischen der Jurakette und der Loire ausbreiteten, und die Allemannen sich breit hineinsiedelten über die Vogesen hinaus bis zur oberen Seine. Diese Germanen sämmtlich konnten die einheimische Bevölkerung wohl mit den Waffen bezwingen, vermochten aber nirgends sie zu verdrängen, noch weniger ihr etwas anderes mitzutheilen, als ihre frischeren Leibes- und Geisteskräfte und ihre Rechts- und Kriegs-Einrichtungen, die sich jedoch nur wie ein dünnes Netz über die bestehenden legten. Unverkennbar aber begegnete sich der Germanen Ehrgefühl, ihre Streit- und Händelsucht mit verwandten Anklängen und Grundwurzeln in Sinn und Sitte der Kelten.

Vor den Pyrenäen und in der Halbinsel der Bretagne fanden sich fast nur Kelten zusammen. Diese waren vor den Römern und zum zweiten Male vor den Germanen zurückgewichen, bis sie nicht weiter konnten und suchten sich in ihrer Eigenart zu behaupten. In der Bretagne erhoben sie sich, von Druiden geführt, wiederholt gegen

römische Beamte, ihr Widerstand aber wurde im Blute erstickt. Zuletzt, als die römische Macht in Trümmer sank, gelang es ihnen, verstärkt durch brittische Einwanderer ihren kleinen Bundesstaat einzurichten. Noch bis in unsere Zeit hat die Bretagne ihre eigenartige Bevölkerung behauptet, gleichwie dies der Fall ist bei allen Vorsprüngen auf der nördlichen Küstenlinie unseres Welttheils, bei Gallizien, Friesland, Jütland, Esth- und Kurland.

In der Mitte Galliens aber regierte, als das fünfte Jahrhundert zu Ende ging, noch ein römischer Statthalter wie ein freier königlicher Herr. Die Befehle aus Rom hatten im ersten Drittel des Jahrhunderts aufgehört, Gallien hatte sich von dorther keines Schutzes zu erfreuen, während Franken und Sachsen, Thüringer und Allemannen und Burgunder ihre Raubfahrten nach allen Richtungen fleißig betrieben. Hier und dort, wo das Land, sein Wein und seine Töchter sie besonders anmutheten, hielten einzelne Schaaren an und machten mit römischen Generalen, die noch einiges Ansehen genossen, Partei gegen die streitenden Germanen aus anderen Stämmen. So hatte man schon Aegidius einen König der Franken genannt, und waren etwa ein Menschenalter vor ihm Edicius in der Auvergne und Avitus in Südfrankreich eine Zeitlang als selbständige Herrscher aufgetreten. Nur des Aegidius' Sohn Syagrius behauptete sich als solcher, und zwar gerade in dem Hauptlande, das an beiden Seiten der Seine und ihrer Nebenflüsse bis zu ihren Quellen sich erstreckt. Die Städte Soissons, Paris, Orleans, Tours, Troyes gehörten dazu. Es war dieses Gebiet, das breit auf den Kanal stößt, neben dem Rhonelande stets das wichtigste in Gallien, das rechte Ausmündungsland seiner Kräfte und Bestrebungen.

Aber auch außer dem Bereiche gab es überall in Gallien noch eine Menge vornehmer Familien, die es für ihre größte Ehre hielten, nicht keltisch und nicht germanisch zu sein. Diese reichen Familien, denen ein sehr bedeutender Theil der Ländereien zugehörte, setzten ihren Stolz und Beruf darin, die römische Literatur und Kunst zu unterstützen, durch römische Sprache, Sitte und Bildung zu glänzen. Unter einander waren sie vielfach durch Heirath und Verwandtschaft verbunden und wußten sich namentlich im Besitz der hohen Kirchenämter zu erhalten.

Durch solche Völkermischung erhielt Gallien einen eigenthümlichen

Vorzug. Als die germanische Volksart durch die fränkischen und noch später durch die normännischen Eroberungen verstärkt worden, waren die vier Bestandtheile — der keltische, römische, christliche, germanische — etwa gleich stark. Unaufhörlich gab es Reibung und Widerstreit: die Folge aber war, da der offene und sonnige Charakter des Landes für keine Volksart Abschließung zuließ, geistige Anregung und Geselligkeit. In keinem andern Lande hätten sich die vier Volksarten so vollständig mischen und verschmelzen können. Im großen Deutschland waltete dagegen nur ein und dieselbe Nation, die zum Glück zertheilt war in mehrere Stämme, deren Eigenart sich mannigfaltig und dabei scharf und lebendig ausprägte.

Die germanische Zuwanderung aber brachte auch in das Christenthum Galliens Kampf und Zwietracht hinein. Die deutsche Nation, — noch heute in Religions- und Kirchensachen zwiespältig, vielleicht weil gerade sie in dieser hochwichtigen Frage noch einen edlen Weltberuf zu erfüllen hat, — war im Glaubensbekenntniß dreifältig getheilt schon in der Cäsarenzeit. In das römische Kulturland war das Christenthum gekommen in der Weise, wie es in Italien bestand, die Völkerschaften in Mitte Deutschlands hielten noch am Wodansglauben ihrer Väter, während im Osten die Westgothen, als sie im Jahre 376 in das römische Gebiet aufgenommen wurden, dem Kaiser Valens versprechen mußten, das Christenthum, wie es Arius lehrte, anzunehmen. Wulfila, ihr großer Kirchenlehrer, hing aus Ueberzeugung dieser Lehre an, und mit seiner gothischen Bibel kam das arianische Christenthum zu den Ostgothen und zu den Vandalen, und auch die Longobarden nahmen es an, als sie in denselben Landschaften verweilten, welche der größte Theil von jenen verlassen hatte. Wahrscheinlich kamen auch aus den Städten jenseits des Balkan zu den gothischen Stämmen arianische Glaubensgenossen, die danach strebten, diese neuen Volkskräfte für ihr verfolgtes Glaubensbekenntniß zu gewinnen.

Es waren aber die arianischen Germanen vom Osten nach dem Westen und Süden Europas gezogen, und hier nahmen nicht bloß die Sueben 469 von den Westgothen deren Glauben an, sondern — auffallend genug — auch die Burgunder, die schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts Christen nach römischer Weise geworden, traten etwa vierzig Jahre später zum arianischen Bekenntniß über. Erwägt man, wie treu und fest diese Germanen mitten unter den Verwün-

schungen der Katholischen und ihrer Bischöfe am Arianerthum festhielten, — die Vandalen und Ostgothen bis zu ihrem Untergange, die Burgunder bis 517, die Sueben bis 550, die Westgothen bis 589, die Longobarden sogar bis 662, — so läßt sich schwerlich die Vermuthung abweisen, es sei ihnen dieser Glaube werth und theuer geworden, wahrscheinlich weil er ihnen weniger Unbegreiflichkeiten vorstellte und den Erlöser menschlich näher zuführte. Auch im sächsischen Heliand klingt ja eine verwandte Auffassung an.

5. Entscheidung im Glauben.

So hatte sich der Kampf um den rechten Glauben nach Gallien verlegt. Gleichwie in diesem Lande die Ideen, Ziele und Kräfte der antiken und germanischen Welt am stärksten aufeinander trafen, so wurde dort auch der Widerstreit der beiden Kirchen am heftigsten und fühlbarsten. Denn in Gallien war das römisch-katholische Christenthum, zu dem sich die einhellige Masse der Romanen bekannte, am rührigsten: hier stand ihm das Bekenntniß der verhaßten Eroberer gegenüber, denen mehr als die Hälfte des Landes gehörte.

Die Sache selbst war von der größten Wichtigkeit für die Kultur der deutschen Völker; denn diese fand am leichtesten Eingang bei ihnen im Gefolge des Christenthums. Sollte der christliche Glauben alsbald wie mit blankem Schwert ihre Herzen durchdringen, dann mußten seine Verkündiger selbst von der Wahrheit dessen, was sie lehrten, so fest überzeugt sein, wie davon, daß sie lebten und athmeten. Diese unerschütterliche Ueberzeugung hatten sie nur, wenn Christus gottgleich d. h. irrthumslos war, also in das Gefüge seines Reichs und seiner Lehren kein Irrthum einschleichen konnte.

Es wurde aber germanischen Christen von Anfang an erschwert, sich in Gallien zu behaupten. Sie hatten sorglos und gutmüthig, wie Germanen es waren, die romanische Bevölkerung in ihrer Religion niemals beunruhigt. Nun mochten sie noch so laut erklären, sie wollten „keine Götter", es umfing und umdrängte sie doch der Anderen Religion und Kirche: sie waren zu sehr in der Minderzahl. Auf einen arianischen Bischof kamen zwanzig katholische Bischöfe, und diese waren aus den angesehensten und reichsten Familien, die gebildetsten

Herren, die feinsten Köpfe. Die Katholischen hatten in den Städten ihre festen Mittelpunkte: die Arianischen lebten im Lande zerstreut auf ihren Gütern. Jene besaßen Kunst, Literatur und Wissenschaft: diese konnten sich darin mit ihnen gar nicht messen. Von Religionsgesprächen kam es zu Gezänken, von diesen zu Hohn und Haß und auflodernder Feindschaft. Jede Partei suchte eifrig Bekehrte zu machen, und wo es ihr gelang, wurde gleich von Neuem getauft und gesalbt, gleich als wäre die erste Taufe Heidenwerk gewesen. Die germanischen Könige wurden zu Verfolgungen gedrängt, welche die Andersgläubigen wohl erbitterten, jedoch weder verminderten noch bekehrten.

Nur ein Beispiel, wie es Gregor von Tours erzählt, der selbst ein leidenschaftlicher Gegner der Arianer war. „Ein gottgeweihtes Mädchen, sehr reich an Schätzen und nach der Welt Achtung herrlich durch senatorische Abkunft, und, was edler als dieses Alles, stark im katholischen Glauben und Gott dem Allmächtigen untadelig dienend, wurde zur Untersuchung geführt. Als sie vor den westgothischen König gebracht wurde, fing er zuerst an, mit schmeichlerischen Reden sie zur Wiedertaufe zu verlocken. Sie aber wahrte den vergifteten Pfeil mit des Glaubens Schilde ab. Da befahl er, das Vermögen wegzunehmen, ihr, die im Geiste schon die Reiche des Paradieses besaß. Darauf ließ er sie zur Folter führen und martern, daß ihr jede Hoffnung, noch auf dieser Erde zu leben, entschwand. Doch was soll ich noch viel erzählen? Nach vielen peinlichen Fragen, nachdem ihr alle irdischen Schätze genommen, wurde sie, da sie sich nicht beugen ließ, die heilige Dreifaltigkeit zu verleugnen, widerstrebend fortgeschleppt, um noch einmal getauft zu werden. Als sie aber mit Gewalt gezwungen wurde, in das ekelhafte Bad einzutauchen, und ausrief: „Ich glaube, daß der Vater eines Seins und Wesens ist mit dem Sohne", beschmutzte sie alles Wasser mit solcher Salbe, wie sich gebührte, nämlich mit der Ausleerung ihres Leibes. Dann wurde sie zur peinlichen Frage gezogen, auf den Bock gespannt mit Feuer und Eisenklauen, und Christus dem Herrn durch Enthauptung geweiht." —

Das entscheidende Ereigniß war Chlodwigs Taufe. In dem Gebiete des Syagrius, das er erobert hatte, galt allein die katholische Lehre und seine Gemahlin war ihr mit Begeisterung zugethan. Als er davon sprach, daß er in der schweren Allemannenschlacht Christus sein Wort gegeben, schickte die kluge Königin heimlich nach Rheims

zum Bischof Remigius, einem Meister des Redens, gleich solle er kommen und dem Könige und seinem Gefolge predigen. Wie schildert nun Gregor von Tours die katholische Taufe? „Als Chlodwig zu den Seinigen kam, Rath zu pflegen, da rief alles Volk, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit, zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.“ Als man dies dem Könige sagte, wurde er von großer Freude erfüllt und ließ das Taufbad bereiten. Mit gemalten Teppichen werden die Hallen der Kirche behängt, mit blendenden Vorhängen werden sie geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche werden ausgespritzt, es schimmern die Kerzen im Dufte des Wachses, und der ganze Tempel um den Taufstein wird mit himmlischem Wohlgeruche erfüllt, und solche Gnade gewährte Gott den Zuschauern, daß sie sich in des Paradieses Wohlgerüche versetzt glaubten. Der König also verlangt zuerst vom Oberpriester getauft zu werden. Wie ein neuer Konstantin schreitet er selbst zum Bade, zu vertilgen des alten Aussatzes Krankheit, zu vertilgen die schmutzigen Flecken, die er von Alters her getragen, im frischen Thau. Als er zur Taufe hintritt, sagt ihm der Heilige Gottes mit beredtem Munde: „Sanft beuge den Nacken, Sigamber! Bete an, was Du verbrannt hast, verbrenne, was Du angebetet hast!“ Es war nämlich der heilige Bischof Remigius ein Mann von ausgezeichneter Wissenschaft und vor Allem dem Studium der Beredsamkeit ergeben, aber auch durch Heiligkeit so hervorleuchtend, daß er des heiligen Sylvester Tugenden gleichkam. Wir haben noch jetzt seine Lebensbeschreibung, welche erzählt, er habe einen Todten erweckt. Also hat der König den allmächtigen Gott in der Dreifaltigkeit bekannt, getauft ist er im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gesalbt mit dem heiligen Oel unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge aber wurden getauft mehr als dreitausend.“

Nun dauerte es nicht lange, so wußte der tiefschlaue Chlodwig sein katholisches Christenthum auszunutzen. Dem Bischof von Rhodez hatte das arianische Volk vorgeworfen, er wünsche die Franken herbei, und den Verhaßten aus der Stadt vertrieben. König Chlodwig hörte davon und sagte zu den Seinigen: „Unerträglich ist mir, daß diese Arianer einen Theil Galliens besitzen. Laßt uns aufbrechen unter

Gottes Beistand, sie zu besiegen und das Land in unsere Gewalt zu bringen." Als ganz Gallien durch das Schwert „des dreieinigen Gottes" erobert war, ging es mit der arianischen Kirche zu Ende und für ein Jahrtausend schwand die Hoffnung, es könnten sich aus ihrer Mitte geistgewaltige evangelische Männer erheben, welche für des Heilandes Stiftung eine schlichtere und für die verschiedenen Völker mehr nationale Form und Gestalt ausprägten, als vom lateinischen Rom vorgeschrieben und in Gallien mit dem königlichen Stempel besiegelt wurde.

Sechstes Kapitel.

Deutschlands Verbindung mit Gallien.

1. Vortheile der Franken.

Man muß die Zustände Galliens und den Charakter dieses Landes vor Augen haben, um zu begreifen, was sonst wunderbar erscheinen müßte, die Thatsache nämlich, daß eine Gruppe des Frankenstammes, und keineswegs die größte, in sehr kurzer Zeit ganz Gallien unter ihre Botmäßigkeit brachte und wandellos darunter erhielt.

So vielartige Völker in Gallien wohnten, waren sie im Geiste doch noch alle vom römischen Reich befangen. Die Romanen hatten es gleichsam im Gefühl, daß es ihnen fehlte, daß es doch sein sollte. In Schriften wie von Augustinus, Orosius, Salvianus begegnet uns öfter eine tieftraurige Entsagung auf Glück und Gedeihen in dieser Welt, ein Ankämpfen gegen die Verzweiflung, als wenn keine göttliche Weltregierung bestehe, da die gräuliche Selbstsucht Ueberhand nahm und die Barbarenvölker allen bisherigen Bestand hohnlachend zertrümmerten. Was bei diesen Schriftstellern zu Worte kam, war nichts, als das geheime Bangen und Fürchten der meisten Mitlebenden. Der Mittelstand war auch in Gallien fast aufgezehrt, es gab nur

noch Grundreiche mit Sklavenhorden und armselige Bauern und Handwerker. Die Zustände waren so fürchterlich geworden, daß die armen Leute, um den Erpressungen und Mißhandlungen durch Beamte und Vornehme zu entgehen, ihre Ackerwerkzeuge als Waffen ergriffen, zu Tausenden sich zusammenschaarten und blind verwüstend zu Fuß und zu Pferde umherzogen. In Italien hatte das gemeine Volk keine Kraft mehr zu Sklavenaufständen: in Gallien loderten wiederholt alle bösen Geister des Grimmes und der Rache gegen die Besitzenden empor. Wurden die Banden (Bagauden) von der bewaffneten Macht zersprengt, so flüchteten sie nach den Bergen und Wildnissen, vertheidigten die Pässe und wehrten sich ihres Lebens. Bei so elender Lage der öffentlichen Angelegenheiten hatte gegen jede Wendung, die sie noch nehmen mochten, bei den Meisten Gleichgültigkeit Platz gegriffen. Jeder dachte nur noch daran, das Unheil von seiner Thüre abzuhalten, und Alles sehnte sich nach einem Helden, der wieder Ruhe und Ordnung schaffe.

Solche Gesinnung hatte den Westgothen, Burgundern, Allemannen und anderen Germanen ihre Eroberungen und Ansiedelungen in Gallien nicht wenig erleichtert. Als nun die Franken durch wohlgezielten Angriff die letzte römische Macht im Lande über den Haufen warfen, erfüllte ihr Auftreten die Gallier theils mit Furcht, theils mit Vertrauen. Aus der Art und Weise, wie der Geschichtschreiber Gregor von Tours den Sturz des Syagrius kurz abthut, liest sich heraus, daß er den Sieg der Franken für etwas Selbstverständliches hielt.

Dieser mitteldeutsche Stamm, verwandt den Süd- wie den Norddeutschen, noch heute vor beiden ausgezeichnet durch Lebensgewandtheit und praktischen Blick, hatte sich unter allen germanischen Völkerschaften in der Wanderzeit am gescheidtesten benommen. Auch die Franken hatten Schaaren von tollkühnen Abenteurern in die Welt gesendet, hatten im Uebrigen aber ihre Volkskräfte nicht vergeudet, sondern bewahrt und geschärft und gerüstet. Sie rückten langsam vor, lehnten sich vorsichtig an des Aegidius und Syagrius Macht an und warteten ihrer Zeit: dann aber brachen sie vor mit schneidiger Kraft. Man scheuete sie auch ob ihrer Schlauheit und Treulosigkeit. Bei Geschichtschreibern ist „treuloses Volk“ ihr stehendes Beiwort, wahrscheinlich, weil sie durch Verhandlungen und Verträge sich nicht

umgarnen und festklammern ließen, sondern stets ungescheut ihren Vortheil wahrnahmen, niemals verlegen um Ausreden.

Ihre Klugheit bewiesen sie auch darin, daß sie es nicht machten wie die andern Germanen in Gallien, die nach der Eroberung sich zerstreuten und nur die besten Güter für sich auswählten. Die Franken nahmen das Hauptland, das früher Syagrius besessen, vollständig zu ihren Handen, indem sie es mit ihrem Volke anfüllten. Wir erfahren nichts von Verhandlungen und Verträgen mit Romanen über Theilung der Güter: die Franken wollten walten und schalten als freie Herren. Es zeigt sich aber auch keine Spur von Auf- und Widerstand gegen die Eroberer. Selbst die vornehmen römischen Familien, die doch im besten römischen Gebiet am zahlreichsten sein mußten, sind wie verschwunden. Das Alles läßt sich nur dadurch erklären, daß die Franken in Uebermacht sich niederließen und Ländereien genug erwarben, theils weil hier Staatsgüter in großer Menge und Ausdehnung vorhanden, theils weil die vermöglicheren Landbesitzer vertrieben wurden oder vor den wilden Gästen sämmtlich von dannen wichen. Der Beweis aber der dichten germanischen Ansiedelung dauert noch fort bis in unsere Zeit: dies war das germanische Recht, das sich über das ganze Gebiet des Syagrius verbreitete und unzerstörbar einwurzelte, während es jenseits der Loire und im Rhoneland vom einheimischen römischen Recht wieder überwuchert wurde.

Es waren aber die Franken gerade derjenige Stamm, der von vornherein am meisten vom römischen Kulturlande besessen und am längsten mit römischer Bildung vertraut geworden. Sie waren auch nicht wie die südlicher wohnenden Stämme während der Völkerwanderung verrohet: die Verwüstungen der Hunnen und anderer Verheerer hatten sich am wenigsten über fränkisches wie auf sächsisches Gebiet erstreckt. Ihrer Bildung wegen konnten also die Franken, als ihr erster Eroberungssturm vorüber, sich mit den Romanen leichter befreunden, und ihnen ein, wenn auch geringes Wehrgeld, Eheverkehr, und Zulassung zu den Aemtern und zum Königshofe gewähren. Sie zerstörten nicht die römischen Staatseinrichtungen, verhielten sich aber ebenso wenig gleichgültig dagegen, sondern wußten sich hineinzuleben und sie mit ihrer germanischen Staats- und Rechtssitte zu verbinden. Sie bemeisterten sich der im Lande eingewöhnten Macht römischer Beamten und schafften Geld in ihre Staatskasse, indem sie die römi-

schen Steuerlisten handhabten. Westgothen, Burgunder, Longobarden ließen dagegen das römische Wesen die erste Zeit fremd neben sich bestehen, später nahmen sie dasselbe unvermittelt an und ließen ihr eigenes fallen. Ihre Volksrechte geben Zeugniß davon.

Noch mehr nützte den Franken die katholische Religionsgemeinschaft. Sobald sie Christen geworden, „wünschten", wie Gregor berichtet, „Viele schon damals in gallischen Landen mit heißer Sehnsucht die Franken zu Herren zu haben." Von der mächtigen und rührigen Geistlichkeit der Katholiken heimlich und öffentlich unterstützt, wurde ihnen die Eroberung Galliens wesentlich erleichtert.

Wunder in Menge sollten die Ausbreitung ihrer Herrschaft begünstigen. Als Chlodwig gegen den Westgothenkönig zu Felde zog und „mit seinem Herrn an den Viennefluß kam, wußte er durchaus nicht, wie er hinüber kommen sollte; denn der Fluß war von der Regenmenge hoch angeschwollen. Und da er in jener Nacht zum Herrn flehte, daß er ihn würdigen möchte, die Furth zu zeigen, wo er hindurch ziehen könnte, kam am Morgen auf Gottes Wink eine Hirschkuh von wunderbarer Größe und ging vor ihren Augen in den Fluß, und das Volk wußte, als sie hindurchging, wo man übersetzen könne. Als der König aber gegen Poitiers kam, und noch in der Ferne im Lager verweilte, da erblickte man einen feurigen Leuchtthurm von der Kirche des heiligen Hilarius niedersteigen und in den Lüften zu ihnen kommen, damit nämlich Chlodwig von dem Lichte des heiligen Bekenners Hilarius geleitet die ketzerischen Heerhaufen, gegen welche dieser selbe Priester öfter für den Glauben gestritten hatte, niedermähe. Seht! Der Himmel selbst war mit ihm, als er die arianischen Ketzer besiegte." — Das wollte Gregor von Tours, der uns diese und andere Wunder gläubig erzählt, besagen, als er mitten unter seinen Berichten von Chlodwigs Gräuelthaten einfach erklärte: „Gott warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich, weil er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war", nämlich die arianischen Reiche zerstören. Die Könige der Burgunder und Westgothen sahen sich genöthigt, um den kirchlichen Zwiespalt im Lande auszugleichen, das arianische Bekenntniß aufzugeben, — damals aber war es zu spät, die Gunst ihrer romanischen Unterthanen gehörte bereits den Franken.

Nun wohnten diese in einem Lande, das schön und reich und fruchtbar, dessen Klima anreizte zu Arbeit und Genuß, das aber nicht heiß und schwül — wie in Afrika, Spanien, Italien und den unteren Donaulanden, — des germanischen Waldvolks Säfte austrocknete. Dabei blühete den Franken auch das seltene Glück einer Entwicklung, die über dreihundert Jahre lang gleichmäßig fortdauerte und durch äußere Feinde nie unterbrochen, vielmehr durch fortwährende Siege begünstigt war. Die ostgothische Macht erlag in Italien byzantinischen Waffen und Künsten. Die Wikinger der Nordsee liefen wohl einmal zum Plündern in die gallischen Flüsse ein, fanden jedoch an den brittischen Küsten noch reiche Aernten genug. An der unteren Donau waren noch keine turanischen Horden eingewandert, und als das arabische Verderben von Spanien her näherkam, nahmen die Franken entschlossen gleich ihre ganze Macht zusammen und warfen glücklich und wiederholt den Ansturm zurück. Das einzige Volk, das sie mit schwerem Krieg und Untergang bedrohen konnte, waren die Sachsen: wie aber hätten Diese jemals vermocht, ihre gewaltige Stärke zusammenzuballen! Die Franken waren viel zu klug, nach Größerem zu streben, als die Angriffe der Sachsen zurückzuschlagen und sich zu begnügen mit Tributen der benachbarten Gaue: erst Karl der Große begann entschlossen den Eroberungskrieg gegen die Sachsen.

Zu gleicher Zeit aber hatten die Franken niemals Muße, sich träger Ruhe hinzugeben. Unaufhörlich gab es Krieg an der Gränze, oft an mehr als einer Stelle zugleich. Das erhielt ihre staatlichen und kriegerischen Kräfte in gedeihlicher Spannung und allzeit wacher Thätigkeit.

2. Zusammenhang mit Deutschland.

So konnten also die Franken sich in Gallien ungestört in die dort einheimische Kultur einleben und sie vollständig sich aneignen. Daß sie aber mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen sich ein so großes Reich zusammeneroberten, und was noch wunderbarer, daß dieses Reich nicht alsbald in Ohnmacht zerfiel, seine Theile sich vielmehr troß des Unsinns ihrer Herrscher immer wieder zusammenfanden, mehr noch, daß die Franken in der schmeichelnden und überlegenen Kultur

Galliens ihr hartes germanisches Selbst nicht verloren, daß ihre fränkische Eigenart oben, ihre nationale Stellung unantastbar blieb, — dies Geheimniß ihrer Jahrhunderte lang ungebrochenen Rüstigkeit lag in Deutschland. Sie blieben mit ihrem großen deutschen Hinterland in beständiger Verbindung und Berührung: das gab ihnen einen geistig-sittlichen wie politischen und kriegerischen An- und Rückhalt, und einen unaufhörlichen Kräftezuwachs.

Lebendiger Verkehr herrschte auf der ganzen Ostseite des Frankenreichs in größter Breite und Ausdehnung. Bis zur uralten Gränzscheide, welche im ganzen Mittelalter zwischen Leuten wälschen und deutschen Blutes bestand und deren Linie noch immer erkennbar ist, reichte das fränkische Gebiet schon unter Chlodwig. Diese Naturgränze beginnt auf Mitte Weges zwischen Boulogne und Calays am Kap der grauen Nase und besteht zunächst in einer leichten Anschwellung des Bodens, welche sich auf der Wasserscheide zwischen den Flüssen fortschlängelt, die hier zum Kanal und dort zur Nordsee gehen. Breit sich nach beiden Seiten abdachend zieht sich jene Bodenhöhung bis ins Quellgebiet der Lys und Schelde und Sambre hin. Calays, Gravelingen, Dünkirchen (Dunkerque), Cassel, Hasebrook, Ryssel (Lille), Arras, Dauway (Douay), Kameryk (Cambray), Valenchyn (Valenciennes), Buchhain (Bouchain), Eichicht (Le Quesnoy), Malboden (Maubeuge) und andere Ortschaften mehr, deren germanischen Ursprung schon der Name verräth, fallen auf die deutsche Seite. Die Gränze folgt nun dem leisen Höhenzug, welcher zwischen der Aisne und Marne auf der einen, und der Maas und ihren Zuflüssen auf der anderen Seite die Wasserscheide bildet, den Ardennen und Sichelbergen entlang bis zum Südstock der Vogesen, dem wälschen Belchen, an welchem sich sodann drüben der Gränzgürtel des Jura hängt, der noch heute die Schweizer Gränze ist.

Erwägt man nun, daß diese Naturgränze auch eine Sprachscheide ist, über welche nur unwesentlich im Mittelalter das Germanische und in neuerer Zeit das Französische hinüber und herüber griff, — erwägt man ferner, welche lange Zeit erforderlich ist, bis zwischen verwandten Völkern sich solche Gränzlinien feststellen, — wie Belgien noch heute trotz dem Vordringen des Französischen in ethnographischer wie in geographischer Beziehung ganz dasselbe Uebergangsland ist, wie es Cäsar schilderte, — kurz, wie trotz der un-

ruhigsten Nachbarschaft gleichwohl das Wesentliche in diesen Gränzbeziehungen immerdar bestehen geblieben: — hält man sich dies Alles vor Augen, so läßt sich kaum der Gedanke abweisen, es müsse bis zu der bezeichneten Linie sich schon in sehr früher Zeit germanisches Wesen ausgebreitet haben. Nur die wallonische Volksart in dem Dreieck zwischen Lille, Lüttich und Aachen wollte sich eben so wenig umwandeln lassen, als andere kleine wälsche Sprachinseln in unsern westlichen, und größere slavische Bestandtheile in unsern östlichen Gränzlanden.

Auf so langer Linie berührten sich also Franken mit Galliern, während sie auf der anderen Seite ihre Gaue zählten bis zum Rheine und noch weit und breit jenseits des Stromes. Auch die Reiche der Allemannen und Burgunder dehnten sich mitten aus der Osthälfte Galliens her nach Deutschland hinein. Durch die fränkischen Waffen wurden nun in noch viel größerem Maßstabe deutsche Stämme und Völkerschaften an das gallische Reich angeschmiedet. Chlodwigs Eroberungen folgten sich regelmäßig bald nach der gallischen, bald nach der deutschen Seite: nach dem Sturze des Syagrius kam die Niederlage der Allemannen, nach den Westgothen wurden die Thüringer besiegt, und als auch die Burgunder sich ergeben mußten, zog Chlodwig die noch unabhängigen Frankengaue unter seine Botmäßigkeit. Je mehr die Kriegsmacht in Gallien erstarkt, um so fester werden die deutschen Völker von ihr erfaßt, auch Friesen und Baiern können sich ihr nicht mehr entziehen, und zuletzt, als Karl der Große sein Reich nach Italien und Spanien ausdehnt, erkämpft er endlich auch die Herrschaft über die Sachsen.

Allein nicht bloß zu erobern verstanden die Bedeutendsten in der langen Reihe der fränkischen Herrscher, sie hatten im römisch-deutschen Kulturlande auch gelernt, durch welche Mittel die Cäsaren und ihre Statthalter unterjochte Völker festzuhalten und zu verknüpfen gewohnt waren. Das eroberte Gallien bot genug Beamte dar, die erfahren in römischer Staatskunst. Zu dieser Politik gehörten auch wohlbedachte Ansiedelungen des Herrschervolkes unter den Besiegten und Bundesgenossen. In Menge wurden fränkische Burgen und Ortschaften jenseits des Rheines angelegt und gefördert. Fast in allen Gauen weisen noch die Namen darauf hin, obgleich wir uns wohl hüten müssen, jeden Ortsnamen, der mit „Franken" anfängt oder mit

„Heim“ schließt, als fränkische Gründung in Anspruch zu nehmen, denn „frank und frei“ zu sein liebte jeder Germane, und in dem Heimathworte lag für sie alle ein vertrauter Klang; nennt doch in den bairischen Alpen der Jäger ein sonniges Plätzchen, auf welchem zwischen düsteren Bergschroffen Gras und Blumen sprießen, Gemsheimathl.

Umgekehrt aber konnte auch die Einwanderung von Deutschland nach Gallien nicht ausbleiben. In seinen trübsten Zeiten hat unser Volk noch immer Auswanderer nach allen Seiten hin abgegeben, die auch unter schwierigen Verhältnissen ihren Weg zu machen wußten. Finden wir nicht noch heutzutage, wo der bitterste Nationalhaß die Franzosen umfängt, gleichwohl unter ihnen Deutsche in Menge, und zwar in vornehmen Stellen der Staatsverwaltung, der Presse, des Geld- und Großhandels? Wie sehr mußte also Einwanderung nach Gallien beliebt werden, als die Reichsverbindung sie begünstigte, als sie in ein reiches Land führte, das unter der Herrschaft des eigenen oder verwandten Stammes sich befand, in ein Land, dessen Boden und Klima dem Deutschen vorzüglich zusagte! Weniger zu den Burgundern und Allemannen erhielt diese Auswanderung ihren Zug; denn jene waren schon zur Ruhe gekommen und hatten in ihrem Gebiet die besten Plätze bereits besetzt: bei den Franken aber gab es noch Kampf und Leben, dort war viel Neuland zu gewinnen. In der That treffen wir mehrfach auf Spuren solcher Einwanderung nach Gallien. Bei Gregor von Tours kommen schon im sechsten Jahrhundert Sachsen vor, die in hohen und niederen Kreisen in seinem Lande wohnten.

3. Gallische Kulturfärbung.

Will man ein schönes Gedicht, ein geistvolles Werk, ja nur den erstbesten eigenartigen Schriftsteller aus dem Deutschen ins Französische übersetzen, so stellen sich ungeahnte Schwierigkeiten ein. Jeden Augenblick fehlt ein Ausdruck, eine Wendung der Sätze, eine Gliederung der Ideen, man muß umschreiben, glätten, leimen, und hat das unangenehme Gefühl, als müsse das quillende Leben erst abgetödtet und dann aus dem Todten in kleinen Stücken wieder zusammengesetzt werden. Je schöner oder tiefsinniger das deutsche Urbild, um

so trockener und ärmlicher geräth es in französischer Nachbildung. So unausfüllbar ist die Kluft, die beide Sprachen trennt. Man darf es den Franzosen nicht verargen, wenn sie das ganze Mittelalter, die ganze neuere Zeit hindurch in dem Wahne blieben, die deutsche Literatur könne sich mit der ihrigen gar nicht vergleichen, und das Beste darin sei ihnen nachgeahmt. Schon die Sprache setzte ihrem Verständniß ein fast unüberwindliches Hinderniß entgegen. Erst das Buch der Frau von Staël über Deutschland öffnete den Franzosen die Augen, und seitdem haben sie überhaupt um die Weltliteratur sich mehr bekümmert.

Bei alledem nimmt Frankreichs Sprache und Literatur in der gebildeten Welt noch immer fast eine ähnliche Stellung ein, gleichwie einst die griechische im römischen Kaiserreich. Die französische Sprache besitzt nicht entfernt den sprossenden Reichthum, die seelische Tiefe und Wärme, die melodische Schönheit des Griechischen: allein sie ist fein verständig, rollt über die Zunge wie glatte Kiesel, und hat feststehende Redensarten für jede Idee und Empfindung. Wem diese Sprache geläufig ist, der kann stets darin hübscher und anregender sprechen, als in einer andern, und braucht weniger zu denken. Ohne Frage ist die französische Literatur viel ärmer an Meisterwerken wie die italienische oder spanische, englische oder deutsche: sie behauptet aber aller Orten in der vornehmen Gesellschaft den Vorrang. Denn sie enthält alles, was in der feinen Welt besprochen wird, und enthält es in der schimmernden, spielenden, ungründlichen Weise, wie es dort behandelt wird. Ihr Mittelgut ist deshalb schon Weltliteratur, während zu dieser aus den übrigen Literaturen nur das Allerbeste gehört.

Solchen Vorrang hat Frankreich immer behauptet und schwerlich wird er ihm entrissen werden: er beruht in seiner Lage, seinen natürlichen Vorzügen, seiner Volksmischung, vor allem in dem ganz eigenthümlichen gallischen Geiste. Wiederholt hat Frankreich nicht nur in Sachen der Mode, der geselligen Sitte, in der Literatur, sondern auch in der europäischen Politik, im Staatswesen, in Kunst und Wissenschaft den Ton angegeben. Wie vieles verdankt das mittelalterliche Europa französischer Scholastik! Mannigfach nehmen englische, italienische, deutsche Dichter von Frankreich Stoff und Formen her. Jeder seiner hervorragenden Könige übte auf die europäische Strömung einen Einfluß aus, der weit über seine persönliche Tüchtigkeit hinaus-

ging. Man denke nur an Ludwig IX., Franz I., Heinrich IV. Vollends seit Ludwig XIV. war alles, was auf Bildung Anspruch machte, in sklavischer Nachahmung französischer Literatur, Hofsitte und Bauart begriffen, bis die Herrschaft des Zopfes und die falsche Klassizität durch den deutschen Gegensatz des Natürlichen und Geschichtlichen gebrochen wurde. Auch die revolutionären, politischen und sozialistischen Antriebe der neueren und neuesten Zeit stammten zu einem großen Theile aus Frankreich.

Dieses Vordringen französischer Kultur, — bald stärker, bald schwächer und fast sich verlierend, und dann wieder um so mächtiger anschwellend — erfolgte nach allen Richtungen der Windrose. Sobald Frankreich irgend eine wichtige politische Verbindung mit einem andern Lande hatte, plätscherte unhemmbar auch seine Kultur dorthin. Am unliebsten nahm sie Spanien auf; ihre Strömung stockte vor der Pyrenäenmauer, noch viel mehr vor dem harten geschlossenen Volkscharakter. Unter den Bourbons freilich lag Spanien gänzlich gefangen unter der Franzosen geistiger Herrschaft. Nach Italien bot sich ungesucht der leichte Uebergang durch das offene Rhonethal und über's Meer: die Halbinsel des Appennin und die ihr zugehörigen Inseln wurden daher öfter als Spanien von den Franzosen heimgesucht. In den drei letzten Jahrhunderten galt ihre Literatur bei den Italienern eigentlich Alles: unzerstörbar jedoch hielten sie das Bewußtsein fest, das ältere Kulturvolk zu sein. Mit England war Frankreich durch uralte keltische, dann durch nordgermanische, besonders durch normännische Verwandtschaft verbunden, und der schmale Kanal ladete mehr zum Uebergang ein, als daß er von hüben und drüben den Gedankenflug hinderte. Französische Sprache setzte sich in der englischen fest, und theilweise ist der französischen Sitte die englische seit bald neunhundert Jahren unterthänig gewesen. Am begierigsten nahm Alles, was in Europa slavischer oder turanischer Abkunft ist, französische Mode und Sitte, Sprache und Literatur an. Arm an eigener, bedürftig fremder Kultur fanden Polen, Magyaren, Rumänen, Serben, Russen und Türken die französische am einfachsten und zugleich am glänzendsten. Sie macht ihnen am wenigsten Kopfweh und vergoldet am leichtesten ihre Eitelkeit.

Anders als alle diese Völker verhielt sich Deutschland den französischen Einflüssen gegenüber. Es lag ihnen in ganzer Breite

und Länge offen, zu keiner Zeit hörten sie auf herüberzuwogen, kein anderes Volk nahm sie so unbefangen, so ohne Haß und Vorliebe auf, bei keinem drangen sie so tief in die niedern Stände hinein. Wohlmal schien es, als wollte sich Deutschland vor der französischen Kultur verschließen; das dauerte aber niemals lange, zu schmeichlerisch nahte sie sich, zu weltbürgerlich blieb der Deutsche. Erst wenn die französische Zuströmung gar zu unleidlich wurde und übermächtig, erst dann erhob sich regelmäßig aus deutschen Volkstiefen eine Gegenströmung, welche das Fremdartige erfaßte, unterjochte, umbildete, und verjüngt und gestärkt stieg deutsche Eigenart wieder empor. Dieser deutsche Rückschlag äußerte dann seine Kraft gewöhnlich über ganz Europa hin. Wurde Frankreich in Staat und Recht, Literatur und Wissenschaft von Deutschland zurückgeworfen, so brachen aller Orten die französischen Fesseln und das Natürliche und Gesunde, das ächt Nationale kam wieder nach oben.

Solch ein Vorgang ließ sich wiederholt in der deutschen und europäischen Geschichte beobachten, — zweimal zum Beispiel in diesem Jahrhundert begleitet vom Sieg der deutschen Waffen, — gründlicher im vorigen Jahrhundert durch den Sieg des deutschen Geistes allein. Weniger geläufig ist uns der Hergang in der Frankenzeit. Damals strömte die gesammte Kultur von Gallien nach Deutschland hinein, aller Orten, unaufhörlich, vier Jahrhunderte lang. Damals stand es um die deutschen Volks- und Geisteskräfte fast noch gefährlicher, als nach dem dreißigjährigen Kriege, wo der gallische Geist herrschend bei uns in Gassen und Sälen einherzog. In der Völkerwanderungszeit hatte die deutsche Nation sich ausgeschüttet und besaß gegen die überlegene Kultur Galliens keine anderen Mittel des Widerstandes, als ihren Eigensinn und ihre schwere Beweglichkeit. Das eigene geistige Besitzthum war unentwickelt, dabei vielfach zerrissen und niedergebrochen, sowohl durch die Einwirkung der Römer, als durch die Erschütterungen und Verheerungen der Völkerzüge. Kernhaft und stammhaft verharrte damals das germanische Wesen allein noch bei den Sachsen.

4. Heil für Deutschland.

Allein dies Einsickern und Eindringen der Kultur von Westen her war für Deutschland die größte Wohlthat. Der unruhige, eitele,

rechthaberische Geist der Gallier stieß und störte und reizte den Germanen, daß er anfing zu denken und nachzuahmen und zu schaffen, bis er seine Zustände verbesserte, sein Wissen und Können erweiterte, und sich selber genug that. Es entwickelte sich in den deutschen Landen wieder eine Kulturbewegung, wie sie in den Zeiten der Völkerwanderung und insbesondere in den Gebieten, welche die Römer längs des Rheins und der Donau besetzt hatten, stattgefunden hatte. Diese Bewegung aber mußte jetzt ohne allen Vergleich lebhafter werden und tiefer greifen.

Die Kultur wurde den Deutschen nicht mehr aufgedrungen, wie ehemals von den Römern, sondern sie nahmen sie an in voller Freiheit und von einem Volke, das Leuten ihrer Art gehorchte, ihnen selbst aber weder verhaßt noch gefährlich war. Die Franken selbst hatten diese Kultur bereits für die übrigen Deutschen gleichsam zurecht gemacht, sie war dadurch ihrem Denken und Fühlen faßlicher geworden, war ihnen keine fremdartige mehr, sondern eine innerlich verwandte geworden.

Die fränkischen Könige sannen wohl darüber nach, wie sie die deutschen Stämme zersetzen, lähmen, schwächen könnten; jedoch dachten sie nicht daran, sie zu unterjochen, sondern boten ihnen Bündnisse an, wie vormals die Römer ihren Bundesgenossen. Sie verlangten nichts als Anerkennung des fränkischen Königs und Heeresfolge, ließen aber den Deutschen ihre adelige Freiheit wie ihre Güter und ihr angestammtes Recht. Soweit das fränkische Reich sich ausdehnte, hörten die erbitterten Kämpfe auf, welche die germanischen Völker unter einander zu führen pflegten. Gegen äußere Feinde aber, gegen Friesen und Sachsen, Slaven und Avaren, fanden sie Schutz und Hülfe durch die große Reichsmacht. Die Häuptlinge und Gefolgsleute, die früher zahlreich zu Raub- und Kriegsfahrten aufriefen, mußten jetzt andere Bahnen für ihre Thatenlust einschlagen. Damit wendete sich die Kraft, die bisher durch Kampf und Krieg verzehrt wurde, friedlicheren Zielen zu.

Die christliche Kirche aber, welche als eine höhere Einheit die Völker umschloß, umfriedete und sänftigte sie, daß sie Lust und Muße fanden, in Bildung, Handel und Gewerben fortzuschreiten. Mehr aber, die Kirche führte den Deutschen jenen wesentlichen Theil der Bildung der alten Welt zu, welchen sie selbst in sich aufgenommen hatte.

Schwergewichtig, für jene Zeit unermeßlich waren die Vortheile, welche den Deutschen auf solche Weise erwuchsen. Was sie aus sich selbst nicht schaffen konnten, wenigstens nicht anders, als in langen Zeiträumen unter unsäglichem Kampf und Widerstreit, das floß ihnen mühelos zu bei der Verbindung mit Gallien.

Wie lange möchte es wohl gedauert haben, bis ein Nationalgefühl die deutschen Völker umschlang! Im kriegerischen oder friedlichen Verkehr mit den Römern, im erobernden Vordringen nach allen Seiten hin war das Bewußtsein der gleichen Volksart aufgedämmert; bei der Gründung so vieler Reiche mußte der gemeinsame Stolz erwachen; allein noch waren die Stämme tief zerklüftet durch uralte Gewöhnung, ihre neuen Reiche voll Eigensucht und ohne politische Verbindung mit einander. Im Frankenreiche aber fanden sich die deutschen Stämme friedlich beisammen und erkannten sich als Zweige einunddesselben Grundstammes: die Empfindung der Zusammengehörigkeit keimte und wuchs aller Orten und unwiderstehlich. Langsam wurde ein Stamm nach dem andern zum Reiche hingezogen und mit demselben vereinigt: das konnte aber nur geschehen durch die fränkischen Könige und deren römisch geschulte Heere und Regierungskünste.

Noch immer war es kläglich bestellt um germanisches Staatswesen. Einen festen Kern hatte dasselbe erst durch das Königthum erhalten; dieses aber konnte nur in Gallien auf römischer Grundlage kräftig empor wachsen, und nur in solcher Weise, wie es dort zu Stande gekommen, ließ es sich auf die Länder jenseits des Rheines übertragen. Erst in der politischen Schule des Frankenreichs lernten die deutschen Stämme etwas Staatssinn und wurden für ihren Beruf großgezogen.

Wie sollte endlich das Christenthum Deutschland erobern, wenn seine Bevölkerung bloß auf sich selbst angewiesen blieb! So lange der Glaubenszwiespalt herrschte, so lange fehlte der Kirche schneidige Schärfe, um gegen heidnische Germanen vorzugehen. Das arianische Wesen aber konnte nur in Gallien überwunden werden, denn nur hier war das katholische Kirchenthum kriegerisch gestimmt durch altgallischen Geist, nur hier konnte es so, wie es unter König Chlodwig geschah, durch weltliche Waffen unterstützt und zum Siege geführt werden. Gleichwohl gehörte längere Zeit dazu, bis die arianische Gesinnung in Gallien ausgemerzt war: erst dann verdichtete sich die

Kraft der Kirche, erst dann erglühte der Bekehrungseifer, der so viele thatkräftige Männer antrieb, als Apostel die deutschen Wälder predigend zu durchziehen. Aber selbst, wenn solche begeisterte Männer, wie unter den Angelsachsen, auch unter den Deutschen aufgestanden wären, würden sie wohl durchgedrungen sein? Im deutschen Norden mußten ja erst die fränkischen Schwerter und Schlachtärte dem Christenthum Bahn machen, und auch im übrigen Deutschland bedurfte die Kirche, um Eingang zu finden und gefestigt zu werden, gar sehr der Politik der fränkischen Könige und der Gunst und Fürsorge der ihnen verbündeten Fürsten.

Siebtes Kapitel.

Kulturgang im fränkischen Weltreich.

1. Saatzeit.

Die Zeiten der Merowinger und die der Karolinger stehen sich scheinbar schroff gegenüber: gleichwohl läßt das geschichtliche Gewebe die ganze fränkische Epoche nur als eine gleichartige und geschlossene erscheinen, die sich in breiter Eigenthümlichkeit zwischen die Völkerwanderung und das deutsche Reich stellt und deutlich vierfach abtheilt. Im ersten Abschnitt herrschen Merowinger, im zweiten Hof- und Reichsverwalter, im dritten zwei große Karolinger, und im vierten Könige der fränkischen Reichsstücke. Auf den Aufschwung des Merowingerhauses im ersten Abschnitt folgt sein Niedergang im zweiten, gleichwie auf das rasche Emporwachsen des Karolingerhauses sein Abblättern im vierten. Schweres Verhängniß bringen zweimal Hader und Unfähigkeit der Könige: im zweiten Abschnitt kommt Rettung durch ein neues Fürstengeschlecht, im vierten wird dem Reiche ein Ende gemacht durch den Nationalwillen der Völker. Im Uebrigen bildet die fränkische Epoche eine natürliche Entwickelung: im ersten

Abschnitt die Gründung, im zweiten die innere und äußere Fortbildung, im dritten die Blüthe, im vierten der Verfall.

So die politische Geschichte. Die Kulturgeschichte aber geht ihren eigenen Weg. Die Verworrenheit, die in staatlichen Zuständen eintritt, vermag den Fortschritt auf anderen Gebieten wohl zu lähmen, jedoch nicht zu unterbrechen: ungehemmt dauert er fort, ein Beweis, wie nothwendig und natürlich er den Völkern jener Zeiten. Für die Kulturgeschichte liegt der Abschluß der Epoche nur in nationalen Unterschieden.

Höchst eigenthümlich ist die Reichsgründung. Niemals wurde wohl ein Reich, das so groß und dauernd war, so nackt und nüchtern, so ohne allen Sang und Klang aufgebaut, als das fränkische. Wie herrlich hat die Sage ihren Dietrich von Bern, des großen Theodorich Gestalt, mit den schönsten Kränzen geschmückt! Selbst die steinernen Züge des ersten Napoleon umhüllte sie mit grünenden Ranken, trotzdem dieser Mann bei übermächtiger Denk- und Willenskraft doch — wie namentlich sein Benehmen gegen Frauen zeigte — eigentlich eine etwas gemeine Natur gewesen. An dem Franken Chlodwig schritt die Sage unwillig vorüber. Ein Germane war er voll schneidiger Kraft und Wildheit, hatte aber in römischer Schule Politik gelernt. Die Zeitgenossen fühlten seinen wuchtigen Arm, allein er war ihnen innerlich zu schlecht, als daß sie ihn zu einem Helden erhuben, denn ein Held muß etwas Ideales an und in sich tragen. Und wieder war Chlodwig nicht schlecht genug, um in der Sage zu einer dämonischen Gestalt zu verhärten.

Wenn dieser König mit tiefer Tücke und roher Grausamkeit sein Reich zusammenschmiedete und Ströme Bluts wie Wasser vergoß, so war das nur im Stil seiner Zeit: auffallen muß aber, daß nicht eine einzige große Idee ihn leitete. Aus Kraftgefühl, mit Lust und guter Gelegenheit stürmte er von Eroberung zu Eroberung. Des Römerfürsten eitle Herrlichkeit lockte zu sehr, als daß er nicht, wie Gregor von Tours berichtet, „ihn fordern sollte, einen Kampfplatz zu bestimmen.“ Der Sieg über Syagrius zog den Kampf mit Burgundern und Westgothen nach sich, und gegen die Allemannen und Thüringer mußte Chlodwig ins Feld ziehen, weil sie ihm gefährlich wurden. Als er endlich viele andere Könige, seine nächsten Verwandten, mit List und Laune umgebracht hatte, und über alle Franken

herrschte, da traf er keine Vorkehrung, daß sein Reich einheitlich geschlossen bliebe, sondern seine vier Söhne theilten es unter einander gleichwie ein Erbgut.

Theilung war seitdem unter Söhnen und Enkeln gewöhnlich. Entweder geschah sie nach des Vaters Bestimmung und Erbvertrag, oder je nach der Prinzen größerem oder minderen Ansehen, oder auch je nach Gelingen von Tücke und Gewalt. Jedoch blieb der Grundsatz bestehen, daß das Reich als ein Ganzes dem Hause Chlodwig's gehöre, und wo einer seiner Blutserben ausfiel, sofort ein anderer aus demselben Geschlechte an die Stelle trete. Hin und wieder, wenn Mord oder Siechthum oder Uebermacht von Schwelgerei unter den Prinzen aufräumte, wuchs das Reich in eine Hand zusammen, um bald darauf wieder in Theilfürstenthümer zu zerfallen. Natürlich reizte diese Erbfolgeordnung zu Streit und Raubsucht, die bei der wildrohen Kraft jener Zeit zu unerhörten Freveln ausartete.

Bei alledem dehnte sich das fränkische Reich fortwährend aus, da es in Europa die stärkste Macht war, und außer den Sachsen keine Nachbarn hatte, die ihm gefährlich werden konnten. Die letzten Stücke von Gallien wurden erobert; die Reste der Westgothen über die Pyrenäen getrieben oder niedergeschlagen; die Burgunder vollends gebeugt; die Allemannen wiederholt im Felde besiegt; Thüringen ebenfalls durch die Waffen bezwungen, und zwar mit Hülfe der Sachsen, die bei dieser Gelegenheit das Land zwischen Bode und Unstrut, Saale und Elbe erwarben; endlich Baiern in eine Art von Abhängigkeit gebracht.

Auch im Innern des Reiches mehrte sich langsam die Kultur; die Jahre, wo ihre Fortschritte durch Wiederkehr der alten Rohheit sich verdunkelten, gingen rasch vorüber. Es war die Zeit, wo das Gebäude der mittelalterlichen Kultur begonnen wurde; die Grundmauern stiegen wenigstens schon aus dem Boden empor. Alle Bildung war noch grob zugehauen, jedoch voll urwüchsigen Lebens.

Das Staatsleben erhielt etwas Festigkeit und Ordnung durch die wachsende Macht des Königthums, durch die Gliederung von Beamten, durch regelmäßige Reichstage, durch die Menge der Güter, welche der König verleihen konnte. Die verschiedenen Völkerschaften lernten bei Hofe, auf den Reichstagen und in den Kriegszügen sich kennen und mit einander vertragen; der Schutz der Stammesrechte,

das sogenannte System der persönlichen Rechte, kam zur gesetzlichen Geltung. Die Kirche entfaltete sich nach und nach als eine große allumfassende Anstalt voll sittlicher und geistiger Bestrebungen, an welche sich nach und nach, bewußt oder unbewußt, Alles anschloß, was höherer Bildung zugänglich war, — was ja wirklich bei den meisten Merowingern der Fall, — und durch welche der öffentlichen Ordnung Vorbild, Lehre und Hülfe erwuchs. Die nichtsscheuende Tücke und Gewalt, die in der Völkerwanderung allein durchschlug, lernte doch allmählich ihren Meister fühlen. Da wiederholt in diesem und jenem Landstrich eine lange Friedenszeit eintrat, so gedieh die Arbeit der Einzelnen und belebte sich der Handelsverkehr, mächtig gefördert durch den Zusammenhang der Länder.

Im Ganzen genommen waren daher die ersten hundertfünfzig Jahre der Merowinger voll Erfolge nach innen wie nach außen, deren Bedeutung darin bestand, daß wieder ein großes Reich gegründet wurde und auf seinem Gebiete wieder eine Friedensordnung, eine ruhig gedeihliche Stätigkeit im Denken und Thun der Menschen überwiegend Wunsch und Gewöhnung wurde. Auch Deutschland hatte dessen Gewinn. Im ehemaligen deutsch-römischen Kulturlande sammelten sich mehr und mehr kleine Gemeinden und die alten Rhein- und Donaustädte erhielten wieder Bevölkerung. In diesen Städten siedelte sich auch wieder Christenthum an und ließ sein Friedensgeläute bereits an den heidnischen Gränzen hören.

So waren jene anderthalb Jahrhundert die Zeit, wo das Ackerfeld zusammengebracht wurde und die ersten Saaten empfing. Der Erfolg war noch hauptsächlich politischer Art, und zwar erworben durch die Könige. Denn Staaten machen sich niemals von selbst. Familien können sich wohl zu Gaugemeinden zusammenschließen, Staaten aber gründet nur Macht und Wille.

2. Zeit des Reifens.

Die schaffende Thätigkeit gehörte im vorgenannten Zeitraume Frankreich an. Deutschland verhielt sich entweder abwehrend oder lediglich aufnehmend: dies Verhältniß änderte sich schon im ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts. Die Energie des Reiches ging

auf die östliche oder deutsche Hälfte über, und damit die Führung seiner Geschicke. Der Grund lag in dem Selbstgefühl der Deutschen und ihrem Widerwillen gegen die Herrschaft der Westfranken und das romanische Wesen, das diese überzogen und umgewandelt hatte. Den Anlaß gab die Noth im eigenen Lande, entstanden durch Fehden und Gewaltthat und feindliche Einfälle, denen die Könige nicht mehr wehrten. Denn diese wollten sorgenlos ihr Königthum wohl genießen, nicht aber seinen Mühen sich unterziehen. Die Merowinger faßten ihre Kronen noch in altgermanischer Weise auf, als der Ehren und Freuden Fülle, als den edelsten und reichsten Familienschatz, in welchem das Anrecht zum Herrschen lag, nicht aber auch, mochte sie dem Träger gefallen oder nicht, als des Regierens ernste Pflicht. Die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten, das Abhalten der Rechts- und Landtage, der bewaffnete Schutz der Gränzen, war ja eben so sehr Sache des Volkes als seines Königs. Wenn daher der König sich um seine Ehrenpflichten nicht kümmerte, so mußte sich ihrer die Gesammtheit der freien Männer annehmen, und an ihrer Spitze und in ihrer Vertretung that es zuerst Derjenige, welcher der Mächtigste und Angesehenste im Lande war.

Eben in solchen Zeiten, wo die Regierung der Könige schwächlich wurde, entweder weil sie dem Vergnügen und der Trägheit sich hingegeben, oder nichts Anderes im Sinne führten, als einander Reichsstücke abzujagen oder der Blutrache zu fröhnen, gab sich ein bemerkenswerther Gegensatz zwischen den westlichen und östlichen Reichslanden kund. In Gallien, wo die germanische Staatssitte von der romanischen überwuchert, aber nicht durchgebildet war, wüthete Bürgerkrieg. Die Großen erschienen mit ihren reisigen Gefolgen und lieferten sich Gefechte auf den Reichstagen, schlossen wie Fürsten Bündnisse unter einander, und räumten Könige, die ihnen den Willen nicht thun wollten, weg durch öffentlichen und geheimen Mord. Bei den deutschen Stämmen dagegen erhoben sich, von Gunst und Antrieb ihres Volkes getragen, fürstliche Männer als Volksherzoge, um das Land zu schirmen und einigermaßen Ordnung zu schaffen.

Es war daher natürlich, daß man für eine solche Stellung an Niemand eher dachte, als an den Landesmarschall: so könnte man vielleicht am füglichsten Majordomus übersetzen, da sich mit dem Worte Großvezir zu sehr türkische, mit dem Worte Hausmeier aber zu klein-

liche Vorstellungen verbinden. Jeder König hatte nämlich an seinem Regierungssitze seinen Hof- und Hausverwalter, dessen Geschäfte ihn zum obersten Minister des Königs machten. Er vertheilte und regelte die Einkünfte, welche der König von seinen Gütern, von Ehrengeschenken und Steuern der romanischen Unterthanen bezog, und weil Aufstellung und Bewaffnung des Königsgefolges die größte Leistung der Finanzen war, so hatte der Marschall auch des Königs Dienstmannschaft einzurichten und zu befehligen. An diese aber, als an seinen Kern, schloß sich der gesammte Heerbann, und deshalb wurde der Majordomus auch Anführer des kriegerischen Landaufgebots.

In Ostfranken war, als König Chlotar II. alle Frankenreiche wieder unter seiner Krone vereinigte, Landesmarschall Philipp von Landen, dessen Hausgüter zwischen der Maas und Mosel und im Kohlenwalde (den Ardennen) lagen. Dieser war eng verbündet mit dem Metzer Bischof, dem heiligen Arnulf, der wahrscheinlich zur selben Sippe gehörte, und Beide nöthigten im Jahre 622 Chlotar, die fränkischen Gebiete, soweit sie deutsch waren, selbständig zu stellen unter seinem jungen Sohne Dagobert als eigenem König, und als dieser, älter geworden, nach Paris ging und sich ihren Einflüssen entzog, wurde auch er genöthigt, Ostfranken seinem erst dreijährigen Sohne Siegebert abzutreten. Solche Könige aber kamen selbstverständlich unter Aufsicht und Leitung Pipins und Arnulfs, und als der Letztere sich in die Mönchszelle zurückzog, trat der Kölner Bischof Kunibert an seine Stelle.

Pipins Sohn Grimoald dachte bereits daran, sein Haus auf den königlichen Thron zu heben, ging jedoch an dem Unternehmen zu Grunde. Nach diesem Vorspiel aber kam mit Pipins Enkel, dem Sohne seiner Tochter Begga, die sich Arnulfs Sohn vermählte ein neues Herrschergeschlecht empor, das unerhörter Weise im Vater, Sohn, Enkel, Urenkel vier der tüchtigsten Männer aufstellte, Jeder von scharfem Verstand, hohem Sinn und schneidiger Thatkraft, Jeder der größten Anstrengung fähig und alle Stunden zu noch größerer bereit, Jeder von gleichem Geist und gleicher Politik beseelt wie sein Vorgänger, nur mit dem Unterschiede, daß der folgende sein Ziel immer noch höher auffaßte.

Pipin von Heristal schlägt im Jahr 687, vorzugsweise mit deutscher Hülfe, die übrigen Majordomus aus dem Felde und einigt

wieder das ganze Reich. Karl Martell sichert und befestigt es, erobert Friesland, erstickt im Blute den allemannischen Freiheitssinn, wehrt den Sachsen und Slaven, und zerbricht in hartem siebenjährigen Kampfe die Angriffskraft der Araber. Auch Pipin der Kurze hatte in unaufhörlichen Kriegszügen noch eine Reihe von Aufständen niederzuschlagen, bis das große Reich endlich wohl befestigt und auch Baiern in Lehensabhängigkeit gebracht war.

Das aber war nicht allein das Verdienst dieser Fürsten: eine höhere Aufgabe schöpften sie aus dem Verständniß ihrer Zeit. Der moderne Staatsgedanke blitzte in ihnen auf und wuchs mit ihnen empor, bis er sie mit Helligkeit und Zuversicht erfüllte. Sie erkannten, daß sie in all den Ländern, welche sie eroberten und behaupteten, die Bevölkerung in Wohlstand und Bildung fördern und heben müßten; daß sie deshalb stets bereiter Machtmittel — Einkünfte, Truppen, Beamte — sich versichern müßten, und zwar geschöpft aus den Völkern selbst; daß sie endlich auch der Hülfe und Thätigkeit der Kirche bedürften und deren äußere Macht sich stets botmäßig halten müßten.

Dieses Fürstengeschlecht stand von Anfang an in innigem Bunde mit der Kirche, die da Ordnung und Frieden, Sittlichkeit und Bildung schaffen sollte. Ihre idealen Ziele wurden schon von Karl Martell und beiden Pipins mächtig gefördert, der Geistlichkeit eine feste Gliederung gegeben, ihr aber auch, obwohl wider ihren Willen, die übergroße Last weltlichen Gutes, unter welcher ihr Beruf zu ersticken drohte, abgenommen.

Hinwieder, auf der Kirche mächtige Hülfe gestützt, ließ sich das Reich fester fügen und einrichten, die Volksfreiheit mit einer wirklichen königlichen Regierung verbinden und ausgleichen, eine planmäßige Reichsgesetzgebung einführen und durch Aufzeichnung der Volksrechte ein dauernder Friedensstand zwischen den verschiedenen Völkern des Reichs und deren Landschaften herstellen. Die jungen neuen Schöpfungen aber, politischer wie wirthschaftlicher Art, welche aus dieser Epoche hervorgingen, — die Aemtergliederung, das Lehnswesen, die geistlich weltlichen Kleinstaaten, — wuchsen kräftig empor. Die Waldrodungen und die Anlage von neuen Königshöfen und fränkischen Ansiedlungen wurden in ausgedehnterem Maße vorgenommen. Große Gutsherrschaften fingen an sich zu bilden, die mit zahlreichen und, worauf noch mehr kam, wohlgeregelten Arbeitskräften den Anbau des

Bodens betrieben und auch dadurch Gewerbe und Handel förderten. Zahllose Hofbesitzer folgten diesen Beispielen, und ein wirthschaftlicher Umschwung bereitete sich vor.

Den Segen dieses Thuns empfanden vorzugsweise die deutschen Reichslande, hier war das Volk noch frischer, seine Sitte aber in bäuerlicher Rohheit befangen, seine Bildung noch sehr kindlich und einfach. Lebhafter und zahlreicher strömten jetzt die Kulturkräfte von Frankreich und Italien nach Deutschland hinein, während hinwieder die Stärke deutscher Heerkeile den Fürsten unschätzbar wurde. Das Bekehrungswerk in Deutschland, zu welchem die Kirche sich gestärkt und ermuthigt fühlte, sobald der Arianismus ausgerottet war, fand bei den Fürsten besonders kräftige Unterstützung.

So vollzog sich allmählig eine gewisse Ausgleichung zwischen Frankreich und Deutschland, deren Ueberschuß sich in den Rhein- und Donaulanden ansammelte, und bereits ergab sich, indem Italien hinzugezogen wurde, ein politischer und geistiger Zusammenhang der drei Hauptvölker der europäischen Mitte.

Es konnte zuletzt nicht ausbleiben, daß man den machtlosen und unthätigen Merowinger König ins Kloster schickte und alles Volk dem wahren Herrscher auch die königliche Ehre gab. Dies geschah um das Jahr 752 unter Mitwirkung des Papstes, des verehrtesten Kirchenhauptes im Abendlande. So hatte schon dem Auftreten Pipins von Landen der vornehmste Bischof in Ostfranken die Weihe ertheilt; so war auch bei der Erhebung Karl des Großen zum Kaiser der Papst der Thätigste. Waren doch für die Päpste die Franken das „eigentliche Kirchenvolk!“

3. Höhezeit.

Die europäische Völkergeschichte läßt sich wohl unter dem Bilde eines mächtigen Stromes auffassen, dessen Quellen hoch im dunkelen Gebirg zusammenfließen, der in langen Windungen sich dann verbreitet, bis er unter zahllosen Zusammenflüssen immer machtvoller einherwallt. Auf der langen Bahn aber — es sind nahe zweitausend Jahre — welche das europäische Staatsgebilde seit Beginn der Völkerwanderung durchlief, fallen uns wiederholt Stellen auf, wo die

Strömung unruhiger wird, die Wellen stoßen heftiger auf einander, Schaum spritzt in die Höhe, der Fluß will über seine Ufer, will sich zum See erweitern, bis endlich seine Gewässer eine neue Richtung nehmen, in welcher sie wieder still und in geradem Zug dahinfließen. Diese unruhigeren, breiteren, heftigeren Strömungen, wo die Zeit eine andere Richtung nimmt, das sind die Epochen einer Umwälzung in Sitten und Einrichtungen der Lebenden, vorzugsweise Kulturepochen, in welchen sich neue geistige Mächte gestalten und den nächsten Jahrhunderten Form und Stempel aufdrücken.

Ideen und Grundsätze sind es, welche in Kampf gerathen. Denn nach tieferen Prinzipien gestaltet doch jedes Volk, das nicht wie Indianer in Urwäldern dahin lebt, sein Staatswesen und seine bürgerliche Gesellschaft, wie seine Sitte und Kirche. Wenn aber die alten Anschauungen und Grundideen hohl und brüchig werden, wenn sie keine gesunde Nahrung mehr geben, dann ringen sich neue hervor. Sie treten anfangs lockend und erfrischend, bald aber auch feindselig und zerstörend auf. Denn das Alte will nicht weichen, es kämpft mit der frommen Liebe, welche die ehrwürdigen Gestalten der Vorzeit einflößen, oder mit finsterem Haß des Vorurtheils gegen die Neuerer. Dann bemächtigt sich der Gemüther eine tiefere Bewegung, es kommt zu Aufständen und Kriegen, deren Recht keinen Pappenstiel werth ist, und welche dennoch nur der Ausbruch berechtigter Ideen sind, die mit Gewalt sich Licht und Luft schaffen.

In solchen Zeiten drängen sich, wie am Himmel die Sterne, die großen Männer zusammen, schöpferische, bahnbrechende Geister auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, des staatlichen und kirchlichen Lebens. Nicht sie sind es, welche die neue Epoche hervorrufen, sondern die neuen Ideen, die lange Zeit wie unter der Decke gezüngelt, sammeln sich in diesen genialen Männern und wecken und treiben sie, bis sie als Herolde, Eroberer, Gesetzgeber der Strömung der Zeit eine Wendung geben.

In solchen Epochen sind auch plötzlich die lichten Höhen ewiger Menschheitsideale aus dem Dunkel getreten. Ganz deutlich, ganz in der Nähe sehen sie die Menschen vor sich, und entzückt und jubelnd glauben sie sich schon in ihrem Besitze, bis leise die Schatten sich wieder verdichten, das alte Dunkel wieder überwogt, und ach, oft nur die Erinnerung bleibt an jene sonnbeglänzten Höhen — immer

aber eine Erinnerung voll Leben und Hoffnung und neuer Antriebe; denn unvermerkt ist die Menschheit doch wieder um ein gutes Stück vorwärts gekommen.

Eine solche Höhezeit erblühete unter der Regierung Karls des Großen, die beinahe ein halbes Jahrhundert ausfüllte. Heller, weitschauender Blick und Willenskraft vereinigten sich in ihm mit politischem und militärischen Genie, mit Lust und Freude an Kunst und Wissen und reichem Leben, mit unerschöpflichem Frohsinn und Wohlwollen. Er besaß die Naturgabe, seine Zeitgenossen gleichsam in der Seele zu fassen und mit sich empor zu ziehen auf die Höhe seiner Aufgaben. Karl der Große schuf eigentlich nichts völlig Neues; allein das Gebäude, dessen Grundmauern die Merowinger gelegt, dessen Erdgeschoß seine Vorfahren aufgeführt, erhielt durch ihn den herrlichen Oberstock mit Bedachung und prächtigem Anstrich.

Karl der Große war ein leuchtendes Vorbild, ein Ideal dessen, was recht und schön, groß und national. Er zeigte und fügte alles so, daß es beisammen und verbunden war, wie es damals natürlich und nothwendig eingerichtet sein mußte, — die drei Kulturstoffe innig vermählt in goldenem Lichte. Denn in wahrhaft großen Männern wohnt ein sicheres leitendes Gefühl dafür, was ihre Zeit schaffen muß. Mit klarem Blick überschauen sie sofort die Mittel, und weil sie innere Gewißheit haben, daß sie auf dem rechten Wege sind, so ist auch ihre Geduld und Ausdauer unerschöpflich. „Das ist“, sagte ein Zeitgenosse, „sein Wesen und sein Beruf, die Bischöfe anzueifern, daß sie in der Schrift forschen, und die Philosophen, daß sie die göttlichen und menschlichen Dinge erkennen.“ Die geistige Streit- und Arbeiterschaar, aus welcher Karl der Große die Bedeutendsten und Angenehmsten an seinem Hofe versammelte, die aber in jeder Stadt und Landschaft eine Menge Genossen und Förderer hatte, leitete und betrieb mit klarem Bewußtsein die Ausgleichung und Verschmelzung der germanischen Grundlagen mit den christlichen und den antiken. Alles wurde gesammelt und verarbeitet, Kunst und Wissen, Rechtssätze und Handelsvortheile. Man verfaßte nicht bloß Lehr- und Gesetzbücher, Gedichte und Geschichte, Predigten und Kirchenlieder, sondern die Denkenden vertieften sich auch in Untersuchungen von Hauptfragen der religiösen und bürgerlichen Gesellschaft.

Niemals begnügten sich die Führer mit Ideen und Vorschlägen,

stets wurde sofort auch Hand ans Werk gelegt, um das Religions-, Staats- und Bildungswesen umzugestalten. Die Kirche wurde zur Fülle herrlicher Thätigkeit gebracht, jedoch fest an den Staat gebunden, daß sie auf weltliches Gebiet nicht übergreifen konnte. Das öffentliche und bürgerliche Recht der Römer wurde möglichst benutzt, um die gesellschaftlichen Einrichtungen zu verbessern: wo aber germanisches Recht entgegenstarrte, hütete man sich wohl, ihm die Spitzen abzubrechen. Vielmehr erhielt, was sich aus germanischer Grundlage hervorgebildet hatte, jetzt seinen formfesten Abschluß: so besonders Heer und Gericht, Lehnswesen und Beamtenschaft, Gauversammlung und Reichstag. Dem Kolonialsystem wurde die größte Ausdehnung gegeben, dem Handel wurden die Wege gebahnt, der Volkswirthschaft mächtig unter die Arme gegriffen, ein geordneter Staatshaushalt eingerichtet.

Achtes Kapitel.

Karl der Große und die Deutschen.

1. Sieg der Kultur.

Was unter Karl dem Großen geschah, kam unserer Nation noch viel mehr zu Gute, als was die Pipin und Karl Martell leisteten. Was diese Vier für Deutschlands Kultur gethan, das that er in der Hälfte der Zeit. Hell stand vor seiner Seele, was seiner noch rohen Landsleute Beruf in der Weltgeschichte sei. Hatte er doch ein schönes Beispiel, welch ein Gehalt darin stecke, bereits an den Angelsachsen vor Augen. Wie drei Flüsse, die auf weit von einander entlegenen Gebieten entspringen, sich in einem herrlichen Thale vereinigen und dessen Gefilde mit Blüthenpracht und Leben schmücken, so erschien ihm das Zusammentreffen des Germanenvolks mit dem Christenthum und mit antiker Bildung. Er wußte, daß gerade sein Zeitalter dazu bestimmt war, die Drei sich gegenseitig durchdringen zu lassen. Hätten

die Germanen bereits ihre eigene entwickelte Kultur gehabt, so wären sie niemals in keuscher Seele vom Christenthum befruchtet. Mit Hülfe des politischen und geistigen Erbschatzes der alten Welt vermochte die Kirche sich und die Glaubenslehren auszugliedern und literarisch und künstlerisch zu verwerthen: hätte aber das Christenthum sich bereits mit der Bildung der römisch-griechischen Welt gesättigt gehabt, wäre die Erlösung aus ihren Fesseln zu himmlischer Freiheit schwierig gewesen. Nun waren in Frankreich und Italien die Germanen nicht mehr stark genug an Zahl und nationalem Wesen, nur in Deutschland lebten sie noch in Masse und frischer Kräftigkeit. Auch deshalb war Karl der Große mit Herz und Sinn ein Deutscher. Im Geiste sah er schon das breite Thal und den glänzenden Strom hinab und sah seine Auen und Hügel grünen von Wein und Saaten und auf den Kirchthürmen goldene Kreuze funkeln über prangenden Städten und Ortschaften.

Christenthum und Bildung in Deutschland an jedem Ort und zu jeder Zeit zu fördern, das wurde als ernste und gemeinschaftliche Pflicht des Staates und der Kirche betrachtet. Bisthümer, Klöster, Pfarren und Zellen gründen hieß zugleich Schulen stiften. Jeder Geistliche war Volkslehrer, und wo ein paar Geistliche zusammenlebten, mußten sie Kunst und Wissen und Gewerbe anbauen, durften selbst Musik und Gesang nicht vernachlässigen. Deutsche Zucht und Sitte durfte nicht mehr mit edlem und gewandtem Benehmen zufrieden sein, sie mußte auch Kenntnisse und Künste fordern. Karl der Große plante sogar schon Einführung eines allgemeinen Schulzwanges. Als er im Jahre 785 endlich den schweren Sachsenkrieg beendigt und nur noch die leichtere Aufgabe hatte, auch die Baiern und Friesen, gleichwie die übrigen Völker unter die Reichsgewalt zu stellen und die Avaren und Slaven zu bändigen, begann namentlich auf geistigem Gebiete ein fröhliches unausgesetztes Schaffen. In jene Zeit fallen die Erlasse an den gesammten Klerus, in denen es heißt: „Da es uns am Herzen liegt, daß der Zustand unserer Kirchen stets zum Besseren fortschreite, so bemühen wir uns mit wachsamem Eifer, den Wissenschaften die Werkstätte wieder herzustellen, die durch der Vorfahren Sorglosigkeit beinahe zu Grunde gegangen, und durch unser eigenes Beispiel laden wir Jeden ein, den wir können, die freie Kunst fleißig zu erlernen. So haben wir schon sämmtliche Bücher des alten

und neuen Testaments, die durch Unwissenheit der Abschreiber verdorben waren, mit Gottes allseitiger Hülfe auf das Genaueste berichtigen lassen." Ein anderes Ausschreiben lautet: „Einverstanden mit unsern Getreuen erachteten wir es für nützlich, daß die unserer Regierung von Christi Gnaden anvertrauten Bischoffitze und Klöster außer einem der Ordensregel entsprechenden Leben und der Uebung der heiligen Religion auch bei wissenschaftlicher Beschäftigung diejenigen, die nach Gottes Gnaden lernen können, je nach eines Jeden Fähigkeit fleißig unterrichten sollen, damit, gleichwie die Ordensregel edle Sitte, so auch die Pflicht des Lehrens und des Lernens die Rede ordne und ziere, der Art, daß Diejenigen, die durch Rechtleben Gott gefallen wollen, ihm auch zu gefallen nicht vernachläßigen durch Rechtreden."

Ueberblickt man die Gedankenschätze, die damals unserm Volke zu Theil, — die Kräfte, die erweckt, — die geistigen und gewerblichen Schöpfungen, die damals hervorgerufen wurden auf nacktem Boden, — die kirchlichen und politischen Einrichtungen, die für lange Zeit unvergänglich blieben: so darf man von der Zeit Karls des Großen an die Deutschen ein Kulturvolk nennen.

Erst durch sein Mühen und Walten wurde das altgermanische Wesen, soweit es sich mit Christenthum und Bildung nicht vertragen wollte, ins Leben getroffen. Sein Widerstand versiegte, es ergab sich und tauschte willig und überzeugt ein neues, edleres Leben ein.

2. Nationaleinheit.

Das geschah nicht ohne einen letzten furchtbaren, mehr als dreißig Jahre lang wüthenden Kampf zwischen Christenthum und altgermanischer Freiheit, — ein gefahrvoller, entsetzlicher Kampf, der nicht eher endete, als bis die besten Männer in Sachsen entweder mit Speer und Streitaxt in der Hand gefallen, oder waffenlos und verrätherisch durch den „großen Schlächter" niedergemetzelt, oder aus der Heimath fortgeführt und anderswo angesiedelt waren. In die menschenleeren Landstriche wurden dann Leute aus andern Stämmen eingeführt. Von nun an blieben die Sachsen dem Völkerverbande des Reiches auf immerdar einverleibt, die Besiegten aber wurden den

Siegern staatsrechtlich gleichgestellt; denn auch sie waren vom selben Grundstamm der Nation.

Am Gelingen dieses Unternehmens hing das Schicksal der deutschen Nationaleinheit. Denken wir uns weg die Machtentwickelung Karls des Großen, der die Heere aus Gallien, Süd- und Mitteldeutschland ins Feld führte, lassen wir seine nachhaltige Ausdauer ausfallen, ja denken wir nur seine fast fünfzigjährige Regierung um ein Menschenalter geringer, — was wäre wohl aus Deutschland geworden? Hätte ihm jemals das Glück der Einheit und Einigkeit geblühet? Gewiß nicht: immerdar blieb es zweifach, vielleicht mehrfach getheilt. Wie das finstere Gebirge zwischen Schweden und Norwegen, so hätte Eigensinn, Haß und Eifersucht zwischen Ober- und Niederdeutschland gestanden. Beiderlei Sprache hätte sich nicht verschwistert, sondern scharf geschieden, und ein schöner Theil der Thätigkeit unserer Nation wäre in unfruchtbaren Kämpfen zwischen Nord- und Süddeutschland aufgegangen. Karl den Großen trieb gegen die Sachsen immer wieder an die Noth und Blutrache, die Erkenntniß des deutschen Berufs und die Begeisterung für das Christenthum. Diese drängenden Ursachen trafen bei ihm zusammen mit einem Genie, das ihnen gerecht wurde, und mit einem grimmen Muth, der zu den äußersten Mitteln griff. Er scheuete sich nicht, selbst die Slaven gegen die Sachsen ins Feld zu rufen. Im ganzen Lauf unserer Geschichte ist niemals eine ähnliche Macht, eine gleiche Fügung der Geschicke eingetreten, wie sie nöthig, um vom Westen oder Süden aus Norddeutschland zu erobern und zu behaupten. Oder hätten jemals die Sachsen Krieg und Eroberung auf das ganze übrige Deutschland ausgedehnt? Auch das ist höchst unwahrscheinlich. Vergebens aber würden Männer mit weiterem Blick in Nord- und Süddeutschland auf eine Verbindung gewartet haben, wie sie einmal zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen in Anregung kam.

Ob aber die Deutschen, wenn sie getheilt blieben, für die allgemeine Kultur das geleistet hätten, was schon jetzt die Weltgeschichte von ihnen verzeichnet hat? Wer möchte das geradezu verneinen in Hinblick auf das alte Griechenland und auf unsern größten Dichter! Das aber ist fraglich, ob Göthe — Karl dem Großen ähnlich — der riesige Baum ganz behangen mit mannigfachen Blüthen und Früchten geworden, ohne daß er auf eine tausendjährige Geschichte Deutschlands,

so wie sie war, zurückgeblickt hätte. Können wir verkennen, daß unser geistiges Ringen aus dem allgemeinen deutschen Nationalgefühl wiederholt die tiefsten und mächtigsten Antriebe geschöpft hat? Schwerlich aber würde, wenn Karl der Große die deutschen Stämme nicht mit einander verband, — bei der offenen Mittellage unsers Landes, bei der weichen, weltbürgerlichen Natur unsers Volkes, bei der habsüchtigen nachbarreichen Umgebung, — es überhaupt eine deutsche nationale Kultur geben, weil kein einheitliches großes deutsches Volk sich gebildet hätte.

Fassen wir nun auf der Landkarte die Gegend der Varusschlacht bei Paderborn ins Auge. Dort zwischen den plötzlich hervorbrechenden klaren Paderströmen stand auf uralter Gerichtsstätte des Gaues, wahrscheinlich die Irmensäule (Irminsul), das Nationalheiligthum der Sachsen. Zu Karl des Großen Zeit wurde dieser Ort, wo er den wichtigen Reichstag mit den Sachsen hielt, mit dem schutzflehenden Papst die Kaiserkrönung vereinbarte und die arabischen Gesandten aus Spanien empfing, wo sein Nachfolger in der Nachbarschaft an der Weser das große Mutterkloster (heute würden wir sagen die Universität) Korvey gründete, — zu einem weit nach Osten vorgeschobenen Kultursitz: jetzt ist die deutsche Ostgränze mehr als viermal so weit von Paderborn entfernt, wie dieses vom Rheine. Auch zu dieser Ausbreitung der Deutschen weit und breit nach Osten hin legte Karl der Große den Grund, als er an der Ostgränze die Marken, die Schutzwehren der Gränze gründete, durch welche die deutschen Eroberer und Ansiedler die Richtung und sicheren Ausgangsthore nach dem Osten empfingen und hinter sich einen festen Rückhalt behielten.

3. Weltberuf der Deutschen.

Es hinterließ aber der große Kaiser den Deutschen noch eine höhere Mahnung, welche edle Stellung unter den Völkern ihnen fortan gebühre, und wie damit eine Pflicht und Aufgabe verbunden, welcher zu genügen mehr nöthig sei, als bloße Stärke der Politik und Waffen. Sein Szepter einigte Deutschland, Frankreich und Italien; ihre drei Völker bildeten fortan eine einzige Kulturmacht, die größte und vornehmste nicht nur, sondern auch die hauptsächlichste Kulturmacht auf

Erden. Was eines dieser Völker fortan Neues und Gutes schuf und erdachte, berührte sofort die beiden andern, und selbst wenn sie feindlich wider einander standen, nahmen sie mit ihrem Denken und Wirken noch unwillkürlich auf einander Bezug. Um dies dreieinige Reich aufzubauen, mußte der große Kaiser seine Theile mit Waffengewalt an einander festigen, und um das Reich der Mitte zu schirmen, Slaven, Avaren und Araber bändigen und gegen sie den stets unter Waffen wachen Gränzschutz einrichten. Karl mußte aber noch einen Schritt weiter gehen.

Die geeinigten Länder bedurften eines festen persönlichen Mittelpunktes auch dann, wenn jedes wieder seinem eigenen Sterne folgte, eines höchsten Hortes des Rechts und Friedens, eines Schirmherren der Kirche und Kultur, dessen Gewalt erhabener war, als die verbundenen Königskronen sie zu geben vermochten. Was aber konnte diese Macht anders sein, als das alte Kaiserthum, das ja noch aller Orten in der Vorstellung der Völker fortlebte und Karls gelehrter Umgebung geläufig war? Also richtete Karl den römischen Kaiserthron wieder auf. Die ihn aber auf diese Höhe geführt, die seine zahllosen Schlachten geschlagen, das waren vor allen andern die deutschen Völker. Diese fühlten sich fortan im europäischen Mittelreich als das Kernvolk, sein Kaiser war ihres Stammes, und seitdem er römischer Kaiser, war endlich der Germanen Traum der Völkerwanderung zur Wahrheit geworden, das römische Kaiserthum dauernd erobert.

Die Folgezeit sollte aus dem Begriff dieses „römischen Reichs deutscher Nation" eine Reihe von fruchtbaren Ideen für deutsche und allgemeine Kultur entwickeln. Schon jetzt war der Kaiserthron für die Deutschen von größter politischer Bedeutung. In ihm war auf das Deutlichste und Herrlichste der Staatsgedanke verkörpert, der ihnen so schwer einging. Denn der Inhaber dieses Thrones war nicht mehr ein gewöhnlicher König oder ein fränkischer Eroberer: es gab eine allherrschende Macht um des Rechts und der Ordnung willen. Diese Macht aber umfaßte das ganze deutsche Volk und stützte sich nicht auf Zwang und Heeresmacht, sondern auf eine edlere Forderung, auf die erhabene Idee des Rechts und der Kirche und Bildung. Zugleich stand die Kaisergewalt so hoch und hehr über dem Volke, daß von schwerem Druck derselben keine Rede sein konnte. Jetzt erst gab es für deutsche Ansichten wirkliche Ursachen nationaler Einheit.

Nun überkam auch Jedermann, der in deutschen Gauen über Völkergeschicke nachdachte, eine Ahnung, was seine Nation solle und bedeute. Ihr blankes Schwert schirmte des großen Kaisers Weltordnung: um dieses Amtes würdig zu sein, mußte sie den Slaven und Avaren überlegen, den Angelsachsen und Skandinaven gleich werth, den Galliern und Italienern ebenbürtig sein. Wessen diese Völker sich rühmten, das mußte sich auch an den Ufern des Rheins, der Donau und der Weser finden, nicht in schwächlicher Nachahmung, sondern in eigener nationaler Lebensfülle, gleichwie Karl der Große kein nachgeäffter römischer Kaiser war, sondern ein deutscher König, ausgestattet mit Krone und Szepter des römischen Reiches. Natürlich konnten Gedanken dieser Art, welche damals Wurzel faßten, nur erst langsam ausreifen.

So steht dieser Kaiser am Eingang der deutschen Geschichte wie eine riesige Bildsäule, deren Schatten bis über die letzten Zeiten des Mittelalters fällt. Niemals — die großen Religionsstifter ausgenommen — sind von einem Menschen für die Einrichtungen der Völker so viele und so dauernde Anregungen ausgegangen, auch von Alexander und Cäsar nicht: für die deutsche Nation wurde Karl der Große heimlich das Sammel- und Spiegelbild von dem, was sie auf Erden solle und bedeute. Seine erhabene Gestalt zog in die Sage ein als der Begründer des deutschen Reichs, als der Urheber des Rechts und des Weinbaues. Das Rheinland, in welchem er am liebsten als in seiner eigentlichen Heimath gelebt und geschaffen hatte, blieb fortan das Hauptland der deutschen Kultur. Nicht die Palläste der Hohenstaufen, nicht die prachtvolle Entfaltung der süd- und mitteldeutschen Reichsstädte, nicht der Hanse Geldreichthum und schifferfüllte Häfen vermochten das Rheinland zu verdunkeln: das that erst die neuere Zeit mit ihren Fürstensitzen und Universitäten und großen Gewerbstädten, die, merkwürdig genug, erst in unsern Tagen im schönen Rheinlande wieder häufiger werden.

4. Reichszersetzung.

Die hundert Jahre nach Karl dem Großen waren eine Zeit der Lockerung und Lösung dessen, was vorher verbunden war, einer Zer-

setzung, die sich mit jedem Menschenalter steigerte. Erst trat eine Völkerscheidung ein, — dann befreiete sich die Geistlichkeit aus der Gewalt des Staats, — und allmählich wichen aus allen Fugen die Bande und Einrichtungen, welche das Reich umfangen hielten, als da waren die königliche Macht, das Ansehen der Beamten und Reichstage, der Heerbann und die Lehensverknüpfung. Hand in Hand mit dieser Auflösung ging eine sittliche Verwilderung, die wiederholt zum Umhertreiben von Räuberschaaren und Wegelagerern, zu allgemeiner Unsicherheit von Leben und Habe führte. „Viele Geistliche hohen und niederen Standes sind durch die Heiden erschlagen, Kirchen und Klöster in Flammen aufgegangen, allerorten schweifen flüchtige Mönche und Nonnen umher, und fast noch größeres Verderben als die auswärtigen Feinde richten die Ruchlosen im Innern an, welche jedem Gebote des Evangeliums Trotz bieten und ohne Unterschied Arme und Reiche, Laien und Geistliche ausplündern und mit Mord und Brand wüthen." So ließ sich im Jahre 888 eine deutsche Kirchenversammlung zu Mainz vernehmen und ähnliche Klagen hörte man wiederholt in jenem Jahrhundert.

Diese Uebelstände ergaben sich daraus, daß die Einrichtungen Karls des Großen und seiner beiden Vorfahren noch nicht genug eingewöhnt, nicht naturfest geworden. Die widerstrebenden Kräfte beugten sich nur unter einer starken und sicheren Hand. Diese aber fehlte den meisten Nachkommen des großen Karl. Hochmuth und Schwäche war ihr Erbtheil, ein Hochmuth, der das Erhabenste als sein natürliches Zubehör ansah, dem aber außer der Kühnheit fast alles abging, was zum Erringen und Festhalten einer großen Macht gehört, vor allem ausharrende Kraft und Klugheit. Sie waren wie schwache Gefäße, welche zerbrachen unter der metallenen Wucht ihres Inhalts. Diese Prinzen wurden von zarter Jugend an erfüllt mit römischen Weltherrscherideen; sie waren davon so sehr eingenommen, daß sie ihren höchst erlauchten Adel stets beleidigt wähnten und fast willenlos auf alles zugriffen, was ihn zu verwirklichen schien. Niemals hörten deshalb ihre Ränke und Kriege unter einander auf: im Hinblick auf die hohen kaiserlichen Vorfahren und deren Erbschaft waren Sohn und Bruder stets auf dem Anstande, um argen Einflüsterungen das Ohr zu leihen, Anhänger zu werben, und bei dem ersten Anlasse sich wider Vater und Bruder zu empören. Das gab schlauen und gewaltthätigen

Männern Gelegenheit genug, Anhang und Güter an sich zu reißen. Man ließ die hochmüthigen Prinzen sich streiten, nahm ihnen, was sie freiwillig hergaben, und nahm ihnen, was sie nicht sahen, erfüllt von ihren weltweiten Plänen.

Die Feinde, die an Küsten und Gränzen lauerten, machten sich solche Schwäche zu Nutzen. Das Altgermanenthum, so viel im Norden noch davon übrig war, lief noch einmal auf Raub- und Kriegsfahrten aus gegen die christliche und gebildete Welt. Auf zahllosen kleinen Schiffen kamen die Nordmannen oder Normannen herangesegelt und gerudert die Küsten entlang, fuhren in die Mündungen der Flüsse ein und weiter hinauf, soweit sie konnten, und plünderten nach Herzenslust. Schien die Zeit gut, so überwinterten sie im verschanzten Lager bei ihren Schiffen. Frankreich lag ihnen die längste Zeit offen, von den Deutschen erlitten sie wiederholt Niederlagen. Gefährlicher wurden Diesen die Dänen, die unvermuthet in die sächsische Ebene einfielen. Die slavischen Völker aber waren längs der ganzen Ostgränze fast beständig auf dem Kriegsfuße. Drohend erhob sich im Südosten ein großes Slavenreich, und nur mit großen Mühen und Verlusten gelang die Abwehr. Mit dem ersten Jahr des neuen Jahrhunderts erschienen die unabsehlichen Reiterschwärme der neuen Hunnen, der Magyaren, dürstend nach Blut und Raub, und nun hatte Deutschland entsetzliche Verheerung zu erdulden.

Bis dahin war den Deutschen ein viel glücklicheres Loos gefallen, als andern Bewohnern des Frankenreichs. Eingedenk des Waltens des großen Kaisers hielten ihre Stämme sich zusammen und hielten Treue ihrem König. Rechnet man das erste Jahrzehnt von Ludwig des Frommen Zeit, die lange kräftige Regierung Ludwig des Deutschen, großentheils auch die Kaiserzeit Karl des Dicken und Arnulfs, so bleibt von jenen hundert Jahren nur etwa ein Drittel, in welchem der bei weitem größte Theil von Deutschland nicht Frieden genoß. Nur Ruhe und Frieden aber bedurfte man, um in Kultur rasche und große Fortschritte zu machen. Was von ihr dem deutschen Boden bisher eingepflanzt war, fing an zu keimen und zu sprossen, Christenthum, städtisches Leben, Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Die letzten Reste des Heidenthums, unter Karl dem Großen tödtlich verwundet, starben ab und verschwanden. Vergebens suchte der Bund sächsischer Bauern, die sich Stellinger nannten, noch einmal sich an das alte Recht anzuklammern.

In fast allen Landstrichen erhoben sich in Mitten zahlreich zerstreuter Kirchen und Zellen stattliche Domstifte und Klöster, deren Bewohner einander zu übertreffen suchten im Anbau des Landes und der Wissenschaften. Mit den Mönchen aber wetteiferten die großen Gutsherren im Ausroden der Wälder, Eindämmen der Wildnisse, Anlegen von Gütern und Ortschaften. Karl des Großen weitgreifendes Beispiel hatte die Sache in Fluß gebracht, das Jahrhundert nach ihm war in Bewegung, Neuland zu gewinnen. Könige und Fürsten, Grafen und Klöster, freie und hörige Leute — Alles rodete. Deutschland erlebte eine Zeit, wie heutzutage Amerika, das Kapland, Australien: sein Boden gewann ein neues Gesicht durch die Menge der Höfe, Güter, Burgen, Klöster und Dörfer, die neu entstanden. Fünfmal hat Deutschland eine ähnliche Zeit erlebt, — das erstemal, als die Römer das Land bis zum Rhein, Pfahlgraben und zur Donau umwandelten, — das zweitemal nach Karl dem Großen, — das drittemal in der Hohenstaufenzeit, als die Städte ihr großes belebendes Werk begannen, — das viertemal in der Reformationszeit, wo ebenfalls Alles bauete und sich vergrößerte und an unzähligen Orten neues Leben sich ansiedelte, — und das fünftemal in unserer Zeit, deren um- und neuschaffende Gewalt Jeglicher empfindet, mag er mitwirken in einer Großstadt oder sich flüchten auf das entlegenste Schloß.

In dem Jahrhundert nach Karl dem Großen lebte in Deutschland auch eine Menge ausgezeichneter Kirchenhäupter, welche — wie Salomon zu St. Gallen und Konstanz, Walafried Strabo zu Reichenau, Hitto und Waldo zu Freising, Adalbert zu Augsburg, Baturich zu Regensburg, Hermann zu Köln, Liutbert und Ruderold zu Mainz, Rabanus Maurus zu Fulda, Otfried zu Hildesheim, und König Ludwigs ausgezeichneter Kanzler Grimoald — sich durch wissenschaftlichen Eifer auszeichneten und Bildung in weiten Kreisen verbreiteten.

Solchen Männern wurde es auch nicht schwer, gleichsam unter der Hand dem Königthum die Kirche selbstherrlich gegenüber zu stellen. Ihre Unterordnung war nothwendig gewesen, um Kultur und Christenthum durchzuführen, Staat und Kirche hatten gleichen Vortheil davon. Sobald aber die weltliche Gewalt nicht mehr in festen und kraftvollen Händen war, lösete die geistige ihre Fesseln. Und zwar wies die Kirche nicht blos das Uebermaß der weltlichen Herrschaft zurück,

sondern, als sie das Gefühl der Freiheit hatte, betonte sie sofort ihre höhere Sendung, ordnete und einigte nach eigenem Ermessen ihre Kräfte, und verlangte, daß ihr der Staat, nicht sie sich dem Staate füge. Diesen Wendepunkt bezeichnen die sogenannten pseudoisidorischen Dekretalen.

5. Deutschland selbstständig.

Aus dieser Zeit aber hatte Deutschland den größten Vortheil durch den Wiedergewinn seiner nationalen Selbstständigkeit. Schon der Kampf der Söhne gegen Kaiser Ludwig zog nicht geringen Antrieb aus den nationalen Gegensätzen: der stärkste, der immer wieder treibende und durchschlagende Gegensatz wurzelte in dem erwachten Nationalgefühl der deutschen Stämme, das von gallischem Einfluß und Anhang los und ledig sein wollte.

In der furchtbaren Bruderschlacht zu Fontenay trafen die Völker in drei Treffen auf einander, und es geschah nach Rudolfs von Fulda Ausdruck „ein solches Morden von beiden Seiten, daß unser Geschlecht sich nicht erinnert, je von einer solchen Vernichtung des Frankenvolks gehört zu haben". Es fehlten nur zehn Jahre, dann waren bis zu diesem grauenvollen Kampfe gerade vierhundert seit den entsetzlichen Tagen verflossen, als unter der Führung eines Hunnen und eines Römers sich Ost- und Westgermanen endlos würgten. Welche Reihe gräßlicher Mordschlachten lieferten sich die Germanen in diesen vier Jahrhunderten! Man muß sich wundern, daß nicht ein Strafgericht diese Nation, die aus Treue, Tapferkeit und stierartigem Eigensinn zusammengesetzt schien, von der Erde vertilgte.

Auf jene Bruderschlacht, welche die gesammte Blüthe des Frankenvolkes niedermähete, folgte der Theilungsvertrag zu Werden (Verdun), der das Reich in drei Theile zerlegte. Sehr bezeichnend sind deren Namen, wie sie alsbald im Volksmunde, wenn auch noch nicht in Schriftstücken, erschienen. Der östliche Theil, in welchem nicht die vornehme romanische Sprache, sondern bloß die gemeine Sprache des Volkes, des Thiot, galt, hieß das Land der Volkssprache, das thiotiska, deutsche. Der westliche Theil, in welchem die fränkischen Herren, die aber romanisch sprachen, herrschten, war nun allein das Franken-

reich: hier gab die stolze Erinnerung an die germanische Herkunft der Eroberer, nicht die Volksmasse, den Namen an. Für den Mitteltheil endlich, soweit er, nördlich der Alpen, Burgunder, Rheinländer, Niederländer und Friesen umfaßte, kam die Benennung Lotharland auf, Lotharingien. Noch merkwürdiger, dieser Name, der bloß von einem einzigen kurzlebenden König herrührte, blieb haften: man wußte eben keinen Gesammtnamen, um dies Völkergemisch passend zu bezeichnen. Nun brauchte nicht mehr ein volles Menschenalter zu vergehen, als dasselbe Völkergefühl, das den ersten Theilungsvertrag verlangte, weiter drängte zu einem zweiten. Zu Merßen an der Maas am 9. August 870 wurde Lothars Reich zwischen dem west- und ostfränkischen König dergestalt getheilt, daß — abgesehen nur von Belgien, Holland und Burgund — dem Letztern oder dem deutschen Könige im Westen so ziemlich gerade dasjenige Gebiet zugesprochen wurde, welches die deutsche Sprache noch heute behauptet.

Jetzt war die Vorbedingung einer nationalen Kulturentwickelung erreicht. Deutschland hatte auf weit offenen Wegen genug von Frankreich her angenommen, jetzt zerriß es die Verbindung und schloß sich in sich selbst zusammen, um das alte Erbgut zu bewahren und das aus der Fremde Erworbene nach eigenem Geist und Gefallen auszubilden. Ohne dies glückliche Ereigniß hätten die Deutschen wer weiß wie lange noch unter Bann und Druck der romanischen Kultur gelegen und nicht den frischen freien Athem gehabt, selbstständig ihr Bestes zu entwickeln. Bei der tiefsten Verehrung, welche die lateinische Literatur nach wie vor genoß, merkt man doch in deutschen Dichtungen dieser Zeit, in Uebersetzungen deutscher Lieder ins Lateinische, und in Schreiberbemerkungen, die sich in alten Pergamentbänden zerstreut finden, daß ein fröhliches deutsches Gefühl wieder sich regte in Klöstern und Pfalzen.

Unsere Aufgabe ist es nun, die Bestandtheile der Bildung, welche den deutschen Stämmen im fränkischen Reiche zugeführt worden, auseinander zu legen und wo möglich die Stelle und Richtungslinie zu finden, auf welcher sie mit germanischem Wesen zusammenwuchsen.

Die größte und tiefgreifendste Neuerung war das Christenthum. Denn dieses ergreift den ganzen Menschen und ändert und formt deshalb auch die Sitten und das tägliche Thun und Treiben. Es liegt uns also daran, Einblick in die ganze Art und Weise zu er-

halten, wie sich der Uebergang zum Christenthum vollzog, und uns die Sammel- und Ausgangspunkte, von denen es sich den Landschaften mittheilte, sowie die Sitten und damit in Verbindung wenigstens in der Hauptsache auch das vorzustellen, was zur Befriedigung des leiblichen Bedürfens geschah.

Wir treffen dabei auf eine zweite große Neuerung, auf den Anbau von Kunst, Literatur und Wissenschaft. Erst wenn auf diesem geistigen Gebiete Lust und Leben sich einstellt, erfolgen wirkliche Fortschritte auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete, sowie im Staats- und Rechtsleben. Denn die edlere Thätigkeit wirkt anregend und gestaltend auf die niederen ein, nicht aber fliegen die weckenden Strahlen von den niederen Gebieten nach den oberen.

Entschieden machte man Fortschritte in politischen und wirthschaftlichen Richtungen, allein sie können, da das germanische Herkommen im Wesentlichen bestehen blieb, nicht entfernt sich messen mit dem Gewinn in religiöser und sittlicher, künstlerischer und literarischer Beziehung. Ihre Bedeutung besteht hauptsächlich darin, daß es, namentlich die staatlichen Einrichtungen und Neubildungen, die Anfänge und Grundlagen für eine spätere Entwicklung waren.

Neuntes Kapitel.

Kirchliche Mißstände im sechsten Jahrhundert.

1. Langsame Fortschritte des Christenthums.

Agila, ein Gesandter des westgothischen Königs Leuvigild, sagte zu Gregor von Tours, als dieser leidenschaftlich mit ihm stritt, ob der römische oder arianische Glaube der wahre sei, Folgendes: „Hüte Dich, einen Glauben zu lästern, den Du nicht verehrst. Wir dagegen, obwohl wir nicht glauben, was Ihr glaubt, lästern es doch nicht. Denn Niemandem kann man ein Verbrechen daraus machen, daß er

dies oder das glaubt. Es ist bei uns sprichwörtlich: es schade nicht, wenn man zwischen Altären der Heiden und einer Kirche Gottes durchgeht, beiden seine Ehrfurcht zu beweisen."

Höchst wahrscheinlich drückte Agila mit diesen Worten eine Meinung aus, welche damals — es war um das Jahr 580 — die meisten Germanen theilten. Sie waren voll Ehrfurcht vor dem unsichtbaren unerforschlichen Gottwesen und wußten nicht recht, wo und wie man es verehren solle. Selbst bei den Franken nahmen an des Königs Tafel hin und wieder noch Vornehme Platz, die von der Urväter Bekenntniß nicht lassen wollten. Im siebenten Jahrhundert gab es an der unteren Somme noch einen heidnischen Gau mit einem heidnischen Grafen an der Spitze. Selbst im achten Jahrhundert hielt man in Brabant und den Ardennen Götterfeste nach altem Brauch. Das lombardische Gesetz vom Jahre 724 verordnet: „Wer bei einem Baum, den das Landvolk einen heiligen Baum nennt, oder bei Quellen betet, oder Götzendienst oder Beschwörungen vornimmt, soll die Hälfte seines Wehrgeldes erlegen." Im Leben des heiligen Barbatus von Benevent wird auch erzählt: „Obwohl die Longobarden damals bereits das Wasserbad der heiligen Taufe empfangen hatten, hielten sie doch noch an dem alten Brauch des Heidenthums und beugten sich vor dem Bilde einer Schlange, statt wie sie hätten thun sollen, vor ihrem Schöpfer. Außerdem verehrten sie auch einen Baum, der nicht weit von den Mauern von Benevent stand, als heilig: sie hingen ein Fell daran auf, ritten dann alle zusammen um die Wette, so daß die Pferde von den Sporen bluteten, hinweg, warfen mitten im Lauf mit Wurfspießen rückwärts nach dem Fell und erhielten dann jeder einen kleinen Theil davon zum Verzehren. Und dieser Ort heißt noch heute Wodan. Wie das Barbatus sah, predigte er ihnen unaufhörlich, wer zwei Herren zugleich diene, gelange nimmer zum Heile, und es könne nimmer den Kindern Gottes beigezählt werden, wer sich unter das Joch des Teufels begebe. Aber sie hörten nicht auf ihn, sondern in ihrem wilden Sinne dachten sie an nichts anderes, als an Krieg und Waffenspiel und erklärten, der Brauch ihrer Vorfahren sei der beste, das seien die rechten Helden gewesen, und darum verschmähten sie das göttliche Wort."

Um so weniger war in Deutschland an rasche und allgemeine Fortschritte des Christenthums zu denken. Durch den Handelsverkehr,

der immer lebhafter wurde, durch Beamte, welche herüber kamen, durch fränkische Kolonien und Königshöfe, die in Deutschland angelegt wurden, entstanden vielfach zerstreut christliche Anregungen. Wenn wir aber fast das ganze sechste Jahrhundert hindurch nichts vernehmen vom Auftreten der Glaubensboten, nichts von Kirchen und Klöstern, so lag der Grund keineswegs in einem unbesieglichen nationalen Widerwillen gegen das Evangelium, etwa weil es Frieden verkündigte und verlangte, wo alles von Kampflust glühete, oder weil der Germanen Haus- und Volkssitte dem Christenthum innerlich wäre feindlich gewesen. Im Gegentheil, — im germanischen Wesen lag, wie bereits betont wurde, etwas, was dem Christenthum innerlich verwandt und was stärker war, als heidnische Unsitte. Wir sehen das deutlich an der Leichtigkeit, mit welcher das Christenthum alle Gothenstämme eroberte, und an der Innigkeit, mit welcher unsere Sprache gerade für die christlichen Hauptbegriffe neue Wörter aus ihrem tiefsten Borne schöpfte, weil aus dem Grunde der Seele.

Es lag aber auch in der Gewöhnung der Germanen, daß sie ehrfürchtig alles Herkommen bewahrten. Ihre Religionsübung war ja verwachsen mit ihrem Staat und Recht, und sie knüpfte ihnen Denken und Empfinden an das geheimnißvolle Allleben rings umher. Von Natur etwas schwerfällig brauchten sie längere Zeit, als andere Völker, den neuen Brauch und Glauben innerlich sich anzueignen.

Nun kam das Christenthum zu ihnen im römischen Gewande und kam gerade von den Leuten, mit denen sie und ihre Vorfahren so lange und so wüthend gekämpft hatten. Nicht in ihrer eigenen, sondern in deren fremden Sprache wurde es ihnen verkündigt. Das Lateinische galt ja als die Sprache jeder höheren Gesittung, die Mundarten der Germanen wurden als bäuerisch roh und gemein verachtet. Wulfila wußte es wohl, welcher Zauber in der heimischen Sprache seines Volkes lag. Wo aber hätte sich ein christlicher Lehrer aus Gallien oder Italien um diesen Schlüssel zu ihrem Herzen bemüht?

Es fehlte eben im sechsten Jahrhundert gar sehr an geeigneten Glaubensboten. Weder in Gallien noch in Rom strengte man sich an, Deutschlands Stämme für Christenthum zu gewinnen. In Rom war bis auf Gregor den Großen, also bis in die letzte Zeit des sechsten Jahrhunderts, Schwäche und Verwirrung zu Hause. Papst und Kirche hatten dort genug zu thun, nur ihren Bestand zu fristen

und sich der Noth und Verwirrung des Volkes wie des Andrangs der Longobarden zu erwehren. In Gallien aber nahm der Kampf mit den Arianern die geistlichen Kräfte in Anspruch. Arianische Gesinnung lebte noch lange und kräftig fort und ließ sich nicht so leicht ertödten. Als in dem erwähnten Religionsgespräch mit Agila der Bischof auf ihn einredete, wie er nur durch katholischen Segen von dem Gift in seiner Seele und seinen Sünden gereinigt werde, wurde der Westgothe wüthend, und „wie ein Unsinniger etwas zwischen den Zähnen murmelnd" rief er aus: „Eher soll sich doch gleich meine Seele von den Banden dieses Leibes trennen, ehe ich mich segnen lasse von einem Priester Eures Glaubens!" Und der Bischof dagegen: „Gott verhüte, daß bei uns Religion und Glaube so lau werde, daß wir sein Heiligthum den Hunden und die köstlichen Perlen den schmutzigen Säuen vorwerfen." Da stritt der Westgothe nicht mehr, sondern stand auf und ging von dannen.

Die fränkischen Könige aber, wenn ihre Thatkraft nicht durch die Kämpfe unter einander und mit den Reichsgroßen gelähmt war, richteten ihre Anstrengungen nur erst darauf, die deutschen Lande mit weltlichen Waffen zu erobern. Sie ließen nicht einmal gerne Glaubensboten zum Rheine gehen, ohne daß sie darum wußten und es bewilligten. Wie es scheint, fürchteten sie, ein solcher Mann könne dort Unruhen hervorrufen oder sich selbst ein Ansehen gründen, mit welchem man rechnen müsse.

2. Kirchliche Verwilderung.

Ein Hauptgrund, weshalb das Bekehrungswerk in Deutschland nicht voran ging, lag in der Verweltlichung und Verwilderung, die in der gallischen Kirche um sich gegriffen hatte. Dieser Kirche fehlte es an der sittlichen Kraft und Erhebung, welche nöthig war, um für andere Leute zu sorgen. Geradezu gräulich sind die Thatsachen von Schwelgerei, Geiz, Raub und Mord, die derselbe Eiferer Gregor von Tours so unbefangen erzählt, als handele es sich um gewöhnliche Wettergeschichten. Ein Paar seiner geistlichen Sittengemälde mögen hier Platz finden.

„Der Abt Dagulf wurde seiner Laster wegen oft gescholten; denn gewöhnlich verübte er nicht nur Raub und Todtschlag, sondern er war auch im Ehebruch gar zu frevelhaft. Einmal da er in seinem Gelüst nach der Frau seines Nachbars sich mit ihr fleischlich verging, suchte er vielfach nach Gelegenheit, wie er den Mann der Ehebrecherin innerhalb der Umgürtung seines Hofes bekommen und verderben könnte. Zuletzt schwur ihm dieser, wenn er zu seiner Frau ginge, solle er's büßen. Da nun der Mann eines Tages seine Hütte verließ, kam dieser Dagulf des Nachts blos mit einem Geistlichen an und trat in die Wohnung der Buhlerin. Da zechten sie auf das Aergste und als sie berauscht waren, legten sie sich auf ein und dasselbe Lager. Während sie schliefen, kam der Mann, zündete die Strohhütte an, erhob seine Axt und schlug Beide todt. Das möge den Geistlichen eine Warnung sein, damit sie nicht gegen das Kirchengesetz sich mit fremden Weibern abgeben, da dies sowohl das Kirchengesetz als alle heiligen Schriften verbieten, ausgenommen solche Frauen, bei denen man es nicht als Verbrechen ansehen kann."

Ein noch ärgerer Gesell, als dieser Abt Dagulf, war der Bischof von Klermont, Kautinus. „Als er das Bisthum hatte, zeigte er sich als einen Mann, den alle verwünschten. Dem Wein war er unmäßig ergeben und gewöhnlich trank er sich so voll, daß ihn kaum vier Männer vom Gastmahl forttragen konnten, daher bekam er auch später die fallende Sucht, was sich oft vor den Leuten zeigte. Sodann war er auch von solcher Habsucht besessen, daß wo irgend Jemandes Gut an sein Besitzthum stieß, es ihm wie der Tod erschienen wäre, wenn er nicht etwas davon an sich gebracht hätte. Dem Reichen nahm er es mit Streit und Händeln, den geringeren Leuten entriß er es mit Gewalt. Damals lebte ein Priester Anastasius von edler Geburt, der von der glorreichen Königin Chrotechild urkundlich ein Gut besaß. Ihn ging der Bischof öfter an und bat ihn vom Himmel zur Erden, er möge ihm die Urkunde jener Königin geben. Jener aber zögerte, den Willen seines Bischofes zu erfüllen, der ihn bald durch Schmeicheleien anlockte, bald durch Drohungen in Furcht setzte. Zuletzt ließ dieser ihn mit Gewalt zur Stadt bringen und hier ruchlos festhalten und befahl, wenn er die Urkunde nicht herausgebe, werde man ihn schlimm behandeln und durch Hunger tödten. Jener aber widersetzte sich mannhaften Geistes, gab die Urkunde nicht her

und sagte, er wolle lieber eine Zeit lang Hunger leiden, als seine Nachkommen in Zukunft im Elend hinterlassen. Da wurde er auf des Königs Befehl Wächtern übergeben, damit er den Hungertod leide, wenn er die Urkunde nicht hergebe. Es befand sich aber bei der heiligen Kirche des Märtyrers Kassius eine alte und sehr verborgene Krypta und darin ein großes Grabmal von parischem Marmor, in welchem vor Zeiten irgend Jemandes Leiche beigesetzt war. In diesem Grabmal wurde über dem Begrabenen lebendig der Priester begraben und der Stein darüber gelegt, mit welchem früher der Sarkophag bedeckt war, und vor die Thür Wächter gestellt. Doch die Wächter verließen sich darauf, daß der Stein auf ihm liege, machten, weil es Winter war, ein Feuer an, berauschten sich an Glühwein und schliefen ein. Der Priester aber flehete wie ein neuer Jonas gleichwie aus dem Bauche der Hölle, so aus des Grabes Verschluß des Herrn Barmherzigkeit an. Und weil, wie gesagt, der Sarkophag geräumig war, konnte er sich zwar nicht ganz umwenden, streckte aber seine Hände ungehindert aus, wohin er wollte. Es ging aber von den todten Knochen, wie er selbst zu erzählen pflegte, ein tödtlicher Dunst aus, daß nicht bloß seine Glieder, sondern auch das Innerste des Eingeweides erzitterte. Wenn er sich mit dem Mantel die Nasenlöcher verstopfte, empfand er das Abscheuliche nicht, so lange er den Athem anhalten konnte. Wenn er aber zu ersticken glaubte und den Mantel nur ein wenig vom Gesichte nahm, so strömte ihm der Pesthauch nicht bloß in den Mund oder in die Nase, sondern gleichsam in die Ohren hinein. Was weiter? Als sich die Gottheit, wie ich glaube, seiner erbarmte, streckte er die rechte Hand nach dem Rande des Sarkophages aus und erfaßte einen Hebelbaum, welcher, da der Deckel Raum ließ, zwischen diesem und der Oeffnung des Sarges zurückgeblieben war. Als er diesen ein wenig bewegte, bemerkte er, daß unter Gottes Beistand der Stein sich fortschob und als er so weit zurückgeschoben war, daß der Priester den Kopf herausstrecken konnte, machte er sich leichter eine größere Oeffnung, aus der er ganz herauskam. Mit Hülfe eines draußen vorübergehenden Mannes, der auf seine Bitten eine alte Hinterthür zerschlug, gelangte der Priester ins Freie und begab sich an den Hof, wo über seine Erzählung Alles in Entsetzen gerieth. Da erschien auch Bischof Kautinus bei Hofe, wurde aber von dem anklagenden Priester überführt und ging beschämt

von dannen. Der Priester aber erhielt vom Könige einen Gnadenbrief, vertheidigte nach Lust sein Vermögen, blieb im Besitze und hinterließ es seinen Nachkommen."

Hören wir noch von einem anderen Bischof, Badegisil, und seinem bösen Weibe. „Er war ein Mann, der grimmig gegen das Volk war und Vielen widerrechtlich ihre Habe stahl oder raubte. Zu seiner finstern und rauhen Sinnesart war die noch grimmigere Gattin Magnatrude gekommen, die ihn durch die abscheulichsten Rathschläge zu Schandthaten drängte. Es ging kein Tag vorüber, ja kein Augenblick, wo er nicht mit dem Raube der Mitbürger oder mit allerlei Streithändeln zu thun gehabt hätte. Täglich mit dem Richter Prozesse verhandeln, weltliche Geschäfte betreiben, gegen die Einen wüthen, Andere mit Schlägen mißhandeln, — dessen wurde er nicht müde. „Soll ich", sagte er, „nicht mehr das Unrecht rächen, das mir geschieht?" Doch was soll ich von Andern erzählen, da er seine eigenen Brüder nicht verschonte, sondern sie erst recht ausraubte. Niemals konnten sie von ihm Gerechtigkeit im väterlichen und mütterlichen Vermögen erlangen. Als er das fünfte Jahr seines Bisthums erlangt hatte, und im Beginne des sechsten den Bürgern mit ungeheurer Lustbarkeit ein Gastmahl zugerichtet hatte, ergriff ihn das Fieber, und beendete er das angefangene Jahr rasch durch den herandrängenden Tod. Auf seine Stelle wurde Bertram, der Archidiakon von Paris, berufen. Dieser hatte, wie man weiß, viele Streithändel mit der Wittwe des Verstorbenen, deshalb weil sie die Güter, die bei Lebzeiten des Bischofs Badegisil der Kirche geschenkt waren, gleichwie die ihrigen zurückhielt, indem sie sagte: „Das war das Amtsvermögen meines Mannes". Jedoch mußte sie Alles herausgeben. Unsäglich boshaft war sie. Oefter zerfetzte sie Männern daß ganze Schamglied sammt der Bauchhaut und sengte Frauen die heimlichen Stellen am Leib mit glühenden Blechen. Noch viele andere abscheuliche Dinge that sie, die ich besser verschweige."

3. Weltliche Stellung der Bischöfe.

Solche sittliche Verwilderung wäre unmöglich gewesen, hätten nicht viele Ursachen die Mitglieder des geistlichen Standes von ihrem

erhabenen Berufe niedergezogen zu täglicher Besorgung weltlicher Dinge. Wenn Jemand, der mit den Schriften Gregors von Tours, Einharts, des lustigen Mönchs von St. Gallen und ihrer Zeitgenossen vertraut ist, ins Morgenland kommt, sagt er sich verwundert: Das ist ja alles gerade so, wie es Geschichtsschreiber der Merowinger und Karolinger schildern. In den Ländern des byzantinischen Reichs traten nämlich, als die Türken eingedrungen waren, ganz ähnliche Zustände ein, wie im römischen Westreich nach der Eroberung durch die Germanen. Diese machten mit der Zeit große Fortschritte, die Türken blieben stehen: bei Jenen besserte sich daher auch das kirchliche Wesen, in den türkischen Ländern dauerte der Zuschnitt des frühesten Mittelalters fort.

Das Bischofsamt war das Friedensamt. Seinem Schiedsspruche war man geneigt, Streitigkeiten zu unterbreiten. Der Bischof besorgte richterliche Geschäfte unter seinen Glaubensgenossen. Ihm vertraute man seinen letzten Willen an, in der gegründeten Hoffnung, er werde ihn zur Geltung bringen. Er war der Vermittler, wenn die römische Steuerpresse gar zu qualvoll wurde, wenn Unschuldige angeklagt, Frauen oder Töchter entführt waren. Umgekehrt, an den Bischof wendete sich der Steuerbeamte, wenn er das Vermögen der Stadtbewohner richtig einschätzen wollte. Als mit Ausbreitung der germanischen Schwertwanderer ihr und des Landes Recht, ihre und die römischen Beamten sich gegenüber traten, als Ungerechtigkeit und Gewaltthat und Unsicherheit in den öffentlichen Verhältnissen überhand nahmen, da lief und schrie der Romane zu seinem Bischof, daß er vermittele, schlichte, rette.

Es standen die Bischöfe aber auch in großem persönlichen Ansehen. Sie waren aus den vornehmsten Familien des Landes, unter den Gebildeten die kenntnißreichsten, und verbanden die Theologie mit der weltlichen Wissenschaft. Auch wurde nicht leicht einer Bischof, der nicht ein energischer Charakter war, sei es im Schlechten oder im Guten.

Die Mittel aber zur Herrschaft, zur Erpressung wie zur Bestechung, zum Verführen der Frauen wie zu schändlichen Prozessen gegen die Männer, standen Niemand reichlicher zu Gebote, als dem Bischof. Er besaß die Fülle der geistlichen Gewalt. Wer sollte es wagen, sich Dem zu widersetzen, der eines Mannes geheime Berichte

veröffentlichen, Kirchenbußen verhängen, ja aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen konnte! An den Geistlichen, die in Stadt und Provinz vertheilt waren, hatte der Bischof gehorsame Diener, weitreichenden Einfluß durch den Zusammenhang mit den andern Diözesen, eine ständige Verbindung, die durch Synode und Landeskonzilien belebt wurde.

Zur wesentlichen Unterlage aber diente solchem Machtansehen das fürstliche Vermögen, über welches fast jeder Bischof gebot. Nicht bloß, daß er die Gelder zu Almosen, zum Loskauf von Gefangenen und zu anderen frommen Werken verwaltete, nicht bloß, daß Zehnten und Einkünfte, die zum Unterhalt der Geistlichen und Kirchen dienten, in seiner Hand zusammenflossen, alles das war noch das Wenigste, — die Hauptsache war der Besitz an liegenden Gütern. Dieser Besitz, entstanden durch Verleihungen und Schenkungen unter Lebenden und von Todeswegen, seltener durch Anbau wüstliegender Ländereien, vermehrte sich in unglaublicher Weise. In der Regel war der Bischof auch der erste Grundherr in seiner Diözese, nach Verhältniß reicher als der König selbst, und wie dieser beinahe steuerfrei. Schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts mochte ein gutes Drittel aller Aecker, Wiesen und Wälder den Kirchen gehören, und König Chilperich hatte wohl recht, wenn er klagte: „Sieh da, unser Schatz ist leer, unsere Güter sind an die Kirchen gekommen. Schier Niemand hat Macht, als der Bischof. Unsere Ehre ist fort und zu den Bischöfen gegangen."

Einem solchen bischöflichen Herrn geziemte es wohl, wenn man ihn nach der Wahl auf einem Prachtsessel umhertrug, brennende Kerzen und Ampeln voran. In seiner Stadt gebot er wie ein unumschränkter Herr, und auch, soweit seine Diözese ging, hörte alles romanische Volk zehnmal eher auf ihn, als auf den Grafen. In die Staatsordnung war die Macht der Bischöfe so hineingewachsen, als müßte sie dieselbe auseinander sprengen. Es blieb nichts übrig, als ihnen die dauernden Rechte der vornehmeren Landesbeamten einzuräumen, was, wie wir später sehen werden, zu einer seltsam geistlich-weltlichen Stellung führte, die auf den Gang der deutschen Kulturgeschichte nicht ohne Einfluß blieb.

4. Kirchenzauber.

Das rasche und ungeheure Anwachsen des Kirchenguts ist weder aus einer religiösen Ergriffenheit des Zeitalters, — denn diese war nur sehr zerstreuet vorhanden, — noch allein daraus zu erklären, daß die Geistlichen die schlauesten und zugleich die habgierigsten Leute im Lande waren, deren Zusammenhalt sie stärker machte, als jede andere Macht im Lande. Wohl mußte auch die Richtung auf Mißachtung wie auf Gemeinsamkeit irdischer Güter, die im evangelischen Christenthum liegt, gleich anfangs mächtig sich geltend machen, als es für die Leiden und Wirrnisse der Welt Erlösung brachte. Damals war die Kirche als die Trösterin der Dürftigen die Anstalt, welche die Vermögen sammelte, deren sich so Viele entäußerten, denen es mit ihrem neuen Glauben heiliger Ernst war. So einleuchtend all diese Ursachen, wir müssen doch nach einer ergiebigeren suchen.

Geht man in den Dörfern der Großrussen umher und sieht nur nackte rohe Armuth, so wird man betroffen, wenn plötzlich ein Prachttempel sich über den elenden Hüttenreihen erhebt und in seinem halbdunkeln Innern es funkelt von Gold- und Lichterglanz. Vielleicht liegt nicht weit davon ein Pope im Rausch und Koth, und ein Bäuerlein kommt herbei, richtet ihn auf, putzt ihn ab, hängt ihm sein Kreuz um und küßt es inbrünstig, und ruft ihm dann im Weggehen ein grobes Schimpfwort zu. Oder es kommt ein Geistlicher daher mit einem Muttergottesbild oder sonst einem Heiligenbilde, und gleich stellt sich das Volk zur Seite und bekreuzt sich und schlägt sich an die Brust, glücklich, daß der Schatten des Heiligthums es berühre. Es könnte sich auch ereignen, daß man im selben Dorfe ein paar Popen sähe zusammensitzen, und vernehmen müßte, wie sie ihr ewiges Gezänke vollführen und, wie Gregor von Tours das schildert, „sich gegenseitig wegen Ehebruchs und Unzucht viele Vorwürfe machen, auch Meineid einander zur Last legen". Dergleichen benimmt aber dem Segen dieser Popen nicht das Geringste von seiner Vollkraft. Mag der Russe sie noch so sehr verachten, mag der Gutsherr, große Feierlichkeiten ausgenommen, sie nur in der Bedientenstube empfangen, Jeder hütet sich dennoch aufs Aeußerste, einen von ihnen zu beleidigen.

Welche Vorstellung aber liegt dem Allen zu Grunde? Offenbar glaubt der Russe, die Kirche sei im Besitz geheimer magischer Kräfte. Ihrer sucht er sich durch religiöse Uebungen und Heiligthümer zu versichern und wird der stillen Besorgniß nicht ledig, der Pope könne ihm insgeheim etwas Böses anthun. Es ist die Zauberkraft der Kirche, die dem russischen gemeinen Volke Hoffnung und Vertrauen und zugleich Furcht und Zittern einflößt.

Aehnliche Ideen und Anschauungen waren im Christenthum im Schwunge, als es sich den Deutschen näherte. Was von Zauberei vom Orient herübergekommen, war bei den Römern genährt und vermehrt. Bei den Kelten war die Magie von den Druiden großgezogen und nicht wieder auszurotten. Der Germanen Religion aber bestand zum nicht geringen Theil im Glauben an die wunderbaren geheimen Mächte im Weltall und in des Menschen Brust, und wer den Schlüssel dazu besitze, könne selig oder unselig machen. All dies Zauberwesen floß zuletzt in der Kirche zusammen und blieb darin als trüber schwerer Niederschlag zurück, als die erhabenen Götterideen sich verflüchtigten oder umformten.

Liest man, wie die Geistlichen die Wunderkraft ihres Kirchenheiligen rühmen, wie sie sich einführen als seine Abgesandten, wie sie in großen und kleinen Dingen ihn deutlich vor sich sehen, als wäre er eben vorübergegangen, so denkt man unwillkürlich: so machten es einst die Priester im Tempel des Zeus und der Isis. Verehrte der Gläubige einem solchen Heiligen sein Vermögen, so war er sicher seiner Hülfe in diesem, seiner Fürbitte in jenem Leben: der Heilige war gleichsam vertragsmäßig dazu verpflichtet. Ewige Seligkeit für Geld und Gut — das war in einem gewaltthätigen und wundergläubigen Zeitalter ein Handel, der unfehlbar die Kirchen rasch bereichern mußte.

Es erfüllte die Heilkraft des Heiligen das ganze Gebäude, in welchem sein Leichnam ruhete. Die Decke, welche über seinem Grabmale lag, war damit getränkt. Wenn die Kirche in Flammen aufging, einer solchen Decke thaten sie nichts. Kräuter, die man auf das Grabmahl legte, sogen die wunderbare Ausstrahlung in sich ein und vertrieben Krankheit und Siechthum. Und wie glücklich war erst, wer eine Reliquie sein nannte! Das schien ein Werth, den alle Schätze Indiens nicht erreichten. Der höchste Ehrgeiz eines Abtes oder Bischofs ging auf den Besitz berühmter Reliquien. Wo bei Ueber-

tragungen der heilige Leichnam herzog, sprossen Zeichen und Wunder aus der Erde gleich lebendigen Wasserquellen, und wo der Hochverehrte fortan seine Ruhestätte fand, entstand Zulauf des Volkes, das Tag für Tag Opfer brachte und den Wunderglanz anstaunte.

Soweit das Gebäude einer Kirche sich ausdehnte, waltete die gefürchtete Macht ihres Heiligen, auch die Vorhallen und Säulengänge, sowie die Anbauten, in welchen Priester und arme Obdachlose wohnten, nahmen an diesem Charakter Theil. Insbesondere war der Altar des Heiligen ein gefeierter Ort. Man schwur die heiligsten Eide, indem man die Hände auf den Altar legte. Ein Eid auf die Reliquien geschworen galt wie an den Himmel gebunden.

Allein es kam auch vor, wie Fredegar's Fortsetzer berichtet, daß man, um einen Verhaßten aus seiner Burg zu locken, ihm Sicherheit auf einen Reliquienkasten zuschwur und als er darauf trauend hervorkam, sofort ihn packte und mordete ohne jede Gewissensnoth, da die Reliquien betrügerischer Weise nicht im Kasten gewesen. Um sichere Enthüllung der Zukunft zu erlangen, schlug man aus den drei Meßbüchern, die auf dem Altare lagen, — den Propheten, den Evangelien und den Apostelbriefen —, eine Stelle auf, die wohl oder übel als Antwort auf die bestimmte Frage gedeutet wurde. Drohete einer Stadt aber harte Belagerung, so machte man es wohl wie Bischof Beodegar zu Autun, der für das ganze Volk dreitägige Fasten verordnete und dann erst die Thore verrammelte und die Bollwerke befestigen ließ.

Der Verfolgte, auch der Verbrecher, dem es glückte, eine Kirche zu erreichen, konnte Wochen und Monate darin so sicher leben, als wäre er tausend Meilen weit. So war der Oberkämmerer Berulf (Eberulf) im Jahre 584 vor dem Zorne des Königs in die Kirche des heiligen Martin zu Tours geflüchtet. „Er hielt damals", erzählt Bischof Gregor, „aus Furcht vor dem Könige sein Nachtlager immer in der Sakristei der heiligen Kirche selbst, und wenn der Priester, der die Thürschlüssel hatte, fortgegangen war, kamen durch die Thüre der Sakristei die Töchter des Berulf mit seinen andern Kindern in die Kirche, sahen sich die Wandgemälde an und untersuchten den Schmuck des heiligen Grabmals, was den frommen Brüdern sehr anstößig war. Als der Priester dies bemerkte, schlug er Nägel über der Thür ein und brachte inwendig einen Riegel an. Da Berulf dies nach

seinem Abendessen, vom Weine trunken, erfuhr, und wir beim Anbruch der Nacht in der Kirche die Psalmen sangen, brach er wüthend herein und fing an, mich mit Fluchen und Schmähungen zu bedrängen. Unter Schimpfreden warf er mir vor, ich wollte ihm zu der Decke des heiligen Bischofs den Zutritt verwehren, „denn“, sagte er, „ich hatte bei mir beschlossen, daß wenn mich der König von dieser Stätte wegschleppen wollte, ich mit der einen Hand die Decke des Altars halten, mit der andern aber mein Schwert zücken und zuerst Dich tödten und dann alle Geistlichen todt niederstrecken würde, die ich nur erreichen könnte. Dann schiene es mir kein Schimpf mehr zu sterben, wenn ich mich nur an den Geistlichen dieses Heiligen gerächt hätte.“ Da ich dieses hörte, verwunderte ich mich entsetzt, was das wäre, denn der Teufel selbst sprach aus seinem Munde. Berulf aber wurde von Klaudius, welchen der König zu seiner Tödtung abgeschickt hatte, und der ihm durch Eide in der Kirche und in dem Säulengange und an jeder heiligen Stelle in der Vorhalle Sicherheit gelobt hatte, in der Vorhalle jämmerlich ermordet. Darauf flüchtete der Frevler selbst von Furcht ergriffen zu der Zelle des Abtes, die Diener Berulfs stürmten mit Schwertern und Lanzen heran, und da sie die Thüre verriegelt fanden, zerschlugen sie die Glasscheiben der Zelle, warfen ihre Lanzen durch die Wandfenster und durchbohrten Klaudius, der schon halb entseelt war, mit einem Speere. Seine Diener aber verbargen sich hinter der Thür und unter den Betten. Den Abt nahmen zwei Geistliche in die Mitte und zwischen den Spitzen der Schwerter kam er nur mit Mühe und Noth lebend von dannen. Die Masse der Kämpfenden drang hinein, nachdem die Thüren geöffnet waren. Auch machten sich einige von den Hausarmen der Kirche und anderen Almosenempfängern daran, das Dach der Zelle abzureißen, da hier eine solche Gräuelthat geschehen war. Und Besessene und armes Volk liefen mit Steinen und Knütteln herbei, um die Beschimpfung der Kirche zu rächen, denn sie waren voll Wuth, daß solche Dinge dort vollführt waren, wie niemals vordem geschehen. Mit kurzen Worten — die Flüchtlinge wurden aus ihrem Verstecke hervorgezogen und grausam erschlagen. Der Fußboden der Zelle schwamm in Blut. Ihre Leichname wurden hinausgeschleppt und blieben nackt und bloß auf der kalten Erde liegen. Die Mörder aber entwischten in der

Nacht mit der Beute. Gottes Rache hatte augenblicklich Diejenigen ereilt, welche die heilige Vorhalle mit Menschenblut befleckt hatten."

Zehntes Kapitel.

Klostergründungen in Deutschland.

1. Irisches Religionswesen.

Die begeisterten Prediger, welche die deutschen Völker bedurften, damit sich ihre Herzen dem Christenthum eröffneten, die aber weder Gallien noch Italien ihnen sandte, erhielten sie endlich über's Meer aus einer entlegenen Insel. In Irland war das keltische Wesen vom römischen unberührt geblieben und hatte auf diesem Eiland, welches der Ozean bespült, seine Eigenthümlichkeit noch frisch bewahrt, jedoch gesänftigt durch die Milde der Landschaft. In dieser Landschaft fand aber die lebhafte Phantasie der Kelten Raum und Regung, sich in wunderbaren Gebilden zu ergehen; denn auf Irland sieht das Auge nichts, als grünschimmernde Fläche und dahinter glänzenden Wasserspiegel. Die Luft ist weich und wässerig, öfter Tage lang voll lichter Klarheit, und die ganze Natur hat eine sanfte Art. Langsame tiefe Flüsse durchziehen die Insel und verlieren sich in noch stilleren Seen. Nur am Meeresrande erheben sich vereinzelt kleine Rundgebirge, zwischen denen das Gewässer durchschimmert. Allwärts hin ist fruchtbarer Boden gebreitet, der sich stets von Neuem begrünt. In solcher Naturumgebung und bei der feurigen Einbildungskraft der Iren erblühten hier poetische Gebilde, die nicht wieder vergingen und auf die europäische Geisteswelt nicht ohne Einfluß blieben.

Für religiöse Empfindung aber, noch mehr für deren festliche Darstellung, war die Bevölkerung Irlands von jeher besonders empfänglich. Ihr Eiland ist gleichsam getragen, eingefaßt, umschlungen

von zwei gewaltigen Mächten, vom Himmel und Meer. Vom pfadlosen Ozean rauscht die Fluth hinein in die lang sich hinwindenden Baien und Buchten, und hoch über den grünenden Flächen steht das unermeßliche Himmelsgewölbe mit seinen Wolkenzügen. Das Menschenkind wird hier im Innersten ehrfürchtig gestimmt, und dabei erscheint ihm das Ungeheure so lockend lebendig, daß die tiefe Erregung sich Luft macht in Laut und Geberden. Die keltische Religion zählte nirgends eifrigere Verehrer, nirgends gelehrtere Druiden, nirgends größere Festlichkeiten. Irland hieß schon zu ihrer Zeit die heilige Insel. Als nun der heilige Patrick, ein energischer Engländer, bald nach Mitte des fünften Jahrhunderts, in Irland das Evangelium verkündigte, rief er eine tiefe Bewegung hervor. Die neue Heilslehre erfaßte die Leute wie mit plötzlicher Gewalt, über Nacht wurden die Druiden zu Priestern, und ihre Gewöhnung zu geistiger Beschäftigung warf sich nun darauf, das Christenthum zu verherrlichen durch Wissenschaft und durch pomphaften Gottesdienst. Etwa hundert Jahre später brauchte nur ein anderer geistesgewaltiger Mann aufzustehen, — der ältere Kolumban — und zu ernstreligiösem Leben in brüderlicher Gemeinschaft und zur Predigt unter den Heiden aufzufordern, als auch sofort in Irland sich Klöster bevölkerten, und Missionäre bereit standen. Ein neubekehrter König der Pikten schenkte ihm die kleine unbewohnte Insel Hy oder Irna (jetzt Icolmkill vor Mull). Diese Insel wurde das große Mutterkloster und mit Bauten und Gärten bedeckt. Tausende von Mönchen sammelten sich hier, um zu lernen, sich mit Glaubenseifer zu erfüllen, und dann nach allen Seiten auszuschwärmen. In der heiligen Apostelzahl von zwölf zogen die kleinen Schaaren nach Island, nach dem südlichen Schottland, nach dem nördlichen England, baueten Kirchen und Klöster, predigten und waren unermüdlich, bis eine Gemeinde gesammelt war. Dann ging alsbald eine neue Apostelzahl weiter ins Land, wo Arbeit und Erfolg sich wiederholten.

In ihren Klöstern aber regte sich dir alte keltische Neigung für allerlei Kunst und Wissen. Zum Gottesdienst ertönten Gesang und Musik, die Altäre wurden geschmückt mit Blumen und Bildwerk, und die heiligen Bücher schön abzuschreiben und mit bunten Malereien zu verzieren, wurde allgemeine Liebhaberei. Die Kirchen größer und schöner zu bauen, trieb man Architektur, — um die heiligen Bücher

besser zu erklären, Lateinisch und Griechisch, — und um die Tage der Kirchenfeste richtig zu berechnen, Sternkunde. In all diesen Fächern wurde ein geordneter Unterricht hergestellt. Die alten Druidenschulen lebten wieder auf mit christlichem Inhalt.

Wie aber im großen Weltall kein Körnchen verloren geht und, wenn es sich von der einen Form und Gliederung ablöst, wieder zu einer anderen verbindet, so scheint auch in der Kulturgeschichte keine Schöpfung, auch wenn sie von der Erde verschwindet, ohne Wurzeln und Nachsprossen zu bleiben. Kunst und Wissen, zur Merowingerzeit in der ganzen Welt mißachtet und tief gesunken, schienen nach der fernen Insel geflohen zu sein, um Zuflucht und Verehrer zu finden. Wir haben bestimmte Zeugnisse, daß jene Mönche schon im fünften Jahrhundert in sehr beachtenswerther Weise schöne Künste betrieben. Die heiligen Bücher suchten sie auf das Zierlichste herzustellen und brachten es in der Schreibekunst zu hübscher Fertigkeit. Diese Bücher aber belebten sie durch Bilder der Evangelisten und Heiligen in ausdrucksvollen, wenn auch derben Formen und zierten sie durch kunstvolle Anfangsbuchstaben und eigenthümlich reizende Randverzierungen. Solch ein höchst werthvolles Buch wurde dann eingelegt in ein Gehäuse von Leder und Holz mit Silber und Goldschmuck. Noch kostbarer wurden die Kapseln, in denen man Reliquien aufbewahrte, angefertigt, ferner Kelche, Kreuze, Meßkännchen und allerlei anderes Geräthe für den Kirchendienst. An den Wegen aber standen zahllose Kreuze aus hartem Gestein, welche Bilder der Apostel und Heiligen zeigten mit Inschriften und mancherlei Verzierung. Die Kirchen selbst wurden mit Gewölben unterbauet und ihre Wände mit Malereien geschmückt.

2. Schottenmönche.

Was nun in diesen irischen Klöstern fröhlich wuchs und keimte, das hat Frucht und Folge vornehmlich in Deutschland gehabt. Zu Ende des sechsten Jahrhunderts beschlossen die Mönche im Hauptkloster Benguir oder Bangor in Irland, das ihrer zweitausend beherbergte: im Anblick des reichen Segens der Bekehrungsarbeit müsse man es wagen, sie auch über die Angelsachsen nach England und

über die Franken nach Gallien zu verpflanzen. Alsbald machten sich die Glaubensboten auf, paarweise oder in der beliebten Apostelzahl, erschienen sie in England und Frankreich, den langen Pilgerstab in der Hand, über den Rücken den ledernen Quersack und die Beutelflasche, auch wohl ein paar Halbschuhe. Umflattert von langem Haar und Bart, die Augenlider gewöhnlich gefärbt oder mit Figuren bedeckt traten sie hier und dort unter das Volk und vor die Vornehmen als fröhliche Erzähler, als markerschütternde Bußprediger, als begeisterte Verkündiger des Evangeliums. Jeder hatte sein Wachstafelbüchlein (Pugillaris), in welchem er geschickt zu schreiben verstand. Das erregte eben so große Bewunderung als die Heilthaten, die sie von der Reliquienkapsel, die Keinem fehlte, versprachen.

Ihr etwas marktschreierisches Wesen beschreibt uns hübsch der Mönch von St. Gallen. „Es begab sich, daß Schotten aus Irland mit brittischen Handelsleuten an Galliens Küste kamen, Männer, die des weltlichen Wissens wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten aber keine käufliche Waaren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeiströmte, riefen sie: „Wer Weisheit begehrt, komme zu uns und empfange sie; denn die ist bei uns zu kaufen!“ Daß sie dieselbe aber für Geld feil hätten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, das Volk handelte nicht um das, was umsonst geboten wurde, sondern um theure Waaren. Sie wollten auf solche Weise das Volk entweder anregen, die Weisheit wie andere Dinge einzuhandeln oder, wie der Erfolg zeigt, durch solchen Ausruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen bringen. Kurz, sie riefen es so lange aus, bis es durch Diejenigen, welche sich darüber verwunderten, vielleicht auch sie für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun beschied sie eiligst her und fragte, ob sie denn wirklich, wie das Gerede gehe, die Weisheit bei sich führten? Sie antworteten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, sie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig danach begehren.“ Und als er sie weiter fragte, was sie dafür verlangten, erwiderten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen, und, was man auf der Pilgerschaft nicht entbehren kann, Wohnung und Kleidung.“

Diese irischen Mönche nannten sich Schotten, denn Irland hieß

im Mittelalter Scotia inferior, während das jetzt allein so genannte Schottland, das von Irland die Einwanderer erhielt, den Namen Hochschottland, Scotia superior, führte. Als Schottenmönche wurden sie nun weit und breit bekannt. Ihr Ausschwärmen auf das Festland begann zu Ende des sechsten Jahrhunderts. Aller Orten waren die Schotten willkommen als gelehrte Leute, die nicht bloß in Büchern, sondern auch für Bau- und Gartenanlagen Bescheid wußten und bei all ihrer Heiligkeit voll lustiger Einfälle steckten. Ihnen selbst gefiel das freie Umherfahrten auf fromme Abenteuer nicht wenig, es wurden ihrer immer mehr. Selbst bis nach dem entlegenen Island sind sie gekommen und haben sich auf seiner Süd- und Ostseite angesiedelt. Als aber im neunten Jahrhundert die wilden Germanen sich der Insel bemeisterten, nahmen die Irländer Reißaus und blieb von ihren Ansiedelungen nichts zurück, als ihr Name Papar, d. h. Pfaffe und ein paar Glocken, Bücher und Krummstäbe. Erst im achten Jahrhundert wurden in Deutschland die Schotten von den verständigeren, mehr auf Ziel und Ordnung haltenden Angelsachsen in den Hintergrund gedrängt und niedergedrückt, und man erfährt lange Zeit nichts mehr von ihren Klostergründungen. Als Pilgrimme aber, das Herz voll Lust und den Kopf voll Gelehrsamkeit, hörten sie noch lange nicht auf, in den Ländern der Christenheit umherzuziehen.

Keine Apostelfahrt der Schottenmönche ist für die Kulturgeschichte bedeutender geworden, als da sich — um das Jahr 580 — der jüngere Kolumban, ein edler schöner Mann in der ersten Blüthe des Alters und voll stählerner Kraft und Strenge des Geistes, an seiner Seite Gallus, der ernste Denker, mit zehn Gefährten nach Frankreich einschiffte.

„In den gallischen Ländern war", wie der Benediktiner Jonas in Kolumbans Lebensbeschreibung etwa sechszig Jahre nach dessen Tode erzählt, „damals das christliche Leben beinahe verschwunden, sei es wegen der zahlreichen äußeren Feinde, sei es durch die Nachlässigkeit der Bischöfe; nur das Bekenntniß war noch übrig, die Heilmittel der Buße aber und das Verlangen nach Ertödtung des Fleisches waren dort nur noch bei sehr Wenigen zu finden. Ueberall nun, wohin er zog, verkündigte der ehrwürdige Mann das Wort des Evangeliums. Und es gefiel dem Volke, daß die Lehre seiner Predigt durch den Schmuck der Beredsamkeit geziert und zugleich durch Beispiele der

Tugend bekräftigt ward. So groß war seine und seiner Gefährten Demuth, daß, sowie die Kinder dieser Welt nach Ehre und Ansehen trachten, sie umgekehrt in der Uebung der Demuth einander zu übertreffen suchten. Solche Frömmigkeit und solche Liebe wohnte in ihnen allen, daß es für sie nur ein Wollen oder Nichtwollen gab. Bescheidenheit und Mäßigkeit, Sanftmuth und Milde schmückte sie alle in gleichem Maße. Das Laster der Trägheit und Zwietracht war verbannt, Stolz und Hochmuth wurden durch harte Zucht abgebüßt, Zorn oder Neid mit sorgsamen Fleiß ausgetrieben. So groß war die Kraft ihrer Geduld, ihre Liebe und ihre Milde, daß man nicht zweifeln konnte, der Gott der Sanftmuth wohne unter ihnen. Fanden sie, daß Einer von ihnen einen Fehltritt begehe, so bestrebten sie sich allesammt mit gleichem Recht, den Unachtsamen durch Vorwürfe zu züchtigen. Gemeinsam hatten sie alles: wollte einer für sich etwas in Anspruch nehmen, so wurde er von der Gemeinschaft der Uebrigen ausgeschlossen und durch Buße gestraft. Keiner wagte es, dem Nächsten Böses mit Bösem zu vergelten, keiner ein hartes Wort fallen zu lassen, so daß man glauben mußte, in menschlicher Gesellschaft werde ein Leben von Engeln geführt."

Auf des fränkischen Königs Bitte, im Lande zu bleiben und sich einen Wohnplatz auszusuchen, „wählte sich Kolumban eine Einsiedelei. Damals gab es eine weite Einöde mit Namen Vosagus, in welcher eine längst zerstörte Burg lag, von Alters her Anagrates genannt. Als der heilige Mann hierhin gekommen war, ließ er sich trotz der rauhen Einsamkeit der Wildniß und der Felsen mit den Seinigen nieder, zufrieden mit geringem Unterhalt, eingedenk des Spruches, daß der Mensch vom Brod nicht allein lebe, sondern vom Wort des Lebens gesättigt Speise die Fülle habe und die Ewigkeit nicht hungern werde. Als nun die Zahl der Mönche sehr anwuchs, suchte er in derselben Einöde nach einem bessern Ort für sein Kloster und fand einen vormals stark befestigten Platz, der von der ersten Stätte acht Meilen entfernt lag und in alten Zeiten Luxovium hieß. Hier waren warme Bäder mit besonderer Kunst eingerichtet; in dem nahen Walde stand eine Menge steinerner Götzenbilder, die in den alten Heidenzeiten durch abscheuliche Bräuche verehrt wurden. Wilde Thiere, Bären, Büffel und Wölfe, gab es in Schaaren. Hier also begann dann der treffliche Mann ein Kloster zu gründen. Bei der Kunde davon strömte

von allen Seiten Volk herbei, um sich ganz der Uebung der Religion zu weihen, so daß die große Menge der Mönche daselbst kaum Platz hatte. Als dies Kolumban erkannte, suchte er einen Platz aus, der sich durch seinen Reichthum an Wasser auszeichnete und gründete noch ein Kloster, dem er den Namen Fontanä gab, setzte auch Männer über dasselbe, an deren Gottesfurcht Niemand zweifelte. Wie er nun die Menge der Mönche an diesen Orten untergebracht hatte, hielt er sich abwechselnd in jedem auf und setzte erfüllt vom heiligen Geist die Regel fest, nach welcher sie leben sollten."

Zwanzig Jahre lang waltete Kolumban über diese drei Klöster, die von mehr als zweihundert Mönchen bewohnt wurden. Da traf es sich, daß er zu laut und leidenschaftlich auf das liederliche Leben des Königs schalt und das Land meiden mußte. Drei Jahre lang suchte er, von Gallus begleitet, am Bodensee Fuß zu fassen, um eine neue Anstalt zu gründen. Es war vergeblich, Kolumban zog nach Italien und stiftete dort ein anderes berühmtes Mutterkloster, Bobbio.

3. Beginn von St. Gallen.

Vorsichtiger und demüthiger, als Kolumban, ging sein frommer Gefährte Gallus zu Werke, dessen Stiftung, wie es uns sein Lebensbeschreiber erzählt, langsam, dann aber mächtig gedieh und zum größten Segen für ganz Deutschland wurde.

„Ein gewisser Diakon Hiltibod, ausgezeichnet vor Andern durch Kunde der Wildniß, wurde von dem Erwählten Gottes Gallus mit diesen Worten angegangen: „Mein Sohn! Hast Du jemals in der Abgeschiedenheit dieser Wildniß einen geeigneten Ort gefunden, darauf zu bauen ein Bethaus und eine passende Wohnung? Voll heftigen Verlangens ist meine Seele, während meines Lebens in der Einsamkeit zu verharren, da der Psalmist uns ermahnt und spricht: „Sieh, fliehend habe ich es aufgeschoben und ich verblieb in der Einsamkeit und erwartete Den, der mich gesund mache." Erwidernd sprach zu ihm der Diakon: „Mein Vater! Diese Wildniß ist rauh und wasserreich, hat hohe Berge und enge Thäler und verschiedenes Gethier, sehr viele Bären und Heerden von Wölfen und Schweinen. Ich befürchte, sie möchten über Dich herstürzen, wenn ich Dich dorthin

führe.“ Der Mann Gottes aber antwortete: „Ist Gott mit uns, wer mag wider uns sein? Der Daniel aus der Löwengrube gerettet hat, ist auch mächtig, mich aus der Gewalt der wilden Thiere zu befreien.“ Da der erwähnte Levit diese Beharrlichkeit sah, sprach er: „Am nächsten Tage wollen wir in die Geheimnisse des Waldes dringen, ob wir vielleicht einen passenden Ort finden. Denn ich vertraue der Güte unseres Schöpfers, daß er uns würdig achtet, den Führer des Tobias uns zu senden.“

Nach gewohnter Weise also verharrte der Mann Gottes während dieses Tages im Gebete, ohne Speise zu sich zu nehmen. Mit Anbruch des andern Morgens aber begaben sie sich unter Gebet auf den Weg. Als nun die dreimal dritte Stunde des Tages verflossen war, forschte der Levit, ob der Mann Gottes sich erquicken wollte; er hörte jedoch von Diesem, daß er nichts zu sich nehmen werde, bevor ihm durch Christi Gnade ein Ort geoffenbart sei, wo er seine Wohnung aufschlagen könne. Man strengt deshalb von Neuem die schon ermüdeten Glieder an und gelangt endlich an ein Flüßchen Namens Petrosa. Dort bietet sich ihnen eine Ruhestätte für die Nacht, da sich eine Menge schuppentragendes Gethier zeigt. Denn sie gelangten zu dem Orte, wo sich das Flüßchen vom Berge herunterstürzt und eine Höhlung im Felsen gebildet hatte. Das mitgebrachte Netz wird hineingeworfen und nicht wenige Fischlein wurden gefangen. Feuer wird vom Leviten dem Steine entlockt und eine erquickende Mahlzeit bereitet. Unterdessen suchte der Mann Gottes das gewohnte Gebet, wobei er mit den Füßen an einen Dornbusch stieß und niederfiel; als der Diakon ihm aufzuhelfen sich bestrebte, vernahm er die Worte: „Laß mich; dies ist meine Ruhe ewiglich; hier will ich wohnen, denn es gefällt mir wohl.“ Und als er sich vom Gebete erhoben hatte, machte er aus einer Haselruthe ein Kreuz und befestigte daran eine Kapsel, in welcher sich Reliquien der heiligen Jungfrau, des heiligen Desiderius und des erhabenen Heerführers Mauritius befanden. Hierauf erneuerten Beide ihr Gebet und der Mann Gottes sprach demüthig flehend: „Herr Jesu Christo, Schöpfer der Welt, der Du durch das Siegeszeichen des Kreuzes dem Menschengeschlechte zu Hülfe gekommen, gieb zur Ehre Deiner Auserwählten, daß dieser Ort zu Deiner Ehre bewohnbar sei.“ Das Gebet zieht sich bis zum Abend hin und die Speise wird mit Danksagung angenommen. . .

Nachher aber hörte derselbe Diakon zu drei Malen, als er dem Fange von Habichten nachging, vom Berge, der Himilinberc heißt, herab die Teufel mit Geschrei fragen, ob Gallus noch in der Wildniß wäre oder sich fortbegeben hätte?

Hierauf durchforschten sie Thal und Berg und fanden einen Wald zwischen zwei Bächen, eine anmuthige Ebene, und einen Ort, der zur Errichtung einer Zelle einladete. Nach dem Beispiele des heiligen Jakob sprach, im Geiste die kirchliche Wohnung voraussehend, Gallus der Erwählte Gottes: „Wahrlich, der Herr ist an diesem Orte!“

Hier an der einsamen Steinach verweilte St. Gallus mit wenigen Brüdern drei Jahre lang. Unter diesen war des Heiligen vertrauter Jünger der Diakon Johannes. „Dieser verharrte bei ihm und lernte vielfache Weisheit, die Auslegung der göttlichen Bücher und die Handarbeiten, welche Gallus gewöhnlich zu verrichten pflegte. In vielen Lehrgegenständen war er dort gleich einem Schüler, und da Christus in ihm das Geschenk seiner Gnade walten ließ, nahm er sofort in seinem Herzen auf, was er gesehen oder gehört hatte, und nahm zu an Sanftmuth und Demuth im Herrn.“ Als auf Gallus Rath Johannes zum Bischof von Konstanz erhoben war, ließ er seine Diener mit dem Volke wetteifernd dem Manne Gottes bei dem Bau der Zelle helfen. „Darauf begann der Heilige im Vertrauen auf diesen Beistand eine Kirche und Zellen für die Brüder. Mit nur zweimal sechs Genossen, die bei ihm wohnten, war er zufrieden, und es erschien ihm unwürdig, in etwas von der vorgeschriebenen Regel abzuweichen.“ Als Gallus gestorben war, „fand sich in seiner Zelle eine kleine hölzerne Truhe, deren Inhalt seine Schüler nicht kannten und welche er unter dem Schutze eines Schlosses bis an sein Lebensende bewahrte. Nach dem Tode des Auserwählten Gottes öffnete sie der Bischof mit den Jüngern, da er begierig war, das Geheimniß zu erfahren, welches in derselben so lange verborgen gewesen. Sie fanden darin ein kleines härenes Gewand und eine kleine blutgetränkte Kette. Voll Verlangen, hierüber Sicheres zu erfahren, schauten sie nach dem Körper des Heiligen Gottes, an welchem sie durch die Umrisse des Gürtels das Fleisch an vier Stellen nach Form des Gürtels eingeschnitten sahen, indem die Wunde bis auf das Innere des Knochens gedrungen war, damit bewiesen werde, wie der Erwählte Gottes im Verborgenen sich für

seinen König Christus gemartert hatte, da er dies Denen, welche während seines ganzen Lebens um ihn waren, niemals offenbarte."

4. Suchen nach Klosterplätzen.

„Ziehet hin in die Einöde, die Bochonia heißt, und suchet einen Ort, der zur Wohnung für die Knechte Gottes sich eignet; denn Gott vermag seinen Dienern in der Einöde eine Stätte zu bereiten." So sprach der heilige Bonifaz zu seinem geliebten Jünger Sturmi, dem späteren Abt von Fulda und seinen beiden Gefährten. In Sturmi's Lebensbeschreibung, welche sein Verwandter und Zögling Eigil, der ebenfalls Abt wurde, verfaßte, damit sie am Gedächtnißtage Sturmi's während der Tafel vorgelesen werde, heißt es weiter: „Es zogen die Drei nach der Einöde, betraten ihr Gebiet und indem sie dort außer Himmel und Erde und ungeheuren Bäumen fast nichts erblickten, beteten sie demüthig zu Christus, daß er ihre Füße auf den Weg des Friedens leiten möge. Am dritten Tage kamen sie zu dem Orte, der bis heute Hersfeld genannt wird und nachdem sie, was rings umher lag, besehen und erforscht hatten, beteten sie, daß Christus diesen von ihnen erwählten Platz segnen möge, errichteten an der Stelle, wo nun das Kloster liegt, kleine mit Baumrinde bedeckte Hütten und blieben dort eine geraume Zeit, Gott im Fasten, Wachen und Gebet heilig dienend.

Bonifaz aber sagte: „Daß Ihr den von Euch gefundenen Ort bewohnt, scheint mir bedenklich wegen der Nachbarschaft des heidnischen Volkes, es sind ja, wie Ihr wißt, dort sehr nahe die wilden Sachsen. Suchet deshalb einen entfernteren und tiefer in der Einöde belegenen Ort, den Ihr ohne Gefahr für Euch bewohnen könnt." Sturmi nahm nun zwei Brüder mit sich und bestieg mit ihnen ein Schiff, um die weiteren oberhalb gelegenen Gaue zu durchsuchen. „Sie begannen den Fuldafluß entlang zu schiffen und besichtigten dort alle an den Mündungen der Bergbäche oder Quellen gelegenen Orte. Darauf verließen sie das Schiff, und indem sie die Gegend ringsumher durchwanderten und ihre Aufmerksamkeit auf Land, Berge und Hügel lenkten, durchforschten sie die Gegenden ober- und unterhalb des Flusses, um einen Ort zu finden, welchen der Herr seinen Knechten in der

Einöde zur Wohnung bestimmt hätte. Am dritten Tage endlich kamen sie zu der Stelle, wo ein Fluß, die Luodera genannt, in die Fulda mündet. Dort wandten sie ihr Schiff und begannen zur eigenen Zelle heimzuziehen, da ihre Augen nichts fanden, was sie hätte befriedigen können."

Sie wohnten nun wieder einige Zeit in ihrer Einsiedelei zu Hersfeld, bis ein Bote von Bonifaz erschien, der Sturmi zu ihm nach Fritzlar berief. Bonifaz „war nämlich in seinem Geiste überaus darauf bedacht, in die Einöde das Mönchthum einzuführen." Nachdem Sturmi ihm von seinen fruchtlosen Streifereien berichtet hatte, wies Bonifaz ihn an, vom Suchen nicht abzulassen, gewiß werde er endlich den rechten Ort finden. „Nun sattelte Sturmi seinen Esel, reisete, mit Lebensmitteln versehen, allein ab, seinen Weg Christus, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, empfehlend und begann ganz allein, auf seinem Esel sitzend, die verlassensten Orte der Einöde zu durchziehen. Da musterte der eifrige Forscher mit scharfem Blick Berge und Ebene und zog weiter, indem er Gebirge, Hügel und Thäler beschaute, Quellen, Bergbäche und Flüsse betrachtete. Psalmen aber im Munde flehte er im Seufzen mit zum Himmel gerichtetem Blick Gott an. Dort nur ruhte er, wo ihn die Nacht zu halten trieb. Wenn er wo übernachtete, schlug er mit dem Eisen, das er mit sich führte, Holz ab, erbaute eine kreisförmige Verzäunung zum Schutze seines Thieres, damit nicht die dort allzu zahlreichen Raubthiere dasselbe zerrissen; er selbst jedoch schlief ruhig, nachdem er im Namen Gottes das Zeichen des Kreuzes Christi auf seine Stirn gezeichnet. So zog der heilige Mann, mit geistigen Waffen wohl geschmückt, seinen ganzen Körper mit dem Panzer der Gerechtigkeit bekleidend, seine Brust mit dem Schild des Glaubens schützend, sein Haupt mit dem Helme des Heils bedeckend und umgürtet mit dem Schwerte des Wortes Gottes zum Kampfe gegen den Teufel aus. Im weitern Verlauf seiner Reise kam er eines Tages an die Straße, auf welcher die Kaufleute von dem Gebiete der Städte Thüringens bis nach Mainz ziehen, und an der Stelle, wo sie über den Fuldafluß geht, fand er eine große Menge Slaven sich im Bette desselben Flusses badend und ihre Körper waschend. Vor ihren nackten Körpern begann das Thier, auf dem er saß, zu scheuen und zu zittern, auch der Gottesmann selbst schreckte vor ihrem Gestank zurück. Als sie

nach Art der Heiden den Knecht des Herrn verhöhnten und ihn verletzen wollten, wurden sie durch die Macht Gottes behindert und niedergehalten. Einer von ihnen jedoch, ihr Dolmetscher, fragte ihn, wohin er zöge. Er antwortete ihnen, daß er in den oberen Theil der Einöde ziehen wollte.

Auf diese Weise zog der Gottesmann allein durch die schreckliche Waldöde, außer wilden Thieren, deren dort eine Menge waren, und außer gefiederten Vögeln, ungeheuren Bäumen und öden Gefilden nichts erblickend. Am vierten Tage endlich kam er an der Stelle vorbei, wo jetzt das Kloster liegt und zog nach den oberen Gegenden, wo ein Flüßchen, Gysilacha genannt, sich in's Bett der Fulda ergießt. Noch ein wenig weiter höher ziehend kam er nach Sonnenuntergang an den Fußsteig, der mit seinem alten Namen Ortesveca genannt wurde, und als er daran dachte, sich und seinen Esel gegen die nächtlichen Angriffe zu sichern, hörte er in nicht weiter Ferne ein Geräusch von Wasser, von dem er nicht wußte, ob es durch wilde Thiere oder Menschen verursacht sei. Ruhig stehend horchte er mit aufmerksamen Ohren und hörte wiederum das Wassergeräusch. Da nun der Gottesmann nicht ruhen wollte, so schlug er mit dem Eisen, das er in seiner Hand führte, an einen hohlen Baum, indem er einsah, daß Gott ihm einen Menschen zugeschickt. Als dieser den Schall der Schläge vernommen, näherte er sich und rief, und als er herangekommen war, sahen sie Einer den Andern an und begrüßten sich gegenseitig. Als der Gottesmann ihm besagt hatte, woher er käme, antwortete er, er käme aus der Wedereiba und führe an seiner Hand ein Pferd seines Herrn Ortes. So mit einander sich unterhaltend, blieben sie Beide diese Nacht dort, da jener Mann die Gegenden der Wildniß ungemein genau kannte. Nachdem nun der Gottesmann ihm seine Absicht und sein Thun enthüllt, begann Jener ihm die Namen der Orte zu bezeichnen und den Lauf der Quellen und Flüsse zu beschreiben. Da nun diese Beiden in dem Orte, der mit seinem alten Namen Eichloch genannt wird, geweilt hatten, brachen sie am Morgen von da auf, segneten sich gegenseitig, und sogleich begann der fremde Mann seinen Weg weiter nach dem Grabfeld zu ziehen.

Der Gottesknecht Sturmi aber kehrte von da zurück und empfahl dem Herrn Jesus Christus seinen Weg und seine ganze Hoffnung, und begann seinen Weg durch die Einöde, wie er es gewohnt war,

allein fortzusetzen. Als er das Eichloch durchwandert und die Gegend ihm mißfallen hatte, kam er zu einem Bergbach, der bis heute Grezzibach genannt wird, und nach Besichtigung des Ortes und Beschaffenheit des Landes verweilte er da kurze Zeit; von dort ein wenig sich zurück begebend, gelangte er an den gesegneten und von dem Herrn schon lange vorbereiteten Ort, wo jetzt das Kloster belegen ist. Der heilige Sturmi wurde sofort nach seiner Ankunft von ungemessener Freude erfüllt, froh und erhoben ging er jetzt einher, denn er sah ein, daß ihm durch die Verdienste und die Gebete des heiligen Bischofs Bonifaz ein solcher Ort vom Herrn gezeigt sei. Und indem er rings umher wanderte, sagte er dem Herrn für das Einzelne, was er erschaute, Dank, und je länger und weiter er zog, desto mehr wünschte er sich Glück, und als er dort, von der Schönheit des Ortes entzückt, einen beträchtlichen Theil des Tages mit Herumschweifen und Erforschen verbracht, den Ort gesegnet und sorgfältig bezeichnet hatte, begab er sich freudig von dort auf die Rückreise."

Nun endlich war Bonifaz hoch erfreut, denn der Platz entsprach all seinen Ansprüchen. Er betrieb die Uebersiedelung dorthin, und begab sich gleichzeitig selbst an den Hof des Königs Pipin, um die neue Klostergründung sich bestätigen zu lassen. Da aber mußte er nochmal von Zögerung hören. „Nachdem Sturmi im neunten Jahr seines Wohnens in der Einöde von Hersfeld abzog, erregte der Teufel, der Feind aller guten Dinge, der da den Wandel der Knechte Gottes in der Einöde schauete, schlechter Menschen Sinn, daß sie den Knechten Gottes den geheiligten Ort versagen wollten. Die Knechte Gottes konnten die Hartnäckigkeit der schlechten Menschen oder vielmehr des Teufels Feindschaft nicht länger ertragen, kehrten von dort zurück und begaben sich an einen Ort, der Dirichlari genannt wird." Bonifaz aber wußte, wie man den Widerstand des Volkes besiege und stellte eindringlich dem Könige vor, wie großen Vortheil der Ort Eichlocha an der Fulda für Kirche und Reich bringen werde, wenn dort ein stattliches Kloster errichtet würde. König Pipin schenkte urkundlich „die Mark des Ortes im ganzen Umkreise, so daß sie sich von Süd und Ost, von Nord und West bis auf viertausend Schritte erstreckte," und sandte seine Boten, die Grundbesitzer des Gaues Grabfeld zu versammeln und ihnen seinen Wunsch und Befehl kund zu thun, „daß Jeder sein ganzes Eigenthum, das er in Eichlocha bean=

spruche, den Knechten Gottes zum Bewohnen schenke.“ Jetzt gaben die Männer nach, übertrugen alles, was sie dort besaßen, an Sturmi, und Dieser nahm mit sieben Mönchen — es war das Jahr 744 — Besitz von dem Klostereigenthum an der Fulda, das alsbald nach diesem Flusse benannt wurde, und begann sofort Bäume zu fällen, Kalk zu brennen und Kirche und Wohnung zu errichten, während Bonifaz fleißig herüberkam, die Ansiedler zu ermuthigen und ihr Werk zu fördern.

5. Verbreitung der Klöster.

Auf solchen Fahrten, um den besten Platz für eine klösterliche Ansiedelung zu erforschen, haben wir uns zahllose Mönche und Herrendiener zu denken, wie sie während des ganzen siebenten und achten Jahrhunderts durch Wald und Einöde streiften. Jede Zeit hat ihren eigenen Zug und Gang, gleich wie in den Vereinigten Staaten man anfangs nach wohlgelegenen Handelsplätzen, später nach guten Ackergründen, und zuletzt nach Metall und Erdöl das Land durchforschte. Mochten auch nicht Alle so lange suchen und so vorsichtig, wie Bonifaz und Sturmi; die Regeln, welche ihnen die Richtung gaben, waren doch dieselben. Wir erkennen sie leicht aus Sturmi's Erzählung, und darin die Ursache, weßhalb die Klöster gewöhnlich dort liegen, wo die Gegend besonders anmuthig, gesund und fruchtbar ist, und leichte Verbindungswege sich nach allen Richtungen hin eröffnen. So verbreitete sich auch in Deutschland eine seltsame Einrichtung, wie sie den Grundtrieben des Menschen nicht feindlicher sein konnte.

Von jener Südküste des mittelländischen Meeres, von welcher schon so viel Entscheidendes für die Weltkultur ausgegangen, von Aegypten und Syrien, war das Mönchswesen übergesiedelt nach Rom und den kleinen Inseln vor der Westküste Italiens, und hatte von dorther Eingang gefunden in südlicher Richtung in Afrika, wo der heilige Augustin klösterliche Gesellschaften nach fester Regel einrichtete, und in nördlicher Richtung in Gallien, wo der heilige Martin in Tours das erste Kloster gründete, dem alsbald ähnliche Stiftungen im französischen Süden nachfolgten.

Was aber im Morgenlande so natürlich war, die einsiedlerische Richtung des Gemüths auf Absonderung von Staat und Familie, auf Abtödtung des sinnlichen Ichs, damit das geistige Ich himmlisch leicht emporsteige, dies selbstquälerische und müßig beschauliche Leben hatte im geselligen Abendland mildere Formen angenommen. Wohl machte sich auch hier nach dem langen entsetzlichen Lasterleben der römischen Kaiserzeit die Gewalt des Gegensatzes geltend, dessen, wie es scheint, die menschliche Natur von Zeit zu Zeit bedarf, um nicht unterzugehen. Hätte damals die Sinnlichkeit wilde Jubelfeste gefeiert, wo ausgekostet wurde, was nur Lüsternheit ersinnen und menschliche Nerven ertragen können, so sollte jetzt das sündige Fleisch gezüchtigt und gepeinigt werden. Wo aber der Orient die Sache mit roher Feindseligkeit angriff, begnügte man sich im Abendlande mit einem harten Dasein in Armuth, in beständiger Hand- und Geistesarbeit, verzichtend auf jeden Lebensgenuß. Wurde zuletzt im Alterthum ein Menschenleben, das man gekauft oder geschenkt erhalten, bis zum Ausathmen mit derselben Gemüthsruhe ausgenützt, wie heutzutage ein Huhn oder Kaninchen, das man zu seinem Ergötzen hegt oder schlachtet, so fühlte man jetzt sich angeeifert, die antike Selbstsucht mit der Wurzel auszurotten, und entschloß sich leicht zu einem Leben in Gehorsam und Demuth und Barmherzigkeit, den heiligen Werken des Glaubens, der Abtödtung, der Nächstenliebe gewidmet.

Im fünften Jahrhundert fing solches Mönchswesen sich in Europa zu verbreiten an. Ein Land nach dem andern wurde überzogen von einer Unzahl kleiner Gesellschaften, deren Mitglieder die Ehe verschmähten, nach fester Regel gemeinsam lebten, und nicht bloß in religiöser und kirchlicher, sondern auch in sozialer und literarischer Bedeutung von großem Nutzen wurden. Es lag damals im Gefühl, daß man, um sich vom römischen und germanischen Leben loszureißen und zu einem wahrhaft evangelischen zu gelangen, beständig Aneiferung, Ueberwachung, Stärkung durch Genossen nöthig habe. Bei den warmherzigen Iren, unter denen, wenn ihrer mehrere beisammen sind, sofort der Trieb erwacht, sich unter einander hervorzuthuen und in Brüderschaft zu erhitzen, wurde das klösterliche Leben in die Höhe getrieben, und nahm von ihrer Insel aus einen ungeahnten Aufschwung.

Die beiden Klostergründungen in den Vogesen und im Hinter-

land des Bodensees wurden Ausgangspunkte für zahlreiche andere mönchische Ansiedelungen. Aus den Vogesen hervorkommend, durchzogen sie das Elsaß, das sich mit Klöstern bedeckte, und das Rhein- und Mainland, bis hinunter nach Köln, wo St. Martin emporblühete. Am Oberrhein war Granval im Baseler Sprengel eine ihrer frühesten Ansiedelungen. An Pirmin's Namen knüpft sich eine Klosterreihe von Altaich in Baiern angefangen bis nach Hornbach in der Rheinpfalz, dazwischen die elsässischen Maasmünster, Gengenbach, Schwarzach, Schuttern, Neuweiler. Nach Regensburg waren bereits um die Mitte des siebenten Jahrhunderts zwei begeisterte Prediger von den Vogesen vorgedrungen. Der heilige Kilian, der in Würzburg auftrat, scheint ebenfalls zu den Schotten gehört zu haben. Ihr Kloster auf dem Viktorsberge zu Feldkirch wurde später mit St. Gallen vereinigt. Auf Fridolin wird Säckingen, auf Findan Reichenau, auf Trudbert das gleichnamige Kloster im Schwarzwalde zurückgeführt. In Rheinau sind ebenso wie in St. Gallen noch bis ins zehnte Jahrhundert hinein neue Ankömmlinge aus Irland verzeichnet worden. Füßen und Disentis verdanken, — das Eine St. Mang, das Andere Sigebert, — ebenfalls Schotten ihre Gründuug, wahrscheinlich auch Kempten und Pfäffers, sowie im Domletscherthal das Nonnenkloster Kätzis. Das Regensburger St. Jakobskloster wurde ein zweites St. Gallen, mit ihm wurden später eilf Schottenklöster zu einer Genossenschaft (Kongregation) verbunden, nämlich in Konstanz, Memmingen, Kelheim, Eichstätt, Würzburg, Köln, Erfurt, Oels, Wien, noch ein anderes Kloster in Regensburg, genannt Weih St. Peter, endlich ein unbekanntes. Auch der im Jahre 1012 erschlagene Kolomann war ein Schotte.

Um Mitte des siebenten Jahrhunderts erwacht auch bei den Franken in Gallien der Antrieb, in Deutschland das Evangelium zu verkünden, — ein Beweis, daß es bis dahin bei ihnen selbst durchgedrungen war. Emeram gründet in Regensburg das berühmte Kloster seines Namens; Rupert in Salzburg St. Peter und Nonberg, ferner Oetting; Korbinian Freising, und von Letzterem gingen die Ansiedlungen in Scharnitz, Altomünster und Schliersee aus.

Solchen Beispielen folgend bemüheten sich auch Fürsten, Bischöfe und Edelleute, klösterliche Stiftungen hervorzurufen und reichlich auszustatten. So verdankten baierischen Herzogen ihre Entstehung Tegern-

see, die Chiemseeklöster, Niederaltaich, Niedernburg, Pfaffenmünster, Osterhausen, Monsee, Kremsmünster, — baierischen Edelleuten Benediktbeuren, Wessobrunn, Polling, St. Florian, St. Pölten, — den Straßburger Bischöfen St. Ottilien, Niedermünster, Ettenheimmünster, Gregorienthal.

Nach dem ersten Drittel des achten Jahrhunderts kam aus Brittanien ein zweiter mächtiger Antrieb zur Bildung von Mönchsgenossenschaften durch die Angelsachsen, an ihrer Spitze Willibrord mit eilf Gefährten in Utrecht, und Bonifaz, der noch viel mehr Jünger und Jüngerinnen aus England berief. Damals entstanden Fulda, Amöneburg, Fritzlar, Erfurt, Ordruf, Altenburg, Eichstätt, Onoldsbach (Ansbach), Kitzingen, Amorbach, Schlüchtern, Bischofsheim, Kaiserswerth am Rhein und andere mehr.

Seit Karl der Große Norddeutschland bezwungen, verbreiteten sich auch über dieses die klösterlichen Ansiedelungen, wenngleich nicht in so rascher Folge, und nicht so häufig, als in Süd- und Mitteldeutschland. Was von den Franken kam, wollte bei den Sachsen nur langsam Wurzel schlagen, während ihre Brüder, die Angelsachsen, die in England sich in voller Freiheit bewegten, sich rasch für Bildung und Christenthum begeisterten.

6. Zellen und Kirchen.

Der äußerliche Anblick der Klöster war anfangs sehr verschieden. Einigen hatten die Gründer von Anfang an ein hübsches Haus mit Garten und festen Einkünften geschenkt. Andere trieben bäuerliche Hofwirthschaft. Die meisten Klöster aber fingen klein und ärmlich an, und ihre Bewohner hatten einige Jahrzehnte auf nichts Anderes zu hoffen, als auf harte Arbeit und karge Küche, und in der Regel waren es gerade Diejenigen, von denen die Bekehrung des umwohnenden Landvolkes ausging. War nämlich nach vielem Mühen und Erwägen der passende Platz für die Bekehrungsanstalt — denn das hauptsächlich sollte in den ersten Zeiten die Stiftung sein — gefunden, so baueten sich die Brüder an dem Flusse, der mit der Außenwelt in Verbindung setzte, oder auf dem Berg oder Hügel, der schöne Aussicht gewährte, oder im grünen Thal- und Waldesgrund bei dem

springenden Quell ein paar kleine Hütten, in der Mitte eine größere, die zur Kirche diente, und umzogen den Platz zum ersten Schutze mit einer Verzäunung oder Pfahlwand oder auch schon mit Wall und Graben. Eine solche Ansiedelung nannte man eine Zelle.

Erschien Besitz und Wohnung gesichert, so ging man mit vereinten Kräften daran, einen runden Thurm roh aufzumauern. Kalk wurde gebrannt, Holz zu Gerüsten und zur Bedachung niedergeschlagen, und mit dem nöthigen Gestein herbeigeführt. Der Thurm mußte wenigstens vier bis fünf Mann hoch werden; in der Höhe wurde ein einziges Loch gelassen, welches als Thür und Fenster diente, und ein nothdürftiges Schutzdach darüber gelegt. Gab es friedliche Zeit, so setzte man noch ein Stockwerk auf mit großen Schalllöchern, um ein Blechglöckchen darin aufzuhängen, das zum Gottesdienste rief. In den Thurm wurde ein Fäßchen Wein nebst Brot, Speck und Rauchfleisch eingelegt, dabei Waffen, Balken und Steine. Drohete dann Gefahr und Ueberfall, so flüchtete Alles den Thurm hinauf, zog die Leiter nach und wehrte sich, so gut es ging, gegen Diejenigen, die heraufkommen wollten. Ein paar Tage konnte man sich in einem solchen Thurme schon halten, und mußte der Feind abziehen, so wurde die Leiter wieder hinunter gelassen, die Eingeschlossenen, oft von Durst und Hunger arg Gequälten, stiegen herab und sangen Loblieder dem himmlischen Erretter.

Außer solchen Gefahren gab es auch andere schwere Zeiten, wo die Mönche Hohn und Feindschaft der Umwohnenden und hinter ihrem Zaun Hunger und Nöthe zu ertragen hatten. Oft standen sie angstvoll in den tiefen Wäldern, und harrten umsonst auf freundliche Zuträger, mußten sich selbst vor den Pflug spannen oder sich aufmachen, trockene Waldkost zu suchen. Natürlich trachteten sie danach, sich aus der Umgegend regelmäßige Beiträge an Korn oder Vieh zu sichern.

Hatten sie in solcher Weise einige Jahre ausgedauert und mancherlei Trübsal überstanden, so war gewöhnlich ein ansehnlicher Theil Landvolks für das Christenthum gewonnen, und selten fehlten ein paar mächtige Herren oder vornehme Frauen, an denen die Ansiedlung aufopfernde Helfer und Freunde fand. Statt der Beiträge zum Unterhalt erhielt das Kloster jetzt Höfe und Forsten, Mühlen und Wälder geschenkt. Alsbald wurde ein steinernes Kirchlein und ein großer Brüdersaal gebaut nebst Stallung, Scheunen, Back- und Wohn-

haus, und oben am Thurme ein paar Glocken aufgehängt, die einen fröhlichen Schall gaben.

Unterdessen waren Abt und Mönche auch mit Land und Leuten auf zehn Stunden in der Runde näher bekannt geworden. Wo gutmüthiges Volk wohnte oder eine fruchtbare Wildniß lag, um welche sich Niemand kümmerte, da wurde eine Zelle angelegt. Der Abt schickte drei oder vier Mönche hin, die sich ein Kirchlein oder ein paar Hütten von Holz und Lehm baueten und mit Birkenrinde bedeckten. Bäume fällen, den Boden fruchtbar machen, ihn graben und pflügen, Säen und Pflanzen war ihr Tagewerk, ihre Erholung Gesang und Messe im hölzernen Kirchlein, ihre größte Freude ein fruchtreiches, religiöses Gespräch mit Nachbarleuten, die herbeikamen zu schauen, was die fremden Männer Wunderliches vollführten. Vom Kloster aber wurden die Einsiedler, wo es Noth that, mit Jungvieh, Feldfrüchten und Rauchfleisch unterstützt, Knechte und Genossen ihnen nachgeschickt.

Solcher Zellen gab es mehrere zwei oder drei oder fünf Stunden vom Kloster entfernt. Man nannte sie nach dem ersten Hauptbegründer, z. B. Rupoldszelle, Ditramszelle, Paulinzelle, oder nach dem Namen ihrer Kirchenheiligen, z. B. Martinszelle, Linhardszelle, Maximilianszelle, oder nach besonderen Eigenthümlichkeiten des Orts, z. B. Hirschzelle, Krugzelle, Rauchenzelle. Dies Einsiedlerleben in Waldöden hat sich damals tief in die Anschauung und das dichtende Erzählen des Volkes eingesenkt. Das Glöckchen aber, welches die Neubekehrten zum Gottesdienste rief, wurde gewöhnlich das Vorzeichen, daß später auf dieser Stelle eine Pfarrkirche mit Glockenthurm zu stehen kam.

Häufig baueten auch die Grundeigenthümer für ihre Familie und Leute ein Bethaus oder Oratorium, oder auch ein öffentliches Kirchlein, zu welchem nach und nach eine Gemeinde sich einfand und mehrte, so daß es zur Pfarrkirche erwuchs. Wer Christ geworden, konnte zu Gebet und Sakrament die Kirche nicht entbehren. Söhne von wohlhabenden Hofbesitzern, die vom Christenthum in der Seele ergriffen wurden, oder die im Kloster ihre Erziehung bekommen hatten, baueten sich auch wohl selbst eine Zelle in der Waldeinsamkeit. Oder es gaben größere Grundherrn einen gewitzten Knecht frei, ließen ihn im Kloster ein oder zwei Jahre studiren, d. h. Lesen und die Liturgie

lernen, dann zum Priester weihen, und errichteten ihm auf ihrem Gute ein Kirchlein, damit er bei ihnen als Priester und Seelsorger walte. Fürstliche Herren aber sorgten auch für ihre Leute, — so hießen mit einem Gesammtnamen alle Pächter, Hörige und Leibeigenen — und gründeten ihnen in der Mitte ihrer großen Ländereien eine Pfarrkirche, die man zum Unterschiede von Hof- und Klosterkirchen eine Leutkirche nannte.

Fand sich nun in einer Landschaft eine Anzahl solcher Zellen und Kirchen zerstreut, so dachte man in der Regel am Hauptorte ein Bisthum zu errichten. War dies gegründet und mit Gütern wohl ausgestattet, so durfte das Christenthum für gesichert gelten. Der geistliche Fürst war der königlichen Hülfe gewiß, und in seiner Pfalz und Nachbarschaft hatte er kriegerische Mannen, die stets zum Aufsitzen bereit waren. Die Zellen erschienen gleich wie kleine vorgeschobene Posten, — ihr verschanzter Rückhalt war das Kloster, das sie mit Zufuhr versah, — der Bischofsitz aber die große Festung, von welcher aus das Gebiet vertheidigt wurde. Eine Landschaft nach der anderen wurde in solcher Weise von den Vorkämpfern des Christenthums eingenommen und besetzt.

War aber ein Bischof in der Nähe, so hörte allmählich das freie Verfügungsrecht über die Guts- oder Hofkirchen auf. Er litt nicht mehr, daß man gelegentlich, wenn es viel Heu gab, es darin ablagerte, noch weniger, daß der Gutsherr, der die Kirche gebaut hatte, oder sein Erbe aus den Opfergeldern der Gläubigen sich ein Einkommen machte. Der Besitzer wurde vielmehr genöthigt, den Priester mit festen Einkünften zu versehen, und durfte keinem Christen mehr die Theilnahme am Gottesdienste verwehren.

Aus der öffentlichen Mark ließ sich, wozu die Einwilligung von den Markgenossen leicht zu erhalten, soviel an Ländereien herausschneiden, daß die Pfarre ihr dauerndes Eigenthum bekam. Aeußersten Falls mußte der ganze Gau dazu beitragen, weshalb Kirchen auch wohl den Namen des Gaues erhielten, wie die Heisterkirche, oder neben dem Dom oder der Bischofskirche sich, wie in Paderborn, eine Gaukirche erhebt. Für diese war erst recht die Stätte dort angewiesen, wo der Gau sich von uraltersher zu Rath und Gericht versammelte. Kaum aber wird es auch sonst in Deutschland eine althergebrachte Gerichts- und Versammlungsstätte gegeben haben, auf

welcher sich nicht bei guter Gelegenheit auch ein öffentliches Kirchlein eingestellt hätte.

Eilftes Kapitel.

Uebergang zum Christenthum.

1. Zeitstufen.

Wichtiger und wohlthätiger, Sitte und Seele tiefer ergreifend, hat es für unser Volk kein Ereigniß gegeben, als die Annahme des Christenthums. Dieses brachte Kultur und war selbst höchste Kultur, weil es für der Völker Glückseligkeit und gesellige Bildung nichts Höheres giebt, als die Durchführung des Gebotes: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst. Schöner kann keine Kultur erblühen, als wenn evangelisches Christenthum sich mit Kunst und Wissenschaft vermählt. Jedoch nur in den germanischen und romanischen Ländern entfaltete sich das Christliche zu herrlichem Leben, während es im Orient sehr bald einen kindlichen, man möchte sagen, greisenhaften Zug annahm, voll Buß- und Einsiedlerideen unter Verzichtleistung auf ernsten Lebenskampf. Deshalb konnte es dort auch keine kräftige Völkerkraft heranbilden, die tüchtig genug, um dem Islam, der doch um so viel roher und gemeiner, zu widerstehen.

Es war aber das Christenthum eine Religion der Herzensklage, der scharfen Vernunft und der höchsten Phantasie, nicht eine Religion sinnlicher Anmuth und Genüsse. Langsam wandelt es deshalb den Gläubigen um in seinem Empfinden, Denken und Wünschen, und stellt ihn vor die Aufgabe einer unendlichen Folgereihe von geistiger und geselliger Entwicklung. Es braucht gar lange, um Völker und Zeiten zu durchwachsen, eben weil es in die Tiefe und Höhe geht und eindringend in Gemüth und Streben eine andere dauernde Grundfärbung hervorbringt. Nur in jenen Kreisen und Gegenden, über

welchen die Ideen schwebten, aus welchen sie entstand, in Syrien, in Aegypten, Kleinasien und Griechenland, konnte die christliche Lehre rasche Eroberungen machen, außerdem geschah das noch bei Indianern auf den Inseln des stillen Ozeans und in Südamerika, — allein, wo sind ihres Christenthums Heilsfrüchte? Was hat die Welt von ihnen gehabt, oder vielmehr, wo ist eine Spur von ihnen geblieben? Oder man lasse sich mit nordamerikanischen Wilden, mit Negern oder selbst Chinesen, die Christen geworden, in ein Gespräch ein und forsche tastend und vorsichtig, bis sich der letzte Grund ihres Ahnens und Denkens erschließt, und man wird sich wundern, wie wenig Tiefe dort zu finden und welch ein seltsames kindisches keimloses Gemenge.

Je fester und je innerlicher eine Nation ist, um so größeren Zeitraum bedarf es, um sich für das Christenthum so zu erwärmen, daß es Heil und Frucht bringe, — stets natürlich mit Ausnahme einzelner genialer Menschen, die soweit vor anderen bevorzugt sind, daß sie für große Zwecke wie von einer plötzlichen Begeisterung und Helligkeit erfüllt werden. Die Germanen-Religion konnte nur allmählig geschwächt, zersetzt, abgetödtet werden, und es brauchte viel äußere Mittel dazu. Der alte Glaube glich einem grauen felsigen Grunde, der mit eisernen Hacken und Pflügen angegriffen wird, damit er Ackerland werde. Wenn er schon längst von Gebüsch und Bäumen übergrünt ist, geht unter ihrer Hülle nur langsam das Zerbröckeln und Verwittern vor sich. Moos und Baumwurzeln dringen hinein, das Eis sprengt in den Spalten und Ritzen, fruchtbares Erdreich wird unaufhörlich zugetragen: aber noch lange giebt der felsige Grund sich zu erkennen in allerlei Kies und Steinbrocken.

Außer längerer oder kürzerer Vorbereitungszeit, in welcher, wie Lichtstrahlen in der Morgendämmerung, bald hier bald dort eine christliche Anregung umher flog, bedurften, wie es scheint, die Romanen und Kelten des römischen Reichs, um von der Sonne des Christenthums erhellt zu werden, der Bekehrungsarbeit etwa drei Menschenalter oder hundert Jahre. Bei den Germanen waren fünf Menschenalter oder anderthalb hundert Jahre nothwendig, und zwar folgen sich die fünf germanischen Hauptstämme ungefähr in gleichen Abständen.

Zuerst wurden die Gothen vom Christenthum erfaßt. Wieviel Zeit es nöthig hatte, ihrer vollständig Herr zu werden, läßt sich bei dem Mangel bestimmter Nachrichten nicht feststellen: wohl aber wissen

wir von langwierigen Kämpfen mit den Anhängern der alten Religion auch bei Gothen. Die Franken in Gallien haben ihre besondere Bekehrungsgeschichte, die erst dann als vollendet zu betrachten, als sie anfingen, sich ernstlich der Verbreitung des Christenthums jenseits des Rheins anzunehmen. Bei den Süd- und Mitteldeutschen aber hat eine ohne Stillstand fortschreitende Bekehrung erst mit der Ankunft der Schottenmönche begonnen und war mit dem Abschluß der Kirchenverfassung durch Bonifaz und Pipin beendigt. Die Norddeutschen dagegen verharrten bei der Religion ihrer Vorfahren solange, bis das erbarmungslose Schwert Karl des Großen über ihren Gauen blitzte. Anderthalbhundert Jahre später, als die Sachsen, erlebten die Dänen, Schweden, Norweger und Isländer, nachdem auch dort eine lange Vorbereitungszeit vorausgegangen, ihre Bekehrungsepoche. Will man diese Zeiträume ungefähr nach Jahren feststellen, so fällt der Uebergang zum Christenthum bei den Franken in Gallien in die Zeit von 500 bis 650, bei den Süd- und Mitteldeutschen von 600 bis 750, bei den Norddeutschen von 750 bis 900, bei den Dänen und Skandinaven von 800 bis 950.

Für Deutschland war das sechste Jahrhundert recht eigentlich eine Zeit der Vorbereitung für die Aufnahme der Heilslehre, die Zeit stillen Einsickerns christlicher Gesinnung, der überhandnehmenden Zweifel an der Religion der Vorfahren, der erwachenden Sehnsucht nach Gewißheit und Erlösung. Damals gab es außerhalb des früher römischen Gebietes nur ganz vereinzelte Punkte, wo ein Häuflein oder eine Familie Christen wohnte. Selbst in den breiten Landstrichen, welche einst die Römer vom deutschen Boden besaßen, hätte man bloß in der Umgebung der von ihnen angelegten größeren Städte Christenwohnsitze heller hervorheben können. Wohl aber gab es gewiß aller Orten zerstreut Männer und Frauen, welchen die alte Religion nicht mehr genügte, und welche es wenigstens ahnten, daß kein schöner frischer Lebenshauch mehr darin vorhanden, und daß sie nur noch sich vergröbern und nicht mehr veredeln könne.

In die nächsten hundertfünfzig Jahre, nämlich das siebente Jahrhundert und die erste Hälfte des achten, fällt hauptsächlich die Verbreitung des Christenthums über Deutschland. Diese Epoche, die für das ganze Leben der Nation am bedeutsamsten ist, wird in unsern Geschichtsbüchern am kürzesten behandelt. In dieser Zeit

erhellte sich die Landkarte und die schwarzen und grauen Stellen bildeten nach und nach die Ausnahme.

Jedoch machten sie sich noch sehr bemerklich, und tiefschwarz erschien das ganze sächsische Norddeutschland. Das änderte sich vollständig erst in den darauf folgenden achtzig Jahren der drei ersten Karolinger-Könige, — Pipins, Karl des Großen und Ludwig des Frommen, — die Bekehrung war Sache des Staates, der weltlichen Regierung geworden.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts erschien ganz Deutschland, soweit keine Slaven wohnten, hell und weiß, freilich war das Weiße auf breiten Flächen nur obenhin verdeckend über den schwarzen Untergrund gelegt.

2. Innere Kämpfe.

Den Verkündigern des Evangeliums gereichte nichts mehr zum Vortheil, als die Zersetzung und Selbstauflösung, die zu Ende der Völkerwanderungszeit, wie oben im letzten Kapitel des zweiten Buches geschildert worden, im germanischen Götterglauben eingetreten war, und in Deutschland um so mächtiger wurde, je enger und lebhafter die Reichsverbindung mit Gallien sich gestaltete. Der Boden war erweicht und gelockert, um die Heilssaat aufzunehmen.

Nachdenklichen Gemüthern löseten sich, als die Predigt der Glaubensboten zu ihnen drang, jetzt die dunklen Räthsel, über welche sie nachgesonnen. Da brach ja sichtlich die Götterdämmerung herein, das Dasein Wodans und Thors und all der hohen Asen zerrann vor dem alleinzigen Gott und seiner Gewalt und Herrlichkeit. Wenn Gott aber in seiner Allmacht und Güte bestand, so mußte er auch der Schöpfer und Lenker des Weltalls sein, eine Anschauung, zu welcher die germanische Religion nicht vorgedrungen. Wie durfte dagegen ein Sterblicher auf seine eigene Kraft und Stärke pochen, da sie an einem Steinchen zerschellen konnte! Ergeben mußte sich der Mensch demüthig und kindlich in Gottes Willen, dann fühlte er wie vom Himmel herabfließend Trost und Frieden in der eigenen Brust.

Die große Masse aber, die zum rohen Aberglauben herabgesunken, hatte zu oft erfahren, wie wenig Vertrauen die alten Götter

und Geister verdienten: weder Gelübde noch Anrufungen, noch Zauber und Beschwörung wollten helfen. Um so unwiderstehlicher mußte das Mißtrauen gegen sie um sich greifen, je lauter nun die christlichen Prediger und Neubekehrten über der Götter Ohnmacht und Nichtigkeit eiferten.

Es gab aber zwischen der alten und neuen Religion manche Seiten, auf denen sie sich berührten. Die alte hatte soviele göttliche und halbgöttliche Wesen und ließ deren Natur so unbestimmt, daß in der Vorstellung neue sich leicht einfügten. Umgekehrt waren die germanischen Göttergestalten mit ihrer ganzen Gewalt und Eigenthümlichkeit tief in Sinn und Seele festgewurzelt, ihre Umrisse wenigstens konnten nicht so bald erlöschen. Wenn aber die fremden Prediger sahen und hörten, wie die Leute mit diesen Göttern und Koboldcn noch immer in ihrem Geiste so viel zu schaffen hatten, wie sie anschaulich von deren Thun und Treiben erzählten, so konnten sie selbst dem Glauben an das wirkliche Dasein sich nicht entziehen. Natürlich mußten die germanischen Götter jetzt Dämonen oder Truggestalten des Teufels werden. Nur Gebildetere unter den fremden Priestern kamen auf den Gedanken: jene Götter und Geister müßten, weil gar so fest an sie geglaubt wurde, wohl einst bedeutende Männer gewesen sein, die in Geschichte und Andenken ihres Volkes sich tief eingeprägt hatten.

Vortrefflich paßte auch zu dem Glauben an geheime Kräfte und an den Zauber, mit welchem man sie sich dienstbar machte, die Vorstellung von den magischen Kräften, die da wirkten in Kreuzzeichen, Segen, Weihwasser, Glockenklang, Anstecken geweihter Kerzen und in der Reliquien endlosen Menge. Der Hauptgedanke, welcher die meisten Germanen in Religionssachen beschäftigte und beunruhigte, war die Frage: ob der Christengott nicht stärker und gewaltiger, als ihre eigenen Götter? Diese Frage mußte in ihnen keimen, als sie erfuhren, der römische Kaiser mit all seinen Heermeistern bekenne sich zum Christus; sie mußte sie ergreifen, als ihnen das große Beispiel der Gothen vor Augen trat, welche die halbe Welt eroberten, als sie Christen geworden; sie mußte wiederholt anklopfen, als die christlichen Franken ihnen so stolze Heere, so glänzende Waffenpracht, so viele Männer großen Wissens sandten. Im Tosen der Feldschlacht, auf wildem Meer, in häuslichen Aengsten einen mächtigen Helfer zu be-

sitzen, das erschien von allergrößtem Werthe. Von den Christen wurde, wo irgend Günstiges einem ihrem Glauben Zugeneigten widerfuhr, es sogleich als Wunder, als unmittelbare Einwirkung Gottes und seiner Heiligen ausposaunt. Traf es sich dann einmal, daß im Drange der Noth Einer den Christengott anrief, und Rettung fand, so hielt er es für Pflicht, sich taufen zu lassen. Das Gebet Chlodwigs in der Allemannenschlacht ist bekannt.

Andere führte Vernunft und Nachdenken zu gleichem Ergebniß. Deutlich giebt sich das in der Rede des großen Norwegerkönigs Harald Harfagr zu erkennen, der also sprach: „Weil ich mir nun das vorgenommen habe, daß ich Alleinherrscher über Norwegen werde und alle anderen Könige mir unterwerfen will, die bisher mächtig und gewaltig waren, so will ich Alles in Dessen Schutz thun, der der Mächtigste ist und Alles beherrscht. Niemand soll mir auch als Freund innerlich nahe treten, der einen andern Gott verehrt, als Diesen; denn ich glaube als gewiß einzusehen, daß mir und anderen ein solcher Gott nicht helfen kann, der selber kein größeres Reich hat, als einen Stein oder Hain. Ich bin blos ein Mensch und weiß es, daß ich sterben muß, wie andere Menschen, und ich bin mir doch eines überbegehrlichen Sinnes bewußt; wüßte ich aber, daß ich ewig leben sollte, wie ich weiß, daß Gott lebt, so würde ich keine Ruhe haben, bis ich die ganze Welt unter mir und meiner Herrschaft hätte. Darum ist es wegen dieser Götter zu merken, wenn sie einige Göttlichkeit und Kraft in sich hätten, so würden sie sich nicht damit begnügen, ein so kleines Reich zu regieren, einen Stein oder ein Wäldchen. Darum soll jeder vernünftige Mensch einsehen, wenn er nur überhaupt einige Vernunft besitzt, daß Der allein der wahre Gott ist, der alle Dinge geschaffen hat; deshalb will ich, so lange ich lebe, dahin trachten, daß, wie mein Sinn dem Gotte anhängt, der mächtiger ist als Alles, so auch ich erwarten darf, durch seinen Schutz mächtiger zu werden, als alle die Gaukönige, die jetzt in Norwegen sind."

Im hohen Grade aber wurde der Uebertritt zum Christenthum erleichtert durch die zuvorkommende Nachsicht und Duldsamkeit, welche die Christenlehrer gegen die religiösen Sitten und Gewohnheiten der Germanen sich zur Pflicht machten. Wenigstens der Regel nach waren sie gern zufrieden, wenn Einer nur die Taufe nahm, einerlei was er glaubte, oder die christlichen Bekenntnißworte nachsprach, oder auch

nur das Kreuzzeichen machte. War er nur erst äußerlich der Kirche verknüpft, so durfte man zuversichtlich hoffen, daß sie allmählich ihn und sein Haus zu sich heranziehen, und den inneren Widerstand der Gemüther besiegen werde.

Für diesen Widerstand gab es Ursachen, die wie mit eisernen Klammern in Herz und Hirn festsaßen. Das Christenthum forderte zuviel, was dem germanischen Sinn und Sein widerstrebte.

Kämpfen für sein Volk und sein Geschlecht, mit dem Tode seine Treue besiegeln, ihre Ehre und die eigene als das Höchste halten, in Ruhm strahlen als der Tapferste und Gescheidteste, — das schien bisher des Lebens und Strebens werth. Und jetzt sollte der Mann seinen Stolz brechen, in Demuth arbeiten, sanftmüthig vom Feinde sich alles gefallen lassen, nichtmal Blutrache mehr üben, — das erschien vielen gar zu niedrig und gemein.

Und war es nicht verdammliche Untreue gegen Heimath und Sippe, nicht blanke Verachtung der verehrten Ahnen, wenn man von ihrer Religion sich abwendete? Dann erschien ja die ganze herrliche Götter- und Heldensage ihres Glanzes entkleidet, und das alte heilige Herkommen und Recht entwurzelt und entblößt.

Wenn nun doch die Götter trotz allem, was die Christen gegen sie sagten, im Geheimen Leben und Macht hatten, so konnte ihre Rache nicht ausbleiben an dem Abtrünnigen, der Treue und Ehre zu Boden warf.

Und dann, wie schwer wurde es Germanen, deren geistiges Wesen auf Untersuchen und Ergründen, nicht auf Glauben angelegt ist, unbegreifliche Sätze in sich aufzunehmen, wie den Glauben an einen Gott, der trotz seiner Göttlichkeit schmählich sich habe hinrichten lassen und jetzt in der Dreieinigkeit mit den beiden andern Gottheiten nur eine einzige bilde!

Warum auch sollte, was stets als Recht erschienen war, auf einmal Sünde sein, wie Roßbraten essen, eine Blutsverwandte heirathen, ein verkrüppeltes Kind aussetzen?

3. Anziehungskräfte.

Solche Verhandlungen für und wider wurden in den Häusern und Zusammenkünften lebhaft geführt. Die Anhänger des alten Her-

kommens wurden, je mehr man sie angriff, um so finsterer und grimmiger. Es hagelte Spottworte von beiden Seiten, mitunter flogen auch wohl die Schwerter aus der Scheide. Ehe solche innere Kämpfe in den Gauen und Stämmen erloschen, mußten Geschlechter wachsen und vergehen. Nichts wäre ungeschichtlicher, als die Vorstellung, die christliche Wahrheit habe wie mit allsiegender Gewalt das deutsche Volk in Masse bezwungen. Die wichtigste Thatsache in der deutschen Kulturgeschichte, der Uebergang zum Christenthum, setzte sich vielmehr aus zahllosen kleinen Thatsachen zusammen, die sich ein paar Menschenalter hindurch an einander ketteten und mehr auf Zwang und Sichgehenlassen, als auf Erkenntniß und Ueberzeugung beruhten. Aeußere Nöthigung und leise Zugkraft war viel häufiger, als innere das Schwergewicht, welches mit jedem neuen Menschenalter die Wagschale tiefer zog zu Gunsten der Heilslehre.

Weit überwiegend fällt das Verdienst dieser Umwandelung den Klöstern zu, insbesondere denen, deren Bewohner in heiliger Begeisterung die ersten Zellen erbaueten. Ihr Anfang hieß Noth und Darben, ihr Tag war Arbeit und Bedrängniß, ihr Erfolg aber zuletzt unausbleiblich. War nach langem Suchen und Tasten festes Dach und Fach erworben, so begann das kühne Werk der Bekehrung. Am hellen Tage legte man Hand an die Heiligthümer des Volkes, die Bilder wurden umgestürzt, die heiligen Bäume abgehauen, in den heiligen Quellen Gewand gewaschen. Das machte gewöhnlich tief erschütternden Eindruck: die Götter bewiesen sich als schwach oder feige, das Schlimmste, was ihnen begegnen konnte. Der Gott, welchen die fremden Männer verkündigten, war der Stärkere. Das Volk wurde in seinem Innern betroffen und fing an zu horchen und zu denken, wenn Jene erschienen, wo man sich im Freien versammelte, und öffnete die Thüren, wenn sie um Eintritt baten. Die erhabenen Lehren vom allmächtigen und allgütigen Himmelsvater und Weltenlenker, — von seinem Sohn, der in niedriger Hülle auf Erden erschien, um die unglücklichen Menschen von Seelenleid und unheimlichen Gewalten zu erlösen, — von Nächstenliebe, Kindesgehorsam, Erbarmen gegen alle Geschöpfe, — vom jüngsten Gericht, ewiger Seligkeit oder Höllenstrafe, — diese Ideen faßten Boden in den lernbegierigen Seelen und fingen darin an zu keimen und zu treiben. Man wurde aufmerksamer auf den Charakter, auf Thun und Treiben dieser Pre-

diger. Die Männer bekamen Achtung vor dem kühnen Muth, mit welchem Jene die Wildniß durchzogen, allen Gefahren trotzten und ihr Brod selbst mit harter Arbeit verdienten: die Frauen fühlten sich zu ihnen hingezogen, wenn in der Spinnstube mancherlei erzählt wurde von der Fremden sanftem, demüthigen Wesen, das Liebe und Güte athme. Hier und da zeigte sich bereits ein Häuflein, eine Familie, ein vornehmes Geschlecht geneigt dazu, sich im Christenthum unterrichten zu lassen. Insbesondere wußten die Glaubensboten begabte Knaben und Jünglinge an sich zu ziehen und ihnen ihren Feuereifer wie ihre Weltanschauung einzuhauchen.

Wenn alsdann durch Beiträge und Mithelfer der Gläubigen und Zugeneigten, noch öfter durch Unterstützung der Freunde draußen ein Kirchlein stattlich erbaut war, dann blieb niemals die Wirkung der Reizmittel aus, die im christlichen Gottesdienste selbst lagen. Der Germanen Verehrung des göttlichen Wesens war ja die Einfachheit selbst: sie fühlten sich angeweht von Gottesnähe im geheimnißvollen Rauschen des Waldes; sie sahen im blinkenden Springquell die wunderbare Gotteskraft aus dem Erdinnern hervordringen; sie tranken ihrer Götter und Freunde und der heimgegangenen Gefährten Minne bei fröhlichem Gelage und sangen Hymnen und Lieder zu ihren Ehren; sie machten Gelübde, um sich höherer Hülfe zu versichern und die eigene Spannkraft zu erhöhen: allein des eigentlichen Gottesdienstes entbehrten sie, sie hatten keine Geheimnisse, keine Wunder, keine Sakramente. Hier war eine weite Leere, in welche sich der christliche Gottesdienst hineinstellte. Anfangs erschien er ihnen als geheimes Zauberwirken und erfüllte die Einen mit Mißtrauen, die Andern mit Verlangen. Wie aber sollten sich endlich kindliche Gemüther nicht hinreißen lassen, hörten sie die Glocken tönen und hallen, lieblichen Chorgesang sich erheben, dann der Orgel wogende Tongewalt, und sahen sie durch die Weihrauchwolken, welche die Kirche anfüllten, die Lichter blinken am Altar und den Priester in schimmernden Gewändern, wie er bei goldenen Büchern und silbernen Gefäßen sich bückte und kniete und allerlei Gebärden machte.

Allein es fand auch der nüchterne Verstand seine Rechnung. Jeder Eingesessene des Gaues, der mit dem Lande es gut meinte, mußte sein Wohlgefallen daran haben, wie die Mönche besseren Feldbau trieben und neue Getreidearten kommen ließen, wie ihr Viehstand

musterhaft, ihr Garten mit wohlschmeckendem Gemüse und bisher unbekannten Obstbäumen besetzt war. Bei diesen Fremden konnte man lernen, wie ein Gebäude fest und wohnlich aus Holz und Steinen mit Thür- und Bogenfenstern zu errichten. Sie trieben jedes Handwerk trefflicher, als man es in Deutschland konnte, vom Brodbacken und Bierbrauen an bis zum Ledergerben und Faßbinden. Die ganze Umgegend spürte den Vortheil davon. Auch war nicht gering anzuschlagen, daß der Landfriede weniger als früher durch Streit und Fehde zerstört wurde, die Arbeiten auf dem Felde regelmäßiger ihren Gang gingen, die Leute überhaupt ruhiger und ordentlicher wurden. Im Kloster fand man guten Rath in Schwierigkeiten, Arznei bei Lähmung und Siechthum, Trost in Unglücksfällen. Wie großen Gewinn endlich mußte das Land davon haben, wenn in dem Kloster Schulen eingerichtet wurden und durch sie von dem neuen Wissen, welches die Mönche besaßen, sich dem Lande etwas mittheilte!

Kurz, die geistige Ueberlegenheit der Christprediger verschaffte ihnen Duldung, Achtung, Freundschaften aller Art auch da, wo ihre Religion keine Anziehungskraft übte. Das Kloster wurde über kurz oder lang der bedeutendste Richt- und Lebenspunkt für eine weite Umgegend: von ihm wurde in allen Häusern und Versammlungen am meisten gesprochen, von ihm ging auch am häufigsten Anregung und Antrieb aus.

4. Nöthigung.

Mehrten sich nun die Bekehrten und Gönner, so kam in der Regel die Hauptfrage in der Gau- oder Landesversammlung zur Entscheidung. Die Mönche, die auf allen Höfen und Burgen gut Bescheid wußten, schulten und zogen sich eine ergebene Partei, die am rechten Tage in der Versammlung auftrat. Alle Anhänger und heimlich Geneigten hatten dann ihr Losungswort. Ganz besonders kam es darauf an, die alten mächtigen Familien zu gewinnen oder doch zu begütigen. Nach ihrem, seiner gewöhnlichen Führer, Ausspruch richtete sich das Volk. Erklärten jene sich zu Gunsten der Insassen des Klosters und ihres mannigfaltigen Vorhabens und Beginnens, so hielt sich das Volk der Treue gegen die Religion seiner Vorfahren, der

Einzelne der Treue gegen sein Geschlecht entbunden. Vielleicht kam es in der Versammlung zu wilden Auftritten und war an eine Entscheidung, daß das Christenthum die bessere Sache sei, noch nicht zu denken. Gewonnen war aber schon viel, wenn die Mehrheit den Ausspruch that, seine Prediger und Bekenner seien zu dulden und nicht zu beunruhigen. Ihre Sache war die des Friedens, der Bildung, ja der größeren Vornehmheit — das verfehlte niemals seine Wirkung.

So etwa vollzog sich der Uebergang zum Christenthum, wenn volle Freiheit waltete, obgleich auch schon in der Entscheidung der Landgemeinde eine stille Nöthigung lag. Diese aber trat offen hervor für alle Hörigen und Leibeigenen, die auf Kirchengut wohnten. Sie allein schon machten einen beträchtlichen Theil des niederen Volkes aus, da die Besitzungen der Kirchen und Klöster oder vielmehr ihrer heiligen Schutz- und Namengeber im Himmel maßlos anwuchsen. Traten Fürsten oder Vornehme zum Christenthum über, so bezeugten sie es regelmäßig durch große Landschenkungen. Kein Lite, der einen nun der Kirche zinsenden Hof bebaute, hätte in Feindseligkeit gegen das Christenthum verharren dürfen, mindestens mußte er sich regelmäßig beim Gottesdienste zeigen und seine Kinder zur Taufe schicken.

Freie und Unfreie aber konnten sich nur schwierig auf die Länge einer Nöthigung entziehen, wie sie von Bischöfen oder von Fürsten oder von fränkischen Königen ausging. Denn wo immer Christen die Macht dazu hatten, waren die Meisten gegen Andersgläubige jeden Augenblick zur Gewalt oder Unterdrückung bereit, und zwar nicht entfernt deshalb, weil die christliche Lehre selbst dazu antrieb, sondern weil sie ihren innern Stolz und Adel so sehr erhöhte und verstärkte, daß sie alles, was Heidenthum war, geringschätzig behandelten.

Die größten christlichen Gemeinden gab es in den Bischofsstädten. Sie nahmen fort und fort zu, da Handel und Gewerbe an diesen Orten am lebhaftesten betrieben wurden oder Ansiedler herbeizogen. Der Bischof aber, der gebietende Herr in der Stadt, hätte Niemand darin gelitten, der sich vom Gottesdienste ausschließen wollte. Dieser entfaltete sich in hochräumigen Kirchen mit prunkenden Geräthen und Gewändern, mit prachtvollen Umzügen, mit herrlichem Chorgesang. Auch auf dem Lande, soweit sein Sprengel ging, konnte ein Bischof seinen Willen geltend machen durch verschiedene Mittel. Uebte er nicht selbst gräfliche Gewalt, so mochte der Graf sich seinen Weisungen

schwerlich entziehen. Denn gewöhnlich hatte kein Anderer größeres Ansehen bei Hofe, als der Bischof, und das christliche Bekenntniß galt als Bedingung und als Ausdruck der Königstreue.

Dies galt auch von den Fürsten oder Herzögen, welche durch Friedensverträge, Heirathen, Ehrengeschenke oder Verleihungen den Königen sich verknüpft hatten. Durch nichts Anderes konnten sie ihre Zustimmung zur Verbindung mit dem Frankenreich besser darthun, als daß sie in ihren Landen das Christenthum zum Siege und zur Alleinherrschaft führten. Sie selbst aber bedurften allezeit und noch mehr dann, wenn durch ihren Uebertritt zur Macht und Religion der Franken ihr altgewohntes Verhältniß zu ihren Landesgenossen erschüttert war, unter denselben einer starken und sicheren Partei. Diese konnte alsdann nur aus Christen bestehen, deren Bekenntniß mußten also ihre Hof-, Amts- und Gefolgsleute wie die Bebauer ihrer Höfe und Ländereien annehmen.

Für den fränkischen König aber wurde, wie wir alsbald näher sehen werden, der christliche Verband seit der Mitte des achten Jahrhunderts immer mehr gleichbedeutend mit dem Reichsverband. Wer sich dagegen sträubte, den traf die Schärfe des Schwertes. Ganz Norddeutschland ist nur mit dem Schwerte bekehrt worden. Viel Gräuliches ist uns aus den Sachsenkriegen berichtet: in der Wirklichkeit handelten die Franken wohl noch ärger. Sie hatten lange genug durch Uebermuth und Raubsucht der Sachsen gelitten: schon gleich nach Chlodwig begann der unaufhörliche blutige Grenzkampf, durchgeführt mit allen Mitteln der Predigt, der Verführung, der Gewalt. Güterraub, Enterbung, Erhebung des Adels über die Gemeinfreien, das Asylrecht der Kirchen auf's Weiteste ausgedehnt, Zwangstaufe, und für den Rückfall in's Heidenthum Todesstrafe, — das waren die fränkischen Bekehrungsmittel, das mildeste Ansiedlung und Beschirmung christlicher Missionen. Wir haben bereits oben, wo von den angeblichen Menschenopfern der Germanen die Rede war, ein paar der harten Gesetze kennen gelernt, die im Jahre 785 auf dem Reichstag zu Paderborn wider die Sachsen erlassen wurden: das ganze Kapitulare trieft von Blut. Wer sich nicht taufen lassen will und verbirgt, soll sterben. Wer ohne Noth in den vierzigtägigen Fasten Fleisch ißt, soll sterben. Wer in Gemeinschaft mit Andern den Christen Feindschaft gelobt, ja, wer nur beistimmt, soll sterben. Wer mit Ge-

walt in eine Kirche dringt, oder etwas aus ihr raubt oder stielt, soll sterben. Wer noch bei Quellen, Bäumen oder Hainen oder nach heidnischem Gebrauch hier opfert, oder zur Ehre der Götter ein Mahl hält, zahlt schwere Buße. Alle Kinder sollen im ersten Lebensjahr getauft werden: Eltern, die sie nicht zur Taufe bringen, erleiden schwere Buße. An Sonn- und Festtagen müssen Alle in der Kirche erscheinen und darf weder Gericht noch Versammlung stattfinden. Der zehnte Theil aller Gabe, Arbeit, Bußen und sonstigen Einkünfte gehört der Kirche. Jede Kirche soll außerdem Hof- und Land bekommen, und je einhundertzwanzig Freie oder Liten, die zu ihr gehören, müssen ihr einen Knecht und eine Magd abtreten.

Zwölftes Kapitel.

Religionsmischung.

Christwerden von außen nach innen.

Papst Gregor der Große, der die menschliche Natur und das langsam einschneidende Wirken der Gewöhnung kannte, schrieb an den Abt Melittus, einen der Vorstände der Glaubensboten, die er nach England zu den Sachsen geschickt hatte, wörtlich Folgendes: „Sagt dem Bischof Augustinus, was ich lange bei mir selbst überlegt habe, daß nämlich die Götzenhäuser bei diesem Volke durchaus nicht zerstört werden müssen, sondern es mögen die Götzenbilder selbst, welche darin sind, zerstört werden. Man schaffe Weihwasser herbei, sprenge es den Götzenhäusern an, errichte Altäre, lege Reliquien nieder; denn sind diese Götzenhäuser gut gebaut, muß man sie vom Götzendienste in den Dienst des wahren Gottes umwandeln, so daß, wenn jenes Volk sieht, daß diese selben Götzenhäuser nicht zerstört werden, es von Herzen den Irrthum ablegt und den wahren Gott erkennend und anbetend an den Stätten, die es gewohnt ist, um so vertrauter sich versammle.

Und weil sie viele Ochsen bei dem Götzenopfer zu schlachten pflegen, muß ihnen auch diese Sache zu irgend einer religiösen Feierlichkeit umgewandelt werden, damit sie am Tag der Kirchweihe oder des Geburtsfestes der heiligen Märtyrer, deren Reliquien dort niedergelegt werden, sich Hütten ringsum die Kirchen, die aus Götzenhäusern umgewandelt sind, von Baumzweigen machen und mit religiösen Gastmählern die Feierlichkeit begehen. Nicht dem Teufel mögen sie mehr Thiere opfern, sondern zum Lobe Gottes, zu ihrer Speise Thiere tödten und dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung danken, so daß sie um so leichter, indem ihnen äußere Lustbarkeiten bleiben, den innerlichen Lustbarkeiten beizustimmen vermögen. Denn harten Gemüthern auf einmal alles abschneiden, ist ohne Zweifel unmöglich, weil der, welcher einen Gipfel zu erklimmen strebt, in Schritten und Tritten, nicht aber in Sprüngen in die Höhe kommt." Der kluge Papst wußte wohl, nicht Götzendienst und Götzenopfer sei bei den Versammlungen die Hauptsache, sondern das gemeinschaftliche fröhliche Gelage im Gedenken der göttlichen Macht, welche das Weltall belebt.

Er hatte erkannt, daß die religiöse Grundidee wie das sittliche Gefühl der Germanen guter Boden sei, auf welchem sich das Christenthum ganz von selbst ansiedeln werde, sobald es, wenn auch nur erst äußerlich, ihnen zugebracht werde. Zu diesen Ansichten stimmte der riesenstarke Glaube, welcher die Verkündiger des Evangeliums an dessen unausbleibliche Heilswirkung beseelte. Es kam ihnen daher zunächst darauf an, daß ihre Zuhörer erklärten, sie wollten den Göttern absagen und durch die Taufe mit dem Christenthum in Verbindung treten. Einzeln oder auch in Gemeinschaft legten sie das Bekenntniß ab. Nach einer altsächsischen Formel lauteten die Worte:

„Entsagst Du dem Teufel?
Ich entsage dem Teufel.

Und allem Teufelsdienste?
Ich entsage allem Teufelsdienste.

Und allen Teufelswerken?
Ich entsage allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Saxnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.

Glaubst Du an Gott, den allmächtigen Vater?
Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater.

Glaubst Du an Christ, Gottes Sohn?
Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.

Glaubst Du an den heiligen Geist?
Ich glaube an den heiligen Geist."

Nachdem diese Sätze ausgesprochen waren, hauchte der Priester dem Täufling dreimal in's Gesicht und sagte dabei: „Weiche Teufel von diesem Ebenbilde Gottes, von welchem Du verworfen bist, und gieb Raum dem heiligen Geist!" Dann machte der Priester dem Täufling das Kreuzzeichen auf Stirn und Brust mit den Worten: „Empfange das Zeichen des Kreuzes unsers Erlösers Jesu Christi auf Stirn und Brust und im Herzen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Darauf folgte die Taufe an der nahen Quelle oder einem Flusse oder in der Kirche vor der Gemeinde, indem der Täufling entweder selbst im Wasser untertauchte oder mit Wasser übergossen wurde. Ganze Schaaren erhielten öfter in solcher Weise die Taufe.

Nun gehörten sie zur Kirche, d. h. sie kamen Sonn- und Feiertags die Messe anzuhören, welche wie die ganze Liturgie lateinisch blieb; es wurden ihnen die Fastengebote eingeschärft, und zu Ostern fand das öffentliche Sündenbekenntniß und das Abendmahl statt. Nicht auf Lehre und Predigt, nicht auf christliche Erziehung wurde Gewicht gelegt, sondern auf Gewöhnung an die Kirche und ihre Sakramente, — das war allgemeine Regel.

Das Aachener Konzil des Jahres 836 faßt in folgender Weise des Priesters Amtspflichten zusammen. „Der Priester soll von der Geburt eines Jeden an, der ihm angehört, diese Sorge tragen, daß nicht Einer von ihnen ohne die Wiedergeburt der heiligen Taufe sterbe. Nach dem Empfang der heiligen Taufe aber soll er nicht ohne Handauflegung des Bischofs bleiben, und dann werde er unterrichtet, das Gebet des Herrn und das Symbolum zu wissen. Danach aber werde er belehrt, wie er leben muß. Wenn er sich lasterhaft oder verbrecherisch zeigt, so sehe der Priester zu, wie er gebessert werde; wenn er aber krank darnieder liegt, daß er nicht der Beichte und des priesterlichen Gebets noch der Salbung mit dem geweihten Oel durch des Priesters Nachläßigkeit entbehre. Endlich wenn er das Ende herannahen sieht, so befehle er die christliche Seele dem Herrn seinem Gott

nach priesterlicher Weise mit dem Empfang der heiligen Kommunion und den Leib dem Begräbniß, nicht wie die Sitte der Heiden ist, sondern wie die der Christen."

Es ist uns eine Ermahnung an das christliche Volk in der deutschen Sprache des achten Jahrhunderts erhalten, die Wort für Wort also lautet: „Höret Ihr, liebste Kinder, die Regel des Glaubens, welche Ihr im Herzen festsitzend haben müßt, Ihr, die den christlichen Namen empfangen habt; das ist Kunde Eurer Christenheit von dem Herrn eingeblasen, von seiner selbst Jüngern gesetzt. Dieses Glaubens gewiß wenig Worte sind, außer daß große Geheimnisse darin sind befangen. Der heilige Geist hat gewiß den Meistern der Christenheit, seinen heiligen Boten, diese Worte diktirt in solcher Kürze, daß, was alle Christen zu glauben und auch alle Zeit zu bekennen haben, das möchten alle verstehen und im Gedächtnisse haben. Denn wie heißt sich der Mann einen Christen, der diese wenigen Worte des Glaubens, durch welche er geheilt sein soll, und durch die er genesen soll, und auch die Worte des Herrn-Gebetes, die der Herr selbst zu beten gesetzt, wie mag er ein Christ sein, der die lernen nicht will, noch in seinem Gedächtniß haben! Oder wie mag der für andere des Glaubens Bürge sein oder für andere verheißen, der diesen Glauben selber nicht weiß? Beides sollt Ihr wissen, meine Kindlein, nämlich soweit, daß Eurer Jeglicher denselben Glauben seinen Taufpathen lehrt zu vernehmen, den er aus der Taufe empfängt, das er schuldig ist wider Gott des Geheißes, und der seinen Taufpathen lehren versäumt, am Sühnetage Rechenschaft geben soll. Nun Jeder männiglich, der Christ sein will, den Glauben und des Herrn Gebet mit aller Eile lerne, und auch die belehre, die er aus der Taufe empfängt, damit er am Sühnetage nicht werde genöthigt Rechenschaft zu geben; denn es ist Gottes Gebot und das ist unser Heil und unsers Herrn Gebot, und in anderer Weise mögen wir nicht unserer Sünde Entlaß gewinnen."

2. Ineinanderfließen der Anschauungen.

Man sieht, wie selbst damals noch, als im Jahre 836 das Aachener Konzil gehalten wurde, man der germanischen Art der Todtenbestattung entgegenwirken mußte. Hundertzwanzig Jahre früher

gab es noch viel mehr, was aus Glauben und Uebung des Volkes nicht weichen wollte. Damals erklärte der Papst: bei den Bayern seien abzuschaffen Ehen unter Verwandten; Speisen, die den Göttern dargebracht werden; Zauber- und Beschwörungsformeln; Wahrsagerei und Looswerfen; der Zweifel, ob alle Menschen leiblich auferstehen würden; der Glaube, der Teufel und seine Engel würden einst zu ihrer früheren Engelswürde zurückkehren. Rührend ist es, wie das Volk, dem von den Priestern seine allverehrten Götter als der Teufel mit seinen Engeln vorgestellt wurden, an der Vorstellung festhielt, dann müßten sie doch einstmals wieder selig werden.

Die Kirche war nicht mächtig genug, althergebrachte Sitten und Anschauungen auszurotten, noch weniger vermochte sie das Volk alsbald innerlich umzuwandeln. Sie mußte sich begnügen, nur das Roheste des Heidenthums auszurotten: das feine Ideenhafte entging ihr und verschmolz sich mit dem, was das Christenthum hinzubrachte. Die Priester waren gern zufrieden, wenn in ihren neuen Gemeinden das Christenthum nicht umwandelnd mitten hinein, sondern nur neben die alte Gesittung und Gewöhnung trat. Man ließ alles Aeußerliche bestehen, und schob ihm allmählich christliche Bedeutung unter. Es blieb eben nichts Anderes übrig, schon deshalb, weil man gar nicht daran denken konnte, die Bekehrung der Deutschen plan- und gleichmäßig im Großen vorzunehmen; denn es waren viel zu wenig Geistliche vorhanden, diese selbst aber erfreuten sich keiner großen Bildung. In den weiten Urwäldern zerstreut arbeiteten ihre Häuflein vereinzelt sich in das dornige Dickicht der germanischen Vorstellungen und Bräuche hinein und hatten zum Werkzeug nichts, als kleine Handäxte. Was mochte nicht alles auf den äußersten Vorposten vorkommen? Da schmausten vielleicht Christverkünder mit vom Roßbraten, tranken Wodan's Minne und nahmen sich auch Weiber.

In der ersten Zeit wurde noch auseinander gehalten, was zur alten und was zur neuen Religion gehörte. Allmählich aber floß es in einander, das Wissen verlor sich über der Gewöhnung. Auf die Tage, an welchen die großen festlichen Versammlungen der Germanen stattfanden, wurden die christlichen Hauptfeste verlegt, Ostern erhielt Zeit und Namen von der Göttin Ostara, an deren Fest man sich mit Eiern beschenkte, den Sinnbildern des Lebenskeims. In den geweihten Nächten des Julfestes, wo Allvater und Allmutter über die

Erde schwebten, wurde Weihnacht, Johannistag am Mitsommerfest, für die Tage des Erntejubels die Kirchweih, für das Todtenfest im Spätherbst, wo in Wolkenstürmen die Geister der Verklärten einherfahren, Allerseelen und — wahrscheinlich absichtlich — gleich daneben Allerheiligen angesetzt. Die Sachsen feierten ehemals zu Anfang des Oktobers Siegestage und gedachten dabei der Gefallenen. Indem Widukind davon spricht, setzt er hinzu: „Die Festtage heidnischen Irrthums sind jetzt durch das heilige Wort frommer Männer in Fastentage und Predigten verwandelt und Opferfeste für alle abgeschiedenen Christen.“ Es war nämlich daraus die sog. „gemeine Wochen“ entstanden.

Jene Zeitbestimmungen für die Hauptfeste kamen im romanischen Europa ebenfalls zur Geltung. In den germanischen Ländern erhielten sich die alten Götternamen auch in der Benennung der Wochentage, und weil dort die Nacht als des Tages Mutter erschien, sprechen wir noch jetzt von Fastnacht, Weihnacht, Walpurgisnacht. Auch die Familienfeste dauerten fort: so bei der Namengebung, der Schwertleite, dem Gutsantritt, dem Begräbniß, dem Gedächtnißtag verehrter Vorfahren. Nur suchte der Geistliche bei solchen Zusammenkünften, in denen Recht und Religion wie Naturfreude und Genossenlust ihren Ausdruck fanden, eine Hand in's Spiel zu bekommen. Ihm als dem Geehrtesten gebührte Vorsitz und Ausbringen des Trinkspruches; statt der Minne der Götter wurde die Minne Christi oder eines Heiligen getrunken; zur Namengebung trat die Taufe hinzu, zur Schwertleite die Waffenweihe, zum Begräbniß und Gedächtnißmahl das Todtenamt.

Die germanische Götterwelt war zu reich und vielgestaltig, zu schön und poetisch, als daß sie rasch sich hätte verflüchtigen können. Jede Woge, die leise anrauschte, wenn Jemand einsam am Strande der Nordsee harrte, — in den Alpen jeder Föhnwind, der wie ein heulendes Unthier rasete und Lawinen hinunter warf, — in ganz Deutschland jeder plötzliche Lufthauch in den Wipfeln des Urwalds oder in wogenden Saaten, und der hallende Sturm und die düstere Wolkenflucht, — alles erinnerte an die Götter und zeugte von ihnen. Was die christlichen Priester dagegen einzusetzen hatten, erschien — die gewaltige Gottes-, die liebevolle Versöhnungsidee ausgenommen — etwas dürftig. Unwillkürlich trat nach Gottes Anrufung Wodan's Name auf die Lippen. Wer eben bei Anfang eines Gewitters sich

mit dem Kreuz gesegnet hatte, machte bei Blitz und Donnerschlag das Zeichen von Thors Hammer. Wer eben in der Kirche auf Reliquien ein heiliges Gelübde abgelegt hatte, riß draußen, wenn Genossen an seinem Vorsatz zweifelten, das Schwert heraus und schwur bei ihm und Ziu. Hier betete Einer das Vaterunser, dort sprach er den Reise- oder Waidsegen. In einem Hause hing die Mutter dem krankenden Kinde das Skapulier um, im andern nestelte eine weise Frau am unheilhemmenden Knoten. Wunderlich wurden alte und neue Vorstellungen unter einander gemengt. Die Meisten glaubten das, was je nach Erziehung und Schicksal ihnen am Besten paßte. Mit den Göttern aber hatte ein unsterblich Dasein die Menge der Riesen und Unholde, Elben und Wichte: sie steckten noch in allen Schluchten und Winkeln, und waren nur etwas furchtsam geworden, aber auch bösartiger, als wäre ihnen schweres Unrecht angethan: sie ließen sich nur noch sehen im geheimnißvollen Zwielicht. Die hohen Götter aber standen gleichsam hinter dem Horizont in verdunkelten Umrissen, die sich belebten, wenn große Ereignisse in der Natur, im Volke und in der Familie bevorstanden.

In nächster Verbindung damit stand der Glaube an übernatürliche Kräfte, deren man sich durch Zauber bemächtigen könne. Der Glaube an Glückeinfangen, Traumauslegen, Weissagen, Kraft des Segens und der Verwünschung, Schwertweihe, Verständniß von Thiersprachen, Vorgeschichten und dergleichen mehr. Die herkömmlichen Zeichen der Götter und die uralten Sprüche, durch welche man sie anrief, verwandelten sich jetzt in geheimnißvolle Zauberei.

In der Vermehrung aber der Vorstellungen von Heilkräften, welche durch Handhaben von künstlichen Formeln, Geräthen, Reliquien in Bewegung gesetzt würden, war die römische Mutterkirche allezeit fleißig. Früher genügte für jede Kirche ein einziger Altar gemäß seinem Ursprung und dem Zweck der kirchlichen Gemeinde: die Päpste stellten in einunddderselben Kirche mehr Altäre auf, damit die vielen Pilger Gnadenfülle fanden für ihre Geldopfer. Zum Schutz gegen Mäusefraß wurden römische Felder mit Wachsbröckchen von geweihten Kerzen bestreut, und Roms Stadtmauern, um sie gegen den Feind fest zu machen, mit Weihwasser besprengt. Päpste machten das Entzaubern zu einem heiligen Amtsgeschäft: jeder Priester mußte, ehe er die höheren Weihen empfing, erst förmlich Exorzist oder Beschwörer werden.

Es war ein großes Glück zu nennen, daß die germanische Sittenlehre im Ganzen so rein und fest war und der christlichen so sehr entgegen kam. Des Volkes Sittlichkeit litt daher nicht unter der Religionsmengerei, was sonst unfehlbar eingetreten wäre. Im richtigen Gefühl, daß Rechtthun die Hauptsache, wurde noch lange die alte Rechtssitte als etwas betrachtet, das neben dem Christenglauben für sich bestehe. So antwortet in der Sturlungasage die Nichtchristin, die in eines Priesters Haus kommt, auf die Frage, was sie da zu suchen habe: „Das geht Dich nichts an, ob ich Christin bin oder nicht, aber Freund bin ich meinem Freunde." Aehnliche Denkungsart äußerte in der Fostbräthrasage des christlichen Königs Olaf Hofdichter Thormod, der Kolbrunarskalde, als er an einem Fasttage in der Küche einen halben Speckknödel aß. Der Oberkoch sagte: „Wenig sorgsam ist die Dienstmannschaft mit dem Könige und es wird ihm nicht wohlgefallen, wenn er erfährt, was Du thust." Thormod erwiderte: „Oft thun wir etwas Anderes, als der König will: zuweilen erfährt er es, zuweilen nicht." „Nicht kannst Du es," drohete der Oberkoch, „dem Christ verbergen!" und Thormod gab zurück: „Das habe ich auch nicht vor, aber entweder wird es zwischen mir und dem Christ größere Mißhelligkeit geben, als einen halben Speckknödel, oder wir werden gut mit einander auskommen."

3. Götter und Heilige.

Nicht zu sagen ist, wie sehr durch das Hinabdrängen der alten Götter und Geister in dunkle geheime Abgründe Sinn und Gemüth unsers Volkes und unsere ganze Literatur verdüstert worden. Fortan zieht und schlingt sich Unheimliches und Dämonisches hindurch. Hinter die helllebendige Gegenwart schob sich ein bleicher Hintergrund, in welchem spukhafte Wesen ewig unselig nach Erlösung ringen und zu Zeiten gespenstisch in die Erscheinung treten. Selbst Todte tief unter der Erde erhielten verzerrte Gesichtszüge.

Auf der andern Seite aber gewann das geistige Dichten und Trachten des Volks einen neuen religiösen Inhalt voll leibhafter Gestalten und farbenbunten Lebens, wie ihn der gesammte Verein der Asen und Wanen, Elben und Wichte nicht darbot. Ihren Kreis er-

füllten ewiges Kampfesleben, schwere Weltallsgedanken, Furcht vor dem unabwendbaren Geschick, — alles aber war nur angedeutet und abgebrochen, nichts hell anschaulich durchgeführt, als scheue man sich die Himmlischen menschlich zu betrachten. Das ganze Gewebe blieb wolkenflüchtig und nebelhaft wie der nordische Himmel, höchstens, daß des Bauerngottes Donar (Thor) derbe Laune, oder daß Koboldstückchen einige Abwechselung gewährten. Jetzt tritt dagegen vor die Anschauung ein lichter Himmel voll seliger Gestalten, die einst Menschen gewesen, und an die Stelle von Helas finsterem Nachtreich eine flammenlodernde Hölle. Der Christ zieht durch die Lande als himmlischer Volkskönig mit seinem edlen Gefolge, darin Maria die holdseligste Frau und Mutter, die Heiligen alle, die an Stelle der Götter traten, voran die ritterlichen Herren Michael, Martin, Moritz, Georg, die vielschauenden Wanderer Petrus und Johannes, der Kinderfreund Nikolaus, die Hof- und Viehwahrenden Leonhardt, Stephan, Florian, Vitus, und noch so viele Andere, die sich der guten Menschen und ihrer Habe und Geschäfte annahmen und sich kümmerten um seine kleine Leiden und Freuden. Sie alle hatten menschlich Gesicht und Ansehen, ihnen allen war menschlich Fühlen und Denken eigen; auch den Büßer- und Märtyrergestalten wußte des Volkes Phantasie eine launige Seite abzugewinnen.

Aus dieser Durchdringung des jungkräftigen Christenthums mit dem immmer noch mächtigen unzerstörbaren Restbestand der alten Religion ergab sich eine unversiegliche Quelle von Meinungen, Sitten und Bräuchen, die in den verschiedensten Richtungen ununterbrochene Ketten bilden aus den ältesten bis in unsere Zeiten. Aus der endlosen Menge der Verschlingungen von altem und neuen Brauch mögen, um die Art und Weise zu zeigen, ein paar Beispiele hier Platz finden.

Die Quelle ist das springende Leben aus dem Erdinnern, das erquickt und erfrischt und allem Wachsthum nöthig ist. Deshalb kommen auch die Kinder aus dem Brunnen, und Langbein Storch, der große Wasservogel, bringt sie in seinem Schnabel. Wo Balder, der Gott der Dichtung mit seiner Lanze oder seines Rosses Huf die Erde schlug, sprang Wasser empor: später wurde Balder durch Bonifaz oder einen andern Heiligen oder auch durch Karl den Großen ersetzt. Weil an Quellen und Flüssen das Volk die Gottheit verehrte, so stellte die Kirche auf Brunnen und Brücken Heiligenbilder aus, und

mußte noch in später Zeit Nepomuk ein Flußheiliger werden, während man Antonius, der den Fischen predigte, sein Schützeramt auf Meer und Küsten beschränkte. Ueber heiligen Quellen baueten die Geistlichen Kirchen und Kapellen, und alsbald galt dieses Wasser als heilsam gegen Augenkrankheit, Fieber und anderes Siechthum.

Im Baume verehrte der Germane das ewig sprossende Naturleben. Deshalb durchwuchs in der Eddadichtung der Weltenbaum die Unter-, Menschen- und Götterwelt. In jeder der drei Welten hatte er seine Wurzeln und unter jeder Wurzel floß ein Brunnen. Wer einem Baum die Rinde schälte, daß er ersterben mußte, machte sich nach den Volksgesetzen einer Strafe schuldig. In einen Baum wurden Seelen von Verdammten verwünscht. Da die Germanen unter hochschattigen Aesten ihre Gerichtstage und Versammlungen hielten, suchten die Geistlichen auf derselben Stätte eine Kirche zu bauen, wenigstens einen Bildstock zu setzen oder ein Heiligenbild zwischen den Zweigen anzubringen. Die Namen Mariaeich, Marialinden, Mariabuchen wurden Kapellen oder Klöstern schon in der ältesten Zeit gegeben.

St. Johannes und St. Peters Feste fielen in die Zeit des Sonnwendfeuers: dies wurde in ein St. Johannis- oder Petersfeuer verwandelt. Der streitbare Petrus sollte den Donar ersetzen, deshalb erbauete Bonifaz aus der Donareiche, die er zu Geismar fällte, ein St. Peterskirchlein. Hruothbert oder Rupert, der Apostel der Baiern, gründete Peterskirchen zu Seekirchen und Salzburg, und nach diesem Beispiel entstanden in Baiern Peterskirchen zu Tolbach, Rieden, Zolling, Scharnitz, Schledorf, Innichen, Wessobrunn, Oberaltaich, Meran, Freising, Aschheim, Gars, Petersheim und an noch vielen andern Orten. Das Volk aber machte aus St. Peter, weil sein Nachfolger die Schlüssel trägt, den Himmelspförtner und sagte, wenn es donnerte, er schiebe Kegel. Auf seinen Wanderungen erschien er wie Donar als die lustige Person. Weil aber der Hahn den Germanen der Vogel des anbrechenden Frühlichts ist und den Christen das Andenken an den reuigen Apostel und Himmelspförtner wach ruft, so setzte man ihn auf die Spitze der Kirchthürme.

Der vornehmste Erzengel war der siegreiche Drachentödter, und sein hebräischer Name Michael lautete wie Michel (gothisch mikils, griechisch μέγαλος) und bedeutete den Großen und Gewaltigen:

Beides gab den Anlaß, ihn zum Bannerträger in der Schlacht und zum Schutz- und Schirmherrn der Deutschen zu ernennen. Der heilige Martin tritt auf mit Speer und Schild, reitet auf einem Schimmel und trägt den Mantel wie Wodan, Grund genug, ihm gewisse Züge, bald vom Wodan bald vom Ziu zu leihen. Es hatten eben die germanischen Gottwesen gar zu wenig festen Kern und Umriß, sie waren zu sehr der Ausdruck von erhabenen Ideen, Ahnungen und Empfindungen: deshalb ließ sich jede Himmelsgestalt der Kirche leicht in sie hineinbilden.

Gründonnerstag war der dies viridium animarum d. h. der frisch grünenden Seelen; denn nach der Buße der Fastenwochen fand Beichte mit Losſprechung von den Kirchenbußen statt. Die Seelen waren wieder sündenfrei und grünten in's neue heilige Leben hinein. Im Volke entstand der Brauch, daß man am Gründonnerstag sieben oder neunerlei Grün essen müsse, es war ja die Zeit des in Feld und Wald und Garten neusprossenden Grüns.

Das leuchtende Tagesgestirn, von dessen Licht und Wärme das Leben auf der Erde abhängig ist, dessen neues Wachsthum aus der Tiefe des Winterdunkels das Julfest, dessen höchste Lichtfülle das Sonnwendfest bezeichnete, wurde bei den Germanen vorgestellt durch einen Kreis mit drei oder vier Speichen darin, welche die Jahreszeiten bedeuteten. Dieses Sonnenrad wurde in Brodteig nachgebacken, und da es in der christlichen Zeit auf genaue Einhaltung der Formen nicht mehr ankam, so bogen die Bäcker die Teigstreifen, statt sie zweimal zu durchschneiden, zu einer Gestalt zusammen, die mit übereinandergeschlagenen Aermchen Aehnlichkeit hat. Dies Gebäck nannten die Mönche Brachiolä und daraus entstand Brazil und das heutige Brezel.

Die Beisetzung von Schätzen in der Behausung der Todten und die Sitte, auf den Grabhügeln geliebter und verehrter Todten ihre Minne zu trinken, hat sich verloren, weil bei diesen Punkten sich die christliche Lehre von Tod und Auferstehung übermächtig einschob. Dagegen knüpft noch an die früheste Art, die Zukunft zu erforschen, das Bleigießen der Mädchen in der Neujahrsnacht, und an die religiöse Genossenschaft zu Tafeln und Gelagen das Umhersenden von neuem Wein oder Bier oder Eingeschlachtetem bei den Nachbarn.

Gehen wir das ganze bäuerliche Jahr durch mit seinen Flur- und Gränzprozessionen zu Fuß und zu Pferde, seinem Engelfeuer,

Osterfeuer, Johannisfeuer, Martinsfeuer, seinen Hochzeit-, Ernte- und Kirchweihfesten, und nehmen wir jedes Einzelne, was dabei alter Brauch ist: die Tänze, Wettrennen, Spiele und Vermummungen, die Sprüche und Gesänge, die Haselgerten, Weidenruthen, Blumen und Kräuter, die dabei eine Rolle spielen, die Hähne, Gänse, Hämmel und andere Festgerichte, welche dabei nicht fehlen dürfen, — so ziemlich zu Allem und Jedem läßt sich eben so sicher, wie zum Bache die Quelle, der Ursprung im germanischen Alterthum finden.

4. Heilswirkung.

Wenngleich nun die Deutschen anfangs nur äußerlich mit dem Christenthum verknüpft wurden, so konnte es nicht fehlen, daß nach und nach seine sittliche Schönheit, die seligen Frieden schafft, seine innere Wahrheit, die das tiefste Ahnen und Sehnen nährt und verklärt, in die Gemüther eindrang. Dies war außer der fort und fort stärker werdenden stillen Wirkung des Gottesdienstes und der kirchlichen Heilsmittel vornehmlich der Beichte und Predigt zu danken.

Auf die christliche Belehrung und Ermahnung des Volkes wurde mit der Zeit mehr Gewicht gelegt. Karl der Große ließ aus den beßten Predigten des Augustinus, Beda und Anderer eine Sammlung für die Geistlichen zusammenstellen. „Jeder Bischof," heißt es in den auf der Synode zu Tours 813 verkündigten Gesetzen, „soll Predigten halten mit den nöthigen Ermahnungen, wodurch seine Untergebenen unterrichtet werden, d. i. über den katholischen Glauben, wie sie es verstehen können, über die ewige Belohnung der Guten und die ewige Verdammniß der Bösen, auch über die künftige Auferstehung und das jüngste Gericht, und durch welche Werke das selige Leben verdient, durch welche es verscherzt wird. Und daß jeder eben diese Predigten deutlich zu übersetzen strebe in die romanische Bauernsprache oder in's Deutsche, damit Alle um so leichter verstehen können, was gesagt wird." Und im selben Jahre lautete auf der Kirchenversammlung zu Mainz das Gesetz: „Daß die Predigt in der heiligen Kirche nicht ausgesetzt werde! Wenn etwa der Bischof nicht zu Hause oder krank oder sonst verhindert ist, so soll doch niemals an den Sonn- oder

Festtagen Einer fehlen, der das Wort Gottes predige, so wie es das Volk verstehen kann."

Insbesondere war es Christi Leben und Leiden, was das Volk in tiefster Seele bewegte, — das Haupt voll Blut und Wunden, das sich der schmerzlichen Betrachtung entgegenneigte, der Reine und Hehre, der aus innigem Erbarmen mit den armen Menschen sich hatte in den Tod dahingegeben, — der Heldenmuth des Sterbens aus Liebe und hochherzigem Entschluß, — dabei die Erkenntniß der eigenen Noth bei dem ewig Unvollkommenen und Vergänglichen dieses Erdenlebens, — die Sehnsucht nach einem bessern Leben voll Seligkeit ohne Wechsel, — solche Ideen, die durchaus nicht jüdisch, sondern im letzten Keim arischer Natur sind, klangen tief im Herzen der Deutschen an. Die Kirche aber war ihnen etwas Neues, Heiliges, Unantastbares, wie sie das ganze Leben, das häusliche und öffentliche durchdrang: Scheu und Liebe mischten sich und das Eine wie das Andere zog zuletzt zur Kirche hin als zu einem festeren Grund des Daseins.

Mächtiger noch griff Buße und Beichte in des Volkes Sitten und Vorstellungen ein. Oeffentliche Sünden mußten der ganzen Gemeinde gebüßt, geheime dem Priester anvertraut werden, der alsdann schwere Bußen auflegte, und erst wenn diese erfüllt waren, die Lossprechung ertheilte. Wenigstens einmal im Jahre, wenigstens zu Ostern nach der langen Vorbereitung in den Fasten, mußte Jedermann zur Beichte kommen. Das von Beda verfaßte Pönitentialbuch durfte in keines Priesters Händen fehlen.

Wir besitzen noch die Beichtformeln aus jener Zeit. Erst mußte Jeder im Stillen beichten, dann traten Alle zusammen, und der Priester hielt ihnen eine ernste Ermahnung. Wenn er geschlossen, so sagten Alle oder Einer allein, während die Uebrigen die Worte leise nachsprachen, die Teufelsabsage und das Glaubensbekenntniß her. Darauf trat der Priester wieder vor und sprach dem Volke vor: „In diesem Glauben beichte ich Gott dem Allmächtigen und allen Heiligen Gottes, der Frauen Maria und Dir, dem Gottesmanne, alle meine Sünden, unrechte Gedanken, unrechte Worte, unrechte Werke, was ich Unrechtes gesehen, gehört, gedacht, oder zu dem ich Andere verlockt habe, was ich wider Gottes Willen gethan, Meineid, Fluchen, Lügen (u. s. w. je nach den zehn Geboten, die einzeln aufgeführt werden); daß ich nicht zur Kirche gekommen bin, wie ich sollte, meine Fasten

nicht gehalten, mein Almosen nicht gegeben, Hungrige nicht gelabt, Durstige nicht getränkt, Nackte nicht gekleidet habe, Kranke, die im Kerker oder anderen Nöthen waren, nicht besucht; daß ich den heiligen Sonntag, die heilige Messe und das heilige Gesetz nicht geehrt, meine Taufpathen nicht gelehrt habe, und so weiter.“ Darauf kam ein inbrünstiges Gebet zu Gott um Gnade und Hülfe, und die heilige Handlung schloß mit des Priesters trostreicher Verkündigung: „Habt Ihr dies gethan mit der Innigkeit Eures Gemüths, und wollt Ihr das erfüllen mit Euren Werken, was Ihr mit dem Munde versprochen habt, so ist Euch offen die Gnade meines Herrn über Alles, was Ihr ihn bitten werdet zur Seligkeit Eures Leibes und Eurer Seele.“

Wie sich die christlichen Anschauungen in unsers Volkes Denken und Trachten einsenkten, zeigt sich am Klarsten in seiner Sprache. Für alles, was die Kirche äußerlich darstellte, für ihre Gebäude, Aemter, Anstalten und Geräthe nahm man die Ausdrücke aus der fremden Sprache: was dagegen innerlich erlebt werden mußte, dafür das rechte Wort zu schaffen, wurde die deutsche Sprache wieder lebendig und neuschöpferisch.

Nichtchristen hießen im Römerreich verächtlich Pagani, Dorfleute; denn christliche Gemeinden bildeten sich zuerst in den Städten und gingen von diesen später auf das platte Land über. Der deutsche Ausdruck deutete bei ihnen den Mangel an Bildung noch stärker an, sie wurden Heidani-Heiden genannt, d. h. die Bäuerischen, die da draußen auf wilder Haide wohnten. Engel und Teufel kannten die Germanen nicht, sie bürgerten sich mit ihren Namen aus der Fremde ein und man hing dem Racker allerlei Schnickschnack an: im Worte Gott dagegen tritt wieder die Wurzel von Wodan hervor, der im Sächsischen auch Woden, im Lombardischen Gwodan, im Fränkischen Godan heißt. Das räthselhafte Wort wurde wahrscheinlich auch bei den anderen Germanen mit dem Hauch vor W ausgesprochen, und bedeutete ursprünglich die Allgottheit, und deshalb das Allgute, und Gott und gut waren eins. Das Wort hängt vielleicht ebenso mit der Stammsilbe im griechischen κεύθω wie im persischen khodâ und im deutschen god, guot, gut zusammen, die sämmtlich auf die geheimnißvolle Gottheit deuten, während dabei das persische Wort Den ohne Ursprung, das griechische den Verborgenen, das deutsche die Allgüte hervorhebt. Viel reicher als im Lateinischen sind im Deutschen die

Ausdrücke für Gottheit: Gotnisse, Gotkundnisse, und für göttlich: gotkund, gotkundlich. Gott erbarmt sich (aus ar-bi-arman, bemitleiden, arm d. i. elend) des Menschen, giebt ihm seine Gnade (aus ginâda, d. i. Geneigtheit und Hülfe, mit welcher sich der Höhere dem Niederen zuneigt), und sendet den Heiland, den Heilenden (von heilan, heilen), der sein Volk erlöst (von losen, los oder freimachen). Nöthig aber dazu ist, daß der Sünder den Schmerz der Reue (von hriuwan, leiden) empfinde, seine Unthat beichte (von bijiht von jehen d. h. zustimmen und bekennen), Buße (von baz, besser machen) thue und sich sühne, gleich wie ein Friedensbrecher sich mit dem Gekränkten sühnt, und fortan ein heiliges (heilbringendes) Leben führe in dieser Welt (werolt wörtlich Männer-Alter d. h. dem vorübergehenden Menschen-Dasein). Eine Menge treffender Ausdrücke, die damals ebenfalls aus des Volkes innerem Sprach- und Herzensvermögen entsproßten, sind im Laufe der Zeit wieder fallen gelassen, so gotspelon = Gottessprache oder Evangelium, ewart = Priester, ewa = Testament, heilictuom = Sakrament, thrinissa = Dreieinigkeit, fiand = der Hassende, der böse Feind, Widerwart = Teufel.

Dreizehntes Kapitel.

Verbindung von Staat und Kirche.

1. Grundlinien der Kirchenverfassung.

Die innere Umwandlung aber der Gemüther, welche damals vor sich ging und noch heute durch die Sprachforschung bezeugt wird, vollzog sich nur mittels der Kirchenverfassung. Diese legte sich leise und allmählig wie ein stählernes Netz über Deutschland, hier und da aufblitzend, meist kaum sichtbar, unzerreißbar aber aller Orten, — ein Netz, das erst die Bekehrten umstrickt hielt, sodann ihre Freunde und Nachbaren unmerklich näher zur Kirche heranzog, endlich bewirkte, daß

das Christenthum in fester Ordnung und ungestörtem Fortschritt vordrang und tiefer drang.

Ausgeführt aber wurde die Kirchenverfassung wesentlich nur durch Zuthun einer äußeren Macht, durch Staatshülfe. Damit sank das Christenthum wesentlich von seinem Ideal herab und näherte sich wieder den Zuständen im Alterthum, in welchem Religion und Gewissen an den Staat gebunden waren. O, diese edlen christlichen Ideale! Wie rein und schön glänzen sie vor unserem Geiste und wie weit ist die Menschheit noch immer von ihrer Erfüllung! Erreicht ist am meisten erst auf dem geistigen Gebiete: durch religiöses Erfassen der Gotteskindschaft, durch philosophisches Vertiefen in die göttliche Weltordnung, durch wissenschaftliches Erforschen des Weltalls und seiner Kräfte. Angebahnt und wenigstens in den Grundlagen möglich geworden ist die Gemeinschaft alles Guten und Schönen, das der Mensch auf dieser Erde an leiblichem und geistigem Behagen, Können und Wissen besitzen kann. Erst wenn diese Gemeinschaft zur vollen Wahrheit, wenn Nächstenliebe ächt und allgemein würde, käme die dem Evangelium entsprechende Gleichheit der Menschen in Glück und Bildung zu Stande. Das christliche Ideal aber verlangt auch volle religiöse Freiheit. Wie viel wird davon geredet und wie Wenige bekennen sich in Wirklichkeit dazu! Die große Mehrheit der Führer und Vorstände aller Kirchengesellschaft fühlt immer noch Neigung und Bedürfniß, sich an den Staat anzulehnen, und sie würden einen schönen Theil ächt christlicher Freiheit dahingeben, könnten sie durch Staatshülfe ihre Kirche verstärken.

Der Grund zu dieser Abhängigkeit der Kirche einer- und der weltlichen Stärkung andrerseits wurde im fränkischen Zeitalter gelegt, und wer sich nur einen kurzen Blick in die damaligen Zustände eröffnet hat, muß gestehen: es war gut und heilsam, daß es so kam; denn auf andere Weise wären die Völker, wer weiß wie lange noch, höherer Gesittung fern und fremd geblieben. Staat und Kirche mußten sich erst so sehr mit einander verschmelzen, daß man auf Reichs- und Landtagen kirchliche Dinge gerade so behandeln konnte wie heutzutage Schulangelegenheiten. Die Kirche war ja damals die große Schule für Mündige und Unmündige.

Die Heranbildung aber der Kirchenverfassung hing zusammen mit dem Wachsthum des päpstlichen Ansehens. Den bischöflichen

Thron in der Welthauptstadt umgab cäsarischer und apostolischer Glanz zugleich. Aus der Umschließung der Völker, welche sich im römischen Reiche vollzogen hatte, ging der Gedanke hervor, daß die christlichen Völker eine Einheit bilden müßten. Als die Germanen sich über die Westhälfte Europas vertheilt hatten und Christen geworden, richteten auch sie die Blicke unwillkürlich nach Rom, zumal man ihnen sagte, dort sei der bischöfliche Sitz von Petrus und Paulus gewesen. Die romanischen Völker aber hatten von Rom aus das Christenthum empfangen und waren schon gewöhnt, sich in Lehre und Verfassung der Kirche nach dem römischen Vorbilde zu richten. Es wurde deshalb so thatkräftigen und grundgescheidten Männern wie Leo I. und Gregor dem Großen — und ihnen Aehnliche gab es im vierten und fünften Jahrhundert mehrere unter Roms Bischöfen — nicht so schwer, das doppelte Ziel zu verfolgen, vom Morgenlande die Christenheit der westlichen Länder loszulösen und über Diese selbst ihr oberhirtliches Ansehen zu verbreiten. Vorzugsweise durch das Wirken und die Schriften von Hieronymus, Ambrosius, Augustinus, Paulinus, Isidor und ihre Mitkämpfer, durch solche bedeutende Männer, die bei der verfallenden Kultur des Alterthums nothwendig die Führer ihrer Zeit wurden, war es erreicht, daß auf früher weströmischem Gebiete lateinische Sprache und westeuropäische Denkweise über die Theologie und Kirchensitte des Orients den Sieg gewann. Die germanischen Eroberer kümmerten sich erst recht nicht um das Gesetz des Morgenlandes. Da diese aber nur zur Ariuslehre sich bekannten, so fühlten sich die katholischen Romanen um so mehr angetrieben, in Rom ihren Helfer und Berather zu suchen, ein Vortheil, welcher für das Ansehen des römischen Bischofs nicht wieder verloren ging.

In gleich allmählichem, öfter kaum merkbarem Fortschritt wurden die Grundlinien der Kirchenverfassung fester und deutlicher. Der Unterschied zwischen denen, welche am Altar und auf der Kanzel erschienen, und dem übrigen Volke, trat mehr und mehr auch äußerlich in Geltung: schon im vierten Jahrhundert hatte sich ein besonderer geistlicher Stand ausgebildet. Im selben Grade schlossen sich die Priester einer Diözese enger an deren Bischof an und fügten sich seinem Gebote. Auch über die klösterlichen Genossenschaften suchten die Bischöfe Gewalt zu gewinnen, während die Pfarrer einer Landschaft es in ihrem Interesse fanden, von Zeit zu Zeit zusammen zu kommen

und sich über gemeinsame Angelegenheiten zu berathen. Die Gränzen aber der Kirchensprengel waren vorgezeichnet durch die römischen Verwaltungsbezirke, deren jeder in einer Stadt seinen Mittelpunkt hatte. In der Hauptstadt einer Provinz war gewöhnlich der älteste und angesehenste Bischofssitz, dessen Inhaber die anderen Bischöfe gewohnt waren Ehre zu bezeugen und das Vorrecht zuzugestehen, sie zu weihen und zu beaufsichtigen.

Es fehlte noch, daß diese Verfassung klar und förmlich aufgestellt und abgeschlossen wurde; daß der Staat ihre Glieder mit seinen Mitteln ausrüstete, dabei aber seiner eignen Ordnung dienstbar machte; daß endlich die Landeskirchen zu einer Einheit zusammengefügt wurden, die ihr Haupt im Papste erhielt. Dies erfolgte um die Mitte des achten Jahrhunderts.

2. Bonifaz.

Niemand hatte auf diesen Abschluß der kirchlichen Ordnung größeren Einfluß, als der Angelsachse, der vielleicht nicht ganz mit Recht Apostel der Deutschen heißt. Kirchenmeister der Deutschen — das möchte der richtige Name für seine Stellung in der Geschichte und sein unsterbliches Verdienst sein. Gewiß war er kein genialer Mensch, wohl aber ein heller mächtiger Geist von Willenskraft und durchdringendem Verstand, erfüllt von erhabenen Zielen und rührig und rastlos, die Mittel dazu zu ergreifen und zu handhaben. Das Leben und Wirken dieses Mannes, wie es vierzehn Jahre nach seinem Tode der Priester Wilibald nach mündlichen Mittheilungen beschrieb, ist das reinste Spiegelbild der Zeit und ihrer Kulturbedürfnisse.

Von vornehmen Eltern und Freunden dem Abte Wulfhard empfohlen wurde der junge Winfried vom fünften Jahre an in dessen Kloster väterlich und sorgsam erzogen. „Im Beginn des heranreifenden Jünglingalters entbrannte in seinem Geiste, veranlaßt durch den Mangel an Lehrern des Lesens, heiß der Wunsch, die benachbarten Klöster mit der Einwilligung und dem Rath seiner treuen Mitknechte und des Klostervaters zu besuchen. Und als er in Herz und Geist in anhaltendem Gebet zum Allmächtigen gefleht, daß er ihm beistehe und ihm rathe, kam er endlich, wie ihm dies die himmlische göttliche

Gnade eingegeben, zu dem Kloster, das noch bis heute Rhutscelle genannt wird, und von geistiger Liebe zu den Wissenschaften angetrieben, wählte er sich zum Lehrer den Abt Wyeberchtes, der damals das genannte Kloster nach den Vorschriften der Ordensregel getreu leitete, und die Brüder, die dort mit ihm dem Herrn lebten, zu Genossen; und so wandte er, verbunden mit der Gemeinde der Knechte Gottes seinen demüthigen Dienst, sein anhaltendes arbeitsvolles Wachen und seinen Fleiß im Lesen des göttlichen Wortes in ungemein betrachtungsvollem Leben Gott dem Herrn zu, so daß er endlich in hohem Verständniß der heiligen Schrift, in der grammatischen Kunst, Wohlredenheit und zierlicher und markiger Reimkunst, sowie in einfacher geschichtlicher Darstellung und in der dreifältigen Interpretation des geistlichen Wissens ausgerüstet war, wie er auch glänzte durch seine löblich errungene Kunst des Diktirens; so daß er zuletzt auch für Andere ein Führer in den Ueberlieferungen der Väter und ein Meister des Unterrichts wurde, da er es nicht verschmäht hatte, vorher ein Schüler der Untergebenen zu sein. Ja, so sehr nahm in ihm die Leutseligkeit gegen die Brüder und der himmlischen Gelehrsamkeit Fülle zu, daß, da seiner heiligen Mahnungen Ruf wuchs, sein Name bei Vielen sowohl in den Klöstern der Männer als in denen der Jungfrauen Christi ungemein bekannt wurde, viele derselben im Vertrauen auf ihre männliche Stärke und erregt von dem Drange zu lesen zu ihm strömten und aus dem heilsamsten Brunnen der Wissenschaft trinkend unzählige Bände von Schriften lesend durchgingen. Die aber ihres schwächeren Geschlechtes wegen dazu unfähig waren, so wie Die, denen die stetige Abwesenheit nicht gewährt wurde, ließen sich, getrieben vom Geist göttlicher Liebe, den so hohen weisheitvollen Mann schildern, hingen der Seiten Aufeinanderfolge durchlaufend beständig himmlischen Forschungen nach und erwogen emsig der Sakramente Geheimnisse und der Mysterien Verborgenheit.“ Bonifaz verstand es, die jungen Seelen an die seine zu binden, und sie fanden ihr Lebelang ihr Glück und ihre größte Ehre darin, mit dem geliebten Lehrer Briefe wechseln zu dürfen. Auch verfaßte er selbst kleine grammatische Handbücher und Verslehren.

Als er sechs und dreißig Jahre alt, hatte er keine Ruhe mehr im Lehrsaal des stillen Klosters. Es trieb ihn wie viele andere Männer voll Thatkraft und Begeisterung hinaus unter die Heiden,

deren Völkerschaften noch die ganze Mitte des Welttheils und den weiten Osten einnahmen. Zuerst versuchte er sich in Friesland und erfuhr hier, wie reich und lockend die Saat und wie furchtbar schwer es sei, sie zu mähen. In England wählten ihn seine Mönchsbrüder zu ihrem Abte, ihn aber zog sein ganzes Herz nach Rom, der Sehnsucht der Angelsachsen. Sie waren das Lieblingsvolk Gregors des Großen gewesen, der ihnen seine Glaubensboten geschickt und ihre Bekehrung geleitet hatte. Von Jenen hatten sie stets von Roms Herrlichkeit gehört, wie dort die Prachttempel sich darstellten und jeder Fußbreit Erde vom heiligsten Märtyrerblut begossen sei. Bitteres aber hatten die Angelsachsen weder in ihrer alten, noch neuen Heimath von den Römern erdulden müssen. Fort und fort zogen ihre Pilgerschaaren nach der alten Hauptstadt der Welt, und als Bonifaz dort im Jahre 718 angekommen, konnte er sich nicht losreißen von dem großen Zauber, den die ewige Stadt auf jeden nicht ganz unbedeutenden Geist ausübt, und blieb ein halbes Jahr.

Damals erwog er hin und her den Stand der Dinge in Europa, besonders in Deutschland. Wie war dort alles voll Verwirrung und Gefahr! Die feindliche Sachsennation erhob sich wie ein felsiger unnahbarer Berg. In Spanien war die Herrschaft der Christen gestürzt: sie seufzten unter dem Säbel und Raubgriff schmutziger Beduinen, und diese droheten schon über die Pyrenäen herein. In Gallien sah man schwelgende, landhungrige und sittenlose Bischöfe und Aebte. In Deutschland zogen die fahrigen Schottenmönche umher, der Eine dies, der Andere das als Christenlehre verkündend. Hier wie dort fast aller Orten nur Halbchristenthum. Sollten die heillosen Zustände sich bessern und die Christenheit gegen Heiden und Muhamedaner Sieg erwerben, so mußte in Gallien und Deutschland eine feste Hand übermächtig eingreifen und alle Kräfte der Kirche und des Staats zugleich zusammenfassen, ordnen und einrichten. Das aber konnte nur die Königsmacht, und diese Königsmacht konnte dauernd und gleichmäßig nur durch den obersten Bischof angeeifert und geleitet werden.

Ob Bonifaz eine edle freie Christuskirche vorschwebte? Ein so kräftiger Geist konnte ja doch in der angelsächsischen Verehrung Roms nicht befangen bleiben, als er in der Nähe Pracht, Pomp und Herrschsucht des Papstthums sah, nebst dem gräulichen Reliquienhandel, der schändlichen Ausbeutung der Pilger, der Begünstigung des rohesten

Aberglaubens. Dem scharfblickenden Manne durfte nicht entgehen, wie groß die Gefahren seien für die Reinheit des Christenthums, wenn Rom Macht gewinne über das fränkische Königthum. Aber freilich, hätte jenseits der Alpen eine katholische Kirche ohne Papst sich aufbauen lassen, gewiß hätte es nicht an Ränken und Angriffen von Rom aus gefehlt, zweifellos wäre dadurch die Schwäche und Zerrissenheit der christlichen Macht noch vergrößert worden. Was war vorzuziehen? Wo lag die größere Sicherheit für Rettung und Fortbildung der Christenheit?

3. Anerkennung des Papstthums.

In Rom fand Bonifaz bereits vollständig den Plan ausgearbeitet, wie die Kirche in Deutschland gleich der in England der römischen Oberherrschaft zu unterstellen. Schon am 15. März 716 hatte der Papst an den baierischen Herzog, welcher gefügig erschien und eben selbst in Rom gewesen, eine Gesandtschaft abgeordnet, die folgenden Entwurf, wie die Landeskirche einzurichten, überbrachte. Auf einer großen Versammlung aller Geistlichen und Weltlichen von einiger Bedeutung sollte ein allgemeines Gesetz festgestellt werden, nach welchem drei oder vier oder mehr Bisthümer zu errichten, darunter eines als Erzbisthum. Die Bischöfe werden durch die päpstlichen Gesandten ernannt und durch den Papst genehmigt. Sie sollen trachten das Kirchengut zu vermehren und aus diesem vier Theile machen, für den Bischof einen, für die Geistlichen einen, für die Pfarren einen, für die Armen und Reisenden auch einen Theil. Zum Priester sollen die Bischöfe nur Solche weihen, die lesen und schreiben können, körperlich unverstümmelt, unbescholten und nur mit einer Jungfrau und nicht zum zweiten Male vermählt worden. Glauben und Gottesdienst sollen ganz nach römischem Muster sein, auf dieses hin sind alle Geistlichen zu prüfen, und wer nicht römisch lehrt, ist sofort aus dem Priesterverbande zu entfernen. — So lauteten die römischen Rathschläge.

Vom Papste förmlich zum Glaubenslehrer geweiht und bestellt, kehrte Bonifaz über die Alpen zurück, sah sich in Baiern und Thüringen um und begab sich zum Bischof Willibrord in Utrecht auf die hohe Schule der Missionsthätigkeit. Hier reifte sein Entschluß. Wäre

er ein Deutscher gewesen, hätte er vielleicht noch lange sich bedacht, und gezögert: als praktischer Engländer griff er nach den Mitteln, die zunächst zum Ziele führten. Der Kirchenmeister mußte den Deutschen aus der Fremde kommen, in der Fremde zu seinem Werke vorgebildet sein. Schon im Jahre 722 war Bonifaz wieder in Rom und wies sich mündlich oder schriftlich vor dem Papste aus über seinen Glauben und seine An- und Absichten. Dann wurde er vom Papste zum Bischof geweiht, indem er ihm einen Eid des Gehorsams leistete, gleich als wäre der römische Bischof sein Patriarch und Vorgesetzter. „Ihm übertrug der heilige Bischof des apostolischen Amts," so heißt es in der Lebensbeschreibung, „die Würde des bischöflichen Amtes und den Namen Bonifazius, und übergab ihm ein Büchlein, in welchem die geheiligten Rechte kirchlicher Anordnungen, wie sie auf den Versammlungen der Bischöfe gefaßt worden, aufgezeichnet stehn, mit dem Befehl, daß von jetzt an unverrückt bei ihm sei die Norm dieser bischöflichen Lehren und Anordnungen und er das untergebene Volk mittels dieser Vorbilder unterweise. Auch gewährte er ihm sowohl als allen seinen Untergebenen, von jetzt an bis in alle Zukunft in enge Verbindung mit dem heiligen apostolischen Stuhl zu treten, und stellte unsern heiligen, nun in der Würde des Bischofs strahlenden Mann durch einen geheiligten Brief unter den Schutz und Schirm Karls, des ruhmvollen Herzogs."

Dieser, Karl Martell, gab ihm zwar einen offenen Schutzbrief an alle Reichsgroßen, ließ sich aber wenig in Verhandlungen ein. Denn der kraftvolle Fürst, der Bischöfe und Aebte nicht anders als wie seine Beamten und die großen Kirchengüter nicht anders als wie Staatsvermögen behandelte, war durchaus nicht geneigt, die volle Gewalt aus den Händen zu geben. Bonifaz mußte sich vorerst damit begnügen, daß er in Hessen nnd Thüringen sich an die Fürsten des Volkes und die Gemeinden wendete und neue Klöster und Kirchen gründete, alte aber besser auszustatten suchte: so in Amöneburg, Fritzlar, Ohrdruf, Bischofsheim, Kissingen, Aschenfurt, Geismar. Vor allem aber lag ihm daran, eine getreue Schaar von Jüngern heran zu ziehen und als seine Mitkämpfer durch die deutschen Lande zu verbreiten. „So geschah es, daß der Ruf seiner Predigt ruchbar wurde und so sehr anwuchs, daß sein Name schon im größten Theile Europas genannt wurde, und zu ihm aus dem Lande Brittanniens

eine große Anzahl Knechte Gottes, Männer, die sowohl im Lesen und Schreiben, als auch in verschiedenen anderen Künsten geübt waren, zusammenströmten. Von diesen ordneten sich nun sehr Viele seiner Leitung unter und riefen an vielen Orten das Volk von des Heidenthums unheiligen Abwegen zurück. Andere wiederum predigten in dem Lande der Hessen, andere auch in Thüringen weit und breit unter dem Volk zerstreut in Gauen und Dörfern das Wort des Herrn. Damals aber empfingen viele Hessen, die den katholischen Glauben angenommen und durch die Gnade des siebengestalteten Geistes gestärkt waren, die Handauflegung; Andere aber, deren Geist noch nicht erstarkt, weigerten sich, des reinen Glaubens unverletzbare Wahrheiten zu empfangen; Einige auch opferten heimlich Bäumen und Quellen; Andere thaten dies ganz offen; Einige wiederum betrieben theils offen, theils im Geheimen Seherei und Weissagungen, Wunder und Zauberformeln; Andere dagegen beobachteten Zeichen und Vogelflug und pflegten die verschiedensten Opferbräuche. Andere dagegen, die schon gesunderen Sinnes waren und allem heidnischen Götzendienst entsagt hatten, thaten nichts von alledem. Mit Dieser Rath und Hülfe unternahm er es, eine ungeheure Eiche, die mit ihrem alten heidnischen Namen die Joviseiche (Donarseiche) genannt wurde, an einem Orte, der Gäsmerä (Geismar) hieß, im Beisein der ihn umgebenden Knechte Gottes zu fällen. Als er nun in seinem Geiste kühn entschlossen den Baum zu fällen begonnen hatte, verwünschte ihn die große Menge der herbeigeeilten Heiden als einen Feind ihrer Götter lebhaft in ihrem Innern. Als er jedoch nur ein wenig den Baum angehauen hatte, wurde sofort die gewaltige Masse der Eiche von höherem göttlichen Wesen bewegt und stürzte, nachdem der Aeste Gipfel gebrochen, zur Erde und wie durch höheren Winkes Kraft barst sie sofort in vier Theile, und vier ungeheuer große Splitterstücke von gleicher Länge stellten sich, ohne daß die umstehenden Brüder dazu gethan, dem Auge dar. Als dies die vorher fluchenden Heiden gesehen, wurden sie umgewandt, legten die frühere Bosheit ab, priesen Gott und glaubten. Da aber erbauete der heilige Vorsteher, nachdem er sich mit den Brüdern berathen, aus dem Holze dieses Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus."

Als vor den siegreichen Waffen Karl Martells die Furcht vor den Arabern endlich verschwunden, hielt es Bonifaz — es war im

Jahre 738 — an der Zeit, zum dritten Mal, und zwar jetzt mit geistlichem Gefolge, nach Rom zu ziehen und sich von dem Papste förmlich als seinen Legaten oder bevollmächtigten Vertreter bestellen zu lassen. Auf dem Rückwege glückte es ihm in Baiern, im Einverständniß mit dem Herzog die schon früher geplante Einrichtung der baierischen Landeskirche zu Stande zu bringen, die fahrigen Schottenmönche und solche Bischöfe und Priester, die sich der römischen Lehre nicht fügen wollten, zu vertreiben und statt ihrer geschickte junge Männer, unter ihnen Söhne aus vornehmen Geschlechtern für den Priesterstand zu gewinnen und einzuschulen. „Laßt nicht ab,“ so schrieb ihm der Papst, „zu unterrichten in der heiligen katholischen und apostolischen Lehre des römischen Stuhls, damit die noch Wilden erleuchtet werden und den Weg des Heils inne halten, auf welchem sie zum ewigen Lohn gelangen können.“ „Nicht gereue es Dich, geliebter Bruder, rauhe und mannigfaltige Straßen zu bereisen, da durch Deine Arbeit der christliche Glaube weit und breit Platz greift.“

Als die Reform der baierischen Kirche im päpstlichen Sinne gelungen war, starb 741 Karl Martell, und Bonifaz wurde von seinen Nachfolgern Karlmann und Pipin berufen, das gleiche Werk im ganzen fränkischen Reiche zu Stande zu bringen. Hier war von fester kirchlicher Ordnung wenig Rede mehr. Viele Bischöfe und Aebte liebten mehr Jagd und Gelage, als Altar und Kanzel, ein großer Theil der niedern Geistlichkeit lebte sittenlos, um Rom kümmerte sich kein Mensch. Bonifaz hatte einen schweren Stand, Jahre lang mußte er kämpfen und arbeiten: hier am Hofe weltlicher Großen, dort bei Kirchengemeinden hatte er zu eifern und zu schlichten. Der Macht seiner Persönlichkeit, der strömenden Gewalt seiner Rede, dem warmen drängenden Eifer seines ganzen Thuns, vorzüglich auch seiner politischen Klugheit gelang es, im Laufe von sechs Jahren seine Aufgabe zu vollbringen. Es fand eine Reihe von Versammlungen geistlicher und weltlicher Großen statt, auf welchen die Artikel und Einrichtungen der Kirchenzucht, der Ausrottung von Irrlehren, der Unterordnung aller geistlichen Leute unter die Bischöfe, und der Unterordnung der Bischöfe unter den Papst zu Gesetzen erhoben wurden. Aller Orten, wo es noth that, erschien Bonifaz, um zu planen und zu ordnen, zu richten und zu strafen. Insbesondere waren es die beiden Majordomus, die ihn förderten, namentlich der kirchlich gesinnte

Karlmann, der auch nach Durchführung der Kirchenreform sich nach Italien in Klosterstille zurückzog.

4. Einordnung der Klöster.

Am meisten Schwierigkeiten machten die Klöster. Diese waren in Menge zu reichen Grundherrschaften emporgewachsen, hatten stattliche Gebäude nnd Tausende von Hörigen und Leibeigenen, die ihnen zinsten und frohndeten. Für Jeden, der einmal bei den Mönchen geistlichen Beistand gefunden, war es nicht mehr Sache des Gewissens, sondern schon des Anstandes geworden, sich dafür erkenntlich zu zeigen. St. Gallen bekam Güter in der Schweiz, im Elsaß, in Schwaben und Franken, selbst in Italien. Das Besitzthum auch der kleinen Klöster wuchs zum Erstaunen. Zwei- bis dreihundert Höfe, also daß ebensoviel Bauernfamilien davon hätten leben können, war das Gewöhnliche. Reiche Klöster hatten bis über tausend, große altberühmte über viertausend Höfe und noch mehr. Unter die vornehmsten Grundherren des Reiches durften sich auch die Aebte stellen.

Es war natürlich, daß so bedeutende Genossenschaften sich selbst regieren und nicht gern unter einem Bischof stehen wollten. Waren doch auch nicht wenige Bischöfe erst aus den Mönchen hervorgegangen, die den Sprengel erobert hatten. Manche Klöster hatten weltliche Aebte, und die große Mehrzahl der Mönche erhielt keine Priesterweihe, sondern bildete ein Mittelglied zwischen dem geistlichen und dem Laienstande.

Es konnte anfangs Jedermann frei eine klösterliche Genossenschaft gründen. Die Bischöfe thaten es mit Kirchenvermögen, die Großen auf ihren Gütern, reiche Kaufleute in den Städten. Es wurde Gewohnheit, daß fürstliche Wittwen eine solche Anstalt errichteten und für ihre letzten Jahre sich dorthin zurückzogen. Nur Grundsätze, nicht bestimmte Regeln galten für klösterliche Genossenschaften. Jeder konnte seine Anstalt mehr oder weniger nach den Vorschriften einrichten, wie sie zuerst Hieronymus Kassianus und Augustinus im Abendlande gelehrt und Kolumban Gallus und Benedikt von Nursia, der 529 Monte Kassino gründete, in ihren Klöstern durchgeführt hatten. Nach und nach, und zwar erst im achten Jahrhundert, für Deutsch-

land entschieden durch das Eingreifen von Bonifaz, gewann die Benediktiner-Regel über der Mönche Kleidung, Gottesdienst, Arbeit, Essens- und Schlafenszeit das Uebergewicht, und Karl der Große leistete ihr aller Orten Vorschub.

Rechtlicher Weise konnte nun ein Bischof die Regierung nur über die von ihm oder seinen Vorfahren gestifteten Klöster verlangen, über die anderen stand ihm nur in religiösen Dingen ein Aufsichtsrecht zu. Die reichen Aebte wehrten sich auf's Aeußerste, unter die bischöfliche Gewalt zu kommen, und Könige wie Päpste bedienten sich hinwieder der mächtigen Mönchsbruderschaften, um die Bischöfe in Schach zu halten. Da die Klöster aber doch einmal Anstalten von kirchlichem Charakter waren, da ihnen die Besetzung und Verwaltung von Pfarreien, die sie errichtet hatten, zustand, da sie auch ohnedem in Geschäften der Seelsorge thätig blieben, so drängte schließlich die Natur der Dinge dazu, die Klöster jeder Diözese ihrem Bischof unterzuordnen. Kaum aber war dieser Grundsatz öffentlich ausgesprochen, so glückte es wieder der Betriebsamkeit mehrerer Aebte, sich von Königen oder Päpsten Freiheitsurkunden zu verschaffen.

Die mittelalterliche Kirche war erst in ihrer Entwicklung begriffen: auch sie stand unter dem Gesetz des Werdens. Den Schluß dieser Entwicklung bezeichnet folgende Stelle aus der größeren Lebensbeschreibung Ludwig des Frommen. „Der Kaiser hielt eine allgemeine Versammelung zu Aachen, wo er zeigte, welchen Eifer er für den göttlichen Dienst im Innern des Hauses trüge. Denn von den Bischöfen und der vornehmsten Geistlichkeit der h. Kirche ließ er ein Buch zur Regelung des kanonischen Lebens zusammenstellen, in welchem die vollständige Einrichtung jenes ganzen Ordens enthalten ist, wie man aus ihm, wenn man es aufschlägt, selbst sieht. Darin ließ er auch alle Vorschriften über Speise und Trank und alle anderen Bedürfnisse aufnehmen, damit Männer wie Frauen, welche unter diesem Orden Christo dienen, durch keine Sorge um äußere Bedürfnisse gehemmt in freier Knechtschaft sich dem Herrn widmen könnten. Dieses Buch schickte er in alle Städte und Klöster des kanonischen Ordens seines Reiches durch kluge Abgesandte, welche es in allen obengenannten Orten abschreiben lassen und darauf halten sollten, daß der schuldige Kreuzesdienst gehörig geleistet würde. Diese Sache erregte in der Kirche große Freude und Jubel und setzte dem frommen Kaiser

mit wohlverdientem Lob ein ewiges Denkmal. Zugleich bestimmte der Gott angenehme Kaiser den Abt Benedikt und mit ihm Mönche von in jeder Beziehung strengen Lebenswandel, nach allen Klöstern umherzuziehen, und eine sämmtlichen, sowohl Mönchs- als Nonnenklöstern gleichmäßige und feststehende Lebensweise nach der Regel des heiligen Benedikt einzuführen."

5. Königssalbung.

Damals, als Bonifaz, der päpstliche Bevollmächtigte, sich für seine Aufgabe bei Hofe um Unterstützung bewarb, wurde ohne Zweifel auch verhandelt, wie mit Hülfe des Papstes das Haus der regierenden Majordomus förmlich auf den Königsthron zu erheben. Entscheidende Ereignisse solcher Art fallen ja nicht plötzlich aus der Luft, sondern werden lange vorher im Kreis der Vertrauten geplant und erörtert. Bekanntlich hatte der vorsichtige Pipin die Form gewählt, daß er dem Papste eine Frage stellte: ob der Thron dem gebühre, welcher nur den Schein, oder dem, welcher die Macht des Königthums habe? Dies war keine Rechts-, sondern nur eine Gewissensfrage. Das Recht, den König zu setzen, hatten das Volk oder seine Vertreter, die versammelten Reichsgroßen: des alten Königs Sohn oder Enkel oder Bruder hatte nur ein Anrecht auf die Krone. Der Papst aber, als höchster Beichtiger, sollte nur aussprechen, daß Pipin keinen Raub begehe. Die Antwort lautete: Wer thatsächlich König sei, verdiene es auch zu heißen. Diese sehr natürliche Papst-Antwort wurde zu Soissons 752 in öffentlicher Reichsversammlung verkündigt, Pipin auf den Schild gehoben und umhergetragen im Heer, das ihm jubelnd zurief. Die Bischöfe aber kamen herbei und krönten und salbten ihn und seine Gemahlin, wie es nach dem Vorbild alttestamentlicher Könige bei den frommen Angelsachsen Brauch geworden und Bonifaz die Franken gelehrt hatte. Und als der Papst drei Jahre später nach Gallien reisete, um Hülfe gegen die Longobarden zu erbitten, da wiederholte er in der Kirche St. Denys die feierliche Salbung Pipin's und seiner Söhne, zum weiteren Zeichen, daß das Königthum seine Weihe von der Kirche empfange. Er ernannte sie auch zu Patriziern, d. h. zu Roms Schirmherren, und sagte ihnen: Deshalb hat der

Herr durch meine Niedrigkeit Euch zu Königen gesalbt, damit durch Euch seine heilige Kirche erhöhet werde und der „Fürst der Apostel zu seinem Recht gelange".

Pipin aber dankte dem Papste dadurch, daß er „aus Liebe für den heiligen Petrus" den Longobardenkönig bekriegte, vom Besiegten sich die Stadtgebiete von Rom und Ravenna und benachbarten Städten abtreten ließ und dieses alles auf ewige Zeiten dem Papste schenkte, — ein lockendes Beispiel für alle Kirchenhäupter. Pipin ließ nun Synode auf Synode halten und ruhete nicht, bis die kirchliche Ordnung durchgeführt und selbst die kirchenwidrigen Ehen mit einer Nichte oder Schwägerin, die bei den Germanen keinen Anstoß erregt hatten, auseinandergerissen waren.

Der ganzen Entwicklung der Dinge gemäß hielt Karl der Große es für seine Schuldigkeit, als Wächter des Glaubens und Regierer der Kirche in Sachen der Kirchenzucht, des Gottesdienstes, ja des Glaubens selbst, Anordnungen zu treffen, die Bischöfe zu lehren und den Papst zu mahnen, — das Kirchengut aber nicht anders zu betrachten, als sei es allgemeines Landesgut. Auf den Reichstagen hatten die Geistlichen neben den weltlichen Großen Sitz und Stimme. Die Ersteren beriethen die Kirchensachen in besonderen Synoden oder Ausschüssen, ehe sie vor den Reichstag kamen, in dessen Beschlüssen sich Geistliches mit Weltlichem mischte. In einem Sendschreiben an alle Bischöfe und Klöster vom Jahre 788 sagte ihnen Karl, daß sie ihm zur Regierung anvertraut seien, und befahl, Jedermann im Reiche solle das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser auswendig können, und wer es nicht gelernt habe, solle dazu gezwungen werden. Er nannte sich zwar den ergebenen Vertheidiger und demüthigen Helfer der heiligen Kirche, erklärte aber auch dem Papste rund heraus: „Unsere Sache ist es, gemäß der Hülfe der göttlichen Gnade überall Christi Kirche vor dem Ansturm der Heiden mit den Waffen nach außen zu vertheidigen und nach innen durch das katholische Glaubensbekenntniß zu befestigen. Eure Sache, heiligster Vater, ist es, indem Ihr gleich Moses die Hände zu Gott erhebt, unsere Kriegsstärke zu unterstützen, damit die Christenheit über die Feinde des heiligen Namens überall stets den Sieg habe und der Name unsers Herrn Jesu Christi auf dem ganzen Erdkreis verherrlicht werde."

So hatten die christlichen Völker zwei Häupter, das geistliche

und das weltliche. Diese sollten ihre Macht in einander verzweigen zum allgemeinen Besten. Die weltliche Staats- und Reichsordnung war der Unterbau einer höheren geistlichen und religiösen Ordnung. Beide erschienen zugleich als Ziel und zugleich als Mittel, aber die weltliche Macht war die stärkere wie die stofflichere gegenüber der anderen mehr geistigen und feineren Macht, gleichwie ein Stamm, der mit Aesten und Zweigen die Blüthen trägt.

Die Lehre von den beiden Gewalten oder, wie das Mittelalter sich ausdrückte, von den beiden Schwertern und von ihrer Verbündung, dem Bunde zwischen Recht und Religion, hat sich tief in die Vorstellung der Menschen eingesenkt und für das Verkehrs- und Staatsleben, wie für Kirche, Kunst und Wissenschaft unzählige Gedankenreihen und wirksame Formen und Gestalten erzeugt. Keine andere Kulturidee hat im Mittelalter so viel genützt, die Selbstsucht im Menschen zu unterdrücken und in den Staaten den inneren Frieden herzustellen. Noch immer wird um die richtige Abgränzung der staatlichen und kirchlichen Macht gekämpft, obgleich nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit die erstere, gleichwie zur Zeit Karl des Großen, wieder einen Vorsprung gewonnen hat, und zwar geschah das wesentlich durch die Fortschritte der Wissenschaft. Das aber erkennt jeder Tiefblickende, daß auch der Staat etwas Heiliges, das nicht er selbst ist, nöthig hat zu seinem Gedeihen.

6. Kaiserkrönung.

Zu ihrem höchsten Ausdruck kam diese Idee durch die Kaiserkrönung. „Als Karl der Große am heiligen Tage der Geburt des Herrn zur Feier der Messe die Peterskirche betreten und vor dem Altar sich zum Gebet geneigt hatte, setzte Papst Leo eine Krone auf sein Haupt unter dem lauten Zuruf des ganzen römischen Volkes: „Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedbringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg!“ Nach diesem Zuruf wurde ihm, wie es bei den alten Fürsten Brauch war, von dem Papste gehuldigt und er fortan mit Weglassung des Titels eines Patricius Kaiser und Augustus genannt.“

Zu dieser Stelle in Einhard's Jahrbüchern gehört die andere aus seiner Lebensbeschreibung des großen Kaisers. „Damals war es, daß er den Namen Kaiser und Augustus empfing, der ihm anfangs so zuwider war, daß er versicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des Papstes Absicht hätte vorher wissen können. Die oströmischen Kaiser nahmen es äußerst übel auf, daß er den Kaisertitel angenommen: er trug aber ihren Haß mit großer Gelassenheit und wußte mit dem hohen Sinn, in welchem er ohne alle Frage weit über ihnen stand, ihren Trotz zu besiegen, indem er häufig durch Gesandtschaften mit ihnen verkehrte und sie in seinen Briefen als Brüder anredete.“ Die Erklärung liegt wohl nur darin, daß Karl mit sich noch nicht im Reinen war, ob und wie er die Krone von priesterlicher Hand annehmen solle, der Papst aber ihm geschickt zuvorkam. Ahnte Karl auf der Höhe seiner Machtfülle doch vielleicht, was die päpstliche Krönung seinen Nachfolgern für Fesseln mit sich bringe, wenn man einst vom heiligen römischen Reiche reden werde? Der Widerspruch der Byzantiner kümmerte ihn sicher gar wenig: sie hatten keine Waffen und kein Recht, die zu fürchten waren, ihre feierliche Trotzrede verhallte unschädlich. Das Recht Karl des Großen aber lag darin, daß er Rom besaß, den alten Sitz und Träger der Kaisergewalt, und daß die Gesammtheit des römischen Volkes ihn zum Kaiser erhob. Seine zehn Sendboten — sieben Bischöfe und drei Grafen, unter ihnen seine vertrauten Räthe — waren über ein Jahr lang, er selbst den ganzen Winter in Rom gewesen, und man hatte dort über kirchliche und politische Angelegenheiten viel verhandelt: wie sollte da die Kaiserfrage, die ja in der Luft lag, da in Byzanz nicht einmal ein Mann das Scepter führte, nicht auch beredet sein? In einer öffentlichen Berathung der römischen und fränkischen Großen wurde der Beschluß gefaßt, den großen siegreichen Herrscher zum Kaiser auszurufen und es war ganz der Sachlage gemäß, daß der Vornehmste in Rom dabei den Vorgang hatte. Ueber die kniefällige Huldigung des Papstes als ersten Unterthanen des Kaisers und über den Zuruf des Volkes war man wohl übereingekommen: daß ihm aber der Papst selbst die Krone aufsetzen sollte, schien Karl noch bedenklich. Darauf deutet hin, daß ausdrücklich es hieß „der von Gott Gekrönte“; daß der Kaiser in Urkunden sich den „auf göttlichen Be-

fehl Gekrönten“ nennt, oder sich den Titel giebt: „Karl, der erhabene Augustus und von Gott gekrönter großer und friedreicher Kaiser, Regierer des römischen Reichs, der auch durch Gottes Barmherzigkeit König der Franken und Longobarden“. Der Papst dagegen beeilte sich am Krönungstage selbst zu verkündigen: „Wir haben ihn zur Vertheidigung und Erhöhung der allgemeinen Kirche heute zum Augustus geweiht.“

Um Grund und Ursache seines Kaiserrechts noch deutlicher zu zeigen, ließ Karl der Große von Allen im Reich, die über zwölf Jahre alt, durch Treueschwur sich erst als Kaiser anerkennen. Die Huldigung sollte nicht bloß vom römischen, sondern vom gesammten Reichsvolk ausgehen. „Er verordnete, daß ein jeder Mann in seinem ganzen Reiche, Geistlicher oder Laie, ein Jeder nach seiner Pflicht und seinem Berufe, der ihm vorher, als er König war, Treue gelobt hatte, ihm jetzt als dem Kaiser das Gelöbniß der Huldigung schwöre.“ Auch war der Kaiser bei seinem Sohn noch vorsichtiger. Diesen ließ er, ohne daß der Papst befragt oder eingeladen wurde, nur nach altgermanischer Weise auf den Kaiserthron erheben. „Aus dem ganzen Reich kamen die Bischöfe, Aebte, Grafen, Priester, Diakonen und der ganze Rath der Franken zu dem Kaiser nach Aachen und hier machten sie sechsundvierzig Satzungen, die nöthig waren, für die Kirchen Gottes und das Christenvolk. Alsdann hielt er Rath mit den Bischöfen, Aebten, Grafen und den Aeltesten der Franken, daß sie seinen Sohn Ludwig zum König und Kaiser machten. Sie gaben allesammt ihre Einwilligung dazu und sprachen, das gebühre sich, und dem ganzen Volk gefiel es so. Unter Beistimmung und Zuruf aller Völker setzte er also seinen Sohn Ludwig zum Kaiser neben sich und übergab ihm mittels einer goldenen Krone das Reich, das Volk aber rief laut: „Es lebe der Kaiser Ludwig!“ Und es war große Freude im Volk an jenem Tage.“

Doch wie dem auch sein möge, die Kaiserkrönung war der Höhepunkt, welchem die ganze fränkische Epoche zueilte. In den Augen der Romanen dauerte ja das römische Reich noch immer fort, etwa wie eine Stadt, in welche Fremde eingedrungen sind und die alte Regierung gestürzt haben: die Stadt selbst aber besteht noch mit ihren meisten Straßen und öffentlichen Gebäuden und einem großen Theil ihrer früheren Bevölkerung und deren Kultur. Hatte doch der heilige

Augustin in seinem Buche vom Gottesstaate nicht laut genug verkündigen können, das römische Weltreich dauere bis an das Ende der Tage. Nun war es in der That wieder hergestellt und wenn auch Afrika und der größte Theil von Spanien fehlte, so wurde das durch Deutschland reichlich aufgewogen. Die Völker waren wieder von einer rechtmäßigen höchsten Regierung umschlossen, und es gab für alle wieder einen höchsten Sitz und Hort des Rechts. Dies Bewußtsein konnte nicht anders, als belebend auf Handel, Gewerbe und Mittheilung jeder Art einwirken.

Wie eigenthümlich muthet uns noch jetzt das große Mosaikbild an, das auf freiem Platze im Triclinium bei dem Lateran zu schauen! Karl der Große und Papst Leo sind klein zu Füßen von Petrus Riesengestalt knieend abgebildet, welcher dem König die Lanze mit Widerhacken und Troddel und grünem sternbesäeten Wimpel, dem Papst aber die Priesterstola überreicht, mit welcher er selbst bekleidet ist. Der Kaiser ist in fränkischer, der Papst in priesterlicher Tracht, beide sind hier nur die gleichstehenden Beamten des Apostelfürsten, welcher mit den Schlüsseln des Himmelreichs im Schooße und in römischer Toga sich darstellt.

Vierzehntes Kapitel.

Kultursitze.

---

1. Klöster.

Unter den Stätten, an welchen sich höhere Kultur ansammelte, wo Maler, Baumeister und Gewerker thätig waren und kluge Meister der Landwirthschaft wohnten, standen die Klöster oben an. Der heilige Benedikt hatte gesagt: „Müßiggang ist der Feind der Seele, und deshalb müssen die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Händearbeit, zu bestimmten Stunden mit Lesen der heiligen Schriften sich be-

schäftigen.“ Sieben Stunden des Tags hatte er für Handarbeit, zwei für's Lesen angeordnet. Seitdem sie allgemein Benediktinerregel befolgten, befleißigten die Mönche sich eines werkthätigen Lebens, und der schöne humane Geist, der diese Regel diktirt hatte, entfaltete sich zu heilvoller Blüthe. Die klösterliche Gemeinde diente Christus ihrem Herrn: was ohne Sünde der Gemeinde Stütze oder Votheil verschaffte, war Gott wohlgefällig. Das Heil der Kirche aber war das gemeinsame Ziel, zu welchem die Wege des Mönchs wie des Kriegers, des Volkslehrers wie des Werkmeisters, des Künstlers wie des Viehwärters führten: — nach diesen Grundsätzen lenkten die Aebte die Arbeiten ihrer Brüder.

Wollte man das Streben der Benediktiner in Abstufungen ausdrücken, so wäre religiöses Leben die breite unterste Grundlage zu nennen. Ueber dieser Stufe stellte sich für einen kleineren Kreis wirthschaftliche Thätigkeit. Noch höher, aber von noch Wenigeren betrieben, stand Jugendbildung. Endlich die oberste und kleinste Staffel nahmen Künste und Wissenschaften ein. Die vorzüglichsten unter solchen Klöstern waren St. Gallen, Tegernsee, St. Emeram in Regensburg, Fulda, Hirsau im Elsaß, Lauresham bei Worms und Korvey.

Reich an Kulturverdienst waren auch Einsiedeln in der Schweiz, Reichenau am Bodensee, St. Peter in Salzburg, Weißenburg im Elsaß, Hersfeld in Hessen.

Durch gute Schulen zeichneten sich ferner schon frühzeitig aus Weißenburg und Weingarten in der Nähe des Bodensees, St. Blasien im Elsaß, Fritzlar in Hessen, Weihenstephan, Benediktbeuren, Wessobrunn in Bayern, und weiter nach Oestreich hinein Mondsee und St. Florian.

Diesen und den zahlreichen andern Klöstern, von welchen Deutschland im achten und neunten Jahrhundert besetzt wurde, lag nächst der Ausbreitung und Befestigung des Christenthums vornehmlich die Jugendbildung am Herzen: diese war der sicherste Anker christlicher Lehre und Sitte für die Zukunft. Das Kloster selbst bedurfte beständigen Nachwuchses, die Zellen und Pfarren der Umgegend verlangten nach Priestern, Söhne von reichen Bauern und Vornehmen kamen, Lesen und Schreiben und ein Weniges von sonstigen Wissenschaften zu lernen.

Lesen und Schreiben blieb noch lange Zeit eine besondere Kunst,

zumal es nur auf Latein angewandt wurde. Jedes Kloster hatte seine Bücherei, deren Inhalt man so werth hielt, daß die Mönche, wenn sie vor einem Unheil flüchten mußten, nach den kostbaren Kirchengefäßen gewiß zuerst die Bücher retteten. Im Schreibzimmer unter der Bibliothek saßen den ganzen Tag fleißige Männer, schrieben von Morgen bis zum Abend und mehrten langsam den Bücherschatz. Besonders kostbare Werke schmückten sie mit farbigen Anfangsbuchstaben und bunter Malerei. Wer ein Buch kaufen wollte, konnte sich nur an die Klöster wenden, denen der Buchhandel nicht selten hübsche Summen eintrug. Die Schüler aber konnten im Kloster noch mancherlei lernen, was nicht in ihren Büchern stand. Es gab unter den Mönchen Baumeister, die Mechanik wie Mathematik wohl verstanden und nicht bloß schöne Baupläne entwarfen, sondern auch die Tragkraft der Säulen und Mauern berechneten. Die Kirchen und Säle aber, die sie erbaueten, verlangten nach Schmuck der Wände, und da waren wieder andere Mönche, die zeichnen, Farben bereiten, malen konnten.

Am liebsten verweilte man in den Werkstätten, wo die kunstreichen Meister saßen, welche in Gold und Silber Meßkelche, Altartellerchen, Kronleuchter, Reliquienbehälter und Kruzifixe in feiner Gold- und Silberarbeit verfertigten und mit Edelsteinen besetzten. Auch die Meß- und Evangelienbücher erhielten kunstreichen Einband, den Rücken von steifer Haut, die Decken von hartem Holz, alles überzogen von feinem Leder mit mancherlei eingepreßten Figuren. An den kostbarsten Büchern wurde der vordere, seltener auch der andere Deckel mit Rank- und Laubwerk aus Erz, Gold, Silber geschmückt und dazwischen eine vergoldete Messingplatte eingefügt, auf welcher Bilder eingeätzt waren. Noch größeren Werth erhielten diese Schätze, wenn die Bücherdeckel oder die Seiten der Reliquienkästen mit Elfenbeinplatten geziert und diese zu figurenreichen Bildern ausgeschnitzt wurden.

Allein nicht nur solche Künstler, sondern auch stämmige und vielerfahrene Handwerker arbeiteten in Ordenskleidung. Da wurde getischlert, gedrechselt und geschmiedet, um die Bänke und Tische für Kirche und Wohnung und die Geräthschaften für Feld und Stall und Scheune herzustellen. Der Keller brauchte Fässer, die Schreibstube Pergament. Für die Bekleidung der Mönche mußte Leinen und Wollzeug gewebt und gefärbt, für ihre Beschuhung Leder gegerbt

werden, ehe Schneider und Schuster an ihr Werk konnten. Fein Brod zu backen, kräftiges wohlschmeckendes Bier zu brauen, einen edlen Wein zu ziehen, solche Künste verdienten besondere Hochschätzung. In Mönchskutten steckten auch Maurer und Zimmerleute, Schwertfeger, Schild- und Harnischmacher und Männer, die geschickt waren, brauchbares Jagd- und Fischzeug zu verfertigen. Das Kloster mußte ja jedes Handwerk selbst betreiben; denn rings in der Runde gab es nirgends gelernte Handwerker, es sei denn auf fürstlichen Plätzen, und die Benediktinerregel schrieb ausdrücklich vor: das Kloster solle Alles enthalten, was man zum Leben und Arbeiten brauche, die Mönche sollten draußen nichts zu thun haben, als das Feld bestellen und der Seelsorge obliegen.

Nun kamen auch die Frauen aus der Umgegend, um zuzuschauen und wo möglich zu lernen, wie Teppiche zu weben und allerlei buntes Bildwerk auf Vorhänge und Meßgewänder gestickt werde. Immer auf's Neue ließen sie von den kundigen Mönchen sich anvertrauen, welche Kräuter und Rinden gut zu Heilsalben und Arzneitränken, und wenn sie nach Hause gingen, dann nahmen sie gern Samen und Pflänzlinge von noch unbekannten feinen Gemüsen und von den Blumen mit, die allmählich die grüne Waldeinförmigkeit lieblich belebten. Die Männer aber holten aus dem Kloster Reben, junge Obstbäume und besseres Saatgetreide, als man es im Lande gewohnt war. Manch hübsches Kalb oder Rößlein ging mit. Die Klosterbrüder ließen dergleichen aus Gallien und Italien kommen. Bei ihnen konnte man auch sehen, wie das Vieh in trefflicher Stallfütterung gedieh, wie die Wiesen entwässert und Felder und Gärten vortrefflich bestellt wurden, daß sie Frucht trugen in einer Güte und Menge, wie sie bisher unerhört gewesen.

Die fremden Handelsleute aber, welche durch die Gegend kamen, richteten den Zug ihrer Saumrosse und Karren gewiß zuerst auf das Kloster, unter dessen Mauern sie gern ihre Buden und Zeltlager aufschlugen. Dort konnte man am ersten brauchen und bezahlen, was sie an Waare, Schriften und Nachrichten aus der Fremde brachten. Dort ließen sich die Bücher und kleinen Kunstwerke kaufen, die auch anderswo gesucht wurden. Dorthin strömte das Volk aus der umliegenden Landschaft an Sonn- und Festtagen.

So war jedes Kloster in Wahrheit Ausgangspunkt besserer Gesittung für weite Umgegend: Vielkundige Männer, die Einen in dieser, die Anderen in jener Kunst oder Wissenschaft bewandert, deren Leben zugleich als ein heiliges angesehen wurde, wohnten und verkehrten dort mit den Leuten, die weit und breit herbeikamen, um gute Lehren zu holen und eine Musterwirthschaft anzuschauen. Das Kloster lieferte alles zur Ausstattung für Geist und Körper, für Haus und Feld, für Staat und Gemeinde. Demgemäß stellte es sich äußerlich dar, nämlich als eine Festung, die Gotteshäuser, Wohnungen, Fabriken, Werkstätten, landwirthschaftiche Gebäude und verschiedene Anstalten, dazwischen Plätze und Gärten enthielt, das Ganze umschlossen von Mauer und Graben.

2. Pfalzen.

Ein König oder Herzog befand sich damals in einem anderen Verhältniß zu seinem Volke, als in unseren Zeiten, wo die Regierungsgeschäfte viel größer und mannigfaltiger sind, nach dem Grundsatze aber der Arbeitstheilung die meisten Aemter, sowie die Hochschulen und die Vertreter der Künste oder Industrie dem Hofe ferner gerückt sind. Die Entscheidung der öffentlichen Dinge beruhte in der fränkischen Zeit nach in der Reichsversammlung und den Synoden: der König aber stand dem Volke näher, er wirkte persönlicher und mächtiger als heutzutage, durch sein leuchtendes Beispiel, durch seine Anregung, Empfehlung und Fürbitte. Gleichwie man des Königs oder Herzogs Geschlecht als das edelste und an Ehren und Gütern reichste anzusehen gewohnt war, so sollte auch an seinem Hofe alles sich sehen lassen, was das Schönste und Herrlichste im Lande und des höchsten Ringens werth war. Dorthin zogen die Leute im Feierkleid an den Tagen der Hof- und Kirchenfeste, um schöne Trachten und herrliche Aufzüge und Kampfspiele zu sehen; dort ließen Dichter und Sänger sich hören; dort lehrten weise und gelehrte Männer und schufen Künstler oder sinnreiche Werkmeister. Nirgends wurden schönere Waffen, Schilde, Sättel und Heerwagen gearbeitet, als in den Werkstätten der Pfalz. Prachtvoll gestickte Teppiche gingen aus ihren Kemenaten hervor. In den Schulsälen aber saßen Reihen von

Knaben und Jünglingen aus den edelsten Geschlechtern des Landes, die am Fürstenhofe nicht bloß für die feinere Gesellschaft sich ausbildeten, sondern auch aus Büchern und Pergamenten lernten, um sich die nöthigen Kenntnisse für den Staatsdienst zu erwerben. Wer aber etwas Neues und Wunderbares oder dem Lande Nützliches zu zeigen hatte, bat zuerst um Einlaß an den Pforten der Pfalz.

So ging von dieser mannigfach Anregung aus zu edlerem und reicherem Leben. Aeußerlich stellte selbst eine Königspfalz sich nicht viel anders dar, als wie eine große Mönchsansiedlung. — Sie bestand ebenfalls aus Kirche, Thurm, Wohn-, Schul- und Gasthäusern, Mühlen, Werk- und Wirthschaftsgebäuden, dazwischen Wurz-, Obst- und Blumengärten, vielleicht auch ein fischreicher See, alles im innern Umkreis einer Umfassungsmauer. Jedoch war alles größer, prachtvoller und mannigfaltiger, und ähnelte schon ein Kloster einem Städtchen, so war eine königliche Pfalz wirklich eine Stadt zu nennen mit Straßen und Plätzen und umgürtet von starken Festungswerken. Sie zeichnete sich eben nicht so sehr durch die Größe, als durch Menge und Schmuck der Gebäude aus, von denen mehrere zweistöckig neben einander standen.

Drei Gebäude fielen zuerst in's Auge: Kirche, Burg und Pallast. Die Kirche glänzte von kostbaren Säulen, Wandmalereien, gestickten Vorhängen und geschnitzten Altären. Ein gewaltiger Thurm diente zur Hochwarte und war gewöhnlich zu einer festen Burg erweitert, die vom Kern der Leibwache und ihren Offizieren besetzt war. Der Pallast hatte höchst wahrscheinlich noch im Wesentlichen die altgermanische Einrichtung mit der großen offenen und der inneren Halle und den Wohngemächern dahinter und zur Seite. Durch Bogengänge, Treppen und hohe Söller, sowie durch kostbares Baumaterial suchte man jedoch die Wohnung zierlicher und behaglicher einzurichten.

Hinter und neben dem Pallast und durch die ganze Pfalz vertheilten sich die kleinen niedrigen Wohnungen der Diener und Dienerinnen, deren man, wie überall, wo der Haushalt noch rohen Zuschnitt hat, eine Menge bedurfte. Die Wohn- und Arbeitshäuser der Frauen standen getrennt von den übrigen und sollten nach Karls des Großen Vorschrift besonders eingezäunt und mit festen Thüren verschlossen sein. Darin waren Frauen und Mädchen den ganzen Tag beschäftigt mit Zubereitung des Flachses und der Wolle, mit Spinnen,

Weben, Sticken, Nähen und Schneidern, und zwar unter Aufsicht der Fürstin, ihrer Töchter und deren Gespielinnen. Führt doch Karls des Großen Mutter Bertrada in der Sage den Namen Bertha die Spinnerin. Der niedrigste Frauendienst war das Waschen und das Mahlen auf den Handmühlen. Die schönsten und geschicktesten aus dem Gesinde wurden ausgewählt, um im Innern des Herrschaftshauses Dienste zu leisten. So heißt es im Leben der heiligen Baldhilde, die ihrer angelsächsischen Heimath entrissen in die Sklaverei verkauft worden: „Von dem Frankenkönig Erchinbald wurde die kostbare Perle gekauft und brachte in dessen Dienst ihre Jugend ehrbarlich zu. Sie war gütig von Herzen, züchtig in ihrem ganzen Betragen, klug und nicht leichtfertig oder vorlaut in ihren Reden, und wie sie denn vom Geschlechte der Sachsen war, von anziehender und feiner Leibesgestalt, schön anzusehen, freundlich in ihren Mienen und würdig in ihrem Gang. Darum fand sie Gnade vor den Augen des Fürsten, und er ließ sich von ihr in seiner Kammer den Weinbecher reichen und sie war eine ehrbare Mundschenkin. Darüber aber erhob sie sich nicht, sondern sie blieb demüthig und gehorsam auch in den niedersten Dienstleistungen ohne Murren."

Jeder obere Hofbeamte hatte sein eigenes Haus und seine Dienerherschaft um sich her wohnen. So erzählt Fredegar von dem Bretagnerfürsten, der zum König Dagobert auf ein Hofgut bei Paris kam und „ihn um Gnade bat und versprach, alles Unrecht, was seine Unterthanen gegen Franken begangen, wieder gut zu machen und sich und sein Reich auf ewige Zeiten dem Dagobert und den Königen der Franken zu unterwerfen. Jedoch sich mit Dagobert zur Tafel setzen, das wollte er nicht, sondern er verließ den Pallast und, weil er ein frommer und gottesfürchtiger Mann war, so ging er in die Wohnung des Referendarius Dado, von dessen frommen Lebenswandel er schon gehört hatte, und speiste bei ihm."

Bei dem Referendar herrschte der größte Verkehr. Er war der Großsiegelbewahrer, der des Königs Siegel und seinen Namen unter die Urkunden und Erlasse setzte, die er in der Kanzlei ausfertigen ließ. Später wurde er durch den Apokrisiar verdrängt, der ursprünglich nur der Hofgeistlichkeit vorstand und die Verwaltung der geistlichen Sachen führte, allmählich aber auch die weltlichen Kanzleigeschäfte an sich zog und den Notaren und Schreibern seine Aufträge ertheilte.

Gewöhnlich war dieser ein Bischof und hieß der Erzkaplan oder auch Erzkanzler, der bei urkundlichen Geschäften des Königs hinter den Schranken, den Cancellä, saß. Dem Range nach stand noch höher der Pfalzgraf, der als des Königs Stellvertreter Vorsteher des Hofgerichtes war. Durch seine Hand gingen alle Rechtssachen des Hofes, unter den Karolingern auch die weltlichen Rechtsgeschäfte, soweit sie vor den König gehörten. Dem Kämmerer, Camerarius oder Cubicularius, lag die Sorge ob für des Königs Schatz, Einkünfte und Ausstattung an Kleidung, Möbeln und Geräth. Dem Truchseß, der dem Herrn (Truhtin) das Essen vorsetzte, war die Bestellung der königlichen Tafel anbefohlen, womit die Verpflegung des ganzen Hofes zusammenhing: davon hieß er auch der Seneschall. Der Marschall aber war der Anführer des reisenden Gefolges und hatte für Rosse und Waffen zu sorgen: daher sein Name, zusammengesetzt aus mar (Pferd, Mähre) und schall (Diener). Mit dem Kämmerer theilte er sich in die Sorge für Unterkunft und Verpflegung der Gäste des Hofes, deren fast Jeder mit größerem oder geringerem reisigen Gefolge erschien. Eine fürstliche Pfalz war niemals von Gästen leer und eine Reihe von Gastwohnungen standen zu ihrer Aufnahme bereit. Endlich gehörte zu diesen Hofbeamten der Mundschenk, welcher den Keller beaufsichtigte. Später kamen noch der Reisemarschall oder Quartiermeister, der Oberjägermeister, Falkenmeister, Zahlmeister und andere obere und niedere Hofbeamte hinzu. Einem Jeden war eine Anzahl Diener oder Edelknaben zugetheilt, gleichwie auch der Fürst noch eine Reihe von Hausgenossen um sich hatte, die er zu verschiedenen wichtigen Aufträgen brauchte.

Auch gab es bereits Hofärzte, Hofbaumeister, Hofmaler, Hofsattler, Hoffischer und eine lange Reihe anderer Werkmeister, die sämmtlich mit ihren Gesellen und Lehrlingen, gleichwie die landwirthschaftlichen Aufseher und Arbeiter, im Umkreise der Pfalz oder unter dem Schutze von ihren Mauern ihre Häuser und Hütten bewohnten.

Aehnlich waren die Pfalzen der fürstlichen Herren eingerichtet. Auch mochte es im neunten oder zehnten Jahrhundert noch manchen Altadligen mit großem Reichthum an Ländereien und Hörigen geben, der sich voll Unwillen von dem Getriebe der neuen Zeit abwandte und nur nach altem Herkommen schalten und walten wollte. Allein unversehens nöthigte ihn sein Ansehen und Vortheil, sich ebenfalls

eine Burg zu bauen, geschicktere Werkmeister in seinen Hof aufzunehmen, und Lehrer für seine Kinder kommen zu lassen. Fingen doch reiche Grundbesitzer niederer Art schon an, sich auf ihrem Hofe einen Thurm zu errichten zu Schutz und Trutz.

3. Hof- und Klosterschulen.

Sich für des Fürsten Dienst zu empfehlen und tauglich zu machen, war das Trachten der Knaben und Jünglinge von vornehmer Geburt, die an den Hof gethan wurden, um dort feine Sitte und adlig Benehmen zu lernen und für die Staats- und Kirchengeschäfte erzogen zu werden. So heißt es in dem Leben des heiligen Arnulf, des Stammvaters der Karolinger. „Arnulf stammte aus fränkischem Geschlechte von sehr vornehmen und reichbegüterten Eltern. Nachdem er in den Wissenschaften trefflich unterrichtet worden und das reifere Alter erreicht hatte, wurde er dem Gundulf, des Königs Majordomus, übergeben, der ihn in den Geschäften unterwies und zum Dienst Königs Theudebert tüchtig machte.“ Und von Karl dem Großen erzählt Einhard: „Seine Kinder ließ er in der Weise erziehen, daß Söhne wie Töchter erst in den Wissenschaften, mit denen er auch sich selbst beschäftigte, unterrichtet wurden. Dann ließ er seine Söhne, sobald es nur das Alter gestattete, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben. Die Töchter aber befahl er an die Wollarbeit zn gewöhnen, mit Rocken und Spindel fleißig zu unterhalten, damit sie nicht müßig gingen, und zu jeder guten Zucht anzuleiten. So große Sorgfalt verwandte er auf die Erziehung seiner Söhne und Töchter, daß er niemals zu Hause ohne sie sich zu Tische setzte und niemals ohne sie reiste. Die Söhne ritten ihm zur Seite, die Töchter aber folgten im letzten Zuge nach, zu dessen Schutze eine Schaar von Leibwächtern bestimmt war.“

Die jungen Leute lernten aber nicht bloß reiten und fechten, sondern, wer es mit ihnen wohl meinte, hielt sie an, in der Schule fleißig zu sein. In jeder bedeutenderen Pfalz gab es ein eigenes großes Gebäude für die Lehrsäle und die Wohnungen der Lehrer und Schüler, und gescheidte Fürsten gaben sich Mühe, für die Hochschule

berühmte Lehrer zu gewinnen, die freilich auch kenntnißreiche Gesellschaft abgaben.

Eine Anekdote, wie sie im Volksmunde ging, erzählt der Mönch von St. Gallen: „Als der siegreiche Karl nach langer Abwesenheit nach Gallien zurückkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er dem Clemens anvertraut hatte, und ließ sie ihre Gedichte und Briefe vorzeigen. Da brachten ihm die Knaben von geringerer und die von niedriger Herkunft die ihrigen über alle Erwartung mit jeglicher Würze der Weisheit gesüßt, die vornehmen aber wiesen ganz leere und unnütze Waare vor. Karl also, der sehr weise König, that nach dem Vorbilde des ewigen Richters: er sonderte die guten Arbeiter aus, stellte sie zu seiner Rechten und redete sie in solcher Gestalt an: „Habt vielen Dank, meine Söhne, daß Ihr meinen Befehl zu Eurem Frommen nach Kräften auszuführen bemüht gewesen seid. Jetzt also bestrebt Euch, die Vollendung zu erreichen, dann werde ich Euch gar herrliche Bisthümer und Klöster geben, und Ihr werdet immer hoch geehrt in meinen Augen sein." Darauf wandte er sein Angesicht mit großem Unwillen zu den links Stehenden, erschütterte ihr Gewissen mit flammendem Blick und stieß mit furchtbarem Hohn, mehr donnernd als redend, diese Worte gegen sie aus: „Ihr hochgeborenen Fürstensöhne, Ihr zierlichen und hübschen Bürschchen, die Ihr vertraut auf Eure Abkunft und Euren Reichthum, meinen Befehl und Euren Ruhm hintansetzend habt Ihr die Wissenschaften vernachlässigt und im Wohlleben und Spiel, Nichtsthun und leerem Treiben die Zeit verbracht." Und nach diesem Eingang hob er sein erhabenes Haupt und die nie besiegte Rechte zum Himmel und rief gleich einem Wetterstrahl seinen gewohnten Schwur: „Beim Herrn des Himmels, ich gebe nicht viel auf Euren Adel und Euer hübsches Aussehen, wenn auch Andere Euch anstaunen mögen. Und dessen seid versichert: wenn Ihr nicht eiligst Eure frühere Nachlässigkeit durch sorgsame Anstrengung wieder gut macht, so habt Ihr vom Karl nie etwas Gutes zu erwarten."

Ein anderes Geschichtchen zeigt, welch hohen Werth man darauf legte, daß die jungen Leute lernten, Jedermann seine Ehre zu geben, die eigene aber wohl zu beachten. Der spätere König Ludwig der Deutsche war die ersten sechs Jahre im Hause seines Vaters, Ludwig des Frommen, sehr sorgfältig erzogen. „Da fing sein gütiger Vater, der es kaum erwarten konnte, ihn dem Großvater vorzuführen, an,

ihn zu unterweisen, wie er ernsthaft und ehrerbietig sich vor dem Kaiser betragen und, wenn er um etwas gefragt werde, ihm antworten und ihm gehorsam sein müsse; und so führte er ihn zur kaiserlichen Pfalz. Als nun am ersten oder zweiten Tage der Kaiser ihn unter den übrigen Umstehenden mit forschendem Blick betrachtete, sagte er zu seinem Sohne: „Wessen ist der Knabe?“ Und da Jener erwiderte: „Meiner, Herr, und Eurer, wenn Ihr ihn für würdig haltet,“ bat er ihn sich aus mit den Worten: „Gieb ihn mir!“ Das geschah, und der erhabene Kaiser küßte das Knäblein und ließ ihn wieder an seinen vorigen Platz gehen. Dieser erkannte, weil ihn der Kaiser öffentlich geküßt, gleich seine Würde und verschmähte es, Jemand nächst dem Kaiser nachzustehen; er faßte sich Muth, nahm eine sorgfältige Haltung an und stellte sich in gleicher Reihe neben seinen Vater. Der kluge Karl bemerkte das, rief seinen Sohn Ludwig und ließ ihn seinen Namensgenossen fragen, warum er das thue und mit welcher Zuversicht er sich herausnehme, seinem Vater sich gleich zu stellen? Jener aber gab die verständige Antwort: „Als ich Euer Vasall war, stand ich, wie sich's gebührte, Euch nach zwischen meinen Genossen; jetzt aber als Euer Genosse und Gefährte stelle ich Euch mit Recht mich gleich.“ Als Ludwig dies dem Kaiser berichtet hatte, sprach dieser die Worte aus: „Wenn der Kleine am Leben bleibt, so wird etwas Großes aus ihm werden.“

An feierlichen Tagen hatten die Knaben und Jünglinge Dienst zu leisten bei Empfang von Gästen, bei der Tafel, im Marstall und auf der Rennbahn. Die Chronik von Salerno schildert uns den Empfang, welchen Fürst Arichis von Benevent dem Gesandten Karls des Großen bereitete. „Als dieser Gesandte mit einem nicht zahlreichen Gefolge nach Salernum kam, ward er von Arichis ungemein stattlich empfangen, wie das nun erzählt werden soll. Es sammelte nämlich Arichis ein großes Heer, um den Gesandten mit Pracht und Ehren zu empfangen, und stellte seine Mannen in verschiedener Kleidung und Bewaffnung auf. Auf die Treppe seines Pallastes stellte er in zwei Reihen Knaben hin, die Sperber oder ähnliche Vögel auf der Hand trugen. Alsdann stellte er Jünglinge in der Blüthe des Alters auf, und diese trugen Habichte oder andere Vögel der Art; Einige von ihnen aber saßen am Brettspiel. Gleich nach ihnen stellte er Männer auf, denen das Haar grau zu werden anfing, zuletzt kamen

Greise, die im Kreise herumstanden und einen Stab in der Hand hielten, und in deren Mitte saß der Fürst selber auf goldenem Stuhle. Als nun der Gesandte mit seinem Gefolge in die Nähe der Stadt kam, so schickte ihn Arichis nicht wenige von seinen Großen zum Empfang entgegen. Da glaubten die Franken, der Fürst selber befinde sich unter ihnen und fragten einander, wie er denn aussehe, damit sie ihm ihren ehrfurchtsvollen Gruß darbringen könnten. Als sie aber hörten, daß er gar nicht da sei, so zogen sie zusammen weiter und als sie die Stadt erreicht hatten, sogleich dem Pallast zu. Und wie sie nun an die Treppe des Pallastes kamen, trafen sie jene Knaben, die auf beiden Seiten aufgestellt waren. Bei diesem Anblick glaubten die Gesandten, hier dem Fürsten selbst zu begegnen. Aber sie erhielten zur Antwort: „Geht nur weiter vor!“ Als sie etwas weiter kamen, und nun die andersgekleideten, in der Blüthe des Alters stehenden Jünglinge erblickten, meinten sie, hier müsse nun der Fürst sicher sein. Aber sie erhielten zur Antwort: „Geht nur zu!“ Wie sie nun voll Verwunderung weiter schritten, kamen sie zu den schon ältlichen Männern, die wieder anders gekleidet waren. Jetzt hatten sie keinen Zweifel mehr und suchten aufmerksam mit ihren Augen nach dem Fürsten. Aber sie erhielten zur Antwort: „Geht nur weiter vorwärts!“ Als sie endlich den Saal erreicht hatten, in welchem der Fürst war, erblickten sie die edeln Gestalten der Greise, in deren Mitte auf goldenem Stuhle Arichis thronte. Sogleich sprang nun dieser von seinem Sitze auf, und als sie sich gegenseitig grüßten, ließ er absichtlich das Szepter, das er in der Hand trug, zu Boden fallen. Wie der Gesandte das sah, hub er es sogleich wieder auf, überreichte es dem Fürsten und sprach ehrerbietig die Worte: „Nicht was wir hörten, haben wir gesehen, sondern weit mehr haben wir gesehen, als wir zuvor hörten.“ Auf den Abend aber schickte ihnen der Fürst Arichis mancherlei Speisen, auch köstliche Weine und andere Getränke zu und wies dem Gesandten mit seinem Gefolge eine Wohnung bei Hofe an.“

In den Klosterschulen wurde selbstverständlich das Hauptgewicht auf Kenntnisse und kirchliche Frömmigkeit gelegt. Anfangs wohnten die Zöglinge beisammen: auf der Synode zu Aachen 817 aber wurde festgesetzt: die künftigen Mönche sollten von früh an streng an die Klosterzucht gewöhnt werden und deshalb von den anderen Schülern

getrennt wohnen. Man nannte jetzt die Anstalt für Weltgeistliche und Laien die äußere, und das Gebäude, in welchem die jüngeren Novizen wohnten, die innere Schule.

Die ersten Hauptstücke des Unterrichts waren das Vaterunser, das Glaubensbekenntniß und kirchliche Gebete. Gemeinsam war für alle der Unterricht in den sieben Gymnasialklassen, wozu auch das Abfassen von lateinischen Geschäftsurkunden gehörte; denn das Kloster bildete junge Männer heran für die weltlichen, wie für die kirchlichen Aemter. Wo berühmte Lehrer sich hören ließen, wurden die Plätze in den Klosterschulen besonders gesucht. Solche verehrte Männer waren auch gern gesehen in anderen Klöstern und an den Fürstenhöfen, wo sie durch ihre Vorträge die Freude am Wissen anfachten.

Nicht leicht wurde es auch für die übrigen Klosterschüler mit der Zucht genommen. Jeder mußte mit dem beginnen, was gute Soldaten schafft: unbedingten Gehorsam mußte er lernen und Sammlung des Geistes auf die vorgeschriebene Uebung. König Konrad I. besuchte einst die blühende Lehranstalt zu St. Gallen. Als die Klosterschüler paarweise über den Hof zogen, ließ er plötzlich einen Korb rothbäckiger Aepfel ausschütten: keiner bückte sich oder schielte nur danach. Noch mehr gefiel es dem König, als während des Gastmahls die Knaben Einer nach dem Andern ohne den geringsten Fehler Legenden vortrugen, wie es bei den Klostertafeln üblich war. Höchst erfreut ließ er sich einen Beutel mit Goldstücken reichen und schob jedem der kleinen Prediger ein Stück in den Mund. Der Jüngste aber fing an zu weinen und spie es aus: da klopfte ihm der König auf den Kopf und sagte: „Du wirst mir ein Mönch werden, wie er sein muß.“

4. Karl des Großen Akademie.

Wenn Fürsten sich mit einem ständigen Hof von Dichtern, Künstlern und Gelehrten umgeben, mit ihnen über ihr Streben und Schaffen verkehren und freudig, wenn auch nur durch Wort und Verkehr, daran theilnehmen, so sind noch jedesmal aus einem solchen Kreise mächtige Antriebe hervorgegangen, die weithin wohlthätig wirkten. Man braucht nur zu erinnern an Perikles, die Ptolemäer,

die Medicäer, Friedrich den Großen, die baierischen Könige Ludwig I. und Max II. Weniger häufig hört man reden von der Tafelrunde der Ritter des Geistes, die Karl der Große um sich versammelte, und doch war gerade dieser Hof für ihre und die nächstfolgende Zeit von eingreifender Bedeutung.

Vor Karl dem Großen herrschte trübe Dämmerung, sie umfing die Menschen fast drei Jahrhunderte lang, und es schien, als wollte sie nimmer weichen. Aus des großen Kaisers Umgebung strömt auf einmal fröhlicher Lichtglanz nach allen Seiten und zahlreich in der Weite blitzen helle Strahlen. Nach Karls Tode werden die Lichter wohl schwächer, weniger, vereinzelter, jedoch kann das alte Dunkel sie nimmermehr verschlingen, bis am Hofe Kaiser Otto des Großen sich eine neue Glanzperiode eröffnet.

Karl war ein hoher Geist von edelster und zugleich kräftigster Art. Klar erkannte er, daß nur Christenthum durch die Kirche, und Kunst und Wissenschaft durch die Schule die Deutschen zu höherer Lebensfreude und Bedeutung bringen könne. Seine Franken und andere Germanen waren die schönsten und tapfersten Leute der Welt, aber unwissend wie die Waldbären. Menschen genug sah er um sich von natürlicher Begabung, von tiefer Empfindung für alles, was hehr und herrlich, und doch waren sie den meisten Italienern und Galliern gegenüber nur halbe Barbaren. Und wieviel harte Bauernköpfe und verstockte alte Degenknöpfe gab es unter ihnen! Nur durch ernsthafte und unablässige kirchliche und literarische Schulung konnte geholfen werden. Mit vollem Bewußtsein stellte sich Karl an die Spitze der geistigen Bewegung seiner Zeit und hielt das ebenso für eine Pflicht, als daß er das Reich unüberwindlich machte.

„Reiche Beredsamkeit," so schildert ihn Einhard, „stand ihm zu Gebote, und was er wollte, vermochte er mit Schärfe und Klarheit auszudrücken. Dabei begnügte er sich nicht mit der Sprache seiner Heimath, sondern bemühte sich auch, fremde Sprachen zu erlernen. Latein lernte er auch in der That so, daß er es sprach wie seine Muttersprache, das Griechische aber konnte er besser verstehen als sprechen. So beredt aber war er, daß er oft übersprudelnd erschien. Die Wissenschaften pflegte er mit warmem Eifer, die Lehrer derselben verehrte er und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik ließ er sich von dem Diakonus Petrus von Pisa unterrichten, einem hoch-

bejahrten Manne. In den übrigen Wissenschaften hatte er den in jedem Fache gelehrten Diakonus Albinus, mit Beinamen Alkoin, einen Mann sächsischer Herkunft aus Brittannien, zum Lehrer, unter dessen Leitung er sich lange Zeit und mit großem Eifer mit Rhetorik und Dialektik, vor allem aber mit Astronomie beschäftigte. Er lernte die Kunst der Berechnung und erforschte mit regem Wissensdurste fleißig den Lauf der Gestirne. Auch versuchte er zu schreiben und pflegte deshalb selbst im Bett Schreibtafel nnd Papier unter seinem Kopfkissen bei sich zu haben, damit er in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung der Buchstaben gewöhne. Jedoch wenig wollte die allzu spät begonnene Arbeit ihm glücken."

Ihn zu unterstützen und zu fördern an seinem großen Werke, berief er an seinen Hof Männer von seltenem Geist und Wissen, einerlei aus welchem Volke. Sie waren ihm die liebsten Siegesfrüchte, die er von seinen Eroberungszügen heimbrachte. Unter den Angelsachsen, die in geistiger Thätigkeit und Errungenschaft allen Germanen ein glänzendes Beispiel gaben, gewann er Alkuin oder Albin, einen Gelehrten von umfassendem gründlichen Wissen und praktischem Griff. Dieser brachte drei seiner Schüler mit, Wizo, Fridugis, Sigulf. Einem edlen Longobarden, dem geistvollen vielbewanderten Paulus Diakonus, dem Geschichtsschreiber, verzieh der Kaiser gerne, was er etwa in feindseligem Geiste gegen ihn angestiftet hatte, glücklich, daß er ihn wenigstens sechs Jahre lang an seinem Hofe festhielt. Von Pisa kam der Grammatiker Petrus, der seine Töchter Griechisch lehrte, von den Westgothen Theodulf, dem die Verse von der Zunge flossen, aus dem baierischen Freising die gescheidten Diakone Arn und Leidrad. Unter den Franken waren Karl die Liebsten sein Kanzleivorstand Angilbert, der Vertraute seines Herzens und Geliebte seiner schönen Tochter Bertha, ein beredter Dichter, und der vielgewandte Einhard, der von vornehmen Eltern aus dem Odenwald stammte, erst in Fulda, dann an Karls Hofe erzogen war und ebenso erfindungsreich und maßvoll im Baufach und andern Künsten wie im Stil und Schönschreiben. Zu ihnen gesellten sich noch mehr Männer von geistiger Bedeutung, Hildebold der Erzkaplan, der vielgelehrte Rhaban, Alkuins Schüler, Rikulf, Meister in religiöser Kunst, und Andere, von denen wir nur ihre Stichnamen kennen, wie Lentulus, Naso, Cuculus.

Mit diesen Männern verkehrte Karl in seinen schönsten Mußestunden, sie fragte er um Rath und lauschte gern ihren Anregungen. Sie arbeiteten ihm Gutachten und Schriften in Staats- und Kirchensachen, schrieben ihm für die Geistlichen Predigtbücher, und wenn er abwesend, verkehrte er mit ihnen schriftlich in Scherz und Ernst. Seinem Beispiele folgend besuchten die vornehmsten Damen und Herren des Hofes gar oft die dortige Schule, deren Vorstand Alkuin war. Diese Schule lag Karl gar sehr am Herzen: sie bildete ihm die künftigen Aebte und Bischöfe, Staatsmänner und Reichsbeamten. Alkuin, Beda's Schüler, hatte schon in seinem Vaterlande hohen Stand gehabt; als Gesandten seines Erzbischofs traf ihn Karl in Italien und wußte sofort, was dieser Mann ihm sein könne. Alkuin hatte warme Liebe zu seiner Heimath, die ihn öfter wieder nach England zog, er kehrte aber jedesmal zu Karl zurück, denn größer noch war die Liebe zu seinem hohen Kultusberuf im fränkischen Reiche. Er war der rechte Unterrichtsminister und blieb es auch, als er des heiligen Martin berühmte Abtei zu Tours übernahm. Einhard dagegen stand an der Spitze von Karls großer Bauthätigkeit, reisete umher und begann den Bau von königlichen Pfalzen, Kirchen und Klöstern. Angilbert ging wiederholt als Gesandter nach Rom. Theodulf und Leidrad leisteten gute Dienste als Sendboten, und so wußte der große Staats-Kriegs- und Menschenkenner seine akademischen Genossen auch praktisch zu verwenden.

War man aber beisammen, so wurden regelmäßig Sitzungen gehalten, wissenschaftliche Fragen gestellt, Räthsel aufgegeben und poetische Episteln vorgetragen. So vertraut und fröhlich ging es in diesem Kreise zu, daß die Mitglieder sich nur mit ihren Stichnamen nannten. Karl selbst wurde gefeiert als David, der Siegesheld voll erhabener religiöser Melodien, oder als Salomo, der Weise voll klugen Rathes, Alkuin hieß Flaccus, Angilbert Homer, Hildibold Aaron, der hochfliegende Arn Aquila, der Adler, der bissige Theodulf Lupus, Wolf. Einhard, der allgemeine Liebling, erhielt von seiner kleinen Gestalt Kosenamen wie Nardus, Nardulus, Parvulus (Würzchen, Kürzchen), war aber „das kräftige Kraut, das die ganze Umgebung mit seinem Dufte erfüllt“. In der Akademie trug er den Namen des Erbauers der Stiftshütte, Beseleel. Rikulf hieß Damontas, Wizo Candidus, Fridugis Nathanael, Sigulf Vetulus. Auch die Frauen

nahmen Theil an dem Spiel mit Namen. Des Kaisers Schwester Gisela nannte man Lucia, seine Töchter Delia und Columba, seine Nichte Eulalia. Selbst die obersten Hofbeamten hatten ihre Stichnamen, ein Zeichen, daß auch sie als ächte Genossen angesehen wurden und Männer waren an Geist und Geschmack. Der Oberkämmerer Meginfried mußte als idyllischer Thyrsis auftreten, der Seneschall Audulf als Hirt Menalkas, der Mundschenk Eppin aber als Nehemias aus dem alten Testamente.

Die Akademie lösete allmählich sich auf, wie das aller schönen Vereine Loos ist, aber ihre Mitglieder hielten ihr Lebelang fest an dem, was sie dem großen Kaiser und sich selbst gelobt hatten. Bei Karls Tode finden wir sie zerstreut von Tours bis nach Salzburg im Besitz der schönsten Abteien und Bisthümer: seinen Neusitz aber machte jeder zum Nährplatz und Ausgangspunkt höherer Bildung. Alkuin erhob die Abtei zu Tours zu einer wahren Hochschule, zu welcher alle jungen Leute strömten, die Rang und Wissen suchten, und von welcher die Meisten ausgingen, die in Gallien zu höheren Staats- und Kirchenämtern gelangten. Auch der vielgelehrte Rhabanus, der für Wissenschaft in Deutschland so wichtig wurde, war ein Schüler Alkuins. Dem Letzteren folgte als Abt in Tours Fridugis. Bischof Arn entfaltete, von Wizo unterstützt, in Salzburg eine grundlegende literarische Thätigkeit. Er brachte an anderthalb hundert Bücher zusammen, der reiche Angilbert in St. Riquier sogar zweihundert: leichter, als soviel Bücher zu beschaffen, wäre Beiden gewesen, Grundbesitz zu erwerben so groß wie eine halbe Grafschaft. Allein Bücher verfassen, Bücher abschreiben lassen — das war all solchen Aposteln edlerer Bildung eine ihrer nächsten Aufgaben: Bücher waren ja die nöthigsten Bildungsmittel. Theodulf wurde Bischof zu Orleans, Leidrad Bischof zu Lyon, Hildibold Erzbischof zu Köln, Sigulf Abt von Ferrières. Der Italiener Paulus Diakonus hatte sich frühzeitig wieder nach Monte Kassino zurückgezogen. Einhard ging für seine letzte Zeit nach seiner Heimath im Odenwald, wo er als Abt von Michelstadt in Frieden lebte, allverehrt von Vornehm und Gering.

5. Städte.

Karl der Große vertheilte in seinem letzten Willen ein Drittel seines Schatzes unter die 21 vornehmsten Städte seines Reichs; Italien zählte unter ihnen nur noch mit 3: Rom, Ravenna, Mailand, — Illyrien mit 2, — Deutschland bereits mit 4: Trier, Köln, Mainz, Salzburg, — Frankreich aber mit 12. So tief war Italien, das eigentliche Städteland, herab, so weit Deutschland bereits herauf gekommen, so sehr überragte Frankreich die übrigen Länder durch Städteblüthe, also, auch darf man hinzusetzen, in Kunst, Literatur und schöner Geselligkeit. Die römische Sitte hatte vollständig Gallien überzogen: es war ein städtisches Land geworden. Alle bedeutenderen Grundbesitzer waren gewöhnt, in den Städten zu leben, die Stadt war der Mittelpunkt der Landschaft, von der Stadt ging ihre Verwaltung aus.

Anders lebte und wohnte man in Deutschland. Frische Landluft durchdrang hier das ganze Dasein. Der große wie der kleine Grundbesitzer wohnte auf dem Lande, der Adel war und blieb Landadel. Diese Gewohnheit zeigte sich so festgewurzelt, daß im späteren Mittelalter, als es auch in Deutschland reichen Stadtadel gab, derselbe wiederum auf Landgütern und Wohnsitzen außerhalb der Stadt lebte, und noch heutzutage verbindet das Volk mit einem ächten Adligen die Vorstellung, daß er inmitten seiner Aecker, Wiesen und Waldungen auf seinem Schlosse wohne. Karl der Große kannte und theilte diese Anhänglichkeit an das Landleben. Er wußte wohl, wie sehr sie der Ausbreitung höherer Bildung hinderlich sei und das hartnäckige Festhalten am Alten unterstütze. Aber es ist auch das ein Zeichen, wie hoch dieser Fürst trotzdem die deutsche Art und Tüchtigkeit schätzte, wenn er Hort und Hut seines Reiches nach Deutschland verlegte.

Bei solcher Abneigung gegen städtisches Zusammenwohnen konnte dasselbe nur sehr langsam in Deutschland vorrücken. Es lag aber darin auch eine Ursache, welche das Entstehen und Gedeihen einer eigenthümlichen historischen Bildung, nämlich der geistlichen Herrschaften und Fürstenthümer förderte, wie wir später sehen werden.

Grundlage aber des städtischen Lebens blieb die breit vorgeschobene Einlagerung der Römer mit ihrer Wohn- und Lebensweise. Zwar erging über die Römerstädte in den letzten Jahrhunderten der Völkerwanderung wiederholt der Gräuel der Verwüstung: von fast allen bedeutenderen haben wir Nachricht, daß sie zerstört wurden. Und wir wissen auch, daß die Abneigung der wilden Heerschaaren gegen städtisches Zusammenleben so groß war, daß sie nach der Verwüstung von Straßburg, Zabern, Selz, Speyer, Worms, Mainz und vieler gallischen Städte nicht in deren Umkreis, sondern daneben wohnten. Allein sie werden sich auch keineswegs die Zeit und Mühe genommen haben, die Mauern, sowie die Grundlagen der Gebäude aus dem Boden zu reißen, die Wälle abzutragen und die Gräben auszufüllen. Diese Trümmer blieben stehen und dienten höchst wahrscheinlich nach zehn oder dreißig Jahren zum Aufbau neuer Hütten, Häuser und Höfe. In manchen Gegenden wurden die Ruinen schon viel früher wieder belebt. Kaum mochten irgendwo alle Feld- und Haussklaven der Römer erschlagen oder mit Diesen vertrieben sein: leicht konnten sie in den Wäldern sich verbergen, bis das Ungewitter vorüber. Dann kamen diese und andere Angehörige der römischen Herren herbei, sich auf deren Sitzen anzusiedeln, mißachtet Volk, dem sich nach und nach fahrende und landlose Leute zugesellten.

Sobald aber wirklich Frieden und Ruhe eingezogen, erschienen auch bessere Leute, die als die neuen Herren auftraten. Die Römerstädte lagen nämlich der Regel nach gerade dort, wo die Umgegend angenehm und die Ländereien fruchtbar waren. Die in der Nähe wohnenden Hofbesitzer aber, insbesondere deren jüngere Söhne, die das väterliche Gut nicht erbten, hätten wie mit Blindheit müssen geschlagen sein, wenn sie nicht gekommen und von den schönen Aeckern, Wiesen und Weinbergen, die herrenlos dalagen, Besitz ergriffen und sich auf dem neu gewonnenen Grund und Boden eingerichtet hätten. So erhielten diese Städte eine Gemeinde freier Hof- und Grundbesitzer auf eigener Mark, die sich gerade so selbst regierten, wie Markgenossen draußen. Noch lange Zeit hindurch wurde ihr Wohnort auch nicht anders, denn als Dörfer angesehen und hießen z. B. Köln, Aachen, Freising villae d. h. Dörfer.

Als nun durch die Verbindung mit dem fränkischen Reiche die Brücken geschlagen waren, auf denen wieder Gewerbe, Handel und

bessere Wirthschaft, Kunst und Wissen, Schule und Kirche, Königthum und Beamtenschaft hinein zogen, füllten sich die wohlbekannten Stätten wieder mit Bewohnern. An ihrer Spitze standen die Bischöfe mit ihrer Priesterschaft, denn nach dem Gesetz der Kirche und Frankenkönige sollten Bischofssitze nur in Städten sein. Handwerker, Kaufleute, Fuhrwerker siedelten sich auf geistlichem Boden an, und zu ihnen kam auch der Bedrängte, der ständig Brod und Arbeit suchte.

Gleichwie noch an manchen alten Städten zu beobachten, daß über Schutt und Trümmern einer früheren Zeit sich eine neue Kulturschichte legte, so siedelte sich eine neue Bevölkerung an auf der Stätte der früheren. Das zeigen auch die neuen Namen. Entweder machte man die römischen mundgerecht und es entstand Bregenz aus Bragantin, Lorch aus Laureacum, Ladenburg aus Lupodurum, Augsburg aus Augusta, Trier aus Augusta Trevirorum, Köln aus Colonia, oder es traten völlig neue Namen an Stelle der alten, wie Straßburg für Argentoratum, Speyer für Nemetes, Worms für Vangionis, Salzburg für Juvavium.

Die fränkischen Könige förderten sämmtlich die Städte, sie fanden in ihnen Bildung und Gesellschaft und Stütze und Sammelpunkte für ihre Kriege. Vorzüglich ihnen war es zuzuschreiben, daß mehr und mehr Städte sich wieder mit Festungswerken umgaben, wozu auch von selbst den Bewohnern der Antrieb kam, wenn der Anfall feindlicher Schaaren befürchtet wurde. Anfänglich mögen die meisten Städte sich mit hohen grünen Zäunen, deren Gebüsch und Zweige eng verschlungen war, begnügt haben. Schon bei den Nerviern fand Cäsar diesen Grünhag, den man nicht leicht durchbrechen, nicht einmal durchschauen konnte. Noch im späten Mittelalter war dies die gewöhnliche Art der Befestigung für Dörfer und Landwehren. Allmählig aber richtete man, wo die Stadt eine starke und reiche Bevölkerung hatte, die alten Mauer-, Wall- und Grabenlinien wieder auf, und dann hieß die Stadt eine urbs oder civitas, und weil sie eine große Burg war, so kam der Name Bürger für ihre Bewohner auf. Denn Burg hieß von Alters her jeder, sei es durch Zaun oder Mauer oder Thurm befestigte Wohnsitz, wie denn ein in Wien aufgefundener Denkstein aus dem vierten Jahrhundert schon die Inschrift zeigt: hunc burgum a fundamentis exstruxerunt: „Diese Burg bauten sie auf vom Grunde aus".

So machte die Neubesiedelung der Städte vom sechsten Jahrhundert an bis zum neunten fast mit jedem Menschenalter größere Fortschritte: zur Zeit Karl des Großen sind die Städte, die einst auf römisch-deutschem Kulturgebiete blüheten, fast alle wieder als bestehend erkennbar. Nun folgte von selbst, daß Stadtburgen neu auch dort entstanden, wo es sich lohnte, den Wohnsitz zu vertheidigen, sei es des Kriegs oder Handels oder der Ausbeutung der Gegend wegen, so bei Fluß- und Bergübergängen, an den Ausmündungen der Thäler, oder wo in einer reichen Gegend sich die Land- und Handelsstraßen kreuzten.

Natürlich wurden die Städte die größten Lichtpunkte. Was im Kloster Abt und Mönche leisteten, das that auch der Bischof und seine Geistlichkeit in der Stadt. Was die Pfalz des Fürsten werthvoll machte, das stellte sich mit den Landesbeamten allmählig auch in den Städten ein. Hier aber kam eine wohlhabende Bürgerschaft hinzu, welcher sich Mancher zugesellte um der Vortheile willen, die ihm die Stadt darbot. Bauernvolk wurde auf diesen Plätzen Städtevolk, und die Bildung, die in ihrem befestigten Umkreise erblühete, wurde früher oder später tonangebend für die ganze Landschaft.

Fünfzehntes Kapitel.

Sittenstand.

1. Was besteht und vergeht.

In einem Punkte stimmt die Kulturgeschichte aller Länder überein. Was in Sitte und Anschauung dem Volkscharakter und der Landesnatur entspricht, das war in Grundlagen seit undenklicher Zeit vorhanden und läßt sich schwer bis zum Grunde ausrotten. Fremde Kultur dagegen kann nur ein bildungsloses Volk zu Tode drücken: kräftigere Völker, die schon ihre eigene nationale Bildung haben,

nehmen das Ausländische gleichsam nur auf Zeiten an, ändern und modeln es, lassen es unter Umständen auch wieder fallen. Was ihrer Natur nicht zusagt, faßt nicht Wurzel, und der unabläßige stille Strom der Zeit spült und wäscht es wieder ab wie einen farbigen Anstrich.

Es bedarf deshalb kaum des Hinweises, daß durch die ganze fränkische Epoche die Volkssitte, wie sie in der langen Germanenzeit sich gebildet und befestigt hatte, ziemlich unverändert fortdauerte. Nur was mit dem Christenthum ganz unverträglich war, verschwand allmählig: nur was die Entwickelung des Königthums und des Lehenswesens mit sich brachte, führte sich als Neues dauernd ein. Ganz irrig wäre die Vorstellung, die hohe Bildung der Römer, welche in der Völkerwanderungsepoche den Germanen scharf zusetzte, hätte deren heimische rauhe Gewöhnung merklich verfeinert. Jene äußerlich schöne Gesittung diente ihnen wohl zum Ausputz und zur Verbrämung; das Meiste aber verflüchtigte sich, als die Germanen wieder Herren waren im eigenen Hause.

Bemerkenswerth ist für Deutschland der Wechsel in der Kunst und das Unveränderliche im gemeinen Hausrath. Form und Geschmack in der Kunst ändern sich unaufhörlich, und kommt ein bestimmter Stil zur Geltung, so ergreift er jedesmal alles, was man für edel genug hält, um es schön zu gestalten. Was dagegen zum niedern Hausgebrauch dient, wie Küchen-, Hof- und Gartengeschirr, Tische und Sessel, Heerd und Ofen, kann sich Jahrhunderte lang gleich bleiben: man ist eben so sehr daran gewöhnt, daß die zum Kunststil der Zeit nicht passende Form den Meisten gar nicht auffällt. In den Gräbern finden sich daher kleinwerthige Dinge vom täglichen Gebrauch gar häufig aus der einen wie der andern Epoche von ganz gleicher Art, römische Formen am Hausgeräth gehen noch bis tief ins Mittelalter hinein. So wurden im Gemeindewalde Speicher bei Trier römische Töpferöfen mit vielem irdenen Geschirr aufgegraben, und man verwunderte sich, daß die Lampen noch vor wenigen Jahren in Speicher genau in derselben Form hergestellt wurden, wie zur Römerzeit.

Es sei ein Merowinger Sittenbildchen daran geknüpft. König Chilperich's Gemahlin, die grimme tückische Fredegunde, hatte eine Tochter von ähnlicher Gemüthsart. Natürlich gab es öfter Streit, und die Tochter wollte edler sein, als die Mutter, weil diese aus

niederem, sie aber aus königlichem Ehebette stammte. Von ihnen erzählt Gregor von Tours: „Rigunthe beschimpfte oftmals ihre Mutter und sagte, sie sei die Herrin und die Mutter müßte zum Dienst genöthigt werden, und viel und häufig reizte sie dieselbe durch ihre Schmähungen und bisweilen gaben sie sich Püffe und Ohrfeigen. Da sagte die Mutter zu ihr: „Was quälst Du mich so, Tochter? Siehe, hier sind die Sachen Deines Vaters, welche in meinem Verwahr sind. Nimm sie und mache damit, was Dir beliebt.“ Und sie trat in ihre Schatzkammer und öffnete eine Truhe, die war mit Halsketten und kostbaren Geschmeiden angefüllt, und als sie daraus eine sehr lange Zei verschiedene Sachen herausgelangt und der Tochter, die daneben stand, gereicht hatte, sagte sie zu ihr: „Nun bin ich müde, steck selbst Deine Hand hinein und wirf heraus, was Du findest.“ Und da jene den Arm hineinsteckte und die Sachen aus der Truhe langte, ergriff die Mutter den Deckel der Truhe und warf ihn ihr in's Genick. Und als sie ihn mit Gewalt niederdrückte und das untere Brett ihr so die Kehle quetschte, daß die Augen aus dem Kopfe springen wollten, schrie eine von den Mägden, welche drinnen waren, mit lauter Stimme: „Herbei, Hülfe, herbei! Seht, meine Herrin wird von ihrer Mutter erwürgt.“ Da drangen, die vor den Thüren standen und auf ihr Erscheinen warteten, in das Gemach, retteten das Mädchen von dem drohenden Tode und brachten sie heraus.“ Es schleppte sich also auch am Hofe der Merowinger Hausrath fort aus entlegenen Zeiten. Wäre die Truhe nicht ein alter loser Kasten gewesen, sondern von römischen Tischlern gefertigt, so würde der schwere scharfrandige Deckel Rathgunden wohl den Hals gekostet haben.

Nun geht es mit den Sitten gerade so, wie mit gemeinem Geräth und Werkzeug: sie bleiben, weil man weiter nicht daran denkt, noch in Uebung, wenn die geistige Bildung längst einer Richtung folgt, die eigentlich nicht mehr dazu paßt. Leicht nehmen die Deutschen aus der Fremde Ideen, Kunststil, Moden an, noch lieber Bücher und Waffen, sowie Stoff für Küche und Keller, eignen es ihrer Natur an, können sogar dafür etwas schwärmen, verbrauchen es aber und empfinden nach einiger Zeit wieder Lust zu Anderm und Neuem. Hartnäckig dagegen, ja man darf sagen, schwerfällig halten sie fest, was an sittlichen und gesellschaftlichen Grundsätzen und Gewohnheiten einmal zu ihrem Wesen gehört. Dies Dauernde erkennt man leicht,

weil es sich bei allen Ständen, von den niedrigsten bis zu den höchsten, wiederfindet.

Anders ist der Turanier, der Slave, der Romane geartet. Der Erste — also der Magyar, Bulgar, Großrusse, Türke — nimmt fremde Kultur, wenn sie ihm auf den Leib rückt, unbesehens an, läßt aber dann das Fremde bei sich liegen unverarbeitet wie Brocken und Blöcke. Des Slaven weiche Natur läßt sich vom Fremden durchtränken, durchsäuern, umwandeln, und hält nur gewisse Eigenschaften des Bluts und Charakters fest. Der Romane bleibt spröde gegen alles, was nicht auf seinem eigenen Boden gewachsen ist, und wenn er etwas Anderem Bürgerrecht gewährt, so hat es zwar Dauer bei ihm, ist jedoch bald geglättet und umglänzt von romanischem Geist und Wesen.

2. Neuerungen.

Gerade in der Frankenzeit stellt sich aber Allerlei bei den Deutschen ein, das leise zwar, jedoch unabweislich die Volkssitte etwas umbildete.

Die größte Neuerung war der geistliche Stand. Daß Jahr für Jahr vorzugsweise begabte Jünglinge zu Mönchen und Priestern wurden und sich dem Gottesdienst und den Wissenschaften, der Seelsorge und dem Unterricht widmeten, wäre ehedem etwas Unerhörtes gewesen. Der tägliche Anblick eines in Tracht und Lebensweise besonderen Standes, der höheren Beruf hatte, als der Hände Werk, konnte nicht anders, als auf die gesammte Gliederung und Anschauung des Volkes zersetzenden Eindruck üben. Es gab also doch etwas, das noch höher stand, als Freiheit und tapferes Schwert, als Sippe und Grundbesitz.

Bei dem Auftreten aber des geistlichen Standes keimte in den Gefolgs-, Dienst- und Lehnsmannen der Könige und Fürsten ganz von selbst ein Bewußtsein, daß auch sie einen besonderen Stand bildeten, welcher sich durch Dienstehre, beständiges Auftreten im Waffenschmuck, höheres Wehrgeld, sowie durch besonderen Einfluß auf die Landesverwaltung vor allen Andern auszeichnete.

Auch konnte es bei der Menge, die in Dienst-, Lehns- oder Hörigkeitsverhältnisse übertrat, und bei der tiefgreifenden Schwächung, welche die große Masse der freien Hofbesitzer dadurch erlitt, nicht ausbleiben, daß das alte trotzige Freiheitsgefühl ein wenig gedämpft wurde und Hofsitte und Artigkeit, wie sie gegen Höherstehende sich ziemte, im Volke sich etwas mehr verbreitete. Vollfreiheit stand nicht mehr so hoch im Preise, und Abhängigkeit von höheren Herren hatte viel von der Mißachtung verloren, die ehemals davon unzertrennlich war.

Wenn ferner ein so zahlreicher angesehener Stand, wie der geistliche, keine Waffen führte, wenn er sie seines Berufs wegen sogar nicht führen durfte, so erschien Wehrlosigkeit minder verächtlich. Wohl trug die Kirche nicht wenig bei, daß die Menge der Unfreien sich vermehrte, daß so Viele aus dem Stande der Freien in den Schutz- und Hörigkeitsverband eines Abts oder Bischofs eintraten: auf der anderen Seite aber erleichterte die Kirche den Druck der Niedrigkeit und Unwürdigkeit, der auf allen Arten und Klassen von Unfreien lastete. Waren doch alle Menschen durch Christi Blut erlöst und konnten sich ebenso wie König und Herzog die ewige Seligkeit erwerben! Wer mochte wissen, wie hoch die Armen einst im Himmel zu stehen kommen, und wie niedrig Diejenigen, die sich auf Erden hochmüthig über sie erhoben! Peter Damiani, ein Bußprediger des eilften Jahrhunderts, gibt folgende Sage aus der Karolinger Zeit: „Es mißfällt mir sehr, was ohne Zweifel bei Manchen geschieht: daß nämlich sie selbst an einer hohen Tafel Platz nehmen, die Armen aber, welche sie speisen lassen, auf dem nackten Erdboden mitten unter den Hunden sitzen müssen, und daß man Diesen die Speisen in den Schooß legt, während sie Jenen auf reich gestickten Decken aufgetragen werden. Der hochberühmte Herzog und Markgraf Gottfrid hat mir erzählt, daß man in den Geschichten seines Volkes berichtet finde, wie der Kaiser Karl fünfzehnmal gegen den König der Sachsen, welcher damals noch in den Banden des Heidenthums lag, zu Felde gezogen ist und fünfzehnmal die Schlacht verlor; darauf aber überwand ihn Karl in drei großen Feldschlachten und bekam ihn zuletzt als Sieger gefangen in seine Gewalt. Als nun Karl einstmals, wie es die Sitte ist, auf erhöhetem Platze thronend seine Mahlzeit einnahm, die Armen aber, welche er speisen ließ, demüthig auf dem Boden saßen, da ließ der gefangene König, welcher ferne vom Kaiser an einer anderen Tafel

speiste, demselben durch einen Boten folgende Worte sagen: „Euer Christus sagt, in den Armen werde er selber aufgenommen: mit welcher Stirne redet Ihr uns denn zu, daß wir unsern Nacken beugen sollen vor Dem, welchen Ihr so verächtlich behandelt, und dem Ihr nicht die geringste Ehrerbietung beweist?" Bei diesen Worten wurde der Kaiser in seinem Herzen betroffen und erröthete; er erschrack heftig, daß aus dem Munde eines heidnischen Mannes die evangelische Lehre zu ihm dringe. Denn der Herr spricht: „Was Ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt Ihr mir gethan."

Unfehlbar mußte auch der regelmäßige Gottesdienst, die Predigt und Christenlehre allmählig sittigend einwirken. Nicht minder geschah dieses durch den Staat und seine Ordnung und Gesetze, durch die größere Gewalt, welche den Beamten zu Gebote stand und durch deren herrschendes Auftreten zu gesetzten Zeiten. Ehedem fühlte man sich frei wie der Vogel in der Luft, brauchte sein Fehderecht und hatte nichts zu fürchten, als die Rache der Sippe und Gemeinde. Jetzt war die öffentliche Gewalt, die Recht und Frieden schirmte, fest gegliedert und ließ sich aller Orten sehen. Das tägliche Leben nahm einen mehr geregelten Gang und hatte plötzliche Unterbrechungen durch Feindes- oder Räuberhand seltener zu befürchten. Seit die Volksrechte aufgeschrieben waren und von Zeit zu Zeit wieder durchgesehen und vermehrt wurden, traf manche Rohheit, die früher nur das öffentliche Gefühl mißbilligte, eine bestimmte gesetzliche Strafe. Das baierische Gesetz verbietet z. B. vergiftete Pfeile überhaupt, einerlei zu welchem Zweck sie bestimmt seien.

Blieb nun auch Haus- und Familiensitte unverändert, so schwächte sich doch nach und nach für die Oeffentlichkeit ihre Bedeutung. Die Kirche zog die Gläubigen nahe und näher zur Pfarrgemeinde, der Staat zog die Hofbesitzer nahe und näher zur Gau- und Gerichtsgemeinde heran: für die Sippe gab es immer weniger zu thun, es sei denn im engeren Kreise der Verwandten selbst, oder es stand die ganze Familie zur Fehde auf. Die Sitte, Blutsbrüderschaft zu gründen, dauerte zwar fort, jedoch selbst für die Blutsverwandten suchten die Geistlichen das alte furchtbare Gesetz der Blutrache zu mildern. War es früher wohl die Furcht, als feig und ehrlos angesehen zu werden, was von Versöhnung mit dem Beleidiger abhielt, so lehrten

jetzt die Geistlichen, Gottes sei die Rache, um Christi willen müsse man vergeben. Der Staat aber war, wo ein Verbrechen geschah, rascher dahinter her, es öffentlich zu strafen und der gekränkten Familie Genugthuung zu verschaffen.

Die Gebäude endlich, welche sich in den Klöstern, Pfalzen und Städten erhoben, die bessere Einrichtung und größere Behaglichkeit des täglichen Lebens, welche darin herrschte, die großen Fortschritte, welche dort in Landwirthschaft und Gewerben sich vor Augen stellten, das Alles reizte zur Nacheiferung. Mochte man sich auf dem platten Lande noch so sehr sträuben, zuletzt fühlte doch jeder Mann den belebenden und sittlichenden Hauch, der von jenen Kultursitzen ausging.

3. Sittlichkeit.

Im römischen Gallien waren die Franken vertraut geworden mit einem Lasterleben, das sich auf Menschenverachtung gründete und, um alterssieche Wollust zu reizen, unnatürliche Lüste ausdachte. Damit traf die wilde ungestüme Kraft ihrer Begierden und Leidenschaften zusammen, und ungescheut griff, wenigstens in den oberen Klassen, eine sittliche Verkommenheit um sich, wie sie Gregor von Tours emsig in zahlreichen Beispielen schildert. Solche Sittenbarbarei ließ sich damals in Deutschland zweifellos viel seltener antreffen. Ihre häßlichen Spuren beleidigen das Auge nur vorübergehend in den Denkwürdigkeiten, welche ebenfalls Geistliche, die bekanntlich auf Unsittlichkeiten ein Auge haben, in deutschen Gegenden verfaßten. Auch die Lebensbeschreibungen der Glaubensboten bleiben ziemlich rein von derlei Erzählungen. Wir dürfen sogar annehmen, durch die wachsende Auswanderung nach dem Westen hin und durch das Uebergewicht, welches allmählig die östlichen Völker des Reichs über die westlichen errangen, andererseits aber durch die sittlichende Macht des Christenthums sei auch in Gallien jener Pesthauch aus der römischen Kaiserzeit durch reinerer Lüfte Wehen zerstreut worden.

Wie ganz anders als Merowingergeschichten muthet uns an, wenn der Mönch von St. Gallen ein Lebensbild Ludwig des Deutschen zeichnet. „Dieser war von trefflichem Wuchs und schöner Gestalt; seine Augen leuchteten wie die Sterne, seine Stimme war hell

und durchaus männlich, und besondere Weisheit zeichnete ihn aus, die er unabläßig, mit dem scharfen Verstande, welchen er von Natur besaß, durch fleißiges Forschen in den Schriften zu vermehren bestrebt war. Darum bewies er auch ein unvergleichliches Geschick, den Nachstellungen seiner Feinde zuvorzukommen oder sie zu überwinden, die Streitigkeiten seiner Unterthanen zu schlichten, und auf alle Weise für das Wohl seiner Getreuen zu sorgen. Gegen alle Heiden rings umher bewies er sich fortwährend noch furchtbarer, als seine Vorfahren, und mit Recht, da er gegen Christen seine Zunge niemals durch einen Urtheilsspruch und seine Hand niemals durch Blutvergießen befleckte, ausgenommen, wo die höchste Noth ihn drängte. Zum Gebet und Fasten und zum Dienste Gottes war er vor allen andern Menschen so eifrig, daß er nach dem Beispiel des heiligen Martin, was er auch anders thun mochte, immer den Herrn im Gebet vor Augen zu haben schien. Des Fleisches und feinerer Speisen enthielt er sich an bestimmten Tagen. Zur Zeit der Litaneien aber pflegte er dem Kreuze von seiner Pfalz aus barfuß zu folgen bis zur Pfarrkirche oder nach St. Emeram, wenn er nämlich in Regensburg war. Mönche aber, die ihr Gelübde nicht beobachteten, verachtete er eben so sehr, wie er treuen Bewahrern desselben seine Liebe zuwandte. So voll war er immer aller Fröhlichkeit und Lieblichkeit, daß, wer traurig zu ihm kam, durch seinen bloßen Anblick oder noch so wenig Worte erheitert ihn verließ. Wenn aber einmal etwas Unschickliches oder Unpassendes in seiner Nähe unversehends geschah, oder es sich traf, daß er dergleichen von anderm Orte erfuhr, so brachte er durch den bloßen Blick seiner Augen alles rasch in Ordnung."

Wohl aber lassen uns die Volks- und Königsgesetze in Deutschland noch einen Sittenstand erkennen, in welchem Rohheit wie Aberglaube dicke Wurzeln hatte. „Eine Menge des Christenvolkes geht durch Todtschläge zu Grunde," — heißt es im ersten Kapitular von 803. So furchtbar wütheten die Fehden. „Unter den Franken von Tournay erhob sich ein nicht unbedeutender Handel deshalb, weil der Sohn des Einen von ihnen den Sohn eines Anderen, der die Schwester jenes Ersten zur Ehe genommen hatte, oftmals im Zorne schalt, daß er sein Eheweib vernachläßige und der Buhlschaft nachginge. Da dies aber nichts fruchtete, wuchs der Hader zwischen ihnen immer mehr, und es kam endlich so weit, daß der Jüngling über seinen

Schwager herfiel und ihn tödtete, wie auch Viele von seinen Leuten. Darauf kam aber auch er selbst mit seinen Leuten, die ihn begleiteten, um, und von beiden Seiten blieb mit Ausnahme eines Einzigen, der keinen Gegner mehr fand, Niemand mehr übrig. Alsdann befehdeten sich sogar die Väter unter einander, obwohl die Königin Fredegunde sie oftmals ermahnte, von der Feindschaft abzulassen und sich zu vertragen, damit nicht aus diesem hartnäckigen Streite noch größeres Aergerniß erwüchse. Da sie aber mit versöhnlichen Worten sie nicht beruhigen konnte, räumte sie endlich Beide mit dem Beile aus dem Wege. Sie lud nämlich viele Männer zu einem Gelage ein und hieß diese Drei auf einer Bank sich niedersetzen. Und als nun das Mahl bis zur einbrechenden Nacht sich ausdehnte, blieb man noch nach der Sitte der Franken, als der Tisch bereits abgeräumt war, auf den Bänken sitzen, wie man vorher gesessen hatte. So zechte man weiter und trank so lange, daß die Diener endlich auch berauscht wurden und in den Winkeln des Hauses, wo gerade ein Jeder hinsank, sich zum Schlafe legten. Da stellten sich Männer, die von Fredegunde dazu beordert waren, mit drei Beilen im Rücken jener drei Franken auf, und während sie mit einander sprachen, hoben die Diener, so zu sagen mit einem Schlage, die Axt und hieben die Männer nieder. Darauf ging man vom Mahle."

Dies mörderische Fehdewesen herrschte auch in Deutschland. Karl der Große gab sich die äußerste Mühe, es zu unterdrücken. Geistliche wie weltliche Beamte sollten mit aller Macht dem gräulichen Unwesen steuern. Wenigstens sollte, wer seinen Vater, Bruder, Oheim oder einen anderen Blutsverwandten in der Fehde todtgeschlagen und nicht sofort Kirchenbuße thue, verhaftet werden, bis der König selbst über die Sache Gericht halte. Müsse aber ein Schuldiger nach dem Gesetze sterben, so solle er nicht entschuldigt werden, wenn er in eine Kirche schliche, und dort auch nicht ernährt werden.

Das Fehdewesen unterhielt die Neigung, sich selbst Recht zu verschaffen durch Gewaltsamkeit jeder Art. Zu solchem Zweck ging man mit seinen Freunden und Bekannten Eidgenossenschaften ein. Wiederholt begegnen uns Gesetze, welche diese „Gilden" verbieten. Auch die Räuberbanden verknüpften ihre Mitglieder durch schwere Eide, und Straßenraub erschien gar Vielen als ein werthvolles Unternehmen, in welchem ein Mann Kühnheit, List und Tapferkeit zeigen könne.

Nach einem Kapitular von 779 sollte ein Straßenräuber büßen das erstemal mit Verlust eines Auges, das zweitemal der Nase, das drittemal des Lebens.

Auch das deutsche Laster des Volltrinkens stand in voller Blüthe. Durch Gesetz mußte verboten werden den Grafen, im Weinrausch Gericht zu halten, den Parteien und Zeugen, berauscht vor Gericht aufzutreten. Vergebens eiferten die Gesetze gegen eine allgemeine Sitte, welche auch Geistliche übten, nämlich Andere zum Trunke zu nöthigen. Man trank unmäßig vor, bis der Geforderte niedergestreckt war. Der hätte sich ja für einen Schwächling halten müssen, der nicht gehörig Bescheid that.

4. Mann und Weib.

Auf das Maß der Sittlichkeit übt stets das Verhältniß vom Mann zum Weib vorwiegenden Einfluß. Um auch in dieser Richtung den Sittenstand anzudeuten, stellen wir wieder ein paar Beispiele aus der Merowinger und aus der Karolinger Zeit sich gegenüber.

„Graf Eulalius machte, wie dies die Jugend zu thun pflegt, viele unbesonnene Streiche, und da ihn seine Mutter oftmals deshalb schalt, faßte er gegen sie, der er doch Liebe schuldig war, bitteren Haß. Darauf wurde sie, da sie im Betsaal ihres Hauses unablässig dem Gebet oblag und häufig, wenn die Dienerschaft schon schlief, die Nächte wachend und im Gebet und unter Thränen zubrachte, in dem Bußkleid, in dem sie zu beten pflegte, erdrosselt gefunden. Niemand wußte, wer der Thäter sei: der Verdacht des Muttermordes fiel aber auf den Sohn. Als dies Kautinus, der Bischof der Stadt Arvern, in Erfahrung brachte, schloß er Eulalius von der Kirchengemeinschaft aus. Als aber die Bürger um den Bischof am Feste des heiligen Märtyrers Julianus versammelt waren, warf sich Eulalius dem Bischof zu Füßen und klagte, daß er ungehört von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei. Da erlaubte ihm der Bischof mit den Andern der Meßfeier beizuwohnen. Als man jedoch dazu schritt, das Abendmahl zu nehmen und Eulalius auch zum Altare trat, sprach der Bischof: „Das Gerücht unter dem Volke bezeichnet Dich als den Mörder Deiner Mutter. Ich weiß nicht, ob Du dies Verbrechen begangen

hast oder nicht. Deshalb stelle ich Gott und dem heiligen Julianus das Urtheil anheim. Bist Du, wie Du behauptest, unschuldig, so tritt näher, empfange einen Theil des heiligen Brodes und genieße es. Gott wird Dir in das Gewissen sehen!" Jener nahm das Brod, genoß es und entfernte sich. Dieser Mann also hatte zum Weibe die Tetradia, die von ihrer Mutter Seite von vornehmer Geburt, ihr Vater war von minder guter Geburt. Da er aber im Hause zugleich mit seinen Mägden Umgang hatte, fing er sie, sein Eheweib, zu vernachlässigen an und schlug sie sogar öfter, wenn er von einer seiner Buhldirnen kam. Auch hatte er wegen seines zügellosen Wesens manche Schulden aufgenommen, und um diese zu decken, nahm er häufig das Gold und die Schmucksachen seines Weibes. Da sie sich nun in solchem Elend sah, und alle Ehre, welche sie im Hause ihres Mannes gehabt hatte, einbüßte, richtete, als ihr Mann zum Könige gegangen war, ein gewisser Virus, ein Neffe ihres Mannes, sein Augenmerk auf sie und wollte sie zur Ehe nehmen, denn er hatte sein Weib verloren. Virus schickte daher Tetradia, weil er Händel mit seinem Oheim fürchtete, zum Herzog Desiderius, um sie in der Folge zu heirathen. Sie nahm das ganze Vermögen ihres Mannes an Gold und Silber, wie an Kleidern und Alles, was sie nur fortschaffen konnte, mit sich, wie auch ihren älteren Sohn; den jüngeren aber ließ sie daheim zurück. Als nun Eulalius von seiner Reise zurückkehrte, erfuhr er, was geschehen war. Und als sein Schmerz sich gemildert, und er ein wenig sich beruhigt hatte, überfiel er seinen Neffen Virus und erschlug ihn in einer Schlucht des Arverner Gebirges. Als Desiderius hörte, Virus sei erschlagen, nahm er selbst Tetradia zur Ehe, denn auch er hatte vor Kurzem sein Weib verloren. Eulalius entführte jedoch eine Jungfrau aus dem Kloster von Lyon und heirathete sie. Seine Buhldirnen aber verwirrten ihm aus Eifersucht, wie es heißt, die Sinne. Geraume Zeit später überfiel er heimlich den Emerius, einen Vetter der Jungfrau, die er entführt hatte, und tödtete ihn. Auch erschlug er den Sokratius, den Bruder seiner Stiefschwester, die seinem Vater von einem Kebsweibe geboren war. Er verübte noch mehrere andere Verbrechen, doch es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen."

In Deutschland würde ein solcher Mensch wohl nicht lange haben sein Wesen treiben können. Wie locker aber mußten auch hier noch die

Sitten sein, wenn Gesetze nöthig wurden, wie das von 869: „Wenn Priester mehrere Frauen haben oder das Blut von Christen oder Heiden vergießen oder die kanonische Regel brechen, so sollen sie des Priesterthums beraubt werden, weil sie schlechter sind, als Laien!“ Oder jenes von 802: „Die Frauenklöster sollen strenge bewacht werden, die Nonnen durchaus nicht umherschweifen, sondern mit größtem Fleiß verwahrt werden, nicht in Streit und Hader unter einander leben, und in keinem Stück den Meisterinnen und Aebtissinnen ungehorsam oder zuwider handeln. Wo sie aber unter eine Klosterregel gestellt sind, sollen sie dieselbe durchaus einhalten. Nicht der Hurerei, nicht dem Volltrinken, nicht der Habsucht sollen sie dienen, sondern auf jede Weise gerecht und nüchtern leben. Und in ihr Kloster soll kein Mann eintreten, als zur Messe bloß, und dann soll er gleich wieder weggehn.“

Von Karl des Großen Töchtern erzählt Einhard: „Da sie ungemein schön waren und von ihm auf das zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte. Er sagte aber, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, des Schicksals Tücke erfahren: er ging jedoch so über die Sache weg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltrittes gegen sie entstanden oder ein Gerücht darüber laut geworden.“ Wir wissen aber, daß Hruotrud, die Aelteste, vom Grafen Norich einen Sohn hatte, der die Abtei von St. Denys bekam, und daß Bertha, die zweite Tochter, Angilberts Geliebte und wahrscheinlich später ihm angetraut war. Der ritterliche Geschichtsschreiber Nithard war der Sohn Bertha's, und der Andere hieß mit Versetzung der beiden Silben Hartnid. Des großen Kaisers Töchter sind wohl zu verstehen unter den „gekrönten Tauben, die nächtlich durch die Pfalz fliegen“, vor denen Alkuin seine Schüler glaubte warnen zu müssen. Karl selbst nahm Nebenfrauen, wo und wie es ihm gefiel. Aehnlich lebten andere Fürsten. Die Söhne der Nebenfrauen standen natürlich ihren ehelichen Brüdern nach: das Volk aber ehrte, wenn sie sich auszeichneten, in ihnen des Vaters Blut und setzte sie nicht selten auf seinen Thron.

Zieht man aus Verzeichnissen, wie sie in Karl des Großen Zeit in Fulda, Weißenburg, Freising, Regensburg und einigen mittelrheinischen Gegenden entstanden, die Verhältnißzahlen zwischen Ehelichen und Außerehelichen, so stellt sich etwa Folgendes heraus. Von erwachsenen Männern und Weibern, die mehr oder minder in Hörigkeit an jenen Orten wohnten, lebten 752 in und 409 außer der Ehe. Rechnet man von Letzteren ein Drittel als Witwen oder Witwer, so waren von 1161 Erwachsenen nicht weniger als 888 verheirathet oder verwitwet, und 273 hatten kein eheliches Band geknüpft. Die gesammte Kinderzahl belief sich nur auf 1146; ehelich waren davon, wenn man wiederum ein Drittel auf verwitwete Ehen rechnet, 916 und unehelich 230, also der Letzteren etwa ein Fünftel.

Liebe entschuldigt — sagte man und gab, gleichwie es bei den homerischen Helden Sitte war, dem Begriff weite Ausdehnung, aber wohl gemerkt nur zu Gunsten der Männer und Witwen, jedoch nicht der Ehefrauen. Die Sprache hatte bereits, wie wir im Wörterbuch des heiligen Gallus sehen, Unterschiede zwischen der Geliebten — Gahaltana, der Verabschiedeten — Ungahaltana, und der für Geld Feilen, die geheuert oder gemiethet wird.

Fest aber stand wie unverrückbare Sterne Zweierlei: das Weib durfte des Mannes Ehre und Familie nicht beflecken, und kein Mann durfte auch nur entfernt eines weiblichen Wesens Sittsamkeit antasten. Das baierische Gesetz erlaubte zwar, eine Braut zu verlassen: wer das aber wollte, mußte erst mit nicht weniger als vierundzwanzig Eideshelfern schwören, er thue es nur im Banne der Liebe zu einer Anderen, und dann der Familie der Verlassenen 24 Schillinge zahlen, keine geringe Summe, da man den Werth eines eingerichteten Herrenhauses nur auf die Hälfte schätzte und ein ausgewachsener Ochse ein Zwölftel kostete. Solche Ansichten haben im ganzen Mittelalter Geltung behauptet, und wer nach Tacitus' Vorgang für diese Zeit viel von der Enthaltsamkeit deutscher Männer rühmt, weiß nicht, wie es in der Wirklichkeit sich damit verhalten hat. Der Mann hielt seine Frau treu am Herzen und hoch im Hause, durfte sich aber dagegen manche Freiheit gönnen zu sinnlichem Behagen.

Sechszehntes Kapitel.

Leiblich Bedürfen.

1. Wohnung.

Wo die Wohnung, Tracht und Nahrung in einem Lande durchgängig gleich ist bei all seinen Bewohnern, wo darin für die Vornehmen im Wesentlichen kein anderer Unterschied besteht, als das größere Maß, da mag friedliches Glück und Behagen sein, jedoch der Bildungsstand ist noch niedrig, das Wissen gering, das Streben nach Veredelung des Daseins noch schwächlich. Dies war im Ganzen und Großen noch der Fall bei den Deutschen in der fränkischen Epoche.

Wohl machten während dieser Zeit die Aenderungen, welche in der Völkerwanderungszeit das germanische Haus in Deutschland betrafen, Fortschritte, und vielleicht größere, als später im ganzen Mittelalter. Das süddeutsche Bauernhaus verbesserte seine Einrichtung, und das fränkische, — sei es alleinstehend, oder mit einer Hofanlage verbunden, — breitete sich weiter aus, und empfahl sich insbesondere für städtische Straßen. Im Uebrigen bestand die alte Wohnweise fort.

Die Häuser waren aus Holz mit niedrigen Grundmauern unten und Stroh- oder Schindelbedachung oben. Dichter und Geschichtschreiber glaubten sehr hervorheben zu müssen, wo Karl der Große Kirche und Palläste ganz aus gehauenen Steinen bauete. Er sah darin einen großen Vorzug, da Holzhäuser zwar warm halten, jedoch Brutstätten von allerlei Ungeziefer sind, und verzehrende Feuersbrunst anlocken. Auf seinen Hofgütern sollte, so bestimmte er, das Herrenhaus nicht mehr lediglich von Holz, sondern wenigstens außen von Stein gebauet werden. Man war ja inzwischen mit Mauerwerk bekannter geworden. Bestand nun auch die Hauptmasse des Wohnhauses noch aus behauenen Baumstämmen, Latten und Brettern, so ließen vermögende Leute doch wohl eine Kammer mit Kamin (Kemenate, caminata) und die Küche mit Mauerwerk ausstatten, oder sich vielleicht auch ein Lusthäuschen von Stein mit Ziegeldach errichten.

Wahrscheinlich zeigte aber bei jedem Wohlhabenden das Haus hübsche Holzschnitzereien, ähnlich wie jetzt noch in den Dörfern im eigentlichen Rußland.

Man kann dort und theilweise auch in Polen und Ungarn stundenlang fahren und bekommt kein zweistöckiges Haus zu sehen. Adels- wie Bauernhäuser verbreiten sich einförmig und niedrig am Boden hin. So sah es zur Frankenzeit auch in Deutschland aus, woher jene Länder ihr bischen Kultur großentheils bekommen haben, und so lange Holzbau vorherrschte, konnte sich kein rechtes Bauwesen entwickeln. Denn der Holzbau macht das Aufsetzen von festen obern Stockwerken auf das untere schwieriger, und wenn sich die Stämme bei Austrocknen oder Anfaulen nur etwas verziehen, hängt oben gar Vieles schief. Jedoch Holz war aller Orten gut und im Ueberfluß vorhanden, man hatte auch Raum am Boden genug, bauete also in Norddeutschland die Wohnung nur weiter und höher, und setzte in Süd- und Mitteldeutschland auf einem und demselben Hofe ein Haus neben das andere, je nachdem Frauenwohnung, Werkstätte und Stallung, Küchen-, Back-, Brau- und Badevorrichtung mehr oder weniger Gebäude erforderten.

Eine große Pfalz Karl des Großen (in Asnapium) hatte ein Herrenhaus, das von Söllern umgeben war; daneben standen drei Häuschen zum Wohnen und Schlafen (camerae); weiter zeigten sich eilf Frauen-Arbeitshäuser, welche durch zwei bedeckte Gänge verbunden waren, und zu denen auch ein besonderer Keller gehörte. Sodann gab es außer fünf Mühlhäuschen noch siebzehn Häuser, deren jedes nebenan seine Kammer mit Zubehör hatte. Dazwischen standen die Küche, das Backhaus, ein Stall, zwei Kornspeicher und drei Scheunen. Der ganze Hof war umfaßt und geschirmt durch einen Zaun, der ein steinernes Thor hatte, auf welches man hinaufgehen konnte, um von seinem Söller nach außen wie nach innen Verschiedenes zu spenden. Auf einem andern Königshofe liefen vom Herrenhaus zwei gedeckte Gänge zu zwei Kammern mit Kaminen, und daneben befand sich noch ein besonderes festumzäuntes Höfchen, in welchem zwei andere Kammern, zwei Arbeits- und zwei Wohnhäuser für die Frauen standen; etwas tiefer im Hofe gab es eine aus Stein gebaute Kapelle und noch zwei andere Holzbauten.

Einhard erwähnt, daß der Gesandte des Königs Harun al

Raschid als Geschenke nach Aachen gebracht: „ein Lustgezelt und Vorhänge für den Vorhof von ungemeiner Größe und Schönheit, es waren nämlich alle zwölf, die Vorhänge sowohl als die Schnüre dazu, bunt gefärbt.“ Wer denkt dabei nicht an die Halle in Theodorich's Pallast zu Ravenna? Der sog. Vorhof war die altväterliche Halle, die jetzt mit Vorhängen geschmückt und vor Wind und Wetter geschützt wurde. Noch andere Verbesserungen der Wohngebäude mögen von Gallien nach Deutschland eingewandert sein. Es erwähnt z. B. schon zu Ende des sechsten Jahrhunderts Gregor von Tours einer Abtszelle mit Glasfenstern; etwa hundert Jahre später wurden Meister im Glasmachen von Gallien nach England geholt, wo ihre Kunst, wie Beda ausdrücklich bemerkt, noch unbekannt war. Wo Glasfenster noch zu kostspielig erschienen, suchte man mehr Licht und Luft zu bekommen und zugleich dem Rauche breiteren Abzug zu öffnen, indem man mitten auf der Höhe des Hauses einen zeltartigen Aufsatz anbrachte, die Testudo d. h. Schildkröte, wie das weiter unten bei den baulichen Einrichtungen in St. Gallen wird anschaulicher werden.

Für die Nacht wurde der Eingang in den hohen Zaun, oder die Pfahlreihe, oder was sonst den Hof umzog, wohl verschloßen, und wachten dahinter die großen Hunde. Dem Hausherrn zu Häupten war am Bette sein Schwert angelehnt, so daß er es mit einem Ruck herausziehen konnte. Eine ergötzliche Nachtszene erzählt uns der Mönch von St. Gallen von Karl dem Großen. Dieser war vom slavischen Feldzug nach Regensburg zurückgekehrt, als sein unehelicher Sohn Philipp und baierische und andere dem Kaiser feindliche Große nächtlich in der Peterskirche sich versammelten und verschworen, den König zu überfallen. „Am Schluß ihrer Berathung forschten sie nach, ob ein Verräther in der Kirche verborgen wäre, und fanden einen Geistlichen unter einem Altare verborgen. Diesen ergriffen sie und nöthigten ihn, zu schwören, daß er ihr Unternehmen nicht verrathen wolle. Um sein Leben zu retten, weigerte er sich nicht zu schwören, was sie ihm vorsprachen. Aber als sie sich entfernt hatten, achtete er des gottlosen Eides nicht und eilte zur Pfalz. Hier drang er mit der größten Schwierigkeit durch Schlößer und Thüren endlich zum Schlafgemach des Kaisers, und an die Thür klopfend setzte er den wachsamen Karl in das größte Erstaunen, wer es doch wage, ihn zu dieser Zeit zu beunruhigen. Doch befahl er den Frauen, die zum

Dienste der Königin und seiner Töchter ihn zu begleiten pflegten, daß sie hinaus gingen, um zu sehen, wer vor der Thüre sei, und was er verlange. Sie gingen hinaus, und da sie eine ganz geringe Person sahen, verschloßen sie die Thür, und suchten mit unendlichem Gelächter, das Gesicht mit ihren Kleidern bedeckend, in den Ecken des Gemaches sich zu verbergen. Aber der kluge Kaiser, dem nichts auf der Erde zu entgehen vermochte, fragte die Frauen, was sie hätten oder wer an der Thüre klopfe? Und da ihm geantwortet wurde, es sei ein abgeschorener, dummer, verrückter Schelm, der nur Hemd und Hosen anhabe und unverzüglich den Kaiser zu sprechen verlange, da befahl er ihn herein zu führen. Der nun fiel ihm gleich zu Füßen und eröffnete ihm alles nach der Ordnung."

2. Speisen und Getränke.

In der ausführlichen Satzung, wie die Krongüter zu bewirthschaften, dem berühmten Kapitulare de villis, findet sich auch die Küche wohl besorgt. Da heißt es: „Es ist mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß, was die Leute mit ihren Händen verarbeiten oder verfertigen, — als Speck, getrocknetes Fleisch, Wurst, eingesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, gekochter Wein, Garum, Senf, Käse, Butter, Schmalz, Bier, Meth, Honig, Wachs, Mehl, — alles mit der größten Reinlichkeit hergestellt und bereitet werde. — Wir wollen, daß von Masthämmeln wie von Schweinen Talg gewonnen werde. Dazu soll man auf jedem Gut mindestens zwei Mastochsen haben, damit man entweder dort von ihnen Talg gewinne oder sie zu uns sende. Man soll gemästete Gänse und Hühner zu unserm Gebrauche jederzeit bereit oder reichlich vorräthig haben, daß sie an uns geschickt werden können. In unsern Mühlen soll man im Verhältniß zur Größe derselben Hühner und Gänse halten, soviel man kann. Auf den Hauptgütern soll man bei unsern Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und mindestens 30 Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens 50 Hühner und nicht weniger als 12 Gänse. Jeder Amtmann soll Jahr für Jahr reichlich Federvieh und Eier an den Hof liefern.

Die Fischteiche soll auf unsern Höfen jeder Amtmann in Stand halten und verbessern und, wo irgend neue sich anlegen lassen, soll das geschehen. Immer sollen Fische da sein, und wenn wir nicht selbst kommen, sollen sie verkauft werden.

Wer Weinberge hat, soll nicht weniger als drei oder vier Kränze von Weinreben haben (nämlich mit voll daranhängenden Trauben, die zwar etwas eingetrocknet, jedoch für lange Zeit sich aufbewahren ließen). Jeder Amtmann soll Acht haben auf dasjenige, was er für unsern Tisch abzuliefern hat, damit es das Gute und Beste sei und Alles wohl ausgesucht und sauber gehalten."

Diese Speisekarte wurde durch den Reichthum an Wild aus den Wäldern und an Fischen aller Art aus Flüssen und Seen, durch die Hülsenfrüchte, von denen Bohnen und Erbsen aller Arten angebaut wurden, sowie durch mannigfaltiges Obst und Gemüse ergänzt. Ueber das Letztere giebt der Kaiser folgende Verordnung: „Von Bäumen sollen, so wünschen wir, unsere Amtleute haben: Obstbäume von verschiedenen Sorten, ebenso Birnbäume und Pflaumenbäume verschiedener Art, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsichbäume verschiedener Art, Quittenbäume, Haselnüße, Mandelbäume, Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Kiefern, Feigen, Nußbäume, Kirschen verschiedener Art. Die Namen der Aepfel sind: Gosmaringa, Geroldinga, Crevedella, Spirauca, süße und herbe, alles aber Winteräpfel, und solche, welche sogleich gegessen werden müssen, frühreife. Von Winterbirnen habe man drei oder vier Arten, süße Kochbirnen und Spätlinge. — Wir wollen, daß die Gärtner alle Pflanzen haben, als Lilien, Rosen, Steinklee, Krausemünze, Salbei, Raute, Beifuß, Gurken, Melonen, Kürbis, Feuerbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Karbe, italienische Kichererbsen, Meerzwiebeln, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Wildkürbisse, Sonnenblumen, Bärwurz, Steinkümmel, Lattich, Schwarzkümmel, weißen Gartensenf, Kresse, Klette, Polei, Roßeppich, wilde Petersilie, Sellerie, Liebstöckel, Saderbaum, Dill, Fenchel, Wegwarte, Weißwurz, Senf, Pfefferkraut, Wasserkresse, Gartenkresse, rundblätterige Kresse, Rainfarn, Katzenkraut, Tausengüldenkraut, Mohn, Mangold, Haselwurz, Malven das ist Althee, Karotten, Pastinak, Melden, Erdbeermelden, Kohl, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Porree, Rettiche, Scharlotten, Lauch, Knoblauch, Krapp, Kardendistel, Sau-

bohnen, maurische Erbsen, Koriander, Kerbel, Springwurz, Scharlei. Und der Gärtner soll an seinem Hause Hauslauch ziehen."

Auf der kaiserlichen Tafel fehlte der Roßbraten, weil er von der Geistlichkeit so eifrig verfolgt wurde, daß man nur ganz heimlich sich daran zu ergötzen wagte. Am meisten beliebt war das Fleisch von den frei im Walde schweifenden Rossen, weil es am saftigsten war und am meisten Wildgeschmack hatte: um so schärfere Verbote sollten, wie wir aus Bonifaz' Briefen erfahren, dieser Anziehungskraft entgegen wirken. Alles mögliche Schlechte sagten die Geistlichen vom Roßbraten: er solle das Blut verdicken und gemeine wilde und aufrührerische Gesinnung machen. Der Grund aber lag nur darin, daß es in alten Zeiten der vornehmste Festbraten war; denn das Pferd war vor anderen Geschöpfen Wodan heilig. Einmal wieder Roßbraten zu essen, dies Verlangen zog Manchen zu den heimlichen Festen hin, die man bei Nachtzeit in tiefen Wäldern zur Minne der alten Götter feierte. „Der ißt vom Pferd, das ist ein Heide! Meidet ihn!" so erscholl der Spruch der Christenlehrer Tag für Tag, und einzig dadurch ist der lächerliche und schädliche Abscheu vor dem schmack- und nahrhaften Pferdefleisch zu erklären, der noch immer im Volke steckt.

Milchspeisen, vor allen Butter und Käse, sodann Hafer- und Gerstenbrei machten einen Hauptbestandtheil des täglichen Mahles aus. Auch spielen in den Verzeichnissen des Ertrags der königlichen Landgüter, wie in jeder Haushaltung, eine hervorragende Rolle die geräucherten und frischen Speckseiten und Schinken, nebst Schmalz, Pöckelfleisch und Eingeweide, das zu Würsten verarbeitet wurde, sowie neben anderm Getreide die Körbe Spelt für Mehlbereitung.

Hatte eine Landschaft Mißwachs, so konnte, während den Wohlhabenden die Menge von Wild, Fischen und Hausthieren aushalf, für die Aermeren leicht Hungersnoth eintreten; denn die Wege waren zu schlecht, als daß man, da mit Wagen gar kein Durchkommen war, auf Saumrossen hätte rasch so viele Lasten von Getreide hinschaffen können. In solchen Zeiten leistete die Wurzel des Adlerfarren gute Dienste, — auch die Germanen auf den kanarischen Inseln gruben sie in Nothzeiten aus der Erde. Gregor von Tours erzählt zum Jahr 585: „Eine große Hungersnoth kam über ganz Gallien und sehr viele backten aus Traubenkernen und Haselblüthen Brod, Manche auch aus

getrockneten und zu Staub geriebenen Wurzeln des Farrenkrauts, denen sie etwas Mehl beimischten. Viele schnitten die grüne Saat ab und gebrauchten sie auf ähnliche Weise. Es gab ferner Solche, die, da sie kein Mehl mehr hatten, allerhand Kräuter ausrissen und aßen; von dem Genuß derselben schwollen sie aber und starben. Eine große Zahl siechte damals aus Mangel dahin und kam um. Zu jener Zeit zogen Kaufleute das Volk gewaltig aus, da sie den Scheffel Getreide oder vier Quart Wein zu unerhörtem Preis verkauften. Arme Leute gingen in den Dienst, um ein wenig Nahrung zu erhalten."

Was schließlich die Getränke betraf, so bereitete Meth und Bier sich jedes wohlhabendere Haus selbst. Die Weinrebe wurde in der letzten fränkischen Zeit bereits so häufig angebauet, daß Hörige ihren Zins auch in Wein entrichteten. Man verstand den Most auch zu einer Art haltbaren Sherry oder Portwein abzukochen. Auch aus Maulbeeren wurde ein weniges Getränke gekeltert. Aus Fischstücken mit Zusatz von vielem Gewürz und etwas Wein und Wasser ließ man das vorher so genannte Garum gähren. Ein Lieblingsgetränk der Franken aber wurde aus Wein oder verdünntem Honig mit Wermuth bereitet.

3. Kleidung.

„Die Tracht der alten Franken bestand in Schuhen, die außen mit Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, scharlachenen Binden um die Beine, und darunter leinene Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Ueber diese und die Binden erstreckten sich in Kreuzesform, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schnüre. Dann ein Hemd von Glanzleinwand und darüber das Schwertgehenk. Dieses Schwert wurde erstlich durch die Scheide, dann durch irgend welches Leder, drittens durch sehr weißes mit hellem Wachse gestärktes Leinen so umgeben, daß es mit seinem in der Mitte glänzenden Kreuzchen zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde. Das letzte Stück ihres Anzugs war ein graues oder blaues Gewand, viereckig und doppelt, so geformt, daß es, über die Schultern gelegt, vorne und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Knie bedeckte. Dann trugen

sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumwuchs, mit gleichmäßigen Knoten, schön stark und schrecklich mit einem Handgriff von Gold oder Silber, mit schöner erhabener Arbeit versehen."

So schildert uns der Mönch von St. Gallen die alte Tracht, deren Hauptstück der lange Mantel war von grauem oder blauem Wollzeug. Zur Zeit Karls des Großen aber hatte sich diese Tracht in einzelnen Stücken etwas geändert, und trugen Vornehme statt „der überaus langen und weiten Mäntel" gerne die kurzen roth gefärbten Röcke, wie sie in Gallien Mode und für den Krieg bequemer waren. Ueber die Putzsucht der Herren am Hofe fügt unser Mönch ein Stückchen hinzu. Als Karl der Große auf Kriegsfahrt im Friaulischen war, „sagte er an einem Festtag, nach der Feier der Messe, zu den Seinigen: „Um nicht, in Müßiggang hinlebend, der Trägheit zu verfallen, laßt uns auf die Jagd gehen, bis wir etwas erbeuten, und laßt uns alle in der Kleidung ausziehen, die wir jetzt anhaben." Es war aber ein kalter Regentag und Karl selbst hatte einen Schafspelz an von nicht viel größerem Werth, als jener Rock des heiligen Martin, mit welchem angethan Dieser mit bloßen Armen Gott das Opfer unter göttlichem Beifall dargebracht haben soll. Die Uebrigen aber gingen, da Festtage waren und sie von Padua kamen, wohin eben Venetianer von jenseits des Meeres alle Reichthümer des Ostens gebracht hatten, gekleidet in Häute phönizischer Vögel, mit Seide eingefaßt, dann geziert mit der Hals- und Rückenhaut und den Schwanzfedern der Pfauen, und mit syrischem Purpur oder orangefarbenen Streifen verbrämt, Andere in Marder- und Hermelinfelle gehüllt. So durchstreiften sie den Wald und zerfetzt von Baumzweigen und Dornen, vom Regen durchnäßt, auch durch das Blut der Thiere und die frisch abgezogenen Felle beschmutzt kehrten sie zurück. Da sprach der listige Karl: „Keiner von uns ziehe seinen Pelz aus, bis wir zum Schlafen gehen, damit er auf unserm Leib besser trocknen könne." Nach diesem Befehl sorgte Jeder mehr für seinen Leib, als für sein Kleid, und suchte sich überall ein Feuer, um sich zu wärmen. Bald aber zurückkehrend und im Dienste des Herrn bis tief in die Nacht verweilend, wurden sie endlich nach Haus entlassen. Und da sie nun anfingen, die feinen Felle oder auch die dünnen Seidenstoffe auszuziehen, machten sich die Brüche der Falten und Näthe weithin hörbar, wie wenn man dürres Holz zerbricht, und sie seufzten und jammerten

und klagten, daß sie soviel Geld an einem einzigen Tage verloren hatten. Vom Kaiser aber erhielten sie den Befehl, sich ihm am nächsten Tag wieder in denselben Pelzen vorzustellen. Das geschah, und da nun alle nicht in schönen Gewändern glänzten, sondern von Lumpen und farbloser Häßlichkeit starrten, sprach der verständige Karl zu seinem Kämmerer: „Nimm jetzt meinen Pelz in die Hand und bringe ihn uns vor Augen." Unversehrt und glänzend weiß wurde er gebracht, und er nahm ihn in die Hand, zeigte ihn allen Anwesenden und sprach: „O, Ihr Thörichsten aller Menschen, welches Pelzwerk ist nun kostbarer und nützlicher, meines hier, das ich für einen Schilling gekauft habe, oder Eure da, welche nicht nur Pfunde, sondern viele Talente gekostet haben?" Da schlugen sie die Augen nieder und vermochten nicht seinen schrecklichen Anblick zu ertragen. Diesem Beispiel folgte Kaiser Ludwig der Fromme sein ganzes Leben hindurch so sehr, daß Niemand, der seiner Bekanntschaft und Belehrung würdig erschien, im Heereszuge gegen den Feind etwas Anderes, als seine Waffen nebst wollener und leinener Kleidung zu tragen wagte."

Auch nach Einhard's Bericht kleidete Karl der Große sich ganz nach der alten Weise. „Auf dem Leib ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wams, welches von einem seidenen Gürtel zusammen gehalten wurde, und Hosen. Dann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen, und schützte mit einem Pelze von Otter und Marder Schultern und Brust. Er trug endlich einen blauen Mantel, und war stets mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk golden oder silbern war. Manchmal trug er auch ein reich mit Edelsteinen geschmücktes Schwert, doch stets nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn Gesandte fremder Völker zu ihm kamen. Ausländische Kleidung verschmähte er, auch wenn sie noch so schön war, und niemals duldete er, daß sie ihm angelegt wurde. Nur zu Rom machte er einmal auf Bitten des Papstes Hadrian und ein anderes Mal auf den dringenden Wunsch von Hadrians Nachfolger Leo eine Ausnahme, umhüllte sich mit der langen Tunika und der Chlamys und zog römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in golddurchwirktem Gewande, in edelsteingezierten Schuhen, und in einem Mantel, der durch eine goldene Spange zusammengehalten wurde, einher und trug auf dem Haupte ein Diadem aus Gold und edlem Gestein. Aber am andern Tage unterschied sich sein

Gewand wenig von der gewöhnlichen Tracht seines Volkes." „Zur Frühmesse aber kam," wie der Mönch von St. Gallen vermerkt hat, „der Kaiser in einem langen und schleppenden Gewande, dessen Gebrauch bald darauf ganz abgekommen war. Nachdem die Morgenhymnen gesungen waren, kehrte er dann in seine Kammer zurück, und schmückte sich, wie es die Zeit erforderte, mit kaiserlichen Gewändern."

Ludwig der Fromme war, wie Thegan ihn schildert, „mäßig in Speise und Trank und einfach in seiner Kleidung. Niemals schmückte er sich mit glänzendem, goldgewirktem Gewande außer an hohen Festtagen, wie auch seine Vorfahren zu thun pflegten. An solchen Tagen bekleidete er sich außer mit dem Hemd und den Hosen, welche mit Gold bestickt waren, mit einer goldenen Tunika, einem goldenen Gürtel, umgürtete sich mit dem von Gold strahlenden Schwert und trug goldene Beinschienen und einen golddurchwebten Mantel. Sein Haupt schmückte eine goldene Krone, und in der Hand hielt er ein goldenes Szepter."

Sachsen und Angelsachsen waren, auch was das Haupthaar betraf, der alten Sitte treu geblieben, langwallend floß es auf Schulter und Nacken herab. Als nach Widukind's Erzählung sächsische Gesandte zu Chlodwig's Nachfolger kamen, „wunderten sich die Franken über die ungewohnte Tracht, die Waffen, das über die Schultern wallende Haar, und vor allem über ihren starken, trotzigen Muth. Bekleidet aber waren die Sachsen mit einen Mantel, und bewaffnet mit langen Speeren. Sie standen gestützt auf kleine Schilde und hatten an den Hüften große Messer." Die Franken schoren sich das Hinterhaupt, und schnitten das Haar quer über der Stirn, hielten aber — sonderbar genug — strenge darauf, daß ihre Könige die alte germanische Sitte bewahrten und das Haar in langen Locken trugen. „Ihr Haar," berichtet Agathias, „wird niemals geschnitten und von dem Knabenalter an gepflegt, daß es an der Stirne gescheitelt schön über die Schultern herabfällt. Nicht nach avarischem Brauch wüst und verworren oder fahrlässig in Knoten geschürzt, wird es mit allerlei Salben rein gehalten und mit dem Kamme geordnet. Es ist das der Schmuck und die Auszeichnung des königlichen Geschlechts, während das übrige Volk das Haar rund abzuschneiden pflegt, und Niemand sonst gestattet ist, dasselbe herabhängend zu tragen." Chlodwig hatte den Frankenkönig Chararich und dessen Sohn zum Priester

scheeren lassen, „und als Chararich über seine Erniedrigung klagte und weinte, da, so erzählte man, sprach sein Sohn zu ihm also: „Am grünen Holz sind diese Zweige verschnitten, aber sie sind nicht dürr, sondern bald werden sie wieder ausschlagen und wachsen. Möchte doch nur sobald Der umkommen, der dies gethan!" Solches Wort drang zu Chlodwig's Ohren, daß sie dachten ihr Haar wieder wachsen zu lassen und ihn zu tödten: da befahl er sie zu derselben Zeit zu enthaupten, er gewann so nach ihrem Tode ihr Land, ihren Schatz und ihr Volk."

Schwere Strafe stand darauf, einem freien Manne das Haar kurz zu scheeren: er wäre dadurch als ein niederer Knecht gekennzeichnet. Als der Baiernherzog Thassilo zur Reichsversammlung nach Ingelheim entboten war, und wegen Abfalls und Verrätherei die Strafe des Scheerens erleiden sollte, „bat er den König flehendlich, daß er nicht daselbst im Pallast geschoren würde, der Schmach und Schande wegen, die er davon bei den Franken hätte."

Auf den äußerst wenigen Abbildungen, die uns von Frauen aus der Frankenzeit überliefert sind, erscheinen sie in langen Gewändern mit Schleier und wallendem Haar. Wenn die reiche Gräfin Rauching zu Soissons zur Messe gehen wollte, „zog sie über die Straße hoch zu Roß mit prächtigem Geschmeide und Edelsteinen geziert und bedeckt mit schimmerndem Gold, und von ihren Dienern gingen einige vor ihr, andere folgten ihr." Frauen vom Stande ließen sich kaum jemals öffentlich sehen ohne Begleitung.

4. Geräthschaften.

Was die innere Ausstattung der Wohnungen betrifft, so werden unter den Königsgeschenken, welche das Morgenland Karl dem Großen darbrachte, — außer kostbaren Seidengewändern, Wohlgerüchen, Salben, Balsam und einer kunstreichen Wasseruhr — zwei messingene Leuchter von ausgezeichneter Größe und Form erwähnt. In Karl des Großen Testamente aber werden als seine Vermächtnisse besonders aufgeführt Gefäße aus Erz, Eisen oder andern Metallen angefertigt; kostbares und geringes Hausgeräth zu verschiedenem Gebrauch, und neben Waffen und Kleidern Vorhänge und Decken, Teppiche, Filz-

und Lederwerk, und was sich sonst in der Schatz- und Kleiderkammer vorfand. Die Teppiche dienten dazu, an festlichen Tagen die Wände und Gänge zu schmücken, und ganz besonders auch, um die Bänke zu belegen, auf denen sich die Gäste niederließen.

Auf jedem Königshofe sollten sich nach des Kaisers Vorschrift innerhalb eines Wohngebäudes befinden: Bettstellen, Federbetten, Pfühle, Bettleinen, Tücher für Tische und Bänke, Geschirr von Kupfer, Blei, Eisen und Holz, Feuerböcke und Aschensammler, Ketten und Kesselhacken, Hämmer, Kurzäxte, Beile, Spitzhauen, Bohrer, Hohlborer, scharfe Messer, und andere Geräthschaften, so daß man nicht nöthig habe, dergleichen anderswo kaufen oder gar borgen zu müssen." Es fanden sich aber im Inventar des Königshofs zu Asnapium nur ein vollständiges Bett, Tischtücher nur für eine Tafel, ein einziges Handtuch, und zwei eherne Becken zum Hand- und Gesichtwaschen. Die Kücheneinrichtung bestand aus zwei ehernen Kesseln und einem aus Eisen, einer Pfanne, einem Kesselhacken und einem Leuchter, um den brennenden Kienspahn anzustecken; von sonstigem Haus- und Gartengeräth gab es nur zwei Beile, einen Hammer, eine Axt, ein scharfes Messer, zwei Hobel, zwei große und zwei kleine Sicheln, und zwei mit Eisen beschlagene Schaufeln; alles andere Geräthe war von Holz. Gleich dürftig erscheinen in den Verzeichnissen andere Königshöfe ausgestattet, selbst wo zu einem vollständigen Bette noch ein Federbett mit Pfühl und Vorhang hinzukam.

Auch von reichen Abteien besitzen wir Inventaraufnahmen, die deutlich zeigen, mit wie wenig Zeug, Geräth und Geschirr man sich noch im zehnten Jahrhundert zu behelfen wußte. Wie ärmlich mochte es nun in dieser Beziehung auf den Bauernhöfen aussehen! Man mustere die Einrichtung der ersten besten Gütler- oder Heuerlingswohnung auf Dörfern, die von großen Städten fern und nicht gerade an der Landstraße liegen, und man wird sich ungefähr eine Vorstellung machen können, wie roh und einfach es selbst in den Häusern von Wohlhabenden aussah. Holz und Thon waren die beiden Hauptstoffe, aus denen man das Geräth herstellte. Aus Holz machte man selbst Teller und Löffel, und billige Töpferwaare ließ sich leicht beschaffen.

Wohl aber machte sich das Vergnügen an Schätzen noch lebhaft geltend, und zwar kam es dabei nach alter Weise auf die Masse rohen Metalls und die Menge von Edelsteinen an. Wir nehmen zu-

nächst zwei Beispiele aus Gregor von Tours. Die reiche Königin Brunhilde wollte dem Westgothenkönig schöne Geschenke machen, und „ließ aus Gold und Edelsteinen einen Schild von wunderbarer Größe machen, und sandte ihn mit zwei hölzernen Schüsseln, die insgemein Becken heißen und ähnlich mit Gold und Edelsteinen gearbeitet waren, dem Könige nach Spanien." — „Als ein Merowinger König Guntram seinen Majordomus, der Mummolus hieß, hatte tödten und dessen Schatzkammer ausleeren lassen, hielt er ein großes Gastmahl, zu welchem er mehrere Bischöfe geladen hatte. Nach des Königs Gebot sollte dabei jeder Bischof vor ihm singen, und ein Jeder sang, so gut er konnte, sein Responsorium. Als die Gerichte aufgetragen wurden, sagte der König: Alles Silber, was Ihr hier sehet, gehörte dem schlechten Mummolus. Jetzt ist es, Dank der Gnade Gottes, in unsere Hände gefallen. Fünfzehn Schüsseln, so groß wie die größte, die dort steht, habe ich schon zerschlagen, und ich habe jetzt nur die noch behalten, und eine andere, die vierhundertsiebzig Pfund schwer ist. Und warum hätte ich auch mehr behalten sollen, als ich zum täglichen Gebrauche bedarf? Denn ich habe keinen Sohn als Childebert, und der begnüge sich an den Schätzen, welche ihm sein Vater hinterlassen hat, und an dem, was ich ihm aus der Habe dieses Bösewichts, die ich zu Avignon vorfand, schon übersenden ließ. Was noch übrig ist, soll vertheilt werden, um die Noth der Armen und Kirchen zu lindern." Der westgothische König versprach dem Dagobert im Jahre 631 für seine Kriegshülfe ein goldenes, fünfhundert Pfund schweres Becken, das ein kostbares Kleinod im Schatze der Gothen war, und mit mehr als einer Million Mark ausgelöset wurde.

Anders sah es in der Schatzkammer Karl des Großen aus. „Bei den übrigen Schätzen," berichtet Einhard, „befinden sich drei silberne Tische und ein goldener von ganz besonderer Größe und Schwere. Darüber beschloß und verordnete er, daß einer davon in viereckiger Form, auf dem der Plan der Stadt Konstantinopel gezeichnet steht, mit den übrigen dahin bestimmten Geschenken nach Rom in die Kirche des heiligen Apostels Petrus, — der zweite runde, der mit einem Bilde der Stadt Rom geschmückt ist, in die bischöfliche Kirche von Ravenna gebracht werde, — der dritte, welcher die andern sowohl an Schönheit der Arbeit, als an Schwere des Gewichts weit übertrifft, aus drei Kreisen besteht, und eine Beschreibung der ganzen

Welt in genauer und feiner Zeichnung enthält, — und jener goldene Tisch, welcher als der vierte aufgeführt ist, soll, wie er angeordnet hat, seinen Erben und milden Stiftungen zufallen." Ludwig der Fromme eignete sich aus der Schatzkammer des Vaters einzig jenen dritten Tisch an, der die Gestalt von drei verbundenen Schilden hatte, und bewahrte ihn im Aachener Pallast. Lothar aber nahm auch diesen „silbernen Tisch von wunderbarer Größe und Schönheit, auf welchem der ganze Himmelskreis und der verschiedene Lauf der Planeten in erhabener Arbeit abgebildet war", aus der kaiserlichen Schatzkammer fort und ließ ihn in Stücke zerschneiden, die er, ganz nach Art eines Volksführers der alten Zeit, unter seine Anhänger vertheilte.

Als die Germanen Christen geworden, gehörten zu den kostbarsten Schatzstücken, außer Kreuzen und Kelchen und Ringen mit Segens-Inschriften — die innen und außen reich verzierten Bücher heiligen oder frommen Inhalts. Das schönste von allen war wohl Karls des Großen Evangelienbuch, welches der Sage nach der todte Kaiser auf den Knien hatte, bis Otto III. die Gruft öffnen ließ und fortan die deutschen Kaiser, wenn sie gekrönt wurden, auf dieses Buch zwei Finger legend, den Reichseid leisteten.

5. Häusliche Einrichtungen.

Um diese kennen zu lernen, besitzen wir ein sehr belehrendes Pergament voll Zeichnungen; kein Buch hätte uns so trefflich in die Art und Weise, wie man die täglichen Bedürfnisse befriedigte, einweihen können. Wir verdanken diese Belehrung wiederum dem Kloster des heiligen Gallus. Dieses war seit seiner Gründung, über welche uns des Heiligen Lebensbeschreibung unterrichtet, mächtig gewachsen, aus allen Ländern meldeten sich Pilger und Schüler an, und wiederholt mußte man die Anlage vergrößern. Dann kam freilich die Zeit, wo auch St. Gallen von den Bischöfen Vieles leiden mußte: die stolzen Jünger der Wissenschaft sollten unter das Regiment der Kirchenfürsten zu Konstanz niedergebeugt werden. Schulen und Gebäude geriethen in Verfall, und die Einkünfte wurden knapp. Als aber der fromme Kaiser Ludwig die heilige und berühmte Stätte unter seinen Schutz nahm, wuchsen ihrer Bet-, Werk- und Studiengenossenschaft

sogleich die Flügel wieder, und Abt Gozbert beschloß im Jahre 830, die ganze Abtei stattlich neu zu bauen als eine Musteranstalt ihrer Art. Viel wurde deshalb umhergeschickt und gefragt, bis der rechte Mann gefunden war, der auf einem großen Pergament — vier Häute mußte man zusammennähen — mit rother Tinte den Grundriß all der Klostergebäude zeichnete, bei jedem die innere Einrichtung auch durch einen Aufriß angab, und Alles durch Beischriften erläuterte. Wir stehen also hier auf festem Boden von Thatsachen und nicht vor Vermuthungen. Nach Anleitung dieses Klostergebäudes können wir uns vorstellen, wie Pfalzen und andere Wohnhäuser aussahen.

Wer aber den Plan gezeichnet hat, darüber ist umsonst geräthselt. Wohl wußte er Alles, was man in St. Gallen bedurfte, jedoch ein Inwohner des Klosters war er nicht; denn auf die Bodenverhältnisse, die er ja sonst wohl gekannt hätte, nimmt sein Plan keine Rücksicht, weshalb bei der Ausführung Manches mußte geändert werden. Ein älterer und bedeutender Mann ist aber er sicher gewesen, da er den Abt mit „liebster Sohn Gozbert" anredete.

Die Klostergebäude, deren nicht weniger als vierzig, sind zu einem großen länglichen Viereck zusammengestellt. Das Ganze zerfällt in mehrere Abtheilungen, die durch Mauern, Hecken und Gänge von einander geschieden sind. Die Bewohner einer jeden Abtheilung bildeten für sich wieder eine besondere kleine Genossenschaft, eine jede ausgestattet mit Wohnzimmern, Bad- und Waschhaus, Küche, Bäckerei und Brauerei. Nur in der Kirche hatten Alle ihren Platz. Der Vertheilung aber liegt folgender Gedanke zu Grunde: den Hauptplatz in der Mitte nehmen Kirche und Mönchswohnung ein, — davor, wo der Hauptzugang ist, stehen die Gebäude mit dem mindest werthen Inhalt, nämlich mit Vieh und Knechten, — rechts von Kirche und Mönchshaus sind die Quartiere für die armen Pilger, die Scheunen, die Werkstätten, — links ist das vornehme Viertel für Herrengäste, freie Studenten, und den Herrn Abt, — dahinter ist die stille Seite, wo sich Krankenhaus, Mönchsschule, Friedhof, Gemüsegärten und Geflügelhöfe befinden.

Ueber den Wassergraben und die Zugbrücke führt nun ein langer schmaler Gang, der leicht zu vertheidigen, zur Vorhalle der Kirche. Zur linken Seite des Ganges ist ein großes Gebäude, dessen Bestimmung sich aus der zerstörten Inschrift nicht mehr erkennen läßt: höchst

wahrscheinlich aber herbergten hier die kriegsgeübten Dienstleute des Klosters, gleichwie gegenüber ganz am Eingang die Knechte, welchen die Wartung des Viehes oblag. Ihre Wohnung ist umgeben von fünf Stallungen, für Schafe, für Ziegen, für Schweine, für Rindvieh, für Pferde. Die Stuterei allein forderte so großen Raum, wie Kühe und Kälber; denn Rosse brauchte man in Menge, nicht bloß für Fahren, Handelsreisen und Feldbau, sondern auch für Jagd und Krieg.

Wenn man auf der Abbildung die einzelnen Gebäude in Bezug auf ihre Bedachung vergleicht, findet sich eine dreifache Art: die eine ist zeltartig, die zweite hat auf geradem Dache noch einen kleinen zeltartigen Aufsatz, die dritte Art ist wie ein Dach heutzutage. Von Kaminen entdecken wir nur zwei Anfänge. Die erste Bedachungsweise war die älteste, die zweite bildete den Uebergang zur jetzigen Bedachung. Der Grund dieser Mannigfaltigkeit lag darin, daß man im neunten Jahrhundert Glasfenster zwar billiger und besser herzustellen wußte, als zehn Menschenalter früher, daß sie aber immer noch theuer waren und man bei gemeineren Gebäuden ihrer noch glaubte entrathen zu können. Die Häuser für Dienstvolk und Hausthiere, welche vor der Kirche lagen, bekamen, wie andere zu ähnlicher Bestimmung, ihr Licht im Erdgeschoß nur durch Thür- und Fensteröffnungen, die mit Holzplatten verschlossen wurden. Das obere Stockwerk zeigt sich kleiner und in Zeltform aufgesetzt, und oben darauf bemerken wir noch einen ganz kleinen viereckigen Aufsatz mit großen Fensteröffnungen, durch welche das Licht hineinfiel. Dieser kleine oberste Aufsatz hieß die Schildkröte und hatte ursprünglich nur eine einzige Oeffnung oben, die bei Unwetter mit einer Holzklappe verschlossen wurde, in welche man Löcher gemacht und mit durchsichtiger Darmhaut oder Marienglas, um etwas Licht einzulassen, überzogen hatte. Bald erhielt aber diese Schildkröte auch Seitenöffnungen, die sich in ähnlicher Weise gegen Sturm und Unwetter verdecken ließen.

Vor der Kirche ragen zu den Seiten der Vorhalle, des sog. Paradieses, zwei hohe Rundthürme empor, für die Klosterinsassen die letzte Zuflucht, wenn ein feindlicher Haufen über Wall und Graben und durch die Umfassungsmauer in die Klosterbefestigung hereinbrach.

Wir kehren zu unserm Grundriß zurück. In die Kirche führen durch Vorbauten von verschiedenen Seiten Eingänge, sie ist allen

Bewohnern gemeinsam. Die Gebäude haben noch nirgends Zimmerdecken, der innere Raum reicht bis hoch unter's Dach. Oefen finden sich erst hier und da. Als Hauptsache erscheint überall der Saal, d. i. der ursprüngliche innere Hausraum mit Feuerstelle, von welchem man erst später Kammern und Verschläge abtheilte.

Zur rechten Seite vorn steht die Behausung für das gemeine Pilgervolk, welches zum heiligen Gallus wallfahrtete und in dem anstoßenden, durch einen Gang verbundenen Hause seine eigene Küche und Brauerei hatte. Das Bier der letzteren war ohne Zweifel das schlechteste im Kloster. Viel stattlicher stellte sich auf der andern Seite die etwa 45 Fuß lange und fast ebenso breite Herberge für vornehme Pilger dar, die vorn die Schlafzimmer der Diener, in der Mitte den säulenverzierten und mit zwei Erkern versehenen Wohn- und Speisesaal, und dahinter die Stallung mit Krippen hatte. Der große Saal hat in der Mitte den Heerd, in den Ecken die Tische mit Bänken dahinter. Links und rechts an der Vorhalle liegen die Kemenaten mit Betten. Im zugehörigen davor liegenden Hause bemerkt man eine offene Eingangshalle mit Seitengemächern, in dem Raume dahinter ebenfalls auf der einen Seite den Küchenheerd, auf der andern den Platz für den Backtisch und Braukessel, weiter hinten die Badstuben. Auch führt aus dieser Fremdenwohnung ein Gang nach außen hin zu einer Reihe kleiner Gemächer für gewisse Bedürfnisse, eine Fürsorge, die wohl bei allen andern Wohnungen vorhanden war, nur nicht bei den Behausungen der Armen und Dienst- und Werkleute.

Hinter dem Gastgebäude liegt ein anderes, das ebenfalls für vornehme Gäste bestimmt ist, die aber für längere Zeit im Kloster wohnen. Es sind die jungen Leute, die ihre Studien machen, nicht um selber Mönche zu werden, sondern um sich für den Hof-, Staats- und Kirchendienst in auszeichnender Weise vorzubereiten. Ihre beiden Hör- und Lernsäle sind von Schlaf- und Wohnzimmern umgeben. Eine Mauer schließt diese „Aeußere Schule" von der Gastwohnuug ab. Der Schulvorsteher wohnte gegenüber in den Anbauten, welche die Kirche umgaben, und hatte auf der einen Seite die Küster- und Pförtnerwohnung, auf der andern die Zimmer für fremde Mönche, die von Zeit zn Zeit einsprachen.

Das schönste, und zwar ein zweistöckiges Gebäude, bewohnte der Abt, es war eine fürstlich eingerichtete Aula und hatte Säle mit

Säulen, und Vorhallen mit Rundbogenfenstern. An diesem Gebäude zeigte die Baukunst ihre Fortschritte. Im anstoßenden hatte der Abt seine Schreiber und Kämmerer sowie Bader zur Hand. Nebenan aber, in einem festen Anbau an der Kirche, hielt er unter seiner unmittelbaren Aufsicht den werthvollsten Klosterschatz, die Bücher und Urkunden, während in den unteren Räumen die Schreiber bei ihren Pergamenten saßen. War der Abt mit dem, was die kleine Küche im Dienerhause beschaffte, nicht zufrieden, ließ er sich in der großen Herrenküche, die vor der Gastwohnung lag, ebenso wie die Studenten, sein Mal anrichten.

Rechts von der Kirche dehnte sich nun das eigentliche Kloster aus. Das Hauptgebäude war der große Speisesaal, das Refektorium, unter dessen vielen Bänken und Tischen im Osten die hufeisenförmige Abtstafel, an der südlichen Langwand der Katheder für den bei Tische Vortragenden, in der Mitte die Tische für Gäste sich auszeichneten. Die Kleiderkammer befand sich über dem Speisesaal. Rechtwinklich zu diesem stand das Wohnhaus, welches im Erdgeschoß einen heizbaren Saal mit Wasch- und Badekammer, und darüber das große gemeinschaftliche Schlafzimmer enthielt, für welches auf dem Plane an fünfzig Lagerstellen angegeben sind. Zwischen dem Speisesaal und der Kirche breitete sich der viereckige Kreuzgang mit seinen Hallen und Rundbogenfenstern. Der Saal zwischen ihm und der Kirche war der Berathungsort, Konvent genannt, und daran stieß das Sprechzimmer. Vor dem Kreuzgang stellte sich das Kellerhaus dar, mit zwei Reihen stattlicher Fässer. Mit dem Speisesaal war durch einen bedeckten Gang die Küche, diese durch einen andern Gang mit der Bäckerei und der Brauerei verbunden. Tausend kleine Brode auf einmal konnte der Brodofen fassen. Ueber Küche und Brauhaus dampften Kamine, und nahebei waren die Hand- und die Stampfmühle, in welcher von ächzenden Dienern oder bestraften Mönchen Speisemehl bereitet wurde. Das Korn und Malz wurde auf der Tenne und Darre, und, was sonst für den Tisch nöthig, in den langen Schuppen bereitet. Die Malzdarre war für hundert Malter Korn eingerichtet.

Das Mastvieh aber stand in den großen Ställen, der Speicher gegenüber am andern Ende. Dazwischen lag die Menge der Werkstätten, in welchen die fleißigen Mönche die Handwerke der Gerber

und Schuster, Drechsler und Tischler, Schwertfeger und Schildmacher, Eisen- und Goldschmiede betrieben. Dieses Haus, welches die Handwerke umfaßte, war nahe 60 Fuß lang und 40 breit. Hier zu arbeiten, gehörte nicht zum niedern Dienst der Mönche, und wer von ihnen etwas Tüchtiges und Schönes schaffte, wurde allgemein belobt. Die Erinnerung an den kunstreichen Wieland den Schmied war noch nicht untergegangen.

6. Krankenpflege.

Schon die alten Griechen, allen voran Hippokrates und Alkmäon, hatten eine wissenschaftliche Heilkunde begründet, und bei den Römern konnte diese Kunst nicht anders als das größte Ansehen gewinnen: war sie doch die am meisten praktische Wissenschaft, weil sie dazu diente, den kostbarsten Besitz, das eigene Leben, zu erhalten. Es gab bereits geprüfte und besoldete Hof-, Stadt- und Armenärzte, und der medizinischen Schriften eine große Menge. In Galenus aus Pergamum aber war im zweiten Jahrhundert nach Christus ein Meister der Heilkunst aufgetreten, der unermüdlich alles bisher Erforschte und Gelehrte sammelte, es scharfsinnig durcharbeitete, in klare Ordnung und feine Gliederung brachte. Seine Schriften waren auch in Gallien hoch angesehen, und Manches daraus in die allgemeine Bildung eingeschlossen, welche sich in der fränkischen Zeit zurechtstellte.

Allein die Heilkunst hatte sich dem allgemeinen Verfall, der zu Ende der römischen Kaiserzeit in Literatur, Kunst und Staatsordnung eintrat, ebenso wenig entziehen können, als irgend eine andere Wissenschaft, und die erobernden Germanen ließen sich die Ansichten und Gewohnheiten nicht nehmen, die bei ihnen in Bezug auf Krankheit und Heilung galten. Geschulte Aerzte gab es nirgends mehr, es sei denn, man fand sie zerstreuet hier in der Mönchskutte in berühmten Klöstern, dort im jüdischen Talar in Handelsstädten. Der Name Arzt ist wunderlich genug aus dem lateinischen archiater und dieser aus dem griechischen ἀρχίατρος d. i. Hauptarzt zusammengezogen. Kaum eine andere Wissenschaft sank so weit herab und blieb so lange auf tiefer Stufe, als die medizinische: die Ursache konnte nur in den Anschauungen liegen, in welchen sich Christenthum und Germanenthum begegneten.

Die Krankheit wurde als ein böses Wesen angesehen, das in den Körper gefahren, sei es durch Verwünschung oder Schicksal oder eigene Schuld und Sünde. Die Heilung zielte nur darauf, dieses unselige und unheimliche Wesen aus dem Körper wieder herauszutreiben, aus dem Blute durch wiederholten Aderlaß, aus den Säften und Eingeweiden durch heftige und unabläßige Purganzen. Dabei war von den germanischen Frauen eine lange Liste von Heilkräutern nnd thierischen Heilmitteln überliefert: man wollte genau wissen, was dieses oder jenes Kraut bewirken müsse, und man glaubte fest daran, daß für jede Krankheit ein Kraut gewachsen sei. Todte, mineralische Arznei anzuwenden, trug man Scheu: nur was lebendig in der Natur gewachsen, könne, so meinte man, heilkräftig auf Lebendes einwirken. Von eigentlicher Erkenntniß der Veränderung, welche dieses oder jenes Heilmittel im Körper nach und nach hervorbrachte, war nicht die Rede. Blieb ja doch das Leben selbst etwas Geheimnißvolles, und die Organe des Menschenleibes mit denen des thierischen zu vergleichen, erschien beinahe als eine Sünde. Auf die Jahreszeit und den wehenden Wind und den Stand der Gestirne kam nicht wenig an, um den richtigen Zeitpunkt für die Kur zu erkennen. Ein vorzügliches Heilmittel aber lag in der Berührung der Reliquien von Heiligen und in der eifrigen Fürbitte von Geistlichen. Beides zu gewinnen, kam eine Menge kranker Pilger zu Fuß und zu Wagen nach einem berühmten Kloster und fand dort barmherzige Aufnahme und Pflege. Das Beste, was einem Kranken begegnen konnte, war, daß er zu einem denkenden und beobachtenden Benediktiner-Naturarzt kam, und nicht einem orientalischen gewinnsüchtigen Geheimnißkrämer in die Hände fiel.

Vor allem trug man Sorge, daß das böse Wesen sich nicht durch Ansteckung gesunden Menschen mittheile. Aengstlich wurden daher die Kranken von dem Verkehr der Uebrigen abgesondert. So war auch in St. Gallen der entlegenste nordöstliche Theil der Klosterstadt den Kranken angewiesen. Sie waren in drei Gruppen getheilt. Die jüngst Erkrankten hatten ihre Wohnung vorn: es waren darin nur Solche, denen mit Aderlaß und Purganzen zugesetzt wurde. Die Schwerkranken mußte der Klosterarzt in sein eigen Haus aufnehmen, das — durch eine Mauer getrennt — weiter zurückstand und auch die Apotheke enthielt. Ganz zuletzt, an der Ecke der klösterlichen Festungsmauer, befand sich ein eigener Garten, in welchem die Heilkräuter

gezogen wurden, die gegen alle möglichen Uebel gut sein sollten. Von ihnen wurden für Tränklein und Latwergen, Pulver und Pillen, Schweißmittel und Bäder beträchtliche Mengen verbraucht. Die dritte Gruppe der Kranken bildete der große Rest derer, die in der Genesung begriffen oder von langwierigem Siechthum befallen waren. Diese bewohnten ein großes Gebäude nebenan, das wie ein sogenannter Kreuzgang sich um einen inneren Hof im Viereck hinzog. Natürlich hatten die Kranken auch ihre eigene Küche und Badestube, die jedoch durch keinen Gang mit den übrigen Spitalgebäuden zusammenhingen. Weil man sich so sehr vor Ansteckung fürchtete, so hatten die Inwohner auch ihre eigene Kirche und mußten von den Gesunden sich fernhalten.

Die andere Hälfte dieses Kirchengebäudes, jedoch durch eine Quermauer sorgfältig geschieden, gehörte den jungen Zöglingen, die Oblati, von der Familie dem Kloster Dargebrachte, hießen, weil sie einst als Mönche dasselbe bevölkern sollten. Diese Zöglinge der sogenannten „innern Schule" wurden auch als eine Art Kranker behandelt. Sie wohnten zwischen Kirche und Friedhof und lebten unter strenger Klausur; ihre Behausung war gerade so eingerichtet wie das Spital; bei ihrer Küche und Badstube dampfte kein Braukessel; durch unablässiges Lernen, vieles Fasten und barbarische Strafen für jedes leichte Vergehen sollte aus ihrem Geist und Charakter das böse Wesen ausgetrieben werden, damit sie einst von Seele rein und lauter und am Körper abgehärtet sich den werkthätigen Mönchen zugesellen könnten.

Der Friedhof, auf welchem Sieche und Pilger, hart arbeitende Mönche und mancher ihrer vornehmen Gäste und Studenten die letzte Ruhestätte fanden, war freundlich mit Gebüsch und Bäumen bepflanzt und von einer Mauer umfaßt: in der Mitte erhob sich ein hohes Kreuz. Daneben lag der große Gemüsegarten mit vielen Beeten und eigenem Gärtnerhause davor. In der Ecke aber standen zwei hohe Rundhäuschen mit einem Höfchen, das von hoher runder Mauer umzogen war. Darin herbergte das mannigfaltige Geflügel, an welchem damals Alles seine besondere Freude fand, als da waren, Hühner, Enten, Gänse, Tauben, Kraniche, Störche. Sie zu füttern und die Nester in Ordnung zu halten war die Pflicht der Bewohner des Wärterhäuschens in der Mitte. Der große Kornspeicher aber verdeckte das unruhige geflügelte Völkchen.

Siebzehntes Kapitel.

Lebensweise.

1. Tagesordnung.

In allen Volksklassen war man damals viel mehr mit der Natur vertraut, als heutzutage, und lebte zehnmal mehr in Wald und Flur. Auch Festlichkeiten wurden meist im Freien gehalten. Die Frauen verrichteten die Geschäfte in Küche, Keller und Stall. Die Männer sah das Haus nur des Nachts und im Winter: Feld- und Gartenbau, Viehhüten, Holzschlagen, Jagen und Fischen nahm sie Tags über in Anspruch. Das deutsche Volk war noch ein Volk von Groß- und Mittelbauern, und der Hörigen und Leibeigenen gab es verhältnißmäßig noch wenige. Bauernwesen überwog so sehr die andern Berufsklassen, daß diese nur wie weiße, grüne, rothe Punkte darin erschienen. Jedoch ging das Bauernleben keineswegs in grauer Einförmigkeit dahin: der Bote, welcher zu Gericht und Fehde, zu Jagd und Krieg entbot, stand gewiß jede vier Wochen einmal vor der Thür.

Die Tagesordnung war wohl dieselbe, wie noch heute in den meisten Gegenden von Süd- und Mitteldeutschland. Die Hauptmahlzeit war das Mittagessen, welches den Tag in zwei Hälften schied. Zwischen dem Frühstück und Mittagsmahl, und diesem und dem Nachtessen wurden Arbeit und Geschäfte abgethan, jedoch fehlte dazwischen wohl nur in ganz armer Landschaft ein kurzer Trunk und Imbiß des Vor- und des Nachmittags. Mit vielem Essen und Trinken haben sich die Deutschen alleweil zu schaffen gemacht.

Zur Zeit Karls des Großen gehörte es zum guten Ton, wenn nicht jeden, so doch manchen Tag in der Kirche zu erscheinen. Das Christenthum umfaßte die Gesellschaft mit junger Kraft und äußerer wie innerer Antrieb nöthigte zum Gottesdienst. Wo ein reicher Mann sich eine Burg baute, erwartete man auch darin einen Burgkaplan zu finden.

Zu des Hausgeistlichen täglichem Amte gehörte auch, das Tischgebet zu sprechen. Vor der Tafel wusch man sich die Hände, und zum Abtrocknen diente wahrscheinlich das große Tischtuch. Vornehmen wurden die Speisen auf gestickten Tüchern dargebracht. Man hatte meist hölzerne und irdene Teller und Schüsseln und hölzerne Löffel: nur bei den Reicheren bestand das Tafelgeschirr theilweise aus Bronze oder edlem Metall. Jeder brauchte bei dem Speisen sein Taschenmesser, und im Uebrigen behalf man sich ohne Gabeln, wie noch jetzt vielleicht in der Türkei geschieht.

Sehr viel wurde darauf gegeben, wenn Einer bei der Tafel von Leuten bedient wurde, die selbst um ein paar Stufen tiefer in der Rangliste standen. „Während Karl der Große speisete," so erzählte man sich im Volke, „bedienten ihn Herzöge und Fürsten, oder die Könige fremder Völker. Nach seiner Mahlzeit setzten sich Diese zu Tische, und ihnen warteten Grafen und Statthalter oder hohe Beamte verschiedener Art auf. Nach Diesen kamen die Ritter und Kammerherren, dann die verschiedenen Hofbeamten, darauf die Diener, und endlich die Diener dieser Diener, sodaß die Letzten nicht vor Mitternacht speiseten."

War das Speisen zu Ende, so folgte das Gelage, bei welchem man auf denselben Bänken sitzen blieb und im Trinken fast Jeder, wie es scheint, mehr leistete, als jetzt die Meisten vertragen. Wenn ein Fürst darin Maß hielt, so wurde das als etwas Außerordentliches hervorgehoben.

Merwinger Könige ließen sich wohl zur Tafel singen von Bischöfen und Geistlichen. Auch an Ludwig des Frommen Hofe hielt man Hofnarren, die sich bemüheten, bei dem Gelage etwas Lustiges zu sagen. „Niemals," so heißt es in Kaiser Ludwigs Lebensbeschreibung, „erhob er seine Stimme zu lautem Gelächter, auch selbst dann nicht, wenn an hohen Festtagen zum Vergnügen des Volks Schauspieler, Possenreißer und Mimen mit Sängern und Zitherspielern an seiner Tafel vor ihm auftraten: dann pflegte das Volk in seiner Gegenwart laut zu lachen." Es fanden also hierin am Kaiserhofe noch ganz dieselben gothischen Bräuche statt, die wir oben an Attila's Hofe kennen lernten. Höher hob sich die Stimmung, wenn Rundgesang umher ging, aus den alten Heldenbüchern vorgetragen wurde, oder vielleicht noch einer der edlen Sänger aus früheren Zeiten auftreten

durfte. Die alte Zeit — sie war vergangen, und was ihr angehörte, hatte den Beigeschmack rohen Heidenthums. Die Possenreißer waren noch da, die Harfe zum Heldenliede erklang in den Hallen nur noch selten und wie in verlorenen Tönen. Man war am Karolinger Hof gelehrt geworden und las die schönen Sagen aus verschwundenen Zeiten lieber in Schriften.

Unser lustiger Sittenschilderer, der Mönch von St. Gallen, zeichnet uns auch das schwelgerische Leben eines hoffärtigen Bischofs. Dieser hatte an einem Festtag zwei vornehme Herren vom Hofe geladen: „Nach Beendigung der Messe traten sie herein in seinen Saal, der mit herrlichen Teppichen und Vorhängen aller Art geschmückt war, wo ein köstliches Mahl in goldenen, silbernen oder mit edelen Steinen gezierten Gefäßen auch dem Unlustigen und Uebersättigten Lust zum Genuß erwecken konnte. Er selbst aber saß hoch aufgebaut auf weichen Federn, in Ueberzügen vom kostbarsten Seidenzeuge, mit kaiserlichem Purpur angethan, so daß ihm nur das Szepter und der königliche Name fehlte, — umgeben von Schaaren der glänzendsten Ritter, so daß im Vergleich mit ihnen jene Herren vom Hofe, das will sagen von dem Gefolge des siegreichen Karl, sich selbst ganz ärmlich vorkamen. Nach dem wunderbar reichen Mahle, dergleichen auch bei Königen nicht häufig ist, wollten sich Jene beurlauben, er aber, um seine Pracht und Herrlichkeit noch besser zu zeigen, ließ die kunstreichsten Sänger nebst allen musikalischen Instrumenten kommen, bei deren Stimmen und Klang die härtesten Herzen weich wurden und die schnellsten Fluthen des Rheines verweilen mußten. Von Getränken aber gab es die verschiedensten Arten mit allerhand Würzen und Zuthaten bereitet, und die Becher, mit Kräutern und Blumen bekränzt, die den Glanz der Edelsteine und des Goldes auffingen und rothen Schein dafür zurückstrahlten, blieben ungetrunken in ihrer Hand, da der Magen schon überfüllt war. Aber die Bäcker, Fleischer und Köche bereiteten unterdessen mit der ausgesuchtesten Kunst ihrem vollen Magen Leckerbissen aller Art, um sich wieder zum Genuß zu reizen, — ein Mahl, wie es für den großen Karl nie bereitet worden ist."

2. Hofhaltung Karls des Großen.

Als Theodulf, der Dichter, einmal fern vom Hofe war, dachte er voll Sehnsucht an die dortigen Freunde. Es war gerade Sonntag, und zwar im Frühling, und vor seinen Augen spiegelten sich des Tages Szenen am Hofe: „Von der Kirche ist Karl zurückgekehrt. In den Vorhallen der Pfalz drängt sich unzähliges Volk, aber nur wenigen Edlen ist der Zugang gewährt. Drinnen steht Karl unter den Seinen, alle überragend. Karl und Ludwig, seine Söhne, nahen sich ihm, der Eine ein Jüngling noch, dem Andern schmückt sich schon die Lippe mit der Zier des Mannes. Beide sind von stattlichem Wuchs, lernbegierig, von hellem Geist, jeglicher Tugend und kindlicher Liebe voll, Beide eine Zierde des Volkes und dem Vater theuer. Bald wendet der Kaiser sein glänzendes Auge den Söhnen zu, bald wieder dem Chor der Jungfrauen, der schöner als je ein anderer anzuschauen ist. Wo hätte man herrlicheres Gewand gefunden, so königliche Haltung, solches Antlitz, solche Schönheit, solches Herz und frommen Glauben! Sein Blick fällt auf Bertha, Rodrud und auf Gisela. Neben ihnen steht Luitgard, die Herrliche, welche erstrahlt an Geist und Liebe, schön anzuschauen, schöner noch in dem, was sie thut. Freigebiger Hand, milden Sinnes und süßer Rede will sie allen wohl, begehrt sie niemand zu schaden, fleißig müht sie den Geist in gelehrter Kunst.

Schnell nimmt Karl dem Vater den Mantel und die weißen Handschuhe ab, Ludwig das Schwert. Dann setzt sich der König und es nahen sich die herrlichen Töchter, unter Küssen ihm Geschenke zu übergeben. Bertha bringt Rosen, Rodrud Veilchen und Gisela Lilien. Rothaid reicht ihm Aepfel, Hiltrud Brod und Theoderada Wein. Alle sind sie verschieden und doch alle gleich herrlich. Jene strahlt im Glanze der Perlen, Diese in Gold und Purpur, Jene schmücken grüne, Diese rothe Edelsteine. Die Eine ziert ein Gürtel, die Andere ein Armring, Diese ein Halsband. Diese hat ein dunkelblaues Kleid, ein goldgelbes Jene. Diese gürtet ein weißes Band, Jene ein rothes, und während die Eine mit süßer Schmeichelrede sich dem Könige nähert, erfreut die Andere ihn mit fröhlichem Lachen oder anmuthigem Scherz.

Nach dem Imbiß nahen sich die Vornehmen. Fröhlich umstehen sie ihren Herrn und Jeder ist bemüht, seine Pflicht zu erfüllen. Thyrsis, der Kämmerer, hört die Worte der um Zutritt Bittenden an, weist zurück, nimmt an, befiehlt einzutreten, heißt warten.

Sind die Geschäfte erledigt, folgt das Mittagessen. Der Kapellan ist zugegen. Er spricht das Gebet. Auch Flaccus ist da, der Ruhm unserer Sänger, der Philosoph, der Gottesgelehrte und Dichter Nikulf, edel an Kunst und Glauben. Doch fehlt der edle Homer. Hier weilt Erchambald, der die doppelte Wachstafel in der Hand hält und aufschreibt, was der Kaiser befiehlt. Anwesend ist auch Lentulus. Gewandten Sinnes ist er, sonst langsam an Rede und Fuß. Hin und her schießt geschäftig wie eine Ameise Nardulus, dessen kleines Haus einen großen Gast beherbergt. Und er schärft seine Pfeile zum Tode des Scottus, dem ein Buchstabe im Namen zu viel ist. Bescheiden steht dabei Fredegis der Levit, und Osulf, Beide kundig der Kunst und der Gelehrsamkeit. Nardus, Erchambald und Osulf könnten wohl eines Tisches Beine sein: ungleich sind sie freilich im Umfange, gleich aber an Höhe. Menalkas kommt, der geschickte, der das Mahl leitet und die Speisen auftragen läßt. Es naht sich Eppin der Mundschenk, den kunstvoll weingefüllten Pokal in der Hand. Um das Mahl setzen sich Alle, essen und trinken.

Dann wird das Mahl und der Tisch abgetragen. Es entfernt sich die Dienerschaft, doch das fröhliche Treiben hat noch nicht geendet. Man lauscht Theodulfs Gedichten. Auch Wibod vernimmt sie, der ungeschlachte Riese, schüttelt das dicke Haupt und schilt laut den abwesenden Dichter. Ließe der König ihn rufen, er würde wankenden Kniees und schiefen Ganges daher kommen, sein Schritt gliche dem Vulkan, dem Jupiter seine Löwenstimme. Hier steht auch Scottus, mein Liebling, der seinem Aerger Luft macht, bald Jenem bald Diesem ein Zeichen giebt, bald seufzt, bald flucht, bald gegen den Vorleser, bald gegen die Zuhörer sich wendet.

Darauf zieht sich der König zur Mittagsruhe in sein Schlafgemach zurück, und ein Jeder geht in seine Wohnung."

Ohne Zweifel nahmen öfter fremde Gäste an solchen Unterhaltungen Theil, denn Karl liebte großes, lebhaftes Treiben um sich her. „Er hatte", erzählt Einhard, „Fremde gern und bewies bei ihrer Aufnahme große Fürsorge, so daß ihre Menge nicht nur dem könig-

lichen Hofhalt, sondern auch dem Reiche in Wahrheit beschwerlich zu werden schien. Er selbst aber ließ sich in seiner Hochherzigkeit solche Bedenken wenig anfechten, da die mannigfachen Nachtheile durch das Lob der Freigebigkeit und den Lohn eines guten Namens reichlich wurden aufgewogen."

Hören wir zum Schluß, was Einhard über Karl des Großen Tafeln und Lebensweise schrieb: „Enthaltsam war er in Speise und Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen, geschweige denn, daß er mit sich und den Seinen eine Ausnahme gemacht hätte. Weniger vermochte er dem Essen gegenüber enthaltsam zu sein, ja er klagte sogar häufig, daß das Fasten seinem Körper schädlich sei. Trotzdem gab er nur höchst selten Gastereien, und zwar nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in großer Gesellschaft.

Seine tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Schüsseln, abgesehen von dem Braten, welchen die Jäger am Spieße hereinzubringen pflegten und den er lieber als irgend eine andere Speise verzehrte. Während der Tafel hörte er gern Musik oder irgend einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen und hörte mit besonderer Vorliebe die Bücher des heiligen Augustin, besonders das Werk, welches den Titel trägt: Vom Staate Gottes. Sparsam trank er dabei Wein oder irgend welchen anderen Trank, und selten war es, daß er während des Mahles mehr als dreimal den Becher zu den Lippen führte. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsmahl Obst zu essen und einmal zu trinken und dann nach Ablegung der Kleidung und Schuhe, wie er des Nachts zu thun pflegte, zwei oder drei Stunden lang zu ruhen. Des Nachts unterbrach er den Schlaf vier oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand.

Während er Schuhe und Gewand anlegte, ließ er nicht allein die Freunde vor, sondern auch, wenn der Pfalzgraf ihm von einem Rechtsstreit sprach, der ohne seinen Ausspruch nicht entschieden werden konnte, befahl er, die streitenden Parteien hereinzuführen und sprach sogleich, als säße er auf dem Richterstuhl, nach Anhörung des streitigen Falles sein Urtheil. Und nicht nur dies erledigte er zu dieser Zeit, sondern alles, was es an diesem Tage zu thun gab und jedem Einzelnen seiner Diener aufzutragen war."

3. Ein Jagdtag.

Im Herbste zog jeder große oder kleine Hof auf einige Wochen zu Gebirg und Wald, dort der Waidlust zu pflegen. Wohl zu keiner Zeit und in keinem Lande war die Jagd so herrlich, als in Deutschland in der ersten Hälfte des Mittelalters. Nirgends brauchte man weit zu gehen, um sich in rauschenden Urwald zu vertiefen und allerlei Wild sich äsen und ziehen zu sehen. Die Jagd fing an, eine geliebte Wissenschaft zu werden. Man richtete Windhunde auch auf den Fang von Wachteln und anderen Vögeln ab. Kaiser Karl sandte zum Geschenk nach Persien ein paar Wolfs- und Bärenfänger ab; diese Hunde stürzten sich auf den Löwen, sobald sie ihn erspäheten und brachten ihn zum Stehen. Man machte sich auch das Vergnügen, in den inneren Höfen der Palläste Hunde auf wilde Thiere zu hetzen.

Karls des Großen vertrauter Freund Angilbert, welcher in der literarischen Tafelrunde Homers Namen führte, schildert uns die Jagdfreuden, und damit ein schönes Stück Leben jener Zeit, wie folgt. „Nahe der Stadt liegt, umschattet von dem breitästigen grünen Wald, eine üppige Wiese, welche ein Bach durchrieselt. Hier umflattert das Wasser der Vögel buntgefiederte Schaar, weidet am Hang das Rudel der Hirsche, während wildes Gethier sich im Dunkel des Waldes birgt. Hier im schattigen Hain und auf der grünenden Aue pflegt Karl, der Vater und ehrwürdige Held, am lustigen Waidwerk sich zu ergötzen, mit den Hunden das Wild zu erjagen und mit dem schwirrenden Pfeil das Wild zu erlegen.

Wenn glänzenden Strahles die Sonne sich erhebt, und das Licht der Morgenröthe mit feurigem Schein über die Berge eilt und die steilen Felsschroffen und Berghäupter verklärt, dann versammelt sich die jagdfrohe Jugend vor des Königs Pallast und wartet an der untersten Schwelle der Schaar der Edlen. Lärm ertönt und lauter Ruf erschallt durch die Stadt und hallt wieder von Haus oder Halle. Roß wiehert gegen Roß, und mit hellem Ruf tummelt sich die Menge der Knechte. Hier harrt auch Karls Roß seines Gebieters: geziert mit Gold und glänzendem Schmuck, schüttelt es in froher Erwartung, den König zu tragen, die Mähne und freut sich der Fahrt ins Waldgebirge.

Endlich tritt Karl heraus, Alle überragend. Herrlich glänzt sein Antlitz, leuchtend überschaut sein Blick die versammelte Menge. Ein goldener Reif schmückt ihm das edle Haupt. Jetzt eilen die Knaben herbei. Jagdspieße tragen sie, mächtige, versehen mit eiserner Spitze, und das leinene Jagdnetz. Und sie führen die halsgefesselten Hunde, die schnelle Bracke und die gewaltige Hatzrüde mit sich. Karl besteigt sein Roß und es folgen ihm seine Begleiter. Hell erklingt die Drommete, das Thor öffnet sich, und unter frohem Hörnerschall stürmt behenden Laufes die Jugend hinaus nach dem morgenfrischen Wald.

Etwas später verläßt die hehre Königin ihr Gemach, Liutgard, Karl's Gemahlin, begleitet von einer großen Schaar. Rosig schimmert ihr glänzender Hals unter dem Scheine des herrlichen Purpurs, der ihre Locken durchwindet und von ihren weißen Schläfen herabfällt. Goldene Fransen umsäumen das Purpurgewand. Ein Beryll strahlt an ihrem Haupt. Ein goldenes Diadem schmückt sie, und den Hals ziert eine Kette edler Steine. Umgeben von einer Schaar edler Jungfrauen schließt sie sich dem Zuge an nnd sprengt einher auf stolzem Rosse unter den muthigen Helden des Reiches. Die übrige Jugend erwartet an der Thür des Königs Kinder. Endlich naht sich, umringt von stattlichem Gefolge, Karl, der des Vaters Namen trägt und ihm ähnlich ist an Gestalt und Antlitz. Er besteigt sein Roß. Ihm folgt Pipin, ein beherzter Held von erprobter Tapferkeit. Strahlenden Antlitzes, das Haupt geschmückt mit goldenem Reif, sprengt er mit seinem Gefolge zum Thor hinaus, in fröhlichem Wettlauf und lautem Getöse. Hell ertönen die Jagdhörner und laut erschallt der Hunde Gebell durch die Morgenluft.

Nun folgt die leuchtende Schaar der Töchter Karls. Allen voraus erglänzt Rodtrud auf schnellem Rosse, das sie als die Erste zu gemächlichem Schritt bändigen muß. Ihr blondes Gelock ist durchflochten von amethystfarbenem Bande und hell leuchtet sie im Gefunkel edler Steine, denn ihr Haupt ziert eine goldene, perlengeschmückte Krone und eine Spange hält ihr herrliches Gewand zusammen. Als die Nächste folgt Bertha im Kreise der Jungfrauen, an Stirn und männlichem Sinn, an Haltung und Antlitz dem Vater ähnelnd. Ihr hohes Haupt trägt ein goldenes Diadem und goldene Fäden durchziehen ihr helles Haar, ihre Schultern umhüllt ein Hermelinpelz und

ihr Gewand glänzt von edlem Gestein und von Perlen. Gisela schließt sich an, strahlend vor Schönheit, in prächtigem, von Purpurseide durchwobenem Gewande: im Kreise edler Jungfrauen tritt sie aus der Pfalz. Rodhaid folgt, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, von ihren Schultern fluthet das seidene Gewand herab, und ihr schönes Haupt ziert die perlengeschmückte Krone. Nach ihr besteigt Theoderada hellleuchtenden Angesichts, den Hals geschmückt mit Smaragden und mit herrlichem Gewand umkleidet, das schneeweiße Roß. Den Reigen schließt Hiltrud; inmitten des Zuges reitet die Jungfrau, ihren muthigen Zelter zügelnd.

Am Waldessaume ist das Gefolge des Königs angelangt. Bald werden die Hunde freigelassen und im Nu jagen sie, nach Wild spürend, in das Dickicht. Zerstreut irren sie durch den dunklen Bergwald, begierig nach Beute. Die Reiter aber umgeben den Hag, dem flüchtigen Wild sich entgegenzuwerfen. Endlich ist ein rothbrauner Eber im Thale aufgespürt worden. Sogleich dringen die Reiter, dem Gebell folgend, in das Dickicht ein. Hurtig suchen die Rüden, den Flüchtling zu erreichen. Dort kreist suchend der eine auf falscher Fährte, während ein anderer, die Nase zu Boden gesenkt, auf der richtigen Spur dahinjagt. Jener erfüllt mit lautem Gebell die Luft, dieser eilt lautlos dahin. Da erhebt sich gewaltiger Lärm und erfüllt mit lautem Schall den Forst. Das Jagdhorn treibt die Rüden zur Hatz, und in rasender Eile flieht der wilde Eber über unwegsames Land den Höhen des Gebirges zu. Aber seine Kräfte erlahmen, er macht Halt und schöpft Athem, und rüstet sich zur Abwehr. Hierhin und dorthin wirft er die verfolgende Meute und fällt sie mit furchtbarem Zahn. Da sprengt Karl schneller als sein Gefolge herzu und stößt dem Eber das Eisen in die Brust. Zusammen bricht das Wild und, sich wälzend im Sande, haucht es sein Leben mit einem Blutstrom aus.

Die Söhne des Königs schauen von der Höhe zu. Darauf befiehlt Karl eine andere Beute aufzujagen und ruft den Genossen zu: „Das Glück ist heute mit uns, wohlauf Gesellen zum fröhlichen Jagen!“ Kaum hat der Held also gesprochen, da braust plötzlich der Jagdzug vom hohen Berg herab. Hierhin und dorthin eilen die Großen des Reichs durch den Wald, das schnellfüßige Wild zu erreichen. Karl jagt Allen voraus. In der Hand schwingt er den

eisenbeschlagenen Spieß, mit dem er unzählige Wildschweine erlegt. Tödtlich getroffen fallen die Thiere des Waldes.

Darauf vertheilt Karl die Beute unter die Großen und beladet mit dem erbeuteten Wild die Diener. Dann geht es zurück nach der Wiese, von welcher aus man die Jagd begonnen hatte, nach dem kühlen Quell und dem schattigen Hain, der mit weitragenden Aesten gegen die Strahlen der Sonne schützt. Hier erheben sich golddurchwirkte Zelte und die prächtigen Lagerstätten der Herzöge. Fröhlich ruft Karl die Gefährten zum fröhlichen Mahl, und jedem weist er seinen Platz, wen das Alter gebeugt, wer in der Blüthe der Jahre steht und der Jugend, und auch die keuschen Jungfrauen nehmen ihren Platz ein. Dann befiehlt Karl, an den Tischen funkelnden Wein zu spenden.

Die Sonne ist zur Rüste gegangen. Langsam zieht das Dunkel der Nacht herauf und verdrängt des Tages Helle. Nach der Ruhe des Schlummers sehnen sich die ermüdeten Waidgesellen."

4. Lebens- Ein- und Ausgang.

Als in Island auf öffentlicher Landesversammlung unter vielem Zorn und Streit über die allgemeine Annahme des Christenthums verhandelt wurde, entschloß man sich dazu unter den drei Bedingungen: daß heimlich Jedermann in Religionssachen thun und lassen könne, was er wolle; daß Pferdefleisch essen erlaubt sei nach wie vor; daß Kinder gleich nach der Geburt ausgesetzt werden könnten. Zu groß war der Widerwille gegen krüppelhafte und kränkliche Neugeborne: man wollte sich nicht dazu verstehen, sie aufzuziehen. Wenn einem geliebten Weibe des Kindes Geburt das Leben kostete, hieß es früher vielleicht öfter: „fort mit dem Unheilsgeschöpf, sein Anblick ist unerträglich." Auch in Zeiten furchtbarer Hungersnoth wurden Neugeborene dem Tode überliefert. Aehnliches kam ohne Zweifel auch in Deutschland vor, wurde jedoch bei Einführung des Christenthums selten. Die Kirche beeilte sich, die Kinder bald nach der Geburt zu taufen: dann waren sie gerettet.

Selbstmord war bei den Germanen nichts Ungewöhnliches und galt für eine That des tapfern und freien Geistes, welche den Helden

zur Walhalla führe. Verstümmelte und Hochbetagte, die sich in der Welt unnütz vorkamen, suchten oft gerne den Tod. Das Christenthum ließ auch hierin eine mildere Gesinnung Platz gewinnen.

Die Sitte, Todten Schätze in's Grab mitzugeben, dauerte fort. Der Ostgothenkönig Theodorich sah sich sogar veranlaßt, wahrscheinlich des Uebermaßes dieses Todtenopfers wegen, es ganz zu verbieten. Gregor von Tours erzählt von einer Frau, „die ohne Kinder verstorben und zu Metz mit so vielem Goldgeschmeide in einer Kirche bestattet worden, daß Habgierige den Leichnam beraubten."

Statt des mächtigen Hügels über dem Grabe galt jetzt die Kirche, welche der Todte gebauet oder beschenkt hatte. Es ist wohl kaum daran zu zweifeln, daß Karl der Große zu Aachen, wie Theodorich zu Ravenna, den hohen Rundbau deshalb wählte, weil er die Gestalt eines königlichen Grabhügels nachahmte. Wie Einhard erzählt, wurde Karl des Großen „Leichnam feierlich gewaschen und besorgt und am selben Tage, wo er gestorben, zur Kirche gebracht und beigesetzt. Er wurde begraben zu Aachen in der Kirche der heiligen Mutter Gottes, die er selbst erbauet hatte. Sein Leib aber wurde einbalsamirt und auf goldenem Stuhle sitzend im Grabgewölbe bestattet, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium auf den Knien in Händen haltend, die Schultern rückwärts an den Stuhl gelehnt, das Haupt stattlich erhoben und mit goldener Kette als Diadem darauf befestigt. Und im Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuze eingelegt. Und sie erfüllten sein Grab mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balsam und Moschus und vielen Schätzen von Gold. Sein Leib ward mit kaiserlichen Gewändern bekleidet, und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem sein Antlitz bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen hatte, wurde ihm um den Leib gelegt, und über den kaiserlichen Gewändern ihm eine goldene Pilgertasche umgehängt, die er auf dem Wege nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Szepter und der goldene Schild, den Papst Leo geweiht hatte, stellte man ihm zu Füßen. Hierauf wurde sein Grab verschlossen und versiegelt." — Man erkennt deutlich auch hierin das Siegel der Zeit, die eigenthümliche Mischung von germanischem und christlichem Brauch und frommem Glauben.

Das Christenthum vereinigte die Gräber in geweiheter Erde, und wurde dadurch die Sitte der germanischen Reihengräber jetzt in

Europa allgemein. Eigenthümliche Blicke in damalige Sitten gewährt das salische Völkerrecht, das aufgeschrieben wurde, als die salischen Franken noch keine Christen waren, und das baierische, dessen erste Aufzeichnung wohl eine der frühesten unter den Volksrechten und dessen letzte verbessernde und ergänzende Durchsicht wohl eine der spätesten gewesen. Wer einen Todten aus dem Grabmal herausgräbt und beraubt, muß den Verwandten hohe Strafen zahlen, und das Weggenommene ersetzen. Das fränkische Recht setzt hinzu, daß ein solcher Mensch geächtet und gemieden sein soll von aller Welt und selbst sein Weib ihm kein Stück Brod reichen darf, bis die Verwandten des Todten für ihn bitten, daß er wieder mit Menschen verkehren dürfe. Wer dem Manne, den er erschlagen hat, etwas von seiner Ausstattung raubt, muß doppelt büßen: der Todte soll eben im Besitz all seiner Sachen bleiben. — Wer einem Leichnam nur die kleinste Wunde zufügt, muß hohe Strafe zahlen, und dieselbe Buße ist bereits schuldig, wer nach einem Raben oder Habicht schießt, der durch den Leichengeruch herbeigezogen war, und den Todten mit einem Pfeile trifft. So sehr sollte man sich vor Leichenschändung in Acht nehmen. Daß aber Leichen absichtlich zum Köder von Raubvögeln benutzt worden seien, davon enthält die Stelle nichts. Wer einen Todten liegen sah, und ihn aus Frömmigkeit beerdigte, der konnte von dessen Herrn oder Verwandten Vergütung verlangen.

„Hin und wieder, wenn die auf dem Brette liegende Leiche in die Erde gesenkt ist, und Alle umherstehen, nimmt man wahr, daß an den Herrn des Todten, oder, wenn es ein Freier war, an den Sohn oder Bruder das Ansinnen gestellt wird, er solle zuerst Erde darüber werfen, damit nicht die übrigen Leidtragenden eine Schuld auf sich laden: dies Alles ist von falschen Rechtssprechern so geheißen worden, und findet sich nicht in der Wahrheit des ächten Rechtes.“ Noch im Tode also, so glaubten Einige, sollte Jedermann so geehrt werden, daß nur Derjenige, der ihm der Nächste, auf ihn Erde werfen und dadurch das Zeichen zum Begräbniß geben dürfe. Das Kapitel von den Todten schließt im baierischen Gesetz mit folgendem räthselhaften Artikel. „Wenn Jemand das Schiff eines Andern von seinem Platze weggenommen hat, so muß er dasselbe unverletzt oder ein ähnliches zurückgeben. Wenn er es aber aus dem Wasser gezogen und verborgen hat, und auf Befragen ableugnet, ist er Diebstahls schuldig.“

Wahrscheinlich ist diese Stelle aus altgermanischer Zeit im Gesetzbuch stehen geblieben, und bezieht sich darauf, daß in gewissen Fällen ein Leichnam in einen Kahn gelegt und dem Spiel der Wellen preisgegeben wurde. Auch das fränkische Recht verbietet noch ebenso, in einem Kahn wie in einem Felsgrabe den einen Todten auf den andern zu legen, und setzt verschiedene Strafen auf die Zerstörung des Dorngebüsches auf einem Grab (Tornechale) oder des ringsum geflochtenen Zaunes (Mandoale) oder von etwas, was auf dem Grabe aufgerichtet war, z. B. des Blocks oder Stapels (Chari-stado) oder des Brettes (Silage), das gleich wie ein Brett zu einer Brücke (Ponticulus) war.

Erwähnt wird im fränkischen Recht auch die Beraubung einer Basilika auf einem Grabe oder eines Hauses, das nach Art einer Basilika gemacht ist. Dieselbe Sitte brachten die Vandalen auch nach Afrika, wo sich noch eine gleichzeitige Darstellung einer solchen kleinen Grabbasilika auf einem ehernen Lampenträger vorfand, der auf einem römischen Mosaikboden mit gleichzeitigen christlichen Grabinschriften aus dem fünften Jahrhundert in der Provinz Algier ausgegraben wurde. Wahrscheinlich wurde ein zierliches Kirchlein aus Holz geschnitzt oder in Blech nachgebildet und dem Todten auf's Grab gestellt.

Auffallen muß aber, daß in Deutschland aus der ganzen langen Zeit der Merowinger, Karolinger, sächsischen und salischen Kaiser nicht ein einziges Grabdenkmal eines bekannten Mannes mit Inschrift in Stein oder Erz sich vorfindet. Was man dafür ausgiebt, verdient genaue Prüfung, damit man nicht, wie bei dem marmornen Grabstein Fastrada's der Gemahlin Karls des Großen, am Mainzer Dome geschah, trotz des deutlichen Renaissancecharakters der Inschrift, trotz der gleichzeitigen Ornamentik des Rahmens, ja sogar trotz der arabischen Zahlzeichen, in das neunte Jahrhundert verlege, was ersichtlich dem fünfzehnten angehört. Auch das Erzbild des Königs Rudolf von Schwaben, welches sich am Choreingang des Merseburger Doms befindet, kann — nach dem Schriftcharakter, nach der Art und Feinheit der Verzierung, und nach der gesuchten Form des Reichsapfels und Kreuzes zu schließen — nur zu Ende des Mittelalters entstanden sein. Man sollte doch denken, wenn nicht Königen und Fürsten, wäre wenigstens einigen der zahlreich hervorragenden Bischöfe und Aebte, die zu jener Zeit das große Wort führten und römische Kultur und Sitte liebten,

ein Inschriftsdenkmal gesetzt. Denn es ist unmöglich, daß jedes Stück der Art, wenn es einmal hergestellt worden, zerschlagen und zertrümmert wäre. Wir haben die vielen Kirchen, deren Grundlagen wenigstens oder doch die Krypta noch aus jener Zeit stammen: irgendwo hätte sich darin doch ein redendes Denkmal in Erz oder Stein erhalten müssen. Da es trotzdem nicht der Fall ist, so muß man annehmen, daß die wenigen Grabsteine mit lateinischer Inschrift, die sich erhalten haben, aus der Zeit römischer Herrschaft in Deutschland stammen, daß aber, sobald die Germanen wieder Herren im eigenen Hause waren, sie auch in dieser Beziehung den römischen Brauch fallen ließen und zu ihrer nationalen Sitte zurückkehrten, die über den stummen Todten wohl den Grabhügel, nicht aber eine Inschrift duldete, in welcher der Todte gleichsam aus der Erde herausschrie. Auch im Grabmal Theodorich's zu Ravenna findet sich nicht die leiseste Andeutung einer Inschrift.

Achtzehntes Kapitel.

Entfaltung des Kunsthandwerks.

1. Hindernisse hoher Kunst.

Von Chlodwig bis zur Thronbesteigung Pipins sind fast dreihundert Jahre, und diese ganze Zeit hindurch ist es in Deutschland still, ganz still und leer auf den Gebieten aller im Großen schaffenden Künste. Die Kleinkünste, die schon früher aus nationaler Wurzel erwuchsen, führten ihr Leben fort. Zeit- und strichweise dem Verkümmern anheimgefallen, arbeiteten sie sich immer wieder empor: wir haben noch zahlreich ihre hübschen Erzeugnisse; die Erde gab wieder, was in ihr jahrhundertelang geborgen ruhte. Dagegen von Baukunst und Bildhauerei, geschweige denn von Malerei, ist aus der Merowingerzeit uns nicht ein einziges, nur irgendwie bedeutendes Denkmal

überliefert worden. Es scheint dies beinahe räthselhaft, da die Kunst doch in Gallien und Italien geblüht und auch im römisch-deutschen Kulturlande Wurzel geschlagen hatte, in Irland aber im Kleinen ein fröhliches Leben führte. Die Erklärung liegt wohl in Folgendem.

Schon in den letzten drei Jahrhunderten des weströmischen Kaiserreichs war ein allgemeines Sinken eingetreten in geistiger wie in sittlicher Beziehung. Die Menschen hatten sich erschöpft und keine Kraft und Lust zu edlerem Wirken mehr. Ihre Kunst wie ihr Denken wurde dürftig, rohsinnlich, erhielt sogar einen Zug zum Gemeinen hin. Dann kam zu Ende des vierten Jahrhunderts die rechte Hochfluth der Völkerwanderung. Bleicher Schrecken befiel die Menschen bei dem tobenden Andrängen so vieler rauhen und rohen Völkerschaften. Zeitweise brachte jeder Morgen bittere Noth und Mühen, um nur das Leben durchzubringen, und jeder Abend neue Aussicht auf unaufhörliche Kämpfe, Gefahren und Verluste. Dabei mußte das Streben zur Verschönerung des Daseins erlahmen und ersticken. Woher sollten nun den Deutschen Anregungen und Vorbilder kommen, die sie zu künstlerischem Schaffen bedurften? Nach der kurzen Blüthezeit Ravenna's, die nur des großen Theodorich Energie zu verdanken, herrschte in Italien wieder das Schweigen des Kirchhofs. In den schönsten Gegenden Deutschlands war zu Ende der Völkerwanderung jede höhere Gesittung ausgestorben. Auch in Gallien, wo noch kräftigeres Leben zu finden, hatte die Verwilderung viel zu weit um sich gegriffen, als daß die vielen Keime zu schönerem Wachsthum, die unverkennbar noch vorhanden, Luft und Licht hätten finden können. Verloren freilich war die technische Fertigkeit weder in Italien noch in Gallien gänzlich, Meister darin hätte Deutschland aus diesen Ländern beziehen können, allein in ihnen lebte nichts mehr von Kunsttrieb im Großen und Erhabenen. Wäre nur ein einziges Genie unter diesen ausländischen Künstlern, die in Deutschland wirkten, aufgestanden, sicher wäre der Mann und seine Art und Schule uns geschildert worden.

Deutschland erhielt also zur Merowinger Zeit von Gallien her wenig Zufluß an Kunst und Wissen. Wohl aber theilte es mit ihm Arbeiten, Mühen und Kämpfe anderer Art, die heiteres Kunstleben gar nicht aufkommen ließen. Die Kunst ist ja immer nur die schöne Blüthe, wenn die Gesammtkultur zu einem tüchtigen Stamme gediehen ist. Darin aber lag gerade die Aufgabe jener Zeit: man bauete erst

an den Grundfesten der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft. Religiöse Kämpfe in Gallien mit dem Arianerthum, in Deutschland mit dem germanischen Götterglauben, — politisches Ringen, Versuchen und Gestalten, das Staats- und Rechtswesen mußte ja aus römischen und germanischen Bestandtheilen erst neu sich formen, es hatte selbst völlig neue Bildungen, wie den Lehns-, Mundats- und Hörigkeitsverband erst zu vollenden, — endlich die dringlich nöthigen Fortschritte, die in Landwirthschaft, Gewerbe und Handel erst zu machen waren, — das Alles beschäftigte die Leute hinlänglich vom Morgen bis zum Abend und nahm Hand und Kopf ausschließlich in Anspruch. Für schöne Kunstwerke war da kein Raum und kein Wunsch.

Auch in der Regierungszeit der ersten drei Karolinger regte sich noch wenig auf dem Kunstgebiete. Man hatte noch genug zu thun mit Ausbau des Reichs im Innern, mit Befestigung seines Königthums, mit Vertheidigung seiner Gränzen, mit Bekehrung der deutschen Völker. Erst durch Karl des Großen feurigen Antrieb nahm die Kunst einen mächtigen Aufschwung, und zwar beinahe in all ihren Zweigen. Sein Hochsinn wollte prächtige Gebäude um sich her haben. Der kaiserliche Herr, zu welchem Gesandte aus allen Ländern strömten, konnte sie nicht mehr in hölzernen Palläſten empfangen. Haupt- und Herzenssache aber war ihm, daß seine fränkischen, schwäbischen, baierischen, sächsischen Völker, — gleichwie in Religion und Glauben, in Staat und Recht, in Literatur und Wissenschaft, — so auch in der Kunst ein würdiges Ziel ihres Strebens und Daseins auf Erden erhielten. Er wußte es wohl, was für reiche und edle Kräfte in diesen Germanen steckten, und er las wie auf deutlichen Tafeln der Zukunft, daß gerade durch diese Völker die Gesittung und Geschicke der Welt für die nächsten Zeiten müßten geschaffen und getragen werden. Deshalb stellte er ihnen in seinen Pfalzen, wie in seinen Kirchen eine Gebäudepracht vor Augen, wie die Ufer des Rhein's und der Donau sie seit fünf Jahrhunderten nicht mehr gesehen, und die Deutschen durften sich rühmen, daß sie ihre romanischen Lehrer übertroffen hätten.

Welche Frucht und Folge aber hatte dies erhabene Vorbild? Nachahmung mannigfach, sonst nichts. Unter Karls Nachfolgern, namentlich wenn es während der langen Regierungen Ludwig des Frommen, Ludwig des Deutschen und Kaiser Arnulf's wieder ruhige

Zeiten gab, wurde viel an Klöstern und Kirchen und Pfalzen gebaut in ganz Deutschland: von einer Fortbildung aber der Baukunst, von einem nationalen Baustil war noch so wenig die Rede, als von großen Leistungen auf andern Kunstgebieten.

Der Grund lag nicht in der Rohheit der Geister: es ist vielmehr zu jener Zeit in Literatur und Kunstgewerbe sehr viel gearbeitet worden und auch Schönes und Eigenthümliches geschaffen. Es gab aber noch immer gar so viel Anderes zu denken und zu thun, in politischen, in bürgerlichen, in kirchlichen Dingen. Die Menschen steckten noch ganz im werkthätigen, praktischen Leben, sie mußten an zahllosen Orten erst Dach und Fach schaffen und Wald roden: sie konnten noch nicht daran gehen, die Stätte ihres Wirkens zu verschönern, es sei denn im Kleinen. Erhebung der Seele, himmlische Befriedigung des Gemüthes suchte man im Christenthum: seine sittlichenden und beseeligenden Wirkungen in ihrer Umgebung hervorzurufen, dazu fühlten bevorzugtere Geister, auch wenn sie in Staat und Kirche keinen Amtsberuf hatten, den nächsten und stärksten Antrieb. Noch immer ließ sich die Angst nicht unterdrücken, die dunkeln Dämonen des Heidenthums könnten sich herwälzen über die junge grüne Saat der Kirche. Der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß war in der Vorstellung der Meisten noch längst nicht zu Ende. Noch jetzt ist die damalige Stimmung der Gemüther ersichtlich an den tausend Gestalten von Drachen und Wölfen und allerlei Ungethüm, die in den Schöpfungen des Kunstgewerbes jener Zeit ihr Wesen treiben.

Mit einem Wort, Stoffe und Formen der antiken und christlichen Kultur waren in die germanische Welt überreichlich eingeführt: massenhaft und auf beschleunigtem Wege geschah das in der Regierungszeit Karls des Großen: das waren reiche Samenkörner, die in Deutschland nicht wie in Italien auf ausgemergelten Boden fielen, sondern in fruchtbare tiefe Erde. Allerorten sproßte alsbald ein vielversprechender Anwuchs, und ein Kundiger hätte vielleicht schon sagen können, in welcher Form und Richtung sich Stämme und Zweige ausgliedern würden; denn die Grundlagen für die Kunst der Zukunft ließen sich schon deutlich absehen. Noch aber bedurfte der germanische Geist einiger Menschenalter, um alles dessen, was ihm zugeführt und in ihm rege geworden, mächtig zu werden, es innerlich sich anzugewöhnen und auszugleichen. Erst dann konnte eine neue Schöpfung emporblühen.

2. Waffen und Erzgeräth.

Anders, als mit der hohen Kunst, verhielt es sich mit den Gewerben, die Waffen und metallenes Ziergeräth erzeugten. Kunsthandwerk dieser Art war etwas Heimisches, und sobald die germanischen Völker in Deutschland und Frankreich zur Ruhe gekommen, begann ihr angeborner Kunsttrieb sich kräftig zu regen. Jetzt fühlten sie sich als Herren auf ihrem eigenen Boden und von römischen Mustern nicht mehr belastet, ganz nach ihrer nationalen Weise konnten sie sich gehen lassen. Was aber an Werken der antiken Kunst und Industrie übrig geblieben war, diente jetzt, als die öffentlichen Zustände fester und geordneter geworden, wenigstens dazu, Maß und Regel mehr Eingang zu verschaffen.

Der größte Schatz und Schmuck, welchen ein Mann außer Haus und Heim sein Eigen nannte, waren schneidige, blitzende Waffen. Die Germanen hatten die Schönheit der römischen Rüstung kennen gelernt, sie hatten während der Völkerwanderung auch genugsam Gelegenheit gehabt, die Vortheile ihrer althergebrachten Waffen zu messen gegen den Erfolg, welcher eine nationale Waffe der Gallier, Slaven und Hunnen begleitete. Allgemeines Streben erwachte, die Bewaffnung vollkommener zu machen. Nur weil es sich von selbst verstand, daß ein ordentlicher Mann sein Heergeräth im Stande hielt, konnte Karl der Große schwere Strafen auf das Gegentheil setzen.

Die gescheidten Franken waren die Ersten, welche ihre Waffen verbesserten; ihnen folgten die Burgunder und Allemannen, dann die Hessen, Thüringer und Baiern, am spätesten die Sachsen. Das Erste war, daß Speer und Pfeile allgemein eiserne Spitzen bekamen, — das Zweite, daß Schwert und Lanze sich verlängerten, entsprechend der großen Leibeskraft, — das Dritte, daß die Schutzwaffen durch Lederhelm, Brünne und Beinschienen vervollständigt wurden. Alle diese Waffen werden schon im ripuarischen Volksrecht aufgeführt. Karl der Große und wahrscheinlich auch all seine Vornehmen trugen bereits Arm- und Beinschienen, und die Sage ging, des Kaisers Heer sei den Lombarden wie ganz mit Eisen bedeckt erschienen. Dagegen verlor sich die schwere Streitaxt im Laufe des achten Jahrhunderts,

während zur selben Zeit der Lederhelm mit Knopf oder Spitze darauf häufiger wurde.

Mehr und mehr wurde die Art der Waffe Ausdruck edler Kraft und Freiheit, und während man in blitzender Wehr das beste Geschmeide des Mannes erblickte, und die dichterische Phantasie ein schönes Schwert, das den rechten Schwung hatte und durch Stahl und Eisen schlug, mit geheimem Zauber bekleidete, suchte die Kunst, Waffen aufs Kostbarste auszuschmücken. Immer häufiger sah man Schwerter, Griff und Scheide, Schildbuckel und die Rundung des Bogens ausgelegt mit Gold und Silber, mit Edelgestein und glänzendem Spiel von Linien und Figuren, und nicht gering ist der Fortschritt anzuschlagen, welcher der gewerblichen Fertigkeit der Gold-, Silber- und Eisenschmiede durch die allgemeine Waffenfreude zu Theil wurde. Wie hoch gute Waffen gewerthet wurden, zeigen uns die Volksrechte schon im sechsten Jahrhundert. Eine Kuh kostete damals einen Schilling, eine Stute drei, ein Hengst das Doppelte: Schild und Lanze galten zwei Schillinge — soviel wie zwei Kühe oder ein Morgen Land —, ein Schwert drei, Schwertscheide vier, zwei Beinbergen (Beinschienen) sechs, ein Helm ebensoviel, ein Harnisch aber zwölf Kühe.

Glänzten nun in der Schatzkammer prächtige Waffen, so fanden sich zu diesem liebsten Schmuck auch andere kunstreiche Geräthe hinzu, die von Edelgestein blitzten. Konnte doch die Habsucht während der langen Raubkriege der Völkerwanderung nur gesteigert werden! Unvermerkt aber verlegte sich die Schatzfreude auch in die Kirchen. Tritt man im jetzigen Rußland in eine Kirche selbst in elenden Dörfern, so schimmert im Halbdunkel Alles feierlich und geheimnißvoll von Lichtern und Gold und Silber und blitzendem andern Metall. Das arme Land, so scheint es, hat all seinen Reichthum in dem heiligen Gebäude versammelt. Ein ganz ähnlicher Geschmack waltete unter den neu bekehrten Germanen: wo sie ein Kirchlein hatten, sollte es darin auch prangen und blitzen. Die Altäre wurden mit Gold und Edelstein geschmückt, und hatte man früher seine Lust und Freude an einem Schatzstück, das bei festlichen Gelegenheiten hervorgeholt und von Blutsfreunden und Nachbarn bewundert wurde, so war jetzt das innere Ergötzen daran noch höher gestiegen, wenn man das Kleinod in einer Kirche wußte und durch seine Widmung sich bei ihrem Heiligen Wohlwollen und bei der ganzen Umgegend Achtung verdiente.

So war Staffelsee nur ein kleines Nonnenkloster in Baiern, konnte aber im Jahr 812 Besitzthümer folgender Gestalt aufweisen. Der Altar in der Kirche prangte in Silber und Gold; fünf Reliquienschreine waren aus edlem Metall gemacht und mit Glasfluß oder Edelsteinen verziert; außerdem gab es noch drei Reliquienkränze von edlem Metall und das größte mit Edelsteinen besetzt. Ueber dem Altar hing eine zweipfündige Krone von vergoldetem Silber, umhangen von 35 bunten Perlenschnüren. Auch vier Ohrgehänge waren dem Heiligen geweiht. Von zwei schweren Kelchen, die aus vergoldetem Silber bestanden, war der eine am Fuße ziselirt, der andere mit Bildern und allerlei Zierrath geschmückt. Eine Reihe Gefäße zum Kirchendienst war von Silber oder Kupfer, an den Seilen der beiden Glöckchen hingen Ringe von vergoldetem Kupfer. Endlich fehlte es nicht an gestickten Meßgewändern, sowie an seidenen und wollenen Tüchern mit Stickereien zum höheren Schmuck des Altars bei großen Festen, und es waren auch die Geschenke von vier seidenen, perlengestickten Handschuhen nicht verschmäht.

In Eigil's Leben des Fuldaer Abtes Sturmi heißt es: „Ueber dem Grabe des heiligen Märtyrers Bonifaz setzte er einen aus Gold und Silber gefertigten Schrein, welchen er, wie es damals Sitte war, mit schönen Bildwerken ausschmückte.“ Es war also allgemeiner Brauch, Schränke solcher Art noch mit Bildwerk zu verzieren. Man kann sich vorstellen, mit welcher Lust sich Kunstsinn und Erfindungsgabe übten an goldenem und silbernem Trinkgeräth, wie es an fürstlichen Tafeln bei Festlichkeiten gebraucht wurde, an Kronen und Bischofstäben, an Leuchtern, Kelchen und Rauchfässern. Man sehe sich zum Beispiel an den Bischofstab des heiligen Erhard, der in Regensburg, und den Tassilokelch, der mit zwei zugehörigen Leuchtern in Kremsmünster aufbewahrt wird. Am Fuße dieses Altarkelches stehen die Geschenkgeber: Thassilo dux fortis Liutpirg virgo regalis.

Auffallend ist die geringe Fertigkeit, Kopfbildung und Gesichtszüge auf Münzen und Siegeln wieder zu geben. Man sieht, das war keine einheimische Kunst. Die Gesichtsbilder auf Münzen sind selbst unter Karl dem Großen noch roh und unbehülflich. Nach römischem Brauch fühlten die Herrscher sich auch verpflichtet, auf Siegeln sich darzustellen: weil man ihnen aber ihr eigenes Siegelbild nicht einigermaßen erträglich herstellen konnte, so nahmen sie lieber eine alte Gemme

in ihr Siegel. Noch Kaiser Arnulf siegelte anfangs mit dem Gemmenkopf eines römischen Imperators, ließ sich dann aber ein eigenes Königssiegel anfertigen.

3. Bildschnitzen.

Alles Kirchengeräthe wurde in den Klöstern selbst gemacht, diente es doch zur größeren Ehre Gottes. Vom Kloster Tegernsee sendete z. B. der heilige Bonifaz ein mit weißen Blumen gesticktes Altartuch nach England. Die Benediktinerregel schrieb Folgendes vor: „Ein Kloster soll, wenn es möglich ist, so eingerichtet sein, daß alles Nöthige, d. i. Wasser, Mühle, Bäckerei, innerhalb des Klosters betrieben werde, damit die Mönche nicht genöthigt sind, nach außen zu verkehren, was ihren Seelen durchaus nicht frommt.“

Da nun unter der Menge der Mönche sich gar häufig höher angelegte Geister befanden, denen das Beten und Singen, Bierbrauen und Handwerkern, Feldbauen und Viehbesorgen auf die Länge nicht zusagte, so verlegten sich die Einen auf Kunst, die Andern auf Wissenschaft und Schreiben. Auch Seelsorge, Kirchenregierung und Politik nahmen ja die Zeit der Klosterleute weniger in Anspruch, als bei der Weltgeistlichkeit der Fall war. Außerdem hatten die großen Abteien in der Regel Geld übrig, mochte es von Widmungen oder vom Handel herrühren: der Ueberfluß reizte an, ihn zu verwerthen in schönem Tafel- und Kirchenräth. So reichten sich Wissenschaft, Kunst und Handwerk in den Klöstern die Hand, öfter vereinigt in einem und demselben Mönche. St. Gallen besaß zur Zeit Kaiser Karl des Dicken an Tuotilo ein wahres Universalgenie. Hoch und breit gewachsen, von einer Lust und Laune, die unverwüstlich, stand er als berühmter Professor auf dem Katheder, als hinreißender Prediger auf der Kanzel, dabei dichtete und komponirte er, und war im Malen, Bildschnitzen und Bauen ein Meister, der weit und breit gesucht wurde. Der Kaiser verwünschte Den, der Tuotilo zum Mönche gemacht; denn einen solchen fröhlichen witzigen Gesellen hätte er gern immer um sich gehabt. Noch jetzt bewahrt man Tuotilo's herrliches Diptychon, ein Buch gebunden in zwei Elfenbeintafeln, die von einem edelsteinbesetzten Rahmen aus vergoldetem Silber in getriebener Arbeit eingefaßt sind. Die eine

Tafel zeigt oben zwischen dem kräftigen Blattwerk die Hirschkuhjagd, mitten die Verklärung Maria's zwischen Engeln, unten die Geschichte des heiligen Gallus, dem der Bär Holz zum Feuer bringt, wofür er von ihm ein Brod erhält. Viel bedeutender noch ist die andere Tafel, die oben ebenfalls ein Feld voll Laubwerk hat. Darunter thront Christus, das Alpha und Omega, mit der einen Hand gebietend, mit der andern das Evangelium zeigend. Zu beiden Seiten stehen ihm zugewendet die alttestamentlichen Cherubine, von Flügeln umhüllt. In den vier Tafelecken sitzen die neutestamentlichen Evangelisten mit dem Engel, Ochsen, Löwen und Adler. Ganz unten liegen die Gestalten des Meeres und der Erde, ganz oben halten Sonne und Mond ihre Fackeln. Dazwischen bezeichnen sechs Wohnhäuser und Grabthürme der Menschen Loos.

In Tuotilo's figurenreichem Bildwerk ist manches Einzelne verzeichnet, das Ganze aber voll Natur und Leben, insbesondere das Blattwerk schwillt und schwingt sich in eigenthümlicher Frische. Um den großen Fortschritt, welchen die deutsche Kunst in der Karolingerzeit selbstständig gemacht hatte, zu ermessen, bedarf es nur eines Blicks auf die vier Elfenbeintafeln an der Brüstung der Kanzel im Aachener Dom. Die Gestalten, welche sich auf ihrem ziemlich großen Halbrund in Fülle zeigen, wurden wohl zu einer Zeit geschnitzt, als das Christenthum zwar längst siegreich war, die Kunst sich aber noch an die spätrömischen Vorbilder hielt. Wie an diesen ist die Bildung der Thiere und menschlichen Gestalten derb und roh, die römische Tracht noch beibehalten, jedoch die Art und Weise des germanischen Mantels überall benützt: die Auffassung aber und Anordnung der Figuren zeigt sich gerade so, wie auf den schleswigischen Jagdhörnern. Gleichwie zwei Tafeln den römischen und christlichen Helden gegenüber stellen, so die beiden andern die heidnische und kirchliche Verehrung. Dort steigt Venus aus den Wellen auf und nimmt die Fische und Geschöpfe der Tiefe mit sich empor: hier hält das Weib, welches die Kirche darstellt, in der einen Hand das Lebensschiff und in der andern den Tempel, ihre Umgebung bilden unten ein thierischer Satyr und eine tanzende Mänade, zu Seiten schwingen sich in Vögelgestalt die Seelen der Geretteten empor und oben triumphiren die Engel.

4. Buchmalen.

Die beiden vornehmsten Liebhabereien des fränkischen Zeitalters bestanden in prächtigen Waffen, gleich geeignet zu Hieb und Stoß, und in kostbaren Büchern. Es enthielten ja Bücher damals entweder Worte des Heils, durch die man selig, oder Lehren der höheren Bildung, durch die man würdig wurde. Die einen führten in die Himmelspforten hinein, die andern machten zu eigen etwas von dem vielbewunderten Wissensschatze der Römer und Griechen, von welchem die große Masse des vornehmen wie des niederen Volkes staunend allerlei reden und fabeln hörte. Dieser Wissensschatz erschien als ein Born von Lebenswasser im tiefen Walde, dessen Rauschen man hörte, der aber für die meisten verdeckt war von Gebüsch und Gestrüppe. Ein Buch galt als ein köstlicher Schatz, namentlich wenn es der Psalter war oder die Evangelien enthielt oder eines theuren Kirchenvaters Werk, wie die Bekenntnisse des heiligen Augustin, oder auch die philosophischen Tröstungen des Boëthius. Solch ein Buch konnte man ganz für sich allein haben, im Lesen desselben ganz für sich sein und sich in allerlei Ideen still versenken. Dies Buchlesen war noch viel leichter und inhaltsvoller als ehemals das Entziffern der Runen, die nur wenige geheime Lehrweisheit in gedrängten Worten zusammenfaßten.

Die Klöster konnten daher niemals Bücher genug für den Handel schaffen, niemals kostbar genug sie ausstatten. Man nahm dazu das schönste Pergament, schrieb jeden Buchstaben langsam mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit und fügte hervorstehende Bänder oder Schnüre ein, sogenannte Register, um die Hauptkapitel des Vortrages anzudeuten. Fürsten ließen sich Bücher schreiben oder darbringen mit glänzender Gold- und Silberschrift auf purpurnem oder violettem Pergament. Die werthvollen Blätter wurden mit schützendem Einbande versehen, kostbar und kunstreich, wie oben, wo von den Klöstern als Kultursitzen die Rede war, geschildert ist. Am liebsten nahm man dazu weich sich anfühlende Elfenbeintafeln mit einer hübschen Schnitzerei.

Schon im Alterthum war es Herkommen, die Abschnitte eines Buches dadurch hervorzuheben, daß mit rother Tinte eine Zeile unter-

strichen oder geschrieben oder mit einem roth gezeichneten Anfangsbuchstaben versehen wurde. Von diesem Roth (Rubrum) kam unser Wort Rubrik. Nahe lag es, den großen rothen Buchstaben noch mehr zu zieren und auszumalen, und da dies mit einer aus Mennig (Minium) bereiteten Farbe geschah, so nannte man das Bild eine Miniatur. Einmal auf diesem Weg ging man weiter, nahm noch andere Farben hinzu und malte die schönsten bunten Anfangsbuchstaben, indem ihre Ecken und Rundungen durch sich krümmende Fische und Schlangen oder Hals und Schnabel weit vorstreckende Vögel oder durch springende und kletternde Waldthiere oder auch durch Ranken und Pflanzen angedeutet wurden, während den Stamm des Buchstabens allerlei Geriemsel und Flecht- und Schachwerk bedeckte. Anlaß dazu gab auch die Gewohnheit, die großen Pergamentseiten in Abschnitte von oben nach unten zu zerlegen, damit des Lesers Auge nicht durch lange Zeilen ermüdet und verwirrt werde, und diese Abschnitte durch senkrechte Linien von einander zu trennen, die oben bogenweise verbunden wurden. Die Schrift mit den kurzen Zeilen unter einander stand alsdann wie zwei oder drei Säulen (Kolumnen) neben einander. Hier war bereits eine Kunstlinie da, die man nur wie eine Art Säulen oder Rundbogen zu zeichnen oder mit Band- und Flechtwerk, Thier- und Pflanzengestalten auszuzieren brauchte. Die Gedanken wanderten aus der dunklen Schreibstube in den herrlichen Urwald, der mit seinem mannigfaltigen Thier- und Pflanzenleben das Kloster umgab. Dies wunderbare Leben in seiner Natürlichkeit zu beobachten und zu schildern, waren die Meisten von Jugend an gewöhnt, und allmählig wagte man auch, das menschliche Antlitz dazwischen zu setzen.

Es war dies ganz dieselbe germanische Liebhaberei, wie sie ehemals sich im Figurenschnitzen in weichem Holze und jetzt in lustigen und phantastischen Federzeichnungen erging, — es waren dieselben Verzierungen, die Gold- und Silberschmiede auf Schwerter und Scheiden, Becher und Schmuckgeräth eingruben und einätzten, nur noch freier und schwunghafter ausgeführt, weil der Stoff gefügiger. Auch die eingesetzten Edelsteine werden öfter in den Buchmalereien angedeutet. An byzantinische Vorbilder ist dabei nicht zu denken: im Gegentheil findet sich die Kunst, die Initialen zu verzieren und mit Goldschein die Gewandung zu verbrämen, früher in fränkischen, als in byzantinischen Büchern.

Was die Seele erfüllt, quillt heraus, und so war es natürlich, daß man Blattwerk und Geranke, Vogel- und Fischgestalten, Kreuze und Ketten benutzte, um irgend eine Idee, die über Weltschöpfung und Weltheiland dunkel vorschwebte, anzudeuten, wenn auch unklar und verschwommen. Die Zeichnung zu beleben, mischte der Künstler mehr und mehr bunte Farben ein und umzog das Werkchen, um es gefälliger darzustellen, mit einem Rahmen.

In dieser Kunst waren nun ausgezeichnet die Iren, jedoch hatten sie dieselbe nicht, wie lange geglaubt worden, aus antiken oder gar ägyptischen Mustern geschöpft, sondern sie befolgten einen Stil von unzweifelhaft germanischer Herkunft, mochte er ihnen von den Angelsachsen oder den Franken aus Gallien zugekommen sein. Es ist ganz derselbe Stil, wie ihn uns die frühesten germanischen Fibeln, Zierscheiben und Schwertgriffe zeigen, die in Frankreich, Deutschland, Ungarn ausgegraben worden, und wie er uns noch in den Holzschnitzereien skandinavischer Bauern begegnet. Gerade so ist die irische Schriftart zwar weicher und gerundeter, im Ganzen auch gefälliger und zierlicher, als die merowingische und lombardische, aber wesentlich doch derselben Art und Herkunft. Was aber der irländischen Mönche Buchmalen auszeichnet, ist etwa Folgendes. In ihren stillen Klöstern hatten sie Zeit genug, jenen Stil noch feiner, insbesondere regelmäßiger und harmonischer zu gestalten, indem sie das Geflecht und Geriemsel in Gitter und Felder abtheilten, durch die schönsten Spirallinien verknüpften und durch wunderliche Zuthaten von vogel-, schlangen-, eidechsen- und hundeartigem Gethier bereicherten. Von der hübschen Natürlichkeit des Thierlebens, wie in den Buchbildern der Germanen, kommt bei den Irländern wenig vor, desto mehr Lustiges, Verrenktes und Fratzenhaftes. Es ist wohl möglich, daß ihnen dabei ein oder das andere Muster aus dem alten Ägypten diente: sie hätten dessen aber entrathen können, da ihre Köpfe voll genug steckten von den sonderbarsten Einfällen. Bloß mit der Feder in geschwungenen Linien Heiligenbilder zu zeichnen und nur mit wenig Farbe sie zu beleben, scheint ihnen die Höhe der Kunst gewesen zu sein und sie entsetzten sich nicht vor scheußlichen Mißgestalten. Um so gefälliger gerieth ihnen das Rahmengeflecht, aus welchem sie ganze Tafeln zusammensetzten, ohne mehr als einfache Farben, besonders Gelb oder Braunroth, zu brauchen.

Als die irländischen Mönche im siebenten und achten Jahrhundert durch Deutschland wanderten und zu zahlreichen Klosterstiftungen Anlaß gaben, hatten sie ihre Bücher mitgebracht, welche durch das Eigenthümliche der Schrift und des Bilderwerks Aufsehen machten und Nachbildung erweckten. Seit jener Zeit erhielt die einheimische Kunst des Buchmalens gleichsam Flügel und wurden namentlich in Karl des Großen und seines Nachfolgers Zeit wahre Prachtwerke geschaffen. Es war dies die eigenste Kunst des Zeitalters, weil hervorgegangen aus nationaler Wurzel und durchaus passend zur Nährung stiller Gemüther. Zu hohen mächtigen Werken fühlte man sich noch nicht Mannes genug, da verhielt man sich nur nachahmend, ängstlich nach den antiken Mustern stets hinschauend: hier im Kleinen aber kam der künstlerische Trieb zu innerer Macht und Freiheit: der Maler konnte all seine Gedanken und Gefühle darin spielen lassen.

Neunzehntes Kapitel.

Grundformen der bildenden Künste.

1. Gemälde.

Es gehört zu den Geheimnissen der deutschen Volksseele, was sie aus eigener Wurzel weiter entwickeln und was aus der Fremde in sie hineinwachsen soll. Im Allgemeinen waren die Deutschen stets geneigter, Fremdes bei sich einzubürgern, als das Nationale zu fördern und zu gestalten, bis es zur Kunst und Schönheit wurde, wie das einst in Griechenland geschah. Wohl aber behielt gewöhnlich das heimisch Eigenartige ein so tief frisches Leben, daß es sich niemals ganz erdrücken oder ersticken ließ, vielmehr sich später immer wieder geltend machte.

So lesen wir von dramatischen Aufführungen zu jener Zeit, z. B. in Thegan's Leben Ludwig des Frommen, daß „an hohen

Festtagen zum Vergnügen des Volks Schauspieler, Possenreißer und Mimen mit Sängern und Zitherspielern an des Kaisers Tafel vor ihm auftraten.“ Es war das noch dieselbe Sitte, wie Attila's Hof sie von den Gothen angenommen hatte. Auch bei seltenen kirchlichen Festlichkeiten, wie Uebertragungen von Reliquien, fanden theatralische Aufzüge statt. Hätte sich nicht leicht an diese Sitte anknüpfen lassen? Poetisch Angelegte hätten kleine Stücke schreiben und zur Aufführung vorbereiten können, und man wäre in die Bahn zur Entwicklung eines nationalen Theaters eingetreten. Es geschah aber nicht: die Freude an Kunst war geringer, als die Rauflust, der zu Liebe aus den alten Kampfspielen die Turniere hervorgingen. Fallen aber ließen die Deutschen ihre theatralischen Aufzüge keineswegs, sie sollten noch genug Anregung zu Fest- und Fastnachtsspielen geben.

Auf einem nationalen Kunstgebiete kamen jedoch die Deutschen zu eigener Entwicklung, selbständig, ohne Anregung und Antrieb von Außen. Es war dies eine Kunstübung, bei welcher man seine Gedanken so hübsch im Kleinen beisammen halten und sich bestreben konnte, mit wenigen Zügen viel Sinn zu geben. Wenn bei den Malereien in Büchern der Griffel den Verschlingungen von allerlei Gethier und Geranke nachging, so lief gar leicht etwas unter, was auf den Inhalt des Buches selbst Bezug hatte. Anfangs geschah das nur in Andeutungen und Allegorien; die ächte Kunst ist ja in ihren Anfängen etwas schüchtern und verschämt, erst später wagte sie das volle schöne Antlitz zu zeigen. Also wurde ein Lebensbrunnen zusammengesetzt, zu welchem dürstend die Thiere des Waldes und Vögel des Himmels kommen, oder ein Tempel mit Dach und Säulen, auf deren Vorsprüngen Tauben und Pfauen sitzen, oder das Kreuz mit Fahnen und Symbolen, dem auch wohl das Lamm als Träger zugesellt wurde. Nun war man nicht mehr so weit davon, ganze Bilder zu Schmuck und Andacht in die Bücher zu setzen, einen Evangelisten oder einen Kirchenvater mit Tintenhorn und Feder, oder Christus den Herrn selbst.

So wurde schon im Jahre 781 in Karl des Großen und seiner Gemahlin Auftrag ein Evangelienbuch hergestellt, das in Gold- und Silberschrift auf dunkel-purpurnem Pergament und in schönen Initialen und Randverzierungen, sowie mit sechs Bildern prangte, welche die vier Evangelisten, den lehrenden Christus und den Brunnen des

Lebens darstellten. Die Zeichnung darin ist weit entfernt von dem Fratzenhaften der Irländer, zwar vielfach noch roh und unrichtig, jedoch voll des entschiedenen Willens, Leben und Natur selbst zu geben: die Gewandstudien aber verrathen antikes Vorbild. Der Meister des Werkes nennt sich Godescalk, und es ist die Vermuthung ausgesprochen, es sei der Diakon dieses Namens in Lüttich gewesen; jedenfalls deutet Form und Ausdruck des Gesichts des jugendlichen Christus sowie seine Haartracht auf Deutschland hin.

Diesem trefflichen Anfang folgt nun eine Reihe von Bildern, in denen immer deutlicher das Streben gelingt, natürlich und anschaulich zu sein. Auch die Farben werden glänzender und harmonischer, und man suchte durch Goldschein das Lichtspiel in den Gewändern anzudeuten, was die Byzantiner erst später nachahmten. In den hundert Jahren nach Karl dem Großen waren die deutschen Mönche offenbar belebt wie von wissenschaftlichem Streben, so auch von Kunsteifer. Die Namen von Liuthard, Lithward, Folchard und andern Meistern sind uns mit deren Werken erhalten worden. Aus dem Hang zum Beziehungsvollen in Linien und Farben aber konnte man sich noch lange nicht loswickeln. Schrieb doch erklärend der ebengenannte Godescalk (Gottschalk): „die Farbe der Rose (Blutfarbe) ist dort angewendet, wo es sich darum handelt, einem Märtyrer nachzufolgen; der Goldglanz deutet auf die Jungfräulichkeit; die (mattere) Farbe des schimmernden Silbers dient zur Bezeichnung des ehelichen Lebens."

Man wagte sich bereits an Portraits, denn die von Königen bestellten oder ihnen gewidmeten Bücher sollten vorn das Bild des Herrschers auf dem Throne zeigen. Allein die Andeutung des Alters und der Würde sowie der Umrisse des Gesichts mußten noch genügen, die Aehnlichkeit der Gesichtszüge wollte auch auf Pergament noch wenig gerathen.

Besser schon gelangen die Zeichnungen, mit denen Szenen aus der Schöpfungsgeschichte oder aus dem Erdenwallen Christi vor Augen gestellt wurden, und als ein frischer Griff in's Leben selbst sind namentlich die achtzehn Bildchen zu bezeichnen, welche die in demselben Kodex, in welchen das Wessobrunner Gebet eingeschrieben wurde, enthaltene Legende von der Auffindung des Kreuzes Christi erläuterten. Nur die Vornehmen erscheinen darin in römischer, das Volk in der deutschen, damals gewöhnlichen Tracht.

Von der Pracht in Karl des Großen neuer Pfalz zu Ingelheim sang Ermoldus Nigellus: „Dort ist ein Tempel des höchsten Gottes, geziert mit Metall. Die Pfosten sind aus Erz, golden die Thüren. An ihnen kann man in ausgezeichnetem Bilde erschauen Gottes erhabene Thaten und die ruhmvolle Reihe der Männer.“ Im Pallast selbst aber sah man an den Wänden dargestellt die ganze Bibel von Adam und Eva bis zu Christi Himmelfahrt, und Hauptgestalten der weltlichen Geschichte von Ninus und Cyrus an bis auf Karl den Großen selbst. „Ihm gegenüber steht die Sachsenschaar und versucht sich im Streit, er aber schlägt und bändigt sie und unterwirft sie seinen Gesetzen.“ Zu solchen Wandgemälden, von denen schon Gregor von Tours als gewöhnlichem Kirchenschmuck berichtete, wurden wohl die Künstler aus Frankreich und Italien berufen, sie mußten erst die Technik zeigen. Diese fremden Meister und Arbeiter kamen und gingen, man lernte von ihnen und bald gab es in Deutschland selbst berühmte Malerschulen. Als die neue Kirche in St. Gallen gebauet war, erschienen Mönche von Reichenau, sie auszumalen. Abt Ansegis in St. Wandrille „ließ von Madaluls, einem hervorragenden Maler der Kirche von Kameryk, die Wände und das Deckengetäfel des neuen Refektoriums mit unterschiedlichen Bildwerken schmücken.“ Ein Maler Methodius aus Bayern malte für den Bulgarenfürsten das jüngste Gericht.

Von diesen gepriesenen Wandgemälden ist uns nichts überliefert. Wir wissen nicht, wie viel Kraft und Natürlichkeit in Zeichnung und Farbe den Meistern gelang, müssen aber nach allen sonstigen Anzeichen, auch aus der nächstfolgenden Epoche, schließen, daß es keineswegs glänzend damit bestellt war, daß vielmehr der deutschen Malerei noch lange Zeit etwas von dem anhing, wovon sie ausgegangen, nämlich von der Art und Weise des Buchmalens, das sich gern im Kleinen und Kleinlichen hielt, von jenem Handwerksmäßigen, das keinen freien Geistesflug wagte.

2. Bildhauerwerke.

Da sich die Welt einmal daran gewöhnt hatte, Kunst und feineres Gewerb in den Klöstern zu suchen, so ward es freien Meistern,

die außerhalb der heiligen Mauern arbeiteten, gar schwer, wenn nicht unmöglich, zu Ruf und Aufträgen zu gelangen. Die Kunst gerieth in vollständige Abhängigkeit von den Klöstern, und diesem Umstande ist es nicht zum Wenigsten zuzuschreiben, wenn man im Bildhauen so verhältnißmäßig geringe Fortschritte machte. Der Bilderhaß, der im Morgenland die schönen Statuen aus den Kirchen warf und zertrümmerte, fand zwar keinen Einlaß in's Abendland: von der Gesinnung aber, welcher die bilderstürmerische Wuth entsprang, fand sich etwas aller Orten, wo eifrige Christen wohnten. Denn runde nackte Glieder, die ganze Ueppigkeit des schönen Menschenleibs, der zur Lust und Sünde verlockte, mit Vergnügen anzuschauen, war das nicht auch heidnische Fleischeslust? Außerdem aber hockte mönchischer Geist gern im Kleinen und Engen und hielt hartnäckig fest an ererbter Regel Geltung, empor trieb nur ein mächtiges Genie, wenn es mit Gunst und Zuruf der Zeitgenossen zusammentraf.

Es konnten also nur die Kleinkünste das große Wort führen, und wo ein Werk darüber hinaus strebte, haftete noch ihr Stil daran. Ein solches Bildwerk ist die Kreuzabnahme an den Eggestersteinen im Teutoburger Walde. An diesem Orte, wo in Urwaldsöde das so plötzlich und gewaltig sich aufrichtende Felsgestein der Seele Schauer einjagte, war ohne allen Zweifel in germanischer Zeit eine Stätte religiöser Verehrung gewesen. Eine solche in ein christliches Heiligthum umzuschaffen, erschien der fränkischen Zeit als ein Werk des Heils, ja der frommen Nothwendigkeit. Hier bot sich aber auch eine selten schöne Gelegenheit dazu: man brauchte in dem festen, jedoch nicht zu harten Gestein nur den Raum zu einem Kapellchen auszuhauen, und auf der äußern Steinbreite bedurfte es nur weniger Meißelschläge, um die Unebenheiten wegzuschaffen, dann hatte man eine große ebene Fläche gleichwie eine Elfenbeintafel, und konnte, gerade so wie auf dieser im Kleinen, hier in's Große eine Hauptszene des Erlösungswerkes darstellen. Gerade weil diese halb erhabenen Steinbilder ganz im Stil und Geschmack der Elfenbeinschnitzereien gehalten sind, muß man an die Zeit denken, wo diese Kleinkunst in höchster Blüthe stand. Dazu stimmen all die Einzelheiten: der antike Sessel, die Fältelung der Frauenkleider, insbesondere die Tracht der beiden Männer, die wie römische Kriegsknechte dargestellt sind, deren Mützen oder Helme man vergebens in späterer Zeit, als der fränkischen,

suchen würde. Ganz im Charakter der Kunstdarstellungen dieser Epoche sind Sonne und Mond, die weinend sich verhüllen möchten, die Siegesfahne des Kreuzes, und der Drache der ewigen Verdammniß, der Mann und Weib gräßlich umwindet, daß sie nur von Gott und Christus Erlösung hoffen können. Die tiefe leidvolle Trauer, die über dieses Bildwerk noch im groben Sandstein ausgegossen ist, kennzeichnet dasselbe als ein ächt deutsches, nicht von Fremden hergestelltes, und zugleich, bei aller Rohheit im Einzelnen, als eine der schönsten Kunstleistungen.

Nur aus der fränkischen Zeit können auch die vielberäthselten Figuren herstammen, die sich an der Säule in der Krypta des Freisinger Doms und über dem Portal des Schottenmünsters St. Jakob in Regensburg höchst seltsam darstellen. Man will apokalyptischen Tiefsinn darin finden, während doch die germanische Göttersage deutlich herausblickt.

Die Freisinger Säule zeigt nach Quitzmann's Erklärung auf der einen Seite Wodan's Kampf mit dem Fenriswolf, der ihn fast verschlungen hat; — auf der zweiten Donar, der die Midgardschlange bekämpft und dem Drachen das Schwert in den Rachen stößt; — auf der dritten Seite kommt der jugendliche Widar, der Rächer tritt dem Fenriswolf mit dem mythisch geschuheten Fuß in den Rachen und tödtet ihn, während er Donar hilft, indem er nach der Midgardschlange greift; — auf der vierten Seite erscheint die Seherin, welche die Götterdämmerung prophezeit; — von der Höhe der Säule aber schauen herab die vielwissenden Adler. Arthur Martin fand im ersten Bild Sigurd's Kampf mit Fafnir, im zweiten des Unthier's Tod, im dritten das Bad des Siegers in dessen Blute, im vierten die Verderben brütende Brunhilde. Natürlich sind der Deutungen noch vielerlei.

Das Regensburger Portal aber will die Rettung und Heiligung der Welt durch den Untergang der alten Götterwelt vor Augen stellen. Als die Kirche im zwölften Jahrhundert erbauet wurde, hatte man wahrscheinlich noch eine Reihe von Steinfiguren, die in früheren, abgetragenen Bauten eingemauert waren. Sie wurden jetzt verwendet, um in der Nische rechts vom Portal den Mondwolf anzubringen, der in der Götterdämmerung den Mond verschlingt, und darüber zwischen den Verderben bringenden thierischen Ungestalten Wodan, der die Knie, um Zaubers mächtig zu sein, zusammendrückt, — in der Nische

zur Linken aber den Drachen, der die Sonne (den Löwen) verschlingt und den Menschen tödtet, und darüber die Erzeuger des neuen Menschengeschlechts und das erste sich liebkosende Paar, zwischen beiden aber, als Gegenstück zum Wodan, die rettende Christusmutter. Diese Gestalten scheinen auch, gleichwie die acht Beter und Beschwörer darüber, in ihrer ganzen Gestaltung und Symbolik fremdartiger und roher gearbeitet, als über der Pforte Christus mit den Aposteln. In der That hat der Baumeister es trefflich verstanden, aus alten und neuen Bildstücken ein wunderbares steinernes Epos zusammenzusetzen.

Wollte man aber die Entstehungszeit der Freisinger Säule und der bezeichneten Regensburger Portalbilder in's zwölfte Jahrhundert setzen, wo die Kirchen gebaut wurden, welcher Priester wäre damals wohl von der alten Göttersage noch so durchdrungen gewesen, daß er sie in Steinfiguren hätte darstellen lassen? Und hätte er sich wohl Gewinn davon für das christliche Volk versprechen dürfen? Er hätte keine Freude daran, nicht einmal Verständniß dafür gefunden. In die fränkische Zeit aber gehört dieses Bildwerk gerade so hinein wie das Muspillilied. Die Derbheit in Auffassung und Ausführung der Gestalten sticht augenscheinlich ab von dem andern Bildwerk in jenen Kirchen, paßt dagegen zu den Gestalten der reitenden Frauen und auf den schleswig'schen Jagdhörnern, die oben im zweiten Buch des Näheren beschrieben sind.

Im Ganzen genommen, ist uns von den Werken der Bildhauer aus dem fränkischen Zeitalter wenig überliefert, wahrscheinlich deshalb, weil sehr wenig oder nur Rohes, das man später nicht achtete, ausgeführt worden. Diese Kunst ist ja die schwierigste, wie für's Schaffen, so für's Verstehen. Die ganze Armuth an größeren Bildwerken zeigte sich auch darin, daß Karl der Große die Barbarei beging, Theodorich's ehernes Reiterstandbild aus Ravenna nach Deutschland zu entführen. Es wäre wohl nicht geschehen, hätte man sich hier nur irgendwie fähig gefühlt, Aehnliches fertig zu bringen. Solchem Unternehmen hätte schon der mönchische Geist entgegen gestanden, der auf dem Kunstgebiete nur religiöse Gegenstände leiden mochte. Noch gar lange sollte es dauern, bis in Deutschland ein Bildhauer soviel Gunst und Freiheit hatte, um die Statue eines Weltlichen zu formen und aufzurichten.

Nur in untergeordneten Werken, z. B. in Säulen, wagte sich

der Meißel freier gehen zu lassen. So heißt es in der Lebensbeschreibung des Abtes Sturmi zu Fulda: „Er schmückte die damals von ihnen gebrauchte Kirche und alle Häuser des Klosters mit neuen Säulen und festigte sie mit gewaltigem Gebälk und neuen Dachbauten.“ Sein Schüler und Nachfolger Eigil, der dies erzählte, ließ sich nach antiken Mustern eine Schachtel voll Säulchen aus Elfenbein machen, die auch Einhard benützte, und vom Abt Ansegis zu Fontanelle oder St. Wandrille lesen wir aus dem ersten Drittel des neunten Jahrhunderts, wie er die drei Haupt-Klostergebäude, Schlaf-, Speise- und Gesellschaftshaus, neben einander prächtig aufführen ließ. „Auch wurden schöne Säulengänge in Stufen vor dem Schlafhause, dem Speisehaus und dem großen Hause angebracht. Ueber diese wurden Balken gelegt in der ganzen Länge der Hausdächer. In der Mitte des Säulengangs, der vor dem Schlafhause liegt, errichtete er ein Archiv für Urkunden.“

Besäßen wir diese Säulen noch, so würden sie uns sehr mannigfaltige Gebilde von Kapitälen zeigen, gleichwie die Säulen aus Kirchen des neunten und zehnten Jahrhunderts. An diesen wie auch in Wandverzierungen machen sich bei dem ersichtlichen Willen, das antike Vorbild nachzuahmen, doch wieder die nationalen Ueberlieferungen geltend. Es ist die gebrochene Linie, der Spitzbogen, die Wellenlinie, hier Schachbrettartiges, dort Geriemsel, dazwischen schleichendes und springendes Gethier. Was uns das älteste irdene Geschirr und mehrere Jahrhunderte später die Gewandspange, der Schwertgriff, die Buchmalerei an Verzierung zeigt, kehrt auch im Bauwerk wieder, natürlich etwas veredelt. Woher anders können wir diesen Stil ableiten, als von uralter Manier in Holz zu schneiden? Auch läßt sich nicht verkennen, daß im Germanen stets eine Neigung für das Eckige und Gebrochene steckt, wie im Romanen zum Runden und Geschlossenen. Das entspricht der Landschaft, welche diesseits der Alpen voll Bewegung, jenseits voll Ruhe ist.

3. Nationale Bauformen.

Wenn nun in der Malerei eine wirkliche Fortbildung Statt hatte, und wenn die Bildhauer ihre Aufgaben selbstständig wählten

und nur die Manier ihrer nationalen Kleinkünste auf größere Flächen übertrugen: so gibt sich die deutsche Verfahrungsweise, nationale Gewöhnung mit fremder Form zu verbinden, nirgends deutlicher zu erkennen, als in der Baukunst.

Wie wenig sich die Grundform des Wohnhauses änderte, ist noch heutzutage aller Orten zu sehen, allein es dachten die Deutschen, als sie Christen wurden, nicht daran, ihren eigenen Baustil auf die Kirchen anzuwenden, indem sie ihr heimisches Haus zum Tempel erweiterten und erhöheten: sie nahmen einfach die Bauformen der Kirchen an, die in Italien und Gallien standen. Auch geschah es nicht aus einem innern Antrieb im Volke, daß man in Deutschland zur Zeit Karl des Großen so viele prächtige Kirchen und Palläste erbauete: es war dies lediglich Folge von des großen Kaisers Willen und Beispiel, und eine Ausladung der klassischen Gelehrsamkeit und Ideale, welche im Kreise seiner literarischen Hofgenossen lebten und in all den Aebten und Bischöfen, die aus diesem Kreise hervorgingen, und deren zahlreichen Jüngern fortwirkten. Allerdings kam ihren Bestrebungen das gehobene Selbstgefühl des Volkes entgegen.

Dagegen macht sich im deutschen Kunstbau gleich von Anfang an ein Streben bemerklich, welches zum römischen Tempel- und Pallastbau nicht recht stimmen wollte. Dieser suchte durch senk- und wagrechten Abschluß mit Wänden und Säulen und durch mächtiges Gewölbe weiten Raum zu umspannen, der eine große Menschenmenge in sich fassen konnte. Das deutsche Bauwerk strebte dagegen in die Höhe, und bevorzugte deshalb statt der Säule den Pfeiler. Die Säule trägt Balken, Gesims oder Gewölbe, ist aber etwas für sich selbst, das sein eigenes Leben hat und mehrfache Verwendung finden kann. Der Pfeiler trägt auch seine Last, ist und bleibt aber ein Theil von Mauer und Gewölbe, gleich als wäre der ganze Raum anfangs von der Erde aus aufgeführt und habe erst später Durchbrüche in der Wand erfahren.

Mit seinem Unterbau aber suchte das kirchliche Gebäude bei den Deutschen tief in die Erde hinein Raum zu fassen. In den italienischen Kirchen sieht man zum Märtyrergrab, in die offene Confessio vor dem Altare hinein: in den deutschen Kirchen wölbte man unter dem Chor eine dunkle Gruft, die Krypta. Erinnert diese und der aufsteigende Bau nicht deutlich an den Grabhügel der Germanen, der

aus dem Boden nach oben sich verjüngend empor stieg? Wurde doch selbst der große Christenkaiser Karl nicht, wie es bei den Christen Brauch, in liegender Stellung begraben, sondern beigesetzt im Grabgewölbe wie ein germanischer König! Schon zum Jahre 752 liest man in der Geschichte von Tegernsee: in der Kirche der heiligen Peter und Paul „war eine unterirdische Kirche mit Gewölben hergestellt und in ihrer Mitte ein ausgehauener Stein! Auf diesen ward der Streiter Christi (der heilige Quirinus) erhoben und dann in den Sarkophag gelegt. Es wurden auch vier Schreine, gefüllt mit Reliquien von Heiligen verschiedener Rangstufen, von Aposteln, Märtyrern, Bekennern und Jungfrauen, an den einzelnen Seiten des Steinsarkophag's ringsum angebracht.“ Also ganz, wie die Germanen rings um den Haupthelden und zu seinen Füßen seine Angehörigen und Diener bestatteten.

War nun die Gruft oder Krypta einmal da, so erschien es nothwendig, die Altarstätte darüber zu erhöhen, so daß man auf Stufen zu ihr hinaufstieg. Hier nahmen die bei dem Meßopfer betheiligten und alle andern geweiheten Priester ihren Platz. In nicht wenigen Kirchen hielt man es aber nach dem Vorgang von Fulda und St. Gallen im neunten Jahrhundert für angemessen, am andern Ende einen zweiten erhöheten Chorplatz herzustellen. Das geschah wohl nicht um des Ebenmaßes willen, dazu war der Bau doch zu kostspielig, — auch nicht, um einem zweiten Heiligen eine Ehrenstätte zu bereiten, es gab ja nicht überall noch einen zweiten Kirchenpatron: der Grund scheint vielmehr in Standesrücksichten zu liegen, deren sich die Germanen nicht entledigen konnten. Auf dem zweiten Chor erhielten nämlich ihren Platz die Geistlichen zweiten Rangs, die gemeinen Mönche, welche nicht zu Priestern geweiht waren, Sänger und Küster, Schüler und andere Kloster- und Kirchenverwandte, die für den Platz um den Altar zu niedrig und für die Stätte des gemeinen Volks zu ausgezeichnet erschienen.

Die Emporkirchen mit ihren Stufen davor, die Altäre mitten und an den Seiten, die Taufkapelle, die Betplätze für besondere Klassen, die Abwechslung zwischen Säulen und Pfeilern, Bogen und Gewölben, und den verschiedenen Durch- und Einblicken dazwischen gaben dem Innern der deutschen Kirchen ein Ansehen des Wohnlichen, Häuslichen, Vielkämmerigen, im Gegensatz zu den antiken Tempeln und Hallen, deren erhabene Räume Germanen, die an freundlich familienhaftes

Beisammenleben gewöhnt waren, wohl etwas nackt und leer vorkommen mochten. Wer aus der römischen Peterskirche im geraden Strich an den Rhein zum Kölner Dom kommt, wird sich noch heute dieses Gegensatzes bewußt werden.

Das auffälligste Kennzeichen einer Kirche in germanischen Ländern ist der Thurm. Seine Entstehung wird durch den Wunsch, einen hohen Zufluchtsort zu besitzen, oder die Glocken so aufzuhängen, daß sie weit in die Umgegend schallen, nicht genügend erklärt; denn dafür hätten auch niedrigere Bauwerke genügt. Am Dom zu Köln waren zwei runde Holzthürmchen; ebenso setzte Karl der Große seinem Aachener Dom zwei runde Thürmchen vor: bloß um dem Gebäude ein burgartiges Ansehen zu geben, hätte man wohl solche Spielerei nicht angebracht oder bald wieder fahren lassen. Ersichtlich wollte man auf der gottgeweihten Stätte etwas stehen haben, das in die Wolken ragte. Je größer aber die Kirchen wurden, je mehr Anbauten sie erforderten, um Raum zu gewinnen, um so höher und mächtiger stiegen die Thürme empor. Zuletzt fühlte man, daß der eine Thurm neben der Gebäudemasse sich abfällig darstelle und setzte im Ebenmaß noch einen Thurm daneben, wie denn zwei Thürme bereits in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts stattlich vor der Klosterkirche zu St. Gallen standen. Es wäre dieses so kostspielige und mühevolle Trachten, die Kirchen mit hohen Thürmen zu schmücken, wunderlich zu nennen, wenn nicht aus der Germanen Zeit die Erinnerung, ja ein inneres Bedürfniß fortgelebt hätte, daß auf religiöser Stätte etwas Hochragendes, das ringsum in der Landschaft schon von Ferne wahrzunehmen, stehen müsse.

4. Großbauten.

Den kirchlichen Gebäuden in Deutschland ist es ergangen, wie beliebten Büchern, die mehrere verbesserte und vermehrte Auflagen erlebten. Die ersten Kirchlein waren kleine dürftige Holzhütten. Nach ein paar Menschenaltern wurden sie durch hochräumige ersetzt, die aber noch lediglich aus Holz bestanden. Im achten Jahrhundert fing man an, Kirchen aus Stein zu bauen, sie waren aber noch selten und werden, wie in St. Gallen, Fulda, Lorsch, besonders hervor-

gehoben. Im neunten und zehnten Jahrhundert folgten alle größeren Abteikirchen in Franken, Schwaben und Baiern nach, im eilften Jahrhundert auch in Sachsen und Oesterreich. Bischof Altmann zu Passau, ein geborner Westfale, der früher Rektor der Paderborner Domschule gewesen, verwandelte zur Zeit Kaiser Heinrich IV. auch in Oesterreich die Holzkirchen in steinerne. Bei jedem Um- und Neubau wurde viel gelernt: man schrieb und sandte weit und breit umher, um stattliche Baupläne und geschickte Baumeister zu erhalten. Sicher aber wurde auch in den Steinkirchen noch massenhaft Holz verbauet, sonst ließen sich die auch später noch häufigen Brände nicht erklären.

Als Karl des Großen berühmter Baumeister Ansegis nach dessen Tode sein eigenes Kloster, also gewiß auf's Beste, erbauete, lautete die rühmende Beschreibung: „Die Mauern bestehen aus sehr starkem und gut bindendem Kalk, rothem ausgegrabenen Sand und gutem Tufstein. Das Gebäude hat in der Mitte einen Söller, der mit sehr gutem Estrich geschmückt ist, und dessen Deckengetäfel sehr edle Malereien schmücken. Oben sind in dem Hause Fenster von Glas angebracht. Der ganze Bau besteht, abgesehen von der Mauer, aus dauerhaftem Eichenholz. Die sämmtlichen Ziegel sind mit eisernen Nägeln oben festgeheftet. Oben und unten hat das Haus Balkenlagen." Bei den Klostergebäuden in Deutschland verwandte man statt der Ziegel meist Schindeln von Eichenholz, und als im neunten und zehnten Jahrhundert reiche Abteikirchen eine Bedachung von Blei oder stückweise sogar von goldschimmerndem Kupfer erhielten, wurde das in ihren Chroniken wohl vermerkt.

Gehen wir nun auf den Baustil ein, so war bekanntlich seine Grundform die Basilika, die schon in Gallien allgemein herkömmlich war und von dorther den Deutschen bekannt wurde. Erst Karl der Große führte auch die Rundkirche ein, zu welcher er das Muster von der Kirche San Vitale in Ravenna hernahm, und zwar nicht ohne es zu verbessern.

Wenn aber die Kirchenbauten auffällig gleichförmig geriethen, wenn aller Orten der Hauptaltar am Ostende stand, die Seitenschiffe die halbe Breite des Mittelschiffs hatten, und das Querschiff fast nirgends fehlte, so hing das zusammen mit der Regelgleichheit, welche das Mönchswesen beherrschte. Was einmal in einer Hauptkirche vor Augen stand, theilte sich von da den benachbarten mit, und es lassen sich darin

Reihen verfolgen, wie von Trier nach Köln, Mainz, Speyer, Weißenburg, Straßburg, sodann von St. Gallen nach Reichenau, Augsburg, Freising, Tegernsee, Regensburg, Passau, Salzburg, Kremsmünster, endlich von Fulda nach Fritzlar, Hersfeld, Paderborn, Münster, Osnabrück, Corwey, Hildesheim, Halberstadt, Gandersheim. Merklich aber ist ein gewisser Abstich, welchen die Kirchengebäude, soweit sächsischer Boden reicht, gegen das übrige Deutschland bilden. Nicht allein fand die Rundkirche Karl des Großen damals, außer zu Ottmarsheim im Elsaß, nur in Köln, Dietenhofen, Lüttich, Nymwegen, Gröningen, Essen, Fulda, also nur in Norddeutschland Nachahmung, sondern die ältesten sächsischen Kirchen haben auch fast durchgehends etwas Burgartiges und Hochgiebliges auf derbem, ja plumpem Unterbau. Weniger noch, als bei den süddeutschen, findet sich bei ihnen eine feine Gliederung und künstlerische Ausbildung im Einzelnen. Man war aller Orten zufrieden, wenn die Grundform, diese freilich mit mathematischer Richtigkeit, durchgeführt war.

Der Antrieb aber, welchen das gesammte höhere Bauwesen in Deutschland durch Karl den Großen erhielt, war maßgebend wie zu größerer Thätigkeit, so auch zur Anwendung von Pracht und künstlerischer Ausbildung. Er ließ zu seinen Kirchen- und Pallastbauten in Aachen, Ingelheim, Frankfurt und Regensburg Säulen, Marmor und Mosaiken, sowie Baumeister und Künstler aus Italien und Frankreich kommen. Auch unter diesen fremden Baumeistern ist Keiner so bedeutend gewesen, daß sein Name überliefert wäre, gleichwie der des Ansegis, der wohl des Kaisers vornehmster Meister und Rathgeber in Bausachen war, oder des Artram in Regensburg, Alfred in Salzburg, Ratgar in Fulda, Winihard und Isenrich zu St. Gallen. Damals wurden in Deutschland Werkstätten aller Art errichtet, wie der Architekt sie wünscht, Bauhütten für die Steinmetze, Guß- und Schmiedehäuser für Gitter, Gießereien für Gläser und Glocken, Werksäle für Maler und Mosaikarbeiter. Jede Kirche müsse ein hohes Prachthaus werden, ausgestattet mit Allem, was zum feierlichen Gottesdienst gehöre, aber auch voll schöner Kunst zur Ehre Gottes und der Menschen, — das war ein Grundsatz, der zu jener Zeit von Ort zu Ort getragen wurde. Jeder höher Gebildete gab sich Mühe, einen Einblick in den Vitruv und Vegetius zu erhalten. Die königlichen Gewaltboten hatten ge-

messenen Befehl, wohin sie nur kamen, die Kirchen genau zu untersuchen, ob der Bau fest und die innere Ausschmückung angemessen sei.

Wie ein Triumphlied tönt Angilbert's Gesang über die Aachener Bauten. „Es müht sich die fleißige Schaar. Ein Theil zerschneidet die für ragende Säulen passenden Steine, thürmt mit Mühe die Burg. Andere wetteifern, Felsblöcke mit den Händen herbeizuwälzen. Sie graben das Hafenbecken aus, errichten die tiefen Grundmauern des Theaters, wölben über den Säulen ragende Kuppeln. Dort suchen Andere nach heißen Quellen, fassen das kochend hervorsprudelnde Bad, gürten mit Marmorstufen den prächtigen Bau. Fort und fort wallt das Wasser auf in dampfender Hitze, entsendet seine Bäche in alle Theile der Stadt. Wieder Andere schaffen mit unsäglicher Mühe einen anmuthigen Tempel für den ewigen König: zu den Sternen empor steigt das heilige Haus mit seinen glänzenden Mauern. Entfernt davon baut ein Theil der Schaar fleißig an den Zimmern der Burg, fügt Marmorblöcke zu festem Verein. Auf Leitern in Reihen geordnet geben Einige die Blöcke hinauf und reichen sie den fleißigen Händen der Bauenden. Andere stemmen sich gegen die Werkstücke und wälzen sie zur Mauer. Gebeugten Nackens, keuchend unter der Last, werfen sie schwere Ballen von den Schultern. Wagen rasseln, und zum Himmel dröhnt wirres Getön..... Andere noch richten Werkzeuge her, schärfen nützliches Eisengeräth, mit welchem der Marmor behauen und die Werkblöcke zerschnitten werden sollen.“ Ein anderer Dichter, der Italiener Ermoldus Nigellus, preiset den Pallastbau in Ingelheim. „Nahe den Fluthen des reißenden Rheinstromes ist der Ort gelegen, geschmückt mit mannigfaltigen Pflanzungen und mit nährender Flur. Dort erhebt sich ein weiter Bau, von hundert Säulen getragen; da sind mancherlei Gänge und vielgestaltige Häuser, tausend Einlässe und Gänge und Tausende von Gemächern, wie sie die Kunst der Meister und die Geschicklichkeit der Handwerker geschaffen.“ Wenn der Dichter sich hier poetische Uebertreibung gestattet, so bekundet das um so mehr, mit wieviel Stolz und Freude man auf die neuen Pallastbauten blickte, die der Kaiser nicht bloß in Ingelheim, sondern auch in Frankfurt, Worms, Tribur, Nymwegen aufführen ließ.

Auch vor Wiederherstellung zerstörter Römerwerke, wie der Rheinbrücken zu Mainz und Köln, schreckte man nicht mehr zurück, ein Beweis, wie weit in kurzer Zeit Kunst und Handwerk in Bauten

vorgeschritten war. Den Gewinn davon hatten noch die folgenden Jahrhunderte, in welchen sich die Anzahl von Prachtkirchen und Pfalzburgen fort und fort vermehrte.

Zwanzigstes Kapitel.

Beginn der Tonkunst.

1. Anlage und Vorübung.

Bach, Händel, Graun, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Weber, Spohr, Wagner, — welch ein hehrer Hymnus klingt aus den Werken dieser Zwölf, ein Hymnus, der über dos ganze Erdenrund dahinwallt und voll austönt bis zu des Himmels Höhen! Nehmen die andern Nationen ihre ganze Zahl, ihre ganze Lebenszeit zusammen, wie wenige hohe Meister der Tonkunst haben sie gegen diese zwölf Deutschen aufzustellen! Doch nur die zwei Italiener Palästrina und Pergolese. Denn wollte man Scarlatti, Orlando, Lully, Rameau, Boiëldieu, Cherubini, Bellini, Rossini, Donizetti, Chopin, Verdi nennen, so würde diese Reihe sogleich verdeckt durch eine zweite deutsche Reihe, wie Ett, Vogel, Marschner, Lortzing, Mendelssohn, Meyerbeer nnd Andere, deren Werke ebenfalls der Kunsthöhe sich näherten.

Ein so einziges Verdienst um die Tonkunst war nicht möglich ohne drei Ursachen. Eine vorzügliche nationale Begabung war Grundbedingung; das angeborene Genie mußte schon von uraltersher geübt sein; endlich mußte in höherer Schule eine lange Ausbildung stattfinden.

Das Erste, Geist und Talent für die Tonkunst, wurde den Deutschen niemals bestritten, auch von Franzosen nicht, selbst in jenen beiden Jahrzehnten nicht, als sie in unserm Lande wie übermüthige Herren schalteten und selbst die deutsche Poesie nur als Nachahmung der ihrigen gelten ließen.

Von einer tausend- und mehrjährigen Vorübung aber, noch ehe die eigentliche Schule begann, ist uns keine andere Kunde überliefert, als daß die Germanen nach dem Zeugniß des Jordanis „zum Klange der Harfen die Thaten der Vorfahren besangen", und daß solche Lieder, „die fast ein geschichtliches Ansehen besaßen", nach Tacitus zurückgingen bis auf den „Ursprung und die Ahnherren des Volkes", also uralt waren. Außer dieser Gewohnheit des Singens und Sagens, das Ekkehard in der St. Galler Klostergeschichte mit concinnare et canere übersetzt, hatte jede germanische Landschaft ihre Volkslieder bei feierlichen Aufzügen, bei jedem Familienfest, im Schlachtensturm, zum Becherklang, bei der Arbeit. Als die Germanen die Römer unter Cäcina zum Rückzug gezwungen, „erfüllten sie bei festlichem Schmause mit fröhlichem Gesang oder trotzigem Getöse die Thäler und wiederhallenden Waldhöhen", berichtet Tacitus. „Was forderst Du", so entschuldigt sich einmal Sidonius Apollinaris, „von mir, daß ein Liebeslied ich der Venus dichte, da ich versetzt bin unter langlockige Schaaren, da ich mit bitterer Miene oft loben muß, was der satte Burgunder singt. Mir versagt die vom Saitenspiel der Germanen verscheuchte Thalia den sechsfüßigen Vers, seitdem sie sehen muß meine siebenfüßigen Beschützer." Und an einer andern Stelle: „Vom Hügel her, der dem Fluße nahe, ertönte ein Hochzeitslied der Germanen, und unter skythischen Gesängen vermählte sich dem blonden Gemahl das ihm ähnliche junge Weib." Wie hübsch beschrieb Ausonius die liederreichen, sanften Moselhügel! „Froh der Arbeit ist das Volk geschäftig; an den Bergen aufklimmend und hinab steigend streiten die Kolonen mit neckendem Zuruf; Scherzlieder den ernsthaften Bauern singt dort der Wanderer, der am Ufer geht, hier der Schiffer auf gleitendem Fahrzeug, und es wiedertönt Fels und rauschender Wald und das Flußthal." Jeder tiefere Eindruck auf das Gemüth, sei es von fröhlichen oder traurigen Ereignissen, suchte sich in Tönen zu lösen. So schrieb der unglückliche Vandalenkönig Gelimer, als er nach dem Verluste der Entscheidungsschlacht hungernd im wilden Gebirge umherirrte: „Da er ein guter Harfenspieler sei, so habe er ein Lied auf das gegenwärtige Unglück gedichtet, und das Lied wünsche er zu den Trauerklängen der Harfe zu singen." Daß sangesfroh die Germanen, das war selbst ihrem Nationalfeinde, Kaiser Julian, aufgefallen, als er schrieb: „Ich sah die Barbaren jenseits des Rheins;

wild tönte das Wort ihrer Lieder, nicht anders, als das Gekreisch heftig schreiender Vögel, und doch haben sie Freude an ihren Gesängen."

So war bei ihnen durch einen Reichthum an Liedern und Tonweisen der musikalische Sinn längst vorbereitet, als im achten Jahrhundert die Schule begann. Diese aber war allein Sache der Kirche. Mehr noch, als die anderen Künste, nahm die Musik ihren Ursprung von gottesdienstlichen Handlungen.

Wie viel von den ersten Anfängen feierlicher Tonkunst Europa aus den Tempeln der Aegypter und Juden überkommen hat, welche Fortschritte den Griechen und auch den Römern zu danken, läßt sich nicht mehr genau feststellen. Schon vor der Sündfluth ließ Jubal musikalische Instrumente ertönen, und mit Harfen, Pauken und Trompeten wurden im Tempel zu Jerusalem die Psalmen begleitet. Die Griechen hatten auch Zithern, Hörner, Flöten und Klarinetten, sowie eine einfache Art von Orgeln, jedoch keine Streichinstrumente: die Wirkung ihres dramatischen Chorgesanges wurde durch Flöten- und Zitherspiel erhöhet. Die sieben Oktaven und verschiedenen Tonarten kannten die Griechen, über einen zweistimmigen Tonsatz aber gingen sie noch nicht hinaus. Gleichwohl zog es ihre Philosophie nicht wenig an, die Gesetze der Musik, den Grund ihres wunderbaren Wesens zu untersuchen. Bei den Griechen hießen alle Künste, die auf das Geistige im Menschen wirken, Musik, im Gegensatz zu Gymnastik, welche bloß den Leib frischt und bildet. Bei den neueren Völkern ist der Name Musik einzig jener Kunst geblieben, die am tiefsten in die Seele hineinfaßt.

Die Römer entnahmen die religiöse Musik, wie so Vieles für ihren Staats- und Gottesdienst, den Etruskern, die dramatische Kunst den Griechen. Die Christen konnten zu ihrer kirchlichen Feier Musik und Gesang nicht entrathen: die religiöse Inbrunst, der Jubel über die Erlösung der Seele, die beseligende Hoffnung auf Himmelswonne, kurz das Unsägliche, fand nur in Tönen seinen Ausdruck. Der Mailänder Erzbischof Ambrosius zu Ende des vierten, und der Papst Gregor der Große zu Ende des sechsten Jahrhunderts sammelten, ordneten, schulten die kirchlichen Gesänge. Auf der Leiter der sieben Töne stieg und senkte sich die Melodie auf und ab, der Rhytmus gab ihr festen Anhalt und Gliederung, vom wohllautenden Zusammenklingen aber mehrerer verschiedener Töne, um durch ihre Vermählung mit

einander Wirkung zu erzielen, von der Harmonie hatte man nur erst eine Ahnung.

2. Pflege.

Nun strebte man von Rom aus, wo sich das Papstthum von römischer Politik hatte durchdringen lassen, unabläßig dahin, in allen Landen, gleichwie in kirchlichen und gottesdienstlichen Einrichtungen, so auch im Kirchengesang die Gleichförmigkeit zum Gesetz zu machen. Sobald Pipin mit dem Papste in engere Verbindung getreten war, verordnete er für sein ganzes Reich die Einführung der römischen Sangweise. Sein Halbbruder, der Bischof zu Rouen war, holte sich von Rom den zweiten Meister der dortigen Sängerschule, und als dieser, nachdem er eine Zeit lang Unterricht gegeben, nach Italien zurück wollte, ließ der eifrige Bischof ihn von einer Anzahl seiner Schüler begleiten, damit sie im römischen Kirchenton gründlich ausgebildet würden. Karl dem Großen aber wurde bei seiner Anwesenheit in Rom bemerklich gemacht, wie von der Weise, die man in der Kirche höre, die fränkische noch immer abweiche. Einheit auch hierin erschien ihm nun höchst wünschenswerth, und wiederum reiseten römische Sangmeister über die Alpen, lehrten in den vornehmsten Kirchen römischen Gesang und bildeten Schüler, die sich über das ganze Reich ausbreiteten.

Die Italiener hegten anfangs geringe Hoffnung von der musikalischen Ausbildung der Deutschen. Macht sich doch der Diakon Johannes über sie lustig, als er in der Lebensbeschreibung des Papstes Gregor des Großen von dessen Sangweise spricht. „Die Süßigkeit dieses Gesanges zu lernen, haben sich unter andern Völkern Europa's besonders die Germanen und die Gallier bemüht, haben sie jedoch, weil sie den Gregorianischen Gesängen etwas hinzuthun.... und wegen ihrer natürlichen Wildheit, nicht rein zu bewahren verstanden. Die alpinen Leiber nämlich, die die Donner ihrer Stimmen tieftönig herausziehen, geben die Süßigkeit nicht richtig wieder; denn die barbarische Wildheit der durstigen Kehle stößt, während sie sich bemüht, den milden Sang mit Modulationen und Trillern vorzutragen, mit einem gewissen natürlichen Getöse harte Töne hervor, wie wenn Lastwagen

mit verworrenem Gepolter über Balken dahin fahren.“ Romanen waren es ja als Völker älterer Kultur gewohnt, die Deutschen etwas roh zu finden, und diese Gewöhnung hat sich bei Franzosen und Italienern noch heute nicht ganz verloren, obgleich ihr einziger Vorzug vielleicht nur noch in einer gewissen allgemeinen Leichtigkeit des Umgangs besteht; denn Deutsche der mittleren und niedern Klassen besitzen im Verkehr unter Freunden zwar Witz und Frohsinn genug, Andern gegenüber aber gerathen sie leicht in Verlegenheit. In der feinsten aller Künste, der Tonkunst, sollten die Deutschen gar bald ihre Lehrmeister übertreffen.

In Metz, St. Amand in Flandern, und in St. Gallen entstanden berühmte Schulen. Im letztgenannten Kloster wird eine ganze Reihe ausgezeichneter Sangeskünstler allein des zehnten Jahrhunderts genannt: drei Notker, Tuotilo, Ratpert, Hartmann, Ekkehard, gerade die Männer, die auch in andern Wissenschaften und Künsten die vorzüglichsten waren. Gern sannen sie über den Geheimnissen der edlen Musika. Wie es in Ekkehard's Klostergeschichte heißt, „waren die Drei, Notker der Stammler, Ratpert und Tuotilo, vom Iren Marcellus, der gleich mächtig in göttlichem und menschlichem Wissen, zu den sieben freien Künsten hingeführt, besonders aber zur Musik. Weil diese Kunst naturgemäßer, als die übrigen und, obschon schwieriger erlernt, in der Ausübung wahrlich lieblicher erscheint, so leisteten sie viel darin. Tuotilo war ein Musiker vor allem auf allerlei Saitenspiel und Rohrpfeifen, denn er unterrichtete auch die Söhne der Edlen auf Saiteninstrumenten in einem vom Abt dazu bestimmten Raum.“ In einem St. Galler Kodex jener Zeit werden uns zwei Arten Instrumente genannt: „die Rotte ist ein Schlaginstrument, ein Saitenspiel, das mit der Hand gerührt wird. Die Rotte hat oben eine bauchartige Erweiterung, die Zither hat unten eine solche Erweiterung... Weil es im Klange der Töne nur sieben Wechsel giebt, und der achte Ton in seiner Beschaffenheit derselbe ist, wie der erste, deshalb sind an der Leier und an der Rotte sieben Saiten. Desgleichen geht auch an der Orgel das Alphabet nicht weiter, als bis zu den sieben ersten Buchstaben.“ Auf einem Bilde, welches dem Psalterium Karl des Kahlen in Paris vorangestellt ist, erscheinen König David und seine Sanggenossen mit den musikalischen Instrumenten der Karolingerzeit.

In keinem andern Lande wurde die Musik, diese unbedingte Herrin über Gemüth und Stimmung, so sehr die Spenderin unsäglicher Wonnen, so sehr die Trösterin im tiefsten Leid, als in Deutschland. Hier empfing sie nun auch ein neues schöpferisches Leben. In St. Gallen legte man den Kirchengesängen neue Bibelstellen und Hymnen unter, vermehrte man den Umfang des musikalischen Ausdrucks, komponirte man unabhängig von der kirchlichen Liturgie und schuf neue Melodien und herrliche Lieder, die noch heute im Gesangbuch stehen. Im flandrischen St. Amand kam Hukbald, der 930 starb, bei seinen Untersuchungen über die Natur des Gesanges auf die Harmonielehre, erfand die Notenlinien und komponirte bereits mehrstimmig. Auch Notkar Labeo, der 1022 starb, hatte über Musik geschrieben, und seinem Schüler Ekkehard wurde acht Jahre später die Ehre, daß in der Kirche zu Ingelheim, als er vor dem Kaiser seinen Chor singen ließ, gleich drei Bischöfe, die früher seine Schüler gewesen, voll Freude herbei kamen und mitsangen; der Kaiser machte ihm darob kostbare Geschenke. Als Guido von Arezzo, der im Jahr 1050 verschied, die Notenschrift erdacht und die volle Verschmelzung von Melodie, Rhytmus und Harmonie durchgeführt hatte, war das Wesentliche für musikalische Aufführung gewonnen. Italienern und Deutschen war dieser Hochgewinn zu danken, und es ist merkwürdig, wie in der Geschichte der Musik das Verhältniß beider Völker sich gleich bleibt, Jene, weil für den sinnlichen Wohlklang ihr Gehör vorzugsweise empfänglich, Diese, weil die Musik der reinste Hauch der Seele und vorzugsweise die Offenbarung des Gemüthes ist.

3. Von Orgeln und Glocken.

Zur selben Zeit, als der römische Kirchengesang nach Deutschland kam, empfing es Orgeln und ließ Glocken von den Kirchthürmen schallen. Orgelklang und Glockenklang, beides wurde recht eigentlich ein poetisches Besitzthum des deutschen Volkes. Wie häufig ertönen nicht Morgen- und Abendglocken aus unsern Gedichten und Erzählungen! Wie viel Ideen hat nicht schon der Orgel harmonischer Donnerhall und ihr sanft schwellender Wohllaut in unsern Kindern erweckt! Nur in germanischen Ländern und in der nördlichen Hälfte

Frankreichs, theilweise auch im slavischen und großrussischen Gebiet, legt man so viel Gewicht, wie in Deutschland, auf herrliches Orgelspiel und wohltönendes Glockengeläute. Die Orgeln kamen aus der Fremde nach Deutschland. Von Byzanz erhielt König Pipin im Jahre 757 die erste, zwanzig Jahre später Karl der Große die zweite Orgel. Der Mönch von St. Gallen erzählt: „Die Gesandten (des byzantinischen Kaisers) brachten allerlei musikalische Instrumente mit. Alles das betrachteten die Werkleute des einsichtigen Karl, ohne sich etwas merken zu lassen, und bildeten es sehr genau nach, vorzüglich aber jenes vortrefflichste aller Instrumente, das vermittels aus Erz gegossener Röhren und vermittels rindslederner Säcke, die durch eherne Pfeifen wunderbar blasen, des Donners Rollen mit starkem Dröhnen und das leichte Geschwätz der Leier oder Cymbel mit süßem Klange nachahmte. So rasch lernte man in Deutschland jetzt das Orgelbauen, daß schon im Jahre 826 man die größte und schönste Orgel der Welt in Aachen aufstellen konnte. Nicht hoch genug kann Ernoldus Nigellus diesen Vorzug rühmen, indem er Ludwig den Frommen ansingt: „Was das mächtige Rom und die fränkische Krone nicht besaßen, das Alles hast Du, Vater, erlangt, in des Herrn Namen. Selbst die Orgel, die niemals früher bei den Franken gebaut wurde, deren stolz sich rühmt jenes pelasgische Land, und durch deren Besitz allein, o Kaiser, Dir der Hof zu Konstantinopel den Vorrang noch bestritt, schmückt nun in Aachen die Pfalz." Kaum war ein Jahrhundert verflossen, als der Papst sich vom Bischof zu Freising eine Orgel nebst Organisten nach Rom erbat.

Woher aber die Glocken? In Italien soll sie im vierten Jahrhundert Bischof Paulinus von Nola eingeführt haben. In Gallien rief das Glockenzeichen die Mönche schon im sechsten Jahrhundert aller Orten zum Gottesdienste. Jedoch mächtiges Glockengeläute hörte man dort noch so selten, daß König Chlotar, als er im Jahr 610 Sens belagerte und plötzlich die Glocken schallten, in Schrecken versetzt wurde. Wann und wie aber entstand der Glocken Brauch in Deutschland? Keine Nachricht giebt es, daß er von außen herstamme. Der Name ist germanisch und blieb es auch in lateinischer wie in französischer Uebersetzung (gloggae und cloches), während die kirchlichen Dinge und Aemter, die mit dem Christenthum nach Deutschland kamen, durchgängig ihre deutschen Namen aus den fremden bildeten. Der

Name Campana aber war nur den ehernen Glocken eigen, die aus campanischem Erz gegossen wurden. Sollten nicht auch zwei andere Bräuche, die sich in dem Maße nur in Deutschland finden, darauf hinweisen, daß Glockenklang hier von ualtersher heimisch war? Den Kühen und Rindern hängt man Glocken an, damit ihr Getön anzeige, wo das Vieh stecke in Wald und Gebüsch, und auf den Bauernhäusern im Alpengebirg, wo sich uralter Brauch am längsten gehalten hat, steht ein Glöckchen, welches die Leute zum Mittag- und Abendessen ruft. So beliebt war der Glockenklang, so gern verband sich mit ihm etwas Geheimnißvolles, daß man der Glocke auf feierliche Weise einen Namen beilegte und Karl der Große es für gerathen hielt, ein Kapitular 789 zu verkündigen, welches lautete: „Man soll Glocken nicht taufen und an Stangen nicht Schriften hängen gegen Hagelschläge". Gleichwie mit dem Einen, verband sich auch wohl mit dem Andern heidnischer, also uralt germanischer Aberglauben.

Aus allem diesen darf man wohl den Schluß ziehen, daß Glockenschmieden in Deutschland schon von ältester Zeit her bekannt war; daß von hier der Brauch ausging, mit Glockenklang zum Gottesdienst zu mahnen, daß aber Glockenguß in Italien, wo man im Erzgießen geübter war, erfunden wurde. Wie bald man aber in Deutschland auch im Glockengießen Fortschritte machte, davon erzählt uns der St. Galler Mönch eine Sage. Beschäftigt bei dem Aachener Kirchenbau „war ein Meister, der in allen Werken von Erz und Glas alle übrigen übertraf. Als nun Tanko, ein Mönch von St. Gallen, eine sehr schöne Glocke gegossen hatte, und der Kaiser ihren Ton nicht wenig bewunderte, sagte jener ausgezeichnete, aber unselige Meister: „Herr Kaiser, laß mir viel Kupfer bringen, daß ich es ganz lauter koche, und statt Zinnes gieb mir soviel dazu nöthig ist an Silber, wenigstens hundert Pfund, so gieße ich Dir eine solche Glocke, daß im Vergleich mit ihr diese verstummen soll." Der freigebigste aller Könige, der sein Herz nicht an die Schätze hing, die ihm zuströmten, ließ sich leicht zu dem Befehl bewegen, man solle ihm alles geben, was er verlangte. Jener Elende nahm das alles und ging vergnügt davon. Dann schmolz und läuterte er das Kupfer, anstatt des Silbers aber that er sorgfältig gereinigtes Zinn dazu, und brachte so in kurzer Zeit von dem gemischten Metall eine Glocke zu Stande, die noch viel besser war, wie jene schöne; dann prüfte er sie und zeigte sie dem Kaiser. Dieser

bewunderte sie sehr wegen ihrer schönen Form und befahl, den Klöpfel darin zu befestigen und sie im Glockenthurme aufzuhängen. Als das ohne Verzug geschehen war, und nun der Küster und die übrigen Kirchner, sowie auch Schüler, die da gerade zur Hand waren, sich nach einander anstrengten, sie zum Läuten zu bringen, aber ganz vergeblich, da wurde endlich der Meister des Werkes und Urheber so unerhörten Betruges ungeduldig und fing selbst an, den Glockenstrang zu ziehen. Und siehe, das Eisen stürzte aus der Mitte heraus und traf mit dem Gewicht seiner Sünden auf seinen Nacken; durch den schon todten Leichnam drang es durch und kam mit den Eingeweiden zur Erde. Das erwähnte Silber aber fand der gerechte Karl und ließ es unter den Bedürftigen an seinem Hofe vertheilen."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Einrichtung des Unterrichts.

1. Erste Schulen.

Die Franken-Epoche wird öfter, namentlich von französischen Geschichtschreibern, als die Zeit aufgefaßt, in welcher das ganze deutsche Volk, von Fremden geführt, in den europäischen Bildungskreis eingetreten sei. Richtig ist das nur in Bezug auf die christlichen Lehren, für alle andern geistigen Beschäftigungen wäre es eine große Ueberschätzung des Hergangs. Wissenschaft kam allerdings damals nach Deutschland, allein sie berührte nur einen ganz geringen Theil des Volkes, sie war nur für Geistliche da und spärlich auch für einige höfische Kreise. Dabei trug das gelehrte Wissen in der fränkischen Zeit einen trockenen und beschränkten, mönchischen Charakter: nur einige höhere und freiere Geister verstanden, es innerlich so zu nähren, daß es schon damals schöne Blüthen trieb. Die eigentliche Lernzeit aber und die Aneignung des geistigen Guts, welches der griechisch-

römischen Welt zu danken, kam erst unter den Ottonen, Saliern und Hohenstaufen, und reichlicher und kräftiger noch in der Zeit der Städteblüthe. In der fränkischen Zeit war Alles noch im Werden, und wir haben uns hier zu beschränken auf einen Ueberblick über den Bildungsstoff, welchen, und die Gestalt und Weise, in welcher ihn Deutschland damals in sich aufnahm. Denn es handelt sich wesentlich darum, die fruchtbare Bodenmischung zu erkennen, aus welcher später der Hochwald deutscher Wissenschaft emporwuchs.

Die germanische Kultur, die in den Erschütterungen der Völkerwanderung innerlich gebrochen war, konnte Jeder, der aufmerken wollte, in der Merowinger Zeit sich langsam zersetzen und zerbröckeln sehen, und geistige Leere machte sich mehr und mehr fühlbar. Wo aber hätte man damals schon so viel Verstand und Bescheidenheit gehabt, sich zur Schule nnd zum Lernen zu entschließen! Rhetorenschulen, in denen man alles Mögliche lernte, besonders die hochgeschätzte Kunst, zierlich zu schreiben und vorzutragen, bestanden zwar noch in allen Ländern, wenigstens in den Hauptstädten; sie dienten aber hauptsächlich den Romanen: Germanen liebten es nicht so sehr, hinein zu gehen.

Von den Ostgothen hat Prokop ein sprechendes Geschichtchen überliefert. Des großen Theodorich Tochter Amalaswintha ließ ihren Sohn, den achtjährigen Thronerben, nach der Weise adliger Römer erziehen und von einem Lehrer unterrichten. Da „versammelten sich die vornehmen Männer, gingen zu Amalaswintha und klagten: der König werde nicht richtig erzogen, Kenntnisse lägen weit ab von der Mannestüchtigkeit, und die Lehren alter Männer führten meist zu Feigheit und Kleinmuth. Wer dereinst durch Kühnheit sich hervorthun und großen Ruhm gewinnen wolle, müsse, frei von der Furcht vor Zuchtmeistern, sich in Handhabung der Waffen üben. Sie führten an, wie Theodorich niemals zugelassen, daß irgendwo Gothen ihre Kinder zum Schulmeister schickten; er habe zu Allen gesagt, daß Diejenigen, die vor der Peitsche sich hätten fürchten gelernt, nimmermehr fähig sein würden, vor Schwertern und Lanzen sich muthvoll zu erweisen.“ Diese Meinung theilten auch die Franken: soviel Einzelheiten Gregor von Tours von ihnen geschwätzig erzählt, weiß er doch nur die Könige Chilperich I., dessen Sohn Chlotar IV. und Theudebert I. als Freunde der Wissenschaften zu nennen. Von Chilperich

berichtet er, wie dieser König ihm in die Theologie habe hinein pfuschen wollen, wie er lahme und hinkende Verse gemacht, da er lange und kurze Silben verwechselte, und wie er Hymnen und Meßgesänge verfaßt habe, die durchaus unbrauchbar gewesen.

Stand es aber so in Italien und Gallien, den alten Kulturländern, was ließ sich in den germanischen Wäldern für die Wissenschaft erwarten? So gut wie nichts. Hier und da mochte sich in den größeren Rheinstädten ein Rhetor versuchen; ob er Glück hatte, war höchst ungewiß. Eher bekam er in den Pfalzen der Könige zu thun, denn man mußte aus den Edelknaben Referendare für die Kanzleigeschäfte heranbilden. In Trier wird schon in der frühesten Zeit eine Pfalzschule erwähnt. Wohl aber war schon für die Merowinger Zeit ein großer Erwerb zu verzeichnen, weil er die Gewähr künftiger Leistungen in sich trug. In den alten Bischofsstädten, die in Deutschland schon bald nach Chlodwig wieder auflebten und dann weiter und weiter nach Osten hinein entstanden, sowie in der großen Anzahl Manns- und Frauenklöster wurden dauernde und unverrückbare Sitze gewonnen, an denen das geistige Kapital von Jerusalem und Konstantinopel, Athen und Rom niedergelegt wurde, und wo, um wenigstens etwas von diesen Schätzen zu genießen, sich immer wieder Forscher und Schriftsteller, Lehrer und Schüler ansammelten. Es war damals ungefähr so, wie noch heutzutage im Morgenland. Tritt man aus dem Raublärm ringsumher in die stillen Klostermauern, so athmet der Geist Ruhe und Frieden ein, immer sind ein paar Männer da, die geistige Beschäftigung lieben. Jedes Bisthum und Kloster brauchte jungen Nachwuchs, dieser mußte lesen und schreiben lernen und für den Kirchendienst eingeschult werden: hier ergaben sich also immer Ansätze zu Bildungsanstalten. Mochten ihrer anfangs noch so wenige und sie noch so unbedeutend sein, mit jedem Jahrhundert wuchs doch ihre Zahl und Regsamkeit.

Die irländischen Mönche konnten bei ihrem leichtlebigen sprunghaften Wesen in Deutschland keine wohldurchdachte Einrichtung der Studien gründen, aber sie zündeten doch lockende Lichter des Wissens an. Grundlegend, weite Ziele verfolgend, gingen die Angelsachsen zu Werke. In Britannien muß, als das Römerreich zerfiel, von seiner Kultur, weil erst spät eingepflanzt, noch ein junges und lebenskräftiges Stück übrig geblieben sein, das die Angelsachsen anlächelte. Da sie

mit der Eroberung des Landes bald fertig waren, und der einfache Zuschnitt ihrer kleinen Königreiche Zeit und Kräfte nur mäßig in Anspruch nahm, so warfen sie sich darauf, jener Bildung habhaft zu werden. Deshalb fand das Christenthum auf ihrer Insel so rasches und reiches Gedeihen. In den zahlreichen Klöstern trieb Alles mit rüstigem Eifer ausgebreitete Studien, hier hatte man nicht nur seine Wonne an hübschem Latein und geistreichen Verslein, sondern hier konnten auch Männer wie Bonifaz und Beda gedeihen, zu welchen man im ganzen Mittelalter in Deutschland ehrfürchtig emporblickte. Die Angelsachsen, denen ja auch die Rettung einer der herrlichsten Dichtungen des germanischen Alterthums, des Beowulf, zu verdanken, gaben in der fränkischen Zeit all den Stämmen ihres Mutterlandes ein schönes Vorbild, gleichwie sie in der Neuzeit uns ein Vorbild geworden in gescheidter Weltpolitik, mit welcher sich nicht gerade die rauhe Selbstsucht der Engländer zu verbinden braucht. Gleichwie sich aber das Nibelungenlied zum Beowulf verhält, so verhielt sich im Mittelalter und in der Reformationszeit in weltgeschichtlichen Aufgaben und Leistungen das deutsche Volk zum englischen. Die große Zeit der Engländer begann erst, als deutsche Schiffe und Seeleute im Solde Englands gegen die spanische Armada gekämpft hatten.

Schon vor Bonifaz sind vereinzelt angelsächsische Glaubensboten über die Nordsee gefahren, und weil sie Jünger brauchten, mußten sie Schule halten. Als nun auch Bonifaz nach Deutschland kam, erkannte er deutlich, daß, wenn hier das Christenthum durchdringen solle, man einen Stamm von Volkslehrern bilden müsse, und alsbald setzte sich seine ungewöhnliche, unermüdliche Thatkraft in Bewegung. Er berief aus England eine lange Reihe von gelehrten Männern und Frauen „aus verschiedenen geistlichen Graden“ und vertheilte sie auf deutschem Boden als Lehrer und Lehrerinen. Chunigilt und ihre Tochter Berthgit waren Meisterinen in Thüringen, Chunitrud in Bayern, Thekla am Main, Leobgyth, eine Verwandte von Bonifaz, zu Bischofsheim an der Tauber. Von der Letztern, die „von kleinauf in der Grammatik und andern freien Künsten“ unterrichtet war, heißt es: Bonifaz „bestimmte sie zur geistlichen Mutter der Jungfrauen und übertrug ihr das Kloster Biscofesheim, wo eine nicht geringe Anzahl der Mägde Gottes versammelt wurde, die nach dem Beispiel der seligen Lehrerin in den Lehren der himmlischen Weisheit unterrichtet

und die durch ihren Unterricht so ausgebildet wurden, daß mehrere von ihnen späterhin der Anderen Lehrerinen wurden, so daß es in jenen Landen keine oder nur sehr wenige Frauenklöster gab, welche nicht ihre Schülerinen zu Lehrerinen verlangten." Diese Frauen aus England konnten auf das Zierlichste Verse machen und in Goldschrift schreiben, lasen fleißig die Kirchenväter, wußten die Hauptsatzungen der Konzilien herzusagen, und waren auch geschickt im Berechnen der richtigen Zeit der Kirchenfeste, worauf man damals, als noch so Vieles ungewiß, ungemeinen Werth legte.

Soweit sein großer Einfluß reichte, — er war ja über zwanzig Jahre lang Erzbischof von Mainz und Ordner und Berather der andern deutschen Bisthümer, — sorgte Bonifaz, daß Dom- und Klosterschulen wohl bestellt wurden, und betrieb auch, daß diese Schulen wohl besucht wurden. Wohin er kam, regte er Eltern und Vormünder an, die Jugend ausbilden zu lassen. Da er einen beträchtlichen Theil des Jahres auf Reisen war, und in den meisten Schlössern dem berühmten und mächtigen Manne hörsame Gefügigkeit entgegenkam, so „fingen", wie es in seiner Lebensbeschreibung von seinem Schüler Sturmi heißt, „die Adligen an, wetteifernd Bonifaz ihre Kinder zur Erziehung zum Dienste Gottes zu übergeben". Seine Schüler aber wurden wieder Missionsvorsteher, Aebte und Bischöfe, die genöthigt waren, Schulen zu gründen, und ihr Erfolg war nicht wenig ihrer angelsächsischen Lehrweise zu verdanken, die den Deutschen als etwas Nationalverwandtes eher einging.

2. Ausbreitung des Wissens.

So fand Karl der Große das Feld vorbereitet, auf welchem er zu weit greifender Arbeit seine mächtige Kraft einsetzte. Dies geschah mit aller Entschiedenheit, sobald er sein schwerstes Werk, die Bezwingung der Sachsen, vollendet glaubte. Jetzt erschien das Reich nach außen fest begründet, jetzt begann er es innerlich zu ordnen und die Bevölkerung geistig zu erleuchten. Er hatte, wie jeder geniale Mensch, der von Geist und Körper kerngesund, Lust und Liebe zu den verschiedensten Aufgaben, war ein Staatsmann höchster Art, findig, durchgreifend, die Zeit geduldig abwartend, — ein Feldherr von militärischer

Klugheit, — ein großer wirthschaftlicher Verstand, — und bei alledem erfaßt von tiefer Begierde, die dunkeln Räthsel des menschlichen Daseins durch Wissenschaft aufzuhellen, ein wahrhaft hoher Mensch, der eben deshalb noch selber gerne lernte. Alkuin schrieb für ihn in Gesprächsform Lehrbücher der Rhetorik und Dialektik. Ein Gemälde aus der berühmten Bibel auf der San Calisto-Bibliothek zu Rom, das auch als Trachtenbild Werth hat, zeigt uns den Kaiser auf dem Throne, zur Rechten die Waffenträger mit Schwert, Schild und Lanze, zur Linken die Kaiserin mit einer Hofdame. Als die vier Tugenden, die ihn zum königlichen Herrscher der Erde befähigen, werden in einer Unterschrift genannt Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Tapferkeit, und diese sind dargestellt durch die vier Gestalten über dem Throne, denen zwei Engel die himmlische Weihe geben.

Karl hatte aber auch die Gabe, etwas von dem, was in ihm selber innerlich trieb und lebte, Jedermann mitzutheilen, der mit ihm in Berührung kam, und dadurch persönlich bis in die weitesten Kreise zu wirken. Einem Erzbischof schrieb der Kaiser: „Während Du voll Eifer und unter dem Beistande des Herrn die Seelen der Gläubigen zu gewinnen strebst, erscheint es uns sonderbar, daß Du auf den Unterricht des Klerus selbst in den Wissenschaften keine Sorgfalt verwendest. Du siehst im Innern Deiner Untergebenen finstere Unwissenheit, und obgleich Du mit dem Lichtstrahl der Bildung ihren Sinn erleuchten kannst, läßt Du Jene doch in Blindheit und Finsterniß wandeln.“ An den Fuldaer Abt Baugulf richtete Karl einen Brief, der von allen Bischöfen und Aebten gelesen werden sollte: „Wir haben mit unsern Getreuen erwogen, wie nützlich es sei, daß in den Bisthümern und Klöstern, die mit Christi Hilfe zu leiten unsere Pflicht ist, — abgesehen von Ordnung des klösterlichen Lebens und Brauch der heiligen Religion, — Alle, die durch Gottes Gnade zu lernen vermögen, nach eines Jeden Fähigkeit mit den Wissenschaften sich beschäftigen sollen. Denn wie ein regelrechter Wandel die Reinheit der Sitten, so möchte auch anhaltendes Lehren und Lernen die Rede ordnen und schmücken, so daß, wer durch rechten Lebenswandel Gott gefallen will, nicht verabsäume, ihm auch zu gefallen durch rechte Rede.“ Ein Nachklang aus den Rhetorenschulen läßt sich in diesen Worten noch vernehmen, und der Kaiser erklärt dem Abte weiter: öfter bekomme er aus Klöstern Briefe, und in fast allen sei die Gesinnung gut, die

Form aber wenig gebildet; denn was das fromme, treue Herz sage, das vermöge wegen vernachlässigten Unterrichts die ungeübte Sprache ohne Fehler nicht auszudrücken; deshalb sei zu fürchten, es könne auch am rechten Verständniß der heiligen Schrift fehlen.

Ausdauernd und immer kraftvoller hielt der Kaiser darauf, den alten und jungen Klerus zu nöthigen, sich höhere Bildung zu erwerben. Untersuchung und Prüfung durch Bischöfe und Sendboten, Belohnung, Strafen, Zurechtweisungen waren die Mittel. Selbst die alten Mönche mußten noch an den Schultisch. Nur Solche erhielten Bisthümer und Abteien, welche durch Kenntnisse glänzten und Amtseifer für den Unterricht gezeigt hatten. Kirchenobern, die zur Hebung ihrer Schulen Geldmittel bedurften, wandten sich niemals umsonst an den Kaiser.

Drei Richtungen aber treten in dem gelehrten Kreise, der sich um Karl den Großen sammelte, besonders hervor, die Richtung in's Geistige, Hohe und Freie zuerst, sodann die stätige Bezugnahme auf das unmittelbar Praktische, endlich die Sorge für Volksbildung im Allgemeinen.

Wohl blieb, was die christliche Religion lehrte, unantastbar für die Forschung, man hatte ja das Christenthum eben erst gewonnen, und kein Zweifel regte sich. Aber Christenthum und Wissenschaft faßte man auf als Ein- und Dasselbe: Gotteserkenntniß war Eindringen in des Weltalls Geheimnisse, und in den Worten der heiligen Schrift lagen die Tiefen der Weisheit verborgen. „Weißt Du, was das bedeutet?“ Diese ächt germanische Frage, die noch heute wie einst in der Edda in den Räthselspielen unserer Jugend ihre Rolle hat, kehrte in Alkuin's und seiner Genossen Lehrweise unzählig oft wieder, um in den tieferen Sinn der Worte und Sätze einzudringen.

Man wies deshalb auch keineswegs zurück, was die alten Heiden geforscht und gedichtet hatten. Hatte doch ein Kirchenvater, — Hieronymus selbst — gesagt: Durch das weltliche Wissen müsse man erst den Grund legen für das höhere, — und Augustin: das Silber und Gold der heidnischen Literatur müsse man sich aneignen und den Ballast von Aberglauben und unnützer Gelehrsamkeit liegen lassen.

Nicht aber verharrte man in stolzer wissenschaftlicher Einseitigkeit, sondern was gedacht und studiert wurde, das geschah für das bürgerliche Leben, für Umbildung und Sittigung des Volks, für reineres Christenthum. Kunst, Wissenschaft, Staats- und Kirchenwesen flossen

in einander, und es war nicht bloße Liebhaberei, daß Männer, wie Alkuin und Einhard, Tuotilo und die Notker und Ekkehard, in Künsten und Wissenschaften zugleich zu Hause waren.

Deshalb that man auch noch einen großen Schritt weiter: Bildung sollte aller Welt zufließen. Den Stifts- und Klosterschulen wurde empfohlen, auch Knaben und Mädchen aufzunehmen, die weder Nonnen noch Mönche noch Priester werden wollten. Selbst jeder Pfarrer sollte in seinem Hause Schüler haben, die ihn für Nothfälle im Gebet und Kirchengesang ersetzen könnten. Eine allgemeine Christenlehre wurde angebahnt. Die Seelsorge sollte auch darin bestehen, daß die Geistlichen Kindern und Erwachsenen das Vaterunser und das katholische Glaubensbekenntniß erklärten. Wer fortan Pathe werden wollte, sollte erst sich ausweisen, daß er Beides auswendig könne und verstehe.

Dies waren schon gute Anfänge zur Volksschule, denn die christlichen Grundlehren führten reichen Stoff zum Denken in Gemüth und Geist ein. Die Gesetze Karl des Großen aber begnügten sich nicht damit, sondern verlangten geradezu von Allen, daß sie lesen und schreiben lernten. Das Kapitulare von 802 gebietet: „Jeder soll seinen Sohn zur Erlernung der Buchstaben schicken, und dieser soll mit allem Fleiß dabei verharren, bis er wohl unterrichtet ist.“ Und zu dieser allgemeinen Pflicht des Lesenlernens fügt drei Jahre später ein anderes Kapitulare hinzu: alle Kinder sollten in der Schule richtig rechnen und das Nöthige der Arzneikunde lernen. Und wie man diese Gebote wirklich auszuführen suchte, darüber belehrt uns ein Ausschreiben des Bischofs von Orleans: „Die Priester in den Dörfern und Weilern sollen Schulen halten, und wenn einer der Gläubigen seine Kinder zur Erlernung der Buchstaben ihnen anvertrauen will, so sollen sie sich nicht weigern, sie aufzunehmen, sondern sie mit der größten Liebe belehren.“ Also in voller Wahrheit der Plan, für das gesammte Volk ein Unterrichtswesen einzurichten, indem man dasselbe unmittelbar an die Staats- und Kirchengewalt anlehnte.

3. Feststellung der Schulordnung.

Allem Anscheine nach waren dies Versuche auf gut Glück: die Zeit war gewiß noch nicht reif dafür, und der Rückschlag ließ nicht

lange auf sich warten. Des großen Kaisers Nachfolger war ein mönchisch gesinnter Mann, Leute ähnlicher Denkungsart wurden seine Rathgeber, strenge Zucht schien ihnen nöthiger, als Ausdehnung des Wissens. Ein finsterer Geist schritt durch die Klöster und mahnte vom frühen Morgen bis in die Nacht zum Beten, zum Fasten, zur Handarbeit. In einem Kapitular von 817 wird den Mönchen vorgeschrieben, „mit eigenen Händen sich ihre Suppe zu kochen und ihre Kutten zu waschen; das Baden wird ihnen beschränkt; das Kleidermaß genau vorgeschrieben; Geflügel sollen sie nur zu Weihnachten und Ostern bekommen, Obst und Milchspeise nur während der Mahlzeit. In den großen Fasten dürfen sie nur lesen, was ihnen der Prior gibt; Schulen sollen im Kloster nicht mehr bestehen, außer für die Knaben, die selbst zum Mönchthum bestimmt sind; diese aber sollen niemals Fleisch essen, es sei denn in Krankheitsfällen."

Es mußte sich bald zeigen, wohin diese lächerliche Strenge, diese Abweisung der Studien führte. Zwölf Jahre später baten die Bischöfe den Kaiser flehentlich: er möge doch, seines Vaters Beispiel folgend, wenigstens an drei Orten des Reiches öffentliche Schulen errichten, — und ein allgemeines Ausschreiben der Bischöfe lautete: „Einstimmig haben wir beschlossen, daß jeder Bischof von jetzt ab größeren Eifer auf Unterhalt von Schulen und auf Vorbereitung und Erziehung von Solchen, die zum Nutzen der Kirche Christi dienen sollen, verwende. Und darin wollen wir den Eifer eines Jeden erproben, daß, wenn die Bischöfe zur Provinzialsynode zusammentreten, jeder derselben seine Schulmeister auf selbigem Konzil zugegen sein lasse, damit Diese auch den andern Kirchen bekannt werden, und sich das einsichtsvolle Bemühen um den Gottesdienst Allen offenbare."

Es bekundet dies Alles, wie sehr der geistige Aufschwung, der die zweite Hälfte der Regierung Karl des Großen verschönte, nachgelassen hatte. Jedoch das heilige Feuer erlosch nicht ganz, in der Stille übertrug der Eine es auf den Andern, und es glühete fort, wenn auch von Asche halb bedeckt. Wir können noch jetzt die lange glänzende Kette von Lehrern und Schülern verfolgen, in welcher sich ein Glied an das andere reiht. Unter Alkuin's Jüngern ragen Zwei hervor, Rhaban, der Abt zu Fulda, und Grimald, der Vorsteher von Ludwig des Deutschen Kanzlei und Hofschule, auch Abt zu St. Gallen. In Rhaban's Schule bildeten sich Walafried, Abt von Reichenau,

Otfried zu Weißenburg, der Verfasser des „Christ“, Samuel, Bischof von Worms, Haimo, Bischof von Halberstadt, Werincher und Hartmut zu St. Gallen. In Grimald's St. Gallen aber fand sich eine Reihe berühmter Lehrer ein, als da waren, Iso, der Ire Moengal oder Marcellus, Notker Balbulus, Tuotilo, Ratpert. Jeder dieser Männer zog fähige Köpfe heran, auf die er sein Wissen und seine Lehrart übertrug, wie Walafried auf Ermenrich, Notker auf Salomon, den spätern Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz und seinen Bruder Waldo, und als es mit Ratpert zum Sterben kam, umstanden ihn vierzig Domherrn, alle seine Schüler. So fehlte es in den meisten Hauptklöstern und Bischofsstädten nicht an Lehrern, die ernstlich fort und fort die Studien betrieben, und es stellten sich allmählig nach den bisherigen Erfahrungen die Grundzüge des Unterrichts fest.

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts hatte zu Rom ein Gelehrter aus Afrika, Martianus Capella, ein Universalbuch verfaßt, in welchem er abwechselnd in Prosa und Versen alles Wissen in sieben Abtheilungen zusammenstellte. Das übersichtliche Buch gefiel allgemein, man nannte die sieben Abtheilungen des Martianus die sieben freien Künste, septem artes liberales, denn ars oder Kunst umgriff alles Können, und freie oder liberales nannte man sie, um auszudrücken, daß sie dem gebildeten freien Manne, dem Gentlemann, wohl anständen, während die artes serviles, d. h. Handwerk und mechanische Künste, nur für Leute von unfreiem Stande passend erschienen. Die beiden gelehrten Staatsmänner im Ostgothenreich, Kassiodor und Boethius, die sich nach Theodorich's Wunsche ernstlich um ein geordnetes Schulwesen bemüheten, nahmen jene Eintheilung im Wesentlichen an, suchten ihr gemäß die Schulklassen einzurichten, und schrieben Lehrbücher dafür. Die drei unteren Klassen hießen das Trivium und umfaßten Grammatik, Rhetorik, Dialektik, weshalb man noch heute mit dem Worte trivial ein niederes Wissen bezeichnet. Denn höher erhob sich das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie. Wer dieser sieben freien Künste Meister war, dünkte sich auf der Höhe des geistigen Wissens und Könnens. Wollte Einer noch eine Fachwissenheit besonders betreiben, oder das ganze Werk eines Dichters gründlich durchnehmen, so suchte er irgendwo einen Lehrer auf, der darin einen berühmten Namen hatte. Schon Gregor von Tours schreibt im Höflichkeitsstil seiner Zeit an einen Kollegen wie

folgt: „Sollte Dich, o Bischof Gottes, unser Martianus in den sieben freien Künsten unterwiesen, Dich nämlich in der Grammatik haben lesen lernen, in der Dialektik streitige Sätze scharf auffassen, in der Rhetorik die Arten der Versmaße erkennen, in der Geometrie das Maß von Flächen und Linien berechnen, in der Astrologie der Gestirne Lauf beobachten, in der Arithmetik die Theile der Zahlen verbinden, in der Harmonie die Melodie der Töne mit dem lieblichen Rythmus der Gedichte in Uebereinstimmung bringen, und solltest Du in allem Diesen so bewandert sein, daß Dir unser Stil bäuerisch erschiene, dennoch bitte ich Dich, daß Du nichts von dem wegnimmst, was ich geschrieben habe.“ Jene Ordnung der sieben Klassen wurde nach und nach in allen Mönchs- und Domschulen durchgeführt.

Da man nun von diesen Schulen die Knaben und Mädchen, die sich ausbilden, jedoch nicht Mönche und Nonnen werden wollten, auf die Länge nicht zurückweisen konnte, — das hätte ja der Anstalt Mißgönnen eingebracht und Einkünfte entzogen, — so wurden die weltlichen Schüler wenigstens von dem jungen Nachwuchs des Klosters streng geschieden, sowohl in Kost und Wohnung, als im Unterricht. Jede Gruppe erhielt ihr eigenes Gebäude. Die Zöglinge der weltlichen oder äußern Schulen wurden etwa gehalten, wie in unsern Anstalten Diejenigen, die für Kost, Wohnung und Unterricht zahlen. Der Andern Aufnahme geschah unter förmlicher eidlicher Erklärung (Profeß), Mönch oder Nonne zu werden, und wenn die Zöglinge noch ganz jung waren, so unterschrieb Vater oder Vormund für sie die Profeßformel; dann wurde diese nebst der Hand des Kindes mit dem Altartuch umwickelt und das Kind, das erst vier bis sieben Jahre alt war, solcher Gestakt „Gott geopfert“ und in die Kutte gesteckt. Die armen kleinen Mönchlein oder Nönnlein waren in der That, was ihr Name besagte „Geopferte“, oblati. Bezüglich der Nonnen hatte der Reichstag von 817 vorgeschrieben: Die Aebtissinnen sollten nur ehrbare Mädchen aufnehmen und nur dann, wenn zu ihrem Unterhalt Vermögen genug vorhanden. Es wurde von den weiblichen Novizen erwartet, daß sie dem Kloster ein angemessenes Stück Vermögen mitbrächten, und besonders beliebt waren als solches Bücher. Die künftigen Weltgeistlichen konnten ihre erste Erziehung auch in einer äußern Klosterschule erhalten, gewöhnlich aber besuchten sie mit andern Knaben die Stifts- oder Domschule.

Die Jünglinge, welche den Hofschulen übergeben waren, hießen commendati Anbefohlene, oder nutritii Zöglinge. Unter Ludwig dem Deutschen stand die Hofschule, bei Antrieb und Leitung seines ausgezeichneten Kanzlers Grimald, noch in Blüthe. Später aber sank in den Reihen der vornehmen Jünglinge an den Höfen allmählig die Freude an Literatur und Gelehrsamkeit: um so eifriger verlegten sie sich wieder nach alter Weise darauf, sich in den Waffen zu üben, höfische Sitte zu lernen, und sich zu Offizieren nnd Beamten tüchtig zu machen.

Von eigentlicher Volksschule war keine Rede mehr: statt ihrer diente die Christenlehre der Jugend, die in der Pfarrkirche Statt hatte und mit dem Auswendiglernen des Vaterunsers und Glaubensbekenntnisses begann und mit dem Beichtunterricht schloß. Das Amt des Schullehrers und Volkslehrers floß in einander. „Nach Korvey wurde der Diener Gottes Anskar mit andern Klosterbrüdern geschickt, damit er dort das Amt eines Lehrers verwalte. Hierin wirkte er mit soviel Beifall, daß er nach allgemeiner Wahl auch öffentlich in der Kirche das Wort Gottes dem Volke predigen mußte. So wurde er sowohl der erste Lehrer an der Schule des Ortes als auch der Prediger der Gemeinde."

Im Kloster lernte man das Lesen am Psalter und Evangelium. Davon „sollte zugleich jedes Kind soviel als möglich im Gedächtniß behalten." War auch in der schweren Kunst des Schreibens ein glücklicher Anfang gemacht, so wurde gelehrt, wie die verschiedensten Aufsätze zu verfassen. Dann ging es an die sogenannten sieben freien Künste. Die künftigen Mönche und Priester mußten auch wissen, wie man die Kirchenzeiten berechnete, und die Stifts- oder Klosterregel auswendig hersagen; dann kamen an die Reihe das Meßbuch, der Beichtspiegel, die Lektionen für das Kirchenjahr, die Lebensbeschreibungen der Heiligen; zuletzt eine Reihe von Predigten und Pastoralbriefen. Zu Ende des zehnten Jahrhunderts trat auch das Kirchenrecht hinzu. Das Wesentlichste dieses Lehrstoffes werden wir uns noch näher vergegenwärtigen.

Da sich die Werke der alten Heiden bei dem Unterricht nicht entbehren ließen, hatte man seine Noth, Unpassendes darin auszuscheiden. Rhabanus Maurus sagte darüber: „Wenn wir die Gedichte und Schriften der Heiden des Redeschmucks wegen lesen wollen, so

müssen wir es halten, wie mit der Gefangenen, von welcher das fünfte Buch Mosis redet, wo als Gottes Befehl verkündigt wird, daß ein Israelite, der sie zum Weib nehmen wollte, ihr zuvor die Kleider herabthue, die Nägel beschneide und die Haare abscheere und sie erst dann, nachdem sie rein geworden, ehelichen sollte. . . . . . So sollen auch wir es halten, wenn wir heidnische Dichter lesen, wenn in unsere Hände Bücher weltlicher Weisheit gelangen. Finden wir darin etwas Brauchbares, so prägen wir uns dasselbe ein. Was dagegen Schädliches darin steht, von Götzen, von sinnlicher Liebe, und von der Sorge um irdische Dinge, das schaben wir weg, streichen wir aus und schneiden es mit dem schärfsten Messer weg. Davor müssen wir uns aber besonders in Acht nehmen, daß diese unsere Freiheit nicht den Schwachen zum Anstoß gereiche und nicht ein schwacher Bruder zu Falle komme, wenn er sieht, daß wir uns mit heidnischen Werken befassen."

Das schrieb derselbe Abt von Fulda, dessen Schulen sich ebenso, wie in erster Reihe die Lehranstalten zu St. Gallen, Reichenau, Hersfeld, Korvey, in zweiter Reihe Hirschau, Weißenburg, Mainz, Prüm, Trier, Tegernsee, in dritter Reihe noch mehrere andere, durch wissenschaftlichen Geist auszeichneten. Denn auch das muß unter den Verdiensten vieler Vorsteher der Dom- und Klosterschulen hervorgehoben werden, daß im neunten und zehnten Jahrhundert ein wissenschaftliches Arbeiten in Deutschland begann. Man gab sich nicht mehr dem Reiz und der Schönheit der alten Dichtwerke hin, aber man wandte sich ab von den hohlen Blendmitttteln der Rhetorik, trieb dagegen fleißig alte Sprachen und Bibelerklärung, verfaßte Wörterbücher, und suchte in das Wesen der Grammatik und des Kirchengesangs einzudringen. Insbesondere sind wir jenen Mönchen noch dankbar dafür, daß sie die Werke der Alten sowie die heiligen Schriften einer gründlichen Textkritik unterzogen, soweit sie bei den damaligen Kenntnissen und Hilfsmitteln überhaupt möglich war.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schrift und Aufsatz.

1. Schreibstoffe.

Zu den ersten Uebungen im Schreibzimmer (Scriptorium) benützte man entweder die Schreibschindeln — dies waren Holztäfelchen, auf welchen mit Tinte oder Kreide geschrieben wurde, — oder Griffel und Schiefertafel; am besten aber paßten dazu die Wachstafeln. Man nahm dünne Täfelchen von hartem Holz, in welchem die mittlere Fläche auf der einen Seite in größerem oder kleinerem Viereck ebenmäßig vertieft und mit festem dunklem Wachs wieder ausgefüllt wurde. Ein Rand erhielt Löcher, durch die man Lederstreifen zog und die Tafeln zusammenband, in der Weise, daß die inneren, wachsüberzogenen Seiten gleich Papierbogen zusammenklappten. In das Wachs wurde mit einem Griffel (graphium) von Bein oder Metall die Schrift eingeritzt, und wenn sie ihren Zweck erfüllt hatte, ausgelöscht, indem man das Wachs wieder glatt strich. Jeder Schreiber in der Kanzlei und jeder Lehrer in der Schule hatte die Wachstafel am Gürtel hängen. Notizen, Rechnungen, Entwürfe zu Briefen und Urkunden kamen zuerst auf die Wachstafel. Karl der Große hatte sie stets unter dem Kopfkissen, um in müssigen Stunden die Hand an das Formen der Buchstaben zu gewöhnen, eine Bemühung, die ihm, weil zu spät begonnen, nicht recht gelingen wollte.

Der Schreibunterricht fing nämlich damit an, daß Buchstaben und Zeilen mit kräftigen Zügen in die Wachstafeln eingegraben wurden. Dann mußten die Schüler mit dem Griffel darin so oft nachfahren, bis sie sich getrauten, die Buchstaben nachzubilden. Wer darin nicht fleißig war, bekam das ägyptische Sprüchwort zu kosten: „Eines Buben Ohren sind auf dem Rücken", oder, wie in einer Weingarter Handschrift des zehnten Jahrhunderts steht: „Schreibst Du nicht gut, schreibe ich mit Ruthen Dir auf den Rücken, daß Du mir absingst Ux! Ux! das jammernde Liedlein!"

Wer aber schreiben konnte, nahm Feder und Tintenhorn nebst Papier oder Pergament zur Hand. Der erstgenannte Schreibstoff hat bekanntlich seinen Namen von dem Binsengewächs Papyrus, das noch in dem Flüßchen bei Syrakus seine Halmbüschel erhebt, und aus welchem schon in den ältesten Zeiten Schreibstoffe dadurch bereitet wurden, daß man aus dem Zellgewebe, das sehr gleichartig den Schaft anfüllt, dünne Schichten ausschnitt, diese in Reihen neben und über einander legte und mit Nilwasser übergoß; dann löste sich der wässerige Stoff auf, und das Uebrige klebte fest aufeinander; nun brauchte es nur noch Pressen und gutes Trocknen und Ausglätten der Unebenheiten, um eine ziemlich haltbare Schreibfläche zu gewinnen. Papier kam im Handel über das mittelländische Meer nach Marseille und wurde von dort durch Frankreich nach andern Ländern verführt. Gregor von Tours konnte deshalb an den Bischof Felix von Nantes, der „wuthentbrannt tausend Schmähungen gegen ihn ausgestoßen," schreiben: „Wärst Du doch Bischof von Marseille geworden! Dann würden die Schiffe Dir niemals Oel und andere Waaren bringen, sondern immer Papier, damit Du recht viel Platz hättest, durch Deine Schriften brave Männer zu verunehren. Aber der Mangel an Papier setzt nun Deiner bösen Zunge ein Ziel." Und an andern Orten erzählt Gregor, wie man heimliche Briefe in Wachstafeln legte und das Wachs wieder darüber strich. In der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts kam das Papier außer Gebrauch, und nahm man fortan nur Pergament, das ja längst bekannt war. Nur die römische Kurie, die, so lange es noch irgend angeht, alten Brauch nicht losläßt, hielt es noch fast ein Jahrhundert lang für unanständig, daß man auf Thierhaut an den Papst schrieb, statt auf Pflanzenstoff. Die letzte Merowinger Königsurkunde auf Papyrus, die sich erhalten hat, ist vom Jahre 692, die früheste auf Pergament von 671.

„Mit dem Messer macht' ich die Häute zurecht für des Bischofs Bücher, mit Bimsstein reibe ich sie ab und nehme vom Felle das Unnöthige weg, und im Pressen beschneidend und das Eisen über die Flächen ziehend, wird die Linie gezeichnet, indem das Lineal gerade gehalten wird. Dann mache ich mich an die Buchstäbchen, indem ich öfter sie lese. Was ermüdet der Schreiber hinmalte, zu klein oder zu groß, radir' oder ergänz' ich, auf daß meinem Herrn gefall' das Geschreibsel." So schildert ein St. Galler Mönch zu Ende des neunten

Jahrhunderts seine Arbeit: er hätte noch vom Glätten des Pergaments mit Kreide, vom sorgfältigen Bereiten der Tinte aus Gallänfeln und Vitriol mit Wein, Essig oder Bier, und vom Zuschneiden der Rohrfeder reden können. Auf irischen Bildern erscheint die Gänsefeder, in Deutschland war fast nur das Rohr im Gebrauch, das man aus Italien holen mußte. Im Inventar des Frauenklosters Staffelsee gab es nicht weniger als 170 Rohrfedern. Auch die geistlichen Frauen suchten eine Ehre darin, hübsch zu schreiben. Erzkanzler Hildebald, der zu Anfang des neunten Jahrhunderts lebte, ließ sich von neun Nonnen Bücher abschreiben.

Die armen Nönnchen! Denn das Schreiben auf Pergament war nicht wenig mühsam, die Buchstaben wurden mehr gemalt, als geschrieben. Wir finden noch eine Mönchsklage: „Wer nicht Buchstaben schreiben versteht, hält es für keine Arbeit: drei Finger schreiben, aber der ganze Körper arbeitet.“ Wer eine Seite täglich fertig brachte, war ein geschickter Meister, und konnte er noch geschwinder schreiben, so verfehlte er gewiß nicht, am Ende des Buchs zu vermerken, in wieviel Tagen er es fertig gebracht. Oefter begegnen uns aus jener Zeit in den Handschriften Seufzer, daß der Schreiber sich nach dem Ende der einförmigen Arbeit sehne, wie der Kranke nach Gesundheit, der Reisemüde nach dem Lager, der auf dem Meer Schiffende nach dem Hafen. Oder wie es in einem Kodex heißt: „Hart ist der Schreiber Kunst vor allen Künsten, schwer ist die Arbeit, schwerer noch, den Nacken zu beugen und Pergamente zweimal drei Stunden hindurch zu furchen. Deshalb, Ihr Leser, erbittet vom erhabenen Gott, daß er weit verbanne, was den Schreibern hinderlich.“

2. Abschreiben und Selbstverfassen.

Die Nöthigung zum Lesen- und Schreiben-Lernen knüpfte sich in Deutschland wesentlich an Staatsgeschäfte und an Mönchsarmuth. Jene verlangten schriftliche Feststellung für wichtigere Aufträge, Verhandlungen und Abschlüsse. Die Mönche aber bedurften für den Gottesdienst, die Predigt, den Beichtstuhl und die Lehre des Evangeliums der Bücher, und da sie nicht reich genug waren, Bücher in Italien oder Gallien aufzukaufen oder dort von den Antiquaren

verfertigen zu lassen, so waren sie genöthigt, die unentbehrlichen Schriftwerke selbst herzustellen. Die fürstliche Pfalz und das Kloster mußten also beständig Unterricht ertheilen im Lesen und Schreiben: mit diesem aber beginnt alsbald das wissenschaftliche Denken. Denn des Menschen geistige Kraft reicht wohl aus, um ein lyrisches oder episches Gedicht im Gedächtniß zu behalten oder auch aus eigenem Vermögen Stücke davon wieder zu gestalten; allein jede Wissenschaft verlangt von vorn herein danach, das Erkannte schriftlich vor sich zu haben, um auf fester Grundlage von Satz zu Satz weiter zu gehen.

„Satan bekommt so viele Wunden als der Antiquar Worte des Herrn (aus den heil. Schriften) abschreibt," sagte Kassiodor von dem Handwerk der öffentlichen Schreiber. Ihre Beschäftigung schien ihm besonders für Mönche geeignet, viel besser, als körperliche Arbeit, da während des Schreibens man aus den heiligen Schriften lerne und durch Vervielfältigung und Verbreitung derselben dem Herrn diene. Auch im Kloster des heiligen Martin zu Tours wurde, wie es in seiner Lebensbeschreibung heißt, „außer der Kunst der Schreiber keine andere geübt, jene aber den Jüngern aufgetragen, während die Aelteren dem Gebete oblagen."

Seit jener Zeit wurde das Erlernen des Schreibens, das ja auch die beste Vorübung für das Lesen des Lateins war, also wesentlich zur Erziehung des Nachwuchses an Mönchen diente, mehr und mehr in den Klöstern betrieben. Allein es konnte nicht fehlen, daß die Verwilderung, welche nach der germanischen Eroberung über Gallien hereinbrach, sich auch der Schrift mittheilte: sowohl die Buchstaben als die Worte selbst wurden häßlich verunstaltet, während in Irland und England man sich ernstlich befleißigte, Besseres herzustellen. Als daher Iren und Angelsachsen herüberkamen und im fränkischen Reiche Klöster gründeten, fing man an, in der Schreibekunst Fortschritte zu machen.

Karl der Große griff auch in dieser Frage mit Erfolg ein. Es ärgerte ihn nicht wenig, so viele verderbte und unrichtige Wörter in den heiligen Schriften zu finden. In seinen letzten Tagen beschäftigte er sich gern damit, die Handschriften von Fehlern zu reinigen und noch am Tag vor seinem Tode korrigirte er Evangelien nach griechischem und syrischem Text. Deshalb enthielt auch das große Kapitular von 789 für Geistliche und Mönche Folgendes: „Sie sollen nicht

bloß Kinder knechtischen Standes heranziehen und sich zugesellen, sondern auch die Söhne von Freien. Auch sollen Leseschulen für Knaben eingerichtet werden. Psalmen, Noten, Gesänge, Rechnen, Grammatik soll man in allen Klöstern und Bischofssitzen lernen. Auch soll man gut verbesserte katholische Bücher haben, weil sie öfter, wenn sie Gott im Guten bitten wollen, durch die nichtverbesserten Bücher im Schlechten bitten. Und Eure Knaben laßt nicht beim Lesen oder Schreiben sich verderben. Und wenn es nöthig ist, ein Evangelienbuch oder einen Psalter und ein Meßbuch abzuschreiben, so sollen das Leute reifen Alters schreiben mit aller Sorgfalt." Nach und nach stellten sich an den Stiftskirchen wie in den Klöstern zahlreich aus allen Ständen Knaben und Jünglinge ein, um Latein lesen, verstehen und schreiben zu lernen. Denn auch der Freigeborne hatte, wenn er das gut konnte, schöne Aussichten, im Staats- und Fürstendienst emporzukommen. Freilich mußte er erst in einer noch wichtigeren Kunst sich sicher fühlen.

„O, wäre ich doch erst Meister in der Diktirkunst!" So mochte in der ersten Hälfte des Mittelalters mancher ehrgeizige Jüngling seufzen. Denn wer diese höchst angesehene Kunst, die vielberufene ars dictandi, trefflich verstand, war in aller Welt willkommen. Das Dictare war aber ursprünglich wirklich nur Diktiren, und da die Schriftsteller des Alterthums, — eben weil das Selbstschreiben damals ungleich mühseliger war, als heutzutage, — einem Andern, was sie aussannen, in die Feder zu sagen pflegten, so hieß Diktiren jedes Schriftverfassen. Unser „Dichten" hat ebenfalls von Dictare seinen Namen annehmen müssen. Für einen Meister in der Diktirkunst aber galt nur, wer einen schönen Stil schrieb und dem alles das geläufig, was in einem Geschäftsbrief vorkommen mußte.

Insbesondere galt das vom schriftlichen Beurkunden der Landgüterkäufe, Bürgschaftsstellungen, Aussteueranweisungen, Privilegien und Verleihungen und Schenkungen, Freilassungen, Testamenten und andern Rechtsgeschäften, sowie der Dienst-, Lehns- und Unterthanen-Eide, Gesetze und Beschlüsse von Versammlungen, Urtheile und Verhandlungen der Gerichte. Für jede dieser verschiedenen Urkunden galt eine bestimmte Form und Folge des Inhalts, ohne deren Beobachtung sie nicht vollständig erschien. Es war dies noch ein Rest der gezierten Vortragsweise, die früher in den Rhetorenschulen gelehrt und haupt-

sächlich durch Geistliche und Beamte, die im westfränkischen Reiche ihre Studien gemacht, nach Deutschland gekommen war.

Man hatte Sammlungen, in welchen sowohl für die Briefe im gesellschaftlichen Verkehr, als für die verschiedensten Anlässe und Geschäfte, wie sie im bürgerlichen und Staatsleben vorkommen, Muster gegeben waren, nach welchen sich die Schüler richteten. Schon Kassiodor, der Minister des großen Ostgothenkönigs Theodorich, hielt es für nöthig, die Kanzleibeamten durch Beispiele zu belehren. Er stellte in zwölf Abtheilungen Urkunden, Erlasse und Briefe zusammen, wie sie während seiner Amtsführung vorgekommen. Von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an sind uns auch aus den Lehranstalten diesseits der Alpen solcher Formelbücher mehrere erhalten, so aus St. Denis bei Paris, Tegernsee, St. Emmeram in Regensburg, Konstanz, Salzburg, nicht minder aus dem Elsaß und Schwaben. Ohne Zweifel hatte jede Stifts- oder Klosterschule ihr Lehrbuch, in welchem Aufsätze aller Art, die man sammelte oder als Musterstücke erdichtete, fleißig studirt wurden. Mit jedem Menschenalter wurden diese Bücher besser und vollständiger und die Anweisungen zum Schriftverfassen reichlicher und belehrender.

3. Besserung der Schrift.

Im selben Grade aber besserte sich auch die Schrift, und wir müssen etwas darauf eingehen, weil Schrift und Kulturbewegung innig zusammenhängen und das Eine durch das Andere erläutert wird.

Die Römer hatten eine Schrift von dreifach verschiedenem Ansehen. Grundlage ist die Kapitalschrift, welche außer einigen bestimmten krummen Linien nur feste gerade Züge hat, die weder ein Zuviel noch ein Zuwenig dulden. Alles zeigt sich darin fest, ernst, ebenmäßig; die Buchstaben sind von einander getrennt; die Zeilen stehen da wie römische Kohorten. Dies war die ursprüngliche Schrift, wie sie sich von selbst ergab, wenn man mit hartem Griffel in Metall, Stein oder Wachs die Buchstaben eingrub. Jedes Verbiegen oder Ausstrecken oder Einziehen eines Buchstabens ergab die sogenannte Unzialschrift: diese entstand bei jeder Nachlässigkeit oder Flüchtigkeit im Schreiben, wenn man nicht Zeit oder Lust hatte, das streng Regelrechte der Buch-

staben abzumessen. Bei noch größerer Raschheit im Schreiben ging die Unzialschrift in die Kursive über, wenn man nämlich die Buchstaben, wie es gerade in die Hand paßte; an- und ineinander hing, und deshalb unwillkürlich auch Verbindungszüge zwischen den einzelnen Buchstaben machte. Die Kursivschrift wurde um so geläufiger, je weniger mehr in Wachs und je öfter in der spät römischen Zeit auf glatten Papyrus geschrieben wurde.

Die Germanen fanden, als sie in's römische Reich eintraten, die schöne ebenmäßige Kapitalschrift nur noch auf öffentlichen Denkmälern, — in den Büchern und auf vielen Denksteinen dagegen Unzialbuchstaben, — in den Urkunden aber eine Kursivschrift, die aus einem Gemenge von großen und noch mehr kleinen Buchstaben bestand. Während nun Westgothen und Angelsachsen sich die römische Kapitalschrift mehr vor Augen hielten, und deshalb auch für Urkunden ihre Schriftzüge reiner und regelmäßiger bildeten, hielten sich die Franken nach dem Vorgang der Longobarden an die beiden unvollkommeneren Schriftarten, und es entstand aus ihrer Vermischung die sogenannte merowingische Schrift. Diese ist wie die Handschrift eines Bauern, der wenig Sinn und Regelmäßigkeit hat, und dessen harter ungeübter Hand das Schreiben schwer fällt, der die Worte nicht trennt, aber öfter inmitten in den Silben absetzt. Die Buchstaben sind bald unter bald über der Linie; bald oben, bald unten offen, wo sie es nicht sein sollen; bald aufrecht, bald liegend; bald getrennt, bald ineinander gezogen: die Schrift hat etwas Gemeines, allein man sieht, auch sie war in Schulen gelernt, in welchen gewisse Züge und Buchstaben feststehend wurden.

Dem etwas gebildeten Sohn des Bauern gefällt nicht mehr die schwere unbehülfliche Handschrift seines Vaters. So fing man unter Pipin an, nach größerer Klarheit der Schrift zu streben. Die Wörter wurden nicht mehr in, sondern von einander gesetzt, und einmal auf diesem Wege suchte der Schreiber auch jeden einzelnen Buchstaben lesbarer zu machen. Man schrieb daher den einen deutlich neben den andern. Dabei richteten alle Buchstaben sich gerade auf und wurden gleichförmiger. Nun brauchte man auch, um Zeit zu ersparen und schneller schreiben zu können, die Buchstaben nicht mehr so lang zu machen, und kam dabei aus dem Gemenge von großer und kleiner Schrift (Majuskel und Minuskel) mehr und mehr zu einer reinen gleichmäßigen

Minuskel. Weil aber von alten Gewohnheiten, wenn sie überwunden sind, immer noch einige Reste übrig bleiben, so hafteten auch in der Schrift, namentlich in den Urkunden, einzelne charakteristische Buchstaben der früheren Art, und gerade diese wurden nun, eben weil ihre Abweichung von den übrigen Buchstaben bewußter wurde, absichtlich verstärkt und nöthigten mit ihren verlängerten Schenkeln und Haken, Bogen und Zungen zu weiterer und gleicher Entfernung der Zeilen von einander. Das Bedürfniß nach Klarheit führte dann weiter dazu, daß man anfing, die einzelnen Sätze durch Satzzeichen (Interpunktionen) auszuscheiden. Endlich wurden auch für Abkürzungen die Zeichen, die bisher willkürlicher waren, mehr und mehr fest bestimmt, so daß fortan jeder Abkürzungsstrich nur ganz bestimmte Buchstaben oder Silben bedeutete.

So kam man schrittweise in den Mönchsschulen von dem Einen zum Andern, und das Gesetz der Fortbildung, welches unter Pipin begann, erhielt entschiedenen Sieg unter Karl dem Großen und seine Vollendung und allgemeine Gültigkeit unter Ludwig dem Deutschen. Die Hofkanzlei Grimald's lieferte allwärtshin Muster, deren Nachbildung man sich nicht entziehen konnte.

Die beiden Elemente aber, aus welchen sich die Schrift für Urkunden und rasches Bücherschreiben bildete, blieben fortwährend dieselben. Man hielt an der herkömmlichen Kursive der Urkunden fest, weil sie leichter und flüssiger war, besserte und verschönerte sie jedoch durch Nachahmung der Bücherschrift. Je älter die Bücher waren, desto aufmerksamer wurden ihre Buchstaben betrachtet und nachgeformt; ja man lernte selbst an der Kapitalschrift, wo sie noch an öffentlichen Denkmälern sich zeigte. Gleich wie Alkuin, Einhart und der Fuldaer Sturmi sich Modelle von antiken Säulen verschafften, so studirten sie auch die antike Schrift.

Diese Urkundenschrift der Karolinger, die gerade Minuskel mit getrennten Buchstaben, verdrängte in Frankreich und Deutschland, und dann allmählig im übrigen Europa jede andere Schreibweise zuerst aus den Urkunden, dann auch aus den Büchern. Auffällig aber ist das gleichartige und regelmäßige, das feste System in Schriftzügen, Abkürzungen und Satzzeichen bis ins Kleine hinein und bis zu unwesentlichen Verzierungen. Man sieht sich daher zu der Annahme genöthigt, daß diese Schrift ausgebildet wurde in einer einzigen

angesehenen Mutterschule, die im ganzen fränkischen Reiche zahlreiche Tochterschulen hatte. Wo anders wäre diese Schule zu suchen, als im St. Martinskloster zu Tours, dessen Abt Alkuin war, und wo sich so viele strebsame Gelehrte ausbildeten, die sich in alle Welt verbreiteten? Für Deutschland war die bedeutendste Tochterschule Fulda, welches wiederum seine Schriften und Lehrer an die andern Klosterschulen aussendete. In Süddeutschland, wo man von den weichen und gefälligen Schriftzügen der Iren Nutzen gezogen, nahm früher schon St. Gallen eine ähnliche Stellung ein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Religionsschriften.

1. Evangelien und Hymnen.

Suchen wir nun die Summe des geistigen Erwerbs zu überschlagen, welcher in der fränkischen Periode den Deutschen zuging. Was für innere Anregungen des Empfindens und Denkens erhielten sie? Welche Vorstellungen und Ideen entwickelten sich daraus? Wie stand es um den eigentlichen Lehrstoff? Antwort auf diese Fragen entnehmen wir zunächst aus dem Inhalt der Schriftwerke, welche damals gelesen wurden. Es waren dies entweder Schriften, die zur Religion und zum Gottesdienst gehörten, — oder Klassiker, die zum Muster dienten für Stil und Poesie, — sodann wissenschaftliche Lehrbücher. Werden wir aus solchen Schriftwerken nur ungefähr inne, welcherlei Art und Menge das geistige Besitzthum unserer Vorfahren gewesen, so erhellt sich auch die Aussicht in die Folgezeit, um wahrzunehmen, welchen Gang nun die Kultur nehmen mußte.

Alle Bildung hatte die Religion zum Ziel und zur Grundlage, — das galt das ganze Mittelalter hindurch, und galt noch viel mehr für die fränkische Epoche. Die irdische Schöpfung wurde stets gegen-

über dem Herrn des Weltalls betrachtet, die kleine Erde gleichsam in den Armen des Himmels, zu welchem nach dem Tode aufzusteigen des Lebens einziger Zweck. Schön schrieb daher Alkuin an Karl des Großen Base, die hochgebildete Gundrade: „Der Schmuck und die Zierde des Menschengeistes ist das Streben nach Weisheit, doch nicht nach jener, die mit den irdischen Dingen sich befaßt, sondern vielmehr nach derjenigen, welche uns Gott anbeten und lieben lehrt. Dieser mögest Du Dich, erlauchte Jungfrau, mit ganzer Geisteskraft zuwenden, denn sie bietet allein den wahren Seelenfrieden und volles Lebensglück, und in ihr spiegelt sich die vollkommene Glückseligkeit des dreieinigen Gottes. Sie ist ein begehrenswerther Schatz, der von den Lippen der Klugen fließt. Sie findet man nicht in virgilischen Lügengeschichten, sondern man trifft sie in Ueberfülle nur in der Wahrheit des Evangeliums."

Dieses zu wissen und zu verstehen, blieb stets die höchste Erkenntniß, zu welcher alles Andere hinführte: im Evangelium stand ja unmittelbares Gotteswort. Erst suchte man seinen historisch-theologischen Sinn zu erforschen, — dann das moralische Gebot, das darin gegeben war, — endlich das Schwierigste, die mystische Offenbarung, die in jedem Satz und Wort der Schrift verhüllt lag. Wer das Alles wußte, stand auf der Höhe der Wissenschaft.

Wie sehr man sich vorzugsweise mit der heiligen Schrift in den Schulen beschäftigte, zeigen uns noch die handschriftlichen Bücher, welche die Zeichen davon tragen, daß sie am meisten im Gebrauche waren. In diese schrieben nämlich die Lehrer zu einzelnen Wörtern und Sätzen Erklärungen oder Uebersetzungen in's Deutsche. Je reichlicher ein Buch mit solchen Glossen versehen war, desto höher stieg sein Werth. Man begann auch bereits Wörterbücher zusammenzustellen; Klöster, die mit einander gut standen, liehen sich gegenseitig ihre Glossenschätze. Die nicht glossirten Bücher wurden in den Schulen seltener gebraucht. Wenn also von einem und demselben Werke mehrere glossirte Handschriften vorhanden sind, so ist das ein Beweis, daß man über seinen Inhalt Lehrvorträge hielt. Nur aus der Merowingerzeit sind uns äußerst spärlich deutsche Glossen erhalten: die Schularbeit bestand damals hauptsächlich nur im Lernen des Lateinischen und des Schreibens. Um die Mitte aber des achten Jahrhunderts beginnt die Glossirung, und sie erstreckt sich am reichlichsten über die

heilige Schrift. Ihr Studium begann sofort, wenn der Schüler nur ein wenig Lesen und Schreiben verstand und die Anfangsgründe des Lateins inne hatte. Die Evangelien wurden besonders häufig in's Deutsche übersetzt, und Walafried Strabo, Mönch zu Fulda und St. Gallen und zuletzt Abt von Reichenau, verfaßte eine fortlaufende Bibelerklärung, die fortan die Hauptglosse bildete.

An die Bibelerklärung reihete sich, was wir jetzt das Gesangbuch nennen. Was so menschenhold die Evangelien erzählten, was sie von Andacht zum Allgütigen, von Schuldbewußtsein und fröhlicher Zuversicht in die Seele gossen, was die Briefe der Apostel an Mahnung und geistiger Klärung darboten, — das wurde Lebensinhalt der jungen Christengemeinde. Aus ihm ging eine Poesie hervor, mit welcher sich nur Weniges vergleichen kann an feierlicher Majestät wie an religiöser Innigkeit. Der gewaltige leidenschaftliche Psalmenton ist in dieser Hymnendichtung veredelt durch das ruhig Maßvolle der antiken Form. Die ältesten Hymnen waren die griechischen, in ihnen sproßt und blüht der Kirche Frühling; es ist das jugendlich Stolze, Selige und Jubelnde der Kirche, das Siegesgefühl der erlösten Seele, die zum Lichtäther und zur göttlichen Liebe aufstrebt. Hier fließen platonische Ideen, hier tönen melodische Anklänge an Pindar. Die lateinischen Hymnen dagegen, die mit dem Mailänder Erzbischof Ambrosius zu Ende des vierten Jahrhunderts beginnen, bewegen sich anfangs in gedämpftem Ton, gleich als ob noch ein schwerer Druck der cäsarischen Despotie auf den Geistern lastete.

Insbesondere beliebt waren die Hymnen-Sammlungen des Prudentius und Sedulius. Beide dichteten im fünften Jahrhundert, beide voll religiöser Empfindung, der Eine verständig klar, der Andere schön und innig, Jener ein Spanier, Dieser Bischof von Achaja. Weniger rein in Vers und Sprache waren die Hymnen des Prosper und des Ennodius. Dem Sedulius hat auch Luther Stücke nachgedichtet, sein Buch hieß der Abecedarius, weil er seine Strophen mit Anfangsbuchstaben nach der Reihe des Alphabets begann: selbst in religiösen Liedern glaubte man solchen wunderlichen Schmucks der Rede nicht entbehren zu können. Ein anderer Spanier, Juvencus, hatte das Matthäusevangelium und das erste Buch Moses in Hexameter gebracht, der Mailänder Arator desgleichen die Geschichte und Briefe der Apostel; der römische Bischof Damasus, der Bischof Pau-

linus von Nola, wie vor allem der kraftvolle Ambrosius hatten Gedichte und Briefe religiösen Inhalts verfaßt, — sämmtlich Schriften, die in der fränkischen und Kaiser-Zeit fleißig gelesen und beherzigt wurden.

2. Hebräische Literatur.

Mit dem Christenthum zog ein in die ganze Welt eine ihr bisher völlig unbekannte und verschlossene Literatur, die des kleinsten und edelsten Stammes der Semiten, der Juden. Leidenschaftliche Erregung, eine aus dem tiefsten Innern vulkanisch hervorbrechende Offenbarung ist der Charakter ihrer Poesie, scholastische Verarbeitung gegebenen Stoffs ihre Wissenschaft. Ringsum von mächtigen Völkern eingekeilt hatten die Juden den Druck von allen zu tragen, um sich selbst und ihren Gottesglauben zu behaupten: daher ihre Herzenshärte, ihr verzweifeltes Aufschreien zu Jehovah, ihr grimmiger Zorn gegen die Heiden, weshalb Tacitus, der einen Tiefblick in Völkerseelen besaß, vom Haß des menschlichen Geschlechtes sprach. Der Inhalt ihrer Literatur ist ein unaufhörliches gewaltiges Zeugniß vom Gott des Schreckens und der Gerechtigkeit, und ein unaufhörliches Ringen und Kämpfen des hartnäckigen Nationalstolzes, der seinen förmlichen Bund mit Gott will gemacht haben.

Eigentliche Wissenschaft konnte bei den Juden nicht aufkommen, sie hatten ja immer nur das Offenbarte auszulegen. Zum Drama wußten sie sich nicht zu erheben, weil Jeder nur Knecht Gottes war und keine innere Freiheit des Handelns besaß. Selbst ein Nationalepos vermochten sie nicht zu schaffen, weil das lebendige Spiel mannigfaltiger Mächte durch den einen Furchtbaren niedergedrückt wurde. Die Arten und Gattungen der jüdischen Literatur gehen deshalb beständig ineinander über, Grundton ist der lehrhaft-lyrische; Alles aber hat einen gewissen heroischen Stil und Ausdruck, welchem an tiefglühender in sich gesammelter Kraft nichts zu vergleichen. Die althebräische Literatur erhält dadurch etwas Eintöniges, aber dieses Einförmige ist feierlich und erhaben wie das ungeheure öde Meer, auf welchem bald in furchtbaren Stürmen Well' auf Welle heranbricht, bald in unendlicher Lichtweite Ruhe über den Gewässern waltet.

Vorwiegend lyrischer Art sind drei köstliche Stücke der Weltliteratur.

Obenan stehen die **Psalmen**, das Herrlichste und Gewaltigste in religiöser Lyrik, das jemals gedichtet wurde. Melodisches Wimmern und Klagen tönt aus dumpfem Thal des Todes, verstärkt sich zum markerschütternden Nothschrei, und von Gott begnadet schwingt sich der Geist wie ein lichter Strahl zur reinen Aetherbläue und singt ein Jubellied, als sollte es klingen und schallen über das weite Weltall hin. Der größte und beste Theil der Psalmen gehört David an, der aus der Richterzeit, dem Heldenalter des hebräischen Volkes, als dessen Blüthe hervorging, eine Jugend voll Naturpoesie, ein Leben voll kriegerischen Kampfes und aller denkbaren Erfahrung, auch von eigener Abscheulichkeit, durchmachte, und das Wissen seines Lehrers Samuel und den Weltblick eines Königs mit hohem Dichtergenie vereinigte. Diese Lieder David's haben auf Leben und Ausdrucksweise des deutschen Volks, auch der weiblichen Hälfte, bedeutenden Einfluß gewonnen. Im Mittelalter hatte jede gebildete Frau ihren Psalter zur Hand, der Sachsenspiegel rechnet ihn zur Frauengerade ebenso wie Haspel und Spinnrad. Im Psalter lernten die Mädchen lesen; je mehr sie davon auswendig wußten, desto mehr wurden sie gelobt, und wenn Frauen Sprüche des Segens und der Beschwörung nöthig hatten, schlugen sie ihren Psalter auf.

Dagegen ließ man natürlich Frauen nicht gerne das **hohe Lied** lesen. Es ist ein Gewinde von Liebesliedern, die leider auf recht ungeschickte Art zusammengefügt sind: jedes Wort ist darin voll rother Gluth. Wie die Gitagowinda von den Brahmanen, ist dieser Liederkranz von den Rabbinern und Kirchenvätern mystisch als Bewährung der himmlischen Liebe gegenüber den Lockungen zur niederen aufgefaßt.

Die Klagelieder des **Jeremias** sind Elegien über den Untergang seines Volkes, welche jedes Gemüth auf's Tiefste ergreifen. Das Herz des Dichters ist voll Thränen, schmerzlich ringt er, sie zu ersticken, vergebens, sie ergießen sich in diese wehevollen und doch so wohllautenden Klagen, die zugleich eine Offenbarung sind über Weltlauf und Weltgericht. Noch drei andere große Propheten reihen sich Jeremias an, es sind **Jesaias**, **Daniel** und **Hesekiel** und dann folgen noch die zwölf kleinen Propheten. Kein andereres Volk hat

eine so ganz eigenthümliche Literatur wie die Schriften dieser Propheten. Dionysius Areopagita nannte diese hochbegeisterten Seher die Gottessprecher, Theologen, und der hebräische Name Nebihe bedeutet Männer, aus denen es hervorquillt und sprudelt. Sie sind die ächten Vertreter des jüdischen Volksgeistes, die Herolde des Rechts und Gesetzes, die herzzerschneidenden Bußprediger. Ihre Reden sind häufig voll der schönsten Naturpoesie. Je ärger es mit der Hebräer Volk und Staat wird, desto öfter und gewaltiger stehen Propheten auf, und je jünger einer von ihnen, desto eher öffnet sich sein hartes festgeschlossenes Nationalbewußtsein der Hoffnung auf den Messias aller Völker.

Die epische Dichtkunst ist durch der Ruth einfach liebliche Dorfgeschichte, der aber ein geschichtlicher Kern zu Grunde liegt, und durch das stolze Heldengedicht von der Judith voll gräulichen Inhalts vertreten, welchen die beiden Makkabäerbücher, die romantischen Erzählungen von der Esther, der Susanna, vom Tobias und Aehnliches anzuschließen.

Dramatisches Leben zeigt mitunter das herrliche Lehrgedicht vom Hiob, welches dem Prometheus des Aeschylus und Goethe's Faust zur Seite zu setzen, reich an den tiefsten und erhabensten Gedanken. Es zermalmt mit herber Ironie die Gemeinplätze religiösen Trostes, und predigt mit eherner Stimme das Dasein des unendlichen und unbegreiflichen Weltallsgebieters. Die kunstreiche Steigerung des Ganzen, die gebildete Sprache, die welterfahrenen Gedanken in dieser Dichtung weisen ihren Ursprung in die Blüthezeit der hebräischen Literatur, die Epoche Salomons.

Neben dem Psalter, dem ersten Buch Moses und dem Hiob wurde schon im frühen Mittelalter vom alten Testament nichts so gern gelesen, als die beiden Sammlungen der Lehrsprüche, die den Titel führen „Sprüchwörter" und „Prediger", und uns das Feinste und Hauptsächlichste der jüdischen Lebenspraxis überliefern. Das Beste darin rührt wohl von Salomo her, dem weisen König und Lebemann. Gleichen Ursprung verräth, wenn auch später in der alexandrinischen Schule ausgearbeitet, das tiefsinnige „Buch der Weisheit", welches von der menschlichen Weisheit handelt, die vom Sichtbaren auf das Unsichtbare schließt, und von der göttlichen Weisheit, die des Weltalls Schönheit und Harmonie erschuf, in welche dem Weisen zuletzt

sich ein beseligender Einblick eröffnet. Die schönste Sammlung von Denk- und Sittensprüchen voll tiefer Erfahrung, ächter Sittlichkeit und geläuterter Religiösität enthält das Buch Jesus Sirach, das dem alexandrinischen Zeitalter angehört.

Wie an Perlenschnüren haben sich die Geschlechter des Mittelalters und noch der Neuzeit an dieser hebräischen Spruchpoesie ergötzt und belehrt. Allein für die allgemeine Kultur noch wichtiger, als der gesammte Inhalt der poetischen Literatur der Hebräer, wurde ihre älteste historische, die fünf Bücher Moses und ihr Anhang, das Buch Josua, uralte Schriften, die in allem Wesentlichen von Moses und seinem Nachfolger herrühren, in den Prophetenschulen aber Ueberarbeitung und erläuternde Zusätze erhielten. Der Inhalt dieses Geschichtsbuchs fand unmittelbar Anwendung bei den zum Christenthum bekehrten Völkern. Die eilf ersten Kapitel der Genesis galten fortan als die älteste, einzige und unzweifelhafte Urkunde über die erste Geschichte der Menschheit. Mit dem ersten Buche Moses begann im Mittelalter der geschichtliche Unterricht. Erst die Forschung unserer Tage entdeckte noch hinter der Genesis einen entfernteren Ursprung ihres Sagenkreises. Die Patriarchengeschichte führte in schönster und markiger Weise in die Vorstellungen der Europäer das älteste Nomadenleben ein, gleichsam als aller Völker Beginn.

3. Kirchliche Literatur.

Der geistige Kampf, in welchen das Christenthum mit der griechisch-römischen Kultur eintrat, fand seinen schriftlichen Ausdruck in den Werken der Kirchenväter. Sie läuterten — vertheidigend, angreifend, erklärend, predigend, dichtend, — den philosophischen und literarischen Bestand der antiken Welt, und führten das Bessere, soweit es mit christlichen Grundsätzen im Einklange stand, in die Welt des neuen Glaubens hinüber. Solche Männer waren nöthig, um der wissenschaftlichen Verzweiflung und der Mißachtung der schöngeistigen Literatur entgegen zu wirken: es war ja die höhere Bildung jener Zeit, so dünkelhaft sie sich verbrämte, zum großen Theil nur hohler Schein. Jeder Mensch aber von tieferer Anlage verlangt neben den beiden großen Freude- und Erkenntnißquellen, der Natur und der

Religion, noch nach anderm geistigen Rüstzeug. Das erkannten oder ahnten doch die Kirchenväter und suchten den Gesammtgehalt des Wissens ihrer Zeit in das christliche einzuschmelzen und durch dieses abzuklären. Es reicht deshalb, zumal sie fast sämmtlich geniale oder wenigstens vielgelehrte Männer waren, ihr Einfluß weit über das rein kirchliche Gebiet hinaus; denn ihre Anschauungsweise drängte sich in das Denken und Thun der neuen Christen und der folgenden Geschlechter hinein. Insbesondere waren es die begeisterten Glaubensboten und bedeutenderen Bischöfe, welche die Lehren und Ansichten der Kirchenväter nach Deutschland hinein trugen.

Unter den griechisch schreibenden Kirchenvätern suchten namentlich Klemens von Alexandrien und sein großer Schüler Origenes das Edelste aus griechischer Philosophie und Dichtung ins Christenthum aufzunehmen, und leuchteten ferner hervor Basilius, Gregor von Nazianz, Athanasius, und Chrysostomus. Lateinisch schrieben der heißköpfige Afrikaner Tertullian, ein gewaltiger Mensch, Lactantius, der seinen Stil dem Cicero nachbildete, der vielgelehrte Bibelerklärer Hieronymus, der klassisch gebildete Ambrosius und der große Augustinus. Der Letztere hatte alle Lust der Welt genossen und alle Tiefen der philosophischen Systeme durchkostet, nirgends aber Befriedigung gefunden. Christ geworden, ergoß sich sein glänzendes, rhetorisches Talent, seine scharfe Logik und die Fülle seines Geistes in Schriften, welche auf die junge christliche Welt den tiefsten Eindruck machten, vor allem sein Buch von dem geistig-sittlichen Staate Gottes mitten in der Welt der Lüste und der Selbstsucht. Dieses Buch wurde für die erste Hälfte des Mittelalters der ständige Begleiter von Fürsten und Staatsmännern, die ernstlich über ihren Beruf nachdachten. Ein anderes Lieblingswerk, hochgeschätzt als hätte es ein Kirchenvater geschrieben, war das Buch von den Trostgründen der Philosophie, das Boethius, ein wissenschaftlicher Denker, früher der vertraute Rathgeber Theodorich's in Ravenna, nach seinem Sturze in langwieriger Gefangenschaft geschrieben hatte. Neben diesen Werken wurden von den Kirchenvätern am meisten die Briefe des Hieronymus gelesen. Noch eine Menge anderer Schriften gab es, die sich an die Kirchenväter anschlossen und dem fränkischen Zeitalter Lehre und geistigen Inhalt gaben. Dahin gehören Kassian's „Unterweisungen der Väter“, worin er darlegt, was ihn die ägyptischen Mönche gelehrt

hätten, Kassiodor's Anweisung zum Bibellesen und seine Psalmen-Erläuterung, sodann seine sowie des Boethius und Makrobius philosophischen und theologischen Schriften, und insbesondere auch, was Papst Gregor der Große, der Eiferer für Liturgie und Kirchengesang, über Bibelstellen verfaßt hatte.

An Geist wie an Charakter stand tiefer als diese Männer Eusebius Pamphilu, Bischof zu Cäsarea in Kappadozien, der aber mit seiner großen Gelehrsamkeit und Gewandtheit schon im vierten Jahrhundert die Aufgabe löste, auf welche die Gedanken der Christen hindrängten, nämlich die Frage, wie man die gesammte Weltgeschichte als ein einziges zusammenhängendes Werk göttlicher Vorsehung aufzufassen habe. Seine Weltchronik, die Hieronymus bis zum Jahre 478 fortsetzte, sowie seine Kirchengeschichte wurden die Grundlage, auf welcher die Geschichtschreibung des Mittelalters fortbauete. Als sich in der Völkerwanderung verwüstende Ströme über Europa ergossen, trat der Zweifel, ob auch Das Gottes Werk sein könne, noch ängstlicher auf. Ihm wirkten entgegen die weltgeschichtlichen Arbeiten des spanischen Bischofs Orosius, der auch mystische Gedankenverschlingungen zu Hülfe nahm, noch mehr das schöne Buch des Salvianus, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts die göttliche Weltregierung suchte in's Licht zu stellen. Die Gedanken dieser Männer befruchteten im fränkischen Zeitalter die Geister, bis sie der allseitig tüchtige Angelsachse Beda „der Ehrwürdige" weiter bildete durch seine kleine Chronik von den sechs Weltaltern und seine Kirchengeschichte Englands, Bücher, die aller Orten zum Handgebrauch gehörten.

Mächtiger noch, als durch diese Werke, wurde die Richtung der Gedanken beherrscht durch eine neue Verkettung von Rechtslehren, die sich allmählig ausbildeten, durch das Kirchenrecht. Als nämlich die christliche Kirche zu einer selbstständigen machtvollen Genossenschaft erwuchs, die sich über mehrere Länder ausbreitete, bildete sich auch ihr eigenes Recht aus, zunächst für ihre äußere Einrichtung und für die Rangordnuug der Geistlichkeit; ferner für ihr Strafrecht mit zugehörigem Prozeß in Bezug auf Geistliche und Zauberei, Heiligthumsschändung und andere eigentlich kirchliche Verbrechen; nicht minder für die Durchführung ihrer Sittengesetze, als da waren Heilighaltung der Ehe, des Eides, der Testamente und der Verträge; endlich für das Güterrecht, als die Kirche ihren eigenen großen Besitzstand an geweihten

Hallen, Schul-, Spital- und Wohngebäuden, Landgütern und Renten erhielt. Rechtsstoffe nahm die Kirche dazu von allen Völkern an, Hauptquell und Vorbild aber war ihr das römische Recht, das sie hier orientalischer, dort germanischer Anschauung angliederte und anschmiegte. Anordnungen, die in großen und kleinen kirchlichen Versammlungen beliebt wurden, Entscheidungen und Aussprüche der Päpste, Bußbücher, Bräuche und Gewohnheiten, wie sie im täglichen Geschäftsleben sich bildeten, sammelten sich zu einer Reihe von Gesetzen und Rechtslehren, deren fleißiges Studium schon im karolingischen Zeitalter der gesammten Geistlichkeit zur Pflicht gemacht wurde. Im Laufe der Zeiten vielfach vermehrt, wurde der gesammelte Stoff von der Wissenschaft vereinigt und gegliedert. Dieses Kirchenrecht hat den Völkern theils als Vorbild für mancherlei Einrichtungen, — z. B. Ehe, Güterrechte, Prozeß, — gedient, theils durch seinen Geist und Charakter überhaupt sich tief eingesenkt in das staatliche und sittliche Leben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Musterwerke.

1. Griechische Klassiker.

Begabte Völker beginnen schon in frühester Zeit zu dichten, selbst wenn ihnen, wie z. B. den Serben, durch ihre Geistesnatur, Landesstellung und Geschichte versagt blieb, zur allgemeinen Kultur Bedeutenderes beizutragen. Die Griechen erfreueten sich daher einer ureigenen üppigen Dichtung. Soviel sie auch vom Morgenlande annahmen, poetische und literarische Werke konnte es ihnen nicht geben, weil darin bei ihm selbst die größte Dürftigkeit herrschte. Das einzige orientalische Volk, das herrliche Poesie geschaffen, das jüdische, war schon deshalb, weil sie zu seinen heiligen religiösen Büchern gehörte, nicht geneigt zur Mittheilung an Fremde. Auch von der ältesten

Nationaldichtung der Perser und Inder ist im Alterthum andern Völkern kaum etwas bekannt geworden.

Aus der Kraft und Tiefe ihres eigenen dichterischen Vermögens heraus schufen die Griechen alle Arten Gesetze und Formen der Poesie: durch scharfsinnige Forschungen unserer Philologen ist klar dargelegt, wie Dichter in Hellas allmählig von Einem zum Andern gelangten. Wie in unabsehlichem reichblühendem Garten finden wir in Keimen und Sprossen und in herrlicher Entwickelung die Spruch- und Lehr-Dichtung, — die lyrische Poesie, die im Chorgesang mit Tanz und Musik, im Hymnus, Kampf- und Spottlied, in der Ode und Elegie Lust und Wehe austönt, — das Götter und Menschen verflechtende Epos, das religiöse wie das weltliche, — das Drama, das uns mit Darstellung von Schicksal, Schuld und Sühne ergreift oder mit heiterem Spott über Thorheit und Schlechtigkeit ergötzt. In allen diesen Arten war es der Hellenen schöpferische Geistesmacht und feine Empfindung, welche die Völker des Alterthums die entzückenden Wunder der Poesie kennen lehrte.

Homer galt den Alten als der eigentliche Dichter. Köstliche Natürlichkeit verschmilzt sich bei ihm mit lieblicher Grazie und hohem Adel der Gesittung. Es ist unmöglich, von dieser Seelenheiterkeit im Homer nicht etwas in sich aufzunehmen, wenn man ihn liest und ruhig auf sich wirken läßt. Pindar dagegen, der tiefe, gewaltige, gottgeweihte Mann, fordert Nachdenken, um dem erhabenen Fluge seines Geistes zu folgen und seine körnige Weisheit zu verstehen. In des Aeschylus Dramen werden die Menschen wie im donnernden Meeressturm angeschleudert an den Schicksalsfelsen. Bei Sophokles kommen sie langsam heran auf klingenden Wellen, wir sehen, wie sie dem Abgrund sich nähern, und wenn sie untergehen, sind wir tief ergriffen und dennoch versöhnt: im Geiste bleibt uns die Anschauung eines stillen, lichtblauen, unendlichen Meeres zurück, über welches verhaltene Melodien dahin ziehn.

Bei den Griechen entwickelte sich zum ersten Mal die Kunst der Prosa, der Rede zu bestimmtem Zweck; denn im Morgenlande bestand die öffentliche Rede aus Halb- und Spruchpoesie. Athen war die Stadt geworden, wo alle Bildung der Welt ein- und veredelt wieder ausströmte. Es war aber jene atttische Prosa eine solche, welche im Hörer unbewußt die Stimmung schafft, daß die Grundidee des Vor-

tragenden ihm in feinen Tönen eingeht. Diese schönste Sprache der Welt wurde im Alterthum die gemeinsame Sprache aller höher Gebildeten.

Die Perserkriege hatten die Lehre gegeben, daß die Griechen ein einziges gleichartiges Volk seien; daß sie, weil stark durch Bildung und sittliche Kraft, ungeheure Völkermassen besiegen könnten; daß die Weltgeschichte Weltgericht enthalte. Wie anmuthig läßt diese Gedanken Herodot perlen in seinem Geschichtsbuche, auf dessen Blättern sich ein reines, schönes, fast kindliches Gemüth reizend abspiegelt. Und kann es wohl eine größere Leidenschaft der Rede geben, die voll natürlicher Kraft und doch durch die höchste Kunst geläutert und geadelt ist, als in den Meisterstücken, die uns von Demosthenes überliefert sind? Zu welch wunderbarer, schönen Sprache aber erhob sich erst Plato, um seine reichen und erhabenen Ideen zu verkünden. Sokrates hatte seinen Zeitgenossen zugerufen: „Blickt in Euch, erkennt Euch selbst, ehrlich gegen Euch selbst! Die innere Stimme sagt Euch die Wahrheit, Ihr könnt nicht leugnen, daß es etwas Ewiges und Gerechtes giebt.“ Sein Schüler Plato zeigte, wie das Absolute, d. h. der unendlich vollkommene Geist, sich in zahllosen Wesenheiten entfaltet, von denen Urbilder oder Ideen auch in unserer Vernunft liegen. In Plato erreichte die griechische Bildung ihre Höhe; seine Gedanken haben die edleren Geister im Alterthum, und seit dem Ende des Mittelalters wiederum alles tiefere Denken befruchtet. Denn das ist das Kennzeichen des Wahren und Schönen in der Literatur, daß es nach tausend und tausend Jahren noch wie ein frischer, heller Born ist, in welchem Greis und Mann und Jüngling Erquickung findet.

Nur ein paar Namen aus der griechischen Literatur sind hier erwähnt: wie ein Sternenhimmel glänzt ihre Menge, und zwar gleichwie in jeglicher Art der Dichtkunst, so auch in der Geschichtschreibung, Beredsamkeit und Philosophie. Leider durchdrang zuletzt das Rhetorische die gesammte Literatur. Die Prosa war zu fein und schön geworden, um nicht zu Redekünsten zu verlocken. Diese wurden besonders in Sizilien betrieben, und als zu Athen das Staatswesen rein demokratisch und die Volksmasse verführbar wurde, strömten die Lehrer schönen Vortrags dorthin und hier bildete sich unter Zusatz attischen Salzes die Rhetorik oder die Kunst, durch Witz und Dialektik, also durch blendende Gegensätze, überraschende Sprünge, Häufung der

Redefiguren, Modulationen der Stimme, aber auch durch spitzfindige Ideenverbindung und auf Scheinwahrheit gebauete Trugschlüsse den Geist des Zuhörers zu reizen, zu fesseln und zu gewinnen.

2. Bedeutung der römischen Literatur.

Wenn irgend etwas den Römern an der griechischen Literatur innerlich zusagte, war es gerade das Rhetorische. Darin wurden sie die fleißigsten und gelehrigsten Schüler der Griechen, und es giebt in der römischen Literatur nur sehr wenige Werke, in welchen nicht beständig zwischen den Zeilen eine Absicht schimmert, was der Dichter oder Schriftsteller erreichen will und wie er das bewirken will. Wie sich im Uebrigen die Römer zu den griechischen Geistesblüthen verhielten? Die Antwort kann nur sein: ihr bestes Verdienst bestand darin, daß sie die gesammte Literatur von Hellas herübernahmen und ihr die Wege bereiteten nach allen Richtungen der Windrose. Bei ihnen selbst war anfangs Dichten und Schriftstellern wenig geachtet, die Poesie gerade gut genug zu possenhaften Schauspielen. Auch als sie mehr Weltbildung gewannen, gehörten Bücher und Gedichte noch lange zum feineren Luxus. Erst als nach dem glücklichen Ausgang der schweren punischen Kriege der Nationalstolz mächtig sich emporhob, als ein großer Theil der Reichthümer wie der Industrie und Handelsverbindungen von Karthago nach Italien übersiedelte, erst da regte sich auch in der Literatur Werdelust, die freilich anfangs nicht durch geborne Römer, sondern durch literarisch gebildete Hellenen und Italiker, die in Menge einströmten, befriedigt wurde. Jetzt bezogen die Römer ihr ganzes Geistesleben, soweit dazu Phantasie und Tiefsinn gehörte, einfach aus der Fremde, und zwar so vollständig, daß sie, die wirklich frommen Bürger und Staatsmänner, auch das griechische Götterwesen herüber nahmen und nur für den öffentlichen Gebrauch etwas moralischer und bequemer machten. Sie selbst waren sich wohl bewußt, daß ihre Denkarbeit auf solchen Gebieten unfruchtbar sei. „Mögen Andere," heißt es im Virgil, „honigathmende Gedichte und lebenerfüllte Marmorbilder machen und den Lauf der Gestirne messen; Du Römer! Regiere mit dem Szepter die Völker! Bedenk das! Deine Künste sind, Friedenssitte zu gebieten, Unterworfene zu schonen,

und die Stolzen nieder zu kämpfen!" Selbst Cicero stellte die Kriegs- und Staatsmänner obenan, nach ihnen die Sachwalter und Rechtskundigen, und erst nach diesen die Gelehrten und Philosophen.

Als nun die vornehme Römerwelt von griechischer Kunst und Literatur durchsättigt, von Sittenverderbniß der ganzen Welt angefressen, jedoch der bessere Sinn von Despotie und Gräueln noch nicht gebeugt und gebrochen war, — in der Zeit also des Uebergangs von der Republik zum Kaiserthum, — erlebte die römische Literatur ein goldenes Zeitalter. Es waren die Staatsgeschäfte damals noch nicht ganz durch die Cäsaren und ihre Leute in Besitz genommen, feinere Bildung aber in den höheren Kreisen weit verbreitet. Man fand Geschmack und Muße an geistigen Arbeiten: es war von allen feinen Genüssen der feinste, denn der Führung des Malerpinsels oder des Bildhauermeißels schämte man sich, sie gehörten zum Handwerk. In Philosophie freilich blieben die Römer auch damals bloße Nachbeter der Griechen, in Poesie Nachahmer, in Beredsamkeit Nachbildner, nur in Geschichtschreibung wurden sie der Meister ebenbürtige Schüler. Eigenthümliches floß aus römischer Feder nur in Satyre und Lehrgedicht. Auch behielt fast ihre ganze Literatur einen politischen Grundzug: entweder zielt sie auf das geschichtliche Recht, das Rom zur Weltherrschaft führte, oder sie will die öffentliche Sittlichkeit heben, oder dem Verfasser bei Hofe und im Publikum nützen. Ein Zweck also, nicht die reine Freude am poetischen Schaffen, ist Ursprung und Triebfeder. Diese Literatur lebte deshalb auch nicht im Volke, sondern nur in den höheren, vornehmlich höfischen Kreisen, und eben deshalb glänzte man in ihr weniger durch Inhalt, als durch Glätte und fein verstandene Form. Man verließ jetzt die alterthümliche, etwas rauhe Redeweise, und befleißigte sich einer Regelherrschaft und Vornehmheit des Stils, welche der griechischen nachgebildet und durch die logische Natur der lateinischen Sprache erhöht wurde.

Nun ist aber die römische Literatur, obwohl verhältnißmäßig arm an innerm Werth, weiter gekannt und hat tiefer eingewirkt, als irgend eine andere, nur die biblische ausgenommen. Ganz besonders war sie der Deutschen Lehrmeisterin und hat nicht wenig beigetragen, unsere Nation, und zwar theilweise noch bis heutzutage festzuhalten in den geistigen Banden von Roms Sprache, Recht und Kirche, sowie in der Ueberschätzung des Werthes der kulturhistorischen

Leistungen der Römer. Nachdem das Latein als lebende Sprache längst untergegangen, hat es bis in's dreizehnte Jahrhundert die gebildete, bis in's achtzehnte Jahrhundert die gelehrte Welt beherrscht. Jede neuere Sprache in Europa hat sich an ihm herangebildet, noch am wenigsten die deutsche und slavische. Hätte die griechische Literatur vom Anfang an nur einen kleinen Theil der Geltung bei den nördlichen Völkern gehabt, welchen die römische Alleinherrscherin besaß, wie viel älter würden die Eroberungen des menschlichen Geistes sein auf allen Gebieten! Es war aber das Schicksal der Deutschen, daß höhere Gesittung ihnen fast nur von Gallien und Italien zufloß, daß die edelste Kulturblüthe nur im Geist und Gewande römischer Literatur bei ihnen erschien, und daß diese Literatur auf die Gemüther drückte fast mit dem Ansehen des gewaltigen Weltreichs, — Gründe genug, die Säulen dieser Literatur hier auf kurzem Raum zusammenzustellen.

3. Lateinische Schulmeister der Deutschen.

Cicero! Länger als ein Jahrtausend wurde kein literarischer Name mit größerer Verehrung vor der deutschen Jugend genannt, und doch war dieser Schriftsteller nirgends genial oder nur gehaltvoll, vielmehr überall durchsichtig rhetorisch. Cicero war ein Redner voll Geschmack und Phantasie, reich an Schlaglichtern und blendenden Wendungen, der meisterlich auch den gemüthlichen Ton zu treffen wußte, — ein Publizist, der Geschick zu allem hatte und ausgewählte Stücke der griechischen Philosophie seinen vornehmen Landsleuten faßlich machte; — allein Eitelkeit und Schwäche schimmert überall durch, er war kein Mann, der auf sich selbst beruhete.

Livius schrieb ein volksmäßig anziehendes Geschichtswerk, das durchgehends rhetorisch gehalten ist und nicht die einfachste Prüfung der Thatsachen aushält. Wer es liest, sieht immer nur Rom vor sich, als wäre die übrige Welt nicht der Rede werth. Sallust, ein Meister in der Schilderung furchtbarer Laster aus eigener gründlichster Bekanntschaft, der Geschichte schrieb mit einem gewissen grimmigen Scharfblick, aber in einem Stil, der alterthümlich und gedrängt gemacht ist bis zum Widerwärtigen. Cäsar sagt das Rechte immer

klar und verständig und niemals zu viel, durch seine Schriften weht der Hauch eines großen Geistes, und so leicht und anmuthig seine Erzählung dahin fließt, saß ihm doch die höchste Kunst in der Feder. Was aber war dieses vollendeten Weltmanns, der auf der Höhe Roms und seiner Epoche stand, Denkungsart? Verfolg Dein Ziel und betrachte die Menschen wie Sandkörner! Tacitus ist gewiß der edelste und tüchtigste unter den römischen Geschichtschreibern, wahrhaft und inhaltschwer, seine sittliche Entrüstung zerschmetternd: wer aber kann sich seines körnigen Stils erfreuen, ohne dabei müde zu werden? Und ist nicht der künstliche Satz- und Periodenbau bei allen diesen lateinischen Schriftstellern fast immer der Art, daß bei ihrer Nachahmung die schöne Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit unserer guten deutschen Sprache verderben muß? Wer sich im Studium jener Meister verstrickt, braucht Zeit und Mühe, ehe er wieder geradeaus schreiben, vielleicht sogar geradeaus denken lernt.

Wenden wir uns zu den Dichtern. Ein heiter verständiger Feinschmecker in Leben und Wissen, kein großes, aber ein gesundes Herz, krystallhelle Sprache, die immer gehaltvoll, — wer erkennt ihn nicht, den allgemeinen Liebling Horaz? Wer aber dürfte im Ernst ihn unter die großen Dichter stellen? In seinen Oden war er Nachbildner der klassischen Griechen, denen er nicht wenige Juwelen entnahm, und in seinen Satyren und Episteln entfaltet sich unter Scherz und Spott die damalige Modewelt, die der feine Meister zu einer humanen, nichts Köstliches verschmähenden Lebensphilosophie zu führen suchte. Viel talentvoller und anmuthiger war Ovid, allein die vollständigste Charakterschwäche und Sittenlosigkeit ließ ihn niemals zu einem großen Werke sich erheben. Zwei Andere, in deren Adern sich ächtes Dichterblut umtrieb, — der feurige Catull, bei welchem alles hell und kräftig, Stoff und Form auf das Glücklichste verschmolzen, und der kindliche Tibull, aus dessen innigem Gemüth öfter entzückende Strahlen hervorbrechen, — vermochten doch Beide über Kleinmalerei nicht hinauszukommen. Virgil's hochberühmte Aeneis ist ein ganz kunstgerechtes Epos, dessen wohlklingenden Schilderungen man sofort es anfühlt, daß sie Wahrheit zweiten Grades sind, weil aus Nachdenken hervorgegangen. Den edlen gemüthlichen Charakter aber des Dichters erkennt man in den behaglich dahinfließenden Versen seiner vier Bücher über den Landbau, eines ächt künstlerischen Lehr-

gedichtes, wohl des besten des Alterthums. Ihm am nächsten steht das Lehrgedicht von der Dinge Wesen, in welchem Lukrez, der mannhafteste unter den römischen Schriftstellern, durch Epikurs Lehre von abergläubischer Angst befreien, zur Humanität und zum philosophischen Lebensgenuß bekehren will. Langsam gewuchtig bewegen sich seine Hexameter vorwärts, prächtig in Naturschilderungen voll genialer Blitze über Thorheit und Aberglauben. Wie viele aber haben wohl Lukrez gelesen?

Auffallen muß es, daß in Rom, wo fort und fort furchtbare Schicksale der Völker und Einzelnen auf und nieder wogten, ebensowenig ein nationales Theater erblühen wollte, wie bei den Juden. Die Trauerspiele voll schimmernder Reden, welche dem jüngeren Seneca zugeschrieben werden, verdienen doch kaum größere Beachtung. Gab es denn bei den Römern nirgends Hoheit der Seele, nirgends poetische Kraft genug? Oder wagte die dramatische Muse, deren Natur sittliche Wahrheit ist, es nicht, sich niederzulassen in der Stadt der Cäsaren- und Prätorianer-Gräuel? Das gemeine Volk hatte kein Verständniß für's Theater, es bedurfte nur Possenspiele und festliche und blutige Schaustücke. So begnügten sich auch die Gebildeteren mit den dramatischen Schöpfungen der Griechen und mit den Lustspielen, die ihnen schon im ersten Beginn literarischer Regungen der lustige, drastische Plautus, und der feinere, aber auch kältere Terenz gedichtet hatten, beide in Stoff und Form Entnehmer, der Eine vom sizilischen, der Andere vom athenischen Theater, Beide im Sittenlustspiel Verkünder abscheulicher Sitte.

Das sind die Klassiker, welche den Deutschen angepriesen wurden als das Höchste und Edelste der Kunst und Kenntniß. Sie halfen ohne Zweifel dazu, den politischen Unverstand der Germanen ein wenig zu verbessern und ihrem in's Ideale und Unbestimmte abschweifenden Wesen mehr irdischen Halt und Festigkeit zu geben. Allein ebenso gewiß mußten sie unter den Deutschen ausländische Gesinnung und bei dem Widerspruch, in welchem das Rhetorische römischer Schriftwerke mit germanischer Wahrhaftigkeit stand, Zopfigkeit und Unnatur erzeugen. Das ist noch heutzutage der Fall, und man sollte endlich im Ernste dazu thun, der römischen Literatur bei unserer Schuljugend von Anfang an ein stärkeres Gegengewicht in deutschen und griechischen und theilweise auch hebräischen Werken zur Seite zu geben.

Noch übler waren die Germanen daran, die in der Kaiserzeit bildungsdurstig und mit empfänglichen Sinnen in die italischen und gallischen Städte kamen. Ihnen wurden die Schriftsteller und Dichter angepriesen, die damals in Mode waren. Gerade Diese aber glaubten das Erhabenste zu leisten, wenn der Vers, mochte sein Inhalt noch so dürftig sein, wie Honig auf der Zunge schmolz, oder die Rede vollsteckte von glänzendem Schwulst und allerlei Spitzen, wie ein Gemenge von Orangen und Dornen. In einer Zeit, wo Staat und Gesellschaft tief krank und ohne Zukunft, wo all die alten Religionen schal geworden, und für edlere Geister, welche das Christenthum noch nicht erfassen konnte, nur der Fatalismus der stoischen Schule oder die vergröberte Lehre Epikurs übrig geblieben, konnten keine großen Geisteswerke mehr entstehen. Vielwisserei, unruhiges geistreiches Wesen, die Prosa poetisch, die Poesie rhetorisch, — das war ihr Charakter.

Die Besten dieser Zeit waren außer Tacitus der weltmännisch feingebildete Plinius der Jüngere in seinen Briefen an Trajan, und der klassisch tüchtige, schlichte Quintilian in seinem Lehrbuch der Beredsamkeit. An Geist standen ihnen am nächsten die Satiriker, die ja einen üppig geilen Boden fanden, der grimmige Persius Flaccus, der stoisch Geißelhiebe austheilte, Juvenal, dessen Sittengemälde, reich an künstlerischen Zügen, das Abscheuliche nackt mit Witz und Wonne in den zierlichsten Versen darstellen, — der scharfe Spötter Martial, selbst der Sittenloseste, der niederträchtige Petronius, der einen kunstvollen satyrischen Roman, sprühend von Geist und Schändlichkeiten, verfaßte, Apulejus, der ebenfalls einen Roman schrieb, in welchem Mystik und Wollust sich verschwistern, freilich auch die wunderschöne Fabel von Amor und Psyche vorkommt. Endlich ist hier noch der jüngere Seneca zu erwähnen, in seinen Schriften Stoiker, im Leben ein gemeiner Hofschmeichler, der sich in Lüsten badete, und dem spitzigen, epigrammatischen Stil gegenüber den weichen, schwulstigen begründete.

Noch tieferes Sinken des Geschmacks zeigt sich in den Dichtwerken des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts. Schwierige Kunststücke in Sprache und Vers zu leisten, darin zu glänzen vor Freunden und Verwandten, war damals der römischen Jugend höchster Ehrgeiz. Nur daher ist zu erklären, daß die geistreiche, aber schwulstige und gedrechselte Poesie des Sidonius Apollinaris und die

inhaltsleere Versekünstelei des für jede Stunde und Gelegenheit gleich fertigen Venantius Fortunatus in der Merowinger Zeit so bewundert wurde. Am angenehmsten lesen sich noch die Gedichte des Ausonius, der treu und lieblich das Moselland zu schildern wußte.

Es war ein schönes Verdienst der Gelehrten in Karl's des Großen Umgebung, daß sie von diesen Spätlingen zurück leiteten auf die Klassiker aus der Zeit des Augustus. Unter Diesen gewann die größte Zuneigung Virgil. Alkuin beklagte sich bei seinem Freunde, dem Erzbischof Rikbod zu Trier, daß Dieser ihn über den Virgilstudien vernachläßige. „Hieße ich Virgil, so würde ich immer vor Deinen Augen spielen, so würdest Du höchst aufmerksam meine Aussprüche durchforschen, so würde ich nach dem von ihm herrührenden Sprüchwort bei Dir sein über die Maßen glücklich.“ Es war wohl neben der schönklingenden, farbenreichen Sprache der sittlich edle Geist in den Virgil'schen Dichtungen, was die Deutschen zu ihnen hinzog.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Lehrbücher.

1. Griechische Wissenschaft.

Ueberblickt man den Gang, welchen die Wissenschaft im Alterthum genommen, so fühlt man sich beinahe versucht, ihre Entwicklung mit den vier Menschenaltern zu vergleichen. Im Morgenland hatte sie ihre Kinderjahre, wie in Träumen schwebten ihr riesige, aber nebelhafte Umrisse vor. Als das Griechenvolk in nationaler Freiheit erblühete, erlebte die Wissenschaft ihr schönes Jünglingsalter: in all ihren Zweigen schossen junge Triebe in die Höhe. Dann kam das Mannesalter der alexandrinischen Zeit, wo die wissenschaftlichen Gebiete sich von einander schieden und die Systeme in scharfer Klarheit sich ausgliederten. Im Römerreich war der Wissenschaft nur noch

das Greisenalter beschieden, welches ruhig, verständig die Nutzanwendung für's tägliche Leben macht. In dieser Zeit entstanden aber, gleichsam als der trockene wissenschaftliche Niederschlag aus allem, was bisher erforscht und erkannt war, eine Reihe Lehrbücher, welche für die Kultur des Mittelalters von höchster Bedeutung wurden.

Ein so hochbegabtes Volk, wie die Hellenen es waren, konnte nicht anders, als die Gesetze der Werke des Geistes wie der Natur ausforschen, zusammenstellen, in System und Ordnung bringen. Schon sechshundert Jahre vor Christus lebten unter ihnen Weltweise, bei denen sich von allen späteren philosophischen Systemen die Keime finden. Philosophisches Denken durchdrang jetzt die ganze Literatur. Ohne Zweifel waren sie befruchtet und angeregt durch die Religionssysteme des Morgenlandes: während aber im Orient sich das Sinnen in das Weltall versenkte und in seinen unergründlichen Tiefen verlor, suchten sich die Griechen im Geiste über die Dinge um uns her zu erheben und ihren Zusammenhang zu erfassen. Was den Orientalen Religion wurde, erhellte sich bei den Griechen zur Wissenschaft. Das Bedürfniß nach Klarheit zeigte sich gleich anfangs darin, daß man strebte, die Maße und Verhältnisse der Dinge in Zahlen auszudrücken.

Die griechischen Denker waren auch keine Schulgelehrte, die abseits standen vom Leben und Treiben der Wirklichkeit, sondern Politik und Moral, Recht und Religion und jede staatliche und gesellige Einrichtung der Menschen gab ihnen ebensoviel Stoff zum Untersuchen und Schaffen, als die Bahnen der Gestirne und der Lauf der Gewässer, der Urstoff oder Urgeist und seine Ausflüsse oder Offenbarungen.

Nach morgenländischer Sitte suchten die griechischen Weisen das Hauptergebniß ihrer sozialen, sittlichen und philosophischen Anschauungen in einen Kernspruch zusammen zu fassen. Später wurde eine Menge von Sprüchen der Weisheit, die im Volke umher liefen, einem Manne der Vorzeit in den Mund gelegt. Diese alte Spruchdichtung der Griechen ist wie die morgenländische auf die europäische Sittigung nicht ohne heilsamen Einfluß geblieben.

Naturwissenschaft konnte erst entstehen, wenn hinlänglich Thatsachen der Erfahrung gesammelt und verglichen waren. Die ägyptischen und chaldäischen Priester hatten in Stern- und Meßkunde und in der Kenntniß der Pflanzen und Metalle schon einen bedeutenden Anfang gemacht: jedoch scheint er gering im Verhältniß zu den

griechischen Fortschritten in Bemeisterung der Naturkräfte. Wurden doch schon im zweiten Jahrhundert vor Christus von Archimedes Wunderdinge der Mechanik berichtet, und noch viel früher betrieb Alkmäon bereits vergleichende Anatomie und begründete der große Hippokrates eine wissenschaftliche Heilkunde.

Als der griechische Geist aber auf allen Höhen freien Denkens sich erging, da stand in Aristoteles, einem Schüler Plato's, aber aus dem praktisch tüchtigen Volke der Mazedonier, der Gesetzgeber für das schulgerechte Denken auf. Schon im Alterthum war sein Ansehen das größte, jedoch erst von den Arabern wurde er als der Vater aller Wissenschaft gepriesen und beherrschte das ganze Mittelalter, bis zu Ende desselben man sich wieder zu Plato's erfrischenderem und tieferem Born zurückwandte. Quillt bei diesem Idealisten eine unendliche poetische Fülle, die den Denker beseligt, so gibt ihm die durchdringende Verstandesschärfe des Realisten das blanke Schwert in die Hand, um Gesellschaft und Vorstellungen zu ordnen und zu schlichten. Während Jener von eingebornen Ideen ausgeht, lehrt Dieser, daß alles Erkennen erst aus Erfahrung, aus dem Maß der Dinge um uns her entstehe, gleich als ob das innere Vernehmen nicht auch Erfahrung sei. Das gesammte Wissen aber, das in seiner Zeit vorhanden, hat Aristoteles gesammelt, und sein mächtiger Geist verstand, es zu beherrschen: lichtvoll hat er die einzelnen Gebiete abgesteckt, alles auf seine Begriffe zurückgeführt und die Bedeutung der Namen für immer festgestellt.

Als nach dem Fall des Perserreichs dessen Länder von frohlockenden Griechen überströmt wurden, verdunkelte sich der heitere hellenische Götterhimmel, lächelnd wie das klare Aetherblau, durch die uralten finstern Mächte, die im Morgenlande aus dunkeln grauenvollen Abgründen der Natur emporstiegen.

In Kunst und Dichtung sank das Ideal gelähmt zu Boden. Sie mußten sich bequemen, fortan praktisch nützlich zu werden oder zur Ergötzung und Rührung schwächlicher Geister zu dienen, indem sie entweder das Fach des Höfischen, des Zierlichen und Malerischen, des Idyllischen und Rhetorischen anbaueten oder sich in's Kolossale und Unerhörte verloren. Wohin wir auch tasten und prüfen, überall sehen wir in dieser alexandrinischen Kultur entweder den freien Flügelschlag der Seele gehemmt, oder der Geist wird, seiner selbst nicht

mehr Herr, fortgerissen in's Phantastische hinein. Das Schöne wird höfisch und das Edle praktisch, Leben und Streben nimmt die Richtung auf das tagtägliche Bedürfniß und findet nothwendig seine Ergänzung in Ausschweifung und maßloser Willkür. Gleichwohl mußte das Alles vor sich gehen, damit die Menschheit einen gewaltigen, weit ausholenden Fortschritt in der Kultur machte, — es entstand die eigentliche Wissenschaft.

Mit der Eroberung des Orients trat den Europäern eine ungeahnte Welt von neuen Thatsachen entgegen, von geographischen, physischen, ethnographischen Thatsachen. Uralte orientalische Priesterweisheit wurde aufgestört. Was Aegypter und Syrier und Kleinasiaten in Wissenschaft, Kunst und Industrie gelernt hatten, das rührte sich jetzt. Die neuen Städte, die Alexander und die ihn begleitenden Denker und Staatsmänner nach wohldurchdachtem Plane angelegt hatten, erblühten zu großen Welthandelsplätzen, und wetteiferten mit alten Seestädten, die Erzeugnisse der Natur und des Werkfleißes, Menschen und Ideen unter einander zu bringen. Unwillkürlich mußten die Gebildeteren danach streben, dieser Masse der Dinge Herr zu werden, sie im Geiste zu sammeln und zu ordnen. Jedes andere geistige Streben wurde überboten und zurückgedrängt von der Wissenschaft, die da fleißig Thatsachen sammelt, sie beobachtet, mißt und untersucht, Schlüsse zieht, eintheilt und Systeme macht und Nutzanwendung lehrt.

Glanz und Verdienst des alexandrinischen Zeitalters sind daher der Anbau der Länder- und Völkerkunde, der Medezin, Botanik, sowie der sogenannten exakten Wissenschaften, der Mathematik, Astronomie, Geometrie und Mechanik. Noch heute gilt das Lehrbuch der Geometrie von Euklides; die Astronomie und mathematische Geographie machten durch die Forschungen des Hipparchos und Eratosthenes einen großen Fortschritt, und ohne Zweifel gilt dasselbe in der Physik von Archimedes, wenngleich wir von seinen Leistungen nur Erzählungen voll Wunder haben.

Die Schöpfung einer Weltliteratur, die aus allen Völkern und Zeiten Wissenswerthes zusammenträgt und verbindet, war das Verdienst der sog. Grammatiker, welche in der großen Hof- und Gelehrtenstadt der Ptolemäer den Ton angaben. Sie befleißigten sich der Sprachforschung, Kritik, Redekunst und Poesie, am liebsten wurde einer

ein Polyhistor, ein Alleswisser. Ihr Verdienst war die Sammlung, Reinigung und Ordnung der griechischen Literaturschätze für Mit- und Nachwelt. Die attische Mundart, die Hofsprache in Alexandria, wurde jetzt die allgemeine Schriftsprache höchster Bildung, in der römischen Kaiserzeit jedoch mehr und mehr in den verschiedenen Ländern vermischt mit Bestandtheilen aus deren Sprachen. Leider wurde statt der wohlthuenden edlen Einfachheit der Untersuchung und des Ausdrucks jetzt Mode das Auskramen gelehrten Wissens, das Haschen nach Wunderbarem und der großrednerische Stil.

2. Wissenschaft bei den Römern.

Der Gedanke eines öffentlichen geordneten Unterrichts, damit zum allgemeinen Besten, nicht bloß je nach geistiger Lust und Liebe weniger Einzelner, gelehrt und gelernt werde, — dieser gute Gedanke gehörte in breiter Ausführung den Römern an. Literatoren unterwiesen in der Literatur, und Rhetoren lehrten, wie man Wissen und Reden fruchtbar mache in Staatsämtern. Es bildete sich ein eigener Stand der Gelehrten und an die zünftige Wissenschaft schloß sich der Buchhandel, welcher sich ein gewinnreiches Geschäft daraus machte, Abschriften der Bücher anfertigen zu lassen und sie durch's ganze Reich zu verbreiten. Schon Augustus gründete eine öffentliche Bibliothek auf dem palatinischen Berge und begünstigte Rednerschulen und öffentliche Vorträge. Von Vespasian an gehörte es zur Mode bei Fürsten und Vornehmen, dafür zu sorgen, daß die Gelehrten gute sichere Einkünfte und Ehrenstellen bekamen.

Zu den Wissensschätzen brachten die Römer selbst außerordentlich wenig Neues hinzu. Das Meiste und Beste arbeiteten auch in der Cäsarenzeit die Griechen, die im Abend- wie im Morgenlande an allen Hauptplätzen thätig waren. Der Römer geistige Kraft und Arbeit gehörte ihrem Staats- und Rechtswesen. Liebhaberei hatten sie für ihre Sprache und Alterthümer, die schon in den letzten Zeiten der Republik Cato und Varro mit Erfolg angebaut hatten. Die Frucht neuer Arbeiten auf diesem Gebiete waren die Sprachlehren von Donatus und Priscianus.

Außerdem aber ging die Neigung der Römer hauptsächlich dahin, aus dem, was Andere erforscht hatten, praktischen Nutzen zu ziehen. Sie verarbeiteten die Wissenschaft zu Büchern über Baukunst, Kriegswesen, Wasserleitungen, Landwirthschaft, Gartenbau, Baumzucht, Haushalt und Kochkunde: darin leisteten sie Vortreffliches. Versuchte doch Vitruv, ein berühmter Architekt, schon unter Augustus eine Wissenschaft der Architektur zu begründen: ob aber sein Lehrbuch, das erst im sechszehnten Jahrhundert recht zu wirken begann, im Ganzen mehr Heil als Unglück geschafft hat, möchte schwer zu bestimmen sein.

Vor Allem mußte bei den Römern die Heilkunde hohes Ansehen gewinnen: das war ja die am meisten praktische Wissenschaft, weil sie dazu diente, den kostbarsten Besitz, das eigene Leben, zu erhalten. Der Beherrscher der gesammten Zweige der Heilkunde, der scharfsinnige Forscher und unermüdliche Sammler Galenus aus Pergamum blieb Meister der medizinischen Wissenschaft bis noch etwas über das Mittelalter hinaus bis auf Paracelsus.

Vereinigung und Verkehr so vieler verschiedener Völker in einem einzigen Reiche gewährte aber auch historischen wie geographischen Umblick in einer bisher unbekannten Weite. Die Nationalgeschichte erweiterte sich zur Weltgeschichte. Schon Polybius, ein peloponnesischer Grieche, der noch im Kreise der Scipionen verkehrte und der Zerstörung Karthago's beiwohnte, hatte in seiner römischen Geschichte den Grundgedanken durchgeführt: Rom gehört die Herrschaft, Hellas die Bildung, beide Völker müssen zu einem Weltreiche sich verschmelzen. Er hatte gründlich alle ihm erreichbaren Quellen studirt und seinen Stoff voll innerer Wahrhaftigkeit und mit Geschick und Klarheit zusammengefügt. Er war der Vorläufer einer Reihe von Griechen, welche in der Geschichtsliteratur bei den Römern die „Oberkammerdiener" machten. Auf sittlicher und künstlerischer Höhe steht dagegen der feingebildete Plutarch aus Chäronea, der wohl wußte, wie es der vornehmen Welt gefiel, wenn er, meisterhaft in Kraft wie in Anmuth des Stils, Parallel-Biographien schrieb und zu jedem Griechen einen Römer stellte. Eine wirkliche, fast vollständige Länder- und Völkerkunde aber vermochte bereits Strabo aus Kappadozien aufzustellen, während sein Zeitgenosse Tacitus die Germania schrieb, und etwa hundert Jahre später Pausanias ein Gemälde von Altgriechenland entrollte, für welches er in Tempelarchiven Studien gemacht hatte.

Nun bedurfte man auch einer sichern chronologischen Grundlage für das Völkerleben. Ptolemäus, ein ägyptischer Grieche, der auch eine allgemeine Geographie verfaßte, stellte Verzeichnisse auf der assyrischen, medischen, persischen, griechischen und römischen Staatshäupter, während er in seinem astronomischen Lehrbuch, dem sog. Almagest, aus all den Beobachtungen, die bereits gemacht waren, ein Weltsystem begründete, welches die Vorstellungen der Menschen beherrschte bis auf Kopernikus, also fast anderthalbtausend Jahre lang.

In Rom, wo amtliche Berichte über Bestand und Volkszahl, Handel und Gewerbfleiß der verschiedenen Völker zusammenflossen, wo man auch die sämmtlichen Land- und Wegkarten besaß, um die Entfernungen in dem ungeheuern Reiche zu überschauen, insbesondere die Heerstrassen zu messen, konnte auch der Gedanke entstehen, alle Erzeugnisse und Merkwürdigkeiten der Länder und Völker in einem einzigen Werke zu sammeln. Dies geschah durch den ältern Plinius, der aus mehr als zweitausend Schriften, die jedoch meist von Griechen herrührten, eine sogenannte Naturgeschichte verfaßte, in welcher auch die mathematische, physikalische und historische Geographie ihre Stelle fand. Das gedankenreiche Werk, das freilich auf manchen Blättern eine gewisse Schwäche der Forschung bekundet, wurde allgemeines Lehrbuch.

Vom Ende des fünften Jahrhunderts an, als kriegerische Unruhe auf der einen und rohe Sinnenlust auf der andern Seite im altersschwachen Reiche die Ueberhand erhielten, erloschen für wissenschaftliche Fortschritte Antrieb und Antheil. Gelehrte Bildung blieb zwar hochgeachtet; allein, richtete sich schon in den vorhergehenden Jahrhunderten eine Hauptthätigkeit auf Ausarbeitung von Sammelwerken, so nahm man fortan im Drang und Elend der Zeiten nur noch darauf Bedacht, das Hauptsächlichste der höheren Bildung zusammenzuraffen und in wenigen großen Hauptabtheilungen unterzubringen. Wie theuer war ein Buch zu erwerben! Glücklich, wer ein Buch sein Eigen nannte, das möglichst von allem Wissenswerthen etwas enthielt. Bischof Isidor von Sevilla, der in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts Stellen aus sämmtlichen Dicht- und Lehrbüchern zusammentrug und zu leichtem Verständniß verknüpfte, war daher der rechte Mann seiner Zeit, und es konnte nicht anders kommen, als daß der Vorgang von Marcianus Kapella, Kassiodor und Boethius

entscheidend wurde für die deutsche Schule. Aehnlich wie Ravenna für die Baukunst, wurde die Schuleinrichtung im Ostgothenreich maßgebend für die Lehrmeister in Deutschland. Nicht in Gallien, wo Rhetoren und Verskünstler noch das große Wort führten, sondern bei den Ost- und Westgothen und Angelsachsen entstanden die Lehrbücher, welche das nächste Lernbedürfniß in den neuen Germanenstaaten befriedigen sollten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Literarisches Streben.

1. Antriebe und Fesseln.

Im karlingischen Zeitalter wurde in Deutschland gar viel gedacht und gedichtet, studirt und geschrieben. Die ganze frühere Zeit der Germanen nimmt sich dagegen aus, wie nackte Heide neben frischem, grünem Hochwald. Aus einem Zeitraum von fast dreihundert Jahren vor Karl dem Großen ist an Schriftwerken, die im fränkischen Reich entstanden, fast nichts überliefert, als die von Gregor von Tours, Fredegar, Venantius Fortunatus verfaßten geschichtlichen Werke und einige Volksrechte. Dann bricht auf einmal durch die Dunkelheit wie ein blendend schönes Gestirn die Literatur von Karl des Großen Tafelrunde.

Es war doch ein herrlicher Bund von bedeutenden Männern, der sich damals um den großen Kaiser sammmelte. Es befeuerten sie die seligsten Hoffnungen. Aufgethan lag vor ihnen in Schriften und Kunstwerken der Alten die geistige Pracht der Menschheit, und in der eigenen Seele fühlten sie frische drängende Kräfte. Höher als was sie von den Philosophen und Dichtern Griechenlands hörten, meinten sie es zu bringen, ein christliches Athen sollte erstehen, das um so viel edler und höher, als Christenthum stand über Heidenthum.

Es mahnt uns jene Zeit wie erste Morgendämmerung im thauigen Halbdunkel.

Wissenschaftliche Bildung erschien damals als edelste Zierde am Hofe, und, was besonders bezeichnend, auch die Frauen strebten danach, sich dies köstliche Gut anzueignen. Fröhlich studirten sie mit, alles Wissenswerthe wollten sie ebenfalls ausschöpfen, muthig etwas leisten im Forschen, Dichten und Schriftstellern. Wo aber solche Begierde auch das weibliche Geschlecht ergreift, da ist es ein sicheres Merkmal, daß sich ein ganzes Volk auf neue geistige Bahnen begiebt.

Und doch vielleicht, wäre uns aus jener dunkeln Vorzeit ein oder das andere größere Heldengedicht, wie sie damals unzweifelhaft im Singen und Sagen von einem Stamm zum andern gingen, treu und vollständig überliefert worden, Lieder wie von Hildebrand und Hadubrand oder von Walter von Aquitanien, vielleicht möchten sie uns doch werthvoller erscheinen, als Alles, was das fränkische Zeitalter an Dichtwerken hervorbrachte. Unter diesen ist ja nicht ein einziges, das mit seinem geistigen Gehalt oder auch nur mit seiner Form gestaltend und ideenerzeugend für die kommenden Geschlechter Bedeutung gewonnen hat. Stoff und Anregung zur Großdichtung war genug vorhanden, z. B. der Sieg des Christenthums über die germanische Götterwelt, die Araberschlacht, die Eroberung Italiens, der furchtbare Sachsenkrieg. Nur in den Karlssagen findet sich etwas von solcher Tragweite.

Der Grund lag in Wucht und Breite dessen, was unser Volk damals in sich aufnahm, was es erst sich aneignen und anbilden mußte, — Christenthum, Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche, sammt der griechisch-römischen, hebräischen und kirchlichen Literatur. Es war das eine furchtbare Lernlast, groß und weitläufig genug, um eigenes fröhliches Schaffen vorerst nicht aufkommen zu lassen. Ein Beispiel ist des großen Karl's Sohn Ludwig. Er war gewiß ein redliches Gemüth, nicht ohne geistige Begabung, und lernte gern. Wie es in seiner Lebensbeschreibung von Thegan heißt, „war er in der griechischen und lateinischen Sprache wohl unterrichtet, — doch das Griechische konnte er besser verstehen, als sprechen; das Lateinische aber gebrauchte er wie seine Muttersprache; in allen (heiligen) Schriften verstand er den geistlichen und moralischen Sinn, sowie auch die höchste (mystische) Bedeutung auf's Beste.“ Eben weil er in der Jugend zu

viel lernen und denken mußte, verlor er seine Thatkraft und wußte sich in seiner mönchischen Gedrücktheit nicht zu rathen und zu helfen.

Es ist bezeichnend für Studium und Literatur der Karolingerzeit, daß die geistig Strebenden Alles mit einander trieben: Keiner, der nicht Verse machte, — das war ja ein Hauptbeweis höherer Bildung, — der nicht mit den alten Klassikern vertraut sein wollte, als wie mit vornehmen Begleitern durch's Leben, — der nicht auf jedem Zweig der Kunst und Wissenschaft sich niederließ, es drängte ja Alles auf einmal heran, — der nicht ganz besonders in theologische und philosophische Geheimnisse sich vertiefte, um den Gipfel der Weisheit zu erklimmen.

Auch von der Form und Gestalt, in welcher damals der kirchliche, politische und literarische Stoff den Deutschen zukam, gingen gewisse feine Fesseln aus, die das eigene freie Schaffen umstrickten. In ehrfürchtiger Scheu vor Allem, was mit Christenthum zusammenhing, mußte man beständig tasten und prüfen, damit nichts Sündliches, nichts heidnisch Germanisches in Wort und Schrift einfließe: man kam aus dem Kirchenstil nicht heraus. Noch hinderlicher war die allgemeine Stilschulung. Die rhetorischen Forderungen standen wie drohende Schulmeister hinter dem Pulte des Schreibenden. Aus bloßer Furcht, für gar zu bäuerisch zu gelten, wagte man nicht so zu schreiben, wie es das eigene Gefühl und die Muttersprache eingab. Jeder machte erst seinen tiefen Bückling vor dem Leser und bat ihn ängstlich, er möge diesmal mit einem weniger gebildeten Stil vorliebnehmen. Dann wurde nach den süßesten und feinsten Worten, nach fern liegenden Gegensätzen, nach allerlei Gespitz und Gepolter der Rede gesucht, blos um den Stil lebhaft und schmuckvoll zu machen, einerlei wie das Zeug zum Sinne paßte. Auch in der Hymnendichtung, in welcher jeder bedeutende Gelehrte etwas glaubte leisten zu müssen, verwendete man allerlei künstlichen Zierrath. Sagte doch selbst ein so gediegener Charakter wie Kassiodor: „Reden kann Jedermann, bloß der Schmuck der Rede ist es, welcher von den Ungebildeten scheidet.“ Schöne Natürlichkeit des Stil's finden wir fast nur in poetischen Schilderungen gemüthlicher Häuslichkeit, in anspruchslosen frommen Legenden, oder wenn im Kirchenlied die religiöse Begeisterung alle Fesseln durchbrach. Schon um dem Zwang und Stil des hohlköpfigen Gelehrtenthums, um dem unaufhörlichen leeren Wortgepränge und Spitzengeflecht zu

entrinnen, warf sich Mancher auf theologische und liturgische Studien, weil diese doch handhaften Inhalt darboten.

Die wichtigste literarische Leistung des Zeitalters war wohl die Redaktion der Stammesrechte und Reichsgesetze; gleichwohl verliert sich im folgenden Zeitalter selbst die Spur ihrer öffentlichen Uebung. Gewiß hat, als der Heliand entstanden, Niemand ihn gelesen, ohne in der Seele bewegt zu werden zur Nachfolge Christi: allein, wie Wenigen mochte das schöne Werk überhaupt nur zugänglich werden! Nur ein sehr kleiner Theil des Volkes konnte lesen. Es gab nur geschriebene Bücher, und ein Buch kostete ein paar Landgüter. Außerdem waren ja die meisten Bücher lateinisch geschrieben. Wie hätte da von einer Weitwirkung des Heliand auf die Nation Rede sein können!

So bestand also Frucht und Folge der reichen literarischen Thätigkeit nur in dem schönen Lohn, welchen sie für Diejenigen persönlich mit sich brachte, die sich edler Ziele wegen ihr hingaben, nämlich in der eigenen Veredlung und Verfeinerung und in der Freude, wenn sie wahrnahmen, wie das geistige Leben bei ihren Jüngern sich aufhellte. Ueber die engeren Freundes- und Schulkreise ging selten die Wirkung hinaus.

In Einem aber hat die literarische Arbeit des fränkischen Zeitalters große kulturhistorische Bedeutung für die Folgezeit gehabt. Man war mit den vorzüglichsten Schriftwerken der Römerwelt bekannt und mit ihren Formen vertraut geworden, der geistige Horizont hatte sich dadurch unabsehlich erweitert, das literarische Schaffen an Leichtigkeit und Zuversicht höchlich gewonnen. Das verlor sich ebenso wenig, als Studien und Schriftstellern jemals wieder aufhörten. In's Stocken konnten sie gerathen durch mißliche Zeitumstände, jedoch nimmermehr gänzlich erlöschen. Außerdem aber wurde für die folgenden Geschlechter ein großer Vortheil hergestellt, das war die Menge und Güte wissenschaftlicher Hilfsmittel. Zahlreich wurden von den Klassikern und Lehrbüchern sorgfältige Abschriften verfertigt, Glossen und Kommentare hergestellt, die Texte verbessert und die Lehrbücher selbst vermehrt. Zwar lagen die wissenschaftlichen Stoffe, Weltliches und Religiöses, noch zu trocken und unverbunden neben einander, es konnte noch nicht überall lebendiges Gefüge und neues Sprossen darin sich entwickeln. Eigentliche Fortbildung wäre daher, außer in der Tonkunst,

kaum zu verzeichnen gewesen. Allein schon in dem wiederholten Zusammenfassen des Wissenswürdigen lag ein anregender Fortschritt. Noch im neunten Jahrhundert verfaßten Rhaban in Fulda, indem er Isidor's Werk auszog, einen Ueberblick über alles Wissen, und Salomon in St. Gallen ein Dictionarium, eine Art wissenschaftlicher Encyklopädie.

2. Lateinisch Schreibende.

„Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt, deshalb hat die geistige Schärfe bei uns nachgelassen, und Niemand vermag es in heutiger Zeit, den früheren Schriftstellern gleich zu kommen." So verzweiflungsvoll schrieb noch um die Mitte des siebenten Jahrhunderts der arme Fredegar, als er seine Zeitbücher begann. Bis zu welcher Höhe von geistiger Freiheit und Selbstachtung sich dagegen Karl des Großen Mitarbeiter erhoben hatten, zeigte sich auch darin, daß selbst ihr lateinischer Stil natürlich aus der Feder floß und ungleich seltener, als bei ihren Vorgängern und Nachfolgern, die quälende Sorge um geistreiche Flitter verrieth.

Das Beste leistete Einhard in des kaiserlichen Herrn und Meisters Lebensbeschreibung, die er nur gar zu treu der Biographie des August von Suetonius anlehnte, nur gar zu eng den Einrichtungen und Ausdrücken der Römer anschloß. Nicht aber in der schönen Darstellung bestand sein Hauptvorzug, sondern darin, daß er die Ereignisse innerlich verkettete, indem er das Eine aus dem Andern hervorgehen ließ. Dieses Muster ließ sich nun nicht mehr abweisen, Einhard's Erzählungsweise wurde schon für Ludwig des Frommen Lebensbild von Thegan nachgeahmt, und noch im späten Mittelalter wurde Einhard's Buch aller Orten eifrig abgeschrieben; es sind mehr als sechszig Handschriften erhalten. Dieses Werk hat auch besonders dazu beigetragen, die alten Kaisergedanken bei den Deutschen festzuhalten.

Doch selbst im karolingischen Kreise hatte selten Jemand Muth genug, um frei von der Leber weg zu reden, wie es der ritterliche Nithard, Angilbert's Sohn, und der alte lustige Mönch von St. Gallen gethan, Jener, als er das selbstsüchtige, wilde Königstreiben seiner Zeit beschrieb, Dieser, als er vom großen Kaiser erzählte, wie sich

das Volk ihn vorstellte. Die Schrift des Einen ist voll Schwertklang, die des Andern voll gemüthlichen Lebens.

Gregor von Tours hat man wohl den Herodot des Mittelalters genannt, obwohl ihm noch gar Vieles zu der Frische und Anmuth des alten Griechen fehlt, der die eigene, fast möchte man sagen jugendliche Neugier auch bei seinen Lesern zu entzünden vermochte. Gregor's gerader Sinn verschmähte die kunstreiche Würze des Stils, sein Ton ist einfach und kräftig und ergeht sich gern in frommen Betrachtungen. Es ist großentheils der Legendenstil, wie er sich nach dem Vorbilde der Evangelien und Apostelgeschichte gebildet hatte, wobei etwas von der schlichten treuherzigen Art und Weise einfloß, in welcher die Sagen und Erzählungen bei den Germanen von Mund zu Mund gingen.

Mit Gregor, Einhard, Nidhard und dem St. Galler Mönch sind die vorzüglichsten Namen genannt, ihren Schriften anzureihen sind noch einige Lebensbeschreibungen von Heiligen, wie vor allen Agius' Buch über das Leben seiner Schwester Hathumod, sodann die Biographien der Lioba von Rudolph von Fulda, der Utrechter Bischöfe Willibrord und Gregor und des großen Hamburger Bischofs Anskar, der Aebte Othmar und Sturmi, der Glaubensboten St. Gallus und Bonifaz. Diese und die zahlreichen andern Darstellungen des Lebens von Heiligen und Martyrern waren meist im Legendenstil verfaßt, jedoch untermischt mit Ansprüchen auf den sogenannten gebildeten Stil. Aller Orten dienten die kleinen Bücher zum Vorlesen und zur Erbauung der Mönche, Nonnen und Geistlichen. Für die Kenntniß der geschichtlichen Thatsachen, insbesondere der kulturhistorischen Zustände, sind diese Schriften im hohen Grade wichtig, und haben nicht wenig dazu geholfen, die harte Sinnesart bei unsern Vorfahren zu sänftigen. Häufig eröffnen sie uns einen tiefen Blick, gleichwie in die Klosterhöfe, auch in die Seele der Mönche und Nonnen.

Wichtiger noch sind für die Geschichtsforschung die Annalen oder Zeitbücher, wie sie in jedem bedeutenderen Kloster aufgezeichnet wurden. Wenn die richtigen Tage für Ostern und die sich danach richtenden Kirchenfeste glücklich ausgerechnet waren, so schrieben die Mönche in die Ostertafeln am Rande mit wenigen Worten, was an wichtigen Ereignissen sich zutrug. Ueberblickten sie am Ende des Jahres, was Alles aufgezeichnet war, so wurde es vervollständigt, und mit der wachsenden Freude daran mehrte sich auch die Ausführlichkeit, bis fort=

laufende Chroniken entstanden. Am vollständigsten sind uns Jahrbücher erhalten von Lorsch, Hersfeld, Fulda, Corvey, Xanten, St. Amand in Flandern, Murbach, Reichenau, St. Gallen, Salzburg und noch einigen andern Klöstern.

Viele Schriften der Art sind im Lauf der Zeiten, insbesondere zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts verschleppt und verloren: was aber gerettet ist, zeugt von der großen Bedeutung, welche den Annalen für jene frühen wie für die späteren Zeiten innewohnt. Bei dem Lesen wie bei dem Aufzeichnen mußten sich die Augen für die wirklichen Zustände, für die praktischen Bedürfnisse öffnen. Man lernte dabei die Gegenwart beurtheilen und ihre Geschichte allmählig loslösen von dem Sagenhaften, das noch wie Nachklänge eines tiefen Traums das karolingische Zeitalter durchzieht.

Die Einzelchronik erregte Verlangen nach einer allgemeinen Chronik, um das Einzelne im Zusammenhang des Ganzen zu beschauen. So unvollkommen diese Aufgabe die Weltchronik des Abtes Regino von Prüm löste, die um die Wende des neunten zum zehnten Jahrhundert entstand, so genoß sie doch, weil lesbar und bequem, bis zur Hohenstaufenzeit das größte Ansehen. Durch die Ausdehnung von Karl des Großen Reich wurde die Betrachtung in's Weite gezogen, nun erst recht hielt man an dem Glauben fest: es sei die legitime Fortsetzung des römischen Reichs, dieses aber sei gemäß der Prophezeiung Daniel's durch Gott vom Himmel selbst errichtet, werde alle andern Königreiche zermalmen, selbst aber ewiglich dauern und auf kein anderes Volk kommen.

Was an lateinischen Dichtungen — natürlich in großer Fülle — das Zeitalter erzeugte, ist außer den herrlichen Hymnen, die namentlich aus St. Gallen in gewaltigen Orgeltönen erschallten, meist zu Grunde gegangen. Das Beste war von Theodulf, der Karl des Großen Hofhaltung beschrieb, — von des Kaisers Freunde Angilbert, von dem wir die Jagdschilderung besitzen, — und von einem andern Angilbert, der die entsetzliche Mordschlacht bei Fontenay im Liede verfluchte. Eine Stelle lautet nach Meyer von Knonau's Uebersetzung:

„Fontanetum nennt die Quelle, nennt den Hof des Bauern Mund,
Wo von edlem Frankenblute in des heißen Kampfes Noth
Felder starren, Wälder starren, und die Sümpfe starren roth.
Jene Trift flieh' Thau und Regen, jede Feuchte bleib' ihr fern,

Wo die Tapfern niedersanken, in den Waffen wohlbewährt.
Tief beklagen mag man Jene, die hier traf der Feinde Schwert.
Diesen Frevel, hier verübet, den mein Lied jetzo besingt,
Ich selbst schaut' ihn, Angilbertus, kämpfte in der Vordern Reih'n
Und am Quell harrt' ich im Streite aus von Vielen noch allein.
Tief in's Thal schaut' ich zurücke, auf den Berg fiel auch mein Blick,
Wo mit seinen Feinden kämpfte, tapfer unser Herr Lothar
Und zum Bache siegreich jagte seiner Feinde flücht'ge Schaar.
Doch wo Karl sein Herr geführet, wo im Streite Ludwig hielt,
Glänzten weiß die Felder alle von der Todten Leingewand,
Wie von Wandervögeln weiß ist in des Herbstes Zeit das Land."

3. Volksmäßige Dichtung.

Durch Angilbert's Schlachtlied tönt ein weheboller Klageruf, wie durch alte Sagen. Diese müssen damals noch aller Orten im Volke lebendig gewesen sein, sie begegnen uns in der Vorrede zum salischen Recht wie in der Longobardengeschichte des Paulus Diakonus, und wie sehr die Sagenbildung noch thätig war, zeigen uns die Erzählungen des Mönchs von St. Gallen. Wir können nicht genug beklagen, daß jener Reichthum uns verloren gegangen: wir haben nur noch spärliche Reste, aber sie glänzen wie Trümmer eines Juwelenschmuckes.

Das eine Bruchstück ist von einem Gedicht, das in einen lateinischen, jetzt in München befindlichen Kodex des Klosters Wessobrunn (Weißenbrunn) von einem Mönch hineingeschrieben wurde, eine Schilderung, wie es war vor der Schöpfung, und lautet im jetzigen Deutsch:

Aus einem Dichter.

Das erfrage ich unter Wundern als Wunder größtes,
da Erde nicht war, noch Himmel oben,
noch Baum noch Berg nicht war, noch irgend etwas,
noch Sonne nicht schien, noch Mond nicht leuchtete,
noch der Meersee, als da nirgends war
Ende noch Wende: da war der eine
allmächtige Gott, der Männer mildester,
und da waren auch manche mit ihm göttliche Geister.

Das zweite Bruchstück, das Muspillilied, schildert den Weltbrand und soll von König Ludwig dem Deutschen selbst auf Pergamentränder niedergeschrieben sein. Die Uebersetzung lautet:

Elias streitet um das ewige Leben,
er will den Recht Begehrenden das Reich bestärken:
um deswillen wird ihm helfen, der Himmels waltet.
Der Antichrist steht bei dem Erbfeinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll,
um das soll er auf der Wahlstatt wund hinfallen
und dort ganz sieglos werden.
Doch wähnen viele Gottesmannen,
daß Elias in dem Streit verletzt wird ...
sobald als Elias Blut zur Erde träufelt,
so entbrennen die Berge, Baum nicht besteht,
kein einziger auf Erden, Wässer vertrocknen,
Meer verdampft, es schwält in Lohe der Himmel,
Mond fällt, der Mittelgarten (die Welt) brennt,
Stein nicht besteht. Dann Bußtag in's Land
fährt, mit dem Feuer heimzusuchen.
Da kann kein Verwandter dem andern
helfen vor dem Weltbrand ....

Endlich haben wir noch das Ludwigslied, einen Siegesgesang auf die Schlacht bei Saucourt, wo König Ludwig III. die Normannen schlug. Diese waren über's Meer gekommen und groß war des Landes Noth.

Da erbarmte es Gott, der wußte all die Noth,
Herrn Ludwig hieß er dahin eilig reiten:
„Ludwig, König mein, hilf meinen Leuten!
Sie sind von Normannen hart bezwungen."

Neben größeren Dichtungen in diesem uralten Volkston gab es damals noch eine Menge Tanz- und Liebeslieder, Jäger- und Fischerlieder. „Liudger," heißt es in seiner Lebensbeschreibung, „war nach Friesland gekommen, das Evangelium zu verkündigen. Und siehe, als er einst mit seinen Jüngern ausruhete, wurde vor ihn ein Blinder gebracht, Namens Bernlef. Dieser war bei seinen Nachbarn sehr beliebt, denn er war des Wortes mächtig und verstand sich gut darauf, die Thaten der Vorfahren und der Könige Schlachten zum Saitenspiel zu besingen." Solche Sänger, seßhafte oder fahrende,

die, theils aus dem Gedächtniß, theils mit eigener Gestaltungskraft, die alten Sagen zur Harfe vortrugen, waren also dem Volke noch wohlbekannt. Die Liebeslieder aber waren so lockend, daß Nonnen sie abschrieben und verschickten; ein Kapitulare von 789 mußte es ihnen eigens verbieten. Die Gesellschafts-, Spott- und Trutzlieder und alten Rundgesänge ließen die Leute nicht fahren, und wenn sie an Sonn- und Festtagen bei der Kirche sich versammelten, wollten sie es nicht anders halten, als bei ihren festlichen Versammlungen in der Heidenzeit. In einer Sammlung von allerlei Gesetzen, die der Mainzer Diakon Benedikt um die Mitte des neunten Jahrhunderts verfaßte, heißt es noch: „Wenn das Volk zu den Kirchen kommt an Sontagen wie an den Festtagen der Heiligen, soll es dort nichts anders thun, als was zum Gottesdienst gehört. Jene Tänze aber und schändlichen und üppigen Gesänge und jene teuflischen Spiele soll es weder auf den Straßen noch in den Häusern noch an irgend einem Orte vornehmen; denn alles das ist aus dem Brauche der Heiden übrig geblieben."

Karl der Große „ließ die uralten deutschen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen wurden, aufschreiben und dadurch dem Gedächtnisse aufbewahren." Der Kaiser mußte also noch eine reiche Auswahl von Vorzüglichem haben. Dichtungen, in welchen das Rohe und Platte sich breit machte, hätte des hochgebildeten Kaisers Geschmack abgewiesen. Noch weniger hätte er geduldet, daß sein Sohn und Nachfolger „die Volksgesänge in der Jugend lernte", wie dessen Biograph Thegan berichtet.

4. Deutsche Kunstdichtung.

Die deutsche Bücherschrift des neunten Jahrhunderts, welche die Rundung der Buchstaben zur Regel hat, verräth gleichwohl in vielen einzelnen eine gewisse Hinneigung zum Eckigen, eine Neigung, die drei Jahrhunderte später entschieden durchschlug. Aehnlich erging es der volksmäßigen Dichtung. In Karl des Großen Zeit führte sie noch einen so kräftigen Ton, daß er sich öfter auch im lateinischen Gewande bemerklich machte. Bald darauf scheint sie zu verstummen, selten findet sie unter den Gelehrten noch Liebhaber. In der Hohenstaufenzeit

aber blühen die uralten Sagen wieder herrlich empor, gleichwie junge edle Stämme sich aus Gebüsch und Unkraut empor heben, das sie lange verhüllte, — Beweis genug, daß sie niemals untergegangen, daß vielmehr unser Volk sich fort und fort daran genährt hatte.

Das läßt sich von der deutschen Kunstdichtung der karolingischen Epoche ebenso wenig sagen, wie von der damaligen lateinischen Dichtung. Sie übten auf das Kulturleben unsers Volkes keine treibende, bildende Kraft aus.

Und doch gehört jener Epoche eine so edle Blüthe christlicher Dichtung an, wie sie in keiner andern Zeit und Nation entstanden. Es ist das Leben Christi dargestellt nach der Harmonie des Evangeliums in altsächsischer Sprache, ein ächt nationales Epos, dem vom ersten Herausgeber, Schmeller in München, der Name Heliand (Heiland) gegeben. Als spielte das Ganze in Deutschland selbst, zieht Christus einher mit seinem Gefolge und hält Ansprache und Gericht wie ein Heerkönig. Schlichte Erhabenheit wohnt in den alliterirenden Versen, und hindurch quillt ein kindlich seliges Gemüth. Es ist möglich, daß wir nur ein Bruchstück vor uns haben, daß Mehrere daran dichteten, und daß Ludwig der Fromme den Auftrag dazu gegeben. Gewiß ist nur, daß es in Westfalen entstand; es ist ganz der traute, herzige Ton darin, in welchem in der Weser- oder Münster-Gegend die Mutter noch heute zu lieben Kindlein spricht. Welch ein nationaler Vortheil wäre es doch gewesen, hätte man sich all die Jahrhunderte her in den Schulen begnügt, von Cicero nur etwa die Abhandlung über das Alter und die Rede für Milo zu lesen, und hätte die ganze übrige Zeit, die mit dem Phrasenlatein des Rhetors verbracht wurde, auf den Heliand verwendet! Jeder Jüngling hätte einen Schatz für's Leben daraus gewonnen.

Wir geben nun eine Seite aus der Münchener Handschrift in der Uebersetzung von Grein:

Da ward der Männer manchem das Gemüth zum Christ
das Herz hin gewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie zuvor
ein Wunder in der Welt. Doch waren in dem Wehrvolk auch
viele muthstarrige Männer, die die Macht Gottes
nicht erkennen wollten: wider seine Kraft die große
kämpften sie mit Worten; ihnen war des Waltenden

Lehre so leid! — Die suchten nun der Leute andere
in Jerusalem auf, wo der Judenleute
Hauptstadt war und des Heervolks Gerichtsstätte
und eine große Menge grimmer Männer.
Denen verkündeten sie da Christi Werk,
wie sie den mit Augen lebend sahen, der schon in der Erde lag,
in die Tiefe versenkt vier Tage und Nächte
todt begraben, bis ihn mit seiner That der Christ
mit seinem Wort erweckte, daß er wieder diese Welt erblickte.
Das war so widerwärtig den verwegenen Männern,
den Judenleuten: aus den Gauen hießen sie
sammeln da das Volk und zur Versammlung rufen
Männer in Menge. Wider den mächtigen Christ
beriethen sie sich und redeten also: „Nicht mehr rathsam ist's,
daß wir das dulden! es wollen der Degen zu viele
seinen Lehren glauben. Dann überfahren die Leute uns
unter ihren Hauptleuten und übers Haupt wachsen
uns die Recken von Rom, daß wir beraubt des Reiches
Leben fortan oder gar den Leib verlieren,
wir Helden unser Haupt." Da sprach ein hochgeehrter Mann
zur Versammlung der Männer; der war gesetzt allda
in der Burg der Juden zum Bischof der Leute:
Kaiphas war er geheißen, ihn hatten erkoren dazu
in jenen Jahren die Judenleute,
daß er das Haus Gottes hüten sollte,
des Weihorts warten. —

Es ist aber etwas Räthselhaftes um dieses so ächt deutsche und doch so alleinstehende Werk. In den Kreisen, wo so Edelschönes, so Vollendetes erwuchs, da muß noch viel Anderes solcher Art entstanden sein. Auch der Gedanke, wenn ihn der Verfasser etwa hegte, die germanische Sagendichtung durch christliche zu verdrängen, gehörte sicher Mehreren an.

Entschieden tritt dieser Absicht im Evangelienbuch des Mönchs Otfried hervor. Er war ein geborner Elsässer, erhielt seine Bildung in Weißenburg und Konstanz und zehn Jahre lang bei Rhaban in Fulda, und wurde Meister der Klosterschule zu Weißenburg. Hier schilderte er auf Anregung anderer Mönche und der „verehrungswürdigen Frau Judith", wahrscheinlich Witwe Ludwig des Frommen, Christi Leben in gereimten Versen und widmete das Werk im Jahre 868 dem Könige Ludwig dem Deutschen. Es ist ein lehrhaftes Buch und

bestimmt, abschnittweise sangmäßig vorgetragen zu werden. In Stellen, wo das Gemüth überfließt, wo Christi Hoheit und Leiden, wo Mutterliebe, Heimath und Vaterland dem Dichter vor die Seele treten, erhebt sich die Sprache zu ächter Empfindung und Schönheit.

Eine Seite der Münchener Handschrift lautet in Kelle's Uebersetzung:

Mit aller Kraft, die in uns wohnt,
Laßt uns nun flehen zu dem Herrn,
Daß er zu unserm Jammer nicht
Uns scheide aus der Guten Zahl;
Daß aus der Schaar der Fröhlichen
Wir nimmer scheiden uns zum Leid.
Und nimmer in Verzweiflungsqual
Wir schauen uns in Ewigkeit.
Daß uns die Schwinge, die er führt,
Einst gnädig sei bei dem Gerichte,
Und nimmer sie mit Sturmgewalt
Verwehe und vernichte uns.
Daß nimmer wir im Feuer dann
Verbrennen so wie taube Spreu.
Laßt bitten uns, daß wir entgehn
Dem Unglück durch die Gnade sein,
Daß warten seine Hirten uns
Und immer uns erhalten wohl
Und niemals aus dem Gottes Korn
Uns schwingen wegen unsrer Schuld,
Laßt bitten uns, daß wir dereinst
Mit guten Werken wohl geziert
Gesellen uns zur heil'gen Zahl
Dort oben in dem Himmelreich
Zu übergroßer Herrlichkeit;
Das wieder ist das Himmelreich,
Wenn wir befreit sind dieser Qual,
Erfreuen ew'ger Wonne uns.
Und dürfen mit den Heil'gen dann
Genießen stets das Himmelreich,
Und nützen voller Seligkeit,
Des Speichers stete Süßigkeit,
Das Kornhaus, das hochheilig ist.
O zögen nimmer wir daraus,
O möchten wir des Aufenthalts
Mit Seinen lange uns erfreun;
Erfreuen uns, daß wir vor Gott
Mit ihnen endlich fröhlich sind,
Mit allen Seelen, die gerecht,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Zu Ende ist das erste Evangelienbuch auf
Deutsch abgefaßt. Es beginnt das zweite Buch.

Schon vor den Mächten dieser Welt
Eh' noch ein Engel war erzeugt,
So weit entfernt auch als kein Mensch
In seinem Geiste denken kann;
Bevor der Himmel und das Meer,
Bevor die feste Erde ward,
Und irgend etwas eingeführt,
Das eines dieser drei belebt.
Da lebt immer schon das Wort
Vor allen Zeiten dieser Welt,
Was wir nun sehen vor uns klar,
War damals ungeschaffen noch.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Lateinische Bildungsform.

1. Ursachen.

Kein anderes Volk ließ seine geistige Frische und Schaffenslust so oft und schwer mit ausländischem Wust beladen, als die Deutschen. Von solchen Thorheiten waren wohl die beiden größten, daß sie ihre edele, reiche, flüssige Sprache dem Latein, und daß sie ihr eigenes lebendiges Recht dem todten Römerrecht wollten zum Opfer bringen. Hatte aber das Letztere — neben der neu erwachten Begeisterung für die antike Literatur — seinen Hauptgrund in einem gewissen nationalen Unverstande, so wirkten für die Annahme des Lateins und seine lange Herrschaftsdauer in Schule und Literatur, in Urkunden und Gesetzen in der That Ursachen zusammen, deren Nöthigung sich unsere Vorfahren nur dann hätten entziehen können, wenn sie entweder viel klüger und vorsichtiger gewesen wären, oder noch viel beschränkter.

Als die Germanen sich in den Ländern des römischen Reichs ansiedelten, fanden sie zwei Weltsprachen vor. Griechisch war die Sprache der höheren Bildung, außerdem Volkssprache in Unteritalien, Griechenland und den zahllosen griechischen Kolonien, welche die Nordküste Afrika's und das Morgenland belebten. Lateinisch wurde in Italien, Afrika, Spanien, Frankreich und in den germanischen Provinzen des Römerreichs gesprochen, vom gemeinen Volk in verschiedenen Mundarten, von den Höhergebildeten nach dem Muster der Hauptstadt. Außerdem war Latein im ganzen Römerreich die Staatssprache der Gesetze und Gerichte, der amtlichen Erlasse und aller Urkunden, die öffentliche Geltung haben sollten: das war allgemeine Uebung seit vielen Jahrhunderten. Nur Fideikommisse durften in jeglicher Sprache abgefaßt werden, selbst Testamente bloß lateinisch. Das ganze Reich aber wurde verwaltet durch eine ausgebildete Beamtenschaft, die durch schriftliche Erlasse regierte. Diese Einrichtung wurde immer nur stückweise zerstört: nach jedem Kriegssturm sammelten

sich die Reste der Beamtenwelt wieder in den Großstädten der Provinz, wo die reichen und angesehenen Leute wohnten, wo deshalb auch Bischöfe ihre Hauptkirche, germanische Heerkönige ihren Hof hatten. Während die Eroberer ihre nationalen Hof- und Gerichtstage hielten, mußte man den Unterworfenen ihre Rechtsgeschäfte und gesammte Verwaltung in ihrer bisherigen Sprache, Schrift und Einrichtung gewähren. Dazu brauchten die germanischen Fürsten die romanisch gebildeten Beamten und Schreiber, und wer irgend mit Romanen ein Rechtsgeschäft hatte, mußte sich den Gebrauch des Lateinischen gefallen lassen. So kam es, daß dasselbe auch im fränkischen Reich die alleinige Staats- und Geschäftssprache blieb und mit der Ausdehnung des Reiches selbst sich auch nach Deutschland hin verbreitete.

Der allgemeine Glaube, das fränkische Reich sei des römischen Fortsetzung, trug nicht wenig bei, die römische Staatssprache in Geltung zu halten. Noch viel mehr geschah dies durch Uebung und Einfluß der Kirche. Diese brauchte im Gottesdienst und für die Erklärung der Bibel, wie in ihren Verhandlungen nur die lateinische Sprache und ließ keine andere zu. Frühzeitig erkannten Päpste und Bischöfe, Glaubensboten und Mönche, wie es kein besseres Mittel gebe, um germanische Leute von ihrem eigenen Volke und dessen Gewohnheiten abzuziehen, als die fremde Sprache, die tiefgreifend des Geistes Trachten umbildete. Die Geistlichen hielten auch darauf, daß man zum Nachweise eines Besitzes oder Vertrages stets Urkunden, natürlich lateinisch, verfaßte. Ein neuer Mittelpunkt aber für die europäischen Staatsgeschäfte bildete sich, als das römische Kaiserthum erlosch, am päpstlichen Hofe. Denn mit jedem neuen Volk oder Fürsten, die in den christlichen Verband eintraten, gab es dort neue schriftliche Erörterungen, und es geschah von selbst, daß die Ueberlieferung, wie von der kaiserlichen Kanzlei aus regiert wurde und die Erlasse in's Reich gingen, sich auf die päpstliche Kurie und von dieser auf das gesammte weströmische Christenreich fortpflanzte. Soweit Latein Kirchensprache war, blieb es auch die Sprache schriftlicher Verhandlungen.

Da nun Latein nicht bloß als die allgemeine Staats- und Kirchensprache, sondern auch als die eigentliche Sprache der Literatur und höheren Bildung erschien, so waren selbst die gescheidtesten Männer vom Glauben befangen, es werde für immer die Umgangssprache der gebildeten Welt bleiben und mit jedem Jahrzehnt es noch mehr werden.

Fiel doch ein beträchtlicher Theil unseres Volks einer ähnlichen Verblendung damals anheim, als das Französische vornehm wurde und das Deutsche dagegen gemein erschien. Noch viel niedriger und werthloser deuchte die Muttersprache in der ganzen fränkischen Zeit fast jedem höher Gebildeten, und selbst Männer, wie Karl der Große, Rhaban und seine Schüler, welche doch die schöne Kraft und Natürlichkeit der deutschen Sprache erkannten, vermochten sich zu keiner andern Anschauung zu erheben, als daß Latein die Weltsprache bleibe.

2. Ausrotten der Runen und Heldensagen.

Soviel uns bekannt, kam Niemand auf den Gedanken, die einheimischen Schriftzeichen, wie Wulfila einst gethan, zu verbessern und für Bücher und Urkunden anzuwenden. In Runen aber waren all die Gebete, Sprüche und Formeln aus der Germanenzeit, waren all die Namen und Eigenschaften ihrer unsichtbaren hohen und niedern Mächte, waren auch die Arzneimittel, Fest- und Jahreszeiten und alles besondere Wissen verzeichnet. Verdächtig erschien den christlichen Geistlichen alles, was in Runen geschrieben war: wo sie dergleichen sahen, suchten sie es den Leuten zu entreißen und warfen die Täfelchen und Stäbe von Buchenholz in's Feuer. Immer wurde darauf hingewiesen, daß man keiner Runen mehr bedürfe, da das Alphabet der Rechts-, Kirchen- und Bildungssprache allgemein gekannt und eingeführt sei. Natürlich suchten die Leute nun zu verbergen, was sie an Wissen in Runenschrift besaßen, und da nur wenige Glaubensboten die altgermanischen Schriftzeichen verstanden, und auch bei den Gebildeteren, weil nur noch lateinische Schrift galt und gebraucht wurde, das Lesen der Runenschrift sich allmählig verwirrte, so wurde diese jetzt mit einer Art Geheimniß umschleiert, und verwandelte sich der Buchenstab, von welchem die Sprüche abgelesen wurden, in einen Zauberstab. Die Gelehrten freilich, welche die Runen kannten, mochten lächeln, wenn ihnen von abscheulichen Geheimnissen der heidnischen Religion gesprochen wurde, die in dieser Schrift sollten enthalten sein. Sie brauchten Runen, wo und wie es ihnen gefiel. So setzt z. B. der Mönch Alpunk, als er in Freising um Mitte des neunten Jahrhunderts den großen Kozroh genannten Kodex für seinen Bischof glücklich vollendet

hatte, an's Ende Amen in Runen, schreibt dann einen holperichten Hexameter der gewöhnlichen Fürbitte:

Quisquis titulum legat hunc, mihimet misereatur
Indigno precemque fundat, rogitator qui vocor Alpunk,

und darunter wieder in Runen ein Lebehoch für seinen Bischof:

eps (episcopus) valeas vigeasve felix.

Die Spruch- wie die epische Dichtung der Germanen folgten dem Gesetz der Alliteration, in kleinern Volks- und Gesellschaftsliedern herrschte wahrscheinlich schon in der frühesten Zeit auch der Reim. Denn es war natürlich, daß der Wörter Gleichklang in die Sinne fiel, und daß halb unbewußt das Volk ihn anwandte, sowohl seines Wohlklangs wegen, als um die Kraft des Ausdrucks zu verstärken. Otfried ließ die Alliteration fallen und wählte mit Vorbedacht den Reim, seine Dichtung sollte auch nicht im Ton an die altheidnische erinnern. Ebenso dachten die meisten andern Klosterbrüder, ihnen wollte nur der Reim des lateinischen Kirchenlieds gefallen.

Natürlich richtete sich der mönchische Haß auch gegen die germanischen Dichtungen selbst. Nach Einhard's Bericht begann Karl der Große auch eine Grammatik seiner Muttersprache abzufassen. Die Monate, für welche bis dahin theils lateinische, theils deutsche Namen bei den Franken im Gebrauch gewesen, stattete er mit Bezeichnungen aus seiner eigenen Sprache aus. Ebenso gab er den zwölf Winden deutsche Namen, während man vorher nur für vier Winde besondere Benennungen hatte. Und zwar nannte er den Januar Wintarmanoth, den Februar Hornung (Kothmonat von Hor, Schmutz), den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Hewimanoth, den August Aranmanoth (Aerntemonat), den September Witumanoth (Holzmonat von Witu, Holz), den Oktober Windumemanoth (Weinlesemonat), den November Herbistmanoth, den Dezember Heilagmanoth (heiligen Monat). Den Kaiser beseelte also eine wahre Hochschätzung der deutschen Sprache, er würdigte ihre Tugenden. Gleichwohl scheint auch er in seinen letzten Jahren von mönchischem Zuspruch beeinflußt: in seinem Testament verordnete er über seine Bücherschätze, „deren er in seiner Bibliothek eine große Menge gesammelt hatte, daß sie von Denen, die sie haben

wollten, um den richtigen Preis gekauft werden könnten und der Erlös daraus den Armen zufallen solle. Sein Sohn Ludwig der Fromme aber verachtete die Volksgesänge, welche er in der Jugend gelernt hatte und wollte sie weder lesen noch hören, noch gelehrt wissen."

Damals ist wohl Karl des Großen schöne Sammlung deutscher Sagen und Lieder zerstreut und verschleppt worden. Daß sie aber völlig zu Grunde gegangen, daß überhaupt so wenig von den alten nationalen Dichtungen erhalten wurde, läßt sich nur aus einer langdauernden zerstörenden Uebung der meisten Mönche erklären. Diese Leute waren von Haß und Furcht gegen Alles besessen, was das Andenken an die Großthaten und Wunder der germanischen Heidenzeit lebendig erhielt. Wenn sie ein Buch oder Pergament solchen Inhalts erwischten, ließen sie es geschickt verschwinden, das schien ihnen ein gottgefällig Werk zu sein, und die wenigen Gelehrten, welche die deutsche Sprache in ihren Denkmälern hochhielten, konnten gegen die fanatische Menge, die auf allen Höfen ihre Augen und Handlanger hatte, nicht aufkommen. So ist unserm Volke ein schöner Theil seiner edelsten geistigen Nahrung schon in früher Zeit entzogen.

Ein Seitenstück zu solcher Büchercrzerstörung lieferte später ein neuer Orden. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die Jesuiten, welche ebenso klug als kühn das erzprotestantische Paderborn zu ihrem norddeutschen Hauptsitz und Ausgangspunkt zu machen strebten, dort „beständig auf der Jagd nach ketzerischen Schriften. Wo sie eine fanden, gleich in's Feuer damit: eine andere Behandlung für protestantische Bücher kannten sie nicht, als in's Feuer damit. Selbst die Benediktiner in Hardehausen mußten es sich gefallen lassen, daß die Jesuiten ihre Bibliothek säuberten. Es ist gar nicht zu berechnen, wieviel Literatur in jener Zeit die Jesuitenhand vertilgt hat." So heißt es in des Verfassers Buche, welches für die Jahre 1597 bis 1604 die Geschichte des Kampfes um Paderborn zwischen Bürgern und Jesuiten darstellt.

3. Folgen.

Wie unermeßlich die Herrschaft des Lateinischen unserm Volksthum schaden mußte, leuchtet wohl ohne Weiteres ein. Die Sprache

ist eine Schöpfung der Volksseele: wer eines Volkes Sprache niederdrückt oder umwandelt, schädigt das Volk selbst in seinen feinsten und edelsten Kräften. Wie zart und lieblich, wie voll urwüchsiger Kraft und doch voll kindlicher Einfalt und Wahrheit erscheint uns das wohllautende Althochdeutsche in den wenigen Bruchstücken, die uns aus der fränkischen Zeit übrig geblieben sind, z. B. in der sogenannten Ermahnung an das christliche Volk! Unsere Muttersprache war damals in schöner eigenkräftiger Entwicklung und bedurfte nicht der lateinischen Schulung. Welch ein reicher Schatz geistiger Anregungen und Stärkungen entging nun den Deutschen dadurch, daß all ihr Recht und Gesetz und ihre geschichtlichen Ueberlieferungen sich mußten in die fremde Sprache einzwängen lassen, im fremden Gewande selbst etwas Fremdartiges erhielten, der großen Masse des Volkes aber entrückt wurden!

Die Verstärkung des weltbürgerlichen Sinns der Deutschen und ihres Hangs zur Ausländerei, — die dadurch entstehende Gefahr für den einheitlichen Zusammenhang und für die politische Massenwirkung der Nation, — die Ueberladung der Deutschen, insbesondere ihrer mittleren und höheren Schulen mit gar zu viel gelehrtem Wissenskram — die Seltenheit von solchen historischen nnd wissenschaftlichen Werken in Deutschland, die durch schönen klaren Stil Eigenthum des ganzen Volkes werden, — die tiefe Kluft zwischen der geistigen und geselligen Bildung, die bei uns zwischen den höheren und niederen Klassen besteht und in Europa nur in Rußland durch die Scheidung der wenigen Gebildeten von der Masse des „Schwarzvolkes" überboten wird, — die Gewohnheit, alles Urkundliche, statt es in den Schulen zum Lehrstoff zu benutzen, in Archiven zu verbergen, — diese und noch andere Uebelstände unsers nationalen Lebens hängen mit der Herrschaft des Lateins, welche im fränkischen Zeitalter sich zu Recht setzte, eben so enge zusammen, als das Schleppende und Weitwendige in der deutschen Sprache, ihre starke Mischung mit Fremdwörtern und die eingewurzelte Sucht, immer wieder neue aufzunehmen. Unsere Sprache hat nicht allein an ihrer natürlichen Kernigkeit, an ihrer fröhlichen Lust und Anmuth eingebüßt, sondern sie ist in ihrem innern Gefüge verrenkt worden, ein Schaden, der durch all die edle Arbeit unserer Dichter und Denker nicht ganz hinweggenommen ist.

Freilich, wer möchte das Latein aus unsern Schulen wieder

verbannen! Bis jetzt giebt es, wie Verfasser an einem andern Orte sagte, kein Bildungsmittel, welches von leichteren zu feineren Aufgaben aufsteigend, so geeignet ist, den jungen Geist zu zügeln und zu bilden, zu schärfen und zu stählen, als die klassischen Studien. Diese zu verwerfen, konnte nur der altnationalen Partei unter den Großrussen einfallen, die von einer unmöglichen Zukunftsglorie, vom Traum einer nagelneuen slavischen Weltkultur, sich verblenden ließen. Die gesammte Kultur der Gegenwart ist von der antiken genährt und durchwachsen, und die Verbreitung, welche das Latein im Frankenreiche gefunden, hat wenigstens das Gute gehabt, daß die klassische Literatur der Römer, und in ihrem Gefolge auch der Griechen, nicht stück- oder strichweise, sondern, soweit das überhaupt möglich, im Großen und Ganzen bei den Deutschen ihren Einzug hielt. Das aber war eine Wohlthat, noch mehr, das war eine Nothwendigkeit: das Unglück lag nur darin, daß die Deutschen, gar zu weich und opferfähig, gar zu lüstern nach dem Fremden, gar zu stolz auf seinen Besitz, ihre Muttersprache zurückdrängen und mißhandeln ließen.

Die Folgen machten sich noch in anderer Richtung geltend.

Zur Merowinger Zeit waren Notare und Kanzlisten noch meistens Weltliche: ihre Schrift und Geschicklichkeit aber wurde allmählig ausgestochen durch das, was man in den Klöstern leistete, wo man es mit Uebungen und Vorschriften strenger nahm und auch mehr Zeit und Talent für den Unterricht besaß. Karl der Große stellte deshalb in seiner Kanzlei lediglich Geistliche an: in diesem Punkte war sein sonst so weitvorschauender Blick getrübt. Hätte er geahnt, wohin sein Vorgang führen werde, er hätte das Beispiel wohl nicht gegeben. Nun waren seit Ende des achten Jahrhunderts die Hofgeistlichen regelmäßig auch die Kanzleibeamten, und die Zöglinge der Hofschule konnten ungehindert ihr Augenmerk richten auf Vogelfang und Schlildesklang, den verhaßten Schreibereien waren sie glücklich entronnen. Eine ausgezeichnete Feder aber war jetzt in der Kanzlei doppelt Geldes werth: die Feinheit des Stils in Erlassen und Urkunden machte sich in politischem und anderm Gewinn bezahlt. Von Ludwig dem Deutschen wird berichtet, daß er es sich etwas kosten ließ, um vom Regensburger Bischof den Kleriker Guntbert für seine Kanzlei zu erwerben, weil Dieser „mehr Geschick und Geist hatte sowohl für das Schreiben als das Lesen.“ Jeder Großgrundbesitzer hatte fortan an seinem Haus-

geistlichen auch den gebildeten Mann, der ihm die Briefe las und schrieb und die Rechtsgeschäfte wie die Rechnungen führte. Auch bei den Gerichten wurden die Notare nach und nach durch Geistliche ersetzt. Die englische Sprache hat aus der Zeit, wo eines Herrn „Pfaff" mehr für's Schreiben als für's Beten gehalten wurde, noch ein Andenken bewahrt, indem das Wort „Clerk" oder Kleriker den Schreiber bedeutet.

Diese einzige Stellung der Geistlichkeit hat im Mittelalter nicht wenig beigetragen, ihr Ansehen zu vergrößern und ihre bevorrechtete Stellung festzuhalten. Geistliche hatten die erste Hand in allen Geschäften, wußten Bescheid in jeder Angelegenheit des Landes und der Hauptfamilien, waren die Rathgeber hier und dort. Dieser große weltliche Einfluß kam zu dem des Gewissensrathes und kirchlichen Richters hinzu. Das hatte um so größere Bedeutung, als die Geistlichkeit aller Orten zusammenhing und im Grunde nur das eine Ziel im Auge hatte, die Verherrlichung und Machtvermehrung der Kirche. Wie sehr aber mußten, als nur ein einziger Stand die höhere Bildung gleichsam für sich allein in Beschlag nahm, als nur dieser Stand der Lehrstand wurde, alle Uebrigen im geistigen Streben zurücktreten! Es war so bequem, für alles Lesen und Schreiben beständig einen geeigneten Mann zur Seite zu haben: die Folge war, daß man ihm auch das Denken überließ. Die gesammte Nation hat dadurch schweren Schaden gelitten: ihr freier geistiger Aufschwung blieb für lange Jahrhunderte gelähmt. Es war aber der Deutschen eigene Schuld, weil Bauer und Ritter lieber zum Pflug und Schwerte greifen mochten, als Buch und Feder in die Hand nehmen.

4. Mönchslatein.

Niemals aber würde das lateinische Wesen so viel Schaden angerichtet haben, wäre es nicht selbst zu einer häßlichen Mißgestalt geworden. Wäre es die stolze, klangvolle, mathematisch sichere Sprache der Römer geblieben, so hätte es nur lehrhaft gewirkt und viele schöne Reden und Briefe, Abhandlungen und Geschichtserzählungen hätten sich in seinem Gewande als Vorbilder dargestellt. Allein das Latein wollte das Beten wie das Singen, die Rechtsgeschäfte wie die Gesetz-

gebung, die Schule wie die Geschichtschreibung, kurz, es wollte Alles allein beherrschen, — um dieses Ziel zu erreichen, mußte es selbst dienen und sich bücken und allerlei Gepäck sich aufladen lassen, unter dessen Last es sich bog und krümmte und widerwärtige Auswüchse erhielt. Es entstand eben die wunderliche Mischung und Mißbildung, die wir das Mönchslatein nennen.

Wer ein Buch schreiben wollte, suchte sich möglichst reines Latein anzueignen: zum Abfassen der Geschäftsurkunden und täglichen Notizen machte man sich die Mühe nicht. Geistliche und weltliche Notare schrieben vielmehr das Allen verständlichere und geläufigere Latein des gemeinen Lebens wie es der Volksmund sich zurecht gemacht hatte, die sogenannte Bauernsprache (lingua rustica). Die Römer hatten, wo sie herrschten, den Völkern ihre Sprache aufgedrungen, allein die heimische Landessprache ließ niemals sich vollständig unterdrücken, ihr Geist und Ton drang in die Herrensprache ein und spielte mit den grammatischen Regeln wie mit Logik und Satzbildung. Weil aber die Notare auch Kirchen- und Bücherlatein vernahmen und Schriftgelehrte sein wollten, so bemüheten sie sich, wenigstens etwas gebildeter, als das Volk sprach, zu schreiben. Sie mochten ihren Wörtern gern den Klang ächter lateinischer Endungen geben, suchten zu dekliniren und zu konjugiren und Perioden zu bilden, tappten aber dabei, weil sie die Regeln nicht mehr inne hatten, wie im Dunkeln umher und machten Rechtschreibung, Beugung und Satzfügung bald auf die eine, bald auf die andere Weise. Kurz, sie schrieben gerade so, wie noch heutzutage ein halbgebildeter Mann, der bloß die Landesmundart spräche, aber Hochdeutsches zu hören und zu lesen bekäme, schreiben würde, wenn es im Hochdeutschen sein müßte. So setzte sich in der Merowinger Zeit eine Urkundensprache fest, die nicht regelloser, roher und unbehülflicher sein konnte.

Dabei erhielt dieses Urkundenlatein einen Stamm von Wort- und Satzbildungen, wie sie bei römischen Schriftstellern gar nicht oder doch nicht in dieser Bedeutung vorkommen. Christenthum und Kirche hatten bei ihrer innern Hoheit keine Scheu vor Geist und Stil der römischen Sprache, sie hatten sich dieselbe zurecht gemacht, wie sie gerade für christliche Bräuche und Ideen paßte, und ebenso forderten der Eigensinn und die Unbehülflichkeit der Germanen, daß sich das Latein ihren Einrichtungen und Ansichten, ihrem Gehör und Verständniß

anbequeme. Man half sich nun auf vierfache Weise. Um für einen christlichen oder germanischen Begriff ein bestimmtes Wort zu haben, nahm man das nächstpassende lateinische und brauchte es in einem gewissen feststehenden Sinne, der mit dem ursprünglich römischen wenig zu thun hatte, z. B. Senior und Benefizium. Man stempelte lateinische Wörter, indem man ihnen neue Endungen gab, zu Trägern germanischer Einrichtungen, z. B. die Mansio wurde Mansus, Hof, das Dominium Dominatio, Herrschaft. Man lateinisirte deutsche Wörter, z. B. Herberga, Mallum, Marca, Vasallus. Man bildete neue Wörter aus germanischen Wortstämmen, z. B. Guerra, franchire, manneria. Jedoch mit den Wörtern begnügte sich die Neubildung nicht, germanische Denk- und Redeweise veränderte das ganze Satzgefüge. Was der Römer knapp und bestimmt ausdrückte, wurde mit allerlei Bindewörtern in's Allgemeine und Umschweifige gezogen, und wo die lateinische Sprache klar und einfach bezeichnete, was in's Gebiet der Thatsachen und des Rechts gehörte, da suchte man ihr durch allerlei Wendungen die Rücksicht auf das innere sittliche Gefühl wie auf die öffentliche Meinung anzuhängen.

Dieses erste Naturgepräge, das die lateinische Geschäfts- und Umgangssprache in der fränkischen Zeit erhielt, ließ sich nicht mehr verwischen, so sehr man sich auch seit Karl dem Großen bemühete, ein reineres Latein zu schreiben. Man konnte wohl die grammatischen Fehler ausmerzen, jedoch den Charakter dieser Sprache nicht mehr umändern.

Unausweichlich aber mußte die rohe Mischung und Mengerei der Sprache auf die geistige Thätigkeit zurückwirken; denn jede Beschäftigung mit Unnatur, die zum Sichfügen zwingt, ohne daß man sie meistern kann, hat häßliche Folgen. Die notariell Thätigen hatten beständig ihre Noth, für Dasjenige, was das tägliche Geschäftsleben neu erzeugte, die richtigen Wörter und Formen zu finden, — die aber in reinem Latein Bücher schreiben wollten, waren beständig auf der Flucht vor der Geschäfts- und Urkundensprache, die gleich trübem Gewässer sich in den Stil einschlich. Durch die Schrift ging das sprachliche Ungethüm in Augen und Seele hinein, umschlang die keimenden Gedanken und verrenkte das gerade Wachsthum der geistigen Glieder. Daß die hellen Lichter, die so herrlich von Karl des Großen Hofe durch die fränkische Welt leuchteten, so bald sich trübten, war

nicht zum Mindesten dem Ueberwuchern der Mönchssprache zu danken, als Geschäfte und Urkunden mit jedem Jahrzehnt häufiger und wichtiger wurden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Politische Grundlagen.

---

1. Verdienste der Römer.

Was immer Menschen Historisches schaffen und hervorbilden, ist das Ergebniß einer langen Entwickelungsreihe von zahllosen Versuchen, Ideen und Arbeiten; das Eine ist immer Ursache des Folgenden; wie klein oder groß, einerlei, alles Verwandte trägt dazu bei, daß ein historisches Gebilde keimt, wächst, und sich entfaltet, bis es sich wieder zersetzt und seine Lebenskraft wie sein inneres Gesetz an eine andere Schöpfung abgiebt. Der Einblick in dies Werden ist das größte geistige Vergnügen und ergiebt das reichste und sicherste Wissen; jedoch kann immer nur ein Theil, nie das Ganze, vollständig erfaßt werden. Auch wir sind im kulturgeschichtlichen Forschen schon glücklich, wenn wir nur die Grundlinien auffinden, die sich wie glänzende Silberfäden durch das unendliche Gewirre der Thatsachen hinziehen.

Das Erste und Wichtigste, was die Franken schufen, war das Staatswesen, und hierbei hatten sie das Glück einer trefflichen Schule von weltlicher und kirchlicher Seite zugleich.

Standen die Römer in Kunst, Literatur und Wissenschaft weit hinter den Griechen zurück, eine Wissenschaft hatten sie doch geschaffen, die große Wissenschaft von Staat und Recht. Mit all der Fülle und Feinheit des Denkens, mit welcher die Griechen die schönsten Gedanken über der Menschen und Völker politische Natur niederschrieben und die reizendsten Systeme für Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft erfanden, kamen sie doch thatsächlich niemals über kleine, schwächliche

Staatswesen und lose Staatenbündnisse hinaus. Auch die Kelten, so sehr sie politisch begabt und lebendig waren, so viel breiter sie ihres Volks- und Staatswesens Grundmaß genommen, als Griechen und Römer, die nicht vom Stamm, sondern von der Stadt ausgingen, auch die Kelten vermochten kein festes politisches Gebäude zu errichten.

In Rom lebte aber von Anfang an der semitische Staatsgedanke, demgemäß der Staat etwas Heiliges und Geweihtes ist, ein zwingender Begriff, dem gegenüber der Einzelne nur dienen und gehorchen kann, und, wenn die allgemeine Wohlfahrt es erfordert, das Opfer der Persönlichkeit sich von selbst versteht. Jedoch war es der arische Verstand, welcher das römische Staatswesen in seinen Gliederungen ordnete nnd festigte, und der Staatsallmacht für der Bürger Beziehungen unter einander den Schutz des Rechtes zur Seite stellte.

Indem die Römer schrittweise umsichgreifend erst die Städte und Völkerschaften Italiens ihrem Staatswesen einfügten, dann die karthagische Nebenbuhlerin zum Falle brachten, dann Griechenland und den Orient eroberten, endlich leichter Hand auch Gallien, Spanien, Brittannien sich zu eigen machten, schmiedeten sie all diese verschiedenartigen Länder und Völker zusammen zu einem einzigen geschlossenen Reich, das ein wesentlich national-römischer Staat blieb und jene sämmtlich mit der gleichen Ordnung des Rechts- und öffentlichen Verkehrs umfing. Was die Römer hierin der Mitwelt vor Augen gestellt und der Nachwelt überliefert haben, steht über den Leistungen der Aegypter, Assyrier, Perser und Karthager hoch und hehr, wie ein gewaltiger reichgeschmückter Dom, dessen Gewölbe auf starken Säulen ruht und dessen Bautheile überall wie Glieder in einander greifen. Denn gleichwie in Bau und Einrichtung von Staatsgebäuden und Anstalten, in Weg- und Brückenanlagen, in Feldmessen und Bewässerungssystemen, ebenso wurden die Römer auch Meister und Lehrer der Völker in Bewaffnung und Taktik der Kriegsheere, in Ausstattung und Abstufung der Beamtenkreise, in Steuer- und Postwesen, in Staatswirthschaft, in Verwaltungskunst und all dergleichen, was nur zum Aufbau und zur reichen Gliederung und machtvollen Wirkung eines großen Staatswesens gehört.

Diese öffentlichen Einrichtungen der Römer gingen mehr oder weniger auf ganz Europa über. Wie in Italien im Reiche des großen Theodorich, so blieben Einrichtungen und Anstalten der römischen Regierung auch bei den Westgothen, Burgundern und Franken bestehen

und pflanzten sich von ihnen nach Deutschland über. Auch das Morgenland empfing vom byzantinischen Kaiserreich in allem Wesentlichen nur römische Einrichtungen, die anfangs durch orientalische, später durch türkische Zuthat nur theilweise ersetzt und geschändet wurden. Es läßt sich nicht ermessen, um wieviel Stufen tiefer sich die gebildeten Völker noch befinden möchten, wäre nicht ihnen allen das Jahrtausend römischer Staatsarbeit zu Gute gekommen.

Die große Kunst und Wissenschaft aber der Römer, wie ein Völkerkreis zu regieren und zu verknüpfen, — welche die Päpste am vollkommensten, die Deutschen am längsten und nicht immer am glücklichsten, sodann zeitweise mit Geschick die Spanier, Engländer und Franzosen, am rohesten die Russen geübt haben, — diese Wissenschaft kam nach der Völkerwanderung am vorzüglichsten bei den Franken zur Geltung, und wurde von ihnen, angepaßt den damaligen Zuständen, andern Ländern zugeführt. Gerade in dem Hauptgebiete Galliens, das den Franken zufiel, bestanden die römischen Einrichtungen am längsten und fast ungebrochen. Die Beamten hielten dort Wache in ihren Stellen, die Juristen prunkten in den Gerichtsreden, die Rhetoren in ihren Schulen schmiedeten glänzende Ketten von Redeblumen. Die Franken waren dessen nicht ungewohnt: hatten doch gerade sie Jahrhunderte lang in ihren alten Wohnsitzen am Rhein römische Offiziere und Sachwalter bei der Arbeit gesehen. Allein es war gegen damals ein großer Unterschied: damals waren sie die Unterjochten, welche das Staatswesen der Eroberer erduldeten; jetzt waren sie selbst die Herrscher und mußten das Staatswesen, wie es im eroberten Lande heimisch war, selbst handhaben. Denn es erschien ebenso unmöglich, der großen Ueberzahl der Romanen den fränkischen Volksstaat, als fränkische Sprache aufzudrängen. Umgekehrt konnten die Franken, so hartnäckig sie auch ihr altes Herkommen dachten festzuhalten, sich doch des tiefen Eindruckes nicht erwehren, welchen die kraftvolle, wohlgegliederte, zielsichere Amts- und Gerichtsordnung der Römer machte.

2. Einschulung durch die Kirche.

Anfänglich waren nun Leute und Dinge bunt und wirr in einander geschoben. Jeder lebte nach seiner heimischen Weise; der

Romane suchte Hülfe bei seinen bisherigen Beamten, der Germane brauchte sein Haus-, Feld- und Fehderecht. Arge Zusammenstöße blieben nicht aus. Jagd- und Gränzfragen, Bewirthschaftung und Verkauf und Tausch der Güter gaben Anlaß zu Streitigkeiten: der Eine steifte sich auf geschriebenes römisches Recht, der Andere auf germanisches Herkommen. Wer Verdruß und Schaden vermeiden wollte, mußte Beides kennen. Der romanische Beamte schrie über Unrecht und Gewaltthat und erschien Hülfe suchend am Königshofe, der fränkische Graf oder Schultheiß beschwerte sich bitter bei seinen Genossen.

So bekämpften sich unaufhörlich in einem und demselben Lande zwei verschiedene Staatswesen, und es hätte zwischen dem Stolz und Eigensinn und der Rechthaberei der Germanen auf der einen und dem starren, festgeschlossenen römischen System auf der andern Seite keine Versöhnung gegeben, wäre nicht beständig eine Macht dazwischen getreten, deren Vermittlung sich beide Theile unterwarfen. Wir sahen bereits oben, wie innig die Verbindung zwischen Staat und Kirche geworden: das äußerte eine Wirkung, die sich über alle Richtungen bürgerlichen Lebens und Strebens verbreitete. Bei den romanischen Völkern konnte das Christenthum nicht ganz so durchdringen, nicht so seelisch, und man darf beinahe sagen, auch nicht so leibhaft werden, wie bei den Deutschen, weil es bei Jenen ihre eigene lateinische Sprache redete, die auch die seine geworden. Bei den Deutschen aber schuf es sich für seine Anschauung, Einrichtung und Forderung erst neue Worte ihrer Nationalsprache, ging dadurch viel tiefer in Geist und Gemüth ein, und vermochte von hier aus, zerstörend und schaffend gleichsam mit verborgenen inneren Kräften, den Eigensinn der Germanen zu überwinden und ihnen öffentliche Einrichtungen zu gestalten, von welchen sie früher kaum eine Ahnung hatten.

Denn bescheidener, ja dürftiger konnte es ja um kein Staatswesen, das über die Stufe halbwilder Völkerschaften hinaus wollte, bestellt sein, als bei den Germanen. Familienband und Fehderecht mußten zum großen Theile die fehlende Staatsgewalt ersetzen. Die Gemeinde beschränkte sich auf die Ordnung nachbarlicher Verhältnisse in Feldbau, Viehzucht und Waldnutzung. Die Gauversammlung war zugleich der oberste Gerichtstag, und es bedurfte der Anstrengung von Vielen, bis ein Gerichtsbann in Kraft und Thätigkeit trat. Bei all-

gemeinen Nothfällen gab es auch eine Landes- oder Stammesversammlung, die einen Herzog wählte und ihn für den Krieg mit dem Heerbann bekleidete. Sonst kannte man keine Aeußerung politischer Gewalten: auf Mark- und Landesgemeinde, Volk und Stamm blieben die Begriffe beschränkt, der Begriff des Staates fehlte.

Die Kirche war dagegen ein wohlgegliederter öffentlicher Organismus mit Mittelpunkten und Hebelkräften, mit Gesetzen und Anstalten. Sie hatte sich nach dem römischen Muster gebildet und ordnete und schaltete wie dieses durch hohe und niedere Beamte. Gleichwie die Kirche sich in das römische Staatswesen hineingewachsen hatte, so wuchs dieses mit ihr in die werdenden Staaten der germanischen Völker hinein. Die Könige mußten ihre Reichsverwaltung an der kirchlichen gleichsam befestigen, und es war nur natürliche Folge, wenn die Reichs- auch Kirchenversammlung wurde und die Gewaltboten geistliche wie weltliche Sachen besorgten. Die Kirche aber blieb immer die ältere Lehrerin.

Auch übernahm sie für das gesammte Volk Pflichten und Leistungen, die bisher nur die Familie angingen, als da waren die Sorge für Arme und Kranke, der Unterricht der Jugend, die Volksbildung, die Ausübung von Kunst und Wissenschaft. Kurz, die Kirche bethätigte auf weitem Gebiete die öffentliche Pflege des Geistes und der Liebe, ein Amt, das, einmal in Wirksamkeit, nicht umhin konnte, nach und nach auf die öffentliche Gemeinschaft, den Staat, überzugehen.

Die Kirche stellte den Begriff von Sünde obenan, einer That, die an sich selbst Gott und das christliche Volk beleidigt und deshalb Buße und Genugthuung fordert, einerlei, ob und wer dadurch gekränkt ist. Damit übertrug sich der Begriff der Sünde auf das Verbrechen, und das richterliche Amt der Kirche, — wenigstens in Bezug auf gemeinschädliche Verbrechen — auf das weltliche Gericht, welches erst dadurch zu seinem rechten Zweck und edlerem Ideale sich erhob. Denn das Richteramt war es insbesondere, worin Staat und Kirche einander begegneten, und zur Ausübung desselben gehörte für die Kirche wie den Staat das Recht, Gesetze zu geben, Anordnungen zu treffen, und Gericht zu halten.

Der Germane konnte sich verschiedene Stämme und Völker nur vereinigt denken durch Eroberung und Gewalt, oder durch freien Vertrag. Daß ein Reich sie umschloß, begriff er, nicht aber, wie sie einen

gleichartigen Staat bilden könnten. Da half die Kirche aus, um die deutschen Stämme dauernd mit einander zu verknüpfen und gegen einander auszugleichen. War man im Glauben, Gottesdienst und Sittengesetz einig, so folgte die äußere Einigung mit ihren Aemtern und Anstalten von selbst, — das war gleichsam der Leib, der aus seinem innern Leben nach außen wuchs. Es erschien daher natürlich, daß der Staat zu seinen Zwecken die Geistlichkeit brauchte, diese aber zu kirchlichen Zwecken des weltlichen Amtes sich bediente. Kam man durch die Kirche zum Staate, so half der Staat auch der Kirche, sich zu vergrößern und zu festigen.

Schon in den Zeiten der Völkerwanderung, als es eigentlich nur eine Heergewalt gab und jede andere politische Ordnung ohnmächtig darniederlag, mußten die Bischöfe, wie erwähnt, oft genug auftreten als Ordner der öffentlichen Zustände, als Schirmer der Bedrängten, insbesondere auch als Mittler zwischen den Romanen und ihren gewaltthätigen Besiegern. Ihr Einfluß auf das Volk, ihre Geschäftskenntniß und höhere Bildung führte sie dann in den ständigen Rath des Königs und ihre politische Bedeutung stieg um so mehr, als Bischöfe und Aebte Besitzer großer Landstrecken wurden. Die Könige nahmen nicht leicht wichtigere Staatsangelegenheiten vor, ohne vorher die vornehmsten geistlichen Herren zur Rathsversammlung zu berufen.

So begegneten sich unter Vermittlung der Kirche romanisches und germanisches Recht und Gesetz, verzweigten und verwuchsen sich ineinander, und es entstand der mittelalterliche Staat.

3. Entwicklung der Königsmacht.

Wir haben jetzt den Fäden nachzugehen, welche sich durch das Volkswesen der Germanen hindurchziehen, damit wir uns klar darüber werden, wie aus ihren dürftigen politischen Einrichtungen, noch mehr, aus ihren politischen Anschauungen, oder vielmehr beiden zum Trotz, sich ein kulturförderndes Staatswesen entwickeln konnte.

Der Punkt, an welchem sich die Neuschöpfung zuerst ansetzte, von welchem sie ihre Sprossen aus- und ihre Zweige immer weiter streckte, an welchem deshalb eine politische Macht entstand von einer

Würde, Stärke und Gewißheit, wie der Germane nichts Aehnliches gekannt hatte, war das Königthum.

Ohne Zweifel hatte — schon durch seinen nothwendig fortwährenden Bestand — in den Kämpfen gegen die Römer und während der Völkerwanderung das Ansehen des Heerkönigs fort und fort steigen müssen: allein die Meisten seiner Volksgenossen hielten es ganz in der Ordnung, diese aufstrebende Macht gelegentlich zu dämpfen. Sie dünkten sich ja, was Mannes Recht und Freiheit anging, dem Könige gleich. Wer ihnen davon etwas nehmen und sie zügeln wollte, griff an ihre Ehre. Die königliche Macht war und blieb immer noch etwas Unbestimmtes. That der König seinen Heermannen zu wenig, so verspotteten sie ihn: that er zu viel, erschlugen sie ihn. Das änderte sich, als romanische Länder erobert waren.

Auf den König ging die Macht des römischen Kaisers über. Ihm unterstellte sich die große römische Beamtenschaft: er setzte sie ein und ab. Bei ihm suchte auch die Geistlichkeit Stütze und Hülfe gegen das rohe Fehderecht. An ihn mußten Germanen wie Romanen sich wenden, wenn ihnen Uebermacht und Vergewaltigung drohte. Mitten unter Wirrsal und Gewaltthätigkeit war die königliche Macht die einzige, die allerseits anerkannt wurde, und die Kirche weihete das Königsamt als die heilige Quelle von Frieden und Ordnung.

Der König erhielt aber zu seinem Ansehen auch ein Besitzthum, so groß wie es kein germanisches Haupt vor der Völkerwanderung sich hätte träumen lassen. In seiner Person vereinigten sich all die ausgedehnten Staatsgüter, die unter den Römern bestanden, — all die Güter der Flüchtigen und Vertriebenen, soweit sie nicht von germanischen Heermännern besetzt waren, — all die Güter endlich Derer, die wegen Aufruhrs oder wegen eines andern Verbrechens zu Tod oder Verbannung verurtheilt wurden. Dazu kamen die Steuern von den Romanen, die in ordnungsmäßig geführten Steuerbüchern vermerkt standen. Diese große Gütermasse und die regelmäßigen Steuerzuflüsse gaben dem König Mittel in die Hände, um unermeßliche Schätze zu sammeln, um großen Hof zu halten, an welchem es beständig hoch und herrlich herging, um getreue Anhänger reichlich zu belohnen und ein bewaffnetes Gefolge zu unterhalten, das einem stehenden Heere gleich kam. Fortan war der König nicht bloß der Erste seines Volkes, sondern auch der Gefürchtetste und Gefährlichste.

Aus König Chlodwig's erstem Kriegszug erzählt Gregor von Tours eine bezeichnende Geschichte: „Damals wurden viele Kirchen von Chlodwig's Heer ausgeraubt, denn er steckte noch in den heidnischen Irrthümern. So hatten die Feinde auch aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit entführt sammt dem übrigen Schmuck des Kirchendienstes. Der Bischof jener Kirche aber sandte Boten zum Könige mit der Bitte, wenn er auch nichts von den andern Geräthen wieder zu bekommen verdiene, möchte seine Kirche wenigstens jenen Krug zurückerhalten. Als der König das gehört, sagte er zu dem Boten: „Folge uns bis nach Soissons, denn dort soll Alles, was erbeutet worden, getheilt werden, und wenn das Loos mir jenes Geräth giebt, werde ich thun, um was der heilige Vater bittet.“ Als er nun nach Soissons gekommen, wurde die ganze Last der Beute öffentlich aufgestellt, und sagte der König: „Ich bitte Euch, meine tapfern Krieger, gewährt mir die Gunst und laßt jenes Gefäß dort, — er meinte den vorerwähnten Becher, — außer meinem Theil mir zukommen.“ Da der König so sprach, erwiederten Diejenigen, deren Sinn verständiger war: „Alles, ruhmreicher König, was wir da sehen, gehört Dir, wir selbst stehen ja unter Deinem Gebote, thue jetzt, was Dir wohlgefällig erscheint; denn Keiner kann Deiner Macht widerstehen.“ Da sie das gesagt hatten, rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mann mit schallender Stimme: „Nichts sollst Du davon haben, als was Dir rechtmäßig das Loos zutheilt“, und schlug mit der erhobenen Streitaxt auf den Krug. Darüber waren alle erstaunt: der König aber verschloß in sich, wie sehr er beleidigt war, mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn dem geistlichen Diener, bewahrte aber die Wunde verborgen in der Brust. Ein Jahr war vorüber, da befahl er, das ganze Heer solle mit dem gesammten Waffengeräth kommen und auf dem Märzfelde den Glanz seiner Waffen zeigen. Als er aber hier an Allen entlang ging, kam er zu dem Krugschläger und sagte ihm: „Keiner trägt so schlechte Waffen als Du, denn weder Dein Schwert, noch Dein Speer, noch Deine Axt ist etwas nütze.“ Und dabei nahm er des Mannes Axt und warf sie auf die Erde. Und da Jener sich ein wenig vorbeugte, um sie aufzunehmen, holte der König aus und schlug ihm seine Axt in den Kopf. „So hast Du es in Soissons mit dem

Kruge gemacht.“ Der Mann war todt, die Andern ließ er abtreten. Große Furcht vor ihm herrschte nach dieser That.“

Diese Geschichte bekundet, wie niedrig des fränkischen Königs Macht einst im Urtheil seiner Volksgenossen gestanden, und wie bald er sich dagegen erhob nach Galliens Eroberung. Jedoch persönlich mußte er auftreten mit eigenem Willen und auf eigene Gefahr. Wollte er ein anderes Land mit Krieg überziehen, so sandte er an dessen König eine Herausforderung und bestimmte ihm den Tag und die Wahlstätte, wo sie mit ihrem Volke um Sieg und Recht kämpfen wollten. Diese persönliche Färbung des Königthums wollte sich während des ganzen Mittelalters und darüber hinaus nicht verlieren. Man dachte sich den König bedeckt mit glänzenden Ehren, überreich an Gütern und Dienstleuten, und soweit diese sich ausdehnten, durfte er das Gebiet sein Reich nennen. Allein in diesem selben Gebiet war jeder große oder kleine Grundbesitzer ein ebenso selbstständiger Herr auf seiner Hofstätte, und kam der König dorthin, so hatte er nichts Anderes zu heischen, als daß man ihm die Ehre gab, die ihm zukam.

Das Unterthanenverhältniß konnte nur erst durch persönliche Verbindung entstehen. Man leistete von Alters her dem Könige Huldigung bei der Thronbesteigung, und seit Karl dem Großen mußte jeder freie Mann, sobald er mündig geworden, persönlich dem Könige Treue schwören. Dadurch wurde er sein treuer Mann (Leudis), und von jetzt an wurde jede feindselige Handlung schwer bestraft. Das geschah insbesondere, wenn sie gegen Leben, Freiheit und Ehre des Königs oder seiner Familiengenossen gerichtet war, oder in Landesverrath oder Aufruhr bestand, oder in Herisliz, d. i. eigenmächtigem Verlassen des Heeres, oder in Raub am königlichen Gute, oder in Herbergung von Solchen, die der König als seine erklärten Feinde geächtet hatte. War nun auch durch den Eid ein persönliches Treuverhältniß zwischen Volk und König eingeführt, so konnte gleichwohl der König über Recht und Herkommen nicht hinaus. Noch weniger wäre ihm zu rathen gewesen, den entschiedenen Willen der Großen und des Volks nicht hochzuhalten. Wollte er wirklich das Recht brechen oder gewaltsam gehässige Neuerung einführen, so hielt es jeder ehrenhafte Mann für Pflicht und Schuldigkeit, sich dem König zu widersetzen.

Germanische Freiheit aber bekundete sich auch fort und fort darin, daß die Männer sich selbst ihren Fürsten bestellten. Anspruch auf die Krone gab die Abstammung: in den Besitz des Königsamtes aber trat der Thronfolger erst durch ausdrückliche Anerkennung des Volkes, d. h. durch die Huldigung. Pipin wurde, wie der Fortsetzer von Fredegar's Chronik hervorhebt, „mit Beirath und Zustimmung aller Franken mit der Königin Bertrada nach altem Brauche durch die Wahl sämmtlicher Franken auf den königlichen Thron gesetzt.“ Auch Karl der Große war weit entfernt, für seinen Thronfolger die Huldigung zu umgehen. Im „Leben Ludwig des Frommen“, das der Trierer Landbischof Thegan „nur kurz und mehr wahr als anziehend“ beschrieben, heißt es: „Als aber der Kaiser fühlte, daß der Tag seiner Auflösung nahe sei, — denn er war schon sehr bejahrt, — berief er seinen Sohn Ludwig zu sich mit dem ganzen Heer, den Bischöfen und Aebten, den Herzogen, Grafen und Vizegrafen: Mit ihnen hielt er sodann eine allgemeine Berathung in der Pfalz zu Aachen in Frieden und in Ehren, ermahnte sie, die Treue gegen seinen Sohn zu beweisen, und fragte sie, und zwar Alle vom Höchsten bis zum Geringsten, ob es ihnen genehm wäre, daß er seinen kaiserlichen Namen auf seinen Sohn Ludwig übertrüge? Jene Alle aber antworteten mit freudigem Beifall, das sei Gottes Eingebung. Hierauf am nächsten Sonntag bekleidete er sich mit dem königlichen Schmuck und setzte sich die Krone auf's Haupt und schritt einher prächtig geziert und geschmückt, wie es sich für ihn ziemte. Dann ging er zur Kirche, die er selbst von Grund aus erbauet hatte, und trat vor den Altar, der an höherer Stelle, als die übrigen Altäre errichtet und zu Ehren unsers Herrn Jesus Christus geweihet worden: auf diesen ließ er eine goldene Krone stellen, eine andere, als er selbst auf dem Haupte trug.“ Nachdem sie dann Beide gebetet und der Kaiser den Thronfolger im Beisein der ganzen Menge lange und ernstlich ermahnt hatte, gottesfürchtig, liebevoll und gerecht zu regieren, und Ludwig gelobt hatte, alles dies treulich zu beobachten, befahl ihm der Vater, die Krone, welche auf dem Altare lag, mit eigener Hand zu nehmen und sich auf das Haupt zu setzen.“ — Die Chronik von Moissac schildert den Hergang wie folgt: „Im September 813 hielt Kaiser Karl Rath mit den Bischöfen, Aebten, Grafen und den Aeltesten der Franken, daß sie seinen Sohn Ludwig zum König und Kaiser machten. Sie

gaben sämmtlich ihre Einwilligung dazu und sagten, das gebühre sich, und dem ganzen Volke gefiel es so."

4. Reichsverbindung.

Ihren gemeinsamen Mittelpunkt hatten nun die verschiedenen Völker, welche das fränkische Reich umfaßte, am Hofe des Königs, welchen das vorherrschende Volk auch geradezu „der Franken Hof" nannte. Denn nur durch die Person des Königs waren sie verbunden, er selbst durch seine Diener und Abgesandten im Reiche aller Orten gegenwärtig, während die tiefer liegenden Klammern, welche das Ganze zusammenhielten, die Kirche darbot.

Am Hofe hatte auch jedes Volk seine natürlichen Vertreter im Gefolge des Königs, welches seine beständige Umgebung bildete. In den Kreis dieser Männer, die vorzugsweise die Königsgetreuen und zur Merowingerzeit Antrustionen hießen, trat Einer durch einen Eid besonderer Treue und Angehörigkeit, und diesen Eid hatte er persönlich in des Königs Hände zu leisten. Belohnung lag in der Ehre, an des Königs Tafel, Jagd- und Kriegsgeleite, sowie vielleicht auch an seinem obersten Rathe Theil zu nehmen, und damit war verbunden das dreifache Wehrgeld, der vornehmste Königsschutz, sichere Aussicht auf Aemter und Güter. Nicht nur freie, auch unfreie Leute, die sich durch ihre treuen Dienste dem Könige werth machten, wurden in dieses Königsgefolge aufgenommen, welches die Karolinger mehr und mehr erweiterten und als eine ständige Organisation von königlichen Beamten überall mitten in die Volksstämme hineinsetzten. Damals wurde für die Gefolgsmannen mehr und mehr der Name Vassi oder Vasallen gewöhnlich, dessen Wortstamm unenträthselt ist: wahrscheinlich findet er sich noch im heutigen Worte „fest", worauf auch die Anrede „Feste, Getreue!", womit im Mittelalter ein Fürst seine Unterthanen beehrte, zurückweist. Wurde ein Romane in diese Tafelrunde aufgenommen, so schmückte ihn der Beiname „Königs Tischgenosse, conviva regis." Denn nur dem, welchen man nach sittlicher Schätzung sich gleichwerth hielt, gab man Platz an seiner Tafel: das Zerschneiden des Tischtuches zwischen ihnen war das Zeichen, daß jene Vorbedingung weggefallen.

Als die Obersten unter den Königsgetreuen erschienen die Hofbeamten, die zugleich die allgemeinen Reichsgeschäfte führten, da diese mit des Königs persönlichen Angelegenheiten so vielfach Hand in Hand gingen. Sie bildeten mit andern dazu berufenen Reichsgroßen den engeren Rath des Königs und das höchste Gericht im Reiche. Denn der fränkische König vereinigte in seiner Person all die Rechte und Würden, die früher den Gauvorstehern, Herzogen und Königen der einzelnen Völkerschaften und Stämme zustanden. Er war das Oberhaupt, welches sie nach außen in Kriegen, Bündnissen und Verhandlungen vertrat, im Lande selbst aber den Frieden handhabte, — denn Heeres- und Gerichsfrieden hatte sich in einen Königsfrieden verwandelt.

Deshalb hatte der König den Vorsitz in allen Versammlungen, den Befehl des Heerführers, das höchste und allwärts hin waltende Richteramt, denn er war „der Richter der Richter", und das Recht auf den Theil des Strafgeldes bei Friedensbruch, der früher der Gemeinde zufiel.

Neben dem allgemeinen Königsfrieden aber, der sich über alle Personen erstreckte, gab es noch einen besondern Königsfrieden, ebenfalls für das ganze Reich. Was dieser bedeutete, geht aus Gregor's von Tours Erzählung von dem Mädchen hervor, das ihre Ehre vertheidigt und einen angesehenen Mann erschlagen hatte. „Sie warf sich dem Könige zu Füßen und erzählte ihm alles, was sie erlitten. Da schenkte ihr der König nicht nur das Leben, sondern ließ für sie auch einen königlichen Befehl ausfertigen, daß sie in seinem Schutze stehe, und daß ihr von Keinem der Verwandten des Verstorbenen je in irgend einer Weise ein Leid angethan werden dürfe." Unter diesem besonderen Königsschutze standen die Kirchen, Klöster und milden Anstalten, — ferner die öffentliche Landstrasse, der Weg zur Kirche, zum Gericht, zum Heer, und von dort zurück, — ferner alle Diejenigen, die mit dem Schwerte und deshalb auch vor Gericht sich selber nicht wehren konnten, als da waren Geistliche, schutzlose Witwen und Waisen, Bastarde, Fremde und Juden, — endlich nicht minder jede Person, welche der König förmlich in seinen Schutz oder unter seine Diener und Gefolgsleute aufgenommen hatte. Natürlich dehnte sich der besondere Königsfrieden auch über den ganzen Kreis der Wohnung des Königs aus. Wer in diesem Umkreise das Schwert

zog oder an den genannten Personen frevelte, hatte es mit dem König persönlich zu thun, gleichwie Derjenige, der auf der Stätte der Gerichtsversammlung oder auf dem Heeresplatze den öffentlichen Frieden brach.

Im Uebrigen fehlte noch gar Vieles, bis nur die ersten Grundbedingungen eines Staates, dieses Fruchtbodens aller Kultur, vorhanden. Es lebte jeder Stamm, jede Völkerschaft nach ihrem Herkommen. Gleichwie die Romanen ihre Beamten behielten, so die germanischen Stämme noch lange Zeit ihre Herzoge. Nur die Grundlagen der fränkischen Reichsverfassung, — der Unterthaneneid, der Heerbann, die Verpflichtungen zu Naturalleistungen für den öffentlichen Dienst, die kirchlichen Einrichtungen, endlich die Gesetze für die Sicherung des öffentlichen Friedens — waren im ganzen Reich dieselben. Die Selbstständigkeit der Nationalitäten gab sich auch darin kund, daß eine jede nicht allein ihr eigenes bürgerliches und peinliches Recht beibehielt, sondern daß auch jeder Mann nur nach seines Stammes Rechte lebte und nur nach diesem gerichtet wurde, wo immer er auch wohnen oder sich aufhalten mochte.

Das waren wunderliche Zustände, allein sie konnten bei dem starken Persönlichkeitsbewußtsein, das Germanen innewohnte, noch gar nicht anders sein. Ebenso wie seine Sprache, Volkssitte und Religion zu eines Mannes Persönlichkeit gehörte, so auch seines Volkes Recht: er nahm es überallhin mit sich, es hing ihm gleichsam in den Knochen, sowohl was Freiheit und Wehrgeld, als was Eigenthum, Erb- und Familienrecht betraf. Nur das unbewegliche Gut folgte dem Recht der Gegend, in welcher es lag. Vorkommenden Falls forderte man daher eine förmliche Erklärung vor Gericht, die sog. Professio, nach welchem Rechte Einer lebe. Ehefrauen und Hörige hatten ihres Mannes oder Schutzherrn Recht, und die Witwe sogar die Wahl, ob sie ihres Mannes Recht behalten oder zu ihrem Geburtsrecht zurückkehren wolle. Kirchen und Geistliche folgten überall dem römischen Recht. Gab es nun Zusammenstöße zwischen den Angehörigen verschiedener Völkerschaften, so hatte Jeder das Recht nachzuweisen, von welchem er behauptete, daß es in seiner Person verletzt sei, und der Angeklagte schwur und vertheidigte sich und empfing die Strafe nach seinem eigenen Rechte. Bei Verträgen und ähnlichen Geschäften suchte man eine Form zu finden, daß sie nach dem Rechte beider Länder, da wo sie zur Wirksamkeit kommen sollten und da wo sie geschlossen

wurden, gelten konnten. Jedoch stand Jedem frei, das Recht des Stammes anzunehmen, in welchem er lebte. Erst zu Ende des neunten Jahrhunderts hatten sich die Nationalitäten insoweit verschmolzen, daß Diejenigen, welche am gleichen Orte lebten, auch nur ein und dasselbe Recht befolgten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Deutsche Staatsordnung.

1. Gesetzgebung.

Waren nun so künstliche Bindemittel nothwendig, um aus dem losen Beieinander der Gaue und Völkerschaften zu einem stärkeren Zusammenschluß zu gelangen, so gab es noch viel größere Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden, bis man der einfachsten und natürlichsten Leistungen des Staates sicher war. Das konnte nur dadurch erreicht werden, daß zum römischen Vorbild, zum kirchlichen Antrieb noch hinzukam die politische Klugheit Chlodwig's, Brunhildens, der beiden Pipin, Karl Martell's und die ganze Energie und lange Regierung Karls des Großen. Zweifellos wollten sie einen Staat schaffen, der hinter dem bewunderten römischen Muster, welches von der heiligen Kirche und allen Schriftgelehrten gepriesen wurde, nicht gar zu weit zurückbliebe. Und was entstand? Ein Gebilde, das ein politisch geschulter Römer verächtlich als das Gegentheil vernünftiger Staatsordnung zurückgewiesen hätte.

Am einfachsten ordnete sich allmählig die Gesetzgebung. „Das Gesetz kommt zu Stande durch Zustimmung des Volkes und Festsetzung des Königs," heißt es noch in einem Kapitular vom Jahr 864. Unverändert blieb die alte Grundanschauung, daß jeder freie Mann das Recht habe, wo über gemeinsame Landesangelegenheiten berathen und beschlossen wurde, seine Meinung zu sagen und durch den Bei-

stand seiner Genossen zur Geltung zu bringen. Diese Mitwirkung des Volkes in allen öffentlichen Dingen äußerte sich in verschiedenen Versammlungen, deren Beschlüsse sofort Gesetzeskraft erhielten. Wo und wann über Landesrecht und öffentliche Wohlfahrt verhandelt, wo und wann Gericht gehegt wurde, fanden regelmäßig größere Zusammenkünfte statt.

Am freiesten bewegte sich das Volk in den untern Kreisen der Reichsgesellschaft, in den Markgenossenschaften und Orts- und Gaugemeinden. Versammlungen für weitere Gebiete wurden von den Grafen, Herzogen und königlichen Abgesandten berufen. Die kirchlichen Angelegenheiten berieth man auf den Synoden der Geistlichen, in welchen auch angesehene Männer aus der Laienwelt mitsprachen. Das ganze Reich erschien vereinigt in der großen Frühjahrs-Versammlung, wenn sich die Heermänner zur Ausfahrt und Musterung stellten. Dort hielt der Kaiser Heerschau und empfing die dargebrachten Geschenke. Außerdem konnte er bei wichtigen Anlässen, wie sie bei der größern Ordnung und Ausdehnung des Reichs unter den Karolingern fast mit jedem Jahr häufiger wurden, seine Getreuen zur Rathsversammlung berufen.

Alsdann fanden sich die bedeutenderen weltlichen und kirchlichen Beamten mit den Hofbeamten und andern durch Anhang und Güterbesitz hervorragenden Männern zusammen und berathschlagten mit dem Könige über Kriegszüge, Thronfolge, Reichstheilungen und neue Gesetze und Einrichtungen. Jeder freie Mann konnte das Wort verlangen. Als aber das Reich sich mehr und mehr erweiterte, und die Reisen zu diesen Versammlungen länger und kostspieliger wurden, erschienen nur noch die vornehmsten Hofleute, die Grafen, Markgrafen und Herzoge, die Bischöfe und Aebte. Es kam, wer zu thun oder sonst daran Gefallen hatte: ein Gebot, wer auf dem Reichstag erscheinen müsse, bestand nicht. „In der Frühlingszeit," so schildert der Dichter Ermoldus Nigellus, „entbietet nach alter Sitte der Franken Karl's Sohn das ruhmreiche Heer, die Auserlesenen des Volks, die Spitzen des Reichs, deren Berathung jedes Unternehmen bedarf. Eilends erscheinen die Fürsten, gewärtig mit redlichem Willen, ihnen folgt das Volk in Haufen. Sie sitzen nieder nach Geheiß. Der König besteigt den Hochsitz der Ahnen. Draußen rüstet die Menge geziemende Gaben. Die Berathung beginnt, Karl's Sohn hebt an zu reden,

was er im Herzen bedacht." Aus des Bischofs Hinkmar Beschreibung, wie der königliche Hof geordnet war, erfahren wir: „Die Säle waren so getheilt, daß einmal alle Bischöfe, Aebte und sonst höher gestellten Kleriker, dann auch Grafen und derartige Große sich besonders versammeln konnten. Wann sie alle beisammen, wann sie gesondert Sitzung zu halten hatten, das richtete sich nach der Natur der zu behandelnden Angelegenheit, ob diese nämlich auf Weltliches oder auf Geistliches oder auf Beides sich bezog." Bei allgemeinen Fragen trat man zu gemeinsamer Berathung zusammen. Die Großen führten das Wort, und das mitanwesende Volk äußerte laut seine Zustimmung oder Abneigung. Kam ein Beschluß zu Stande, so wurde er von den schrift- und rechtsverständigen Geistlichen in einzelne Sätze oder Kapitel gebracht und dies Kapitulare vom König als Reichsgesetz verkündigt. Außer diesen regelmäßigen Versammlungen berief der König einen Reichstag, sobald es ihm räthlich erschien.

Es bildete sich auf solche Weise das Herkommen, daß ein Reichstag Gesetze schaffen könne, wenn er zu festgesetzter Zeit gehalten oder öffentlich angesagt worden, und daß die Zustimmung der Reichsgroßen zu allen wichtigeren Beschlüssen erforderlich, aber auch genügend sei.

2. Verwaltung.

War nun dergestalt für Gesetzgebung gesorgt, so erwarben die Könige auch allmählig Kraft und Gewalt, im ganzen Reich Beamte, kirchliche nicht ausgeschlossen, ein- und abzusetzen. Grundlagen hiefür ergaben die königliche Hof- und Güterverwaltung auf der einen, die Eroberung der Reichslande auf der andern Seite, wozu die Nothwendigkeit hinzutrat, Alles kriegerisch unter Botmäßigkeit zu halten. In den Ländern, welche zum eigentlichen Frankengebiete geschlagen wurden, trat der fränkische König an Stelle der nationalen Fürsten, während in Baiern, Thüringen, Allemannien und Sachsen Volksherzoge blieben, die aber die Herrschaft des Oberkönigs anerkennen mußten.

In einer Anrede Ludwig des Frommen an die versammelten geistlichen und welchen Beamten wird als Königsamt hingestellt, zu walten, daß der Schutz und die Erhöhung und Ehre der Kirche unangetastet bleibe, und daß der Friede und die Gerechtigkeit in der

gesammten Gemeinschaft des Volkes gewahrt werde. „Obwohl nun die Summe solchen Amtes in unserer Person vereinigt erscheint, so ist es doch nach göttlicher Autorität und menschlicher Anordnung derartig vertheilt, daß Jeder von Euch an seinem Orte und in seiner Stellung ein Stück unsers Amtes handhaben soll. Daraus folgt, daß ich Euer Aller Ermahner sein muß, und daß Ihr Alle unsere Helfer sein müßt."

Unter den Karolingern wurde die gleichmäßige Eintheilung des Reichsgebietes in Grafschaften, deren Verwalter vom Könige eingesetzt und durch Sendboten beaufsichtigt wurden, Grundordnung für das ganze Reich. Die Herzoge aus den alten im Lande einheimischen Fürstenfamilien, die ihre Völker vor dem König vertraten und sie im Kriege führten, verloren nach und nach ihre Macht und Würde, statt ihrer traten königsgetreue Männer hervor, die zwar in der Regel ebenfalls zu den mächtigen Geschlechtern des Landes gehörten, ihrer ganzen Stellung nach aber vom König abhängig waren, manchmal auch nur zeitweise mit dem Herzogsamte bekleidet wurden. Die Gränzen der Gaue, wo sie zu eng oder zu weit schienen, führte man auf ein bestimmtes Maß zurück, in Baiern z. B. wurden aus einem Gau mehrere Grafschaften, in Sachsen aus mehreren Gauen eine Grafschaft gebildet. Grundsatz war es, die Grafen aus dem alten Adel des Landes zu wählen und diesen dadurch an das Königshaus zu binden. Die Markgrafen vereinigten die Grafengewalt mit der eines Herzogs, hatten aber gewöhnlich vom nächstbenachbarten Herzog Befehle zu empfangen.

Das Amt des Grafen bestand nun in Folgendem: Er hatte das Kriegsvolk aufzubieten, und im Felde anzuführen, — Gerichtstag zu halten und möglichst zu sorgen, daß das Urtheil Vollstreckung finde, — die Einkünfte des Königs zu erheben und in die Hofkammer abzuführen, — und all die Anordnungen zu treffen, die nöthig erschienen zur Verpflegung des Kriegsheeres und der Königsleute, zur Anlegung von Straßen und Brücken, zur Verfolgung der Räuber und Friedbrecher, zur Beilegung der Fehden, zur Förderung der Klöster und Kirchen und ihrer Schulen und milden Anstalten, überhaupt zur Ausführung der unter Karl dem Großen so zahlreichen Gesetze und Erlasse, welche Religion und Volksbildung heben, die Kriegsmacht im Stand erhalten, die Volkswirthschaft kräftigen sollten.

Um dies Alles mit den Männern seines Gaues zu ordnen, erschien der Graf unter ihnen regelmäßig dreimal des Jahres an der alten Gerichtsstätte oder, wenn Noth war, ließ er außerordentliche Versammlung ansagen.

Auf dem Grafen also beruhete im Wesentlichen die Landesverwaltung. Was der König für das Reich, war der Graf für den Gau. Woher sein Name stammt? Einen nicht abzulehnenden Hinweis giebt die Uebersetzung in comes, d. i. Gefährte. Da uns aber mit ihr zugleich das deutsche Wort „Graf" überliefert worden, so muß dasselbe längst vor der ersten Aufzeichnung des salischen Volksrechts im Gebrauch gewesen sein. Von Grafen aber hören wir gleich anfangs nicht bloß bei den Franken, sondern auch bei den Friesen, Sachsen, Angelsachsen im Norden wie bei den Baiern im Süden. Nun heißt comes der Gefährte, und die älteste Form ist garafio, welches Grimm aus râfo, d. h. Gefährte, mit der Vorschlagssilbe ge oder ga erklärt. Der Graf war also ein Begleiter, ein Geselle. Von wem? Vom König oder Herzog oder vom Volke selbst. Als des Königs oder Herzogs Rechtsprecher erschien er überall, wo Dieser als Richter auftrat, und als des Volkes Rechtsprecher erschien er aller Orten, wo man sich um Landessachen versammelte. Es liegt in dem Worte etwas Ehrendes und Freundliches, gleichwie in der alten Bedeutung von Nachbar. Damit stimmt, wenn dieser nie ausbleibende Geselle in der ältesten Glosse auch kasind, d. h. Gefährte und Diener, und leodosamio, d. h. Leutesammler, genannt wird.

Für die kleineren Kreise gingen die Beamten aus der Wahl des Volkes hervor, jedoch übte der Graf insofern Aufsicht und Bestätigung, als er Einen, der übel beleumundet war, nicht zum Amte kommen ließ. Jede Grafschaft theilte sich in Amtsbezirke oder Zentenen, Zenten, und diese theilten sich in Gemeindebezirke verschiedener Art. Der Obmann für einen Amtsbezirk hieß gewöhnlich Schultheiß oder Zentenar: er vertrat die zu einem Amt (einer Zent) vereinigten Gemeinden und Hofbesitzer den königlichen Beamten gegenüber. An ihn zunächst wendete man sich in Sachen des Rechts und öffentlichen Dienstes, seine Hauptthätigkeit aber blieb die richterliche. Die Gemeindebezirke waren entweder eine Vereinigung bloß von bäuerlichen Hofbesitzern auf dem platten Lande, Bauerschaften oder Markgenossenschaften, oder sie bildeten eine besondere Ortsgemeinde neben einer

[illegible]

[illegible] Untersuchung und Gericht zu halten. Die Karolinger ließen auch diese Einrichtung thätig werden. Das Reich wurde in Sendbotenbezirke abgetheilt, deren Grenzen gewöhnlich mit dem Umfang eines Erzbisthums zusammenfielen. Für jeden Bezirk ernannte der König zwei Sendboten, einen Grafen und einen Bischof, die jährlich viermal umher reisen und bald hier bald dort unter Zuziehung der Bischöfe und Aebte, der Herzoge und Grafen, der Gemeindebeamten und anderer rechtsverständiger und angesehener Männer die Verwaltung zu untersuchen hatten. Besondere Aufträge wurden ihnen vom Hofe schriftlich zugesandt. Ein Kapitular von 802 schreibt den Missi vor, „zu untersuchen, ob Alle den Treueid geschworen; ob Bischöfe und Priester, Aebte und Mönche und Nonnen kanonisch leben und die Kirchengesetze auch wohl verstehen; wie es mit den weltlichen Gesetzen steht; wie mit Meineidigen, Todschlägern, Ehebrechern und unerlaubten Dingen sowohl in Bischofshäusern als in Mannes- und Frauenklöstern und bei Weltlichen; ob die Benefizien wohl gewahrt und nicht zu Eigenthum gemacht werden; ob arme Freie der Herrschaft wegen unterdrückt werden; ob Alles stündlich zur Heerfahrt gerüstet ist; ob der besondere Königsfrieden in Kraft steht; ob Kirchen, Witwen, Waisen und Unmündige bei Rechtsfällen wohl vertreten sind. Wo die Königsboten etwas zu bessern finden, sollen sie es nach

Kräften bessern. Können sie etwas nicht bessern, so sollen sie dafür sorgen, daß es vor den König gebracht werde."

3. Vorzüge und Schwächen des deutschen Amtes.

Durch diese fränkischen Einrichtungen blicken leicht erkennbar die altgermanischen hindurch. Es sind der Stamm mit dem Herzog oder König, die Landschaft oder der Gau mit dem Grafen, die kleinern Bezirke mit den Schultheißen und Mark- oder Ortsrichtern. Nur an diese Einrichtungen ließ sich anknüpfen, nur diese konnte man ausbilden: Neues und Fremdes wäre ebenso, wie das römische Staatswesen, wieder abgestoßen. Das an Macht und Ausdehnung erstarkende Königthum hatte schließlich nichts Anderes vermocht, als die Herzogsgewalt zu schwächen und zu unterdrücken, die Grafengewalt näher an sich heran zu ziehen, alsdann die Anstellung der alten Volksbeamten oder wenigstens ihre Bestätigung in Anspruch zu nehmen, und endlich reisende Aufsichtsbeamte einzuführen. Welch eine lange Linie der Entwicklung war es von da an, wo in Chlodwig's Heer der Mann sich gegen des Königs Beutegriff erhob, bis zu dem Zeitpunkt, wo Karl der Große den persönlichen Treueid Aller gegen das Staatsoberhaupt einführen konnte! Schön geordnet erschien nun die gesammte Regierung, und doch — wie weit war man noch entfernt von dem allseitigen, starken, ununterbrochenen Walten des heutigen Staats! Wie bald erlahmte und verfiel die Einrichtung, durch welche Karl der Große das öffentliche Wesen im stätigen gedeihlichen Gang erhalten wollte, die Einrichtung der Sendboten! Der Fehler lag in der politischen Schwäche und Schlaffheit der Deutschen, die sich auch in der Gesetzessprache kund gab. Wo ein Volk sein eigenes Staatswesen schafft, ist diesem auch die nationale Sprache angeboren: sie bildet und entwickelt sich mit dem Staate. Bei den Deutschen aber redete der Staat großentheils in einer angelernten Sprache. Das Christenthum ergriff sie innerlich und fachte deshalb in der deutschen Sprache neues Leben und Wachsthum an: auf dem staatlichen Gebiete zeigte sich solche Triebkraft nicht, auch für die Stammesrechte wie die königlichen Verordnungen begnügte man sich mit lateinischer Sprache.

Schon in der Karolingerzeit tritt aber deutlich eine Gewalt hervor, die für unser Volk von jeher ein wahrer Hort und Segen gewesen, das deutsche Amtsgewissen. Im griechischen und römischen Staat erhält der Mann das Amt als Preis des Kampfes und des Dienstes, welchen er der Partei oder ihrem Haupte geleistet hat, erhält aber zugleich Freiheit, das Amt für sich selbst auszunutzen, und schönste Gelegenheit, sich zu bereichern auf geraden und krummen Wegen. Wo antikes Staatswesen sich irgendwie eingebürgert hat, schimmert solch ein Amtscharakter noch jetzt hervor. Das deutsche Amt setzt bei seinem Inhaber erprobte Kenntnisse und Rechtlichkeit voraus, die amtliche Gewalt muß sich in bestimmten Gränzen halten, es verknüpfen sich mit dem Amte geregelte Einkünfte, und dasselbe ist dauernd ohne Rücksicht auf die Herrschaft eines Verleihers. Nicht der Dienst einer Person oder Partei ist das Wesentliche, sondern die sittliche Pflicht, das innere Bedürfniß, für Recht und Wahrheit zu kämpfen, für die öffentliche Wohlfahrt zu arbeiten, und dadurch des Amtes Ehre und Ansehen zu wahren. Deshalb läßt sich weder durch Aufruhr noch Ungunst der deutsche Beamte von seinem Posten vertreiben: allein es muß all sein Thun jederzeit vor der öffentlichen Auf- und Einsicht klar liegen.

Durch dieses deutsche Amtsgewissen wurde manche politische Unvollkommenheit ausgeglichen. Wohl aber blieben dem deutschen Staatswesen, wie es sich in den vier Jahrhunderten der Frankenzeit allmählig entwickelte und festigte, Fehler anhängen, die es im ganzen Mittelalter nicht abstreifte und theilweise noch viel länger mit sich fortschleppte.

Die Römer erkannten die Nothwendigkeit, wenigstens für ruhige Zeiten die militärische Gewalt von der bürgerlichen zu trennen, das imperium von der jurisdictio oder civilis postestas. All die Beamten aber im fränkischen Reiche wurden aufgefaßt als Diener und Vertreter des Königs, der ihnen das Amt geben und nehmen kann. Gleichwie er selbst in seiner Person die Fülle aller Staatsgewalten, soweit es ihrer gab, vereinigte, so gab es auch für seine Beamten keine Trennung der Justiz von der Verwaltung und dem Heerbefehl. Hauptsache war das Richteramt, denn die Wahrung des Rechtsstandes blieb aller germanischen Amtsgewalt Ausgangspunkt. Hinzukam die Militärgewalt, um den Besitzstand des Volkes und seiner Glieder zu

schirmen. Endlich, um beider Zwecke willen, lag den Beamten die Sorge ob für die Güter und Einkünfte der Krone, für Münze, Zölle und Straßen, für Handel und Verkehr. Solche Verbindung der Aemter, insbesondere der richtenden und ausführenden Gewalt konnte nicht anders, als zu Zeiten unheilvoll wirken. Nicht, daß dadurch Willkühr und Raubsucht Thür und Thor geöffnet wäre, — das hinderte schon jene germanische Eigenthümlichkeit, welche in dem allgemeinen Wunsch und Glauben liegt, das Recht müsse herrschen, während den Leuten turanischen Stammes die Annahme natürlich ist, die Gewalt trage ihr Recht in sich. Allein jene Verknüpfung von Verwalten, Richten, Vollziehen legte in das deutsche Amt von vorn herein etwas Unklares, Verwickeltes, Zögerndes. Denn nur, wo eine andere Autorität, als die eigene, entscheidet, was Recht ist und wie weit es geht, fühlt jeder vollziehende Beamte die innere Kraft und Freiheit, dieses Recht zu verwirklichen.

Die Germanen hatten schon dafür gesorgt, daß ihre Beamten nicht zu weit um sich griffen: sie hatten ihnen nur das dürftigste Maß von vollziehender Gewalt beigelegt. Auch dieser Grundfehler zog sich durch das ganze Mittelalter hin. Graf, Schultheiß und Dorfrichter konnten gegen fahrende und landlose Leute, die keinen Schirmer hinter sich hatten, aller Orten vorgehen: wollte der Beamte aber einen Hofbesitzer oder die ihm Angehörigen angreifen, mochte er sich derber Abwehr versehen. Er mußte also, um gewisse Handlungen zu verbieten, sie unter öffentlicher Zustimmung der Gau- oder Markgenossen unter seinen Gerichtsbann stellen, d. h. öffentlich verkündigen, wer das thue, greife ihn und die mit ihm hielten persönlich an. Dieses Mittel mußte nun in weiter Ausdehnung aushelfen. Das Wort Bann erscheint in Heerbann, Gerichtsbann, Bannforst, und bedeutet die Gewalt. Wo die Gewalt einer obrigkeitlichen Person vorbehalten ist, da kann sie den Frevler vergewaltigen, ihn entweder festbannen oder auch verbannen. Im Plattdeutschen sagen noch jetzt die rauflustigen Buben zu einander: „Ich kann Dich bannen", d. h. vergewaltigen. Der König war der höchste Rechts- und Friedenswart, als solcher konnte er jeden Frevel unter seinen Bann stellen, d. h. erklären: wer den Frevel begehe, habe es mit ihm selbst zu thun. Denn anders konnte es sich der Germane nicht vorstellen, wie man öffentlich etwas verbieten könne, was doch im freien Willen des freien

Mannes stehe, wenn er mit seinen Waffen dafür eintreten wolle. Der König aber konnte die Verfolgung des Frevlers seinen allgegenwärtigen Dienern anbefehlen, — Begriff und Amt der Hof- und Staatsbeamten flossen ja in einander, — er konnte ihnen seinen Bann leihen, d. h. die Rache für den ihm persönlich angethanen Schimpf ihnen übertragen. Wollte Einer diese üblen Folgen abkaufen, mußte er den Königsbann bezahlen: das kostete sechszig Schillinge, soviel wie sechszig Kühe werth waren, also schon ein kleines Vermögen für den gemeinen freien Mann. Nur auf solche Weise ließ sich die Befolgung von Gesetzen erzwingen.

4. Oeffentliche Lasten.

Schwieriger noch war es, dem Staat zu verschaffen, was er nothwendig zum Leben und Bestehen brauchte, nämlich regelmäßige Einkünfte, um die Kosten für den König, das Heer, die Beamten und die ganze Verwaltung zu bestreiten. Aber regelmäßig Geld zahlen? Bald viel, bald wenig? Bloß für öffentliche Zwecke? Das war ja für das Gefühl eines Germanen unerträglicher, unaufhörlicher Zwang. Aus freiem Willen mochte er zum öffentlichen Besten beitragen, wann und soviel ihm gutdünkte, aber sich nach dem Urtheil von Andern, und wäre es der König oder das ganze Volk, vorschreiben zu lassen, was er zahlen solle, wann er zahlen solle, das dünkte ihm nicht viel besser, als Beraubung und Verlust der Freiheit.

Im wohlgeordneten Staat der Römer war Jedermann nach seinem Vermögenswerthe geschätzt und, was er dem Staate davon entrichten müsse, in den Listen aufgeführt. Diese Steuerrollen erschienen den Merowingern, als sie Gallien eroberten, gleichwie ein neu entdecktes Goldbergwerk; denn viel schönes baares Geld, und zwar in regelmäßigem Zufluß zu bekommen, das war eine köstliche Sache. Es wurde daher viel Wesens aus den Steuerlisten gemacht. Wollte ein König den Heiligen, der einer Stadt Patron war, hoch ehren, so vernichtete er die Steuerrollen der Bürgerschaft. Ein freier Franke aber, der in die Steuerrollen kam, fühlte sich in die Unfreiheit hinabgestoßen. So drückte sich auch Gregor von Tours aus, als er von der Königin Fredegunde Folgendes erzählte. „Sie hatte bei sich

den Richter Audo, der ihr schon bei des Königs Lebzeiten zu vielen bösen Dingen die Hand geboten hatte. Denn mit dem Majordomus Mummolus hatte er viele Franken, die zur Zeit König Childebert's I. freie Männer gewesen waren, den öffentlichen Abgaben unterworfen. Nach dem Tode des Königs war er aber von diesen Franken seiner Habe und seines Gutes beraubt worden, so daß ihm nichts blieb, als was er am Leibe hatte. Auch seine Häuser hatten sie ihm in Brand gesteckt und würden ihm sicherlich auch das Leben genommen haben, wenn er nicht mit der Königin nach der Kirche geflohen wäre." Als Fredegunde ihre Kinder auf dem Sterbebette sah, sprach sie in heller Angst zu ihrem Gemahl: „Schon so lange sündigen wir, und die göttliche Liebe erhält uns doch. Oft hat sie uns schon durch Krankheit und andere Leiden gezüchtigt, aber wir haben uns nicht gebessert. Sieh, schon verlieren wir unsere Kinder, sieh, die Thränen der Armen, die Klagen der Witwen und Seufzer der Waisen bringen sie in das Grab, und uns bleibt keine Hoffnung auf Kinder, für die wir sammeln. Wir häufen Schätze auf und wissen nicht, für wen wir sammeln. Siehe unsere Schätze, an denen der Fluch des Raubes haftet, bleiben dereinst zurück und haben keinen Besitzer. Waren denn unsere Keller nicht voll Wein? Waren nicht unsere Scheuern reich an Getreide? Unsere Schatzkammern nicht gefüllt mit Gold, Silber, edlen Steinen, Halsgeschmeiden und allem Prunk eines Kaiserhofes? Und sieh, Schöneres besaßen wir noch und verlieren es. Komm also jetzt, wenn Du willst, und laß uns diese ungerechten Steuerrollen verbrennen. Unserm Kronschatze möge an dem genügen, was unserm Vater und König Chlothar genug war." So sprach die Königin und schlug mit den beiden Händen an die Brust, befahl die Steuerrollen zu bringen, welche durch den Kanzler Markus über ihre Städte beschafft waren, und warf sie in das Feuer. Dann wandte sie sich wiederum zum Könige und sprach: „Was zögerst Du noch? Thue, was Du mich thun siehst, auf daß wir, obschon wir unsere süßen Kleinen verlieren, doch der ewigen Strafe entgehen!" Da wurde der König in seinem Herzen gerührt und warf alle Steuerrollen in die Flammen. Und als sie verbrannt waren, schickte er Leute ab, die den Besteuerungen für die Zukunft Einhalt thun sollten."

So heftig war der Widerwille der Franken gegen regelmäßige Steuerzahlung, daß sie, in so vielen andern Dingen gelehrige Schüler

der Romanen, in diesem Punkte ihren Willen durchsetzten. Die Steuer, wie sie einmal feststand, verwandelte sich in eine unbewegliche dauernde Geldleistung, die auf dem Hause oder Gute oder auch erblich an bestimmten Familien haftete: diese Verwandlung des Zensus in „Zins" erfolgte schon im sechsten Jahrhundert. Jedes andere Haus und Gut war frei von Steuern, unerschütterlich war die Meinung der Germanen, welche dahin ging: Jeder soll von seinem Vermögen leben, wie er mag und kann; hat der König oder Graf, der Bischof oder Abt seiner Pflichten und Leistungen wegen größere Ausgaben, so muß er sehen, wie er sich von seinen Gütern größere Einkünfte verschafft; gern will man dazu thun, daß er Land und Leute, Zinsgüter und Wald und Waide bekomme, nur soll er keinem freien Manne mit Forderungen kommen, ihm Dienste und Steuern zu leisten, Jeder will auf seinem Hofe ungestört und ungeschoren leben.

Der König mußte also seinen Hofhalt hauptsächlich aus dem Ertrag der eigenen Höfe und Forsten bestreiten, die er für seine Rechnung von Dienern und Beamten bewirthschaften ließ. In diesen Finanzsachen hatte auch die Königin ihr Amt zu verwalten. Hinkmar berichtet: „Die Sorge für die jährlichen Geschenke an die Garden lag vorzugsweise der Königin ob und unter ihrer Aufsicht dem Kämmerer." Willkommen waren bei Hofe die Ehrengeschenke, welche auf Reichstagen und bei andern feierlichen Gelegenheiten dargebracht wurden: bestimmt und regelmäßig erwartete sie der königliche Schirmherr von den Klöstern. Auch flossen in des Königs Schatz Weg-, Brücken- und Marktzölle, die hier für den königlichen Schirm und Schutz, dort für die Erlaubniß, durch des Königs Eigenland zu ziehen, erhoben wurden, — ferner zwei Drittel der Bannbußen und Gerichtsgelder für den Bruch öffentlichen Friedens, — erblose Güter, — endlich der Schlagschatz von der Münze; denn nur des Königs Münze ging durch das ganze Land, und hatte er daher an den Hauptorten des Reichs seine vereideten Münzmeister. In Zeiten großer Landesnoth wurde auch zum Ausschreiben einer außerordentlichen Steuer gegriffen, allein wer mußte sie zahlen? Nur des Königs Dienst- und Lehnsleute, die Klöster, die Juden und die umherziehenden Kaufleute, die beständig Schutz und Schirm bedurften.

Nur eine Steuer vermochte Karl der Große im ganzen Reiche durchzuführen, es war eine religiöse, der Zehnten. Dieser sollte von

allen fruchttragenden Sachen zum Unterhalt der Kirchen gegeben werden. Schon im siebenten Jahrhundert hatten die Geistlichen aller Orten den Zehnten als Gottes Gebot verkündigt.

Im Uebrigen war der freie Mann zu Nichts verbunden, als zu Zeiten durch sogenannte Naturalleistung mitzuhelfen, daß des Königs Dienst von Statten gehe. Durchziehende Heerleute und Beamte bedurften Fuhren und Pferde, Ausbesserung an Brücken und Wegen, Herberge und Lebensmittel. In solchen Leistungen gefällig und ausgiebig zu sein, gehörte zum öffentlichen Anstande, — sich davon auszuschließen, hätte gemeine Gesinnung verrathen und zu unangenehmen Händeln mit dem Grafen oder Herzog oder dem König selbst geführt.

Bei soviel Schwierigkeit, für den Unterhalt der Diener und Beamten von Staat und Kirche regelmäßige Einkünfte zu beschaffen, konnte es nicht ausbleiben, daß man auf Umwegen dem unumgänglichen Bedürfniß abzuhelfen suchte, und deshalb politische Schöpfungen entstanden, die einem gebildeten Römer höchst wunderlich, ja unbegreiflich erschienen wären. Jedoch werfen wir zuvor noch einen Blick auf die stärkste der öffentlichen Lasten.

5. Kriegsdienst.

Was in den Zeiten der Völkerwanderung der Heerkönig so häufig übte, setzte sich fest als sein Recht, nämlich die Gewalt, das ganze Volksheer aufzubieten. Jeder freie Mann war auch Kriegsmann: das war seine Ehre, wie seine Pflicht, und Niemand setzte sich dawider. Wollte man bloß einen Eroberungskrieg unternehmen, so strömte hauptsächlich nur die junge Mannschaft mit ihren Waffen zum Sammelplatz, um sich dem Königsgefolge anzuschließen. Zur Abwehr aber oder zur Bezwingung eines feindseligen Nachbarvolkes wurden alle Freimänner aus den benachbarten Gauen aufgeboten. Dieses Herkommen brachte Karl der Große in festere Regeln, die auch für die Folgezeit maßgebend blieben. Drang ein Feind ins Land, so mußte Jeder erscheinen, der eine Waffe führen konnte, auch der Lite und der Knecht. Wer ausblieb, hatte als ein Niederträchtiger, der sein Land im Stiche ließ, das Leben verwirkt. Von solchem Landsturm (Landveri) unterschied sich der Heerbann. Dieser wurde auf den

Grundbesitz gelegt, weil nach ihm allein das Vermögen sich berechnen ließ. Verpflichtet, selbst auszuziehen, war nur, wer einen Besitz von etwa drei oder vier kleinen Bauernhöfen sein nannte. Minder wohlhabende Bauern mußten je zwei oder drei gemeinschaftlich einen Mann ausrüsten. Die Sendboten hatten Listen der Heerdienstpflichtigen aufzustellen. Das Kapitular von 812 verordnet: „Jeder freie Mann, der vier bebaute Hufen an Eigenem oder als Lehen von einem Andern hat, rüste sich selbst aus und ziehe selbst wider den Feind, sei es mit seinem Gefolgsherrn, wenn dieser auszieht, sei es mit seinem Grafen. Wer aber nur drei Hufen zu eigen besitzt, dem werde Einer beigegeben, der eine Hufe hat, und Dieser gebe Jenem eine Beihilfe, damit Jener für Beide in's Feld rücken kann. Wer aber nur zwei Hufen als Eigenthum hat, dem geselle man einen Andern zu, der auch nur zwei Hufen hat, und dann ziehe einer von ihnen, während der Andere ihm Beihilfe gewährt, gegen den Feind aus. Auch wer nur eine Hufe als Eigenthum hat, dem sollen drei beigegeben werden, die das Gleiche haben, und sie sollen ihm Beistand gewähren, und er allein ziehe in's Feld: die Drei aber, welche ihm Beihilfe geben, mögen zu Hause bleiben. — Wir wollen und befehlen, daß unsere Sendboten fleißig ausforschen, die im vergangenen Jahre von der gebotenen Heerfahrt zurückgeblieben sind, entgegen jener Verordnung, welche wir auf die oben zusammengefaßte Art über Freie und Arme haben machen lassen. Und so Einer gefunden wird, der weder seines Gleichen zur Heerfahrt nach unserm Gebot unterstützt hat, noch selbst ausgezogen ist, soll er unsern Heerbann voll bezahlen und betreffs der Bezahlung gesetzliche Bürgschaft leisten."

Je nach Bedürfniß wurde nun der ganze oder theilweise Heerbann aufgeboten. Ging der Zug gegen die Sorben, durfte von den Sachsen Niemand ausbleiben, gegen die Böhmen genügte einer von drei, gegen die noch ferner wohnenden Avaren brauchte nur einer von sechs zu erscheinen. Jeder mußte sich stellen in voller Rüstung mit Kleidung für sechs und mit Lebensmitteln für drei Monate. Pferdefutter wurde unterwegs zusammengebracht. Das übrige Kriegsgeräth wurde auf Karren nachgeführt, Keile und Aexte, Mauerbohrer, Hauen, Spaten, eiserne Schaufeln, Wurfmaschinen und Handmühlen. Wer nicht erschien, zahlte den Königsbann, das waren 60 Schillinge, oder wurde des Königs Leibeigener und hatte seine Strafe abzuver-

dienen. Vierzig Tage nach der Heimkehr hörte mit der Ablegung der Waffen (Scaftlegi) der Heerbann auf.

Im beständigen Kriegsdienst standen dagegen die Bewohner der Marken. Sie waren gleich angesiedelten Kriegsleuten, mußten die Gränzen begehen, in den Burgen und Standlagen Wachdienst thun, und bei dem ersten Aufruf des Markgrafen mit all ihren Leuten herbeieilen.

Jeder aber, der zum Heerbann stieß, hatte die vorgeschriebenen Waffen aufzuweisen. Zur Zeit der Gothenkriege führte das Fußvolk der Franken „ein Beil mit starkem zweischneidigem Eisen und sehr kurzem Griffe aus Holz. Dieses Beil warfen bei dem ersten Angriff Alle zugleich auf ein gegebenes Zeichen, zertrümmerten so die Schilde der Feinde und tödteten diese selbst." In der Karolinger Zeit spielte der Beilwurf keine Rolle mehr. Der gemeine Mann zu Fuß hatte Schild und Lanze und einen Bogen mit zwei Sehnen und zwölf Pfeilen, — wer zwölf Hufen besaß, mußte auch einen Harnisch aufweisen, d. i. Lederhelm und Ringpanzer, — wer zu Pferde, führte außerdem ein großes und ein kleines Schwert. Die Schilde waren noch wie in germanischen Zeiten groß und leicht und aus Weidengeflecht oder Brettern aus Lindenholz gemacht, oben breiter als unten. Häufig überzog man sie mit rohem Leder, bestrich sie mit weitscheinender Farbe und schlug an den Rändern und in der Mitte Eisen an, damit sie Schwertschlag und Lanzenstoß besser aushielten. Insbesondere wurde der Schild-Buckel in der Mitte, hinter welchem der Handgriff war, befestigt, bei Vornehmen wohl mit blinkendem Metall verziert.

Man hatte in den vielen kriegerischen Jahrhunderten gelernt, Schlachtordnung zu bilden, je nachdem Feld und Feind beschaffen, und die Reiterei bald an die Flügel oder in's Hintertreffen zur Deckung, bald zum Angreifen vornan zu nehmen. Erschien der Angriff schwierig, so bildete sich wieder der altgewohnte Schlachtkeil. An seiner Spitze stürmte der Bannerträger, einer der Kühnsten und Gewandtesten, in die feindlichen Reihen und schwang das Feldzeichen, das öfter nur in einer Lanze mit einem Fähnlein bestand. Der Feldherr kämpfte mit in den vordersten Reihen, und wo er hinflog, zog sein Feldgeschrei Freund und Feind heran.

War Aufenthalt im Feindeslande nöthig, legte man in Sumpf

oder Waldgebirge Vorhaue und Verschanzungen an. Noch sind in Westfalen die Wälle von Karl des Großen Standlagern wohl zu erkennen. Wo er auf seinem Zug gegen die Wilzen Brücken über die Elbe schlug, befestigte er sie an beiden Köpfen durch eine Verschanzung, in welche eine Besatzung gelegt wurde. Feindliche Städte wurden „bedrängt mit Mauerwiddern, großen Steinschleudern, Schutzdächern und andern Belagerungsmaschinen, bis die Bürger verzweifelten und die Schlüssel der Stadt auslieferten."

Von wesentlichstem Einfluß war die Entwicklung der Reiterei. Die zu Rosse auszogen, bedienten sich jetzt sämmtlich der Sporen und Sättel. Sie führten kleinere Schilde, als das Fußvolk, und diese waren besonders gehärtet; denn der Reiter besonders hatte den Pfeilschuß zu fürchten, der von einem starken Bogen noch auf zweihundert Schritte durch Schild und Panzer fuhr. Mit jedem Menschenalter wurde die Reiterei zahlreicher und glänzender, und das Fußvolk minder geachtet, trotzdem auf dem Schlachtfelde die Entscheidung noch im Nahekampfe lag und in diesem der Krieger zu Fuß sich freier bewegte, als der vom Roß Abhängige. Zählte man aber, wieviel unter den Reitern noch gemeinfreie Hofbesitzer waren, so bildeten sie die Minderzahl. Die Meisten, die in Helm und Brünnen aufreiten konnten, hatten sich den Mannschaften eines vornehmen Herrn angeschlossen. Im Fuldaer Bericht von der Schlacht bei Löwen im Jahre 891 heißt es schon: „Die Franken seien nicht gewohnt, zu Fuße zu kämpfen." Solche Heeresänderung konnte nur auf einer durchgreifenden Umwandlung beruhen, die in Volksklassen und Vermögen vor sich gegangen war und jetzt zu beleuchten ist.

Dreißigstes Kapitel.

Neue Grundform des Staatswesens.

1. Dienstgefolge.

Es muß nicht wenig auffallen, daß die Germanen, obgleich ein hoch ausgebildetes Staatswesen sie umgab und ernstlich in die Schule nahm, doch ein anderes entwickelten und ausformten. Der Römer wollte gehorsame Unterordnung unter das Staatsoberhaupt und seine von ihm beauftragten Beamten. Der Germane wollte Vollherr sein und bleiben auf eigenem Grund und Boden. Der römische Beamte wurde ein- und abgesetzt, erhielt während seiner Amtsdauer eine feste Besoldung, und hatte die Befehle seines Vorstandes zu befolgen. Bei dem Germanen konnte das Amt des persönlichen Verkehrs zwischen Vorstand und Beamten nicht entbehren, es wurde erblich, die Besoldung wurde ersetzt durch Gutsbesitz.

Der römische Grundgedanke ließ sich nicht verkennen, der germanische ließ sich nicht abweisen, keiner von beiden ausrotten. Da entstand der Lehnsstaat, der beide Ideen nothdürftig mit einander verband, und schuf eine Vermittelung zwischen römischer und germanischer Denkungsart. Die Römer hatten ihr Staatswesen, das schon bei Aegyptern, Persern und Griechen durchgebildet war, mit hellem Verstand, mit strenger Folgerichtigkeit aufgebaut: die Germanen mußten es vollständig annehmen, ließen aber allmählig Hauptstücke daraus verschwinden und ersetzten es durch eine um so viel rohere Einrichtung. Gerade darin zeigte sich recht die Härte und Stärke germanischer Eigenthümlichkeit.

Machen wir uns hier die Thatsachen deutlich, durch welche sich nach und nach der Ausgleich vollzog.

Neben den freien Männern, welche der Graf anführte, erschienen im Heer die Dienstgefolge geschaart um ihren Herrn. Anfänglich hatte der König allein Freie und Unfreie unter seinen Vasallen, die Reichsgroßen und mächtigen Grundbesitzer umgab nur ein Gefolge

von Hörigen oder Eigenleuten, die man Ministerialen nannte. Später traten auch freie Männer in das Gefolge von geistlichen oder weltlichen Großen, und wurde ihr Verhältniß dem der königlichen Mannen nachgebildet. Der Herr hieß der Senior, ein Name, den ursprünglich Jeder führte, der Hintersaßen oder Unterthanen hatte: diese hießen seine Mannen. Auch der Freie, der seinem Senior den Treueid schwur, wurde nun sein Mann (Homo): seine Standesehre litt nicht darunter, gleich den königlichen Vasallen blieb er Mitglied des Gaugerichts. Jedoch durfte er die Verbindung mit dem Senior nicht mehr einseitig lösen, sein Lebelang mußte er ihm mit seinen Waffen und Leuten treu und gewärtig sein. Nur wenn der Herr ihn tödten, schimpflich schlagen, Frau oder Tochter ihm verunehren, oder sein Gut rauben wollte, konnte der Vasall aufkündigen. Der Senior war hinwieder dem Vasallen zu gleicher Treue und Vertheidigung verbunden, er mußte ihm Unterhalt geben und im Fall der Tödtung das Wehrgeld beitreiben. Allmählig kamen auch die freien Hintersaßen, die Geburtsfreien, welche erblich auf eines Mächtigen Grund und Boden saßen, zu ihrem Grundherrn in ein ähnliches Verhältniß wie Vasallen zum Dienstherrn. Auch sie wurden dann den Mannen (homines) zugezählt.

Das Seniorat, wie man solche Dienst- und Treueverpflichtung nannte, erhielt, je weiter sich die Einrichtung ausdehnte, auch bestimmtere Beziehungen zum öffentlichen Dienst. Denn jeder Senior, auch wenn er Bischof oder Abt war, mußte sich mit seinen Leuten zum Heerbann stellen. Wer ihm von diesen fehlte, zahlte, wenn er sonst ein freier Mann war, den Königsbann. Konnte ein Senior nicht selbst kommen, so übertrug er den Befehl an einen Stellvertreter, oder der Graf des Gaues übernahm die Führung. Nur einige Stifter und Klöster wurden vom Heerbann befreiet, mußten dafür aber eine Vergütung zahlen, sei es in Geld oder in Stellung von Wagen und Pferden und Lieferung von Ochsen und Hämmeln. Die wohlgeübten, stets bereiten, mit guten Waffen versehenen Mannschaften der Senioren bildeten sehr bald die Hauptkraft der Heere. Ein reicher Senior konnte auch seine übrige Kriegsrüstung beisammen halten, und erschien, wenn der Graf oder Sendbote oder Herzog das Aufgebot ergehen ließ, mit Proviantwagen, Lastpferden, Wurfmaschinen, und anderem Belagerungszeug.

Im achten Jahrhundert fing man daher an, die Pflichten der Senioren und ihrer Mannen gegen den König, d. h. gegen das Land, zu ordnen und auf festen Fuß zu stellen, und es brauchte sich nur ein gewisses Güterwesen dauernd damit zu verknüpfen, so ergaben sich von selbst dauernde Grundlagen für einen wichtigen Theil der Staats- und Gesellschafts-Ordnung.

Schon im römischen Gallien hatte vielfältig Verleihung von Landgütern stattgefunden, sei es zur Belohnung oder zur Ausstattung für Dienst und Aufträge oder als Geschenk aus bloßer Zuneigung. Ein solcher Herrenhof mit Aeckern, Waldungen, Wiesen und Hörigen, der Jemand aus Gunst gegeben wurde, hieß ein Benefizium. Die merowingischen Könige vergabten von den Krongütern nicht wenig, das Geschenk war aber freies Eigenthum, es verpflichtete weder zum Gefolgdienst, noch fand es sich bloß bei Gefolgsleuten. Das Vasallenverhältniß blieb vielmehr ganz vom persönlichen Belieben abhängig, und Benefizien erhielten auch Mönche und Weiber. Die meisten der mit Krongütern Ausgestatteten fanden sich natürlich unter den Antrustionen. Die Karolinger aber, welche auch in dieser Beziehung vorgefundene Einrichtungen vollendeten, verliehen Krongüter nur unter der Bedingung der Vasallentreue, um sich dadurch einen mächtigen und stets kriegsgerüsteten Anhang zu sichern. Als das Königsgut zu solchen Zwecken nicht mehr hinreichte, griff Karl Martell, der zu seinen rastlosen und schweren Kriegszügen zahlreicher Gefolgsheere bedurfte, die Besitzungen der Kirche an, und seine Söhne führten im großen Maßstab die Einziehung der Stifts- und Klostergüter durch. Man betrachtete das in jenen Zeiten nicht als Kirchenraub: diente doch das geistliche Gut zu öffentlichen Zwecken, bei welchen sich noch aus alter Zeit her Staatsrecht mit Religion vermischte. Die Bischöfe und Aebte mußten zufrieden sein, daß ihnen reichliche Zehnten vorbehalten wurden. Auch verblieb ihnen noch fast überall ein ansehnlicher Grundbesitz, und die Schmälerung verlor viel von ihrer Härte, weil die Besitzungen der Bisthümer und Klöster und Pfarrkirchen sich weithin verbreitet hatten.

Damals erhielten nicht nur alle Vasallen, Grafen und Beamten des Königs als Sold und Treubelohnung Benefizien, sondern es wurde auch den meisten Senioren diese Gunst zu Theil, eben damit sie des Königs Vasallen würden. Senioren aber, denen große Güter

erbeigen oder neu zufloßen, vergabten jetzt davon wieder kleinere Stücke an eigene Mannen. Um Kriegsvolk, wie es von ihnen verlangt wurde, aufzustellen, blieb den Bischöfen und Aebten nichts übrig, als freie Leute in ihrer Nachbarschaft heran zu ziehen und ihnen Landgüter zu verleihen. Es wurde Herkommen, daß jeder Mann, welcher dem Könige oder einem Bischof oder Abt, oder einem Herzog oder Grafen durch Treueid, Amt oder Kriegsdienst noch in engerer Weise, als es die Reichspflicht für jeden Unterthan mit sich brachte, verknüpft war, von ihm ein Benefizium erhielt.

All diese Benefizien wurden aber von der Karolingerzeit an nur selten noch zu wirklichem Eigenthum vergabt, sondern in der Regel nur für die Lebenszeit des Verleihers oder des Beliehenen. Das Vasallenverhältniß an sich blieb ein rein persönliches und unabhängig vom Besitze eines Gutes. Der Nachfolger des Verleihers zog die Benefizien wieder ein oder verlieh sie wieder an den früheren oder an einen andern Vasallen. Es wurden darüber genaue Listen geführt, um zu verhindern, daß der Vasall sie nicht durch allerlei Künste zu seinen Erbgütern schlage oder bloß zu deren Nutzen ausbeute. Untreue und Feindseligkeit gegen den Herrn zog jedenfalls den Verlust des Benefiziums nach sich.

2. Uebergang zum Lehnswesen.

So verbreitete sich durch das ganze Reich ein Grundbesitz, der nicht mehr ächtes Eigenthum war, das nach altem Recht sich vererbte, sondern von einem besonderen Treuverhältniß zwischen Grundherren und Beliehenen abhing. Die große Menge dieser allerwärts verbreiteten Güter und ihr vom gemeinen Recht abweichender Charakter — beides war von solchem Schwergewicht, daß Staat und Gesellschaft sich ihm zuneigten und in ihren Gliederungen ein anderes Ziehen und Strömen entstand. Denn sobald solcher Güterbesitz Erbdauer erhielt, mußte sich mitten in der allgemeinen Gleichheit des freien Standes, mitten im Amts- und Unterthanenverbande noch ein anderes Prinzip der öffentlichen Lebensordnung entwickeln.

Die Ansätze dazu fanden sich bereits in den letzten Zeiten der Völkerwanderung, die entschiedene Entwicklung erfolgte im neunten

Jahrhundert. Der erste Schritt war, daß der Vasall wegen besonderer Treue und Dienste sich das Gut förmlich auf seine Lebenszeit zusichern ließ. Man ging bald einen Schritt weiter und ließ mit dem Vasallenverhältniß, das sich vom getreuen Vater auf den getreuen Sohn vererbte, auch das daran geknüpfte Benefizium erblich werden. Endlich wurde es Herkommen, jedes Benefizium als ein Gut anzusehen, das überhaupt in der Familie des Beliehenen verbleibe, so lange sie den Erben des ursprünglichen Verleihers treue Vasallen stelle. Es setzten sich demgemäß nach und nach bestimmte Regeln fest, was ein Vasall an seinen Herrn zu leisten und welche Rechte und Pflichten der Herr gegen den Vasallen habe.

Die förmliche Belehnung wurde etwas Selbstverständliches, ebenso nothwendig aber mußte das Gelöbniß vorhergehen, mit welchem der Lehnsmann in die Hände des Lehnsherrn die Macht niederlegte, über sein bestes Können zu verfügen. Das Verhältniß zwischen Beiden wäre durch Freiheit des Befehlens auf der einen und Verpflichtung des Gehorsams auf der andern Seite noch längst nicht ausgedrückt, es war etwas viel Edleres, es war etwas Sittliches und Gemüthvolles, die gegenseitige Treue. Deshalb war der Hofdienst unerläßlich, der Lehnsmann mußte von Zeit zu Zeit an des Herrn Hofe erscheinen, damit sie persönlich sich besprechen konnten, was zu Beider Vortheil geschehen müsse und könne. Nicht eine Reihe bestimmter Leistungen war es, was dem Lehnsmann oblag, es gab hier kein Nichtmehr und Nichtweniger: die mit der Zeit wechselnden Umstände konnten noch Mancherlei ergeben, was dem Einen oder Andern förderlich erschien. Deshalb war auch der Gedanke unerträglich, daß für dauernde Treue durch eine bestimmte Geldsumme sollte abgefunden werden: gleichwie die Treue selbst, mußte auch der Entgelt dafür auf die Dauer angelegt sein und konnte nur im Besitz von unbeweglichem und fruchttragendem Gute bestehen. Wenn dieser Gutsbesitz aber erblich wurde, so war das nur natürliche Folge des persönlichen Zusammenhangs: die Gemüther hatten sich verbunden, und diese Gewöhnung ging von den Eltern auf die Kinder ebenso über, wie Familienfreundschaft.

Wie sehr der Charakter von Amts- und Familiengut schon unter Karl dem Großen ineinander lief, zeigt ein Kapitel in seinem sonst so strengen Heerbannsgesetz. „Von den angesiedelten Leuten der Grafen sind auszunehmen und brauchen den Heerbann nicht zu zahlen:

Zwei, welche bei dem Weibe des Grafen zurückgelassen werden, und zwei Andere, die, um sein Amtsgut zu bewachen und unsern Dienst zu thun, zurückzubleiben geheißen sind. Und hierbei befehlen wir, daß so viel Amtsgüter ein jeder Graf besitzt, er eben so oft zwei Leute zu deren Bewachung zu Hause lasse, abgesehen von jenen Beiden, welche bei seinem Weibe bleiben: alle Uebrigen aber führe er ohne Ausnahme mit sich, oder schicke er, falls er selbst zu Hause bleibt, mit Jenem, welcher an seiner Statt wider den Feind zieht. Der Bischof hingegen oder der Abt soll nur zwei von den angesiedelten Leuten und Laien zu Hause zurücklassen.“ Es gab indessen noch bis in's zehnte Jahrhundert hinein Benefizien ohne Gefolgschaft und geliehenes Gut ohne Treuverhältniß. Erst dieses Jahrhundert, in welchem die höchste Reichsgewalt der Schwäche anheim fiel, dagegen alle lebensfähigen neuen Schöpfungen ungehemmt und eigenartig sich festsetzten, brachte auch das Lehnswesen zu durchgreifender Geltung.

Nun konnte nicht ausbleiben, daß das gesammte Staatswesen mehr und mehr einen privatrechtlichen Charakter annahm: das persönliche Wesen, jenes germanisch Eigenthümliche, das eine Zeitlang durch der Römer Lehre und Beispiel zurückgedrängt war, gewann wieder die Oberhand. Die natürliche Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen und die Feinde, die es bedrohten, ohnmächtig zu machen, zog sich auf einen Berufsstand zurück, dessen Mitglieder stolz sich die Milites, die Krieger, nannten, gerade als wenn die Uebrigen es nicht gewesen wären. Die einfachste Art und Weise, dasjenige, was der Staat für seine Beamten und Anstalten braucht, aufzubringen, indem man allgemeine Steuern ausschreibt, wurde ersetzt durch Ausstattung der Aemter mit bleibenden Gütern und Einkünften: nur ein strenges Gesetz, nur beständige Wachsamkeit hätte verhindern können, daß nicht mit der Zeit die Aemter selbst erblich wurden.

Auch die gesammte Volkswirthschaft lenkte in diese Bahnen ein. Um großen Güterbesitz, wie er noch als römische Latifundien in die fränkische Zeit übergegangen oder durch Eroberung, Erbgang, Aufkauf oder als religiöse Schenkungen zusammen gebracht war, nutzbar zu machen, erschien es nicht mehr räthlich, das Land selbst zu bewirthschaften oder es zu zertheilen und zu veräußern oder zu verpachten, sondern man vergabte die Stücke an andere Familien als deren Erbe, belud sie aber mit immer dauernden Zinsen und Fronden.

Den Abschluß der Entwicklung bezeichnen zwei feierliche Handlungen. Im Jahre 749 legte der Baiernfürst seine Hände König Pipin in den Schooß zum Eidschwur und nahm sein Herzogthum zum Lehen. Im ersten Jahr aber des neunten Jahrhunderts nahm der Vornehmste desjenigen Volkes, welches die Päpste als das rechte Kirchenvolk erklärten, der „von Gott Gekrönte" sein Kaiserthum vom höchsten Herrn zum Lehen. So hatte sich das Staatswesen, wie es durch die römischen Einrichtungen in Gallien überliefert und durch die Kirche eingeschult worden, und wie es noch in vielen Kapitularien durchblickt, endlich dennoch umgebogen und umgeformt, bis es ein gänzlich anderes wurde. Der germanische Grundcharakter ließ sich eben nicht zwingen.

Fern lag es dem staatsmännischen Geiste Karl des Großen, seinen Völkern die römischen Einrichtungen aufzudringen. Er förderte, klärte, kräftigte nur, was er an altgermanischem Herkommen vorfand: so die Grafengewalt, das Schultheißenamt, das Schöffengericht, die öffentlichen Lasten, die Gaben zu religiösen Zwecken, den Heerbann: offenbar jedoch war sein Ideal, alle seine Unterthanen zu ächten, gleichberechtigten und gleichverpflichteten Staatsbürgern zu machen, Alle in Anspruch genommen und beglückt durch edle Aufgaben der weltlichen und kirchlichen Gesellschaft, Alle aber auch dafür vorgebildet. Dahin zielte der allgemeine Treueid, die allgemeine Heerpflicht, der allgemeine Kirchenzehnten, die überall gleiche Gerichtsordnung und Grafengewalt und Gaueintheilung. Allein auch Karl des Großen Genie erlahmte an dem unbesieglichen Widerwillen, welchen Franken und Schwaben, Baiern und Sachsen der Anforderung entgegen setzten, daß sie Steuern und öffentliche Dienste leisten sollten je nach den Geboten von König und Reichstag. Das rein Politische, das allherrschende Gesetz, die gleichmäßige Verpflichtung sämmtlicher Landesbewohner, war den Deutschen der fränkischen Epoche noch unfaßbar, noch unleidlich dünkte ihnen der „Racker von Staat", wie König Friedrich Wilhem IV., auch ein ächter Deutscher, einmal sich ausdrückte. Ihrer Natur war es gemäßer, sich über ihre Leistungen zu öffentlichem Dienst und Nutzen mit einem Herrn in der Nähe Aug' in Auge auseinander zu setzen.

3. Wohlthaten und Nachtheile des Lehnswesens.

Es möchte Mancher vielleicht die Richtigkeit des ersten Wortes dieser Ueberschrift bestreiten: Wer jedoch der bisherigen Auseinandersetzung folgte, hat wohl erkannt, daß das Lehnsgebilde ebenso natürlich, als unvermeidlich war. Was aber in der Geschichte nothwendig eintreten muß, ist für seine Zeit immer auch heilsam. So entstanden die Lehnseinrichtungen als Mittelglieder zwischen der bürgerlichen Gesellschaft der Germanen und der Gegenwart: vom Unstaat führte der Lehensstaat zum Edelstaat. Die Eigenthümlichkeit des Lehenswesens besteht in der Macht des Persönlichen: durch seine Lehensnatur wurde das öffentliche Wesen innig mit dem persönlichen verbunden. Das ganze Mittelalter wurde noch beherrscht von diesem Persönlichkeitsgefühl, und eben darin lag der Grund, daß das Fehdewesen sich so schwer ausrotten ließ.

Nächst der Kirche aber diente vorzüglich die Lehnverknüpfung dazu, Baiern, Schwaben, Rheinländer, Mainfranken, Hessen, Thüringer und Sachsen dauernd an einander zu fesseln, die stolze, unbändige Stammesnatur zu beschwichtigen, Deutschland für nationale Einheit vorzubereiten. Es fehlte ja an Einsicht und Neigung, um das zu thun und dem sich zu fügen, was zum gemeinsamen Heil aller Deutschen bestehen und geschehen mußte: es gab ja noch keine deutsche Nation, sondern nur eigensüchtige Stämme. Was hätte sie außer Lehns- und kirchlichen Banden auf die Länge zusammenhalten können? Doch nur das Schwert der Gewalt, das sie zusammenfügte, dessen majestätisches Blitzen aber sich gleich verdunkelte, sobald der Gebändigte wieder die eigene Kraft fühlte. Die Lehnstreue aber band die Fürsten an das Reichshaupt und die Lehnsverknüpfung der Güter griff von einem deuschen Lande in's andere.

Wie ließe sich auch verkennen, daß am Lehnsverhältniß sich die gesellschaftlichen Tugenden nährten und kräftigten, edle Tugenden, als da sind: Ehrgefühl, Treue, Redlichkeit! Gehorsam heischte die Lehenspflicht, und es wird wohl auch im Mittelalter das schöne Dichterwort gegolten haben:

„Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.“

Das genossenschaftliche Gewissen trieb fortwährend an zu Thaten der höchsten Aufopferung und verdammte zur Hölle Tücke und Verrätherei, Feigheit und niedriger Gesinnung.

Eine Tugend aber, der man in Deutschland allgemeine Pflege wünschen möchte, wurde im Lehnsstaat ganz besonders gefördert. Innerlich ist der Deutsche gewiß der höflichste Mensch, äußerlich läßt er es leicht daran fehlen. Nun wurde auf Höfischheit oder, wie das Wort heute lautet, auf Höflichkeit nirgends mehr Werth gelegt, als an den großen und kleinen Höfen, von welchen sie den Namen erhielt, und diese Fürsten- und Herrenhöfe waren eben in Folge des Lehnswesens zahlreich.

Alles aber, was den genossenschaftlichen Sinn einpflanzte und übte, was ihn für die Oeffentlichkeit schulte, kam der zweiten Hälfte des Mittelalters zu Gute, wo er in städtischen, ritterlichen und ständischen Verbindungen sich in herrlichen Schöpfungen auslebte.

Hörsamer, allwacher Geist, sowie Wärme, Tiefe und Dauer der Empfindung, mit einem Wort, Seelenfrische ist unter allen Ländern der Erde am meisten in Deutschland zu Hause. Sollten wir nicht etwas von dieser Seelenfrische dem Lehnswesen verdanken, das bei uns seine größte Verbreitung und längste Dauer gefunden? Es war ein persönliches Verhältniß, stellte die Menschen sich gegenseitig — Blick dem Blick, Herz dem Herzen — gegenüber und ließ die Treue sich spiegeln in tausend Beziehungen. Nicht der trockene Buchstabe des Gesetzes, nicht der rechnende Verstand, was nach des Vertrags Buchstaben ein Jeder zu thun und zu fordern habe, nicht das gab die Regel, wie man sich verhalten müsse, sondern es war etwas Edleres und Höheres, es war die gegenseitige Treue und die sittliche Rücksicht auf des Andern Gefühl und Bedürfen. Das aber brachte in den Verkehr eine beständige Strömung warmen Lebens, welche die Gemüther frischer erhielt, als Begriff und Satzung der gegenseitigen Rechte, gleichwie bei einem Vertrage Wort und Handschlag sich lebendiger geben, als stille Schrift und Unterschrift. Noch jetzt sind z. B. zwischen dem deutschen Fürsten und seinen Hofgenossen die Beziehungen wärmer und rücksichtsvoller, als es der Fall ist an romanischen oder slavischen Höfen: bei diesen gilt entweder die äußere Regel oder die schrankenlose Willkür, bei jenen gegenseitige Achtung oder Freundschaft.

Als das Lehnswesen seine Aufgabe erfüllt hatte, traten Schattenseiten hervor, die bald nach der Hohenstaufenzeit schwer ins Gewicht fielen, nach der Reformation allseitig störend, nach dem dreißigjährigen Kriege peinlich und unerträglich wurden.

Das gesellige Leben, das am Lehnswesen emporgeblüht war, fühlte sich später darin beengt und bedrückt: außerhalb der Städte, Klöster und freien Dörfer war alles durch zahllose Lehnsbande verwickelt und gehemmt. Die beständige Rücksicht auf Herrendienst und Herrengunst störte die freie und kräftige Entwicklung des Einzelnen. Hof- und Heerfahrt nahmen Zeit und Kosten in Anspruch. Da dem Feudalherrn ein Kreis von Waffengefährten stets zu Gebote stand, da er selbst Ehre und Recht jeder dieser Genossen zu vertreten hatte, so nahmen die Fehden kein Ende. Das Versinken der Masse des Landvolks erst in Hörigkeit und dann in Leibeigenschaft wurde wesentlich durch die Lehnseinrichtungen begünstigt. Endlich die Zersetzung des deutschen Reiches in zahllose große und kleine Landesherrschaften war die natürliche Folge der Vertheilung des Reichsgebiets unter große und kleine Lehnsherrn.

Das waren gehäufte Nachtheile, der größte aber lag darin, daß das Lehnswesen der Entwicklung eines freien Staates, der auf allgemeinem Vollbürgerthum beruht und den Strebsamen und Talentvollen die Bahn zu den höchsten Zielen offen hält, schwere Hindernisse entgegen stellte. Eine andere Gesellschaftsordnung erblühte erst wieder in den Genossenschaften der Städte und freien Ritter, die aber dem Lehnswesen nur Einhalt, nicht Zerstörung brachten. Auch die Reformationszeit war dem Feudalwesen nur in so weit verderblich, als das Recht freier Selbstbestimmung, das auf religiösem Gebiete sich geltend machte, auf jedes andere zurückwirkte. Erst die neuere Zeit brach wie ein verheerender Sturmwind in den dichtverwachsenen Feudalwald und riß ihn nieder weit und breit. Ueberlebsel in gesellschaftlicher Sitte und Einrichtung finden sich noch vielfach, am ausgesprochensten an den Fürstenhöfen.

Im Ganzen darf man sagen: In den ersten fünf Jahrhunderten nach der Völkerwanderung war das Lehnswesen eine Nothwendigkeit, in den folgenden fünf eine Wohlthat, in den letzten fünf ein schweres Kulturhinderniß.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ausstattung von Kirchen und Klöstern.

1. Immunitäten.

Kam im vorigen Jahrhundert ein Fremder, der sich Länder und Völker beschauete, nach Deutschland, so gerieth er in Verwunderung über die bunte Menge von fürstlich freien Herrschaften: die Reichsstädte und Reichsritter nicht einmal mitgerechnet, zählte man mehr als zweihundert. Am seltsamsten erschienen die reichen geistlichen Fürstenthümer, es gab ihrer sehr große und ganz kleine. Ausgestattet mit Städten, Schlößern und Dörfern, mit Kriegs-, Bürgers- und Bauersleuten stellten sich dar drei Erzbischöfe, mehr als zwanzig Bischöfe, mehr als dreißig Aebte und Pröbste, ja sogar mehr als ein Dutzend Land und Leute regierende Aebtissinnen. Diese geistlichen Damen konnten weder das Schwert schwingen noch zu Pferde steigen, gleichwohl hatten sie ihre kriegerische Mannschaft. In romanischen Ländern dagegen wollte, trotzdem die katholische Kirche dort gleichmäßig herrschte, priesterliche Landesherrschaft nicht gedeihen; nur der Papst erlangte sie, jedoch als ein Geschenk deutscher Waffen und unter ihrem beständigen Schutz und Schirm. Was anders konnte der Grund sein, als daß im alten Römergebiet die Staatsgewalt immerdar stark und festgewurzelt, im deutschen aber leicht zu durchbrechen war? Oder war die altgermanische Freiheit, die volle Selbstregierung verlangte, nur in Deutschland so tiefgründig, daß ihre Auswüchse selbst Mönchen und Frauen zu Gute kamen? In der That werden wir ihren sonderbaren Resten und Aeußerungen noch unter mancher Gestalt begegnen.

Bereits in karolingischer Zeit wurde zu den geistlichen Fürstlichkeiten und Herrschaften der Grund gelegt. Vorgebildet waren sie bereits in den Stadtgebieten, über welche in den Zeiten der Völkerwanderung die Bischöfe richterliche Gewalt erhielten. Ihres Ansehens willen, aber auch, um Einkünfte zu haben zur Bestreitung der Kosten des Hofhalts, des Gottesdienstes und der Seelsorge, trachteten Stifter

und Klöster und selbst Pfarrkirchen nach Höfen und Gütern, Waldungen und Fischwässern. Dieser Grundbesitz der Kirche erschien als besonders geweiht und gefeit. Nun hielt jeder freie Germane auf sein Hausrecht: wer wider seinen Willen sein Gut betrat, den schlug er blutig zurück. Für den wehrlosen Geistlichen mußte daher solcher Hausfrieden ausdrücklich verbrieft und verkündigt werden. Die Kirche war eine geweihete Stätte der Zuflucht, gleichwie schon im germanischen Alterthum die heiligen Stätten der Andacht und religiösen Feier es waren. Aber auch auf dem ganzen Grund und Boden, der Kirchen und Klöstern gehörte, mußte Friedensstille herrschen, dort wohnten ja Männer und Frauen, die in der Einfalt ihres Herzens Gott dienten und mit Krieg und Waffen nichts zu thun hatten. In argen Fehdezeiten erschienen wie ruhige Inseln im tobenden Meere der Mönche und Geistlichen Wohnungen und Höfe, Gärten, Aecker und Wälder. War es nicht Sünde, in dieses friedliche Gebiet einzudringen und Gewalt zu üben? Bei solcher Anschauung war es bei den Franken in Gallien schon im sechsten Jahrhundert etwas Gewöhnliches, daß die Könige für Kirchen und Klöster Privilegien ausfertigten, die sie von jeglicher Fehde und Gewalt befreieten, und unter des Königs besondern Schutz und Schirm stellten.

2. Kleine Fürstenthümer.

Nun dehnten sich nach und nach die Besitzungen der geistlichen, wie der weltlichen Großen über Landstrecken aus, die mit Haupt- oder Herrenhöfen und den zugehörigen kleineren Anwesen besetzt waren. Die Bewohner der abhängigen Höfe hatten ihren nächsten und ständigen Verkehr unter einander und mit dem Herrenhof und bildeten ein kleines Reich für sich. Bei Streitigkeiten nahmen sie ihr Recht vor dem Herrn oder seinem Stellvertreter, dem Hofrichter oder Ortsrichter. Frevel, deren Strafe an Leib und Leben ging, sogenannte Blutbannssachen, oder Klagen von Fremden gehörten vor das gewöhnliche Grafengericht. Es lag daher nahe, daß solche geschlossene Gebiete, wenn sie größer und ihre Herren angesehener wurden, nach und nach ihr eigenes Gerichts- und Heerwesen ausbildeten und damit im Gaue eine selbstständige Stellung einnahmen. Auf den Krongütern

ergab sich das von selbst, da der König seinem Hausbeamten, dem Amtmann, welcher die Verwaltung eines solchen größeren Bezirks führte, auch den Grafenbann verlieh. Schon in früher Zeit machten die Könige aber auch die Besitzungen der Bischöfe darin ihren Krongütern gleich, daß sie dieselben ausdrücklich von der niederen Gerichtsbarkeit ausnahmen, deshalb von öffentlichen Lasten und Abgaben befreieten, und ihren Herren die Gerichtsgelder überließen. Die Bischöfe stellten dem Könige einen angesehenen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft, welcher als Schirmvogt (Advocatus, Defensor) mit dem königlichen Schutze über das Gebiet des Stiftes betrauet wurde und dessen Mannschaft im Kriege anführte. Wenn dem Schirmvogt auch die niedere Gerichtsbarkeit über die hörigen Leute des Stiftes zustand, so hieß er Dingvogt und nahm die Stelle des Schultheißen ein. Die Verwaltung der Stiftsgüter und ihrer Einkünfte war dem Kastenvogt anvertraut, jedoch öfter ließen sich die Aemter des Schirm-, Ding- und Kastenvogts in einer Person vereinigen. Ueber manche Klöster behielten die Gründer sich und ihrer Familie die erbliche Vogtei vor. Es wußten aber die geistlichen Herren nach und nach von den Königen es zu erlangen, daß ihr Vogt die volle Gerichtsbarkeit, die ihm anfangs nur über die Hörigen und Leibeigenen des Stiftes zustand, später auch über die freien Leute erhielt, welche Kirchengüter inne hatten oder ihren Hof der Kirche in irgend einer Weise übereignet hatten. Nach dem Vorgang der Bischöfe suchten sich natürlich auch die landreichen Aebte vom Könige Freibriefe zu verschaffen, durch welche sie der Aufsicht und Verwaltung des Bischofs entzogen wurden, das Recht freier Abtswahl, und ihre Klöster einen Vogt zur Besorgung von Land und Leuten erhielten. Hatten sie das erreicht, so fehlte nicht viel mehr zur eigenen Gerichtsbarkeit, und mit dieser bekleidet erschienen die Vorsteher bedeutender Klöster als Reichsäbte auf den Reichstagen. Im Jahre 803 konnte bereits der Abt von Corvey „solche Immunität, wie sie alle Kirchen im Frankenreiche haben", verlangen.

Eine Immunität oder deutsch abgekürzt ein Mundat hieß nun der geschlossene bischöfliche oder klösterliche Landbezirk, welcher von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreit war. Wer die Immunität frevelhaft durchbrach, mußte die große Bannbuße, 600 Schillinge, zahlen. Kein Graf oder Schultheiß durfte dort ohne Weiteres Amts-

handlungen vornehmen, er mußte sich erst an den Vogt wenden. Nur wenn ein des Todes würdiges Verbrechen auf der Immunität begangen war, wenn etwa dort wohnende Münzfälscher oder Straßenräuber oder dorthin geflüchtete Verbrecher auf dreimalige Aufforderung des Grafen nicht ausgeliefert wurden, durfte er selbst einschreiten. Im Uebrigen nahmen und gaben die Bewohner nur vor ihrem Vogte Recht, und ließen auch von Diesem sich vor dem Grafengerichte vertreten. Zu seiner Besoldung hatte er Stiftsgüter, bezog ein Drittel der Strafgelder nebst einem Antheil an den Diensten und Abgaben der Stiftshörigen, und sollte vom Stiftsherrn, jedoch unter Mitwirkung seiner vornehmeren Dienstmannen sowie der freien Stiftsleute und des Grafen gewählt werden.

Erwägt man, daß der Besitz, dessen sich einmal ein Bisthum oder Kloster erfreuete, durch Erbrechte und Buß- und Strafgelder nie zersplittert, vielmehr von guten Wirthschaftern sorgsam festgehalten und verbessert wurde, erwägt man ferner, daß hier wachsame Augen immerdar umherspäheten und geschickte Hände sofort die Gelegenheit ergriffen, wo ein schöner Königshof mit all den öffentlichen Rechten und Gefällen, die daran hingen, zu gewinnen, oder ein guter Kauf oder Tausch zu machen, oder religiöse Andacht und Gutmüthigkeit zu Ehren der Kirchenheiligen sich freigebig anließ, — so erhellt, daß wenn irgendwo, hier sich die alte Erfahrung, nach welcher der dauernde große Besitz den kleinen anzieht, bewähren mußte. Mit jedem neuen Jahrzehnt erschien geistliches Gebiet vergrößert und schöner abgerundet. Die ältesten Kodizes in unsern Archiven und Bibliotheken enthalten fast nichts anderes, als Urkunden über endlose Erwerbungen der geistlichen Stifter durch Kauf, Tausch und Schenkung. Es brauchte nur noch der „Blutbann“ oder die hohe Gerichtsbarkeit hinzu zu kommen, dann war das Fürstenthum fertig.

Auch dies Letzte ergab sich im Laufe des zehnten Jahrhunderts. Warum sollte dem großen geistlichen Herrschaftsbesitz nicht eine Gewalt zugestanden werden, welche die Grafen als Anhängsel ihrer viel kleineren Güterausstattung nach und nach in ihren Familien vererbten? Als solche Gewalt sich auch mit den Gebieten der geistlichen Herren verband, war damit auch für die weltliche Landesherrschaft das Vorbild aufgestellt; denn gerade auf dem gefreieten Gebiet des Bischofs oder Abtes war das Hofrecht mit dem öffentlichen Recht auf das

Engste verwachsen, gerade dort erschienen das Land zuerst gleichwie Eigenthum des Stifts und die darauf Gesessenen als seine Unterthanen. Nicht mehr das Amt, sondern der dauernde Besitz erschien fortan als die Hauptsache.

3. Folgen des kirchlichen Grundbesitzes.

Blicken wir zurück auf Plan und Absichten des großen Gesetzgebers der fränkischen Epoche, so fliegt und zuckt es in all seinen Briefen und Erlassen von jungen Ideen und Reizen, ähnlich wie es Jedem ergeht, der, glückselig im Lernen und Schaffen, in eine neue Kunst oder Wissenschaft eintritt. Da schiebt sich in der Seele ein Bild vor das andere, was man alles Herrliches herstellen möchte, jegliches schön und wohlgefügt. Aber ach, der harte Stoff ist schwer zu beherrschen: das höhere Können erfordert wie das niedere Zeit und Mühen, bis so zu sagen das Handwerk der Sache gelernt ist. Dann erst wird man inne, wozu die Kräfte hinreichen und was der eigenen Geistes- und Gemüthsart leicht sich anfügt und was ihr widerstrebt. Eine Weile will nur Unbedeutendes gerathen, und wenn endlich das Werk sich gestaltet und emporrichtet, da ist es doch anders geworden, als man glaubte und ersehnte. Vor Karls des Großen Geiste stand ein Staats- und Kirchengebäude, so fest und hoch, so klar verständig durchgebildet wie ein Römerwerk, ein Gebäude, in welchem Mauern und Bogen und Balken sich auf das Zweckmäßigste in und an einander schlossen. Und was entstand? Aus dem öffentlichen Amt und Dienst und seiner Güterausstattung entwickelte sich das Lehnswesen, und die rastlose Fürsorge für die Kirche, welche unter sicherm Schirm und Schutz des Staates himmlischen Segen ausgießen sollte, ließ geistliche Fürstenthümer emporwachsen, deren Streben sich mehr auf Irdisches, als auf das Ewige richtete.

Die Folgen dieser geistlich-weltlichen Entwicklung in Deutschland sind in unserer ganzen Geschichte erkennbar, ja, sie greifen in die europäische Geschichte hinein.

Die Deutschen waren dasjenige Volk, das zu Lehre und Einrichtung der Kirche, wie man Beides von Rom aus vorschrieb, sich damals am folgsamsten stellte. Widerspruch wurde bei ihnen nicht

laut, und sie wagten es nicht, auf kirchlichem Gebiet etwas Nationales zu bilden. Geduldig nahmen sie an und getreulich ahmten sie nach, was ihnen von Frankreich oder Italien in Kirchensachen zugeführt wurde. Nur insoweit verharrten sie in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit, als sie, was zur Religion gehörte, nicht äußerlich, sondern tief innerlich auffaßten. Das gab ihnen wohl eine religiöse Stärke und Wahrhaftigkeit, die sich noch welterschütternd bekunden sollte, allein sie blieben meistens schlechte Theologen. Im ganzen Mittelalter gab es in Deutschland sehr wenige glanzvolle Kirchenlichter: um gründlich Theologie zu studiren, mußten ihre jungen Geistlichen nach Frankreich oder Italien gehen. Wohl aber ließen sie, eben weil innige Achtung vor allem Kirchlichen und Heiligen sie erfüllte, es geschehen, daß gerade in ihrem Lande geistliche Fürstenthümer, groß und klein, aufblüheten. Schenkten die Deutschen der Kirche wenige Gelehrte und noch weniger Heilige, so verliehen sie ihr um so ausgiebiger eine weltliche Ausstattung.

Der eigengehörige Grundbesitz war für Kirchen und Klöster von größter Bedeutung. Ganz abgesehen davon, daß das geistliche Amt die häßlichen Stolgebühren nicht brauchte, besaßen seine Träger in ihren liegenden Gütern eine Gewähr der Unabhängigkeit, die sich in ihrem Auftreten gegenüber den Behörden wie dem Volke geltend machte.

Gerade darin fanden später auch die Päpste eine Hauptstütze. In den übrigen Ländern bezeigte sich die Geistlichkeit viel gefügiger gegen die königliche Macht, als in Deutschland. In Rußland zum Beispiel erwarben die Klöster ebenfalls großen Reichthum, ihre Insassen horchten aber stets auf den Willen des Zaren. So viel Elend in den Kämpfen der Salier, Hohenstaufen und Ludwig des Baiern von Rom aus über Deutschland verhängt wurde, hielt es doch der bei weitem größere Theil der Geistlichkeit mit den Päpsten, und in den deutschen Klöstern hatten sie ihre eifrigste Partei. Das konnte nur geschehen, weil der Klerus in seinen großen, fürstlichen Besitzungen festen Boden unter den Füßen fühlte.

Offen zu Tage liegt endlich, wie die kaiserliche Macht und damit die Kraft unseres Volkes zerrißen und gelähmt worden durch Zersplitterung des deutschen Bodens in Landesherrschaften. Daß dieses Uebel niemals konnte ausgerottet werden, während die Kaiser doch mit den Nationalherzogen fertig wurden, lag eben in der Scheu vor

dem geistlichen Besitzthum. An dieses wagte man sich nicht, es war Kirchengut, seine Schmälerung erschien als Kirchenraub. Weil aber die vielen geistlichen Landesherrschaften nicht zu brechen waren, so dauerten auch die weltlichen groß und klein fort. Für die gesammte Kulturentwicklung war dies Unwesen von schwerwiegender Bedeutung. Wie viel edle Kräfte mußten sich abmüh'n, blos um dasselbe zu behaupten! Ueberreich an höchst gescheidten politischen Kleinmeistern, blieb Deutschland gar lange Zeit verhältnißmäßig arm an großen Staatsmännern.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Bodenvertheilung.

1. Neuerungen.

Die wirthschaftliche Volksthätigkeit bewegt sich im Allgemeinen selten in gleichmäßig aufsteigenden oder gleichmäßig niederziehenden Geleisen. Sie folgt vielmehr dem Entwicklungsgesetz von Bäumen, deren Stamm in ziemlich gleicher Rundung aufwächst, bis er an gewissen Stellen Sprossen und Zweige erhält, dann glatt weiter wächst und erst nach einiger Zeit wiederum nach allen Richtungen Astwerk verbreitet, während das untere modert und abfällt, wenn es nicht ebenfalls neue Spitzen und Sprossen ansetzt. So verharrt die Volkswirthschaft gewöhnlich lange Zeit in ihrer bisherigen Manier und nimmt vielleicht etwas zu, vielleicht etwas ab, bis auf einmal ein neues Leben und Arbeiten darin erwacht, das ringsum frische Blüthen und Früchte hervorbringt. Die Ursachen aber des neuen Getriebes liegen entweder im Aufschließen unbekannter oder bisher unbefahrener Länder, die ungewohnte Erzeugnisse bringen und dafür Waare verlangen, oder in großen, wissenschaftlichen Entdeckungen und Fortschritten, die sich wirthschaftlich umsetzen, oder in politischen Ereignissen, welche

das ganze Volk mit fröhlichem Lebensgefühl und Thätigkeitsdrang erfüllen.

Solche Zeit einer fast stürmischen, wirthschaftlichen Thätigkeit in Deutschland war das Jahrhundert Karls des Großen. Ganz allmählig war sie nach der Vereinigung mit dem Frankenreich in Gallien erwacht: gleichwie von dorther Staat und Kirche und Schule und so Manches an Tracht und Sitte, Küche und Geräthschaft nach Deutschland herüberkam, so auch in Handwerk, Gewerb und Handel, und so auch manche Neuerung in Anbau und Vertheilung des Bodens. Das Rheinland, jenes alte römische Kulturland, war das erste, in welchem die neue Gewöhnung einwurzelte, von hier dehnte sie sich in die Maingegend und nach Hessen und Thüringen aus, dann nach Schwaben, ferner nach Baiern, zuletzt und am spärlichsten nach Sachsen.

Es ging indessen mit landwirthschaftlichen Neuerungen, wie mit so vielem Andern, was aus Gallien herkam und Anfangs neubegierig aufgenommen wurde, obwohl es dem Grundcharakter des deutschen Volkswesens widersprach. Die neue Mode diente eine Zeitlang gewissen Kreisen zu glänzendem Aeußern oder zum Vergnügen, dann wurde das Fremdartige wieder fallen gelassen. So ging es mit dem römischen Kolonatsverhältniß, nach welchem Vollfreie auf Kirchen- oder Königsgut angesiedelt wurden, so mit der Austheilung von Land zum Nießbrauch, oder als Prekarie auf eine Anzahl Jahre, oder auf Lebenszeit. Dergleichen Einrichtungen kamen in den Rheinlanden auf, verschwanden aber wieder, weil es einmal in der Urgewöhnung der Germanen lag, daß die Verbindung zwischen dem Manne und seinem Grund und Boden etwas Dauerndes sein müsse. Ebenso wenig konnte man sich denken, daß ein freier Mann gegen Taglohn arbeite. Denn das ließ sich nimmer mit germanischen Begriffen vereinigen, nach welchem nur derjenige frei ist, der von keines Andern Brod und Dienst abhängt, und Niemand verächtlicher und verdächtiger erschien, als ein fahrender Mann, der nirgends festwurzelte auf der nährenden Erde.

Ueberhaupt dauerte in der ganzen Merowingerzeit, soweit die wenigen Aufzeichnungen ihn deutlicher abspiegeln, ungebrochen der Wirthschaftsbetrieb fort in altgermanischer Weise. Die Volksrechte lassen deutlich die Grundlage erkennen: sie bestand in streng gewahrtem Sondereigenthum an Grund und Boden, an welches sich Berechti-

gungen in der gemeinen Mark knüpften. Scharf wurde Privatbesitz von gemeiner Mark unterschieden. Im salischen Gesetz heißt es: „Wenn Jemand aus Feindschaft oder im Uebermuth eines Andern Zaun zerbricht und Vieh in die Saat oder auf die Weide oder sonst ein bearbeitetes Grundstück treibt, so soll Derjenige, dem das Grundstück gehört, ihn mit Zeugen überführen, worauf Schadenersatz und hohe Strafe folgt, und die Hälfte dieser Strafe hat bereits verwirkt, der über einen fremden Acker, der abgeärntet ist, mit der Egge schleift, oder, wo kein Weg ist, mit einem Wagen fährt." Nach baierischem Gesetz durfte man aus eines Andern Walde nicht einmal Vögel nehmen, wenn man nicht sein Markgenosse war, und es genügte, einen Strohwisch aufzustellen, um Jedermann zu verbieten, ein Stück Land zu betreten oder zu beweiden. „So oft Streit über die Ackergränzen entstand, mußten die vor Alters festgestellten Gränzzeichen aufgesucht werden, nämlich der Erddamm, der ersichtlich vor Alters zur Abgränzung der Grundstücke aufgeschüttet war, und die Steine, in welche zur Gränzbezeichnung deutliche Zeichen eingehauen standen."

Rings um die Höfe aber wogte noch ungebändigt, ungelichtet die Waldung: schon die Menge der Namen — Wald, Lohe, Hart, Hagen, Hain — bekundet des Waldes Vorherrschen. Weit zerstreuet darin lagen die großen und kleinen Einzelhöfe; zum kleinsten gehörte soviel Eigenthum, als zum Unterhalt einer Familie gehörte; das gemeine Maß war die Hufe von dreißig bis vierzig Morgen. Seinen Namen führte jeder Hof von dem Geschlechte, das darauf waltete. Wo der Höfe mehrere beisammen lagen, war ein Ortschaftsname entstanden, meist von irgend einer Eigenthümlichkeit der Gegend hergenommen. Dort hatten sich auch die Bauern zu förmlichen Markgenossenschaften und bestimmten Nachbarrechten vereinigt. Dazwischen lagen einige größere Besitzungen fürstlicher Geschlechter, und weite öde Strecken, die noch Niemand gehörten. In der Regel konnte jeder Hofbesitzer ein Stück des angränzenden Waldes mit Axt und Feuer niederlegen und urbar machen. Es erschien das als ein verdienstliches Werk, gleichwie in den Niederlanden im ganzen Mittelalter das Poldern oder Trockenlegen eines Stückchen Sumpf- und Meerbodens. Niemand half dabei, als die Angehörigen oder vielleicht auf Bitten Nachbarn.

Die Markgenossenschaft schirmte nur den Bestand, ließ sich jedoch

selten auf gemeinsame Unternehmungen ein. Handelsverkehr aber konnte sich nicht entwickeln, weil jeder Hof sich selbst genügte, da seine Bewohner, was sie an Nahrung und Gewand, Geräth und Bauwerk bedurften, selbst herstellten. Mit geringer Waarenlast zogen auf ungebahnten Wegen durch die endlosen Wälder die Saumrosse oder ging der Trieb von Handelsvieh zu entfernten Märkten, wo zu gewissen Zeiten im Jahr Zusammenkünfte und Umsatz Statt hatten. Der Städte waren zu wenig, ihre Bevölkerung zu gering, als daß sie auf weite Umgegend regsameren Handel hätten ausüben oder anziehen können.

So lange es anging, hielten die Deutschen aus bei dieser höchst einfachen Wirthschaft. Nur langsam entstanden Besitzungen mit lebhafterem Betrieb, nur ganz allmählig fand einige wirthschaftliche Besserung Eingang. Man konnte ja zuletzt in den alten Zuständen nicht mehr verharren: sie waren erschüttert durch die Nachwirkung der Völkerwanderung; sie wurden gelockert durch das Eindringen des Christenthums, des neuen Staatswesens, der höheren Bildung; sie wurden hier und dort umgeschaffen durch den gesteigerten Völkerverkehr, als die deutschen Stämme unter sich und mit Frankreich und Italien verknüpft wurden. In irgend einer Form mußten sich Neuerungen auch im wirthschaftlichen Leben und Treiben vollziehen. Sie bestanden in tausendfältiger und planmäßiger Waldrodung, — im Aufkommen von Großgrundbesitzern, — im Emporblühen des Bauhandwerkes und Alles dessen, was damit zusammenhängt, — in verständigerer Ordnung und größerer Ergiebigkeit der Landwirthschaft, — in Belebung des Handelsverkehrs. Unter Pipin und Karl Martell begann diese Bewegung, unter Karl dem Großen erreichte sie ihren Höhepunkt, und dauerte von dort an ungeschwächt — natürlich zu Zeiten erschlaffend und dann wieder mit frischerer Kraft ansetzend — bis zur Hohenstaufenzeit, wo der in den Kreuzzügen sich mehrende Völkerverkehr, die aufblühende Thätigkeit in den Städten, der höfische Glanz der Ritterschaft neue Arbeiten und neue Bedürfnisse ergaben.

2. Waldrodung.

In Nordamerika sind die westlichen Staaten erst vor ein paar Menschenaltern von der Kultur in Angriff genommen. Wer sie durch-

streift, stößt jede Viertel- oder Halbestunde auf die Ansiedelung eines kleinen Landwirths. Manchmal liegen mehrere Gehöfte beisammen, jedoch viel öfter entfernt von einander. Der Anblick ist überall derselbe. Im wilden Urwalde ist mit Axt und Feuer der Boden in einem Umfang von zwanzig bis fünfzig Morgen geklärt, die abgehackten oder halbverbrannten Baumstumpfe stehen noch über der Erde, dazwischen wird schon gepflügt. Im Walde ringsum sucht das Vieh, besonders viel Borstenvieh, seine Nahrung, und damit es nicht auf die Aecker komme, sind sie im Umkreis mit häßlichem Zickzackzaun aus langen, trockenen Holzscheiten umstellt. In der Mitte des Feldes steht das graue Blockhaus, hier und da noch ein kleines Gebäude daneben. So wohlthuend im weiten, wilden Wald der Anblick einer solchen Farm, so wenig vermag er das Gefühl der Oede zu verscheuchen: der Urwald umfängt noch mit finsterer Größe das Menschenwerk. Zählt man all diese Farmen zusammen, so ist in kurzer Zeit verhältnißmäßig außerordentlich viel entstanden: den weiten Landflächen gegenüber will es aber immer noch wenig bedeuten.

Wo Städtchen sich entfalten, erhält die Gegend ein lebhafteres Aussehen. Sie liegen an schiffbaren Flüssen oder an Seen oder an Eisenbahnen und schießen mit überraschender Schnelligkeit empor. Denn aus dem reichen Hinterlande werden ihnen Gewerkleute und das beste Feld- und Handwerksgeräth zugeführt. Ganze Häuser werden dort verladen, in die Wildniß gebracht, hier ausgepackt und aufgestellt, in wenigen Monaten ist ein Städtchen fertig. Dann räumen in seiner Umgebung die Holzfäller rascher den Wald weg, es entstehen gewerbliche Anlagen und hier und da läßt bereits ein Großgrundbesitzer den Dampfpflug Furchen ziehen über ein Ackerfeld von mehreren hundert Morgen. Hat die Ortschaft das Glück, daß Flüsse oder Eisenbahnen bei ihr zusammentreffen, so braucht es kaum ein Menschenalter, und es steht an ihrer Stelle bereits eine mächtige Stadt.

Einen ähnlichen Anblick bot Deutschland im fränkischen Zeitalter, jedoch mit zwei Unterschieden. Der eine: die Höfe waren größer, als ein amerikanisches Blockhaus, und ihre Umgebung freundlicher, als bei diesem, — der andere: es fehlten gänzlich die Hülfsmittel unserer Zeit, der Mensch blieb angewiesen auf das Werk seiner Hände und auf die Kraft von Pferden und Zugochsen. Im Verhältniß also zu

amerikanischem Treiben bewegte sich aller Fortschritt mit der Langsamkeit einer Schnecke.

Die Stelle der Städtchen nahmen die Klöster und fürstlichen Pfalzen ein. Vorzüglich die Mönchsansiedelungen waren die Lichtpunkte, von denen aus es heller wurde in dem deutschen Walddunkel. Von Anfang an gingen die Benediktiner darauf aus, die Landschaft durch Anbau menschenfreundlicher zu machen und ihren Bewohnern Musterwirthschaften vor Augen zu stellen. Das betrachteten sie als ihre zweite Aufgabe, deren Lösung das Gelingen der ersten, des Volkes Bekehrung zum Christenthum, unterstützte. Planmäßig gingen die klugen Mönche zu Werke, mit ordnendem Verstand, mit Geduld und Ausdauer, stets den Blick gerichtet auf weite Zukunft, dabei ausgerüstet mit viel besseren Kenntnissen, Geräthschaften, Vieh und Saatgetreide, als irgend ein Landmann der Umgegend. Ausdrücklich ließen sie sich bei Schenkungen wie bei Kauf und Tausch die vollste Rodungsfreiheit verbürgen. So heißt es in einem Verleihungsbrief im Jahre 854 für St. Gallen: „Wir sollen alle Nutzung haben, nämlich an Wieswachs, Gebäuden, Holzfällen und in jeglicher Art von Benützung der Gemeinwaldung, die ein Mann haben kann, und was von diesem Walde noch garnicht gerodet ist, das zu roden sollen wir Gewalt haben ohne irgend eine Anfeindung.“ Einen guten Platz nach dem andern erkundeten die fleißigen Männer, dort stürzten die Bäume, flammte das Gestrüppe auf, wurde in die düngende Asche hinein gepflügt und gesäet. Immer weiter schoben sich rings um das Kloster die Rodungen in den Wald hinein, man hatte eine Menge Namen dafür: Hinzugearbeitetes, Bifang, Einfang, Eingriff, Umfassung, Ausroden, Ausbrennen, (collaboratus, captura, proprisum, comprehensio, exstirpatio). Wo die Gegend schön und fruchtbar, an sonnigen Berghängen, in lieblichen Thalungen zwischen bergenden Hügeln, dem frischen Strom entlang, wurden Höfe groß und klein angelegt, hier und dort bildete sich ein neuer Weiler (novus vicus), ein neues Dorf (nova villa).

Diesen sichtbaren Segen, den die Klöster um sich her verbreiteten, auch auf den so zahlreichen Krongütern hervor zu rufen, das ließ Karl der Große sich nicht nehmen. „Wälder und Forsten,“ so schrieb er vor, „sollen wohl in Obacht genommen werden, und wo eine Stelle zum Ausroden ist, rode man sie aus, und dulde nicht, daß der Wald

in die Felder hineinwachse, und wo Wald sein soll, da soll er nicht zu arg ausgehauen und verwüstet werden. Und unser Wild im Wald soll man gut besorgen, desgleichen Falken und Sperber zu unserm Gebrauch halten, auch den Zins für die Schweinemast im Walde sorgsam einfordern.“ Und an einer andern Stelle: „Die königlichen Amtleute sollen Weinberge pflanzen, Obstgärten herstellen, und wo irgend sich dazu passende Leute finden, gebe man ihnen Wald zum Ausroden.“ Diese Arbeit ging nun vor sich auf einigen hundert Plätzen zugleich, ringsumher in ganz Deutschland. Es lassen sich allein in Oestreich gegen 150, in Württemberg 31, in Franken 83 große königliche Güter aufzählen, während sicher noch eine große Menge in den Schriften aus der Karolinger Zeit nicht vermerkt war.

Am nachdrücklichsten wurde das Rodungswerk angegriffen, als Karl der Große sich entschlossen hatte, die beste Kraft des hartnäckig seine Freiheit vertheidigenden Sachsenvolkes mit der Wurzel aus der Heimath los zu reißen. Die Aufständischen oder Mißliebigen hatten nur zu wählen zwischen Tod oder Auswanderung. Zehn Jahre lang, von 794 angefangen, lesen wir von gewaltsamer Wegführung der Sachsen, jedes Jahr mußten Tausende fort, fort für immer in fremdes Land, nach Franken, Schwaben, Baiern und Oestreich. Damals hat sich sächsische Art auf zahllosen Punkten angesiedelt: Kunde davon geben noch die Namen von Ortschaften wie Sachsenhausen, Sachsenhaim, Sachsendorf, Sachsenried, Sachsenöd, Waldsachsen. Durch Franken hin wurden sechszehnhundert Häuptlinge vertheilt, natürlich kam Jeder mit Familie und Gefolge. Im Buchonier Wald nahm ein sächsischer Herr eine Landschaft von zwei Geviertmeilen zur Rodung an. Selbst in Altbaiern kennt man sechszehn Ortschaften sächsischer Herkunft.

Es konnte nun gar nicht fehlen, daß angespornt und belehrt durch so mächtiges Beispiel, wie es von Klöstern und Krongütern gegeben wurde, sich auch die Gutsbesitzer klein und groß daran machten, ebenfalls durch einen oder den andern „Bifang“ ihren Besitz zu vergrößern. Anfangs blieb man in dessen Nähe. Da aber der Appetit im Essen kam, ging es bald tiefer in den Wald und wurden ganze Berghänge und Thalungen in Beschlag genommen. Insbesondere Fürsten, Grafen und andere große Grundbesitzer widmeten sich thätig und geschickt der

einträglichen Herstellung großer Neubrüche: man liest von Quadratmeilen, die in Rodung genommen wurden.

So große Neusiedlungen aber waren kaum anders, als in Form von Dörfern und Ortschaften zu denken. Anfangs lagen sie etwas über den Flußthälern: war durch weite Waldlichtung die Gegend trockener geworden, stieg man in die Thäler hinab und errichtete Häuser und Hütten am klaren Lauf der Flüsse und Bäche. Viele Herren gingen absichtlich in die tiefste Wildniß hinein mit ihren Leuten und baueten sich dort auf hohem Felsgestein eine Burg, zu deren Füßen die Wohnungen der Hörigen und andere landwirthschaftliche Gebäude ihre schützende Stelle fanden. Die Einen thaten es aus rechter Lust an Wald und Wild oder aus Freude über die neubelebte Landschaft, die Andern zogen sich zurück in die Einsamkeit aus Aerger über all die Neuerungen im staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Leben.

So hat man von der Karolingerzeit an fünf Jahrhunderte lang unaufhörlich mit Axt und Hacke und Pflug in den Wald hinein gearbeitet, Sumpfland ausgetrocknet, Aecker, Wiesen und Weinberge angelegt, Höfe und Ortschaften gegründet, bis unser Vaterland ein Ansehen gewonnen, das vom jetzigen nicht mehr ganz verschieden war.

3. Vermehrung an Großgrundbesitz.

Ohne Frage gab es auch in germanischer Zeit Großgrundbesitzer, und nicht bloß unter fürstlichen Geschlechtern. Schon um anstandsgemäß zu leben, um offenes Haus für Gäste und Nachbarn und dabei ein Dienstgefolge zu halten, bedurfte eine vornehme Familie ausgedehnter Ländereien; denn nur von Weidevieh, Getreide und Wild ließen sich die Kosten eines großen Haushalts bestreiten.

Römische Herren hatten ihre Freude an Landgütern, die zu umreiten man ein paar Stunden bedurfte. Daß auf so weitem Gebiete jeder Huf, jeder Baum, jeder Arm dem Einen ganz und allein gehörte, das befriedigte das tiefste Gelüste des Römerherzens, dessen Streben von vorn herein nach Herrschaft und Ansehen ging. In Deutschland waren die Latifundien in den Wogen der Völkerwanderung verschwunden, in Frankreich bestanden sie fort und erregten den

Neid und die Habsucht der Franken, die nicht das Glück gehabt, bei der Landeseroberung solche Besitzthümer zu erringen, von deren Herrlichkeit man auch jenseits des Rheines erzählte.

Es mußte sich aber auf deutschem Boden mit der Zeit wieder hier und da Großgrundbesitz bilden, durch Erbschaft und Schenkung, wie durch gesuchte Ausrundung im Wege des Kaufs oder Tausches. Es gab ja kein Gesetz, welches seine Entstehung hätte im Keim unterdrücken können, weil solch' eine Beschränkung dem Grundbegriff der Freiheit ins Gesicht geschlagen hätte. Seit auch Weiber Landerben sein konnten, war der Zersplitterung wie dem Zusammenschlagen von Grundbesitz Thür und Thor geöffnet.

Der meisten und größten Besitzungen erfreute sich die Königsfamilie. Dem Reichshaupte gehörten, wie schon erwähnt ist, in den eroberten Ländern die Staatsgüter zu, sowie das Vermögen der vertriebenen Fürsten. Dazu kam der bedeutende Zuwachs durch Anfall von Bußen und durch Einziehungen zur Strafe. Hatte ein Schuldiger nicht Schatzstücke und Vieh genug, die schweren Strafgelder zu zahlen, so mußte er sich durch Hingabe von Ländereien lösen. Auch herrenlose Strecken konnte der König, wenn er sie wirklich ausnützen wollte, einziehen: das verdachte ihm Niemand. So gab es mehr als fünfzehn königliche Bannforsten, deren jeder sich über mehrere Quadratmeilen erstreckte. Soviel auch der König von seinen Gütern wieder abgab, stets blieb noch soviel Vermögen übrig oder floß bald wieder soviel zu, daß das Reichshaupt in allen zugehörigen Ländern als der vornehmste Grundbesitzer auftreten konnte.

Das Benefizialwesen aber und die Ausstattung der Hof- und Grafenämter mit Gütern und Hörigen ließ im ganzen Reiche eine Menge Großgrundbesitzer entstehen, auch dort, wo es ihrer noch nicht gegeben hatte. Damit begann eine allgemeine Jagd nach Landgütern, ein wahrer Landhunger. Die alten Pergamentbücher, die über den Grundbesitz von Klöstern und Abteien zahlreich, hier und da auch von vornehmen Geschlechtern aufbewahrt sind, zeigen eine fort und fort gehende Zunahme der großen Besitzungen durch Verleihung, Kauf und Tausch, — namentlich fast jedesmal in den nächsten Jahren nach landverheerenden Einbrüchen der Normannen oder Magyaren. Die Begierde, sich zu vergrößern, scheint auch Solche ergriffen zu haben, die bisher zufrieden auf der Väter Erde saßen. Das sicherste und

[illegible] Ein Herr, der mit [illegible] Stücke [illegible]

[illegible] Auch [illegible] wenig freie Arbeiter. [illegible] Aus- [illegible], mochten [illegible] überließen sie [illegible] davon bezogen. [illegible] hatten Mutter- [illegible] und die Bedeutung ihres Klosters im Auge, dessen Bestand [illegible] Freiheit auch auf der Größe seines Grundbesitzes beruhte. Einem [illegible] Kloster konnte es leicht begegnen, daß es unter die Regierung [illegible] Bischofs oder reichen Abtes gerieth.

Die Zeitumstände waren den Mönchen ungemein günstig, und [illegible] verstanden es meisterlich, sie zu benutzen. Die Gesetzgebung suchte [illegible]nisse, die im Anrecht der Blutsverwandten lagen, wegzuräumen, [illegible] nur ein Kloster dauernd das Gut erhielt. In Gallien war die [illegible]zeit für die Kirche unter den Merowingern. Für die deutschen Klöster und Bisthümer kam sie erst mit Karl dem Großen, dann aber [illegible]reich und vielfältig. Brachte es ein berühmter Kirchensitz im [illegible] Jahrhundert bis auf fünfzig oder hundert Hufen, so gewann [illegible] neunten leicht das Doppelte und im zehnten das Dreifache, [illegible] daß, Baiern ausgenommen, eine Raubzeit folgte, wie unter Pipin [illegible] Karl Martell. Von den Bisthümern erhielt Trier unter Karl [illegible] Großen ziemlich zehn Quadratmeilen Land; Augsburg und Salzburg gewannen jedes damals gegen 1500 Höfe; Freising hatte im Jahre 784 Besitzungen an 120 Orten, siebzig Jahre später führte es in seiner Güterliste 782 Orte auf. Viel mehr noch eroberten die Klöster. Ihr Reichthum, von welchem schon oben die Rede gewesen, wuchs in's Ungeheuerliche: Benediktbeuren bekam mit seinen in der Umgebung liegenden sechs Zellen 6700 Höfe, Tegernsee hatte nahe 12,000 und fast ebensoviel besaß schon bald nach seiner Stiftung Gandersheim. Das war ein armes Kloster, das nur 4000 Hufen hatte; reich nannte man es erst, wenn sein Besitz doppelt so groß geworden.

4. Soziale Folgen.

Als Klöster und Stifter, Fürsten und Herren einmal angefangen hatten, ihren Grund und Boden auszudehnen, lag auch das Verlangen nahe, die Besitzungen aus- und abzurunden. Fremde Hufen, die umschlossen wurden oder angränzten an gelegenen Stellen, suchte man auf irgend eine Art zu erwerben. Ganze Bücher füllten die Klöster mit Kauf- und Tauschverträgen: diese beginnen aber gewöhnlich erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts. St. Gallen z. B. hatte bis zum Jahr 920 zu verzeichnen 169 Schenkungen von Grundstücken; als die Schenkungen sich minderten, begann die Uebertragung der Freigüter unter der Bedingung von Schutz und Amtsverleihung auf der einen und von begränzten Leistungen auf der andern Seite, ihrer waren 443; endlich als auch solche Uebertragung abnahm, kamen die Erwerbungen durch Kauf und Tausch an die Reihe, ihrer verzeichnete St. Gallen im genannten Zeitraum 116. So entstanden viele große geschlossene Besitzungen, die später den Kern bildeten, von welchem aus die fürstliche Landesherrschaft sich ausdehnen konnte.

Allein eine Menge Freibauern ging verloren, und das demokratische Grundgepräge unserer Nation war in vielen Gegenden für immer zerrissen. Für ganz Deutschland wurden jetzt die Grundlagen gelegt, auf welchen später die höfische Zeit mit ihrem Glanz und ihrer Ritterlichkeit und Dichtkunst erblühen sollte.

Fest gliederten sich die Klassen und Abstufungen der Leibeigenen, Hörigen und Grundholden, Hofverfassung und Hofrechte bildeten sich aus, und es öffnete sich ein Abgrund der Schmach und Dienstbarkeit, in welchen nach und nach das Landvolk versinken sollte. Eine der traurigsten Erscheinungen in unserer nationalen Entwicklung, der schwere Durchgang durch Leibeigenschaft und Hörigkeit, sollte dem größten Theil des deutschen Volkes nicht erspart werden.

Damit erhielt auch das Lehenswesen einen fruchtbaren Boden. Es konnte und mußte sich nun weiter entwickeln und unser ganzes Volksleben so durchwachsen, daß es sich für lange Jahrhunderte nicht mehr entwurzeln ließ.

Hörigkeit und Lehnswesen, — beide umschlangen Deutschland wie mit einem stählernen Netze, das nach und nach sich verdichtete: die freieste Nation der Welt wurde allmählig eine gebundene. Zum Glück war die gute Natur unsers Volkes so stamm- und dauerhaft, daß es sich nicht entwürdigen und den Nacken nicht brechen ließ. Oder hat etwa in jenen Gegenden Europa's, wo es keine deutsche Leibeigenschaft und Hörigkeit gab, ihre Abwesenheit zur Folge gehabt, daß dort eine edlere, reichere Kultur empor blühete?

Gleichwohl hat Deutschland vom Aufkommen des Großgrundbesitzes bedeutenden Gewinn gezogen. Schon daß vornehmlich durch seine Arbeit der Urwald an zahllosen Stellen gelichtet, daß viele hunderttausend Morgen Landes dem Anbau gewonnen, daß Deutschland dadurch sonniger und trockener wurde und nach Abfluß der Gewässer der Anbau auf früheres Ueberschwemmungsgebiet hinabsteigen konnte, daß nun ungezählte Reihen von Dörfern und Weilern entstanden, daß unser Land überhaupt gesunder und bevölkerter, wegsamer und reicher an Vieh und Habe wurde, — das Alles war eine große Wohlthat. Wo früher das Morgenlicht nur einsame Berghänge beschien, pflanzte man jetzt Weinberge, und wo ehedem Luchs und Bär sich in hohlen Bäumen verkrochen, spielten jetzt fröhliche Kinderschaaren.

Auch der sittliche Gewinn war nicht gering anzuschlagen. Auf den großen Gütern lernte man gemeinsam und wohlgegliedert auf einen Zweck hin arbeiten, die Wohlthaten der Ordnung und der Arbeitstheilung wurden einleuchtend. Genöthigt zu verständigerem Betrieb der Wirthschaft mußte auch gerechnet und nachgedacht werden. Zins- und Dienstregister wurden angelegt, es entstanden genaue Guts- und Gränzbeschreibungen, und Karl der Große schrieb seinen Amtsleuten bereits vollständige Jahresrechnung vor. Aufgezeichnet mußte werden, was von jedem großen oder kleinen Hofe an Frucht und Zins eingenommen wurde, wieviel Häute und Hörner die Böcke und Ziegen, wieviel Pelze die erlegten Wölfe lieferten, ebenso, was an das Gesinde, die Frauenhäuser, die Hörigen und sonstwie ausgegeben wurde, — der Rest an Geld und Vorräthen sollte klar sich darstellen.

Eine andere Verordnung lautet: „Ein jeder Amtmann liefere Jahr für Jahr zu Weihnachten uns ein Verzeichniß von allem unserm Gute und Ertrag: was von Ochsen vorhanden ist, welche unsere Ochsenknechte besorgen, von Hufen, welche gepflügt werden sollen, von

Acker- und anderen Zinsen, von geschlossenen Vergleichen oder Friedensgeld, von dem ohne unsere Erlaubniß in unsern Forsten gefangenen Wild, von verschiedenen Strafen, von Mühlen, von Forsten, von Feldern, von Brücken und Fähren, was von freien Leuten und Solchen, welche unserm Fiskus zinspflichtig sind, von Märkten, von Weinbergen, von Denen, welche Weinzins zahlen, von Heu, von Holzhöfen, von Kien, von Schindeln und anderm Bauholz, von Brachland, von Hülsenfrüchten, Hirse und Fennich, von Wolle, Flachs und Hanf, von Baumfrüchten, von großen und kleinen Nüssen, an veredelten Bäumen, Gärten, an Rübenland und Fischteichen, an Leder, Fellen und Hörnern, an Honig und Wachs, an Fett und Seife, an Maulbeerwein, gekochtem Wein, Meth und Essig, an Bier, jungem und altem Wein, an altem und neuem Getreide, an Hühnern, Eiern und Gänsen, an Fischern, Schmieden, Schildmachern und Schustern, an Kisten und Schränken, an Drehern und Sattlern, an Schmiedewerkstätten, an Eisen- und Bleigruben, an Abgabenpflichtigen, an Hengst- und Stutenfohlen, und zwar alles getrennt von einander und wohl geordnet, damit wir im Stande sind, zu wissen, was und wieviel wir von jeder Art haben."

Die Bauern mochten staunen und sich ärgern über solche Schreiberei: Eindruck machte sie dennoch. Durch das Aufstören aber und Anregen des Landvolks, Höfe zu veräußern oder zu vertauschen, kam doch wenigstens etwas Beweglichkeit auch unter das Grundvermögen und damit überhaupt in das Erwerbsleben ein frischerer Zug. Der Germane neigte gar zu sehr dahin, auf seiner Väter Erbe mit der Scholle unveränderlich zu verwachsen. Früher ackerte man sein Feld und hütete sein Vieh, so gut einer es verstand und Lust und Noth ihn antrieb: ohne Anregung, ohne feineres Bedürfen lebte Jeder für sich dahin. Jetzt erhielt das einförmige Leben mehr Streben und Wechsel, bisher ungeahnte Bedürfnisse wurden geweckt und schärften den Geist, um ihnen abzuhelfen. Soviel tiefer in der öffentlichen Schätzung die Gutsfreiheit niedersank, soviel höher stiegen Werth und Nutzen der Handarbeit und die Gewöhnung an Denkarbeit.

5. Wirthschaftliche Folgen.

Auf den großen Gütern, und anfangs nur hier allein, gediehen auch landwirthschaftliche Verbesserungen. Nicht bloß bessere Viehrassen

und Getreidearten — Waizen und Spelt z. B. erst im achten, Roggen gar erst im neunten Jahrhundert häufiger — kamen durch die Herrengüter in's Land, sondern auch ein verständigerer Betrieb des Ackerbaues. Bisher herrschte nur die Grasfeldwirthschaft, gleichwie in unseren Gebirgen noch jetzt die Ehgartenweise (Eggert). Das Land diente nur zur Graserzeugung und Viehweide, bald wurde hier, bald dort ein Stück aufgerissen, gepflügt und besäet, und in den nächsten Jahren wuchs wieder Gras darüber. Künstliche Fettung und Kräftigung des Bodens fand spärlich statt. Durch das Beispiel aber der Herrengüter wurde nach und nach regelmäßige Düngung, Unterscheidung von Sommer- und Winterfrucht, Dreifelderwirthschaft mit Abwechslung von Winter-, Sommer- und Brachfeld, ferner etwas Wiesenbau, und theilweise auch Stallfütterung eingeführt. Wahrscheinlich erfolgte dieser Fortschritt, als Waizen- und Roggenbau sich verbreiteten.

Welch ein Vortheil war es schon für eine ganze Umgegend, wenn statt der beschwerlichen und schlecht mahlenden Handmühlen eine Wassermühle entstand! Erst in der Karolingerzeit kamen Wassermühlen mehr in Gebrauch, bis dahin hatte sich kaum die eine oder andere im ehemals römisch-deutschen Gebiet erhalten. Jeder große oder kleine Hof hatte seine Handmühle, an welcher gewöhnlich vor jedem Brodbacken das Arbeiten begann. Den kleineren oberen Stein hatte man um den Pflock, der im unteren größeren Steine festsaß, zu drehen, um das dazwischen liegende Korn zu zerknirschen und zu zermalmen. Feines Mehl ließ sich aus solcher Quirn (gothisch quairnus) nicht erzielen. In mehr bevölkerten Gegenden hatte man bereits eine Vorrichtung getroffen, daß eines Pferdes oder Esels Kraft den Stein drehete. Von solchen Roß- oder Eselsmühlen, zu welchen die Nachbarn ihr Korn brachten, damit es gegen Abzug des Mahlschatzes (Schatzung eines Antheils) gemahlen werde, müssen die vielen Ortsnamen herrühren, die mit Quirn, Kürn, Kirn, Kehren anfangen. Kommt dagegen in Benennung einer Ortschaft die Mühle vor, so stammt die Benennung von Wassermühlen her, wie sie seit dem neunten Jahrhundert häufiger in Urkunden als werthvoller Besitz aufgeführt werden. Wo aber Mühlen errichtet wurden, suchte man auch den wilden Wasserlauf zu regeln und zu dämmen; Abt Sturmi leitete bereits einen Arm der Fulda mitten durch seinen Klosterhof.

Wie unendlich Vieles aber konnte zu Nutzen und Vergnügen

aus dem Boden gezogen werden, woran bisher Niemand dachte! Noch ein Jahr vor seinem Tode verordnete Karl der Große: „In den Forsten sollen königliche Landgüter und Teiche mit Fischen angelegt werden, und da sollen beständig Leute wohnen. Und sie sollen Wein anpflanzen und Obstgärten anlegen, und wo irgend sie taugliche Leute finden, da gebe man ihnen Wald zum Ausroden, damit unser Dienstgut verbessert werde."

Der Weinbau, der bereits unter den Römern im Rhein- und Donaulande üblich, verbreitete sich in der Karolingerzeit über den größten Theil Deutschlands: die Mönche hatten am Anlegen von Weingärten ihre rechte Lust und Freude. Ganz besonders der Weinbau ist eine Sache gemüthlicher Pflege, ruhigen Aufmerkens, öfteren Prüfens. Bleiben Weingüter ein Menschenalter nach dem andern im Besitz derselben Familie oder Genossenschaft, so pflanzt sich die gute Lehre und Erfahrung fort, und jedes neue Geschlecht vervollkommnet sie, weil die Zungen feiner und in der Behandlung des Bodens, der Reben, des Kellers die Proben zahlreicher werden und entscheidender. Gehört die Genossenschaft einem festen Sitze an, so wirkt auch schöner Ehrgeiz mit; denn ein gelungener Jahrgang findet allgemeinen Preis und Dank. Die fleißige, geduldige, nie unterbrochene Pflege der Mönchshand ist durch keine andere zu ersetzen, und die vereinte, fortgesetzte Prüfung der Klosterbrüder bildet Geruch und Geschmack, so daß sie es besser als andere Leute verstehen, die duftige Blume des Weines, die feine Harmonie seiner verschiedenen Stoffe, und die wohlige Wärme, die schon bei dem ersten Becher durch den Körper fließt, recht zu würdigen. Häufiger, als auf großen Herrschaftsgütern, ist daher edler Wein auf den Besitzungen von Ordensleuten herangezogen: wir brauchen nur an Kirchenstuck, Jesuitengarten, Hochheimer, Domdechant und den cyprischen Komthurwein oder Commanderia zu erinnern, welchen wenige gleichkommen. Daß unser Rheinwein der edelste unter den Weltweinen ist, haben wir den Mönchen zu verdanken.

Wie aus dem Wein konnten sich die Klöster auch aus dem Bier ein schönes Stück Geld und bei Vornehm und Gering manchen Dank verdienen, der ihnen Verleihungen, Freibriefe und Dienstleistungen eintrug. Sie vor allen waren in den Stand gesetzt, einen guten, haltbaren Trunk zu brauen, indem sie sorgfältig erprobten und jeder Bräumeister seinen Nachfolger belehrte, wie das beste Malz zu be-

reiten und zu maischen, wo der würzigste Hopfen anzubauen, was für Holz und Pech man zu den Fässern nehmen, und wie die Lagerung im Keller geschehen müsse.

Im Obstbau hatte man ebenfalls Fortschritte gemacht. Das salische Recht erwähnt bereits gepfropfte Birn- und Apfelbäume, die theils in umzäunten Gärten, theils im offenen Lande stehn, und das baierische Gesetz spricht von Obstgärten mit mehr als zwölf Fruchtbäumen.

Auch das Forstwesen hob sich. Die Bannforsten, die nicht bloß Könige und Fürsten aus den Waldungen sich ausschnitten, hatten wenigstens einen rohen Anhang von geregelter Forst- und Jagdwirthschaft zur Folge. Große Wolfshetzen verminderten und verscheuchten die räuberischen Feinde des Landwirths.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Volkswirthschaft.

1. Viehzucht und Feldbau.

Kam man damals zu einem großen Gutshof, so erschien alles höchst einfach, auf den ersten Blick verständlich, gleichsam aus erster Hand der Natur. Der Hof stellte sich wie ein kleiner Weiler dar mit allerlei Stroh-, Schindel- und Brettergedach, das Herrenhaus ragte darüber empor und vielleicht auch ein plumper, steinener Thurm. Das Ganze war von einem Zaune oder einer Pfahlwand umzogen, auch wohl von einem Graben. In der Nähe standen noch einige uralte Eichen und Eschen und Buchen, die letzten Urwaldsreste, und in ihrem Schatten ein paar Wohnhütten mit Strohdach. Junge Linden waren hier und da, und auf einem umzäunten Stücke Obstbäume und etwas Gemüse angepflanzt. Auf dem Weideplatz nebenan zeigte sich neben fetten Ochsen der Stolz des Herrn, prächtige Rosse. Auch merkte man

vielleicht, wie Bienen von und zu ihren Körben schwärmten, bei deren Diebstahl das salische Gesetz genau unterscheidet: ob die Bienenkörbe in einem eigens dafür gebaueten und verschlossenem Bienenhaus oder sonstwie unter Dach und Verschluß oder im Freien umherstanden.

Oeffnete sich das große Thor, so erblickte man eine ganze Menge kleiner hölzerner Hütten: neben oder hinter dem Herrenhaus und seiner Halle zwei Frauenhäuser; sodann Küchenhaus, Backhaus, Brauhaus, Kellerhaus, Waschhaus, Mühlhaus, Brunnenhaus, Jägerhaus; ferner Schlafstuben für das männliche Gesinde, Werkschuppen für Schmied, Schreiner und Schuster. Natürlich fehlten nicht ein paar Scheunen und Speicher zur Aufbewahrung von Stroh, Heu und Getreide, deren das baierische Gesetz fünf Arten anführt: Scheunen mit Mauern und Schloß, Schuppen mit Holzwänden, offene Holz-Pferche, bedeckte Mieten, und leichte Schober. Stallungen gab es gesondert für Milchkühe, für Jungrinder, für Schafe, für Schweine. In einer hinteren Ecke stand auch wohl ein Krankenhaus. Zwischen Düngerhaufen, Pfützen und Bau- und Brennholz trieben sich Kinder und Hunde in Menge umher, und neben Hühnern und Tauben auch Kraniche, Schwäne und Störche.

Brach nun der Abend herein, so gab ein Glöckchen auf dem Herrenhause oder ein Rufen vom Söller oder auch mit dem Horn oder auch nur das Anschlagen an eine Thür das Zeichen zum Nachtessen. Dann kamen die Handwerker aus den Schuppen hervor, die Knechte aus den Ställen und Scheunen, die Frauen und Töchter aus ihren besondern Häusern, wo sie den ganzen Tag Flachs und Wolle gesponnen und Leinwand und grobes Wollzeug gewebt und genäht hatten. Noch froher, daß der Tag zu Ende ging, waren die Mühlenmägde, denn ihre einförmige Arbeit war besonders mühselig.

Die Frauen waren fast übereins gekleidet, auch in der Tracht der Männer kaum ein Unterschied bemerkbar, mattgraue Woll- und Leinenstoffe herrschten vor. Alles aber sah gesund und kernig aus, keine Spur von dem bleichen Elend so vieler Fabrikarbeiter heutzutage. War die Nahrung auch noch etwas derb und einförmig, Wohnung und Gewand noch roh und einfach: es hatte doch ein Jedes sein volles Genüge.

In's Thor zog auch des Abends das Kleinvieh, Schweine, Schafe und Gänse, jeder kleinen Heerde folgte ihr Hirt. Viehzucht war in der Landwirthschaft noch vorwiegend, und Kleinvieh spielte

darin die Hauptrolle. Denn Schwein- und Gänsefleisch, frisch oder geräuchert oder gepökelt, war die Hauptnahrung Sommers wie Winters, daneben die Milchspeise. Die Gans gab Bettfedern und das Schaf die unentbehrliche Wolle. Eigentlicher Ackerbau wurde noch so wenig getrieben, daß man auch Pferde und Rinder als Weidevieh betrachtete und sie die meiste Zeit im Holz oder auf dem Anger hatte. Den Heerden baute man im Walde Hürden und Schuppen zum Wetterschutz: wer sie anzündete, sollte nach allemannischem Gesetz strenge bestraft werden. Nur soviel der Hof durchaus zur Nahrung brauchte, nur soviel wurde Hafer und Gerste, sodann Hülsenfrucht, weniger Roggen, Waizen, Spelt angebaut. Nur bei den Mönchen, den Meistern der Landwirthschaft, sah man außer Lein und Hanf auch andere Handelspflanzen, feinere Gemüse, sowie verschiedene Obst- und Weinarten gebauet.

Das Gesinde in Haus und Hof wurde von der Herrschaft in Wohnung, Kleidung und Nahrung unterhalten. Es war sämmtlich leibeigen: unter den Aufsehern und Schreibern fanden sich jedoch auch hin und wieder Freie. Daß auf dem Herrenhofe selbst ganze Familien von Dienstleuten mit Kind und Kegel wohnten, kam nur auf großen Pfalzen vor: die verheiratheten Leibeigenen lebten gewöhnlich in ihren Hütten dicht daneben oder doch in der Nähe. Sie bebaueten ein paar eigene Aecker, hatten einen kleinen Viehstand und wenigstens die Hälfte der Arbeitszeit gehörte ihnen selbst. Sie erhielten auch von der Herrschaft Schuhe und Gewand, Haus- und Feldgeräth, und wo sie Mangel daran litten, auch Vieh und Saatgetreide. Ein leibeigener Mann, der seine besondere Wirthschaft hatte, mußte z. B. nach allemannischem Recht jährlich 1 Schwein, 2 Schäffel Brodkorn, 5 Hühner, 20 Eier und 15 Krüge Bier zinsen, nach baierischem den Zehnten des Ertrags der Aernte und der Viehzucht, dazu ein Bündel Lein, 10 Näpfe Honig, 4 Hühner und 15 Eier.

Entfernter wohnten die Zinsleute: diese brauchten nur in der Saat- und Aerntezeit bei der Schafschur, bei Hausbau und ähnlichen Gelegenheiten zu fronen, gewisse Fuhren zu stellen, die Boten und Reisebegleiter und bei den Jagden die Treiber zu machen. Dagegen waren sie auf bestimmte Abgaben gesetzt, die alles Mögliche, was Landwirthschaft hervorbrachte, umfaßten: Getreide zum Backen und erlesenes Korn zur Saat, Butter, Eier, Käse, Meth und Malz,

Hühner, Schweine, Schafe und Hämmel, Pferde und Rindvieh, Flachs und Heu und Dünger, Wein, Honig, Senf und Salz, Bohnen, Erbsen, Linsen und Eicheln, Bauholz und Brennholz, Dachschindeln und Pflughölzer, Leinewand und Wollzeug, die Einen dies, die Andern das, je nach Landesart und Bedürfniß. Von allen Stücken war Zahl und Maaß vorgeschrieben und in die Zins- und Gültregister eingetragen.

Viel geringer, sehr häufig kaum des Nennens werth, waren die Leistungen Derer, die ihren Eigenhof in Schutzhörigkeit übergeben hatten. Botengänge, Fuhren, Jagddienste und die Verpflichtung im Frühjahr und Herbst zwei oder drei Tage zu pflügen und im Sommer bei der Heuärnte zu helfen, solche Fronden kamen auch bei ihnen vor, nicht minder leichte Abgaben der verschiedensten Art. Was nicht auf Herkommen oder Vertrag beruhete, ließen sie sich nicht aufnöthigen, und es mußte Ludwig der Deutsche ein besonderes Gesetz erlassen, daß zu ihren Hand- und Spanndiensten auch Mergelfahren gehöre, was vielleicht nicht zu alten Zeiten, wohl aber unter seinen beiden Vorfahren Statt gefunden. Zum Kloster Staffelsee gehörten 23 Hufen, die mit Freien besetzt waren: nur 6 davon gaben im Jahr 14 Maß Getreide, 4 Frischlinge, 2 Hühner, 10 Eier, nebst etwas Flachs, Leinsaamen und Linsen, und dazu kamen noch 5 Wochen Hand- und Spanndienste. In der Regel hätte die Herrschaft die wirthschaftlichen Beiträge der freien Schutzhörigen entbehren können. Dieser mehr oder weniger freien Leute wesentliche Bedeutung für die Herrschaft lag darin, daß sie deren Ansehen und das Kriegs-, Jagd- und Reisegefolge vermehrten, und daß aus ihnen die Verwalter, Schreiber und Aufseher hervorgingen, welche zur Bewirthschaftung der großen Güter nöthig waren.

Die Vornehmeren dieser Amtleute wohnten auf dem Oberhofe, dem andere ebenso große Nebenhöfe mit Maiern (Majores) bei- und eine viel größere Anzahl kleinerer Höfe untergeordnet waren. Ueber allen stand der Königshof oder das Kloster oder der adlige Herrensitz mit den obersten Amtleuten. Das Kloster Prüm z. B. hatte drei Oberhöfe, von denen aus der Betrieb von 119 Haupthöfen beaufsichtigt wurde: jeder Maier auf dem Haupthof hatte wiederum kleinere Höfe unter sich, von denen er die fälligen Leistungen beizutreiben hatte. Blieb ein Bauer mit seinen Lieferungen und Fronden im Rückstande oder ließ er sein Gut in Verfall gerathen, so wurde es in eigene

herrschaftliche Bewirthschaftung genommen oder, wie man es nannte, zu Salland gemacht. Denn der Grund und Boden, welchen die Herrschaft selbst bebauete, hieß Salland, der Haupthof Saal- oder Sedelhof.

2. Gewerbebetrieb.

Die letzten Zeiten der Völkerwanderung, wo man im feindlichen Gewühl um Brod und Leben kämpfte, drückten schwer auf alles Gewerbe, das im römisch-deutschen Kulturlande sich angesiedelt hatte. Die Meister flüchteten hierhin und dorthin, froh, wenn sie in befestigten Städten und Pfalzen für einige Zeit eine Zuflucht fanden. Völlig ausmerzen und ausrotten ließ sich das Handwerk nicht, allein, als es in der Merowingerzeit langsam wieder auflebte, blieb es eingefangen von der Landwirthschaft, die alle wirthschaftliche Thätigkeit wieder überwogte, gleichwie in altgermanischer Zeit.

Dem Handwerk kam deshalb das Auftreten des Großgrundbesitzes wesentlich zu Statten. Er erzeugte Mengen von Wolle, Flachs, Häuten, Gehörne und Geweihe sowie Metalle, die verarbeitet werden mußten. Soviel mehr Handwerker Beschäftigung erhielten, soviel mehr Waare entstand für die Handelsleute: die Einen förderten die Andern. Jeder Grundherr strebte danach, auf seinen Gütern geschickte Handwerker zu sammeln. Schon im salischen Gesetz heißt es: „Wenn Jemand den Maier, Truchseß, Mundschenk, Marschall, Sattelknecht, Grobschmid, Goldschmid, Zimmermann, Winzer, Schweinhirt oder sonst einen Hausdiener raubt, tödtet oder verkauft: soll er 35 Schillinge schuldig sein. Wenn Jemand die Maierin oder eine dienende Magd raubt oder tödtet, so gilt derselbe Straffatz." Mehr noch der Handwerker werden aufgeführt in Karl des Großen Verordnung über den Betrieb seiner Landgüter. „Ein jeder Amtmann soll auf seinem Grund und Boden gute Handwerker haben, als da sind Eisenschmide, Gold- und Silberschmide, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelfänger, das ist Falkner, Seifensieder und Brauer, das sind Leute, welche Bier, Aepfel- oder Birnenmost oder irgend ein anderes zum Trinken geeignetes Getränk bereiten können, Bäcker, welche Semmeln für unsere Wirthschaft zu backen verstehen, Netzemacher, welche Netze zu spinnen im Stande sind, sei es zur Jagd,

sei es zum Fischfang, sei es zum Vogelfang, ferner andere Handwerker, die aufzuzählen hier zu weit führen würde."

Auch gab es, wie bereits bei der Darstellung der Klösterhöfe als Kultursitze betont wurde, im Umkreis derselben noch eine Menge anderer Werkstätten, aus denen Vorzügliches hervorging an Schwertern und anderen Waffen, an Tuch und Leder, an Schreibstoffen, an Arzneien und Farben, an Haus- und Feld- wie an Jagd- und Fisch-Geräthschaften. Die Frauenklöster aber lieferten feines Woll- und Leinenzeug, Teppiche und gestickte Kirchengewänder und fertige Kleider zu Geschenken an Wohlthäter und Arme. Das Frauenhaus auf der Klosterinsel Staffelsee war für 24 Arbeiterinnen eingerichtet: es fanden sich dort vorräthig 5 Stück leichtes Wollgewebe, 4 Stück Zeug für Beinbinden, 5 Stück Hemdenzeug.

Insbesondere sei hier das Klostergewerbe der Pergamentmacher oder, wie man sie im Mittelalter nannte, der Buchfeller, erwähnt. Im Zeitalter Karl des Großen wurde in Deutschland darin ganz Vorzügliches geleistet. Nicht wie in Italien oder Spanien bereitete man Pergament, das bloß auf der einen weißen Seite sich beschreiben ließ und auf der andern gelblich aussah oder grau und rauh war, sondern das deutsche Pergament wurde auf beiden Seiten so lange mit Bimstein und feinem Kalk gerieben, bis sie hell und glatt waren und die Schrift nicht darauf zerfloß. Das beste Pergament ergaben die Bock- und Ziegenfelle, darauf kam das von Kalbsfellen, weniger fest war es von Schafen, und wollte man etwas ganz besonders Feines haben, so mußte die Haut von ungeborenen Lämmern genommen werden, wofür der Name Jungfernpergament aufkam. Auch die Kunst der Alten, das Pergament schön purpurn zu färben, wurde in Deutschland mit großem Erfolge betrieben.

An regelmäßigem und ergiebigem Gewerbebetrieb mochten sich mit den Klöstern nur selten fürstliche Pfalzen, eher schon die für den Handel wohlgelegenen Bischofsstädte messen, in welchen sich kundige Werkmeister angesammelt hatten.

In der Hauptsache aber blieb das Gewerbe vollständig abhängig von der Landwirthschaft. Was das Gut erzeugte, wurde auch auf demselben verarbeitet, und Schuhe und Schilde, Wolle und Leinenzeug und eisernes Geräth galt ebenso als Gutsertrag, wie Vieh und Getreide, Brod, Bier, Wein und Rauchfleisch. Deutlich läßt sich das in

dem Kapitular Karl des Großen über die Krongüter erkennen, in welchem Handwerk, Feld-, Garten- und Wiesenbau, Jagd und Bergwerk unter einander als gleichwerthig und in Bezug auf die Gutswirthschaft auch als gleichartig aufgezählt werden.

Wesentlich fiel dabei auch in's Gewicht, daß die Handwerker auf den Gütern durchgängig Leibeigene oder hörige Leute waren, die nicht nach freier Bestimmung, noch weniger für eigenen Gewinn arbeiteten, sondern nach Befehl und für Vortheil des Herrn. An Jedem, der ein Handwerk trieb, haftete deshalb etwas von der Niedrigkeit des unfreien Standes: das war so die Meinung aller Orten, und es bedurfte im Mittelalter langer und schwieriger Kämpfe, bis sich das Handwerk von einer Verächtlichkeit befreiete, von welcher die letzten Spuren erst in unserer Zeit erlöschen.

Alles Thun aber, das zum Erzeugen und Verarbeiten von Stoffen diente, ließ sich, je nachdem Männer oder Weiber sich dabei betheiligten, in drei Klassen eintheilen. Viehhüten, Pflügen und Säen, Jagen und Fischen, Fahren, Holzen und Grabenmachen war das Werk der Männer, ebenso die Arbeit der Metzger, Malzsieder, Gerber, Sattler, Schuster, Schreiner, Kohlenbrenner, Tischler, Maurer, Ziegelstreicher, Seildreher, Metallarbeiter. An Kornmahlen, Brauen, Backen, Wein- und Essigbereiten, Gartenarbeit, Heumachen, Viehbesorgen nahmen beide Geschlechter Antheil. Zum Kochen und Braten, Melken und Buttern, Seifekochen und Waschen, Spinnen und Weben, Zeugfärben, Nähen und Kleidermachen, sowie zur Pflege der Verwundeten und Kranken gehörten allein oder doch vorzugsweise die Frauen. Den Werkstätten der Handwerker standen gegenüber die Werkstätten der Frauen. „In unserm Weiberhause," heißt es in Karl des Großen Verordnung, „sollen sie (die Amtleute) der Bestimmung nach den Stoff zur Arbeit geben lassen, das ist Flachs, Wolle, Waid, Scharlach, Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Schmergefäße und anderes der Art, was hier nothwendig ist." Von dieser in mancher Beziehung eigenthümlichen Ansicht, wie die Arbeit zwischen den Geschlechtern zu theilen, haben sich die Reste noch jetzt nicht verloren. Sehen wir in Nordamerika oder Rußland gar manche Hausarbeit, die bei uns nur den Frauen zukommt, von Männern verrichtet, so fällt uns das in hohem Grade auf, obwol es keinen vernünftigen Grund giebt, warum gerade nur Frauen diese Arbeit gehören soll.

Alles Gewerbe aber hob sich beträchtlich in der Karolinger Zeit. Weil das ganze Volk damals von neuen Wünschen und Vorstellungen ergriffen wurde, so kam das jeder bürgerlichen Thätigkeit zu Gute. Insbesondere blüheten auf die Gewerbe der Tuchmacher, der Waffenschmiede und der Bauhandwerker. Bei den Friesen wurden Tücher in mehreren Farben gewebt und kamen als Röcke und Mäntel zur Ausfuhr. Der Waffenfreude konnten nicht genug Schwerter und Schilde, für das Waldroden nicht genug Beile und Hacken verfertigt werden.

Man darf aber wohl annehmen, daß die friesischen Fabrikanten, die Goldschmiede, die feineren Bauhandwerker wie Glasmacher, Orgelbauer, Glockengießer freie Leute waren, entweder jüngere Söhne von Hofbesitzern oder Freigelassene. Die Kunstfertigkeit adelte den Mann.

3. Verkümmern und Wiederaufleben des Handels.

Der Welthandel, welcher das römische Reich segensreich durchzog, hat erst in unsern Tagen, nachdem der Islam in Algier, Kairo und Konstantinopel bezwungen ist, das Gebiet des Mittelmeeres vollständig wieder erobert, nachdem längst vorher europäische Schiffe und Kanonen siegreich landeten an den Küsten aller Ozeane. In der Völkerwanderung hatte der Handel an den meisten Orten zeitweise aufgehört, jedoch nicht überall und nicht für immer. Wir hören in der Merowingerzeit nicht nur von Sachsen, die zur großen Messe bei St. Denys nach Paris kamen, sondern auch von römischen Handelsleuten, die in den Bischofsstädten am Rhein und an der Donau sitzen geblieben. Noch mehr gab es ihrer in den gallischen Städten, und im Rhoneland waren die Juden zahlreich. Viel größeren und dauernderen Verlust, als selbst die Germanenwanderung, brachten dem Welthandel die feindlichen Völker, die in Europa einrückten. Das ehemalige römische Handelsgebiet wurde immer kläglicher beschränkt. Um die Mitte des achten Jahrhunderts plünderten die Normannen auf den nordischen Meeren, die Slavenherrschaft verlegte die Handelswege nach dem Osten, die avarischen Räuber ließen kein Waarenschiff die Donau hinunter, die Araber hatten Spanien abgerissen und ihre Korsaren schwärmten auf dem Mittelmeer. Jährlich kostete es Blut und Mühsal, die Seeräuber von den französischen und italienischen, nieder-

ländischen und deutschen Küsten abzuwehren. Händler, die über See gekommen, werden außer brittischen, auch zur Zeit Karls des Großen nicht erwähnt. Selbst seine Macht mußte sich mit bloßem Küstenschutz begnügen. Wie Einhard berichtet, „ließ er eine Flotte bauen zum Krieg gegen die Normannen und ließ zu dem Ende an den gallischen und deutschen Flüssen, die in die Nordsee münden, Schiffe erbauen; und, weil die Normannen die deutsche und gallische Küste unaufhörlich mit Raubzügen heimsuchten, so legte er in alle Häfen und Flußmündungen, wo geeignete Ankerplätze zu sein schienen, kleine Geschwader und Wachtposten und hielt durch solche Vorkehrungen den Feind ab. Dieselben Anstalten traf er auch im Süden an der Küste der narbonensischen Provinz und Septimaniens, ebenso an der ganzen Küste Italiens bis nach Rom gegen die Mauren, die sich in neuerer Zeit auf Seeraub legten. Und so wurde zu seinen Lebzeiten weder Italien durch die Mauren, noch Gallien und Deutschland durch die Normannen von schwerem Schaden betroffen, ausgenommen, daß Centumcellä, eine etrurische Stadt, durch Verrath von den Mauren erobert und geplündert, und einige friesische der deutschen Küste naheliegende Inseln von den Normannen verwüstet wurden."

Innerhalb aber der Grenzen von Karls des Großen Reich wagte unter seiner Regierung der Großhandel sich wieder hervor. Schon die Vereinigung von Frankreich, Deutschland und Italien unter einen Szepter regte an zum Austausch der verschiedenen Landesgüter, die großen Reichstage und die Entstehung so vieler lebensvoller Klöster und Pfalzen ließen die Leute zusammenströmen, Wege und Brücken wurden ausgebessert, und im tiefen Frieden konnten die Händler ziehn von einem Lande ins andere. Um ihnen die Wege zu verkürzen, wohl auch, um seinen Heeren leichter Proviant und Kriegsgeräth nachzuführen, unternahm er den Donau-Main-Kanal. Einhard erzählt: „Als Einige, die das zu verstehen behaupteten, Karl überredeten, daß man, falls ein schiffbarer Graben zwischen den Flüssen Radantia und Alomona (Rednitz und Altmühl) gezogen werde, ganz bequem aus der Donau in den Rhein schiffen könne, indem der eine von jenen Flüssen in die Donau, der andere in den Main mündet, da begab er sich sogleich mit seinem ganzen Gefolge an Ort und Stelle, ließ eine große Menge Menschen herbeikommen und brachte die ganze Herbstzeit an jenem Werke zu. Zwischen den genannten Flüssen wurde

ein Graben in einer Länge gezogen, zweitausend Schritte lang und dreihundert Fuß breit, aber vergebens. Da es nämlich ununterbrochen regnete und das sumpfige Erdreich an sich schon zu viel Nässe hatte, so konnte das Werk keinen Halt und Bestand gewinnen, sondern soviel Erde die Arbeiter bei Tage aus dem Graben herausschafften, soviel rutschte während der Nacht nach und füllte die Vertiefung wieder aus." Man verstand also damals noch nicht, eine schwierige Frage im Wasserbau mit Erfolg zu lösen.

Ueberhaupt fehlte noch gar viel, um nur im Umkreise des fränkischen Reichs von einem blühenden Handel zu reden. Das Hinderniß lag nicht in der Armuth der Länder oder in der Trägheit ihrer Bewohner oder in der Ungunst anderer Umstände: von dem allen fand das gerade Gegentheil statt. Die Hauptursache war der Charakter der Deutschen. Diese hatten die Vorherrschaft, waren und wurden aber kein Handelsvolk. Landwirthschaft war ihre Lust und Liebe, ein stolzes Roß oder ein prächtiger Ochs ihre Freude. Sie gaben auch ihr Korn und Vieh und Gewandzeug her, wenn sie dessen gar zu viel hatten und ein Händler gerade auf den Hof kam, — jedoch nachdenken, wie man seine Gutserzeugnisse gegen andere Waare vertausche und dadurch sein Vermögen und Behagen verbessere, gar darum handeln und feilschen, wie man von den eigenen Sachen wenig biete und von den fremden viel bekomme, das wollte ihnen nimmer in den Sinn und deuchte ihnen nicht viel besser als Gaunern.

Selbst nur die Bedeutung des Geldes wollte ihnen schwer eingehen. Eine wahrhaft kriechende Langsamkeit des Geistes bewährten sie gegenüber dem fliegenden Geldverstand der Semiten. Obgleich die Römer, die doch recht eigentlich ein Volk der Habsucht und des Geldwuchers waren, Jahrhunderte lang in dem besten Theile von Deutschland geherrscht hatten, wollte hier das Geld noch immer keine rechte Kaufkraft gewinnen, und schleppte man sich lieber mit dem Tauschhandel. Im Heliand, der im neunten Jahrhundert gedichtet wurde, bedeutet Feho oder Vieh noch geradeso wie bei Ulfilas, der vier Jahrhunderte früher schrieb, Geld, Gewinn, Reichthum, und unser Wort Kapital erinnert noch an die Viehhäupter oder Capita, welche den Hauptstock des beweglichen Vermögens bildeten. Das Geld war nur erst Werthmesser geworden, indem man anfangs den römischen Goldsolidus, seit dem Auftreten der Karolinger aber den Silbersolidus

oder Schilling zur Grundlage nahm und 12 Denare auf einen Schilling, 20 Schillinge auf ein Pfund Silber rechnete.

Dieser Uebergang von der Gold- zur Silberwährung bezeichnet bei der germanischen Vorliebe für Silber ebenfalls den Zeitpunkt, wo das deutsche Wesen im fränkischen Reiche das Uebergewicht gewann vor dem romanischen. Der Name „Schilling" kam wahrscheinlich von Schallen oder Schellen der Metallmünze, wenn man sie zur Probe auf einen harten Gegenstand fallen ließ, gleichwie der später für „Denar" aufkommende Ausdruck „Pfennig" das Theil-Pfündige bedeutete, da 240 Pfennige auf das Pfund Silber gingen. Es war aber noch so wenig Geld im Lande, daß man bei großen Verkäufen Gold und Silber lieber wog, als zählte, und Landgüter noch mit Waffen, Erzgeräth, Vieh, Getreide und Gewand bezahlte. Viele weigerten sich überhaupt, Geld anzunehmen, und wieder Andere meinten, sie hätten ebenso gut Recht, Münzen zu schlagen wie der König; denn Münzen wären ja nur Bezeichnung von Metall, wie hoch man es annehmen wolle. Karl der Große mußte dagegen eigens Verordnungen erlassen. Noch im Jahr 817 wurde ein Kapitular nöthig, das besagte: wer sich weigere, einen rein vollwichtigen Denar im Handel anzunehmen, solle, wenn es ein Freier sei, den Königsbann von 60 Schillingen zahlen, wenn ein Unfreier, 60 Streiche empfangen.

Auch Maaß und Gewicht wurden durch die Reichsgesetzgebung geregelt. Nicht wenig machten ihr die Zölle zu schaffen. Kein Grundherr brauchte zu dulden, daß fremde Waare durch seine Besitzungen geführt wurde; er hielt sich völlig in seinem Recht, wenn er für die Erlaubniß dazu einen Antheil der Waare forderte. Die Klöster erwirkten sich öfter Freibriefe, daß sie Zölle, Weg- und Brückengeld nicht zu zahlen brauchten: nur konnte der König keine Soldaten mitschicken, welche dieser Freiheit Achtung verschafften. Es war noch so wenig Verständniß des Handels und seines Segens verbreitet, daß im Jahre 808 Verbote ergingen, Korn und Wein vor der Aernte und kostbare Gewänder über einen bestimmten Preis hinaus zu verkaufen. Auch wurde vom Gesetze als schändlicher Gewinn gebrandmarkt, wenn man für eine Sache mehr wiederfordere, als man selbst dafür gegeben habe.

4. Waaren und Kaufleute.

Die Handelswaaren bestanden noch in denselben Sachen, wie zur germanischen Zeit, nur die Menge war vermehrt. Vor allem waren es Waffen von allen Arten, — sodann Edelmetalle und Edelsteine, — sodann Geräthe, Geschirr und Gefäße aus Erz, Eisen, Blei, Thon und Holz; — Bücher, Wachstafeln, verschiedenes Pergament in ganzen Häuten oder bereits zugeschnitten zu Rollen, Urkunden und Buchblättern, — sodann Bettfedern, Leinen- und Wollenzeug, auch fertige Gewänder und Teppiche, die zur Zimmerausschmückung viel gebraucht wurden, Pelzwerk von Luchs, Dachs, Fischotter und Wildkatze zur Verbrämung der Gewänder und Bären-, Wolfs-, Reh-, und Hirschfelle zu Lagerstätten, — dabei lebendes Vieh, unter welchem das Pferd die bedeutendste Stelle einnahm, — aber auch Getreide und Hülsenfrüchte, Butter und Käse, Wein und Bier, Salz und allerlei Gewürz, Honig und Wachs, Seife und Färbestoffe, Talg und Rauchfleisch waren Artikel, die beständig Absatz fanden. Im Jahr 716 erhält das Kloster Corbie an der Somme eine königliche Schenkung, nach welcher ihm jährlich zu liefern 70 Garum Pfeffer, Kümmel, Gewürznelken, Zimmet, Lavendel, Kostwurz, Datteln, Feigen, Mandeln, Pistaziennüsse, Oliven, Hidrio, Kichererbsen, Reis, Operment, mit Talg zubereitete Felle, Kordianleder und Papier, von allem nach bestimmten Maß.

Zur Handelswaare gehörten auch deutsche Sklaven. Die Gesetze verboten zwar den Verkauf von Leibeigenen über die Stammesgränze hinaus, allein was vermochten in einem Lande, wo es so wenig Polizei gab, Gesetze gegen die Habgier! Deutsche Sklaven wurden hoch bezahlt bei den Slaven wie in Gallien und Spanien. Mancher Leibeigene ging vielleicht auch gern in ein fremdes Land und Abenteuer. Als aus Deutschland längst keine Sklaven mehr ausgeführt wurden, entbrannte im vier- und fünfzehnten Jahrhundert eine hitzige Jagd nach germanischen Sklaven auf dem atlantischen Ozean. Man fand sie auf den kanarischen Inseln.

Etwas Einblick in die damalige Schätzung von Gut und Habe gewähren die Preise der verschiedenen Gegenstände, die von den unsern

nicht wenig abweichen. Ein Herrengut war für 1000 Schillinge zu haben, ein großer Bauernhof für 100, ein kleiner Hof oder eine Hufe für 30. Ein Morgen Ackerland stand durchschnittlich nicht höher als 2 Schillinge, ein Stück Wald von fünfzig Joch kostete nur etwa 10 bis 20 Schilling, soviel wie ein Weinberg. In einer Stadt wie Mainz kaufte man ein großes Haus für 50 bis 60 Schilling, ein kleineres für 12, eine Scheune für 5. Ein Leibeigener kostete soviel wie eine Hufe, und ein Pferd etwa die Hälfte. Eine Kuh konnte man dagegen für nur 1 und einen Ochsen für 3½ bis 5 Schillinge haben. Um Kleinvieh zu kaufen, brauchte man nur Pfennige: am theuersten war das Schwein, weil überall verlangt, nämlich 11 Pfennige, trotz seiner billigen Waldkost; auch der Frischling kostete 4, der Hammel 9, das Schaf 6, das Huhn ½ Pfennig. Einen Pflug hatte man für 4 Pfennig, Beweis, wie roh noch dieses vornehmste Ackerwerkzeug war, obwohl bereits das allemannische Gesetz als Pflugtheile Baum, Karre und Hinterstück unterscheidet und auf das Stehlen oder Zerstören eines der beiden ersten Theile 3 und des letzten Theils 6 Schillinge Strafe setzt. Vom Getreide wurde Weizen, da er noch wenig verbreitet war, hoch bezahlt, der Schäffel von 60 Liter zu 3½ Pfennigen, Gerste und Roggen kosteten 1 bis 1½, Hafer, der das Armenbrod gab, nur ½ bis 1. Eine Maß Salz kostete ⅖ Pfennig, ein Krug Honig 8, ein Seidel Wein 3 bis 4, und für ⅗ bis 1 Pfennig war ein Seidel Bier zu bekommen. Ein Seidel Wein war also soviel werth wie ein Frischling, und ein Seidel Bier mehr wie ein Huhn.

Die Klöster und großen Güter hatten ihre eigenen Karrenleute (Scararii), die als Händler mit ihren Karren (Scara) viele Meilen weit durch's Land fuhren, um die Erzeugnisse der Landwirthschaft zu verkaufen und dafür Salz, Gewürz und feineres Geschirr heimzuführen. War in der Nachbarschaft von ein paar Stunden eine Kirche, welche das Jahresfest ihres Haupttheiligen feierte, so zog man hin zu Pferde und zu Fuß, stellte sein Vieh auf dem Platze und seine andere Waare auf Brettern und Wagen zum Verkaufe aus. Weil aber bei diesem Zusammenströmen der Leute, wenigstens dem Namen nach, die Hauptsache war, das Hochamt zu hören, so kam für solche Jahrmärkte der Name „Messe“ auf. Dort kramten unter Buden und Zelten auch fremde Händler ihre Waaren aus. Die kostbarste Waare, nämlich die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, brachten die Mönche

herbei, und daß sie den Handel wohl verstanden, erhellt aus einer Ermahnung, die der heilige Benedikt an seine Jünger richtete: „Wenn etwas von den Werken der Künstler verkauft werden muß, so sollen Die, durch deren Hände es geht, wohl zusehen, daß sie keines Betrugs sich schuldig machen. Bei der Bestimmung des Preises soll sich die Sünde der Habsucht nicht einschleichen, sondern es soll Alles etwas billiger gegeben werden, als es von andern Weltleuten gegeben wird, damit in Allem Gott verherrlicht werde."

Berühmte Messen, wohin die Kaufleute von weit und breit kamen, fanden Statt zu Aachen, Köln, Mainz, Worms, Forchheim, Regensburg, Passau und Lorch, und gleichwie noch in den ersten Zeiten unsers Jahrhunderts Leipzig und Danzig für den Verkehr mit Polen und Russen die großen Marktplätze waren, auf denen insbesondere feines Pelzwerk eine Rolle spielte, so waren es in der fränkischen Zeit für den Verkehr mit den Slaven und Dänen eine Reihe Gränzstädte, wie sie in folgender Verordnung vom Jahre 805 mit den Namen der königlichen Beamten, welche dort die Aufsicht zu führen hatten, aufgeführt werden. „Bezüglich der Handelsleute, die nach den Ländern der Slaven und Avaren reisen, wieweit sie mit ihren Geschäften vorgehen dürfen, — nämlich im Sachsenlande bis Bardewiek, wo Hredi die Aufsicht hat, und bis Schesla (Schesel im Lüneburg'schen), wo Madalgoz die Aufsicht hat, bis Magdeburg unter Aito's Aufsicht, bis Erpisfurt (Erfurt), wo Madalgoz, bis Halagestadt (bei Bamberg), wo derselbe Madalgoz, bis Forchheim, bis Brianberg, wo Odulf, und bis Regensburg, wo Odulf, bis Lor, wo Warinar.... Und Waffen und Brünnen (Kettenpanzer) dürfen sie an jenen Orten zum Verkaufen nicht führen, und werden diese bei ihnen gefunden, so verlieren sie alles das, die Hälfte erhält die Krone, die andere Hälfte wird zwischen dem Grafen, dem Auffinder und jenem Beamten getheilt." Um den Zöllen zu entgehen, mischten sich auch wohl Kaufleute unter die Pilger, die nach Rom wallfahrteten.

Unter den Händlern waren aller Orten besonders die Friesen und Juden bekannt. In den fetten Marschländern bei den Mündungen der deutschen Flüsse gedieh vortrefflich die Schafzucht, und die Einwohner verstanden noch von Uralters her, — denn durch Römer konnte dort solches Gewerbe nicht erst neu angesiedelt werden — festes Wolltuch zu weben und verschiedentlich zu färben. Der Haupt-

platz für den Umsatz friesischer Tücher, Mäntel und Röcke war Dorstadt an der Abzweigung des Leck vom Rheine. Jedoch hielten die Friesen auch beständige Niederlagen in Köln, Mainz und Worms, und holten dafür Rheinwein. Unter den launigen Geschichten des Mönchs von St. Gallen findet sich auch folgende. „Als die Franken mit den Galliern im Heere gemischt sahen, wie diese mit purpurnen Kriegsröcken glänzten, ließen sie aus Freude am Neuen von der alten Sitte ab, und fingen an, Jene nachzuahmen. Der strenge Kaiser ließ das einstweilen geschehen, weil ihm jene Kleidung für den Krieg zweckmäßiger erschien. Als er aber bemerkte, daß die Friesen, diese Nachsicht mißbrauchend, jene kurzen Röckchen zu demselben Preise verkauften, wie früher die ganz großen, da befahl er, daß Niemand von ihnen etwas anderes kaufen solle, als jene gewohnten überaus langen und weiten Mäntel, und fügte hinzu: „Wozu sind diese Lappen gut? Im Bett kann ich mich nicht mit ihnen zudecken, und zu Pferde nicht gegen Wind und Regen schützen."

Juden traf man vielfach ansässig längst der Rhein- und Donaustraße, in Worms hat sich noch ihre alte Synagoge erhalten. Sie machten die Hausirer, die Geldwechsler und Bankiers, und waren die Unterhändler in allen Geschäften. In Korn und Wein zu handeln, war ihnen verboten, und gegen ihren Wucher und ihre habsüchtige Unterdrückung von Bedrängten suchte man sich durch einen Eid, welchen sie ablegen mußten, und durch allerlei Vorkehrungen zu schützen. Karl der Große war ihnen, wie es scheint, deshalb nicht abgeneigt, weil sie durch ihren Handelsgeist den Waarenumsatz anregten, und erlaubte ihnen gegen besondere Abgaben im ganzen Reich umherzuziehen. Durch ihre Hände vorzüglich ging auch der Handel mit dem Morgenlande, dessen seidene Gewänder, Edelsteine, Gewürze und Spezereien sehr gesucht waren. Einen Juden Isaak schickte der Kaiser mit zwei andern Gesandten an Harun al Raschid, und nach Erzählung des Mönchs von St. Gallen „brachten die Gesandten der Perser dem Kaiser einen Elephanten und Affen, Balsam, Narden und verschiedene Salben, Gewürze, Wohlgerüche und die mannigfaltigsten Arzeneien, soviel, als hätten sie den Orient ausgeleert und den Westen damit angefüllt. Auch von dem König von Afrika kamen Gesandte zu ihm, welche einen marmarischen Löwen und einen numidischen Bären, nebst iberischem und tyrischem Purpur und andern Erzeugnissen jener Lande

brachten. Diese und die von fortwährendem Mangel gedrückten Einwohner Lybiens beschenkte dagegen der freigiebige Karl mit den Reichthümern Europa's, nämlich mit Korn, Wein und Oel, nicht nur dieses Mal, sondern auch während seiner ganzen Lebenszeit, und mit reichlicher Gabe sie ernährend, erhielt er sie sich unterworfen und getreu immerdar, und bekam von ihnen ansehnlichen Tribut. Ferner aber an den Kaiser der Perser schickte der unermüdliche Karl hispanische Pferde und Maulthiere, friesische Tuche von weißer, grauer, bunter und blauer Farbe, die, wie er vernahm, dort zu Lande selten und sehr kostbar sind; auch Hunde von besonderer Schnelligkeit und Wildheit, wie Jener selbst sie gewünscht hatte, um Löwen und Tiger zu fangen. Die übrigen Geschenke nun sah Harun nur obenhin an und fragte dann die Gesandten, was für wilde Thiere diese Hunde zu bekämpfen pflegten? Und da er zur Antwort erhielt, daß sie Alles, wogegen sie losgelassen würden, unverzüglich zerrissen, erwiderte er: „Das wird sich bei der Probe zeigen." Und siehe da, am folgenden Tage erhob sich ein großes Geschrei von Hirten, die vor einem Löwen flüchteten. Als man das am Hofe des Königs vernahm, sagte er zu den Gesandten: „O, Ihr fränkischen Genossen, besteigt Eure Pferde und folget mir." Und sogleich, als hätten sie gar keine Anstrengung oder Ermüdung ausgestanden, folgten sie rüstig dem Könige. Wie sie nun zur Ansicht des Löwen, jedoch von ferne, gekommen waren, sagte der Fürst der Fürsten: „Hetzet Eure Hunde auf den Löwen!" Sie folgten dem Befehl und eifrigst hinzueilend tödteten sie den von germanischen Hunden gepackten persischen Löwen mit ihren zum blutigen Handwerk aus nordischem Stahl geschmiedeten Schwertern."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ständegliederung.

1. Vierklassenscheidung.

In den Volksrechten wird bei fast allen Stämmen den alten vier Klassen der Bevölkerung ihr Sonderrecht zugemessen. Es gab zwei Hauptklassen, Freie und Unfreie. Unter den Freien aber unterschied man Männer mit Freigut und Männer ohne Freigut. Ebenso wurden die Unfreien unterschieden, je nachdem sie erblich Haus und Hof besaßen, oder ganz unselbstständig nur von ihrer Herren Brod und Gunst abhingen. Von einem Adel als Geburtsstand findet sich, außer den wenigen fürstlichen Geschlechtern, noch keine Spur.

Nur die erste Klasse hatte vollberechtigte Stimme in der Gau- und Volksversammlung; nur ihren Mitgliedern stand das Recht zu, Schöffen und Zeugen zu sein, wo über ächtes Eigen, d. h. freies Grundeigenthum oder schwere Verbrechen gerichtet wurde. Das Bezeichnende dieser gemeinfreien Hofbesitzer war, daß sie nur die öffentliche Amtsgewalt, in keiner Weise aber irgend eine Privatgewalt über sich anerkannten. Natürlich gab es wohl aller Orten Einige, die reicher und angesehener waren, als ihre Nachbarn; ihr Wort galt deshalb mehr und ihre Gesellschaft war gesuchter; ein Vorrecht aber hatten sie nicht, und edle Männer hießen alle vollfreien Grundbesitzer. Die zweite Volksklasse begriff alle von Geburt freien Leute, die auf eines Andern Grund und Boden saßen und deshalb wenigstens in Bezug auf ihr Gut unter der Mundschaft ihres Grundherrn standen und ihm irgend einen Dienst oder eine Abgabe leisteten, wenn es auch nur ein Ehrendienst oder ein paar Käse oder Eier waren. Ihr Wehrgeld war geringer als das der Vollfreien, bei einigen Stämmen um ein, bei andern um zwei Drittel, bei wieder andern noch niedriger. Sie hatten ihr volles Waffenrecht, konnten deshalb für Jedermann Eideshelfer, aber Schöffen und Zeugen nur über Gleich- oder Tieferstehende sein.

Das Entscheidende war also das Freigut: deshalb heißt es in dem Wormser Kapitular vom Jahr 829, das auf Rechte und Pflichten der verschiedenen Volksklassen genauer eingeht: „Freie Männer, die kein Eigen haben, sondern auf Herrengrund sitzen, dürfen als Zeugen über eines Andern Vermögen nicht angenommen werden. Eideshelfer jedoch für andere freie Männer können sie deshalb sein, weil sie Freie sind. Diejenigen aber, die ihr Eigengut haben und doch auf Herrengrund sitzen, können um deßwillen, daß sie auf Herrengrund sitzen, nicht zurückgewiesen, sondern müssen um deßwillen, daß sie Eigen haben, zum Zeugniß zugelassen werden."

Der Stand der Unfreien theilte sich in Hörige, deren Hauptname Lite war, und in Leibeigene. Zu Nachkommen früherer Bewohner der eroberten Ländereien waren in der fränkischen Zeit — außer freigelassenen Leibeigenen — geburtsfreie Leute hinzugetreten, die sich Unterhalts wegen in ein den Liten ähnliches Verhältniß begaben, und im Recht ein wenig höher geachtet wurden. Die Liten hatten ihren eigenen Hof zu bewirthschaften, konnten auch selbst Leibeigene und anderes freies Vermögen haben und waren vertragsfähig. Bei mehreren Stämmen hatten sie auch Waffenrecht und nahmen Theil an der öffentlichen Volks- und Gerichtsversammlung. Widukind z. B., der Geschichtschreiber der Sachsen, stellt die Edlinge, Frilinge und Liten als das Volk den Leibeigenen gegenüber. Immerhin aber hatten freie Männer ein wesentliches Vorrecht vor den bestgestellten Liten: diese und ihre Kinder waren an ihre Herren gebunden, und sie konnten ihre Abhängigkeit nicht, wie der ärmste Geburtsfreie, dadurch lösen, daß sie ihr Gut verkauften oder aufgaben. Wenn ihr Herr sie nicht ausdrücklich freigelassen hatte, durfte er ihre Person wie ihr Gut von Jedermann zurückfordern. Die jährlichen Abgaben und Dienste der Liten waren zudem nicht nur größer und strenger, als bei den Geburtsfreien der zweiten Klasse, sondern sie entrichteten auch einen Leibzins, und ihr Wehrgeld war nur das halbe der Geburtsfreien. Ihre Ehen waren gültig, jedoch mußten sie Buße an den Herrn zahlen, wenn sie ohne seine Einwilligung eine Ehe geschlossen hatten. Der Herr empfing auch die Hälfte ihres Wehrgelds. Einem Freien ebenbürtig durfte also kein Lite sich dünken.

Ohne juristische Persönlichkeit waren die gemeinen Unfreien nicht nur leibeigen, wie die Liten, d. h. mit ihrer Person an einen Herrn

gebunden, sondern gleichwie Sachen gänzlich seiner Willkür überlassen. Deshalb erschienen sie als vom Volksrecht ausgeschlossen, ihr Eid und Zeugniß galt nichts, ihr Herr vertrat sie gegen Andere und klagte für sie, erhielt für sie Wehrgeld und Buße, mußte aber auch, wenn sie etwas verbrachen, selbst Buße zahlen oder sie ausliefern. Ihm gehörte Alles, was sie erwarben. Ja, auf ihren eigenen Leib hatten sie kein Recht, der Eigenthümer konnte sie wie ein anderes Vermögensstück für Geld verkaufen, sie nach Gefallen mit Diensten belasten, und seine Strafgewalt ging bis zum Tödtungsrecht. Flüchtige Knechte sollten überall von den Behörden eingefangen werden. Um einen mehrmal entronnenen Knecht von neuer Flucht abzuhalten, kerbte man ihm wohl ein Ohr, was ein großer Schimpf war. Selbst das Eherecht bestand in dieser untersten Klasse nur durch des Herren Wort, und so groß war der Widerwille gegen die für die Knechtschaft Geborenen, daß die Ehe eines Freien oder Liten mit Jemand aus jener Klasse für eine gemeinsame Beleidigung gleichsam des ganzen Volkes galt und mit Tod oder Knechtschaft bestraft wurde. Sogar das Rechtsgeschäft eines Knechtes mit einem Freien oder Liten war nicht blos ungültig, sondern zog auch den Verlust dessen nach sich, was man ihm anvertraut hatte. Solche Niedrigkeit entstand durch Geburt von leibeigenen und nicht angesessenen Eltern, da die Kinder stets der ärgeren Hand folgten, durch eigene Begebung in die Leibeigenschaft, wozu nur helle Noth treiben konnte, durch erzwungene wegen großer Schulden und Verbrechen, oder durch Verheirathung mit Niedrigstgeborenen.

Wohl aber konnte die Schmach und Gebundenheit durch Freilassung aufhören: diese aber mußte förmlich vor dem Könige oder dem Volksgerichte verkündigt werden. Eine alte Form war, daß der Herr dabei dem Leibeigenen einen Denar aus der Hand schlug, zum Zeichen, daß er nichts mehr für ihn werth sei. In der Karolingerzeit erfolgte sehr häufig die Freilassung auch durch urkundliche Erklärung. Ein Stückchen der gelösten Kette aber klirrte noch lange nach: der Freigelassene bedurfte vor Gericht und in Verträgen seines alten Herren Beistand und erst seine Enkel wurden als ächtfreie Leute angesehen, weil ein Vollfreier vier von Geburt an freie Ahnen haben mußte, wie denn gemäß dem Sachsenspiegel auch der Kaiser nicht mehr bedurfte.

2. Aufkommen eines neuen Adels.

Ein wirthschaftlicher Umschwung zieht unhemmbar auch Veränderung in den Volksbeständen nach sich. Denn wo großes Vermögen sich bildet, bestehe es in Schatzkleinoden und Geld, oder in Vieh und Grundbesitz, wendet sich dorthin auch Macht und Ansehen in der Gesellschaft, und dies neue Ziehen und Strömen empfindet zuletzt die ganze Bevölkerung. Da nun in der fränkischen Zeit die Nation auch durch antike Kultur und Christenthum eine dauernde Umwandlung erfuhr, konnte auch in den Volksgruppen eine Neubildung nicht ausbleiben.

Die wichtigste Aenderung war das allmählige Emporsteigen eines zahlreichen neuen Adels über die Gemeinfreien. Diese hatten nur den alterlauchten Geschlechtern, aus welchen Gaufürsten und Herzoge hervorgingen, einen Vorrang zugestanden. Solcher Familien bestanden indessen bei den meisten Stämmen wenige mehr, die Stürme der Völkerwanderung waren gerade ihnen verderblich geworden. Gregor von Tours weiß unter den Franken in Gallien als Geschlechter, die höheren Adel, als mit dem Stande des freien Mannes verbunden war, besaßen, außer dem Königsstamm nur solche zu nennen, die noch aus der Römerzeit her mit Senatorenwürde bekleidet waren; unter den Volksrechten führt nur das baierische fünf dieser Fürstengeschlechter an, und von den Sachsen erfahren wir, daß Karl der Große ihnen die Grafen aus ihren edelsten Häusern bestellte.

Ihnen trat jetzt ein Dienstadel zur Seite. Der geistliche kam zuerst empor in den Bischöfen, Aebten und Erzpriestern, er diente als Vorbild dem weltlichen. Wie jener an der Kirche, fand dieser am Königthum seinen Stützpunkt. Die oberen Hofbeamten und die Grafen und Sendboten mochten mit Recht ein fürstliches Ansehen in Anspruch nehmen, denn ihre Macht war so vorzüglich und unwiderstehlich, als ihre Einkünfte bedeutend. Ihnen durften sich wohl solche Senioren gleich dünken, deren Grundbesitz, Hausschatz und Anhang groß genug war, um eine zahlreiche und wohlbewaffnete Kriegsmannschaft in's Feld zu führen. Endlich, als einmal das Streben in die Höhe im Zug war, ließen sich fast alle Großgrundbesitzer von ihm fortreißen,

und suchten es an Glanz und Mannschaften den Vornehmsten gleich zu thun und bei Hofe irgend eine Ehrenstellung, wenn auch nur dem Namen nach, zu gewinnen. In der That wurden alle Diese jetzt als Vornehme, Mächtige und vorzugsweise Adlige ausgezeichnet. Der Kern dieses neuen Adelsstandes blieb das Königsgefolge mit den oberen Hof- und Reichsbeamten, die aus ihm hervorgingen. Da auch Unfreie durch besonderes Talent und Verdienst eine Stelle fanden, so war nicht mehr freie Geburt das Unterscheidende, sondern die höhere Stellung am Hof und im Reiche. Die Vorzüge dieses Adels bestanden im höheren Wehrgeld, im ungehinderten Zutritt zum königlichen Pallast, und im Gerichtsstand vor dem König selbst oder seinem Pfalzgrafen bei wichtigeren Streitigkeiten. Da die Familien sich leicht im Besitz der hohen Aemter wie des großen Grundvermögens erhielten, so entstand nach und nach thatsächlich, wenn auch rechtlich noch nicht anerkannt, ein Geburtsadel. Als solcher tritt er zu Ende des neunten Jahrhunderts gegenüber den Gemeinfreien bereits deutlich hervor. Ernoldus Nigellus z. B. sagt, um eines gemeinfreien Kriegsmannes Stellung zu bezeichnen: „Entsprossen war er fränkischem Blut, nicht von dem ersten jedoch, noch auch von edelem Haus. Einfach war er nur Franke, vorher wenig bekannt durch Ruhm, nachmals aber gab ihm die tapfere Rechte einen Namen."

Gemeinsam findet sich bei Vornehmeren unter Völkern niederer Kulturstufe, daß sie die Ehre der Familie in einer großen Menge Dienstboten und erhöhtes Selbstgefühl in der Betrachtung suchen, wie so viele Menschen dem einen Herrn dienen. In Rußland und der Türkei ist das heute noch der Fall, und ebenso war es in Deutschland in der Frankenzeit. Auf den größeren Gütern gab es unzählige Aemter: Thürsteher, Köche, Bäcker, Brauer, Kellermeister, Bereiter, Aufseher der Zug-Hengste, Ochsenhirten, Kuhhirten, Schweinehirten, Gaishirten, Gänsehirten, Jäger und Fischer; nicht minder Zimmerleute, Schmiede, Gerber, Sattler, Töpfer, Schwertfeger, Harnischmacher u. s. w.; endlich Kämmerer, Marschälle, Mundschenken, Schatzmeister, Zahlmeister, Jägermeister, Falkenmeister, Kellermeister, Reisemarschälle. Auf den umliegenden Herrenhöfen gab es Amtleute höheren und niederen Grades, Maier (Majores), Forstmeister und Förster, Jagdmeister und Jäger, Müller und Kornbewahrer. Alle diese hießen Ministerialen und gehörten ursprünglich und zum großen Theil auch später noch dem

Stande der Unfreien an. Obenan standen, die beständig um die Person des Herrn waren, die Hausbeamten, die Theilnehmer an der Verwaltung des Vermögens und die Aufsichtsbeamten über die Güter und Forsten draußen. Diese geehrteren Ministerialen begleiteten den Herrn auf den Jagden, Reisen und Kriegszügen zu Pferde und wohlbewaffnet. Die Söhne der Ministerialen wurden zu dem Dienste des Vaters erzogen und blieben, wenn sie treu und tüchtig waren, gewöhnlich im Besitze der einträglichen Aemter.

3. Milderung der Unfreiheit.

Zu Ende des siebenten Jahrhunderts lebte in Gallien ein fränkischer Herzog Rauching, von dessen Härte und Hochmuth vielerlei erzählt wurde, dabei auch Folgendes: „er habe unter seinen Dienstleuten einen Mann und ein Mädchen gehabt, die einander liebten. Und als sich ihr Liebesverhältniß schon zwei Jahr oder länger hingezogen hatte, verbanden sie sich und flüchteten sich zusammen in eine Kirche. Da dies Rauching erfuhr, ging er zum Priester des Orts und verlangte, es sollten ihm seine Leute sofort wiedergegeben werden, es solle ihnen kein Leid widerfahren. Darauf sprach der Priester zu ihm: „Du weißt, welche Ehrerbietung man der Kirche Gottes weihen muß. Du wirst sie also nicht zurückerhalten können, wenn Du nicht Dein Wort gibst, daß Du ihre Verbindung stehen läßt, und überdies versprichst, sie ohne alle körperliche Strafe zu lassen." Jener aber legte, nachdem er lange unschlüssig in seinen Gedanken geschwiegen hatte, die Hände auf den Altar und schwur: „sie sollen niemals durch mich getrennt werden, sondern ich will vielmehr alles dazu beitragen, daß ihre Verbindung bestehe, denn, obwohl ich es ungern sah, daß sie ohne Bewilligung von meiner Seite dies thaten, ist es mir doch ganz recht, daß mein Knecht nicht eines Andern Magd und sie nicht eines Andern Knecht genommen hat." Gutmüthig genug glaubte der Priester dem Versprechen des verschlagenen Menschen und gab ihm die Leute heraus unter der Bedingung der Straflosigkeit. Nachdem Jener sie aber erhalten hatte, dankte er und ging nach Hause. Und sogleich ließ er einen Baum umhauen, die Aeste abhauen, den Stamm an den Enden durch einen Keil spalten und aushöhlen, darauf drei oder vier Fuß

tief die Erde ausgraben, und den Kasten in die Grube senken. Darauf ließ er das Mädchen hineinlegen, gleichwie eine Todte und den Knecht darauf, schloß den Deckel, füllte die Grube wieder mit Erde und begrub sie lebendig."

Diese Geschichte, die uns Gregor von Tours aufbehalten, giebt deutlich Kunde, wie das Leben des Leibeigenen in der Hand des Herrn gleich wie ein armes Vöglein war, das er nach Gefallen zusammendrücken konnte, und wie die Kirche sich bemühte, das Loos der Armen zu mildern. Ihre Hauptwaffe war die christliche Lehre, und wurde schon oben im zweiten Abschnitt des Kapitels über den Sittenstand davon geredet. Die Mönche und Geistlichen wirkten aber auch durch ihr Beispiel und durch hülfreiches Zugreifen. Bei ihnen, den Verkündigern des Evangeliums, durfte von Menschenquälerei, wie sie hier und da auf großen Gütern vorkam, keine Rede sein. Ihre Kirchen boten, wenn ein Leibeigener vor seines Herrn Zorn und Gewaltthätigkeit flüchtete, schützende Zuflucht. Und kam der Eigenthümer nachgeritten und wollte ihn holen, so suchten sie zu vermitteln und beschwuren ihn, von schrecklichen Strafen abzustehen. Nicht leicht wagte ein noch so mächtiger Mann, durch hartnäckige Weigerung einen Abt oder Bischof zu beleidigen: die Folge wäre bei Gelegenheit recht unangenehme Kirchenbuße gewesen, vielleicht sogar eine öffentliche. Im ärgsten Falle hatten die Klöster gewöhnlich Geld oder Vieh bereit oder gaben ein Schatzstück her, um den Unglückseligen loszukaufen.

Das Zunehmen der Volksbildung, das in der Merowingerzeit langsam, in der Karolingerzeit rascher vor sich ging, kam dem menschenfreundlichen Bestreben der Kirche entgegen. Vorzüglich aber fielen für die Milderung des Looses der Unfreien in's Gewicht die beiden Thatsachen, daß mehr und mehr von ihnen mit Haus und Hof angesiedelt wurden, und daß in Menge sich Leute besserer Herkunft ihnen zugesellten, natürlich in manigfacher Abstufung an Rang und Vermögen.

Lohn im Gelde gab man damals noch nicht; auch Unterhalt täglich zu erreichen wurde schwierig, als die Dienstleute sich mehrten; das neugeordnete Land aber bedurfte der Arbeiter. Also ließ man Unfreie sich darauf anbauen, die niedrigst ausgestatteten erhielten wenigstens eine Hütte (casa daher casati, später Cossäten genannt). Wer aber seine Arbeit in einen Grund und Boden stecken konnte, der erblich seinen Kindern verblieb, erhob sich sofort in der öffentlichen

Achtung über das Gesinde, dessen tägliches Thun und Treiben nur dem Leibdienst von Andern galt.

4. Vermehrung der Hörigen.

Leibeigene verbesserten also, wo Ländereien urbar gemacht und unter Anbauer vertheilt wurden, in Menge ihren Stand und wurden Grundhörige. Zwischen ihnen siedelte man Landfahrer an, die ihrer schweifenden, unsicheren Lebensart müde herbei kamen und um ein Stück Acker und Wiese baten. Viele nachgeborene Söhne von Freien wußten ebenfalls nicht anders unterzukommen. Auch slavische Kriegsgefangene, die sich ihrer Störrigkeit wegen nicht zum Hausgesinde eigneten, pflegte man anzusiedeln, und ihrer gab es nicht wenige seit den siegreichen Kriegen Karls des Großen gegen die Sorben und Wenden, dann gegen die Avaren. Auch durch Kauf und Tausch von Leibeigenen und Hörigen, durch Vermittlung von Heirathen derselben unter einander und mit Freien, wurden Ansiedler gewonnen. Namentlich die Klöster gaben in der Vermehrung ihrer „Familie“ allen Uebrigen ein lockendes Beispiel, sie ließen von Tausenden höriger Leute ihre weitläufigen Besitzungen bebauen. Da gab es Knechte und Mägde, die alle bei der Herrschaft aßen, — Gesinde, das nahebei seine Hütte und ein Stück Land hatte, — und entfernter wohnende Hörige auf Erbgütern. Die Urkundenbücher zeigen vom achten in's neunte und zehnte Jahrhundert deren steigende Menge.

Auch Freihofbesitzer fanden ihren Vortheil darin, ein leichtes Hörigkeitsband auf sich zu nehmen. Die Einen nöthigte dazu Unglück, die Andern suchten Schutz vor Unterdrückung, die Meisten folgten einem religiösen Zuge, der einmal in der Zeit lag.

Es ist eine alte Erfahrung: wenn viele Große reich werden, werden zehnmal so viele Kleine arm. Wurde ein Mann schwer getroffen durch Mißwachs und Viehsterben, oder durch langes Siechthum oder durch Hofverwüstung bei den Einfällen der Normannen, Dänen, Slaven und Magyaren, so mußte er Geld leihen gegen hohe Zinsen, und endlich sein Gut einem geistlichen oder weltlichen Herren übertragen. Wer aber großen Landbesitz hatte, strebte mit allen Mitteln dahin, ihn noch mehr auszudehnen. Wir lesen in den Kapitularien

sogar von mächtigen Leuten, welche durch allerlei Künste und Wuchergeschäfte, auch indem sie sich die Frucht vor der Ernte verkaufen ließen, Aermere dahin brachten, ihres Erbgutes sich ganz oder stückweise zu entäußern. In solcher Noth war gewöhnlich das Erste, zu einem Bischof oder Abt zu gehen und von ihm Schutz und Hilfe dadurch zu erwerben, daß dem Stifts- oder Klosterheiligen das Familiengut gegen Zins und Dienst übertragen wurde. Thegan berichtet in der Lebensbeschreibung Ludwigs des Frommen: „Die Sendboten fanden auf ihrer Reise eine unzählige Menge von Unterdrückten, denen man ihr väterlich Gut oder ihre Freiheit geraubt hatte: das thaten die ungerechten Königsdiener, die Grafen und Ortsbeamten in böser Absicht." Nur zuviel Gelegenheit gab dazu der Heerbann. Die theure Ausrüstung und das lange Fernsein von Haus und Hof brachte, wenn es mehrmal nach einander vorkam, den freien Mann in schwere Kosten und Verluste. „Will Einer," so heißt es in der Heerbannsordnung von 811, „sein eigen Gut dem Bischof, Abt oder Grafen oder Richter oder Schultheiß nicht hergeben, so suchen sie Anlaß gegen diesen Armen, wie sie ihn verurtheilen können und bieten ihn immerfort zum Kriegsheer auf, bis er arm geworden und, mag er wollen oder nicht, sein Eigenthum überträgt oder verkauft: Andere dagegen, die übertragen haben, bleiben ohne alle Beunruhigung zu Hause." Hielt nun der Mann diesem Andringen Stand, so überbürdete ihn der Beamte vielleicht mit Aufgeboten zur Gerichtsfolge, zu Weg- und Brückenbauten, zu Wolfshetzen, Fuhr- und Wachtdiensten, oder legte sich ihm, angeblich des öffentlichen Dienstes wegen, in's Haus mit Pferden und Leuten zu kostspieliger Herberge. Bischöfe und Aebte mit ihren Vögten gingen gerade so auf Raub und Unterdrückung gegen freie Leute aus, wie Grafen und Schultheißen. Den Plackereien sich zu entziehen, kehrte Mancher traurig der väterlichen Freiheit den Rücken und wanderte in die Schutzhörigkeit eines Herrn, der ihn von nun an vertreten mußte in Krieg und Frieden.

Der größte Antrieb aber lag in der Religion. Sich einem Heiligen mit Hab und Gut zu eigen zu geben, war Verdienst im Himmel und konnte auf Erden keine Unehre sein. Dabei winkten vielleicht auch schöne Hofämter, die von den reichen Bischöfen und Aebten mit Glanz und Einkünften ausgestattet wurden. Gar leicht erschien dagegen die Verpflichtung, zur Anerkennung der Hörigkeit

jährlich ein paar Pfund Wachs für die Kirchenlichter, oder einen Topf Honig oder einen Braten für den Herrentisch bei kirchlichen Feierlichkeiten zu liefern, oder einen kleinen Ehrendienst an großen Festtagen zu verrichten. Mochte die Religion heilige Begeisterung in der Seele erwecken, oder mochte man sich nur an die hohe Stellung und Würde der Kirche halten, dieses religiöse Gefühl war bei Vielen mächtig genug, um die Wunde, welche das Freiheitsgefühl erlitt und welche vordem wie Feuer gebrannt hätte, bald vernarben zu lassen. Freilich wurde die Frömmigkeit der Gemeinde auch wohl von manchem Abt und Bischof schändlicher Weise benützt. In dem Kapitular, worin Karl der Große gegen die weltlichen Geschäftchen der geistlichen Herren rügend und prüfend auftritt, heißt es unter Anderm: „Man soll auch untersuchen, ob derjenige vom Weltlichen sich abgeschieden hat, der täglich seine Besitzungen durch alle Mittel und Künste zu vergrößern nicht aufhört, anpreisend des himmlischen Reiches Seligkeit, drohend mit den ewigen Qualen der Hölle, und unter dem Namen Gottes oder irgend eines Heiligen sowohl dem Reichen als dem Armen, die einfältiger sind und weniger gelehrt und vorsichtig erfunden werden, wenn sie ihr Vermögen sich rauben lassen und ihre Blutsverwandten enterben." Es liegt in der Natur geistlicher Herrschaft, daß sie, soweit ihre Macht reicht, vollständige Abhängigkeit schafft. Ist der Leib hörig, folgt die Seele um so gewisser der geistlichen Leitung. Was aber einmal in Händen der Kirche war, das hielt sie fest. So sagt das allemannische Gesetz: „Kein Priester, noch irgend ein Pfarrer hat die Gewalt, Kirchenland zu verkaufen, es sei denn gegen anderes Land, oder einen Leibeigenen, es sei denn, er bekomme einen andern Leibeigenen."

Zahllos sind daher die Urkunden, in denen freie Hofbesitzer, um des Heils ihrer Seele willen, und Vornehmere, um Herrenämter zu erlangen, sich mit Leib und Gut zu Dienst und Hörigkeit übergeben, wohlgemerkt aber, fast immer einem Stifts- oder Klosterheiligen, höchst selten einem weltlichen Herrn. So lautet z. B. eine Urkunde im Lorscher Kodex: „Ich Ansilt, aus berühmtem Geschlecht geboren, zugleich mit meinem edlen Astolf, ergeben uns dem heiligen Nazarius dem Märtyrer, uns nämlich selbst und unsere Söhne und Töchter, indem wir uns dem besten Dienstmannenrecht der genannten Kirche anschließen, das ist in das Amt der Kämmerer uns einstellend."

Auf so vielfachen Wegen konnte sich die Zahl der Unfreien fort und fort nur mehren, während die Menge der Freien nur Verluste erlitt. Der Ausgleich lag in der ebenso fort und fort steigenden Besserstellung alles hörigen Volkes.

5. Fortdauer der Freibauern.

Unberechtigt aber ist die Ansicht, es habe sich in der Karolingerzeit die Masse des freien Bauernstandes zersetzt und aufgelöst, und damit sei der Stand der Gemeinfreien so gut wie zu Grunde gegangen. Dieser Irrthum, der freilich von Vielen getheilt wird, stellt unsere ganze kulturgeschichtliche Entwicklung in ein falsches Licht: der Boden, auf welchem diese erwachsen und erblüht ist, war nicht die Unfreiheit und konnte es nicht sein.

Wie wäre es möglich gewesen, wie ist es nur denkbar, daß der eigentliche Kern der Nation sein uraltes und gerade sein theuerstes Besitzthum eingebüßt hätte? Denn wer einen freien Grund und Boden nicht mehr unter den Füßen hatte, mochte wohl sein Gemeinderecht behalten, aber er verlor sein Ehrenrecht im Volksheer und im öffentlichen Gericht, er konnte für und wider keinen freien Mann mehr Urtheil finden oder schelten, weder Zeuge noch Eidhelfer sein.

Sodann ging es auch nicht so leicht mit der Uebertragung. Auch die kleinen Freihöfe waren Erb- und Stammgüter, die ganze Familie hatte dabei mitzusprechen: selbst wenn die eigenen Söhne des Hofbesitzers unmündig waren oder nicht widersprachen, war noch das Dazwischentreten eines wehrhaften Blutsverwandten zu fürchten. Häufig findet sich daher auch in den Uebergabebriefen den Söhnen der Rückkauf vorbehalten.

Der Untergang der Bauernfreiheit konnte nur erfolgen entweder durch ein schweres nationales Unglück, das von außen kam und gerade diesen Stamm blutig zerschmetterte, oder durch eine furchtbare Gewalt und Ungerechtigkeit, die unheilvoll nicht Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte lang im Innern wüthete, sicher aber grimmige, langwierige Gegenkämpfe hervorgerufen hätte. Unsere Geschichtsbücher aber, die gerade für diese Epoche zahlreich, mannigfaltig und ausführlich sind, berichten uns weder von dem Einen noch dem Andern. Bei

den selten erwähnten Bauernunruhen, wie sie in Flandern und im Mainzer Bisthum vorkamen, scheinen wie in dem Stellinger Aufstande in Sachsen hauptsächlich Hörige und Leibeigene betheiligt, die von der Macht der Freien leicht unterdrückt wurden.

Am meisten ist uns aus der Zeit Karls des Großen und den hundert Jahren nach ihm vom Uebertritt der Freien in Hörigkeit berichtet. Sollte nun Karl der Große so wenig Einsicht besessen haben, daß er den ungeheuren Verlust, welchen die Nation durch den Untergang der Gemeinfreien erlitt, nicht bemerkt oder gar gutgeheißen hätte? Oder sollte er so wenig Staatsmann gewesen sein, daß er keine andere durchgreifende Mittel, dem Unwesen zu steuern, gewußt hätte, als seine Gebote und Verbote an Grafen und Sendboten? Außerdem muß man sich wohl hüten, allem, was in den Kapitularien und sonstigen Nachrichten nur auf den westfränkischen Theil des Reiches paßt, ohne Weiteres für den ostfränkischen Geltung zu geben.

Als Ursachen aber des Untergangs des gemeinfreien Standes werden aufgeführt: Religion, volkswirthschaftlicher Umschwung, Ungarnnoth, Unterdrückung durch Mächtigere. Allerdings haben diese Ursachen eine beträchtliche Verminderung der freien Leute verschuldet, jedoch sind darin noch keine Reibsteine zu erkennen von so unwiderstehlicher Wucht und Härte, daß sie die granitne Grundlage germanischen Volkswesens hätten zerreiben und zerbröckeln müssen.

Mochte der religiöse Drang noch so innig und allgemein die Neubekehrten ergreifen, gesunder Menschenverstand und eingewurzelter Freiheitssinn hielten ihm die Wage.

Volkswirthschaftlicher Umschwung aber trifft erfahrungsgemäß besonders die hohen und die niederen Klassen, die mittleren lassen sich nicht so leicht zersetzen oder umwandeln.

Die Verwüstungen, welche die Magyaren anrichteten, sind allerdings gräulich gewesen: war jedoch das wilde Heer abgezogen, so strömten die Flüchtlinge wieder herbei, sich auf alten Fuß einzurichten, und dann hatten die wenigen Reichen verhältnißmäßig mehr Einbuße erlitten, als die große Menge.

Am meisten ist in den Gesetzen die Rede von der Unterdrückung durch Beamte und Großgrundbesitzer. Diese konnte aber in ergiebigem Maße nur die Kleinen treffen, wie es in einem Kapitular von 850 heißt: „Von Vielen sind bei uns Klagen angebracht, daß mächtige

und geehrte Männer in der Gegend, wo sie verkehren, das geringe Volk vermindern und unterdrücken und ihre Weiden abweiden, auch ihren Leuten gegen den Willen der Privatleute oder der Armen in deren Häusern Herberge anweisen und ihnen gewaltsam Jegliches wegnehmen." Die Häufigkeit solcher Klagen beweist, daß man nicht gleichgültig dem Unrecht zusah, ist aber noch kein Beweis, daß die Mächtigen sammt und sonders dergleichen verübt hätten. Und wäre es wirklich der Fall gewesen, so hatten die freien Hofbesitzer leicht ein Schutzmittel bei der Hand: sie machten einen Bund miteinander, welchen sie nöthigenfalls zu einer förmlichen Eidgenossenschaft verstärkten. Die Gesetzgebung verfolgte mit Eifer diese gegenseitigen Verbürgerungen, allein das Recht dazu blieb so unzweifelhaft, daß das strenge Kapitular von 805 nur die Verbindung durch Eidschwur, nicht durch Handschlag bestrafte, und man dem freien Mann nichts anhaben konnte, wenn er mit seinen Eideshelfern bekräftigte, er habe sich mit Andern nicht, um Böses zu thun, sondern nur um sein Recht zu behaupten, verbürgert.

In den Heerbannsgesetzen des neunten Jahrhunderts werden Diejenigen, welche keine Pferde oder nicht wenigstens zwei Huben Landes besitzen „Arme" genannt, ihnen aber alle Andern als „Freie" gegenüber gestellt. Deren Dasein wird aber auch im folgenden Jahrhundert in zahllosen Gesetzstellen bezeugt: bald heißen sie „die Dorfleute" (pagenses), bald „die übrigen Bürger", meist aber einfach „jeder freie Mann". Es läßt sich im Verfolg unserer kulturgeschichtlichen Betrachtung nicht übersehen, wie der Grundstock unsers Volkes, die Freibauern, unter Namen wie Pfleghafte, Vogtleute, Bargilden, Schöffen, Barfreie, Semperfreie und andern, zur Hohenstaufenzeit noch vorhanden, — wie er im raschen Anwachsen der Städte und deren Eidgenossenschaften sowie im Landbürgerwesen sich zu erkennen giebt, — wie er erst im Reformations-Jahrhundert fürchterliche schwere Einbußen erleidet, — wie sodann das allgemeine Elend nach dem dreißigjährigen Kriege gerade diesen Stand vollends niederdrückt, bis endlich unser Jahrhundert ihm Erlösung bringt und damit sofort ein wunderbar rasches und mächtiges Aufblühen erfolgt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Rechtsschriften.

1. Volksrechte und Geistlichkeit.

Im fränkischen Zeitalter begegnet uns eine gesetzgeberische Thätigkeit, wie sie sonst nur auf hoher Bildungsstufe vorkommt, eine, wie der fachmännische Ausdruck lautet, Kodifikation, weil das geltende Recht in ein Buch (Kodex) gebracht und bereichert wird, und über das öffentliche Recht sich neu schaffend eine sehr ausführliche Gesetzgebung verbreitet. Das geschah bei Germanen, die nichts weniger als schreibselig waren und an bessernde Einrichtung des öffentlichen Wesens noch so wenig dachten, daß sie für dasselbe kein eigenes Wort hatten, sondern ein fremdes annahmen. Und auch dieses Wort bezeichnete ganz allgemein den öffentlichen Zustand (status Staat), gerade so wie sie für das ihnen ungewohnte Zusammenbauen von Häusern kein anderes Wort wußten, als Stätte (Stadt). Auch der Natur germanischen Rechts widersagte das Aufschreiben; denn dieses Recht wurzelte in uralter Ueberlieferung, in Herkommen und Gewohnheit, und es bildete sich sehr langsam fort, nicht durch wissenschaftliche Arbeit, sondern in halb unbewußter Nothwendigkeit aus Volkesmitten heraus durch Alle, die daran Theil hatten, nämlich durch die Urtheile, die von Mund zu Mund in den öffentlichen Gerichten verkündigt wurden und unwidersprochen blieben. Daß der Staat, dieses ihm ungreifbare nebelhafte unpersönliche Ding, Recht machen solle, dünkte einem Germanen wie reiner Unsinn.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den Volksrechten, deren Geschichte uns einen tieferen Blick in die fortschreitende Kultur der Deutschen gewährt. Sie wurden für alle Stämme, die im fränkischen Reiche vereinigt waren, während desselben aufgeschrieben, und man nannte sie, im Gegensatz zum Rechte der Völker von antiker Kultur, die leges barbarorum. Gleichwohl erhellt aus dem Inhalt, den Vorreden und einigen Schlußworten der Volksgesetze, wie sie von Anfang

an keine bloßen Privatarbeiten waren, sondern aus verschiedenen Aufzeichnungen sich zusammensetzten, die mit einem gewissen Schein von Ansehen und Würde ihrer Urheber bekleidet waren. Sie wurden auch wiederholt umgeschrieben und ergänzt. Karl der Große fand sie schon bei allen Stämmen vor. Sie lagen ihm sehr am Herzen und er sorgte, daß sie entstanden, wo man sie noch entbehrte, und dachte ernstlich daran, daß sie überarbeitet, verbessert und vervollständigt würden; auch die Sachsen erhielten ihr geschriebenes Volksrecht. Gleichwohl sind diese Rechtsbücher hundert Jahre nach seinem Tode wie vergessen und verschollen.

Von dem räthselhaften Dunkel, welches Ursprung und Verschwinden jener Rechtsbücher umschwebt, löst sich Vieles, sobald wir ihre Folgereihe uns der Entstehungszeit nach vorstellen. Immer zur selben Zeit, wenn das Christenthum bei den Stämmen Aufnahme findet, entstehen auch bei ihnen Rechtsbücher, nicht früher, — erst bei den Franken und Burgundern; dann den Allemannen und Thüringern; dann den Baiern; endlich den Friesen und Sachsen. Auch bei den Angelsachsen, die doch angesiedelt in einem Gebiete römischer Kultur, wurde das Volksrecht erst aufgeschrieben zu Ende des sechsten Jahrhunderts, als König Aethelbert von Kent Christ geworden. Bei Dänen und Schweden und Norwegern dagegen unterblieb das Kodifiziren noch lange Zeit, weil sie noch der alten Religion anhingen. Es waren eben Christlehrer die ersten Aufzeichner, nicht blos, weil sie allein schreibgewandt, sondern sie machten sich an die Aufgabe zu ihren eigenen Zwecken, weil sie zu den geschriebenen Gesetzen des Evangeliums und der Kirche über das Recht der neu Bekehrten oder erst zu Bekehrenden Klarheit bedurften. Das kirchliche Sündenregister hatte sein Gegenbild am germanischen Bußen- und Wehrgeldregister, und für die Gebote und Verbote des Christenthums suchten sie nach Anknüpfungspunkten in den Vorstellungen der Germanen von Recht und Unrecht. Vorwiegend gestaltete sich daher in den Volksrechten die Lehre von Verbrechen und Strafen. Nichts konnte der Kirche förderlicher und erwünschter sein, als wo sich Aehnlichkeiten fanden zwischen ihren Lehren und dem geltenden Recht.

Deshalb sind augenscheinlich die Wehrgeldlisten das Erste gewesen. Daß bei den Angelsachen die ersten Rechtsaufzeichnungen von Geistlichen herrührten, wissen wir sicher; aber auch in den andern

Volksrechten verrathen den geistlichen Ursprung nicht bloß die öfter vorkommenden kirchlichen Redensarten, sondern auch die ewige Predigt des Friedens, die aus zahllosen Artikeln wiederklingt, der Haß gegen das heidnische Wesen, das ersichtliche Bestreben, den Besitz der Kirche und ihrer Diener zu schirmen und kirchliches Recht einzumischen. Zu ihrem eigenen Gebrauch, — denn Volk und Schöffen bedurften dessen nicht, — schrieben die Geistlichen in ihr Latein die deutschen Benennungen der Verbrechen und Rechtseigenthümlichkeiten hinein: besonders im ältesten salischen sowie im baierischen Gesetz sind solche Glossen uns erhalten worden, während man bei späterer Ueberarbeitung der andern Stammesrechte sie meistens fallen ließ. Auch die Geldrechnung deutet auf Stand und Zweck der ersten Aufzeichner. Es wurden nämlich noch lange Zeit nach Karl dem Großen Bußen und Kaufpreise häufig in Vieh, Korn und Gewand bezahlt: gleichwohl erscheint der römische Solidus in den Volksrechten strenge durchgeführt, aber nicht etwa deshalb, weil er in die erste Aufzeichnung, die in Gallien geschah, Eingang fand, und man sich später in Deutschland daran gebunden glaubte, sondern der Klerus hielt seiner großen durch's ganze Reich verbreiteten Besitzungen wegen darauf, daß aller Orten der gleiche Werthmesser bestand.

2. Schranken der Gesetzgebung.

Durch alle diese Volksrechte gehen wie hellrothe Fäden die gemeinsamen Grundsätze des germanischen Rechts. Einige sind unter einander näher, andere weiter verwandt. Zunächst kommen die beiden fränkischen, diesen steht das thüringische am nächsten. Dann würden das allemannische und baierische folgen, letzteres weiset an mehreren Stellen auf westgothisches Recht zurück. Die dritte Gruppe bilden dann das sächsische, friesische und angelsächsische Recht. Weil von einem Gesetzgeber bei solchem Volksrecht nicht die Rede sein konnte, wurde es auch Vertrag oder pactum genannt, denn es beruhete ja auf altem Uebereinkommen des ganzen Stammes.

In den Landen, wo römisches Recht heimisch geworden, mußten die Könige, auf welche die Gewalt der Imperatoren übergegangen war, von Anfang an dazu thun, daß die Zusammenstöße zwischen

römischem und germanischem Recht geschlichtet wurden. Anders in deutschen Gegenden: dort kamen jene Zusammenstöße mit römischem Rechte selten vor, und wenn hier von vornherein die Zustimmung des Volkes oder des dasselbe vertretenden Reichstags nöthig blieb, sollte in der Reichsverfassung oder sonst im öffentlichen Recht etwas Neues geschaffen werden, — wie hätte man des Volkes Willen und Meinung umgehen können, wo es sich um dessen Straf- und bürgerliches Recht handelte? Als Herzog Tassilo seine zwanzig Dekrete in's Staats- und Strafrecht einführen und längst unpraktisch Gewordenes aus dem Volksrechte ausmerzen wollte, geschah dies in großer öffentlicher Versammlung zu Dingolfing im Jahr 772. Sollte nun bei einem Stamme das gesammte Straf- und Privatrecht zu Buch gebracht werden, so mußte eine große Volks- oder Reichsversammlung den Willen dazu erklären und das Werk prüfen und genehmigen. Mindestens hätte von Gau zu Gau die Zustimmung zum neuen Gesetzbuch müssen eingeholt werden. Ueber einen so wichtigen Vorgang würden wir dann Kapitularien oder doch mehr bestimmte Nachrichten von gleichzeitigen Annalisten haben. Allein bei den Einen wie bei den Andern herrscht Stillschweigen. Auch in den Formelbüchern findet sich kein Muster, wie eine Urkunde über einen solchen Ausspruch des Volkes aufzusetzen sei. In den Prologen der Volksgesetze wird dagegen Gewicht auf die Namen der rechtsverständigen Männer gelegt, welche aussagten, was das Recht sei (qui legem vel judicia dictabant).

Hält man dieses fest, so müssen die Nachrichten von großen gesetzgeberischen Thaten deutscher Könige, wie sie in jenen Vorreden sich finden, von vorn herein verdächtig erscheinen. Prüfen wir den bedeutendsten Prolog dieser Art, der sich vor drei Volksrechten zugleich findet, dem salischen, allemannischen und baierischen. Da tritt der fränkische König Theodorich auf als frei schaltender Gesetzgeber. Er selbst trägt das Recht nach eines jeden der drei Stämme Herkommen vor und läßt es niederschreiben, indem er es ergänzt, Unrichtiges ausmerzt und, was heidnisch war, nach christlichem Gesetze umformt. Diese Arbeit soll König Childebert vervollkommnet, dann König Chlotar zu Ende gebracht haben, endlich hätte König Dagobert sie durch vier erlauchte Männer von Neuem vorgenommen, alles Alte darin verbessert, und jedem Stamme sein eigenes Rechtsbuch gegeben. Dieser Prolog

wurde allem Anscheine nach unter König Dagobert geschrieben. Er beginnt mit einer Stelle aus Isidor's Origines, daß jedes Volk sein eigenes Recht habe und schließt mit einer anderen Stelle über den Zweck der Gesetze aus demselben Werke. Isidor starb aber 636, und ehe sein Werk, das erst nach seinem Tode herausgegeben wurde, nach Baiern kommen konnte, war Dagobert todt. Theodorich aber hat niemals über Baiern geherrscht, und wie war es möglich, daß eine Aufzeichnung und Verbesserung der drei Volksrechte der Franken, Allemannen und Baiern ganz gleichmäßig konnte zu Stande kommen?

Zu diesem Beispiel eines Prologs nehmen wir eine andere ebenso hervorragende Nachricht von einem Geschichtschreiber. Der Lorscher Annalist erzählt zum Jahre 802: Karl der Große habe auf der großen Reichsversammlung zu Aachen erst die geistlichen Herren zusammentreten lassen, um alle kanonischen Satzungen und päpstlichen Dekrete durchzugehen und sie zu sammeln, zu verlesen und wohl zu erwägen. Dann hätten es die Aebte mit Benedikt's Vorschriften für die Klöster ebenso machen müssen. Endlich seien im Reichstag vor Geistlichen und Weltlichen die verschiedenen Stammesrechte verlesen und, was noch daran zu bessern, ausgeführt worden, und dann sei das verbesserte Recht niedergeschrieben, und jedem Stamme das seinige übergeben, damit die Richter nach geschriebenem Recht urtheilten und keine Geschenke nähmen. Diesem Berichte, der ebenso wie der ähnliche des Poeta Saxo drei Jahrhunderte nach Karl dem Großen aus allerlei Glauben und unverbürgten Nachrichten entstand, steht geradezu entgegen der Bericht eines Zeitgenossen, und zwar eines Solchen, der die Thatsachen wissen konnte und sorgfältig, ehe er sie niederschrieb, die Richtigkeit erwog. Einhard erzählt: Karl der Große habe, als er Kaiser geworden, ernstlich daran gedacht, die Volksrechte zu ergänzen und die Widersprüche darin zu einigen und das unrichtig Vorgebrachte zu verbessern, allein nichts von dem Allen sei zu Stande gekommen, nur ein paar Kapitel, und zwar unvollendet, habe er hinzugefügt. Jedoch habe er bei allen Stämmen, wo es noch keine Rechtsbücher gegeben, das Recht aufzeichnen lassen. Der Kaiser hätte die mächtige und einigende Entwicklung, die er dem Staatswesen der deutschen Völker gegeben, gewiß gern durch ein großes Gesetzgebungswerk gekrönt, welches ihr gesammtes Recht klärte, einigte und festigte. Allein er erkannte, daß solch ein Unternehmen an dem unbezähmbaren

Widerstand der Stämme scheitern müsse, und verzichtete selbst darauf, auch nur die beiden fränkischen Volksrechte mit einander auszugleichen.

Steht es nun so höchst fraglich mit der Glaubwürdigkeit der zwei wichtigsten Nachrichten über die gesetzgeberische Thätigkeit der fränkischen Könige in Bezug auf bürgerliches und Strafrecht, so bedarf es nicht erst der Ausführung, wie wenig geschichtlicher Werth den andern Angaben beizumessen, die sich in den Handschriften der Volksrechte finden und unverkennbar aus allerlei Sagen entstanden sind.

Der Biograph Karls des Großen sagt in der angeführten Stelle nicht, ob der Kaiser die Rechtsbücher, die er anfertigen ließ, an die Stämme, denen sie angehörten, vertheilt habe, noch weniger, ob er deren Befolgung vorgeschrieben. Wäre das Letztere oder auch nur das Erstere wirklich erfolgt, so würde Einhard es wohl erwähnt haben. Wahrscheinlich hat Karl der Große sich begnügt, Rechtsbücher von allen Stämmen in seiner Bibliothek ebenso niederzulegen, wie er darin die alten Heldensagen sammelte. Auch sonst ist keine glaubhafte Nachricht vorhanden, daß die Rechtsbücher dem Volke oder den Richtern zur Befolgung von der Staatsgewalt verkündigt wurden. Wenn Richter auf das geschriebene Recht hingewiesen werden, so können ebensowohl Vorschriften der Kapitularien gemeint sein.

Geht man endlich auf Form und Inhalt der Rechtsbücher näher ein, so zeigen sich häufig alle Merkmale einer Privatarbeit, die in längern Zwischenräumen sich vollendete. Keines dieser Bücher erscheint wie aus einem Guß entstanden, keines nur einigermaßen einheitlich, sondern jedes ist mehr oder weniger eine Zusammensetzung aus Bestandtheilen, die aus früherer oder späterer Zeit herstammen, und Diejenigen, welche ein Stück nach dem andern zusammenbrachten, lebten in verschiedenen Menschenaltern. Deßhalb fehlt es nicht an Widersprüchen und Wiederholungen, und hat der eine Anhang die Form eines Reichsgesetzes, der andere die eines Weisthums. Vieles vom salischem ist in das ripuarische, vom ripuarischen in das thüringische hinein gearbeitet, und das baierische Volksrecht ist nicht nur vom allemannischen, sondern auch vom westgothischen befruchtet. Weil der Aufschreiber des thüringischen Rechtes vielleicht zufällig die Weisthümer des Friesen Wlemar erhielt, brachte er sie in seine Arbeit hinein.

3. Entstehen, Wachsen und Verschwinden der Rechtsbücher.

Wie haben wir uns nun die Aufzeichnung des Gewohnheitsrechtes von geistlicher Hand in ihrem Verlaufe zu denken?

Der Klerus suchte anfänglich bloß für seine eigenen Zwecke das in dem Lande, in welchem er wirkte, geltende Recht kennen zu lernen und schriftlich festzustellen. Mönche oder Stiftsgeistliche wandten sich deßhalb an alte Schöffen, die als Kenner, Wahrer und Auspräger in Ansehen standen und ließen sich von ihnen die herkömmlichen Buß- und Wehrgeldslisten und was sich daran schloß in die Feder diktiren. Verständige Schöffen, die für die edle Lehre des Evangeliums gewonnen waren, gaben gerne her, was sie am Runenstab sich vermerkt hatten, und setzten den Fragenden auch gern hinzu, was vom Rechte ihres Volkes ferner dazu gehörte. Zuerst waren es nur gewisse Hauptsätze, die man aufschrieb, allmählich wurde die Sammlung reicher, und es kamen Weisthümer hinzu über Fälle, die in der Umgegend von sich reden machten.

Diese Rechtsschriften dienten den Mönchen und Christlehrern zu dreifachem Zwecke. Erstens boten sich darin reichlich Anknüpfungspunkte für die Predigt des Evangeliums. Zweitens war das Verständniß des Landrechtes viel werth, um bei dem fort und fort wachsenden Gütererwerb keinen Fehlgriff zu machen und die Besitzungen und Leute der Kirche, die in Rechtsverwicklungen geriethen, sicher zu stellen. Drittens war dieser Rechtsstoff vorzugsweise geeignet, um die schwierige Diktirkunst zu lehren, die vielbegehrte ars dictandi, wie man nämlich für die verschiedenen Anläße und Geschäfte, wie sie im Staats-, Erwerbs- und Gesellschaftsleben vorkamen, die Urkunden und Briefe zu entwerfen habe. Neben den Formelbüchern lagen in den Klosterschulen auf Tischen und Pulten die Rechtssammlungen. Welcher andere weltliche Stoff konnte willkommener sein, um allerlei Lehre und Erörterung daran zu schließen, als die Rechtssätze, die auf den benachbarten Gerichtsstätten zur Anwendung kamen? Was konnte schärfer und nützlicher den Verstand ausbilden, als gerichtliche Streitfragen lösen?

Die Rechtsaufzeichnungen der Mönche und Stiftsgeistlichen wurden sodann noch bekannter durch die Anwendung, welche der Klerus vor Gericht davon machte, wenn es sich darum handelte, die Güterrechte der Klöster und Stifter, sowie die Freiheit und Unsträflichkeit ihrer Eigenleute und Hörigen zu vertheidigen.

Natürlich konnten diese Rechtsbücher den Königen und ihren Beamten nur lieb und angenehm sein, weil sie die Mittel vermehrten, Fehden zu beschwichtigen und die Völker in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Da man in der fränkischen Zeit mehr und mehr dazu überging, Rechtsverhandlungen auch zu beurkunden, so hatten die Gerichtsschreiber in den Rechtsbüchern bequeme Belehrung und Anweisung vor sich, was vom alten Rechte noch wirklich gelte. Weil aber jeder Mann, an welchem Orte im Reiche er sich auch befand, sich auf seiner Heimath Recht berufen konnte, so war sowohl den Reichs- und Kirchenbeamten als den großen Grundherren daran gelegen, die verschiedenen Volksrechte schriftlich zur Hand zu haben. Bischöfe und Aebte und andere angesehene Personen, welche das Bekehrungswerk betrieben, sorgten dann dafür, daß man das Volksrecht bei den Stämmen möglichst vollständig sammelte, und daß von der Aufzeichnung die Missionäre, wenn sie zu ihrem Berufe abreiseten, Abschriften oder Auszüge mitnahmen. Gern thaten insbesondere die Könige das Ihrige, die Aufzeichnung zu vervollständigen und zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, und mancher reiche Fürst oder Graf ließ sich eine Abschrift fertigen. Deshalb wurden auch spätere Gesetze, die auf den Reichstagen entstanden, vielfach hineingetragen.

Durch den Werth, welchen auf solche Weise die Rechtsbücher gewannen, wuchs das Interesse daran. Wo sich eine gute Sammlung von Rechtssprüchen fand oder ein anderes geschriebenes Volksrecht ansprechende Seiten darbot, wurde das benutzt, um das Buch zu verbessern und zu erweitern. Gewiß aber war man dahinter her, neue Bestimmungen, die in Kapitularien verkündigt waren, oder Urtel und Weisthümer der Gerichtsversammlungen, die in der Landschaft besprochen wurden, am passenden Platze einzuverleiben, insbesondere wo es sich um Neuerungen oder bestimmtere Anordnungen im Strafrecht oder Gerichtsverfahren handelte. Im ripuarischen Rechtsbuch finden sich, jedoch ohne ersichtlichen Grund, an verschiedenen Stellen zerstreut auch die Befehlworte wie constituimus und jubemus. Wohl

mögen auch auf Länd- und Reichstagen, wo es sich um Neuerungen handelte, Kapitel vorgelesen und die Frage gestellt sein, ob das jetzt so Rechtens sei? Als dann die Sammlung einige Menschenalter oder Jahrhunderte im Gebrauch gewesen, fühlten die Späteren sich angeregt, über ihr hohes Alter und ihre langjährige Geltung Manches zu sagen. Da setzte man zu Anfang oder am Ende etwas hinzu, worin alte Sagen aufgeschmückt oder die Namen früherer Könige als Urheber herangezogen wurden. War einmal auf einer Landesversammlung über die Rechtssammlung verhandelt worden, sicher wurde dann, wie im allemannischen Volksrecht geschehen, der Ursprung einem Reichstage beigelegt.

Keineswegs aber waren diese Rechtsbücher gleichmäßig bei allen großen und kleinen Gerichtsstätten eines Stammgebietes vorhanden. Das verbot schon die Kostspieligkeit der Abschrift; denn eine solche herzustellen, war eine sehr langsame, sehr theuere Arbeit. Noch schwerer wog der Widerwillen, das eigene Recht aus dem Herzen und Gewissen heraus als etwas fortan Starres und Unbezwingbares auf's Pergament zu setzen. Wo bei einem wichtigen Falle man das Rechtsbuch einsehen wollte, wurde zu einem benachbarten Kloster oder Grafen geschickt, wo es zu finden. Wären die Rechtsbücher bei den Gerichten aller Orten im Gebrauch gewesen, so würde man ihre Spuren deutlich bis zum Sachsen- und Schwabenspiegel verfolgen können und noch im Besitze einer viel größeren Menge verschiedener Exemplare sein. So aber traten sie aus dem Volksleben zurück zu gleicher Zeit und in derselben Weise, wie die lateinische Literatur des merowingisch-karolingischen Zeitalters, von welcher sie einen Theil bildeten, sich mehr und mehr zurückzog. Oft genug kommt in Schriften des zehnten Jahrhunderts und später vor, daß man nach Recht und Herkommen seines Stammes lebe, niemals aber wird dieses Recht als ein aufgeschriebenes bezeichnet.

Zu Kaiser Otto I. Zeit galt es, wie aus den Erinnerungen eines Greises, des bald nach Heinrich II. gestorbenen Grafen Ulrich von Ebersberg zu entnehmen, für einen vornehmen Herrn als schimpflich, wenn er die Rechtsbücher nicht hätte lesen können: damals studirte, wenigstens in Baiern, der junge Adel noch darin; fünfzig Jahre später hatte das gänzlich aufgehört. Kaiser Heinrich III. wurde angeregt, er solle durchsetzen, daß jeder Reiche seinen Sohn in

den Rechten unterweise, damit sie für die Gerichtssprüche die Belege aus ihren Büchern anführen könnten. In Kaiser Friedrich II. Landfriedensgesetz heißt es aber ausdrücklich: es gebe in ganz Deutschland für das bürgerliche Recht kein geschriebenes Recht, sondern nur altüberlieferte Rechtsgewohnheit, und schon Otto von Freising hatte nur ganz verwirrte Nachrichten über Entstehung und Inhalt des salischen Volksrechtes. Nur in Klosterbibliotheken mochte noch hier und da die Handschrift eines alten Rechtsbuches liegen, wie denn der Verfasser der Lorscher Chronik noch das salische und ripuarische Recht aufgeschrieben vor sich hatte. Dagegen finden wir die Gesetze der fränkischen Könige, die sich auf öffentliches Recht bezogen, fortwährend in Uebung.

Durch solchen Ursprung und Verlauf wird den Aufzeichnungen der Volksrechte nichts von ihrem großen Werthe für die Wissenschaft genommen. Ihr Inhalt, insbesondere wenn verglichen mit den Rechtsbüchern der Angelsachsen, Skandinaven und Isländer, ist die einzige sichere Quelle, um das Recht jener alten Zeiten kennen zu lernen. Denn an der Glaubwürdigkeit der Aufzeichner ist nicht zu zweifeln. Ihre Bildung befähigte sie zu ihrer Aufgabe, und es lag kein Grund vor zur Fälschung: im Gegentheil, je richtiger der Rechtsbestand niedergeschrieben wurde, desto mehr entsprach die Sammlung ihren Zwecken.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Klärung des bürgerlichen Rechts.

1. Spärliches Neurecht.

Als das Christenthum so tief in die Volksseele eingriff, als die einströmende römisch-griechische Bildung zahllos neue Ideen erweckte, der Staat aber früher ungeahnte Machtmittel erhielt, — da war zu erwarten, daß auch im Rechtswesen im Großen und Ganzen eine

innere Erneuerung und äußere Neuformung vor sich ging. Denn die Gewalt, mit welcher sich ein Umschwung in der Kultur vollzieht, giebt den Grad ihrer Stärke am genauesten in alledem an, was zur Werkstätte des Rechts gehört. Nun war damals die Kirche in das römische Rechtsgebäude hineingewachsen, die Stammesrechte wurden in lateinischer Sprache aufgezeichnet, die Gesetze und Verordnungen in lateinischer Sprache verkündigt, die Urkunden in lateinischer Sprache abgefaßt, — was lag näher, als daß römisches Recht, welches durch langdauernde Denkarbeit einer gleichsam dafür geborenen Nation sich großentheils abgeklärt hatte zu einem Verstandesrecht, nun mit seinen Einflüssen auch weit und breit das germanische Recht durchdrang?

Allein gerade hierin zeigt sich, wie sehr wir uns hüten müssen, die Umbildung zu überschätzen, welche in der fränkischen, namentlich in der Karolingerzeit, das deutsche Volkswesen erlitt. Wohl schimmert durch die Verordnungen Karls des Großen heutiges Staats- und Gerichtswesen hindurch, und es will scheinen, als habe es damals schon Wurzel gefaßt und hätte weiter wachsen müssen, und doch — wie bald sollte es verwelken und wieder verschwinden auf lange Zeit! Nur äußerlich wurde das deutsche Recht vom römischen berührt, und seine Formen wurden etwas gekräftigt: die Grundbegriffe und Grundsätze aber, wie sie in der Uebereinstimmung all der deutschen Stammesrechte unter einander, und mit den nordischen Rechten sich kund geben, dieses germanische Erbgut von uralter Zeit her, verhielt sich allem Fremden gegenüber kieselhart und kieselglatt.

Nichts wäre unrichtiger, als Karl den Großen als den Gesetzgeber sich vorzustellen, dem das mittelalterliche Rechtsverfahren zu danken. Ein so ungeheures Werk im fränkischen Reiche neu zu schaffen, dazu reichte weder des Königs Macht hin, noch das Wissen und Wollen des Volkes. Davon melden uns weder die Stammesrechte, noch die Kapitularien, noch die andern Nachrichten, dem widerspricht auch das Gleichartige im Gerichtswesen der Germanen in allen von ihnen bewohnten Landen, auch in denen, wohin niemals eines fränkischen Königs Macht gelangte. Germanisches Rechtswesen bildet sich im stillen Laufe der Zeit, plötzliche Veränderung darin und gar von oben herab befohlen wäre am wenigsten nach germanischem Sinn und Herkommen gewesen.

Ruhm aber gebührt dem großen Kaiser in vorzüglichem Grade

auch in Bezug auf das deutsche Rechtsverfahren: er hat es in eine festere und stehende Ordnung gebracht und seine alten Schwächen vielfach ausgeglichen. Insbesondere nach seiner Kaiserkrönung macht sich ein gesetzgeberischer Drang bemerklich. „Da er sah," erzählt Einhard, „wieviel Mangelhaftes in den Gesetzen seines Volkes sei, — die Franken haben nämlich zwei Rechte, die in manchen Stücken von einander abweichen, — so nahm er sich nach der Annahme des Kaisertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Uebereinstimmung zu bringen und das Verkehrte in's Untrügliche zu verbessern. Indessen kam er damit nicht weiter, als daß er wenige Zusätze, und auch diese nicht ganz fertig, zu den Rechtsbüchern machte."

Und wie verhielt sich das Volk? Mochte man es mit Gesetzen überschütten, es merkte nicht viel davon. Es gab ja noch keine Druckereien, und die Abschrift eines Rechtsbuches herzustellen, war eine sehr langsame, sehr theure Arbeit. Wohl wurde dem Volksrecht Manches, was nicht dazu paßte, unter Karl dem Großen angeheftet, allein bald nach ihm fiel es wieder ab: dahin gehören die ständige Förderung und Beaufsichtigung durch die Waltboten, die Berufung an die höhere Instanz, der Gebrauch von Urkunden, der Zwang geschriebener Satzung. Was dagegen aus germanischer Wurzel im karolingischen Zeitalter weiter und empor wuchs, — wie Reichstag, Grafenbann, Schöffenthum, Amtsgut, Großgrundbesitz, Lehen und Mundat, Hofrecht und die feinere Abstufung von Hörigkeitsklassen, — das allein hielt Stand und bildete sich fort.

Gehen wir nun die einzelnen Rechtsgebiete durch, so findet sich wieder, daß jeder Fortschritt sich entweder an das Königthum oder an die Kirche anlehnte. Diese waren und blieben die Träger wie die Erwecker der Neuerungen, das Eine hatte für sich die Gewalt und die Zustimmung der meisten Vornehmen, das Andere das religiöse Volksgewissen.

Die bedeutendste Neuerung war das kirchliche Strafrecht. Es stempelte neue Frevel, brachte neue Arten von Bußen auf; noch mehr, es führte ein Verfahren der Untersuchungen von Amtswegen ein, welches den Deutschen ein Gräuel sein mußte, weil es der persönlichen Freiheit wie dem gerichtlichen Herkommen in's Gesicht schlug. Allein die Kirche hatte einmal die Gemüther umschlungen, sie unter-

warfen sich ihrem Strafrecht. Wir haben das später noch näher in Betracht zu ziehen.

Eine andere Umwandlung ging im bürgerlichen Recht eines beträchtlichen Theils der Einwohner vor sich. Was früher nur auf fürstlichen Besitzungen vorkam, nämlich das besondere Dienst- und Erbverhältniß der Eigenleute und Hörigen, das keimte jetzt in allen Gegenden des Reiches empor. Für die rechtlichen Beziehungen, die zwischen dem Herrenhof und den Nebenhöfen bestanden, für die Abgaben und Dienste, welche die Besitzer der Letzteren sowohl das Jahr hindurch als bei Todfall, Heirath und Besitzwechsel zu leisten hatten, für ihre Ansprüche auf den Schutz des Herrn und die Benützung von herrschaftlichen Gründen, für die Vererbung der Nebenhöfe, für die Leibzucht und Kinder-Abfindung, bildete sich in der Länge der Zeit ein festes Herkommen aus, dessen Inbegriff man mit Hofrecht (Jus curiae) bezeichnete. Auf solche Weise entstand neben dem gemeinen Landrecht, an welchem die Freimannen festhielten, allmählig ein anderes Recht, das die Pflichten und Gerechtsame der Eigenleute, Hörigen und Dienstmannen einer- und ihrer Herren andererseits umfaßte. Es war nicht eigentlich Neurecht, sondern altes Recht, nur entwickelt und ausgedehnt auf viel größere Volksmasse.

Die bessere politische Ordnung aber machte sich in der Rechtspflege überhaupt geltend. Der Begriff der Obrigkeit erhielt stärkere Bedeutung, da auf ihre kräftigere Betheiligung am gesammten öffentlichen Leben die karolingischen Einrichtungen angelegt waren, insbesondere auf stehende Gerichte und auf Antrieb zu regelmäßiger Thätigkeit derselben. Im Königsbann war eine brauchbare Waffe gewonnen, wie gegen Verbrecher, so auch gegen säumige Beklagte. Das bekundete sich vorzüglich im Strafrecht. Das Königthum war Hort und Hersteller des öffentlichen Friedens geworden, wenn er durch Frevler gestört war.

Das gesammte übrige Recht erlitt weder Einbußen, noch bedeutende Erweiterung. Jedoch fand gegenüber der früheren Härte und Schroffheit, die sich auf des Mannes Schwert und Eigenwillen stützte, eine bedeutende Milderung statt, eine größere Humanität und Rücksichtnahme auf das allgemeine Wohl. Die geschriebenen Stammesrechte lassen uns ziemlich deutlich wahrnehmen, wie weit damals die eigentlich humane Bildung vorgeschritten war.

2. Erb- und Familienrecht.

Gleichwie über die Schule, so suchte die Kirche auch über die Ehe Gewalt zu bekommen. Es gelang ihr nach und nach, weil religiöse Scheu, je tiefer und allgemeiner sie wurde, um so mehr hinderte, dagegen aufzutreten. Was ursprünglich nur Gewissenssache war, erhielt allmählig rechtliche Gültigkeit. So errangen die kanonischen Ehehindernisse, sowie der Grundsatz, die Ehe sei unauflöslich, zuletzt allgemeine Anerkennung, nicht aber die Forderung, zur Eingehung der Ehe gehöre kirchliche Trauung. Ebensowenig vermochte die Kirche bei den Vornehmen die Kebsweiber zu verbannen.

Mit der Bildung war die Frauenachtung gestiegen, das Vermögen aber zahlloser Reichsgesessenen größer und mannigfaltiger geworden. Man fing daher an, auch den Frauen die Fähigkeit zuzugestehen, eigenes Vermögen zu haben. Von dem Grundbesitz, welchen der Erblasser selbst von seinen Vorfahren ererbt hatte, blieb das weibliche Geschlecht durch seine männlichen Anverwandten ausgeschlossen: dieses sogenannte salische Gesetz verhindert noch heutzutage in Deutschland und Frankreich, daß Frauen einen Thron besteigen. Indessen ließen bereits einige Stämme Frauen als Erben des Vermögens zu, wenn keine Brüder des Mannes da waren, und nach andern Volksrechten sollten die Frauen wenigstens von dem Besitz, den sie gemeinschaftlich mit ihrem Manne erworben hatten, d. i. von der Errungenschaft, ein Drittel oder die Hälfte bekommen. Außerdem hatte die Frau noch besondere Vermögensstücke: die Aussteuer in Haushaltungssachen, welche sie von ihrer Familie mitbekommen hatte, — die Gerade oder das Frauengeräth, — die Morgengabe, das Ehrengeschenk nach der Brautnacht, — das Leibgedinge oder die Witwenversorgung, welche bei der Heirath von des Mannes Seite festgestellt wurde. Bei Aufhören der Ehe konnte die Frau Aussteuer, Gerade, Morgengabe sowie ihr eigenes liegendes Gut an sich nehmen, jedoch mußte sie etwas vom nothwendigsten Hausgeräth im Hause lassen. Ihr gehörte auch der Mustheil oder die Hofspeise, das war nämlich ein Antheil an den vorhandenen Lebensmitteln, damit sie für den Anfang Nahrung hatte. Auch das Leibgedinge sollte nach den meisten Stammesrechten der Frau ver-

bleiben, nach einigen hatte sie nur die Leibzucht daran, wieder nach andern mußte sie mit den Kindern theilen.

Unter dem milderen Hauch des Christenthums verschwand die Sitte, ein schwächliches oder mißgestaltetes Kind auszusetzen. Daß der Vater aber aus Hungersnoth den Sohn verkaufen könne, scheint aus dem römischen Recht in Volksrechte übergegangen, jedoch nur in wenige. Konnte Niemand aus der Blutsfreundschaft das Mundium über verwaiste Kinder übernehmen, so trat, wie überall, wo der Vater oder Blutsfreund das Recht der Mundschaft mißbrauchte, des Königs Mundium ein, das ist die Obervormundschaft. Was dem Kinde durch Erbgang oder Schenkung zufiel, verblieb ihm als sein eigenes Vermögen, der Mundwalt konnte es frei verwenden, jedoch veräußern durfte er es nicht.

Erbe war nach germanischem Recht der nächste wehrfähige Blutsfreund; denn nur, was Einer mit den Waffen behauptete, gehörte ihm, und wer das Schwert nicht führen konnte, konnte auch kein Eigenthum haben. Auch hierin geschah ein Fortschritt zu höherer Gesittung. Es errang sich die Anschauung Geltung, daß keineswegs die unmündigen Kinder leer ausgehen sollten. Ohne Zustimmung aber der nächsten Blutsfreunde durfte der Besitzer von dem alten unbeweglichen Erbgut nichts veräußern oder verschenken. Es war selbst dies wider die Sitte, wenn Jemand Grundvermögen, das er selbst erst erworben, seinen Blutsnächsten, die es mit ihm wahrten und für Blutschuld einstanden, entziehen wollte. Jedoch läßt sich bereits hier und da die Absicht merken, die Sache so zu wenden, daß zum Besten der Kirche, sogar des Königs, freie Entäußerung stattfinde.

Die Witwe erhielt nach einigen Stammesrechten stets Leibzucht an einem Vermögenstheil des Mannes, und hinsichtlich der fahrenden Habe, die sie in des Mannes Haus gebracht, gehörten ihr auch die Stücke, welche inzwischen an Stelle der abgängig gewordenen angeschafft waren. Starb die Frau vor dem Manne, so war Dieser ihr Erbe, liegendes Gut fiel an ihre Blutsfreunde, ihre Gerade aber stets an die Tochter oder Nichte. Dem Sohn dagegen gebührte stets das Heergeräthe oder Heergewedde, d. i. bei Aermeren Schild und Lanze, bei Reichen Kriegspferd und volle Rüstung.

Testamente wurden von der Sitte verbannt, man haßte heimliches Abmachen. Wollte Einer seine Güter, vorausgesetzt, daß seiner

Blutsverwandten Recht nicht gekränkt wurde, bei Lebzeiten einem Andern zuwenden, so mußte das durch öffentliche feierliche Uebertragung geschehen; Vorbehalt der Leibzucht war dabei zulässig.

3. Sachenrecht.

Bei den helleren politischen Vorstellungen und unter der aller Orten sichtbaren Macht des Staates hatte sich der Begriff des Eigenthums dem heutzutage geltenden genähert. Es bestand nicht mehr blos in der Herrschaft, die durch das eigene und der Sippe Schwert, durch das Zeugniß der Nachbarn und Markgenossen geschirmt war, sondern es war allmählig etwas in sich selbst Beruhendes, etwas Unzwingbares geworden, weil beständig geschützt durch Willen und Waffen des dauernden Staates. Allein, wunderlich genug, bestanden noch immer zwei verschiedene Grade des Eigenthums: das Eine war das ächte rechte Eigen, das Andere das unvollkommene, gleichsam dem rechten Eigenthum nur nachgebildete. Für das juristische Denken kann solche Zweiung im Begriffe nicht bestehen; gleichwohl treibt sie noch heute ihr Wesen in den Gesetzbüchern Frankreichs wie Deutschlands. Die Germanen betrachteten nur Grundbesitz, auf welchem Mensch und Vieh sich nährten und welcher den Bestand des Hauswesens, der Familie, der Gemeinde verbürgt, als das rechte Vermögen, als das Erbe und Eigen. Die wenigen beweglichen Sachen, welche sie außerdem hatten, wurden nur als Zubehör des unbeweglichen Vermögens, als die fahrende Habe, als gereides Gut angesehen, und folgten entweder jenem als Zubehör, oder als bestimmte Arten von Sachen Demjenigen, der sie nach Familienrecht vom Hofe mitnehmen konnte, wie Heergewedde und Frauengerade. Das unbewegliche Gut diente gewöhnlich Mehreren zugleich, z. B. Blutsfreunden und Nachbaren: diese Ansprüche kannte die Gemeinde und sie durfte verlangen, daß eine Aenderung in denselben in ihrer Versammlung kund gemacht werde. Die bewegliche Sache dagegen konnte von einer Hand zur andern gehen, ohne daß es öffentlich kund wurde.

Es genügte daher zur Erwerbung beweglicher Sachen die bloße Uebergabe oder die Entstehung auf eigenem Grund und Boden, oder die Besitznahme des Herrenlosen. Um wilde Thiere und Bienenschwärme,

an welche man bereits Hand angelegt hatte, einzufangen, war die Jagdfolge auf fremde Grundstücke erlaubt: im Uebrigen galt noch ungemildert das strengste Haus- und Feldrecht. Unbewegliches Gut aber konnte nur durch Verjährung, d. i. lange Zeit dauernden Besitz oder durch Erbgang, oder durch Auflassung, verbunden mit Einweisung, erworben werden.

Durch diese Erwerbungsarten konnten für Mehrere an einem und demselben Grundstück verschiedene Rechte entstehen: so das Recht, innerhalb seines Umkreises eine Handlung vorzunehmen, z. B. darüber zu fahren, darauf zu wohnen, zu jagen, oder nach Metallen zu graben, — ferner, aus den Früchten und schlimmsten Falls aus dem Verkaufspreise des Grundstücks einen Theil an sich zu nehmen, — ferner, von jedem Inhaber gewisse Leistungen an Zins oder Diensten zu fordern. Die Reihe solcher dinglicher Rechte war an sich unbeschränkt: auf jede Nutzung, die das Grundvermögen gewähren konnte, ließ sich ein besonderes Recht erwerben, das unmittelbar aus dem Grundstücke selbst befriedigt werden mußte und nicht bloß an die Person seines Inhabers ging.

Bei Klagen um Grundstücke wußte in der Regel die ganze Gemeinde schon, wer das bessere Recht zur Sache habe, und konnte der Besitzer den Angriff durch seinen Eid abwehren. Wurde vom Kläger aber ein besseres Recht zur Sache wahrscheinlich gemacht, so mußte der Beklagte entweder seinen Gewährsmann stellen, oder durch Zeugen den rechtlichen Erwerb nachweisen. Blieb die Sache noch zweifelhaft, so kam es auf den Zweikampf an. Mußte der Besitzer räumen, so behielt er, wenn er im guten Glauben gewesen, die gezogenen Früchte und auch die von bereits gemachter Aussaat noch zu erwartenden.

Hinsichtlich der fahrenden Habe gab es nur dann eine Klage, wenn eine Sache gestohlen oder geraubt war, und zwar für Jeden, der sie zuletzt im Besitze gehabt. Der Kläger griff nach der Sache, dies hieß der Anfang, d. i. das Anfassen. Dann wurde sie einem Dritten in die Hand gegeben, bis das regelmäßige Gericht zusammen trat. Vor diesem faßten beide Theile die Sache mit der linken Hand und schwuren, der Kläger, daß es seine Sache sei, der Beklagte, daß er sie mit Recht an die Hand ziehe, von welcher die Sache zu ihm gelangt sei. Der Beklagte mußte dann seinen Gewährsmann stellen, dieser den seinigen u. s. w.; die Sache ging unter Rückgabe des

jedesmaligen Kaufpreises bis zurück auf Denjenigen, der die Sache verdächtiger Weise an sich gebracht hatte. Konnte er sich durch den Eid vom Verdachte des Diebstahls reinigen, so brauchte er blos die Sache zurückzugeben, andern Falls mußte er auch Buße zahlen. Gestohlenem Vieh und weggeschwemmten Sachen durfte der Besitzer nachgehen und vor der dritten Nacht, wo er sein Eigenthum fand, zurückfordern. Wer aber durch Verleihen, Vermiethen, Hinterlegen, Verpfänden seine Sache selbst an Jemand gegeben hatte, konnte sie nur von diesem, nicht von einem andern Besitzer zurückfordern.

5. Vertragsrecht.

Dieses zeigt sich in den Volksgesetzen nur erst im Rohen entwickelt, weil der Verkehr einfach und noch wenig lebhaft, und weil dem Vermögen durch Familienrecht, sowie durch Dienst-, Hof- und Lehenrecht von vornherein der Weg vorgeschrieben war, auf welchem es von Einem zum Andern überging. Die einzelnen Verträge waren in dem, was geleistet werden mußte, und was aus der Nichterfüllung für ein Anspruch entstand, noch wenig ausgebildet, weil nach der größeren oder geringeren Untreue oder Verschuldung, wenn es zur Klage vor dem Volksgerichte kam, die Leistung abgestuft wurde. Daher war der einzelne Vertrag auch nicht an besondere Formen gebunden, jedes Gelöbniß vielmehr klagbar. Kauf oder Tausch von wichtigen Sachen wurde vor Zeugen vorgenommen, die Gewährleistung ausdrücklich verbürgt, und gab es über die Gewähr der Mängel bei Nutzthieren schon damals genaue Bestimmungen. Wohnungsmiethe wird in den Volksgesetzen noch nicht aufgeführt, selten kam bloße Zeitpacht, um so häufiger der Bestandvertrag vor, durch welchen Grundstücke zu Besitz und Benutzung für die Dauer und unter den verschiedensten Gegenleistungen übertragen wurden. Wer eine Sache lieh, war zu ganz besonderer Wachsamkeit verbunden; in der Regel traf ihn, wenn er sich nicht losschwören konnte, auch die Vergütung für zufälligen Verlust. Darlehen geschahen in der Regel zinslos, häufig aber gegen Schuldschein. Leibgedinge hieß die Hingabe von Grundstücken unter Bedingung lebenslänglicher Rente oder Verpflegung. Bei Schenkungen wurde der bessern Form wegen wohl eine kleine Gegengabe ange-

nommen. Bürgschaften kamen sehr häufig vor, denn Verwandte, Nachbarn und Freunde hielten einander die Treue. Der Bürge stellte sein ganzes Vermögen, oder doch ein bestimmtes Stück davon oder gar seine eigene Person zum Pfande, jedoch auf seine Erben ging in der Regel die Verpflichtung nicht über. Ein anderes Sicherungsmittel für künftige Leistung war nicht minder häufig, nämlich die Hingabe zum Pfande, und zwar hing, wenn dieses eine unbewegliche Sache war, auch die Nutzung daran. Ging das Pfand verloren, war auch die Forderung dahin. Wer seinen Gläubiger nicht anders sicher stellen konnte, stellte sich selbst zum Pfande.

Weil aber bei Abschließung eines Vertrags das dadurch erlangte Recht leicht einen dinglichen Charakter annahm, d. h. weil nicht so sehr das persönliche Band zwischen Gläubiger und Schuldner, als der Gegenstand der Forderung in's Auge gefaßt wurde, so war sowohl ihr Uebergang von einem Andern durch Veräußerung oder Uebernahme, als auch die Geltendmachung erleichtert. Wollte ein Schuldner sein Wort nicht halten, so nahm der Gläubiger eine Pfändung vor, d. h. er griff eigenmächtig nach dem, was ihm gebührte. Insbesondere kam das vor, wenn die schuldige Leistung aus einem Gute verweigert wurde. Nach fränkischem und baierischem Recht sollte er sein Vorhaben dem Richter anzeigen, und den Sachsen wurde Selbsthülfe ganz verboten, natürlich vergebens.

Der Eigenthümer aber konnte auf seinem Grund und Boden wegen jeden Schadens, der ihm durch einen Andern oder dessen Vieh oder Leute verursacht wurde, sofort die Pfändung vornehmen. Jedoch geschah solche Eigenmacht stets auf eigene Gefahr und Rechnung.

Zog der Gläubiger die öffentliche Klage vor, so entschied das Gericht, wer seine Behauptung beschwören oder anderweit beweisen solle. Der verurtheilte Schuldner wurde nun entweder sogleich gepfändet oder er mußte förmlich Zahlung geloben. Erfolgte sie nicht, so ließ nach fränkischem Recht der Gläubiger ihn sich zu Hand und Band erklären, und nach dreimal vergeblicher Aufforderung pfändete der Graf den Schuldner oder legte seinen Hof unter Bann und ließ ihn später verkaufen. Hatte der Schuldner kein Eigenthum, so wurde er dem Gläubiger als Knecht zugesprochen, um die Schuld abzuverdienen, durfte aber in dieser Lage weder gebunden noch gepeinigt werden.

Etwas Neues waren die Urkunden. Mönche und Geistliche ließen es sich angelegen sein, daß über Zuwendungen, die man ihnen machte, eine förmliche Schrift, eine carta, aufgenommen wurde. Trafen sie auf Abneigung dagegen, so beeilten sie sich, wenigstens selbst eine kurze Erzählung des Hergangs, eine notitia, niederzuschreiben, worin insbesondere Richter und Zeugen, vor denen die Uebertragung vorgenommen war, benannt wurden. Auch sonst suchten sie die Laien anzuleiten, wichtigere Geschäfte, insbesondere Freilassungen von Leibeigenen, schriftlich zu beurkunden, und machten so gerne deren Schreiber oder Notare, daß in den Kapitularien dagegen geeifert wurde. Zur Bestätigung der Urkunde, der sog. Firmation, diente für Aussteller und Zeugen Unterschrift oder Handzeichen, und da die Meisten solche Kritzeleien nicht mochten, so legten sie ihre Hand auf die Urkunde, was bedeutete, sie würden deren Inhalt nöthigenfalls mit bewaffneter Hand vertreten. Die Ueberreichung solcher „Handfesten" diente deshalb auch als symbolische Uebergabe, wenn man diese durch einen Zweig vom Walde oder eine Scholle vom Acker nicht vollziehen wollte oder konnte. Die überwiegende Menge der Notitien gegenüber der geringen Anzahl von Karten oder eigentlichen Urkunden aber läßt erkennen, wie das Volk insgemein die gerichtliche Verlautbarung eines Kaufes oder Tausches oder Geschenkes für das Richtige und völlig Genügende ansah. Wollte der Gegner die Urkunde nicht anerkennen, so galt sie so lange nur als ein Privatschreiben, bis die Zeugen der Ausstellung vorgeführt oder die Aechtheit durch Eideshelfer beschworen war.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Fortschritt in Rechtspflege.

1. Richter und Schöffen.

Unter freiem Himmel und auf der allbekannten wohlgelegenen Stelle, deren hochragende Schattenbäume man schon von Weitem erblickte, oder wo am Waldessaum oder an Flüssen ein trockener freier Anger war, kamen nach altem Herkommen Jahr aus Jahr ein zu bestimmten Zeiten die Besitzer der umliegenden Höfe zusammen, um Gericht zu pflegen und feierliche Handlungen vorzunehmen, die unter Wissen und Schutz der Gau- und Gemeindegenossen gestellt wurden, z. B. Gutsübertragungen, Verpfändungen von Grundstücken, Erbverzichte, Freilassungen. In jedem Schultheißenbezirk (Zente) war eine solche Gerichtsstätte, auf welcher man schon des öffentlichen Anstands wegen oder auch, um Bekannte zu grüßen, zusammenkam. Wer ohne allen Grund ausblieb, legte, wie das baierische Gesetz hervorhebt, dadurch Geringschätzung gegen die Uebrigen an den Tag. Ludwig der Fromme ordnete an, auf der Versammlungsstätte solle ein Dach errichtet werden, daß man auch bei Winterregen und Sommerhitze das Gericht halten könne. Wurden nun Parteien und Schöffen besonders vorgeladen, so hieß es geboten Ding, die regelmäßige Gerichtsverhandlung dagegen war das ungeboten Ding. Angelegenheiten des täglichen Verkehrs, welche nicht Freiheit, Leben, schwere Verbrechen, Grundeigenthum und Hörigkeit betrafen, konnten von jedem Schultheiß in seiner Zente, jene wichtigeren Angelegenheiten aber nur dann verhandelt werden, wenn der Graf oder einer, der Grafengewalt hatte, wie ein Vizegraf, Sendbote, Markgraf, Herzog, Pfalzgraf oder der König selbst den Vorsitz führte. Zu dem Ende mußte der Graf oder sein ständiger Vertreter im Gau umherreisen, um an bestimmten Tagen des Jahres an gewissen Gerichtsstätten zu sein, wo sich dann aus mehreren Zenten die Hofbesitzer zahlreicher einfanden. Dann waren die Schultheißen (Zentenarien, auch Vikarien genannt) des Grafen

Beistandrichter, die, nöthigen Falls nach seiner Anweisung, die Verhandlungen mit den Parteien führten; sie konnten das Recht ihres Ortes darthun oder weisen, jedoch nicht selbst das Urtheil fällen. Dasselbe Amt des Schultheißen hatten bei den Baiern und Allemannen die „Richter", bei den Friesen die Asegas, Rechtssager, und die Radgevas, Rathgeber, bei den Skandinaven die Lögsumade, Gesetz-Sagemänner, bei den Franken die Sakebaronen.

Richter und Graf konnten bei Strafe die Freimannen des Bezirks zum Gericht entbieten. Zu den gewöhnlichen Gerichten brauchten bloß Richter und Schöffen, Parteien und Zeugen zu kommen. Dreimal des Jahres aber sollte, wie durch Gesetz unter Karl dem Großen festgestellt wurde, die große Gerichtsversammlung stattfinden und zu dieser sich jeder vollfreie Mann einfinden. Klagen aber über verweigerte oder verzögerte Rechtspflege und sonstige Beschwerden über Amtsmißbrauch, den sich Grafen erlaubten, brachte man vor den Herzog, den Sendboten oder den König selbst, welcher vor seiner Pfalz oder wo er sonst auf seiner Rundreise sich befand, als der beständige oberste Richter öfter zu Gericht saß. Dann hatte er den Pfalzgrafen als seinen Schultheißen an der Seite und um sich her die anwesenden Schöffen und Großen seines Hofes und Reichs.

Was in einem Gaue Recht und Herkommen war, wurzelte in dem Bewußtsein der Bewohner, welche ihr Recht übten, aussprachen und es auch, je nachdem sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit änderten, unwillkürlich fortbildeten. Rechtssprüchwörter, Bußregister der Schultheißen, die sich daran anlehnenden Volksgesetze gaben einen Anhalt für das Rechtsbewußtsein. Dieses aber sprachen für jeden Rechtsfall die anwesenden freien Männer aus. Wahrscheinlich hielt der Schultheiß Umfrage, die Einen oder Andern der Anwesenden, welche die Verhandlung angehört hatten, sagten, was in diesem Falle das Recht sei, und Dasjenige, wofür sich die Mehrheit der Versammlung erklärte, wurde vom Schultheißen als Urtheil verkündigt. Alle solche Freimannen werden in den Quellen als ehrbare Männer (venerabiles viri) oder als Rathberger (Rachinburgen) bezeichnet. Wo ihre Versammlung zu zahlreich besucht war, oder sich nicht einigen konnte, wurden wohl in älterer Zeit schon die gewichtigsten Leute als Vormänner, um das Recht zu weisen, erkoren. Aber erst von Karl dem Großen wurde festgesetzt, daß wenigstens sieben Schöffen bei

jedem Gerichte gegenwärtig sein, und daß sie vom Grafen oder Waltboten gemeinschaftlich mit dem Volke auf Lebenszeit unter den rechtskundigen und wahrhaftigen Männern ausgewählt und beeidigt werden sollten. Jetzt konnte man auch die übrigen Freimannen vom Besuche der Gerichte entbinden, die außer den drei großen jährlichen Versammlungen gehalten wurden. Nichts aber deutet darauf hin, daß der große Kaiser die Schöffeneinrichtung erst getroffen habe, um bei Verstärkung der Heerespflicht wenigstens die Dingpflicht zu erleichtern.

Jedes Urtheil konnte, wenn ihm nicht sofort alle Anwesenden laut beistimmten, auf der Stelle sowohl von einem anwesenden freien Mann, als von einer Partei selbst gescholten werden. Dann mußte der Schelter sofort ein anderes Recht darthun und erwarten, ob ihm die Versammlung zustimmte. Geschah dies nicht, so hatte er dem gescholtenen Gericht eine Gesetzstrafe zu zahlen. Wies er dem Richter aber nach, daß er absichtlich ungerecht geurtheilt habe, so mußte derselbe nach baierischem Gesetz ihm doppelten Schadenersatz leisten. „Wenn Prozeßführende," heißt es in einem Kapitular von 805, „sich weder bei dem Urtheilsspruch der Schöffen beruhigen noch auch ihn schelten wollen, soll man die alte Gewohnheit beobachten, das ist: sie so lange unter Aufsicht einschließen, bis sie eines von Beiden thun." Eigentliche Berufung an eine höhere Instanz gab es nicht, jedoch konnte man mit der Beschwerde über Verweigerung oder Verzögerung des Rechts bei dem Grafen, Sendboten oder König auch die Klage über eine offenbare Ungerechtigkeit anbringen und dadurch eine nochmalige Verhandlung der Sache erwirken.

Verbrechen wurden in dem Gerichte abgeurtelt, in dessen Bezirk sie begangen waren. Klagen um Grundgut und alles das, was ihm anhing, so z. B. auch um die hörigen Leute, mußten da angebracht werden, wo das Grundstück lag; denn nur dort wußten die Gau- und Gemeindegenossen um Recht und Besitz desselben. Für andere Klagen galt der Gerichtsstand des Wohnorts des Beklagten, oder wo Jemand sich verbürgt hatte. Hatte er keinen festen Wohnsitz, so trat das Gericht des Ortes ein, wo er sich treffen ließ, wenn er nicht seines Standes wegen einen besondern Gerichtsstand hatte.

2. Gerichtsverfahren.

Das Gericht, der Mallus, wurde gehegt von Aufgang bis Untergang der Sonne. Der Richter saß erhöht, hinter sich Schwert und Schild und andere Symbole, zu beiden Seiten saßen die Schöffen, im Kreise vor ihm war das Volk. Hinter dem Richter stand sein Frohnbote, bei den Burgunden Witischalk geheißen. Gewöhnlich waren auch öffentliche Schreiber da, die vom Richter und Waltboten bestellt waren und auf Verlangen eine Notiz über Gerichtsakte oder Urtel oder Verträge aufnahmen. Im Uebrigen dienten statt Akten und Urkunden die Zeugen.

Die Parteien wurden nun vom Richter der Reihe nach aufgerufen, ihre Sache vorzubringen. Die Ladung (admallatio) hatte anfangs stets der Kläger selbst besorgt, sie geschah vor Zeugen, vierzig Tage vor dem Gerichtstage. Erschien der Geladene ohne ächte Noth (Sunnis) bis Sonnenuntergang nicht zum Gerichtstag, so ließ der Gegner dies kundmachen, sich auch wohl eine Urkunde darüber geben, was die Sonne setzen (Solsatiren) hieß, und eine Strafe für den Ausbleibenden nach sich zog. Darauf folgte noch zweimal neue Ladung: war auch die dritte vergeblich, so wurde der Beklagte als geständig angenommen, und es erfolgte Execution oder er wurde vor den König geladen. Nach späteren Kapitularien war die Vorladung durch den Kläger (mannitio von manôn Mahnen) nur in Zivilsachen noch üblich, in Kriminalsachen erging die richterliche Vorladung unter Bann (bannitio), ebenfalls ein Fortschritt gegenüber dem früheren Verfahren.

Stellte der Beklagte sich ein, so trug der Kläger seine Sache vor, indem er den Thatbestand zugleich mit Augenschein, Urkundenvorlegung oder Stellung von Zeugen bekräftigte. Nach germanischer Sitte geschah das unter Verwünschung seiner selbst, wenn man nicht die Wahrheit rede: dieses „Stapsaken“ mußte den Baiern noch verboten werden. Gestand der Beklagte den klägerischen Ausspruch zu, oder kam es zum Vergleich, so war damit die Sache abgethan, und der Kläger ließ sich vielleicht eine kurze Urkunde über Inhalt des Geständnisses oder Vergleiches aufsetzen. Bestritt der Beklagte zwar nicht den Thatbestand, wohl aber den Anspruch, den der Kläger da-

raus herleitete, oder erwehrte sich der Beklagte der Antwort durch eine prozeßhindernde Einrede, z. B. die Sache sei schon einmal gerichtet und geschlichtet, — so that das Gericht seinen Spruch, was Rechtens sei. Dieser erfolgte auch, wenn der Beklagte überhaupt das Vorbringen des Klägers bestritt, die Sache aber gleichwohl klar dargelegt war. Insbesondere war das der Fall, wenn der Augenschein sprach, oder wenn der Thäter auf handhafter That ergriffen und mit ihren frischen Beweismitteln vor Gericht gebracht wurde. Dann konnte er auf der Stelle überführt werden. Anders aber verhielt es sich, wenn der Thatbestand nicht sofort einleuchtete: dann beraumte der Richter einen Beweistermin über vierzehn Nächte an und ließ die Parteien geloben, alsdann sich zu stellen und bei derselben Klage und Antwort zu beharren.

Der Beklagte war näher zum Beweise; denn bei Kriminalklagen sprach für ihn der gute Leumund, bei Eigenthums- und Schuldklagen sprach für ihn der Besitz. Das gerichtliche Verfahren war gleich einem Kampfe der Parteien, der Beklagte als der Angegriffene hatte sich zu wehren, deshalb war der Beweis ein Recht und keine Pflicht.

Die Beweismittel aber waren verschieden, je nachdem es sich bei Kriminalsachen um Schuld oder Unschuld, oder um eine bloße Thatsache handelte, welche keine Handlung der Parteien gewesen, oder wenn der Streit sich bloß auf Zivilsachen bezog.

In Kriminalsachen geschah der Beweis durch Zeugen und Augenschein nur dann, wenn der Thäter auf handhafter That ergriffen und beschrieen war, sonst aber durch Eid mit Eideshelfern oder durch Gottesurtheil. Zu letzterem nahm man die Zuflucht, wenn entweder der Beklagte keine Eideshelfer hatte, oder wenn er wegen mangelnder Freiheit und Ehrenhaftigkeit nicht zum Eide gelassen werden konnte, oder wenn der Kläger dem Beklagten den Eid dadurch abschnitt, daß er auf ein Gottesurtheil sich berief, welchem er selbst sich ebenfalls unterwarf.

Weil es gegen Gefühl und Sitte war, einen Angeklagten an Leib und Leben zu greifen, ehe seine Schuld unumstößlich dargethan worden, so schritt man auch zu allerlei peinlichen Mitteln, ihm das Geständniß zu entreissen. Gregor von Tours erzählt fürchterliche Beispiele davon. In den Volksgesetzen wird dagegen die Folter gegen einen freien Mann nur im allemannischen Gesetz erwähnt und zwar gegen einen Zauberer.

In Zivilsachen entschied der Beweis durch Zeugen und Urkunden. Aber auch hier stellte zunächst der Beklagte die Zeugen und nur diese wurden abgehört; oder er überließ es dem Kläger, den Beweis zu führen; oder es traten bei verwickelten Besitz- und Erbrechtssachen von beiden Seiten eine Menge Zeugen auf, dann rief sie der Richter vor und die Mehrheit der Zeugen entschied. Erst wenn durch Zeugen und Urkunden sich kein klares Uebergewicht des Beweises für den einen oder andern Theil ergab, oder wenn ein Theil die Gegenzeugen des falschen Zeugnisses oder des Meineides bezichtigte, kam es auch in Zivilsachen zum Gottesurtheil.

Der Schwörende rief durch eine Verwünschung seiner selbst die Rache der göttlichen Macht auf sein Haupt herab, wenn er falsch schwöre. In der älteren Zeit schwur er mit erhobenem Arm und Schwerte, oder er berührte mit der Hand des Richters Stab oder Schwert, oder den eigenen Bart oder seine Waffen: in der christlichen Zeit schwur man daneben auch auf das Kreuz, das Evangelium, oder einen Heiligen im Reliquienschrein (Heilthum).

Da aber jeder ehrenhafte Mann in innigem Verbande mit Bluts-, Gilde- und Standesgenossen stand, welche mit ihm die Fehde trugen und ihre bürgerliche Stellung und Ehrenhaftigkeit sich gegenseitig versicherten, so war es unter allen Germanen eine alte und feste Sitte, daß dem Schwörenden bei seinem Eide durch seine nächsten Genossen geholfen wurde. Diese Eideshelfer, die Konsakramentalen, schwuren, daß ihr Genosse die Wahrheit sage: dadurch erhielt dessen Charakter und Aussage Gewicht. Sie wurden selbst meineidig, wenn der Haupteid falsch war. Die Eideshelfer mußten volljährig, frei und ehrenhaft, und des Schwörenden nächste Genossen sein, daher vorzugsweise die Blutsfreunde. Bei der Wahl derselben wurde in fränkischer Zeit dem Gegner eine Mitwirkung gestattet. Ihre Zahl bestimmte sich nach dem Stande des Schwörenden und nach der Größe der Verbrechensstrafe: die Grundzahl war 12, welche je nachdem getheilt oder vervielfältigt wurde bis zu 72. Bei Ablegung des Eides legten sie die rechten Hände übereinander, und des Hauptschwörenden Hand lag oben.

3. Zweikampf vor Gericht.

Es konnte wohl keine ärgere Verhöhnung weltlicher Gerechtigkeit geben und doch kein größeres Vertrauen auf die geheime göttliche Ge-

rechtigkeit, als der förmlich geordnete Zweikampf vor Gericht. Nicht der Rechtsbegriff, und was sich folgerichtig daraus ergab, sollte gelten, sondern das Recht wurde auf die Spitze des Degens gestellt, auf die Stärke des Armes, die Schärfe des Auges und die blitzschnelle Bewegung des Leibes. Daß dieser Brauch aber selbst von der erleuchteten Gesetzgebung Karls des Großen nicht einfach als verwerflich erklärt, sondern als ein sich von selbst verstehendes Rechtsmittel allgemein anerkannt wurde, das beweiset, wie untrennbar Recht und Eigenthum noch verwachsen war mit dem Willen und der Kraft der Persönlichkeit, und wie weit man noch entfernt war von einer einfach sittlichen und vernünftigen Rechtspflege. Wohl regte sich auch damals der Zweifel, ob dem Gottesurtheil unbedingt zu trauen: umsomehr mußte die Gesetzgebung, da man kein besseres Mittel wußte, Streitigkeiten zu entscheiden, darauf bestehen, daß das Gottesurtheil untrüglich sei. „Alle sollen dem Gottesurtheil glauben ohne Zweifel!“ — so verkündet ein Kapitular des Aachener Reichstages im Jahr 809.

In den Volksgesetzen begegnet uns eine Art Luxus in Bewilligung oder Forderung des Zweikampfs. Von jeder Anklage konnte man durch den Zweikampf sich reinigen. Entstand irgend ein Verdacht, z. B. des Meineides, schlug man an den Degen. Der Zweikampf genügte auch zum Beweis jeder Behauptung, zur Widerlegung jedes Zeugen, zur Entkräftung jeder Urkunde. Ja selbst wenn der Gegner die Hand schon ausstreckte zum Eidschwur, konnte man noch vortreten und ihn zum Zweikampf fordern: dann wurde gekämpft statt geschworen. Und hatte Jemand nach Abmachung unsäglicher schleppender Förmlichkeiten es soweit gebracht, daß er mit Richter und Schöffen endlich vor der Hausthür seines bösen Schuldners erschien, um ihn auszupfänden, da trat Dieser ihm vielleicht mit gezogenem Schwert entgegen, und umsonst waren alle Mühen und Kosten des langgewundenen gerichtlichen Weges.

Wir wählen jetzt ein paar Beispiele von Zweikampf, das eine aus der Merowingerzeit, das andere aus der Zeit von Karls des Großen Nachfolger.

„Im neunundzwanzigsten Jahr der Regierung König Gunthrams ereignete es sich, daß der König, als er im Vogesenwalde dem Waidwerk oblag, die Spuren eines erlegten Büffels entdeckte. Und als er den Waldhüter strenge darüber zur Rede setzte und fragte, wer sich

dessen in einem königlichen Forst unterstanden, gab dieser den Oberkämmerer des Königs Chundo an. Da er dies sagte, ließ der König Chundo ergreifen und in Ketten nach Châlons bringen. Und als sie Beide vor dem König in Streit geriethen und Chundo behauptete, er habe sich niemals dessen unterstanden, beschloß der König, ein Zweikampf solle zwischen ihnen entscheiden. Da stellte der Kämmerer seinen Neffen für sich, daß er den Kampf bestehe, und beide Theile trafen auf dem Kampfplatze zusammen. Der Jüngling warf seinen Speer auf den Waldhüter und verwundete ihn am Fuße, so daß er rücklings zur Erde fiel. Darauf zog er das Schwert, das ihm am Wehrgehänge hing, um dem Gefallenen den Kopf abzuhauen. Dieser aber stieß, obschon verwundet, ihm noch das Schwert durch den Bauch. So sanken sie beide hin und gaben den Geist auf. Da Chundo dies sah, ergriff er die Flucht nach der Kirche des heiligen Marcellus. Der König aber rief, man solle ihn ergreifen, ehe er noch die heilige Schwelle erreichte. Er wurde angehalten, an einen Pfahl gebunden und gesteinigt. Der König bereuete es aber in der Folge gar sehr, daß er sich vom Zorne so hatte hinreißen lassen, daß er einen treuen und tüchtigen Diener wegen einer geringfügigen Schuld unbedacht hatte tödten lassen." —

Anderes Beispiel. Der Schatzmeister Ludwig des Frommen war, nach Thegan's Erzählung, angeklagt, mit der Kaiserin gebuhlt zu haben. „Er begab sich zum Kaiser und bat ihn, sich nach der bei den Franken üblichen Sitte reinigen zu dürfen, indem er bereit sei, Demjenigen, der ihn des Verbrechens zeihe, entgegen zu treten, und mit den Waffen die Anschuldigung zu nichte machen wolle. Da aber kein Ankläger, obgleich aufgefordert, sich meldete, wurde die Reinigung ohne Waffen durch Eide vollzogen." Unter demselben Kaiser wurde auf einer Reichsversammlung „Graf Bera von einem gewissen Sanila der Untreue angeklagt und kämpfte mit diesem nach eigenem Recht, da sie Beide Gothen waren, zu Pferde und wurde besiegt. Da nun nach dem Gesetz wider ihn verfahren und er des Hochverraths schuldig mit dem Tode bestraft worden, schenkte ihm der Kaiser das Leben und verbannte ihn nach Rouen."

Seiner malerischen Schilderung dieses Zweikampfs setzt der Dichter Ernoldus Nigellus an die Spitze: „Das sei alte und dauernde Sitte der Franken, die so lange sie bestehe des Volkes Ehre und

Zierde sein werde, daß, wenn Jemand einen Andern einer That beschuldige, die mit der lautern Treue gegen den König nicht stimme, Beide sich im grimmigen Kampfe messen mußten unter den Augen des Königs und der Franken und sämmtlicher Vornehmen."

Gewöhnlich wurde zu Fuße gekämpft und mit dem Schwert. Indessen hingen Ort und Waffen von gegenseitiger Uebereinkunft ab. Jedoch macht sich in mehreren Gesetzen eine Neigung bemerklich, dem Kampf zu Fuß mit Schild und Kolben den Vorzug zu geben, wahrscheinlich deshalb, damit der waffengeübte Vornehme keinen Vortheil habe über den gemeinen Mann und das reine Gottesurtheil walte. Das Ansehen desselben zu verstärken und die Feierlichkeit zu erhöhen, aber auch um die Kraft geheimer Zauberkräfte zu vernichten, wurden die Kämpfer eingesegnet. Auch die Ausforderung und Tagbestimmung geschah unter gewissen Förmlichkeiten.

Von einem Nichtebenbürtigen brauchte Niemand die Forderung anzunehmen. Jedoch konnte man nach mehreren Volksrechten auch für sich einen Kämpfer (campio) stellen. Dies fand insbesondere statt, wenn die Zeugen sich widersprachen oder man sonstwie über Recht oder Unrecht oder eine dunkle That nicht in's Klare kommen konnte. Frauen ließen ihre Unschuld durch einen Kämpfer vertheidigen. Besonders rauflustig sind unter den Deutschen noch heute die Baiern, — wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in ihrem Volksgesetze folgende Stelle finden: „Weil das Weib sich mit den Waffen nicht vertheidigen kann, empfange es doppelte Genugthuung. Will es aber kämpfen in seines Herzens Wildheit wie ein Mann, so erhält es nicht mehr als einer seiner Brüder."

4. Andere Gottesurtheile.

Während freie Männer sich auf ihren bewaffneten Arm verließen, fand für Knechte, Weiber und Geistliche eine andere Art von Gottesurtheilen statt. Man kannte ihrer eine ganze Reihe: die Kirche hatte sie nicht bloß mit ihrer Weihe geheiligt, sondern zu denen, die aus germanischer Zeit herrührten, noch neue hinzu erfunden. Daß nicht der Mund sterblicher Menschen, sondern der ewige Richter im Himmel das Urtheil spreche, paßte ganz zum Glauben an Gottes Allgegenwart.

Deshalb hieß es ganz besonders das Urteili oder angelsächsisch Ordael, und, wunderlich genug, sind aus dem angelsächsischen Worte im Mönchslatein das Ordalium und in unsern Büchern die Ordalien entstanden.

Wir lassen jetzt je nach den kirchlichen Beschwörungsformeln und einigen reichsgesetzlichen Bestimmungen den wörtlichen Hergang der Gottesurtheile folgen, weil der Charakter der Zeit sich so treu in ihnen spiegelt.

Zweikampf um Grundbesitz. „Wenn irgend Streit entstanden unter zwei Geschlechtern über die Feldgränze und Einer sagt: „Dies ist unsere Gränze", und der Andere geht an einen andern Ort und sagt: „Dies ist unsere Gränze", so soll da zugegen sein der Graf aus jenem Volke und soll ein Zeichen setzen, wo der Eine und der Andere die Gränze will, und sie sollen das streitige Gebiet umschreiten. Nachdem es umschritten ist, sollen sie herbeikommen und in Gegenwart des Grafen Erde ausheben, was die Allemannen Zturf (Torf) nennen und von den Bäumen dortselbst Zweige in den Boden stecken, wo die Erde ausgehoben ist, und jene Geschlechter, welche den Streit haben, sollen jene Erde in Gegenwart des Grafen aufnehmen und sie in seine Hand übergeben: dieser soll sie in ein Tuch wickeln und ein Siegel darauf setzen und sie zu treuer Hand übergeben bis zur festgesetzten Gerichtsverhandlung. Dann sollen sie untereinander Zweikampf geloben. Sind sie nun zum Kampfe fertig, so sollen sie die Erde herbeibringen und sie berühren mit ihren Schwertern, mit welchen sie kämpfen sollen, und Gott den Schöpfer zum Zeugen anrufen, daß, wer das Recht habe, Dem auch der Sieg sei, und dann sollen sie kämpfen. Wer von ihnen siegt, der besitze die Streitsache und jene andern Ansprecher, weil sie Grundbesitz bestritten, zahlen zwölf Schillinge." Es ist diese Stelle aus dem Allemannenrecht auch ein Beispiel, mit welchen weitschweifigen Förmlichkeiten der Rechtsgang umwickelt war.

Glüheisenprobe. „Wenn die Litanei gesprochen ist, so soll der Priester an dem Orte, an welchem das Eisen glühend gemacht wird, die Beschwörung also beginnen: (folgen die Beschwörungsgebete). Ist das vollendet, so werde das Eisen hervorgetragen, welches der Angeschuldigte in Gegenwart Aller nehmen und eine Strecke von neun Fuß tragen muß. Dann werde die Hand versiegelt, unter dem Siegel bewahrt, und nach drei Nächten der Binde entledigt. Ist der Ange-

klagte unverletzt, so preise er Gott. Wird aber ein von dem Eisen herrührendes Brandmal gefunden, so soll er für schuldig und befleckt gelten."

„Wenn Jemand wegen seiner Freiheit belangt, in Furcht, er werde in Knechtschaft fallen, einen von seinen Verwandten, um dessen willen er in Knechtschaft zu fallen fürchtet, das ist Vater, Mutter, Oheim, tödtet, so soll er sterben. Leugnet er, jenen getödtet zu haben, so soll er zu glühenden Pflugscharen hinzugehen, um durch Gottes Urtheil geprüft zu werden."

Kesselfang. „Der, welcher die Hand in's Wasser halten soll zur Prüfung, spreche das Gebet des Herrn und bezeichne sich mit dem Zeichen des Kreuzes. Und gleich werde das siedende Wasser vom Feuer gethan und daneben gestellt, und der Richter hänge den Stein an einem Bande, wie es Brauch ist, in das Wasser hinein. Und so ziehe der, welcher zum Gottesurtheile schreitet, den Stein heraus in Gottes Namen. Darauf werde mit allem Fleiße die Hand eingewickelt und mit dem Siegel des Richters versehen bis an den dritten Tag, an welchem sie von geeigneten Männern auf die Verletzungen hin beschauet werden soll."

Schwimmprobe. Das ihr vorhergehende Gebet des Priesters lautet: „Gott, der Du durch Wasserfluthen Deine Gerichte übst und durch die Sündfluth Tausende der Völker getödtet und den gerechten Noah mit den Seinen gerettet hast, verleihe in Gnaden diesen Gewässern die Kraft Deines Segens und zeige an ihnen ein neues und wunderbares Zeichen, daß die Gewässer Die, welche unschuldig sind des Diebstahls (Todschlags, Ehebruchs oder eines anderen Verbrechens), dessen Untersuchung wir jetzt durchführen, nach Art des Wassers in sich aufnehmen und in die Tiefe ziehen, Die aber, welche sich des Verbrechens bewußt sind, ausstoßen und auswerfen." Nach diesen Beschwörungen des Wassers müssen die Menschen, welche in das Wasser geworfen werden sollen, entkleidet werden, jeder Einzelne küsse das Evangelium und das Kreuz Christi, und geweihtes Wasser werde über sie Alle gesprengt, und dann sollen sie einzeln in's Wasser geworfen werden. Gehen sie unter, so halte man sie für unschuldig: schwimmen sie obenauf, so ergehe über sie das Urtheil, daß sie schuldig sind."

Looswerfen. „Wenn ein Mensch in einem Tumulte erschlagen ist, und der Todtschläger kann wegen der Menge, die da war, nicht gefunden werden, so steht Dem, welcher die Buße (das Wehrgeld) fordern will, frei, bis zu sieben Menschen wegen Todtschlages anzuklagen . ., und Jeder von diesen muß selbzwölfter Hand sich durch Eid von dem ihm vorgeworfenen Verbrechen reinigen. Dann sollen sie zur Kirche geführt werden, und Loose sollen auf den Altar, oder falls es nicht in der Kirche geschehen kann, über Heiligenreliquien geworfen werden. Die Loose müssen so sein: zwei Stücke werden von einer Ruthe geschnitten, das eine wird mit dem Kreuzeszeichen versehen, das andere bleibt rein. Diese werden über dem Altare oder den Reliquien auf reines Wollenzeug geworfen. Der Priester . . ., oder wenn kein solcher da ist, irgend ein unschuldiger Knabe nimmt eines der Loose vom Altare; während dessen muß Gott angerufen werden, daß er offenbar anzeigen wolle, ob jene Sieben der Wahrheit gemäß geschworen. Ergreift er das mit dem Kreuze gezeichnete Loos, so werden sie schuldlos sein . . ., nimmt er das andere, so muß jeder von den Sieben sich ein Loos machen, d. h. ein Stäbchen von einer Ruthe, und das mit seinem eigenen Zeichen versehen, so daß es von ihm, wie von den Umstehenden erkannt werden könne. Dann werden die Loose auf reines Wollenzeug geworfen und auf den Altar oder die Reliquien gelegt, und der Priester oder ein unschuldiger Knabe nehme sie einzeln vom Altare und frage, wer das Loos als das seine erkenne. Wessen Loos zufällig das letzte ist, der werde angehalten, die Buße (das Wehrgeld) zu erlegen."

Weihbissen. „Es hebt an die Beschwörung des Gerstenbrots und des Käses, die das Gewicht einer Unze haben sollen. „Herr Jesus Christe, gewähre, wir bitten Dich, durch Deinen heiligen und wunderbaren Namen, daß, wenn einer dieses Diebstahls, (Todtschlags, Ehebruchs oder einer andern Uebelthat, die hier untersucht wird), schuldig ist, bei der zur Offenbarung der Wahrheit geschehenden Darreichung des geweihten Brodes und Käses seine Kehle geschlossen und sein Schlund zusammengeschnürt, und daß in Deinem Namen der Bissen ausgestoßen und nicht verschlungen werde. Der Unschuldige aber möge mit aller Leichtigkeit diesen Bissen Brot und Käse, der in Deinem Namen gezeichnet ist, kauen und hinabschlingen."

Kreuzprobe. „Es stritten zwei um ein Landgut und erging

das Urtheil der Kreuzprobe. Sie kamen vor den Vikar und vor die Gauleute.... und standen vor dem Kreuze. Der Eine (der Kläger) überwand Den, welcher das Landgut in Besitz genommen hatte, in dem Urtheil am Kreuze. Dieser fiel in der Gerichtsversammlung an dem Kreuze zu Boden."

Gegen solche Gottesurtheile regte sich hin und wieder in Schriften und Gesetzen Widerstand. Erzbischof Agobard von Lyon nannte sie in Schriften, deren eine er an Ludwig den Frommen richtete, gottlos und den Glauben daran verdammenswerth. Allein das Volk ließ sie nicht fallen. Man dachte, wer sich schuldig fühle, werde sich wohl hüten, das Gottesurtheil zu versuchen, da er ja das sichere Verderben vor Augen habe. Ohnehin konnte sich ja der freie Mann durch Eid und Eideshelfer reinigen oder schlimmsten Falls an sein Schwert schlagen. Wenn aber ein Freier, der keine Eideshelfer fand und auch nicht kämpfen wollte, oder wenn ein Weib oder ein Priester, für welche sich kein Kämpfer stellte, oder wenn Einer von Knechtesart, bei dessen Stande man ohnehin niedrige Gesinnung voraussetzte, wenn solche Leute im Gottesurtheil zu Grunde gingen, so war die allgemeine Meinung: Was liegt daran? Verdient haben sie es ja.

5. Beschränkung des Fehderechts.

In Einhard's Briefen wird erzählt, wie eine Gesellschaft im wüsten Urwald auf einen Mann getroffen, den man vergebens um Begleitung bat; denn er erklärte: schwere Noth zwinge ihn, hier zu hausen, weil er in Fehde sei und sich nicht zeigen könne, wo er seine Feinde treffe, die ihm nach dem Leben stellten. So steht auch auf allen Blättern der Stammesrechte das Fehdewesen noch in Blüthe. Woher auch wollte man Gründe nehmen, es zu unterdrücken, so lange der Zweikampf vor Gericht an der Tagesordnung war? Statt der Kraft bloß des eigenen Leibes, wie im Zweikampf, stellte man in der Fehde dem Feinde gegenüber die Kraft all der Seinigen: wem der Sieg blieb, für den hatte das Gottesgericht entschieden, gleichwie die Feldschlacht noch jetzt entscheiden muß zwischen streitenden Völkern.

Der finstere Geist der Blutrache lebte fort und entzündete eine Fehde nach der andern. Gregor von Tours erzählt eine Geschichte

davon. Sichar, ein vornehmer Herr zu Tours, hatte dem Chramnisind die Verwandten erschlagen, sich aber, nachdem er reichlich Wehrgeld erlegt hatte, mit ihm ausgesöhnt, und „Beide liebten einander so herzlich, daß sie meist zusammen speisten und auf einem Lager schliefen. Eines Tages nun hatte Chramnisind ein Gastmahl für die Nacht angerichtet und den Sichar dazu geladen. Dieser kam, und Beide setzten sich zum Gelage. Sichar aber begann, vom Wein trunken, Chramnisind zu höhnen, und soll zuletzt noch ihm zugerufen haben: „Du schuldest mir recht großen Dank, mein süßer Bruder, dafür, daß ich Deine Verwandten erschlug; denn von dem Wehrgeld, welches Du für diese That empfingst, hast Du nun Gold und Silber in Deinem Hause im Ueberfluß. Arm aber und dürftig wärest Du, hätte dieser Handel Dich nicht etwas zu Kräften gebracht.“ Wie jener dies hörte, erwachte in seinem Herzen bitterer Groll über des Sichar Worte, und er sagte sich: „Räche ich nicht meiner Verwandten Tod, so will ich den Namen eines Mannes verlieren und fortan ein schwaches Weib heißen!“ Und alsbald löschte er die Lichter aus und spaltete Sichar's Haupt mit dem Schwerte. Dieser stieß nur noch einen leisen Laut aus, fiel hin und war todt, während seine Knechte, die mit ihm gekommen waren, davon flohen. Darauf ließ Chramnisind den entseelten Körper entkleiden und ihn an einen Pfahl des Zaunes aufhängen. Er selbst stieg mit den Seinen zu Rosse und ritt zum König, und da er in die Kirche trat, warf er sich zu des Herrschers Füßen und sagte: „Um mein Leben bitte ich, ruhmreicher König; denn ich habe den Menschen getödtet, der mir meine Verwandten heimtückisch erschlug und all meine Habe raubte.“ Und da er ausführlich berichtete, hörte die Königin Brunhilde mit Unwillen, daß Sichar, der unter ihrem Schutze stand, also um's Leben gekommen sei, und begann heftig gegen den Mörder zu klagen. Als Jener nun die Königin wider sich sah, floh er in den Gau Besages, wo Verwandte von ihm lebten. Später aber kam er nochmal zum Könige, und das Urtheil wurde nun dahin gesprochen, daß er den Beweis brächte, er habe seinen Gegner aus Blutrache erschlagen. Das hat er denn auch gethan. Aber da die Königin Brunhilde Sichar in ihren Schutz genommen hatte, so hatte sie den Befehl gegeben, Chramnisind's Habe einzuziehen. Später erhielt er jedoch sein Vermögen wieder zurück.“

Da auch nicht entfernt die Gesetzgebung den Gedanken fassen

konnte, das Fehdrecht auszumerzen, mußte man froh sein, wenn man sein Walten in bestimmte Regeln und engere Gränzen brachte. Wer Todtschlag oder schwere Verwundung, schimpfliche Gewalt an einem Weibe, Brandstiftung, Raub, Einbruch sich zu Schulden kommen ließ, wurde von den Angehörigen des Gekränkten stehenden Fußes verfolgt, und so lange blieb er der Fehde ausgesetzt, bis er im Wege gütlichen Vergleichs, insbesondere durch Vermittlung der Geistlichen, sich zur Genugthuung verstand. Wurde sein Hof mit 42 Bewaffneten umzingelt und ein Pfeil oder Wurfgeschoß hinein geschleudert, so hieß das bei den Baiern eine Heriraite, — waren es weniger Schilde, nur eine Heimsucht. Wer Jemand, der vor seinen Feinden floh, ohne ihn zu berühren, aufhielt, bis die Verfolger kamen und ihn todtschlugen, mußte der Familie des Getödteten für sein Verschulden, was Wanstodal hieß, mit 12 Schillingen aufkommen. Zog aber die beleidigte Familie es vor, den Frevler vor Gericht zu fordern, so mußte hier die Sache ausgemacht werden in einer oder der andern Weise. Fälscher oder bestrafte Verbrecher wurden überhaupt zur Anklage nicht zugelassen. War die That nicht offenbar, so hatte der Angeklagte den Gefährdeeid zu leisten. Auf falscher Anklage stand hohe Geldstrafe; hin und wieder hieß es dann: wie Du mir gewollt, so soll Dir geschehen. Leugnete der Angeklagte, so hatte der Kläger das nächste Recht, ihn mit Zeugnissen zu überführen. Der Beweis der Nothwehr sollte nach Frankenrecht nur mit sechsunddreißig Eidhelfern gültig sein. Wurde der Angeklagte für schuldig befunden, so hatte er zu leisten, was in den Volksgesetzen für solchen Fall festgesetzt war. Ueber die Sühne und Austragung einer großen Fehde wurde gewöhnlich eine Urkunde aufgenommen. Wollte aber der Frevler dem Gerichte keine Folge leisten, so setzte ihn dasselbe förmlich außer den öffentlichen Frieden. Er wurde friedlos, sein Leben galt nichts mehr, frei waltete wider ihn das Fehderecht.

Zur Beschränkung aber desselben wurden nach und nach im ganzen Reiche folgende Grundsätze zur Geltung gebracht. Erstens, die Fehde sollte bloß den Thäter oder dessen Söhne treffen, und von der Vertretung der heimlichen Schandthat, die sie ja nicht hatten hindern können, sollten sich alle Verwandte leicht lossagen können. Zweitens, keine Fehde sollte stattfinden, wo die Kränkung an Person oder Vermögen entweder auf Befehl des Herzogs, oder des Königs

oder ohne Schimpf aus Zufall oder durch Thiere geschehen war. Wer im ersten Falle Fehde erhob, hatte es mit dem Gewalthaber selbst zu thun und beleidigte zugleich das ganze Volk in seinem Haupte. Im zweiten Falle konnten die Volksgesetze nur dadurch der Feindseligkeit entgegenwirken, daß sie bloß die Entschädigung, nicht aber noch eine andere Buße zugestanden. Drittens, der von der Fehde Verfolgte sollte Frieden haben in der Kirche, in seinem Hause, auf dem Wege zur Kirche und zur Gerichtsstätte, und auf dem Rückwege von dort. Viertens, die öffentlichen Beamten sollten, wo ein Todtschlag oder eine andere Gewaltthat vorfiel, gleich dazu thun, daß Genugthuung festgesetzt und Friede gelobt werde, und ihren ganzen Einfluß aufbieten, um den Widerspenstigen zum Frieden zu nöthigen, und schlimmsten Falles ihn vor den König bringen.

Zeigte sich nun hierin das Bestreben, Ausbruch und Ausdehnung der Fehde, soweit das damals überhaupt denkbar, zu hemmen, so wollte man auch durch die Gesetze den friedlichen Austrag bestens erleichtern.

So lange nur Einer oder etwa mit ihm Zwei oder Drei thätlich geworden, wurde die einfache Buße entweder jedem Einzelnen oder Allen gemeinsam zugemessen. Für den Fall aber, daß eine Menge sich betheiligte, erschienen besondere Bußbestimmungen nöthig, einestheils weil der Druck auf die Freiheit und Wehrkraft des Angegriffenen sich größer gestaltet hatte, anderntheils weil unmöglich Jeder in der Menge gleiche Schuld haben konnte. Die Gesetze machten daher entweder den Anführer der Fehdeschaar für die Hauptbuße verantwortlich, oder sie bezeichneten ein für alle Mal eine bestimmte Anzahl der Fehdegenossen, welche eine Buße zahlen sollten. Letzteres geschah, weil bei einer Menge von Streitenden eine andere Schlichtung der Sache vor Gericht kaum zu Ende zu bringen war.

Was die Bußen betrifft, die in Vieh, Getreide, Waffen, Kleidungsstücken oder ganzen Höfen und Gütern bezahlt wurden, so lassen sich in den Volksgesetzen folgende leitende Grundsätze erkennen:

1) Bei Schädigung oder Vernichtung von Thieren, Häusern, Geräthen, Früchten wird entweder die Rückgabe oder Werthbezahlung der Sache zugleich mit der Buße namhaft gemacht, oder es steckt Beides darin, daß ein mehrfacher Werth der zerstörten oder entfremdeten Sache festgestellt ist.

2) Bei Todtschlag oder Menschenraub findet sich neben dem Wehrgeld, das ist dem Schadensersatz für den Verlust, den die Sippe durch Wegfall eines ihrer Glieder erfährt, stets noch eine Summe dafür, daß die gekränkte Familie die Fehde unterlasse. Entweder wird diese Fehdebuße besonders angegeben, oder das einfache Wehrgeld ist um so viel erhöht.

3) Bei Lähmungen, d. h. solchen Körperverletzungen, wodurch ein Glied verloren geht, muß der Verlust und außerdem der Schimpf gebüßt werden.

4) Bei bloßen Verwundungen, Schimpfworten und andern beleidigenden Handlungen, womit kein bleibender Verlust verknüpft war, kam natürlich bloß die Fehdebuße in Betracht.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Verbrechen und Strafe.

1. Weltliches Gericht.

In den Volksgesetzen und Kapitularien ist bereits ein Streben ersichtlich, die Verbrechen je nach ihrer größeren oder geringeren Gemeingefährlichkeit zu unterscheiden. Demgemäß ergaben sich drei Klassen.

Zu den Verbrechen, die gegen das Gemeinwesen gerichtet waren, gehörten Hoch- und Landesverrath, bewaffneter Widerstand gegen hohe Beamte, Befreiung von Verhafteten, Aufruhr, Meuterei, Heerverlassen, Rauferei im Heere oder am Königshofe oder auf der Gerichtsstätte, Straßenraub, gewaltsamer Ueberfall von Ortschaften, Kirchenraub, Gräberschändung, Zauberei, Giftmischen. Der Schuldige wurde in der Regel mit dem Tode und Gütereinziehung, bei geringerer Strafwürdigkeit mit hoher Geldbuße bestraft.

Von Handlungen, die sich gegen Einzelne richteten, wurden grobe Verbrechen gegen die Sittlichkeit mit Geld, in späterer Zeit auch

wohl mit dem Tode gebüßt. Jeder Todtschlag, gleichviel ob gewollt, ob zufällig, hatte Forderung des Wehrgeldes zur Folge, ebenso Raub oder Verkauf eines Freien. Bei heimlicher Ermordung, — die angenommen wurde, sobald die Leiche versteckt oder verbrannt war, oder bei Todtschlag in der Kirche, im Lagerzelt, im Hause oder im Schlafe, — wurde das Wehrgeld verdreifacht, oder verneunfacht. Die Höhe hing von dem Stande des Erschlagenen ab. Frauen hatten bei den meisten Stämmen das Wehrgeld des Mannes, Gebärfähige ein höheres. Verwandtenmord sollte auch Vermögensverlust nach sich ziehen. Hin und wieder kommt für die freventliche Tödtung auch Todesstrafe oder Verbannung vor. Tödtung eines auf der That ertappten Diebes, Ehebrechers, Straßenräubers, Einbrechers blieb in der Regel straflos, weil kein Kläger auftrat.

Die Genugthuung für Verwundungen und Schläge war genau nach der Größe des Schadens und des Schimpfes abgemessen. Es kam darauf an, ob aus der Wunde Blut oder Gliedwasser herauskam, ob es auf der Wunde stehen blieb oder zur Erde floß. Beraubung der Mannbarkeit wurde wie Todtschlag gebüßt. Ebenso wurde bis in's Kleinste die Strafe der Schimpfworte bemessen, je nachdem mehr oder minder die Ehre angetastet schien.

Der Diebstahl wurde bestraft mit dem Doppelten und Dreifachen, und wenn er bei Nacht oder an einem befriedeten Orte vollführt war, mit dem neunfachen Werthe des Gestohlenen. Auf Diebstahl mit Einbruch oder an Eigenleuten, Streithengsten oder Zugvieh verübt, stand in vielen Gegenden Todesstrafe. Der Hehler galt wie der Stehler, und ähnlich wurde selbst der Bestohlene angesehen, wenn er sich heimlich mit dem Diebe verglich. Der Raub zog dagegen nur den Ersatz des neunfachen Werthes des Geraubten und ein hohes Friedensgeld nach sich, namentlich wenn er mit Einbruch oder in der Kirche, auf der Landstraße, im Heereszug oder mit Vermummung geschah. Brandstifter hatten außer dem Schadenersatz den Königsbann zu zahlen. Sonstige Vermögensbeschädigungen, namentlich an den Hausthieren, waren in den Volksgesetzen ebenfalls mit genauen Bußen versehen. Jeden Schaden, welchen ein Thier verursachte, mußte dessen Eigenthümer ersetzen.

Läßt sich in der Abstufung der Strafen deutlich erkennen, daß auf Gemeinheit der Gesinnung härtere Buße fiel, daß offene Kühnheit

leichter Entschuldigung fand, daß die Ehre und Unantastbarkeit der Person ängstlich gehütet wurde, so mußte eine dritte Klasse von Verbrechen, auch wenn der Beleidigte selbst keine Rache suchte, dem Staate gebüßt werden; sie wurde jedoch mit mäßiger Geldbuße abgethan. Dahin gehörte das Belagern von eines Mannes Burg, das bewaffnete oder eigenmächtige Eindringen in eines Andern Haus, auch Heimsuchung genannt, das Wegeverlegen, Helmabreißen, Werfen vom Pferd. Höher war die Geldstrafe für falsches Zeugniß, Meineid, Urkundenfälschung, Falschmünzen. Gegen den, wie es scheint, noch immer beliebten Frauenraub gingen der Staat mit Königsbann und die Kirche mit hoher Buße vor.

In germanischer Zeit hätte sich gegen ein Verbrechen der ersten Klasse das beleidigte Volk erhoben: an Stelle des ganzen Haufens, der wild erregt zufuhr, trat jetzt der König und sein Graf mit geordnetem Verfahren — ein bedeutender Fortschritt. Die zweite Klasse umfaßte alles frevelhafte Thun gegen eine bestimmte Person, welches den Beleidigten oder Beschädigten aufrief, sich gewaltthätig Genugthuung zu verschaffen: hier fand jetzt viel häufiger, als ehemals, die Vermittlung durch das öffentliche Gericht statt, und damit auch regelmäßig die Verpflichtung des Schuldigen, daß er außer dem Wehrgelde oder der sonstigen Genugthuung, womit er sich vom Verletzten oder dessen Blutsfreundschaft wieder Frieden erkaufte, die Gerichtsbuße zahlen mußte, das Fredum, d. h. die Entgeltung dafür, daß durch das Gericht dem Frevler wieder Frieden erwirkt wurde. Dieses Fredum erhöhte sich nach und nach bei geordnetem Verfahren und nahm den Charakter eines Strafgeldes an, durch dessen Erlegung der Schuldige sich in den öffentlichen Schutz wieder einkaufte. Als durch den Königsbann bestimmte Thaten von vorn herein mit einer Geldstrafe belegt wurden, trat das Banngeld in der Regel an Stelle des Fredum. Die dritte Klasse der Verbrechen und Vergehen ließ sich damals erst in der Richtung erfassen, welche wir jetzt eine polizeiliche nennen. Die Straßen und Plätze, die Urkunden, die Münze, das öffentliche Zeugniß wurden unter Gewähr des Staates gestellt, der allmählig gegen den Fälscher mit Leibesstrafen, z. B. dem Abhauen der rechten Hand, vorging.

Ein großer Fortschritt lag auch darin, daß nach und nach auf die öffentlichen Beamten als Pflicht überging, was bisher im freien

Willen der Leute lag. Sie mußten auf übel berüchtigte Menschen ein scharfes Auge haben, durften bei schweren Verbrechen sofort den Thäter ergreifen, und sollten, wenn sonst kein Kläger auftrat, an dessen Stelle die Anklage erheben. Wiederholt wurde als nachbarliche Pflicht verkündigt, jeder Erwachsene solle mit seinen Waffen sogleich dem Lärmrufe, dem Horn, der Glocke folgen und den Verbrecher zu greifen trachten. Ging dieser flüchtig, so wurde gegen ihn der Bann ausgesprochen, welcher die Wirkung hatte, daß der Frevler nirgendwo durfte beherbergt und überall durfte ergriffen werden.

Die Verbrechensstrafen wurden vermehrt und näher bestimmt, indem Kapitularien und alsdann Volksgesetze sich darüber aussprachen, in welchen Fällen die Todesstrafe durch Hängen, Ersticken im Schlamm, Rädern, ferner die Leibesstrafe durch Brandmarken, Verstümmelung an Augen, Nase und Hand oder Auspeitschen stattfinden sollte. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen. Ging dasselbe auf Geldbuße, so mußte förmlich Zahlung gelobt werden, was zur Pfändung oder Schuldknechtschaft führte. Bei Nichtzahlung des Königsbannes trat Schuldknechtschaft ein, oder Züchtigung, für jeden Solidus ein Hieb.

2. Kirchenzucht.

Der Frevler, der durch seine Macht oder Geschicklichkeit des weltlichen Gerichtes spottete, oder leichten Herzens die Buße zahlte, konnte noch einem andern Gerichte anheimfallen, dessen Strafe schwieriger zu entgehen war. War nämlich durch eine Sünde öffentlich ein Aergerniß gegeben, so fühlte sich die Kirche berufen, Gottes Gebote Geltung zu verschaffen und das beleidigte Sittengesetz zu rächen. Jeder Beichtiger hielt sich schon für sich allein dazu berechtigt; wenn aber die Geistlichen einer Landschaft zusammenkamen, so lag es nahe, daß sie den öffentlichen Sittenstand erörterten; und erschien der Bischof, so mußte es seine erste Pflicht sein, neuen Verbrechen zuvorzukommen, indem die bekannt gewordenen gestraft und gesühnt wurden. Es entwickelte sich daraus eine förmliche Gerichtsbarkeit der Kirche, die ihren Abschluß durch die Anordnung Karls des Großen fand, es solle jeder Bischof oder sein Vertreter wenigstens einmal im Jahre und zwar in Begleitung eines Waltboten seine Diözese bereisen, an bestimmten

Orten die Männer der umliegenden Höfe und Gemeinden versammeln und aus ihnen würdige Häupter vorrufen, die auf Eid und Gewissen offenbaren sollten, ob und welche Verbrechen vorgefallen.

Als solche „sündliche Laster", wie man sie später nannte, erschienen Abfall vom Glauben, Ketzerei, Kirchenraub, Gotteslästerung, Zauberei, Meineid, Eidbruch, Mord und jede rechtlose Gewaltthat, insbesondere an Geistlichen. Da vorzugsweise der Barmherzigkeit der Kirche Wittwen und Waisen, arme Kranke und andere Hilflose empfohlen schienen, so gehörten vor das geistliche Gericht auch die Frevel, welche an solchen Bemitleidenswerthen verübt wurden, daher auch wucherisches Treiben.

Der Kirchenstrafen aber, die nach Untersuchung des Falles vom Bischof oder seinen Vertretern verhängt wurden, gab es eine lange Liste: dem Wehrgeldsregister entsprach das kirchliche Bußregister. Die leichteste Strafe bestand in Beten, Kniebeugen, Armausstrecken, was bis zu einer gewissen Anzahl wiederholt werden mußte. Für Leute, welche wie die meisten Deutschen gewohnt waren, viel zu essen und zu trinken, war es eine harte Strafe, mehrere Wochen bei Brod, Gemüse und Wasser zu fasten. Ein Todtschläger z. B. mußte ein paar Jahre lang fastend umherziehen. Auch die zeitweise Trennung vom Ehebett und das Verbot, Waffen zu tragen, gehörte zu den kirchlichen Strafen. Da sie das Gefühl des freien und ehrliebenden Mannes empfindlich berührten, so war man froh, ihnen durch reichliche Almosen und Spenden an die Kirche zu entkommen, und gerade wie ein Verklagter seine Eideshelfer zum Beistande vor das weltliche Gericht rief, so glaubte sich Mancher ganz in seinem Recht, wenn er die ihm auferlegten Zeitfristen des Fastens unter seine Freunde vertheilte, daß sie ihm fasten halfen und die Buße mit einmal abgemacht wurde. Die härteste Strafe aber war der Kirchenbann, der zwei Klassen hatte: der kleine schloß nur vom Abendmahle, der große von aller kirchlichen Gemeinschaft aus. Wurde der Bannfluch öffentlich in oder vor der Kirche gegen einen Unseligen ausgesprochen, so war er fortan wie ein Aussätziger, welchem die Frau keinen Kuß, die Tochter kein Brod, der Blutsfreund keine Herberge geben durfte, bis die Buße gethan oder die gesetzte Zeit um war. Wer im Kirchenbann starb, fuhr geraden Wegs zur Hölle: das wurde von der Geistlichkeit allgemein verbreitet.

Nichts hätte sich erfinden lassen, das mehr geeignet, Frevelmuth zu brechen und Ueberssprudeln des Freiheitsgefühls nieder zu drücken, als solche Strafen, die scharf in die Seele hinein griffen. Ehre und Gewissen zugleich in Fesseln schlagen, — das war endlich ein Mittel, die germanische Wildheit zu zähmen. Nicht hoch genug lassen sich die Folgen der Kirchenzucht anschlagen, die sich über die ganze bürgerliche Gesellschaft erstreckten. Wahrhaft mitbildend in Staat und Kultur ist in Deutschland die Kirchenzucht gewesen, von welcher die Beichte nur die geheimere Seite war.

In erster Linie hat die Kirchenzucht in der Art, wie sie ein Jahrtausend hindurch geübt wurde, auf die ganze Nation sänftigend und sittlichend eingewirkt. Wer hätte sich noch gegen das Bewußtsein einer göttlichen allwaltenden Gerechtigkeit verstocken können! Die Strafweise der Kirche aber gab auch unabweisbare Lehre für die Rechtspflege überhaupt. Durch sie trat der Begriff des Verbrechens auf mit schneidiger Anforderung an die Staatsgewalt. Eine Handlung wider Gott und das christliche Volk, welche statt des Himmels die Kirche strafte, mußte auch dem irdischen Rächer zu thun geben. „Wo kein Kläger, ist kein Richter"; — das allein entsprach germanischer Anschauung. Der uralte Grundsatz ließ sich in seiner strengen Fassung nur noch auf das bürgerliche Recht beziehen. Damit verbreitete sich die kirchliche Untersuchung von Amts wegen allmählig weiter und weiter über die weltlichen Gerichte, bis zuletzt die Gesetzgebung, z. B. Friedrich des Großen, es dem Richter zur Pflicht machen konnte, auch in Vermögensstreitigkeiten von Amts wegen die reine Wahrheit zu erforschen.

Auf dem Wege der Kirchenzucht ist die christliche Moral endlich Herrin geworden über das bürgerliche Zusammenleben der Europäer. Wurde aber damit das germanische Rechtsbewußtsein völlig ertödtet, oder umgewandelt? Wer könnte verkennen, daß noch bis auf den heutigen Tag ein anderes Gesetzbuch der Ehre und gesellschaftlichen Sitte gilt, als die Kirche es vorgeschrieben!

3. Geistliche Gerichtsbarkeit.

Zu ihrer Macht über die Gewissen und zu dem großen Ansehen, welches die Kirche bereits durch ihre allthätige Fürsorge für Schule

und Erziehung, für Kunst und Wissenschaft, für Armen- und Krankenpflege gewonnen, trat also ihre öffentliche Zensur der Sitten und Handlungen hinzu. Indem die Kirche eine so tief eingreifende Gerichtsbarkeit für sich eroberte, nahm sie für Friedenszeiten fast die eine Hälfte wirkender Staatsgewalt für sich in Anspruch und versah die andere Hälfte mit Anreiz und Belehrung.

Karl der Große und seine Umgebung hatten eingesehen, daß sie nur durch Gottesdienst, Predigt und Beichte die harte Sinnesart von Germanen brechen und schmelzen könnten, und es war nur Folge dieser Einsicht, wenn der Kaiser verkündigen ließ: wer sich vom Kirchenbann nicht löse, unterliege auch der Reichsacht. Jetzt mußte die Lehre, — daß Macht und Gewalt auf Erden sich nicht allein stütze auf Willen und Verständniß der Bürger, sondern vielmehr von Oben herabfließe, daß also das Volksheil von Oben herab zu wirken und durchzuführen sei, — sich dem gesammten öffentlichen mittheilen. Damit war die Vermählung von Staat und Kirche vollzogen.

Den Löwenantheil aus solcher Ehe zog zuerst die weibliche Seite. Als unter den Spätkarolingern die meiste Zeit über die Zügel der Reichsregierung verwirrt oder in schwachen Händen waren, erschien die Kirche umsomehr als die ordnende, Unheil verhütende und, war es eingetreten, als die richtende und schlichtende Gewalt. Zu ihr flüchtete der Unterdrückte, von ihr verlangte man die Entscheidung, welche irgend einer Ursache wegen die Gerichte nicht geben konnten. Unbehindert von der weltlichen Macht konnte nun die Kirche ihre Einrichtungen ruhig ausbauen und mit ihnen das ganze Land umspannen.

Schon zu Ende der Regierung Karls des Großen wurden sämmtliche Bisthümer der Oberaufsicht von Erzbischöfen unterworfen. Der Erzbischof zu Mainz, wo der Sitz des heiligen Bonifaz und wahrscheinlich schon zur Römerzeit die angesehenste Mutterkirche gewesen, behauptete sein oberhirtliches Ansehen in Schwaben über die Bisthümer Straßburg, Augsburg, Konstanz und Chur, in Franken über Worms, Speyer, Würzburg und Eichstätt; dazu kamen die neuen sächsischen Bisthümer zu Paderborn, Hildesheim und Verden. Für das eben so alte Kölner Erzbisthum blieben nur Minden, Osnabrück, Münster, Lüttich, Utrecht übrig. Mit Trier waren schon zur Römerzeit Metz, Toul und Verdun verbunden. Unter den baierischen Bisthümern hatte

Salzburg den Vorrang und wurden ihm Freising, Regensburg, Passau und Seben-Brixen untergeordnet.

Jedes Bisthum wurde zertheilt in Archidiakonate, deren Bezirke öfter mit den alten Gaugrafschaften zusammen fielen. In jedem wurden die Orte und Tage bestimmt, an welchen sich die benachbarten Gemeinden versammeln mußten, unter ihnen insbesondere vollfreie, ehrbare und angesehene Männer, um auf Befragen öffentlich Zeugniß abzulegen über den Sittenstand in der Gemeinde. Solche unabhängige Männer erhielten daher den Namen sendbare Freie, welches Wort später seines Begriffs wegen zu Semperfreien, d. h. Allzeitfreien, verderbt wurde. Die Archidiakonate aber zerfielen wieder in Dekanate. Jedesmal eine Anzahl Pfarrer hatte einen aus ihrer Mitte zu wählen, welcher die Aufsicht über ihren Lebenswandel führte, zur Erörterung gemeinsamer Angelegenheiten sie versammelte, und darüber regelmäßig mit dem Bischof verkehrte.

Mehr noch als auf dem Lande, wurde in den Städten ein enger Zusammenhang des Klerus hergestellt. Um die Mitte des achten Jahrhunderts wollte Bischof Chrodegang dem rohen und ausgelassenen Wesen der Domgeistlichen steuern. Neues zu diesem Zweck ließ sich nicht erfinden. St. Benediktsregel aber galt in allen Klöstern und brachte ihre guten Früchte: sie nahm Chrodegang zum Vorbild und vermochte seine Geistlichkeit dazu, zusammen zu ziehen zu gemeinschaftlichem Haushalt, zur gegenseitigen Erbauung durch Vorlesen von Gebeten und heiligen Schriften, zur Pflege des Kirchengesangs, und zur Aufnahme und Schulung von Knaben und Jünglingen, damit gute Geistliche daraus würden. Nicht aber übernahmen sie die andern Arbeiten und Gelübde der Mönche, und behielt Jeder sein eigenes Vermögen. Weil diese geistlichen Herren zu bestimmten Stunden sich versammelten, um aus einem Kirchenvater oder aus dem Kirchenrecht das Kapitel, welches an der Reihe war, zu hören und zu erwägen, so nannten sie ihre Gemeinschaft das Kapitel. Auch kam der Name Kanoniker auf, weil sie streng nach kanonischen Satzungen lebten und gleichwohl keine Klosterleute waren. Diese Einrichtung fand bei dem Volke großen Beifall, und Karl der Große hielt darauf, daß in allen Bischofsstädten die Geistlichen sich solcher Gestalt vereinigten. Als die Städte volkreicher wurden, bildeten sich an vielen Hauptkirchen ähnliche

Gemeinschaften von Geistlichen oder wurden gleich anfangs von dem Stifter vorgesehen und mit regelmäßigen Einkünften ausgestattet.

So schloß sich aller Orten der Ring der Geistlichkeit zusammen und vom Volke ab als ein eigenthümlicher Adelsstand voll Würde und Heiligkeit, dem man sogar höheres Wehrgeld einräumte. Auswahl und Erziehung von Kindesbeinen an, sowie eine unablässige, unentrinnbare Zucht prägten ein unvertilgbares Standesbewußtsein aus, dessen Träger den göttlichen Dingen gleichsam näher gerückt waren und nach fremdem römischen, nicht nach Landrecht lebten. Es ergab sich daher von selbst ein besonderes Standesgericht: Streitigkeiten, die in geistlichen Kreisen vorfielen, gehörten nicht vor das weltliche Gericht. Allein die Bischöfe verlangten auch, daß bei Klagen wider Geistliche nur deren Standesgericht anzurufen sei, sowohl in Schuldsachen, als bei Verbrechen. Das gab Anlaß zu vielen Streitigkeiten, und man kam gewöhnlich überein, daß Schuldforderungen gegen Geistliche erst dem Bischof angezeigt wurden und erst dann, wenn seine Vermittlung nicht half, vor dem weltlichen Gerichte zum Austrag kamen, ein geistlicher Verbrecher aber von einem gemischten Gerichte abgeurtheilt wurde. Ja, die Ortsgerichte mußten sich wehren, damit ihnen nicht auch solche Prozesse entzogen würden, in welchen es sich um Rechte an unbeweglichen Sachen handelte, wenn ein Geistlicher dabei betheiligt war. Mönche, Nonnen und Priester lebten ja anders als insgemein Männer und Frauen, sie hatten andere Gesetze, viel strengere Moral: es schien sich von selbst zu verstehen, daß sie in allen Dingen frei seien vom Zugreifen des weltlichen Arms.

4. Ausdehnung der kirchlichen Strafgewalt.

Im selben Grade aber, als der geistliche Stand sich der weltlichen Justiz entzog, erstreckte die Kirche weiter und weiter ihre besondere Gerichtsbarkeit in weltliches Gebiet hinein. Da sie der Ehe sakramentalen Charakter beilegte, ließ sich nichts einwenden, wenn sie alle Ehesachen und damit auch die Frage, ob ein Kind ehelich geboren, vor ihre Entscheidung zog. Wer einen Geistlichen antastete, griff gleichsam in das Heiligthum der Kirche ein und beging einen Frevel, der um eben soviel härter zu bestrafen, als ein Kirchenräuber

ärger war, als ein Straßenräuber. Nur die Kirche selbst konnte ihn freisprechen, durfte ihn also auch vor ihr Gericht ziehen. Dieses aber griff noch viel weiter, indem man vollends den Begriff der Sünde in den Vordergrund stellte. Was konnte nicht Alles als Sünde erscheinen! Nicht allein Blutschande, wucherisches Treiben, Meineid, — sondern, wenn Jemand einen Vertrag geschlossen hatte und wollte ihn nicht halten, so war das auch eine Gewissenssache. Oder, wenn ein Testament gemacht und, wie gewöhnlich geschah, auf den Altar gelegt oder sonstwie geistlicher Obhut anvertrauet war, so hatte der Beichtiger den Verwandten in's Gewissen zu reden, daß sie den Willen des Verstorbenen müßten heilig halten. Das geschah insbesondere auch bei Freilassungen von Leibeigenen und bei Schenkungen an die Kirche. Und gehörte es nicht auch zum Amte eines Predigers des Friedensevangeliums, die Beilegung mörderischer Fehden zu vermitteln und schlimmsten Falles mit den Schrecken des Kirchenbanns dazwischen zu fahren! Kurz, es wollte niemals recht gelingen, eine unbestrittene Gränzlinie zwischen weltlicher und geistlicher Gerichtsbarkeit zu ziehen.

Karl der Große hatte auch in Sachen der Kirche, des Unterrichts und der öffentlichen Sittlichkeit ein kräftiges Regiment geführt. Auf die Gefahr, welche ihrer Freiheit drohte, aufmerksam gemacht, und begünstigt durch die mönchische Denkungsart seines Nachfolgers und durch die Schwäche mehrerer Nachkarolinger, ließ die Geistlichkeit alle Mittel spielen, um die Kirche von der Staatsgewalt loszulösen, und es war in dieser Richtung unter den Geistlichen und Mönchen ein solches Drängen und Treiben, daß es nicht lange mehr dauerte, bis die Kirche das Gesetzbuch ihrer vollen Unabhängigkeit fertig hatte. Beschleunigt wurde der Hergang nicht bloß durch das bohrende Bedürfniß nach voller, freier Bewegung der Kirche, wesentlich spielte mit eine höhere Sehnsucht. Die Vorstellung des römischen Weltreichs ließ die Leute nicht los: ohne das Weltreich, so glaubten Viele, komme unausbleiblich das Verderben der Völker und der Untergang des Christenthums. Nun war es doch zu deutlich geworden, daß ob dem ewigen Widerstreit der Königreiche unter einander kein Weltreich zu Stande kam, auch Theodorich und Karl der Große hatte es nicht schaffen können auf die Dauer. Da lag der kühne Gedanke nicht so fern, die Kirche werde es gründen, ein Weltreich, verklärt durch das

Christenthum, müsse alle Völker umfangen, und der Papst darin das Haupt sein.

Das Gesetzbuch der freien Kirchenherrschaft entstand im germanischen Nordwesten Frankreichs, vielleicht zu Rheims, möglicherweise auch in der Hauptstadt des größten Erzbisthums, auf dem alten Römer-Boden zu Mainz, auf welchem die größte Begeisterung und Thatkraft für die Kirche heimisch war, die allein als rettende Macht erschien, um Christenthum und edlere Bildung über der Rohheit und dem Elend der Zeiten empor zu halten. Dort oder im germanischen Nordwesten Frankreichs wurden wahrscheinlich auch die ersten Ansätze zu der falschen Urkunde erdacht, nach welcher Kaiser Konstantin dem Papste Rom und Italien und das ganze Abendland geschenkt und deshalb den Kaisersitz nach Konstantinopel verlegt haben sollte. Denn in Rom selbst, wo die römische Ueberlieferung doch nicht so ganz getrübt war, hatte man schwerlich die plumpe Lüge gewagt. Jenes kirchliche Gesetzbuch aber erschien als das Buch des spanischen Bischofs Isidor, welcher einst die päpstlichen Dekrete aus dem ersten Jahrhunderte sammelte: man hatte gegen hundert Dekrete der ersten Päpste hinzugedichtet und allerlei Stellen aus den heiligen Schriften, den Kirchenvätern und den Beschlüssen der Kirchenversammlungen beigebracht, Alles zu dem Zweck, die Freiheit und Einrichtung der Kirche in ein vollendetes System zu bringen und ihre Ehre und Unabhängigkeit zu umkleiden mit stählernem Panzer. Nach diesen pseudoisidorischen Dekretalen, deren Erfinder eine Gesetzesform für bereits bestehende Anstalten, Grundsätze und Meinungen schufen, sollte einerseits das Kirchenregiment von allen weltlichen Einflüssen frei und ledig sein, und kein Weltlicher, wer er auch sei, über einen Geistlichen Gewalt haben; andererseits wurde, — in beständiger Verwechslung des Stellvertreters des Apostelfürsten mit Christus selbst, dem Papst als dem Allbischof die oberste Kirchenregierung, die Besetzung der Bischofsstühle, die Appellationsgerichtsbarkeit in allen, und die alleinige Gerichtsbarkeit in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche, und nicht minder das alleinige Recht zugesprochen, Kirchenversammlungen zu berufen und ihre Beschlüsse zu bestätigen oder zu verwerfen. Damit erhielt die Kirche den festen Grund und Boden, auf welchem sie den Kampf mit des Kaisers Recht und Gewalt aufnehmen konnte. Kaum fünfzig Jahre nach Karl des Großen Tode konnte, gestützt auf diese falschen

Dekretalien Papst Nikolaus I. es unternehmen, König und Kirche Frankreichs seiner richterlichen Gewalt zu unterwerfen.

Hiermit war die Entwicklung vollendet, die nothwendig sich von damals an ergeben mußte, als die ersten Glaubensboten bei einem fast staatslosen Volke, das sich eben erst der römisch-griechischen Kultur erschloß, begannen, das Christenthum einzuführen, das sich mit eben dieser Kultur und ihrer politischen Form, dem Staatswesen des römischen Kaiserthums bereits durchwachsen hatte.

Druck von J. Osterhuber, München—Schwabing.